



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



UNIVERSITY OF IOWA
LIBRARIES

XI = 11¹²



Die Hülfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark, beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark, beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 5506,
Postcheckkonto: Amt Berlin 8683
Unverlangten Einsendungen ist
keits das Rückporto beizufügen.
Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hülfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareilzeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Kellamezeile 1,50 M., Einfache Zeilen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Aannahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

An unsere Leser! — Politische Notizen (An die Abziehenden. — An die Daheimbleibenden. — Kriegsgottesdienste. — Der Reichstag. — Deutsche Sozialdemokratie. — Gewerkschaften und Bund der Landwirte. — 5 Milliarden. — Berichterstattung vom Kriege. — Jean Jaurès †.) — Friedrich Naumann: Der Krieg. — Dr. Ernst Jäckh: Die Weltlage. — Dr. Paul Rohrbach: Warum es sein muß. — Gerhard Hilbrand: Habsburgische Balkanpolitik. — Dr. Gertrud Bäumer: Nationaler Frauendienst. — Eugen Lewin: Zum Verständnis des Prophetismus. — Dr. Erich Schairer: Werkbund und Hinterhaus. — Harry Söberg: Die Leute am Meer. — Gedichte. — Pfarrer D. Gottfried Traub: Krieg. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

An unsere Leser!

Von unserer Schriftleitung ist Herr Wilhelm Heile, der verantwortliche Redakteur, zur Truppe gegangen und hat sich in Emden bei der Küstenverteidigung angemeldet, ebenso ist der Sekretär des Unterzeichneten, Herr Dr. Erich Schairer, zur württembergischen Truppe abgereist. Die Schriftleitung wird von mir und Frä. Dr. Gertrud Bäumer weitergeführt. Vom Hilfsverlag ist Herr Kennebach zur Armee berufen worden. So geht es uns wie allen anderen. Wir wollen aber „Die Hülfe“ während des Krieges, soweit es möglich ist, fortführen und rechnen dabei auf die Treue unserer Leser, die uns nie gefehlt hat.

Von allen unseren Gesinnungsgenossen und Parteifreunden erwarten wir, soweit sie nicht im Dienste des Heeres stehen, daß sie sich an sozialen Hilfsarbeiten in der Heimat beteiligen. Der Parteistreit ruht, das Vaterland gebietet. Da wir immer für Landheer und Flotte und für Patriotismus der Masse eingetreten sind, so ist das, was jetzt von uns verlangt wird, für keinen von uns innerlich fremd. Es muß nur die Probe darauf gemacht werden, ob die vorhandenen Gesinnungen sich auch bewähren.

Wir bleiben, was wir waren: sozial, freiheitlich und vor allem deutsch und zuverlässig dem Vaterlande. Es grüßt die Getreuen daheim und im Meer

Fr. Naumann.

Politische Notizen

An die Abziehenden. Geht hinaus und seid ehrliche Kerle, tut, was ihr sollt! Jeder einzelne von euch ist nur ein kleines Glied am riesigen Körper, es kommt aber auf jeden an. Ihr seid es nicht, die die Welt regieren, ihr habt den Krieg nicht gemacht, er ist über euch gekommen und hat euch aus Familie, Arbeit, Verkehr,

Liebe, Erwerb, Gewohnheit herausgerissen. Ob ihr ihn jetzt billigt oder nicht, welche theoretischen Meinungen ihr sonst über ihn habt, das ist jetzt völlig vorbei. Der Krieg ist da, und ihr seid mitten drin. Das ist alles, und das ist genug. Seid ganz, was ihr sein sollt, Soldaten, Kämpfer, treue Vertreter der Lebenskraft unseres Staates! Und wiisset dabei, daß die Heimat mit Liebe, Fürsorge und Hoffnung an euch hängt, an jedem von euch! Alle Gedanken aus allen Städten und Dörfern sind bei euch! Seid getrost, haltet euch wacker und haltet den Tod nicht für das größte Unglück! Das größte Unglück ist die Schmach. Diese wird nicht an euch heran kommen dürfen. Ihr wollt uns klaren Auges wiedersehen. Gehet den Geschossen entgegen, ihr müßt es tun. Es ist keine geringe Sache, sich schießen zu lassen, aber ihr müßt es tun — für das Deutschland, das nach uns kommt.

An die Daheimbleibenden. Täglich müßt ihr wissen, daß auch das Daheimbleiben ein Kriegsdienst ist, eine notwendige stille Arbeit, ohne die der Sieg nicht errungen werden kann. Alles muß in Gang bleiben, obwohl so viele Mitarbeiter fehlen. Die Truppen müssen von der Heimat aus versorgt sein. Den Verlassenen muß geholfen werden. Die Stadtverwaltungen brauchen männliche und weibliche Hilfe, die Krankenpflege wird bald große Aufgaben übernehmen, die ganze Volkswirtschaft will weiter leben. Das ist euer Feld, da habt ihr ohne Senzen und Murren euren Dienst zu tun! Mancher möchte gern hinaus, kann aber nicht; nun denn, so sei er ein Soldat der Arbeit für die anderen! Unsere Vertreter sind es, die da draußen lagern und marschieren. Unser Fleisch und Blut ist es, was im Felde sich regt und dessen Wunden zu rinnen anfangen. Tun wir ihnen von der Heimat aus zu Liebe, was wir können, gedenken wir ihrer und verschlucken wir unseren Gram und unsere Sorgen, weil sie noch mehr aushalten müssen als wir!

Kriegsgottesdienste. Alle Völker rufen zu Gott, obwohl sie wissen, daß von zwei Kämpfenden immer nur einer siegen kann. Reicht es, über diese von ganz Europa in die unsichtbare Welt hineingesendeten Bitttrufe zu spotten, aber wer das tut, ist ein schlechter Kenner der menschlichen Seele. Wie hätten vor 100 Jahren unsere Väter siegen können, wenn sie nicht an den lebendigen Gott glaubten, der den Tyrannen stürzen könne? Als man von der sichtbaren Gewalt an das unsichtbare Recht appellierte, hob man die Augen auf zur Hauptstelle aller Gerechtigkeit und rief zu ihr: Herr hilf denen, die vergewaltigt werden! Auch im Jahre 1870 war der Gottesglaube draußen in Nacht und Wundgeschrei eine Macht, die durch nichts anderes ersetzt werden kann. Der einzelne braucht sich nicht philosophisch mit allen Rätseln der Welterklärung auseinanderzusetzen. Dazu hat er jetzt gar keine Zeit. Er nimmt den vorhandenen Glauben als Kraft, so wie er da ist. Ueber Theologenfragen reden wir nach dem Krieg, jetzt sind wir alle nur Menschen, die von den jenseitigen Gewalten getragen werden wollen in ihren hundertfältigen Nöten. Darum Achtung allen menschlich tapferen Feldgeistlichen, allen frommen Krankenschwestern, allen Helfern aller Konfessionen!

Der Reichstag. Unser Blatt wird fertiggestellt, während der Reichstag zusammentritt. Es ist kein Zweifel, daß er in voller Einmütigkeit mit der Regierung das beschließt, was die Not der Zeit fordert. Unsere Volksvertretung hat in nationalen Kampfeszeiten nie versagt. Sie mag sonst oft kleinlich und zerrissen erscheinen, aber schon der Wehrbeitrag wurde von allen ohne Unterschied beschlossen. Das Vaterland über die Partei! Ein solcher Reichstag

sollte freilich von vornherein bei Änderungen der politischen Lage zugezogen werden, und zwar in Form eines Ausschusses für auswärtige Angelegenheiten. Das hätte am sachlichen Verlauf gar nichts geändert, würde aber der Ehre der Volksvertretung angemessen gewesen sein. Von der Volksvertretung müssen größte und schwerste Geldbewilligungen und Rechtsveränderungen verlangt werden, sollte es da nicht ein für allemal als angebracht gelten, sie auch an der diplomatischen Entstehung der Dinge zu beteiligen, die ihr dann doch unterbreitet werden müssen? Es kommt im Krieg alles auf die Masse an. Könige allein können keinen Krieg führen. Das Volk soll aufstehen, das Volk muß wollen. Es wird wollen, trotz aller bisherigen Kränkungen seines bürgerlichen Rechtes. Vergeben und vergessen müssen jetzt die Schändlichkeiten des preussischen Wahlrechts sein und aller derartiger Kram. Jetzt geht es um etwas Höheres als um Wahlrechte. Aber das wenigstens kann die Masse in solcher Zeit verlangen, daß ihre Vertreter dauernd zugezogen werden. Es wird das nicht zum Schaden der Nation sein. Auch die Regierungen müssen lernen, national zu denken und das ganze Volk heranzuziehen. Nation bedeutet Kraft nach außen und Bürgerrecht im Innern. Kein Krieg ohne die Einheit der zwei großen Mächte Demokratie und Kaiserium.

Deutsche Sozialdemokratie. Die Sozialdemokratie stellt sich mit beiden Füßen auf den Boden der Tatsachen und wird vaterländische Arbeiterbewegung. Sie bewilligt die Kriegsausgaben und arbeitet ohne allen Unterschied mit uns allen. Das haben wir von ihr immer erwartet, aber wir wurden deshalb Träumer genannt. Jetzt im Gewitter des europäischen Krieges erfüllen sich die nationalen Hoffnungen der deutschen Idealisten. Ein sozialdemokratischer Freund sagte gestern: „Wir haben in wenigen Tagen 50 Jahre erlebt.“ Die vortreffliche Organisation und Disziplin der deutschen Sozialdemokratie wird eine nationale Einrichtung zur Erleichterung der Kriegsnöte und zur Regelung der sehr schwierigen Arbeitsverhältnisse. Nicht als ob das ohne Reibungen gehen würde, aber es wird gehen, da der feste Wille vorhanden ist.

Gewerkschaften und Bund der Landwirte. Es werden von beiden Seiten Opfer gebracht. Die Gewerkschaften sind mit zeitweiliger Außerkräftstellung sozialpolitischer Gesetze einverstanden und die Bündler mit zeitweiliger Nichtbeachtung der Zölle. Der Naturzustand ohne Sozialpolitik und ohne Zölle kehrt wieder, wo der Krieg alle geordneten Regeln zerbricht. Nicht als ob die Kinder und Frauen schußlos der Ausbeutung ausgeliefert sein sollten — daran denkt kein Mensch! Aber es muß in gewissen Arbeitszweigen Tag und Nacht gearbeitet werden, damit das Heer belledet und ernährt wird. Ebenso denkt niemand daran, jetzt eine grundsätzliche Bollenscheidung herbeizuführen; nur tatsächlich ist das Zollsystem zerbrochen, und wir sind froh für alles Getreide, das über die Grenze hereinkommt. Und um die Ernte hereinzubringen, schließen Bund der Landwirte und Gewerkschaften einen Vertrag zur Vermittelung und Kontrolle von Arbeitern — das ist ein wunderbares Erlebnis für den, der beide Teile kennt. Solche Wunder machen ein Volk unüberwindlich.

5 Milliarden. Der Kriegsbeginn soll 2,3 Milliarden kosten und jeder weitere Monat nach dem ersten etwa $\frac{1}{4}$ Milliarde. Das ergibt eine Riesenschuld, die entweder von einer Kriegssentschädigung oder von unseren Steuern bezahlt werden muß. Wer in diesem Kriege unterliegt, ist finanziell fast ruiniert. Es ist der kapitalistischste Krieg, der jemals war. Das Volksvermögen steht auf dem Spiel; verlieren wir, so sind wir arm. Dann ist die Periode des deutschen Wirtschaftsaufschwunges vorbei. Um das zu erreichen, verbünden sich alle Gegner. Wir aber wollen bleiben und wachsen, wir wollen uns nicht in die Nebengasse der Weltgeschichte drücken lassen. Das Wagnis ist ungeheuer, aber da es uns aufgezwungen wird, so bleibt uns nichts anderes übrig: wir verdoppeln die Reichsschuld, wir borgen 5 Milliarden.

Berichterstattung vom Kriege. Es wird ein schweigsamer Kampf werden, denn die Armeen wollen keine unkontrollierbaren Berichterstatter mitnehmen. Die deutsche Heeresleitung erläßt strenge Vorschriften und beschränkt die Zahl der zugelassenen Pressevertreter

auf das äußerste. Das hat sein gutes Recht, denn wir erinnern uns aus dem Jahre 1870, daß damals die literarischen Schlachtenbummeler eine Plage der Truppe waren und gelegentlich Dinge verrieten, die geheim bleiben sollten. Es ist damals vorgekommen, daß die französische Leitung auf dem Wege über London Nachrichten von deutschen Heeresbewegungen erhielt. Wenn das vermieden werden kann, so tritt jede andere Rücksicht in den Hintergrund. Es ist freilich etwas viel verlangt, wenn ein ganzes Volk auf Nachrichten wartet und dann mit absichtlich dunkel gehaltenen Aussprüchen hingehalten werden muß. Wir nehmen an, daß die Heeresleitung nicht schweigsamer ist als nötig, weil sonst das unsagbare Gerücht sich an Stelle der beglaubigten Nachricht setzt. Schon diese ersten Tage sind voll von Gerüchten, die kein Mensch auf ihren Ursprung verfolgen kann. Ein besonders peinliches Beispiel war die vorzeitige Mobilmachungsnachricht im Hause Scherl, ein anderes die Börsennachricht von der Revolution in Paris, ein weiteres die durch alle Berliner Straßen geseufte Mitteilung von der japanischen Kriegserklärung. Aus Senfationsnachrichten wird in aller Eile ein Geschäft gemacht. Das wuchert in dem Maße, als man nichts Sicheres weiß. Wir brauchen einen täglichen öffentlichen Nachrichtendienst, auf den man sich absolut verlassen kann, und zwar auch bei schlechten Nachrichten. Es ist falsch, wenn Niederlagen verschleiert werden. Das deutsche Volk verträgt es, die unvermeidlichen Wechsel des Kriegsglücks ohne Färbung mitzuerleben.

Jean Jaurès †. Der Krieg begann mit dem Morde des österreichischen Thronfolgerpaars, und Mord ist die Fortsetzung in Paris. Ein wild gewordener Anhänger der dreijährigen Dienstzeit hat den besten Freund Deutschlands in Frankreich niedergeschredt. Wenn jetzt nicht alle Welt mit dem Krieg beschäftigt wäre, so würden auch die Nichtsozialisten Deutschlands den Charakter und die eigenartige Größe dieses Mannes besser würdigen, als es leider im großen Getöse der Mobilmachung geschehen kann. Jaurès war nach Bebel's Tode der bedeutendste Kopf der internationalen Sozialdemokratie, war aber durchaus etwas anderes, als was sich der Spiehbürger unter einem internationalen Sozialisten vorstellt, viel praktischer, realistischer und politischer. Obwohl spanischer Abstammung (Zuarez), war er mit Leib und Seele französischer Staatsmann, und zwar in Richtung auf deutsch-französische Annäherung. Als er am Sonnabend vor Pfingsten mit den deutschen Abgeordneten in Basel zusammensaß, war er der Mittelpunkt der Tagung. Damals sagte er: „Ich bin guter Franzose und als solcher bin ich ein Freund der Deutschen.“ Das mag heute im Krieg sehr weltfremd klingen, aber wenn einmal genug Blut vergossen sein wird, werden viele Hände gerade nach solchen Männern sich ausstrecken. Seine Politik ist vom blindwütigen Zarisismus zerdrückt worden, war aber auch vom französischen Standpunkt aus besser als das, was nun geschieht. Jaurès hatte einen sicheren Blick und Takt für das parteipolitisch Mögliche und wuchs damit über den bloßen Sozialistenführer zum Kopfe der französischen Linken überhaupt empor. In großen Angelegenheiten wurde er der Sprecher aller freigeistlichen Elemente. Seine Redekraft war ungeheuer, etwas wortreicher, als wir es lieben, aber glänzend im französischen Sinne und doch dabei handfest, so massiv bisweilen wie der starke Körper des Redners. Jaurès war ein sehr guter Kenner der deutschen Philosophie und Literatur, sprach ein langsames, aber sicheres Deutsch und interessierte sich für alle geistigen Vorkommnisse auf unserer Seite. Daß ihn vor einigen Jahren die Berliner Polizei aus Rücksicht auf den Zaren nicht reden ließ, war ein echter Schilfbürgerstreich. Was wir vom Zaren Gutes zu erwarten hatten, sieht man ja jetzt! Um des Zaren willen einen Mann wie Jaurès zurückzustößen, gehörte zu den vielen kleinen Fehlgriffen, die in der Vorgeschichte des großen Krieges leider auch gebucht werden müssen. Jetzt ruht Jaurès und erlebt nicht mehr, wie alle bösen Geister sein Werk zu zerstören trachten, uns aber fehlt beim Gedanken nach Paris sein gutes, ehrliches, berbes Gesicht. Mit wem sollen jetzt die Deutschen Frieden machen, wenn es einmal so weit ist? Trotz des Krieges legen wir im Geist einen Kranz auf das Grab gerade dieses Franzosen.

Naumann / Der Krieg

Das Schicksal verlangt von uns, daß wir tapfer sind. Wir Deutsche haben den Krieg nicht gesucht, werden ihn aber führen, so gut wir können. Was damit von uns allen verlangt wird, kann im gegenwärtigen Zeitpunkt noch niemand übersehen, denn der Krieg von heute ist etwas ganz anderes und viel Schwereres als alle früheren Kriege. Er kommt über uns wie ein dunkles Verhängnis und stellt an alle, vom Kaiser bis zum letzten Mann die größten Anforderungen, wirft alle unsere sonstigen Rechnungen und Pläne über den Haufen und zwingt Große und Kleine, sich als einen ungeheuren kämpfenden Körper zu fühlen. Der Krieg bringt in alle Werkstätten und fast in jeden Haushalt. Alles Einzelleben fühlt seine Kleinheit; der Tod steht auf der Lauer und wartet, wen er verschlinge. Alle Leidenschaften wachen auf bis hin zum Mord am politischen Gegner, wie wir es eben an der Freveltat gegen Gaurès erlebten. Ein ganzer Erdteil sieht sich vor dem Unglaublichen, und alle Menschheit auf der Erdoberfläche zittert mit.

Mußte das so kommen?

Wer kann sagen, daß etwas kommen muß? Es sind schon sehr viele Kriege nicht eingetreten, von denen angenommen wurde, daß sie unvermeidlich seien. Immer ist nämlich ein gewisses Maß von Spannung und Streitstoff vorhanden, und beständig hat die Vernunft damit zu tun, die vielen unregelmäßigen Triebe und Veränderungswünsche zurückzudrängen und auszugleichen. Schon seit Jahren konnte irgendwo plötzlich das Netz der Diplomatie zerreißen, immer jedoch wurde noch eine Formel oder sonst ein Ausweg gefunden. Zwei Balkankriege verliefen, ohne daß das übrige Europa davon allzu stark berührt wurde. Aber allerdings es blieb ungeklärter Stimmungsgegensatz in wachsendem Maße übrig. Die Vernunft allein reichte nicht mehr aus, um den aufgewühlten Südosten des Erdteils zu regeln. Zu dieser Lage kamen die Bomben und Schüsse der serbischen Bomben in Sarajewo. Daß die Schüsse so gut trafen, war das letzte Signal zum Aufhören des Vertrauens. Oesterreich fühlte sich von unkontrollierbarer serbischer Feindschaft bis aufs Blut bedroht; Oesterreich-Ungarn mußte über diesen Mord Klarheit schaffen, es mußte seine Würde erhalten. Das ist der Ausgang der grenzenlosen Wirrnisse.

Wir schulden es unserem eigenen guten Gewissen, daß wir diesen Anfang des Krieges nicht außer Augen lassen. Wir führen den Krieg nicht um einer Erwerbsfrage willen oder auch nur wegen einer deutschen Streitangelegenheit. Die deutsche Politik hat keinen Anlaß zu irgendwelchen fremden Beanstandungen gegeben. Noch in der Marokkofrage und bei den deutsch-englischen Verhandlungen sind wir als Deutsche schließlich-friedlich mit Franzosen und Engländern ausgekommen. Unser Volk fühlte kein Kriegsbedürfnis, und wir haben in überwältigender Mehrheit die unüberlegten Stimmen der Kriegsinteressenten zurückgewiesen. Auch gegenüber Rußland haben wir keinen Anlaß zur Kriegsfurie gegeben, gar keinen! Wir sind in diesen Kampf nur durch unser deutsch-österreichisches Bundesverhältnis hineingezogen. Das bewahrt uns vor Selbstvorwürfen und macht es selbst dem strengsten Friedensfreund innerlich möglich, mit unserer Reichsleitung zusammenzugehen. Deutschland hat keine Hände in dieser gewaltigen Sache.

Wer aber noch tiefer graben will, der fragt, ob wir nicht doch den Oesterreichern unsere Hilfe versagen sollten, um für jetzt kriegsfrei zu bleiben. Für jetzt! Damit ist alles gesagt. Es ist wahr, daß wir Oesterreich-Ungarn seinem Schicksal gegenüber dem Panславismus überlassen konnten, aber erstens wäre das untreu und zweitens wäre es dumm gewesen, denn dann konnten wir den Dreibund nie wiederherstellen und standen ganz allein inmitten einer Welt von Feinden. Deutschland und Oesterreich-Ungarn haben sich gegenseitig nötig auf Tod und Leben. Das ist es, was wir zur Halbjahrhundertfeier der preussisch-österreichischen Kämpfe durch die Tat bekennen, daß es eine großdeutsche mitteleuropäische Politik gibt. Jetzt ist 1866 ganz vorbei: ein Volk von Brüdern!

Und der alte Mitkämpfer von damals, der Italiener ist hoffentlich mit dabei. Er kann sich nach den Schlachten mit den Oesterreichern noch über den Nordrand des Gardasees unterhalten, vorläufig aber rufen wir ihn und seine tapferen beweglichen Soldaten, wenn es sein muß, auch nördlich über die Alpen.

Diese drei, der Deutsche, der Oesterreicher (Ungar) und der Italiener reichen sich die Hände und wollen tapfer sein gegen die Ueberzahl. Wir wollen uns nicht Kleinkriegen lassen! Es ist ein unheimlicher Heerbann, der gegen uns aufgebildet wird, aber mit todesmutiger Eingabe dreier solcher Völker und Staaten läßt sich ein Sieg erfechten. Das müssen, das wollen wir glauben, weil wir verloren sind, wenn wir es nicht glauben. Jetzt gibt es kein Rückwärts mehr, nun hilft kein Geseufze, jetzt muß die Pflicht getan werden! An die Gewehre!

Die Älteren von uns haben noch den Anfang des Krieges von 1870 in der Erinnerung und vergleichen damals und heute. Damals war von vornherein der Gegner fest erkennbar: der Franzose. Gegen ihn bestanden noch Erbfeindschaften von 1813. Das ist jetzt alles anders. Wir haben keine franzosenfeindliche Stimmung mehr. Woher sollte sie kommen? Wir besaßen auch kaum eine russenfeindliche Stimmung trotz vieler schnöder und brutaler Handlungen. Die Zahl unserer Gegner ist jetzt viel größer als damals (zur Stunde noch unübersehbar), und eine einheitliche Front fehlt. Man singt die „Macht am Rhein“, aber sie paßt nicht mehr ganz, weil der Rhein längst Deutschlands Strom und nicht Deutschlands Grenze ist, und wir hoffen, daß um den Rhein nicht wieder gekämpft wird. Noch hat der neue Krieg seinen volkstümlichen Inhalt nicht, eben weil er ein reiner Verteidigungskrieg ist. Wir müssen uns in ihn hineinfinden, da wir ihn nicht gesucht haben. Aber das weiß jedermann, daß es blutig ernst ist, mehr als je.

Von vornherein ist offenbar, daß wir Deutsche die Hauptlast des Krieges zu tragen haben. Sowohl Russen wie Franzosen werfen sich gegen uns, und da niemand an zwei Stellen zugleich sein kann, so muß das deutsche Heer geteilt werden, was von vornherein zeitweilige Niederlagen auf einer Seite möglich macht. Man nimmt an, daß wir zunächst im Westen angreifen und im Osten verteidigen. Sollte daraus vorübergehender Mißerfolg sich ergeben, so ist es vaterländische Pflicht, das ruhig zu tragen und den Mut nicht sinken zu lassen. Und erst dann wird der deutsche Geist in ganzer Kraft aufflammen und alle Opfer werden gebracht werden, wenn man sieht, daß fremde Mächte unsere deutschen Staaten zertreten.

Opfer werden gebracht werden! Da sind die Frauen, die mit Kindern ohne Brot zu Hause sitzen; Eltern, die der Kinder entbehren, deren sie bedürfen. Es wird viel Not entstehen, mehr als dieses Geschlecht von Menschen je gekannt hat. Da muß bei Mann und Frau der Geist vollstümlicher Hilfsbereitschaft vom ersten Tage an wachsen: Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern! Aber noch drohender als die Not der Soldatenfamilien kann die Sorge um die Arbeit werden. Als wir 1870 Krieg führten, waren wir noch in der Hauptsache ein Bauernvolk und hatten es darum leichter. Jetzt leben viele Millionen nur vom Lohne, und der Lohn kann über kurz oder lang ausbleiben. Wer hilft dann? Hier entstehen sozialpolitische Kriegsaufgaben von früher nicht gekannter Größe. Dazu kommt das Steigen der Lebensmittelpreise. Alles bürgerliche Leben wird erschüttert, jeder Haushalt bewegt, jede Sicherheit umgestoßen. Das ist der Krieg! Wir kennen ihn noch nicht, aber wir sind entschlossen, seinen Anforderungen zu genügen.

Ist es nicht etwas Großes und Erhabenes, wenn ein Volk gemeinsam zu wollen anfängt? Aller gewöhnliche Kleinfram erscheint mit einem Male als gering, und das verborgene Leben der Gesamtheit hebt sich sichtbar in die Höhe. Auch unsere Parteistreitigkeiten verlieren ihren Sinn, solange als der Staat selbst verteidigt werden muß. Jetzt haben wir keine Zeit für Rechthabereien und Eitelkeiten. Wir alle sind eine Partei, nämlich ein heiliges, entschlossenes Volk. Die Konfessionen reichen sich die Hände, die Klassenkämpfe werden verschoben, die alten Wunden werden vergessen, bis wir einst wieder Zeit haben für innere Streite, soweit sie nicht von selbst mit hinweggeschwunden sind im Strome des allgemeinen Erlebens. Jetzt gilt es wirklich: Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!

Kommt, laßt uns tapfer sein vor dem Feinde und zu Hause, vor dem Tode und vor der Mühe, tapfer und willig. Wir alle sind der Staat.

Ernst Jäch / Die Weltlage

Eine einzige Woche hat genügt, um ein österreichisches Ultimatum in Belgrad zu einem Ultimatum in Petersburg und in Paris auszuwachsen zu lassen. Der Serbe, dem die erste Kriegserklärung Oesterreichs gegolten hat, spürt in Wirklichkeit von einer Kriegsführung jetzt nur so viel, daß er seine Hauptstadt von der Grenze ins Innere hat verlegen müssen: der Oesterreicher bleibt an der serbischen Donaugrenze stehen, um mit gesammelter Kraft gegen das nördliche Rußland vorstoßen zu können. Aber Deutschland ist bereits von russischen und französischen Truppen betreten, und die englische Flotte macht zur Stunde mobil. So hat das Balkanwort schließlich doch recht behalten: daß das Balkangebirge das Dach Europas bedeute und daß ein Balkandachbrand das ganze Europagebäude in Flammen setzen und daß dann der deutsche Mittelpunkt zugleich das Zentrum der größten Gefahr werde. Die Balkankriegserklärung zwischen Oesterreich und Serbien ist zur russisch-französischen Kriegsführung gegen Deutschland geworden, und dieser europäische Krieg scheint sogar zum Weltkrieg sich weiterwälzen zu wollen. Jeder Tag, jede

Stunde vergrößert die Kriegsfläche und die Wahrscheinlichkeit der Beteiligung für zunächst Widerwillige.

Sichere Tatsache ist heute (am Montag) erst der Krieg der beiden Dreiverbandsmächte gegen zwei Dreibundsmächte. Dieser Krieg wird im Osten Deutschland und Rußland in der Richtung der Weichsellinie gegeneinander führen: mit deutschem Vorstoß nach Russisch-Polen und mit russischem Einfluten in Ostpreußen, und er wird im Westen die Entscheidung auf französischem Boden bringen müssen.

Noch ist heute unsicher, aber schon wahrscheinlich die Beteiligung des dritten Dreibundsgenossen Italien und des dritten Dreiverbandsfreundes England. Der Dreibundvertrag verpflichtet Italien nur unter Voraussetzungen, wie sie bis zur Stunde noch als fraglich gelten. Doch wird der kluge Wille und die kluge Berechnung Italiens sich auch in die Tat umsetzen können, besonders auf Grund der neuesten österreichisch-italienischen Gebietsabmachungen: so werden deutsche, österreichische und italienische Kriegsschiffe im Mittelmeer in eine Rechnung zu stellen sein.

Und England? Es ist durch keinerlei Verträge weder an Rußland noch an Frankreich gebunden; es hat sogar ernsthafteste Interessengegensätze mit Rußland. England hat andererseits eine Kulturgemeinschaft mit Deutschland, und die zwei Jahre deutsch-englischer Verständigung haben vorteilhafte Gemeinschaftsgeschäfte für beide Teile gebracht. Und doch wird eine englische Kriegs-beteiligung gegen Deutschland möglich, wenn die militärische Aktion Deutschlands gegen Frankreich sich zu Entschlüssen genötigt sieht, durch die sich England beunruhigt fühlt. Schon scheint die für Deutschland militärisch notwendige Besetzung des neutralen Luxemburg in London die angekündigten Entschlüssen zu beschleunigen. Wir können Klarheit nur wünschen: eine englische Neutralitätserklärung für den Augenblick, die jeden Tag auf Grund neuer Ereignisse geändert werden kann, oder auch eine englische Unbestimmtheit, die uns gleichfalls festlegt, ist für uns gefährlicher als eine baldige, klare Gegnerstellung.

So werden Dreibund und Dreiverband gegeneinander stehen können, und jeder der beiden Teile wird sich nach politisch-militärischen Reserven umsehen müssen. Wer ist wie Deutschland und Oesterreich Nachbar Rußlands? Schweden im Norden und Rumänien im Süden, und am Schwarzen Meer Bulgarien und Türkei. Schweden hat eine ansehnliche Armee und auch eine beachtliche Flotte, und Schweden weiß, was es für seine Selbständigkeit von Rußland zu fürchten hat: eine schwedische Mitwirkung gegen Rußland wäre ein Gewinn für Deutschland. Rumänien hat zunächst seine Neutralität erklärt. Nun wird Rumänien seit einiger Zeit vielfach als Ueberläufer zu Rußland gewertet — wie wir glauben, mit Unrecht: es wird sich erweisen können, daß Rumäniens Neutralität das Gegenteil von einer russischen Parteinahme bedeutet. Auch Bulgarien erklärt zurzeit seine Neutralität: bei der durch die jetzige serbische Haltung veranlaßte Neuordnung der Balkandinge werden bulgarische und österreichische Interessen in der gleichen Linie liegen und auch bulgarische und rumänische Berechnungen in Einklang zu bringen sein. Die Türkei kann nicht wünschen, in einen neuen Krieg verwickelt zu werden; aber sie hat den Verschuß im Bosporus gegen die russische Schwarze-Meer-Flotte in der Hand, und es wird sich bald zeigen müssen, ob Rußland durch den Bosporus ins Mittelmeer durchstoßen will, um gegen die österreichische Flotte zu kämpfen; dann

Könnten die türkischen Schiffe mit einem englischen Admiral sich Rußland entgegenstellen müssen.

Auch Japan ist ein Nachbar Rußlands, und die öffentliche Meinung Deutschlands rechnet zurzeit mit Japans Mitwirkung gegen Rußland. Wie aber, wenn ein englisch-japanischer Vertrag gerade das Gegenteil bewirkt? Oder wenn japanische Verrechnung sich sagt, daß, da Deutschland sich um eine russische Schwächung mühen muß, Japan der lachende Dritte werden kann, auch Kiautschau gegenüber?

Und noch ein Fragezeichen vom Balkan: wo wird Griechenland stehen, wenn die österreichische Abrechnung mit Serbien und eine bulgarische Beteiligung Neu-Griechenland berührt?

Die Belgrader Frage hat über Wien und über Petersburg-Paris-Berlin getroffen: der europäische Krieg, der Weltkrieg ist zu einem Krieg um die Existenz Deutschlands geworden. Feinde ringsum! Neidische, ja haßerfüllte Feinde mit dem Willen zur Vernichtung der deutschen Großmachtsstellung, der deutschen Entwicklung. Deutschland hat diesen Krieg nie und nimmer gewollt; die deutsche Regierung ist bis an die äußerste Grenze der Friedfertigkeit gegangen, und die Geschichte dieser Zeit wird gegenüber der ränkevollen Verlogenheit der russischen Regierung, gegenüber dem Völkerrechtsbruch, wie ihn Rußland und Frankreich in diesen Tagen begangen haben, die Reinheit des deutschen Ehrenschildes und die Sauberkeit des deutschen Gewissens leuchten lassen. Aber ebenso sicher ist, daß das deutsche Volk mit einer einmütigen Entschlossenheit zupersichtlich der ganzen großen Schwere den nächsten Entscheidungen entgegenstreitet. Es werden schwere, sehr schwere Zeiten das deutsche Volk auf die letzte Probe stellen: es geht uns Ganze, um Sein oder Nichtsein. Das ist der Kampfspreis: nicht Eroberung von Land, nur Erhaltung als Volk. Wir haben keinerlei Grund, zu verzagen; aber wir haben allen Grund, uns heute schon zu stärken, uns zusammenzunehmen für die Stunden und Tage schwerster Prüfungen. Das Ende muß sein, daß wir uns behaupten; aber der Weg dahin heißt: Hingabe bis zum Äußersten und Glaube an das Deutschtum. Es ist ein Freiheitskrieg, ein heiliger Krieg!

Paul Rohrbach / Warum es sein muß

Heute, am Sonntag, hörten wir eine Kriegspredigt. Eine kleine Stadt in der Mark Brandenburg; eine alte Kirche mit mächtigem Wehrturm aus dem 14. Jahrhundert; dicke schmutzige Mauern aus Granitsteinen, die der skandinavische Riesengletscher der Vorzeit auf seinem Rücken herangeschleppt und schmelzend auf dem norddeutschen Boden zurückgelassen hat. Sonst, erzählte man uns, sind die Leute hier schlechte Kirchgänger — Sonntags oft nur ein Duzend, und wie gewöhnlich Frauen und Alte in der Mehrzahl. Heute war alles bis auf den letzten Platz gefüllt: Einwohner, Sommergäste, Kriegervereine — die Fahne neben dem Altar. Kaum einer, von dem kein Angehöriger durch die Mobilmachung betroffen war; kaum ein Gesicht, auf dem nicht der vaterländische Ernst der Stunde mit der Sorge um Mann, Vater, Bruder, Sohn, Verlobten sich mischte.

Ein Eingangslied von Kaiser und Reich. Dann statt des Episteltextes ergreifende Worte vom alten Ernst Moritz Arndt. Gerade vor hundert Jahren sprach er sie zum deutschen Volke von Vaterland und Heimat. Posaunen und Chorgefang: Wir treten zum beten . . . Das Lutherlied und als Bibeltext der

46. Psalm, von Feinden, Krieg und Rettung. So oder ähnlich werden an diesem Sonntag viele Gottesdienste in Deutschland ausgefallen haben. Ich dachte bei mir, wie sich wohl die Russen und die Franzosen im Herzen auf diesen Krieg rüsten mögen. Vielleicht hätte bei uns die eine oder die andere Posaune noch etwas richtiger blasen können, aber das verschwand hinter dem überwältigenden Gefühl der tiefen und vollen Aufrichtigkeit, mit dem jeder einzelne alles, was da gesungen und gesprochen wurde, als den wahrhaftigen Ausdruck dessen empfand, was seine eigene Seele bewegte. Auch bei den Russen wird um den Sieg gebetet werden, aber wie mag es sich beten, wenn die Kirche Messen für die serbischen Königsmörder halten läßt und ihr Haupt, der Kaiser, diesen Krieg für den russischen Namen mit einer hinterlistigen Falle für die Friedensliebe des deutschen Volkes und seines Kaisers beginnt? Und Frankreich? Die atheistische Republik betet ja überhaupt nicht. Die Mütter und die Bräute werden wohl trotzdem der Jungfrau Kerzen und Gelübde weihen und ein kaiserlicher General mag mit dramatischer Geste seinen Säbel dem priesterlichen Weihwedel halten. Wir aber wissen, worum es für uns geht. Man hat oft spottender und zweifelnder Weise gesagt: im Kriege betet jede Partei um den Sieg und jede empfiehlt Gott ihre Sache als die gerechte. Unser Pastor meinte heute in der Predigt: nicht das ist das wichtigste für uns, daß Gott auf unserer Seite ist; sorgen wir vielmehr dafür, daß wir auf der Seite Gottes sind!

Können wir von unserer Sache sagen, daß sie die Sache Gottes ist? Sicher nicht so, als ob Gott Partei wäre im Streit der Nationen. Wenn wir aber glauben, daß unser Volk die ihm von Gott gewiesene Aufgabe hat, seine Kräfte zu erhalten und zu entfalten, um an seinem Teil etwas Tüchtiges für den Fortschritt der Menschheit zum Guten und Wahren zu leisten, so dürfen wir, ja müssen wir auch darauf vertrauen, daß Gott uns helfen wird, wenn wir um unser Dasein, um unsere ganze Zukunft zu kämpfen gezwungen werden. **G e z w u n g e n!** Das ist es. Unsere Predigt von heute sprach von der angegriffenen Ehre Deutschlands und von der Pflicht, dem Bundesgenossen zu helfen. Beides zugegeben, aber ich wartete immer noch auf das Dritte, das Entscheidende, das eigentliche, zwingende **M u ß!** Bismarck, der mit einer festen Religiosität von altem Schrot und Korn die rücksichtslose realpolitische Erkenntnis der Tatsachen vereinte, hat oft gesagt: Kein Vertrag, keine Bundesgenossenschaft könne einen Staat dazu zwingen, seine eigenen Lebensinteressen fremden dienstbar zu machen. Interessengemeinschaft ist als haltbares Unterfutter für jeden Staatsvertrag notwendig, heißt es in den „Gedanken und Erinnerungen“. Bei uns und Oesterreich-Ungarn handelt es sich aber bei diesem uns aufgezwungenen Kriege um mehr als bloße Interessengemeinschaft. Wir müssen unserm Verbündeten nicht nur darum helfen, weil wir es ihm im Dreibundvertrag zugesagt haben, sondern weil wir selber von der äußersten Gefahr bedroht sind, sobald er dem feindlichen Angriff erliegt.

Was Rußland dem habsburgischen Staatswesen zumutet, ist Selbstmord. Zu Oesterreich und zu Ungarn gehören einige zwanzig Millionen Slawen; ungefähr die Hälfte der Gesamtbevölkerung der Monarchie. Ein besonders zahlreiches und kräftiges Element sind die Serben, und gerade von diesem Volk ist ein Teil in einem eigenen nationalen Staatswesen außerhalb Oesterreich-Ungarns organisiert. Rußland, das Oesterreichs Feind ist, benützt das Serbentum, um das staatliche Gefüge des Gegners zu lockern; jedermann weiß, daß nach russischer wie serbischer Auffassung das Königreich Serbien ein

russischer Schutzstaat ist und gleichzeitig Belgrad die Zentralstelle für die allserbische, auf Zertrümmerung Oesterreich-Ungarns gerichtete Agitation. Von Franz Ferdinand, dem ermordeten österreichischen Thronfolger, glaubte man, daß er die serbische Gefahr für Oesterreich durch den Zusammenschluß der österreichischen und der ungarischen Südslawen zu einem dritten politisch autonomen Körper — die Idee des sogenannten Trialismus — beseitigen wollte. Es ist wohl möglich, daß dadurch die großserbische Agitation außerhalb des Königreichs an Kraft verloren hätte; vielleicht hätte sogar umgekehrt das große habsburgische Serbien das kleine Serbien der Kara-georgiewitsch und das noch kleinere des Königs Nikita anzuziehen begonnen. Gerade darum der Mord von Serajewo. Gibt es etwas Einleuchtenderes, als daß Oesterreich-Ungarn nach dieser Untat nur die Wahl zwischen Selbstauflösung und Unschädlichmachung Serbiens besaß? Wenn es Serbien nicht zwingen soll, bindende Garantien gegen die Fortsetzung der von dort ausgehenden revolutionierenden und meuchelmörderischen Politik des Allserbentums zu geben, so ist das ebenfögt, wie der unterschriebene Verzicht auf die eigene staatliche Weiterexistenz.

In diesem Augenblick kommt Rußland mit dem Verbot, Serbien ernstlich zu strafen, mit der Forderung, Oesterreich solle diesen jederzeit zur Explosion zu bringenden Minengang in den Mauern seines politischen Gefüges nicht ausräumen dürfen! Man braucht es nur einmal auszusprechen, um deutlich zu sehen, daß es sich diesmal wirklich um Sein oder Nichtsein der Monarchie handelt. Wenn man jemandem die Wahl stellt, ob er sich selbst umbringen oder erst noch um sein Leben kämpfen will, so ist es doch nicht zu verwundern, wenn er die zweite Möglichkeit vorzieht. In der Lage ist Oesterreich. Für uns tritt damit der Bündnisfall ein. Bündnis? Was würde geschehen, wenn wir die Hilfe verweigerten oder wenn wir überhaupt keine Bundesgenossenschaft mit Oesterreich hätten und uns gleichgültig gegen seine Krisis verhielten? Ich habe schon vor einer Woche an dieser Stelle gesagt, daß nach Oesterreich ohne Zweifel wir an die Reihe kämen. Rußland hat uns Frieden und Freundschaft angeboten, wenn wir den Dreibund fahren ließen und Deutsch-Oesterreich annectierten, als vermeintliche Kompensation dafür, daß die christlichen Balkanstaaten samt und sonders russische Vasallen werden, Ungarn, Tschechien, der böhmisch-mährische Keil, der in den deutschen Volkskörper eindringt, und Groß-Serbien entsprechend organisiert werden; der Bosporus und die Dardanellen sich in russische Gewässer verwandeln und von der asiatischen Türkei soviel wie möglich unter russischen Einfluß kommt. Dies und nichts weniger ist der letzte Sinn der mannigfachen russischen Anregungen der letzten Zeit, von der angeblichen Mission des Grafen Witte bis zu dem Brief des St. Petersburger Professors Mitrofanoff an Delbrück, der im Juniheft der „Preussischen Jahrbücher“ erschien und mit seiner rücksichtslosen Offenheit wie ein Fanal die innerlich bereits aufs äußerste gespannte Lage beleuchtete.

Mitrofanoff sagte es uns rund und deutlich heraus, was wir jetzt erleben: räumt uns den Besitz der türkischen Meereengen und die Hegemonie über die Balkanhalbinsel und die Südslawen ein und gebt Oesterreich preis — sonst Kampf auf Tod und Leben! Diese Ankündigung, deren furchtbaren Ernst kein Wissender bezweifeln konnte, hat mit dazu beigetragen, daß unsere maßgebenden Stellen sich entschlossen, sobald wie möglich auch die Ausbildung unserer letzten noch freien Menschenreserve zu fordern, der 40 000 waffenfähigen jungen Leute, die wir immer noch Jahr für Jahr uneingezogen lassen.

Im Herbst wäre die Vorlage wohl schon gekommen, aber die Ereignisse sind noch schneller gewesen.

Unser Volk ist zu den Waffen gerufen worden, um mit der Existenz des Freundes und Bundesgenossen seine eigene Zukunft vor der Gefahr des Erdrücktwerdens durch die slawische Riesenmacht, die Rußland aufrichten will, zu retten. Was sich jetzt ereignet, ist eine Wiederholung der Schicksalsfrage an Preußen, als Napoleon 1805 Oesterreich und das verbündete Rußland angriff und König Friedrich Wilhelm III. „neutral“ blieb. Als die Schlacht von Austerlitz geschlagen war, da war auch die preussische Niederlage von Jena im Voraus mit entschieden. So wie Napoleon sich nur ein Jahr nach dem Siege über die Oesterreicher und Russen auf Preußen warf, um seine Macht in Europa vollkommen herzustellen, so würden wir die russischen Taten zu spüren bekommen, wenn wir Oesterreich im Stich ließen. Darum muß es sein und darum unser Bekenntnis: Mit Gott in den Krieg!

Gerhard Hildebrand / Habsburgische Balkanpolitik

Der den Lesern der „Hilfe“ wohlbekannte Oesterreicher Richard Charmaß hat in der Teubnerschen Sammlung eine „Geschichte der auswärtigen Politik Oesterreichs im 19. Jahrhundert“ erscheinen lassen (Band I 1912, Band II eben jetzt 1914), die vielen zum Verständnis der österreichisch-ungarischen Balkanpolitik gute Dienste leisten kann. Beim Durchblättern der flott geschriebenen Bändchen drängen sich mir folgende Gedanken auf:

1. Lebenskräftige Staaten sind in der Vergangenheit fortgesetzt zur Ausdehnung gezwungen gewesen, um nicht an Bevölkerungszahl und Militärkraft von aufstrebenden Nachbarn überholt zu werden. Daher die wechselnden Frontstellungen der Habsburger Monarchie gegen Rußland, die Türkei und Frankreich, Italien und Preußen.

2. Die Grenzen ihrer Ausdehnung liegen in der nationalen Organisations- und Wachstumskraft ihrer Nachbarn, daher die Zurückdrängung der Habsburgermacht aus Italien und Deutschland.

3. Die Nationen im Südosten Europas sind zu schwach gewesen, sich aus eigener Kraft zu erheben, sie verdanken ihre Selbständigkeit nächst dem Erlahmen der türkischen Macht der hundertjährigen Rivalität Oesterreich-Ungarns und Rußlands um die Vorherrschaft auf dem Balkan. Das diplomatisch-militärische Spiel zwischen diesen dreien und anderen Beteiligten (England, Italien) findet bei Charmaß eine bündige, aber klare Darstellung.

4. Zu den politisch-militärischen Gesichtspunkten der Ausdehnungspolitik treten in den letzten Jahrzehnten wieder in verstärktem Maße wirtschaftliche (die auch für Friedrich den Großen beispielsweise eine Rolle gespielt haben, aber zeitweilig ruhen können, wie Bismarcks Wort von der Saturiertheit Deutschlands beweist). Diese neuerdings auch für Oesterreich-Ungarn immer wichtiger werdenden Gesichtspunkte kommen bei der notgedrungen summarischen Darstellung von Charmaß nicht ganz zu ihrem Recht.

5. Angesichts des scheinbar für die Ewigkeit stabilisierten „europäischen Gleichgewichts“ resümiert Charmaß seine Auffassung im Schlußwort: Die Umwälzungen, die sich auf der Balkanhalbinsel in den letzten Jahren vollzogen haben, zwingen zu der Annahme, daß sich das Gebiet der Habsburger

Monarchie in absehbarer Zeit nicht mehr werde ausdehnen lassen. Der Gedanke an die Erweiterung in Europa sei also für die Habsburger Monarchie nach menschlichem Ermessen unzeitgemäß geworden. Das Wort des Grafen Andrássy hinter dem Berliner Kongreß, daß nun die Tore nach Saloniki offen ständen, sei überholt. Der letzte Balkankrieg habe sie geschlossen, und sie würden sich so leicht nicht öffnen. — Diese Resignation eines österreichischen Patrioten beweist den Friedenswillen unserer Bundesgenossen, aber die Ereignisse der letzten Tage zeigen, daß die Weltgeschichte nicht stillsteht.

6. Infolge der ungeheuer gewachsenen Dimensionen der weltpolitischen Bühne und des engen Nebeneinander konsolidierter Staaten in Europa sind der Ausdehnung der Einzelstaaten heute allerdings festere Grenzen als ehemals gezogen. Dafür gewinnt die durch Bündnispolitik gestützte Interessengemeinschaft um so größere Bedeutung und dauernden Bestand. Wir müssen uns endgültig darüber klar werden, daß der nationale Staat heute in Europa nur als Glied einer internationalen Gemeinschaft seine Aufgaben erfüllen, seine Zukunft sichern kann. In diesem Sinne grüßen wir in schwerer Stunde unsere Bundesgenossen, die auf uns angewiesen sind, wie wir auf sie: Für Sein oder Nichtsein, für weiteren Aufstieg oder Untergang!

Gertrud Bäumer / Nationaler Frauendienst

Die Arbeit der deutschen Frauen hat im gegenwärtigen Augenblick einen gegebenen und vorbereiteten Mittelpunkt, das ist die Arbeit der vaterländischen Frauenvereine vom Roten Kreuz. Diese Vereine übernehmen das Gesamtgebiet der Krankenpflege, des Sanitätsdienstes und sicher einen großen Teil der Extraverpflegungen der Truppen auf den Bahnhöfen usw. Ein anderes Gebiet der Fürsorge dieser Vereine ist die sogenannte Kriegswohlfahrtspflege; d. h. Hilfeleistungen in gewissem Umfange für die zurückgebliebenen Familien derer, die im Felde sind. In den kleinen Städten werden vielleicht die vaterländischen Frauenvereine imstande sein, auch auf diesem Gebiet das Erforderliche zu tun. In den Großstädten ist es zum Teil anders. Hier muß die soziale Hilfsarbeit aller der Vereine einsetzen, die in Friedenszeiten für die verschiedenen Formen wirtschaftlicher Bedürftigkeit eintreten.

Die große Notwendigkeit, die in diesem Augenblick das ganze Gebiet dieser Hilfstätigkeit beherrscht, ist eine Konzentration der Mittel und Kräfte. Es ist sehr wahrscheinlich, und die Ansätze dazu sind schon da, daß sich jetzt hundert Stellen aufstun, von denen aus Geld gesammelt und Hilfe versprochen wird. Mittel und Kräfte werden sich zersplittern, und dem Mißbrauch der allgemeinen Bereitschaft wird Tür und Tor geöffnet.

Für die gesamte freiwillige soziale Hilfsarbeit kann es neben dem Roten Kreuz in diesem Augenblick nur noch einen Mittelpunkt geben; das sind die städtischen Verwaltungen. Nach einem Gesetz von 1888 werden den Familien der Eingezogenen gesetzliche Unterstützungen im Bedürfnisfall gezahlt, die durch die städtischen Verwaltungen und ihre Organe verteilt werden. Es sind zu diesem Zwecke besondere Unterstützungskommissionen im Anschluß an die Steuerbezirke vorgeesehen. Diesen Kommissionen müßte sich die gesamte freiwillige soziale Hilfstätigkeit angliedern, und zwar in der Form, daß jeder öffentlichen Kommission eine andere

für die freiwillige Hilfsarbeit an die Seite gestellt wird, die im engsten Anschluß einerseits an diese Unterstützungskommission für den Kriegsfall, andererseits an die öffentliche Armenpflege und ferner an die Arbeitsnachweise, die Meldestellen des Roten Kreuzes usw. arbeitet. Nur auf diese Weise ist es möglich, rasch und zweckmäßig zu helfen und Mißbräuche möglichst auszuschließen.

Der Bund deutscher Frauenvereine, der viele Hunderte von sozial arbeitenden Frauenvereinen in ganz Deutschland umfaßt, hat schon am 1. August den Plan einer solchen Organisation an seine Lokalvereine herausgegeben, sie angewiesen, sich mit den bestehenden Wohlfahrtsvereinen ihrer Stadt in Verbindung zu setzen, ihr Arbeitsgebiet gegenüber den vaterländischen Frauenvereinen abzugrenzen und ihren städtischen Verwaltungen ihre Hilfe in der gekennzeichneten Form anzubieten. Das Preussische Ministerium des Innern hat sich mit diesem Plan sofort einverstanden erklärt und ihn seinerseits den unterstellten Provinzial-, Kommunal- und Kreisverwaltungen mit der Verfügung zugehen lassen, die hier angebotene Hilfe anzunehmen. In vielen Städten haben die Vereine diese Zentralisation bereits eingeleitet.

Es werden also unter dem Titel „Nationaler Frauendienst“ den städtischen Kommissionen sich allenthalben Ausschüsse angliedern, die aus den privaten Wohlfahrtsvereinen einer Stadt gebildet sind. In diesen Ausschüssen wird die Organisation aller Arbeit zusammengefaßt, die — abgesehen von den Aufgaben des Roten Kreuzes — von freiwilligen Hilfskräften jetzt überhaupt geleistet werden kann. Diese Tätigkeit beschränkt sich nicht allein auf das Unterstützungswesen. Es kommen noch zwei große andere Gebiete außerdem in Betracht. Das ist erstens die Arbeitsvermittlung und zweitens die Mitarbeit bei der Durchführung aller Maßnahmen, die von den städtischen Verwaltungen angesichts der entstehenden Lebensmittelteuerung getroffen werden.

Die Arbeitsvermittlung kann natürlich als solche nur durch die öffentlichen Arbeitsnachweise und die Arbeitsnachweise der Berufsverbände durchgeführt werden. Trotzdem bleiben Aufgaben für diese Unterstützungsausschüsse, nämlich einmal die Verbindung zwischen Arbeitsvermittlung und Unterstützung herzustellen, und dann als Auskunftsstellen zu dienen, von denen aus die sich meldenden Personen an die richtigen Stellen gewiesen werden. Es ist ja selbstverständlich, daß die städtischen Unterstützungskommissionen schon durch ihre Verteilung über die Stadtbezirke Mittelpunkte für die Beratung der Bevölkerung in allen Fragen werden, die durch die gegenwärtige Lage für sie entstehen. Für die Arbeitsvermittlung selbst werden Verhältnisse entstehen, die häufig nach der Schablone der Arbeitsnachweise nicht behandelt werden können, sondern eine individuellere Beratung erfordern, als sie an den öffentlichen Stellen möglich ist. Diese kann in diesen Ausschüssen für die freiwillige Hilfsarbeit stattfinden. Man kann gewissermaßen eine Vorförderung der Kräfte für die in Betracht kommenden Arbeitsmöglichkeiten vornehmen, den erfahrungsgemäß hilflosen Bevölkerungsteilen ein Hin- und Herlaufen an den unrichtigen Stellen ersparen. Selbstverständlich ist, daß die eigentliche Vermittlung nur von Arbeitsnachweisen vorgenommen werden kann, wenigstens da, wo solche vorhanden sind. Es wird aber auch viele Orte geben, an denen Meldestellen jetzt eingerichtet werden müssen. Darauf hinzuweisen ist, daß auch das Rote Kreuz viele nicht nur freiwillige Hilfskräfte, sondern auch bezahlte Kräfte für seine Aufgaben braucht. Es wird Meldestellen einrichten, die in Verbindung mit unseren Hilfsausschüssen stehen sollen.

Die Vermittlung freiwilliger Hilfskräfte wird gleichfalls an diesen Stellen erfolgen können. Auch hier ist ein Hand-in-Hand-Arbeiten mit dem Roten Kreuz vorgesehen, sofern von den dortigen Meldestellen die Kräfte überwiesen werden, die mehr im sozialen Dienst der Zivilbevölkerung arbeiten wollen, während umgekehrt der nationale Frauendienst dem Roten Kreuz alle diejenigen zuweist, die für freiwillige Krankenpflege und ähnliche Dienste gewillt und — worauf es sehr ankommt — auch geeignet sind.

Städtische Maßnahmen gegen die Lebensmittelteuerung werden jetzt selbstverständlich in größtem Maßstabe eingesetzt und haben zum Teil schon eingesetzt. Wir werden ein Gesetz bekommen, das den Städten die Festsetzung von Maximaltagen ermöglicht. Die Städte werden selbst Lebensmittel in großen Vorräten, soweit es ihnen möglich ist, beschaffen und auf diesem oder jenem Wege unter die Bevölkerung bringen. Die Hauptaufgabe wird dabei sein, der schon jetzt ins Kraut schießenden wirtschaftlichen Gedankenlosigkeit und dem kleinlichen Egoismus mögliche Hemmungen in den Weg zu legen. Es ist in den letzten Tagen sowohl von den Hausfrauen wie von den Ladeninhabern wahrhaftig nicht in dem patriotischen und sozialen Sinne gehandelt worden, der eigentlich jetzt selbstverständlich sein sollte. Familien, die ganz imstande sind, sich auch durch eine Zeit gesteigerter Lebensmittelpreise ohne Schwierigkeiten durchzubringen, haben sich bis unter's Dach mit Lebensmitteln verproviantiert und dadurch eine Preistreiberei befördert, die für alle die verhängnisvoll werden muß, denen es nicht möglich ist, große Vorräte für lange Zeit hinaus anzuschaffen.

Die Maximaltagen werden hier die schlimmsten Auswüchse beseitigen. Aber es werden weiterhin eine Menge positiver Verproviantierungseinrichtungen der Städte kommen und notwendig sein. Nach allen bisherigen Erfahrungen erscheint es praktisch, daß städtische Verkaufshallen für Lebensmittel ihre Vorräte möglichst reservieren für die Schichten der Bevölkerung, die, ohne Armenunterstützung nötig zu haben, nicht gut imstande sind, die Maximalpreise zu zahlen. Geschieht dies nicht, so wird es relativ wenig nützen, wenn städtische Verkaufsstellen billigere Preise machen als der Handel. Es wird an diesen Stellen ein Kampf ums Dasein entbrennen, bei dem vermutlich nicht diejenigen immer siegen werden, denen die städtische Fürsorge zugute kommen sollte. Am richtigsten scheint es, wenn an diesen Verkaufsstellen mit Marken bezahlt wird, die an den städtischen Steuerkassen nur an Leute bis zu einer gewissen Einkommensgrenze ausgegeben werden. Es lassen sich selbstverständlich noch viele andere Wege ausfindig machen, um die öffentliche Lebensmittelfürsorge den Kreisen wirklich zugute kommen zu lassen, die sie am notwendigsten brauchen. Auch hier wird aber sehr häufig für Kontrolle, Aufsichtsdienst, Recherchen, Ausgabe von Marken usw. ein Heer freiwilliger Hilfskräfte besonders aus dem Kreise der Hausfrauen mitwirken können.

Ein letztes Wort noch über die notwendige Konzentration der Mittel, die jetzt zur Verfügung gestellt werden. Der „Nationale Frauendienst“ wird für sich keine Aufrufe zu Geldsammlungen erlassen, sondern in seinen Aufrufen die Zahlstellen der städtischen Verwaltungen für die Entgegennahme freiwilliger Beiträge nennen. Für das gesamte Unterstützungswesen ist diese Zentralisation die allerwesentlichste Bedingung, wenn seine Leistungen überhaupt ohne Kraftverlust und Reibungen zur Durchführung kommen sollen. Wozu aber der „Nationale Frauendienst“ aufruft, das ist die Sammlung freiwilliger Hilfskräfte. Ihre Schar kann überhaupt gar nicht

groß genug sein. Es brauchen gar keine Worte darüber verloren zu werden, daß in diesem Augenblick jede Frau so gut wie jeder Mann verpflichtet ist, die letzte Kraft in den nationalen Dienst zu stellen.

Eugen Lewin / Zum Verständnis des Prophetismus

Die großen Propheten des alten Bundes, die den Grundton der Weltanschauung des Judentums angeschlagen haben, sind dennoch keine Philosophen gewesen. Sie haben ihre unsterblichen Gedanken nicht in Form von Lehrsätzen ausgesprochen, sie haben keine philosophischen Lehrgebäude, keine Systeme entworfen und ausgeführt, ihre leidenschaftlich bewegte, pathetische Sprache ergeht sich nicht in abstrakten Begriffen und in wissenschaftlichen Deduktionen. Und obwohl sie der Weltanschauung des Judentums die Bahn gewiesen haben, so haben sie schon deshalb, weil ihr Interesse in genialer Einseitigkeit dem religiösen und sittlichen Verhalten der Menschen zugewendet war, niemals daran gedacht, eine Weltanschauung, die die Allheit der Probleme von einem Punkte aus zu erfassen sucht, zu erdenken. In allen ihren Reden beziehen sie sich direkt auf die religiösen, sozialen, politischen Zustände ihres Volkes, und ihre schwungvolle Polemik erwächst aus der Geschichte ihrer Zeit in bestimmtem Zusammenhang und in enger Anlehnung. Sie erheben Protest gegen den falschen Kultus, gegen die Mythosgläubigkeit ihrer Volksgenossen; die Verarmung der bäuerlichen Bevölkerung, herbeigeführt durch die fortschreitende Bildung von Großgrundbesitz, erweckt ihre heftigsten Anklagen. Sie rufen ihr „Rehe!“ aus über die Reichen, „die Haus an Haus reihen, Feld an Feld rücken, bis kein Platz mehr bleibt“ (Jesaja 5, 8 ff.), über die großen Herren, die Besitzer der Latifundien, die von der Entwicklung der sozialen Ungleichheit, der Verarmung und Entrechtung der breiten Massen profitieren.

„Sie verkehren in Barmut das Recht

Und werfen die Gerechtigkeit zu Boden.

Sie hassen den, der im Tore für das Recht sich einlegt,

Und verabscheuen den, der die Wahrheit redet.

Darum, weil ihr die Eeringen zertreten

Und Abgaben an Korn von ihnen nehmet,

Sollt ihr zwar Paläste aus Quadersteinen euch bauen,

Nicht aber in ihnen wohnen,

Sollt ihr zwar köstliche Weinberge pflanzen,

Nicht aber ihren Wein trinken.

Denn ich weiß, wie groß eure Verbrechen sind

Und wie zahlreich eure Vergehungen.

Die Unschuldigen bedrängt ihr, nehmt Bestechung

Und unterdrückt die Armen im Gericht!“ (Amos, 5, 7 ff.)

Bestimmend greifen die Propheten in die äußere ebenso wie in die innere Politik der Regierung ein und suchen, wie vor allem Jesajas, auf die Entschlüsse der Fürsten Einfluß zu gewinnen. Als die finstere Wolke der assyrischen Großmacht am politischen Horizonte aufsteigt, lassen sie gleich Wächtern, die auf der hohen Burgzinne Tag und Nacht nach Gefahren ausschauen, ihren Warnungsruf vernehmlich erschallen. Aber so sehr auch ihre Polemik aus der Geschichte ihrer Zeit erwächst, so sehr wächst sie anderseits über ihre Zeit hinaus, getragen und beflügelt von Ewigkeitsgedanken. Sie wären nicht die erleuchteten Geister der religiösen und der sittlichen Erkenntnis, sie wären nicht Propheten, wenn es anders wäre. Gleichwohl sind ihre Erkenntnisse keine philosophischen. Aus der Not und den Sorgen ihrer Zeit hervorquellend, ist ihre Prophetie selbst in der Form von Reden, Flugschriften und „Sturmliedern“, in der ihre Offenbarungen zur Darstellung gekommen sind, keine Weltanschauung. Die Lehren, die Weisungen, die sie ihrem Volke erteilen, schließen sich nicht zu einem festen Weltbilde zusammen. Aus der Gelegenheit des Augenblicks sind sie geboren, und so sehr sie sich auch von diesem ihrem Geburtsort entfernen, so lösen sie sich dennoch nicht von ihm.

loß. Der konkrete Anlaß, aus dem sie hervorgehen, ist gleichsam der Boden, in welchem sie wurzeln, und aus dem sie die pulsierende Kraft und das stürmische Temperament gewinnen. Der „jähle Einsatz“ charakterisiert den prophetischen Stil; „er liebt es, sofort mitten in die Situation zu führen“. (Hermann Gunkel, *Ausgewählte Psalmen*, 1911, 3, S. 9.) So eignet den Gedanken der Propheten nach dem Ausdruck, den sie ihnen gegeben haben, nicht diejenige abstrakte, von der psychologischen und geschichtlichen Verursachung isolierte Selbstständigkeit, die dem Gedanken den Eigenwert des philosophischen Begriffes und dem Zusammenhang von Gedanken die Geltung eines philosophischen Systems verleiht. Dieses Urteil betrifft also zunächst lediglich den Stil, das Gepräge, den Ausdruck der prophetischen Verkündigung, zu dem sich freilich der gedankliche Inhalt nicht rein äußerlich, wie ein Futteral, verhält; würde man sie daraus herauszuziehen versuchen, so würde man sie verletzen. Andererseits aber ist doch nicht zu verkennen und zu vergessen, daß die Propheten der Weltanschauung, der Philosophie des Judentums die Wege gewiesen haben. Die jüdischen Religionsphilosophen des Mittelalters haben daran gearbeitet, die Gedanken der Propheten in die Sprache der Philosophie zu übersetzen. „Gott hat uns,“ so sagt bereits Saadia Gaon (892–942 n. Chr.), der Begründer der jüdischen Religionsphilosophie, „kundgetan, daß wir durch Forschen und Philosophieren über jedes einzelne diejenige Ueberzeugung erhalten werden, die uns die Propheten als Glauben verkündet.“

Die Propheten sind zwar keine Philosophen, aber sie sind ganz sicherlich echte Dichter gewesen. Das Pathos ihrer Rede und die rhythmische Ordnung, durch welche dieses Pathos kunstvoll gemeißelt wird, kennzeichnen sie als solche. Ihre Gesichte, ihre Verkündigungen sind Schöpfungen einer titanischen, aufs Erhabene in tiefstem Ernst gerichteten Phantasie. Sie machen auf uns den Eindruck bald von feierlichen Hymnen, bald von leidenschaftlichen Sturmgesängen, bald von lyrischen Liedern, in denen Gott den Propheten „gab zu sagen, was er leide“. Diese künstlerische Schöpferkraft der Propheten ist es, die es uns ganz deutlich macht, warum die neuen, weltbewegenden Gedanken, mit denen die Propheten in die Geschichte ihres Volkes und in die Kultur der Menschheit getreten sind, nicht zu abstrakten Begriffen und zu Lehrsätzen gerinnen konnten. Sie hätten nicht Dichter sein müssen, um Philosophen zu sein. Weil sie religiöse Dichter waren, waren ihnen ihre Erkenntnisse Offenbarungen. Sie hätten sich nicht zu einem musikalischen Rhythmus begeistern lassen und ihre Gedanken nicht in die geheimnisvollen Formen uralter Mythen verwandeln müssen, um Definitionen zu bilden und Schlüsse zu ziehen.

In der Geschichte der alttestamentlichen Dichtkunst nehmen die Propheten eine einzigartige, ja, eine zentrale Stellung ein. So haben sie die alten Kultlieder, die, geheiligt durch eine feste Tradition, seit Jahrhunderten in den Tempeln gesungen wurden und in ihrer Struktur durch die heiligen Handlungen, die sie begleiteten, bestimmt waren, — diese alten Kultlieder haben sie in ihre Dichtungen aufgenommen, sie nachgeschaffen, aber indem sie ihnen ihren neuen, prophetischen Geist einhauchten, von innen heraus umgebildet. Der neue und höhere Gehalt der prophetischen Erkenntnis durchdrang die altertümliche Form, in die er gegossen wurde, bildete sie um und veredelte sie, indem er sie zu den heiligsten und tiefsten Regungen des Herzens in Beziehung brachte. „So ist auch die Lyrik des israelitischen Volkes durch die Propheten anders geworden als zuvor. Sie haben sie vor allem aus den Ufern der kultischen Sitte befreit, in die sie bis dahin gebannt war.“ Sie haben eine religiöse Lyrik ins Leben gerufen, „die nicht mehr der begleitenden Zeremonie bedarf, ein freies und darum reines und persönliches Ausklingen tiefster religiöser Empfindungen im Liede“. (Hans Schmidt, *Die religiöse Lyrik im Alten Testament*, S. 40 f.) Dadurch verwandelte sich das archaische Kultlied, das mit dem Opferritual und den Vorstellungen des Mythos aufs engste verwachsen war, in das Gebet, in dem der einzelne oder die Gemeinde, von innerlichster Sehnsucht ergriffen, dem Gotte naht und sich ihm nähert.

„Kommt, laßt uns umkehren zu Gott,
Er hat uns zerrissen, er wird uns heilen,
Er hat uns verwundet, er wird uns verbinden.

Nach zwei Tagen wird er uns genesen lassen,
Am dritten Tage hilft er uns auf, auf daß wir leben.
Wir wollen erkennen, eifrig trachten, Gott zu erkennen;
Sobald wir ihn suchen, werden wir ihn finden!
Ja, er wird kommen, so gewiß wie die Morgenröte,
Er wird wie der Winterregen über uns kommen,
Wie der Frühlingsregen, der die Erde erquickt.“

(Hosea 6, 1 ff.)

Der Prophet Hosea läßt in diesen Worten die Gemeinde sprechen; er dichtet im Stil des Klageliedes, unter dessen Klängen die Bevölkerung einer Stadt, eines Bezirkes beim plötzlichen Hineinbrechen einer allgemeinen Not — Krieg, Pest oder Mißwachs — ihren Gott um Hilfe anfleht. Das ist uralter Brauch, den keineswegs die Israeliten allein ausübten. Im Beginn der Tragödie des Sophokles „König Oedipus“ hören wir von einer verheerenden Seuche, die in der Stadt Theben wütet:

„Sie stirbt dahin, des Feldes Früchte faulen,
Sie stirbt dahin, das Vieh der Herden fällt,
Der Frauen Wehen bleiben ohne Frucht,
Pest ist im Land. Der fürchterliche Gott
Mit seinen Fieberpfeilen quält das Volk!“

Scharen von Knaben, zu kultischen Verrichtungen ausgerüstet, strömen zu dem Palaste des Königs, vor dem sich ein Altar des Gottes Apollon befindet. Da tritt Oedipus selber heraus und fragt die Knaben:

„Ihr Kinder . . . saget an, was sieht ihr hier,
Des Delzweigs hilfeheischend Zeichen haltend?
Rings ziehen Weihrauchdüste durch die Stadt,
Rings hallt es von Gestöhn und Wittgejängen.“

In dem Stil eines solchen von der Gemeinde vorgetragenen Klage- und Wittgejanges dichtet Hosea das oben zitierte Lied. In den ihm vorangehenden, einleitenden Versen wird ein schweres Unglück geweissagt, durch das Gott sein Volk strafen und vernichten wird. Aber hier sind es nun nicht mehr Weihrauchdüste und blutige Opfer, durch welche die über das Unrecht erzürnte Gottheit begütigt, sondern innere Umkehr zu ihr, Erkenntnis ihres heiligen Willens und tiefe Sehnsucht, ihr nahe zu sein, durch welche die Veröhnung mit ihr erstrebt werden soll. Dieser neue, lebendige, aus dem bewegten Herzen fließende Gehalt mußte die starre Form des archaischen Kultliedes, ohne sie zu zerstören, verwandeln — so sehr verwandeln und vergeistigen, daß sie nun erst zu einem Gebilde wahrhafter Kunst wurde. Die Psalmenbildung hat, wie sich hieraus ergibt, die Lyrik der Propheten zur Voraussetzung. Die Sittlichkeit der Propheten ist es, aus der die religiöse Lyrik des Alten Testaments geboren wurde; durch sie wurde der Archaismus des Kultliedes überwunden; statt der sakramentalen Handlung, an welche sich dieses angliederte, wurde die unvermittelte und innerlichste Beziehung der Seele des Menschen zu dem Gott der Liebe und Gerechtigkeit, wurde die Sehnsucht zum Leitmotiv der religiösen Dichtung, die im Gebet ihren vollkommensten Ausdruck findet. Und so sind es, zugleich als Verkünder der Sittlichkeit, die Propheten gewesen, die ihr Volk, die den Menschen beten lehrten.

„Ich harre auf Gott, meine Seele
Harret auf sein Wort.

Meine Seele sehnt sich nach dem Herrn

Mehr als Wächter auf den Morgen! —

Mehr als Wächter auf den Morgen!“ (Psalm 130.)

„Es besteht auch hierin ein innerlicher Zusammenhang zwischen den Propheten und den Psalmen. Das Gebet dokumentiert diese Einheitlichkeit. Wir haben die Sehnsucht als den charakteristischsten Affekt der reinen Liebe erkannt: in den Psalmen ist sie der Grundaffekt. „Meine Seele sehnt sich nach Gott.“ In der ganzen Stufenleiter, der Himmelsleiter dieses Gefühls, wird die Sehnsucht beschrieben, von dem Aufschwung mit dem Flügelschlag einer Taube und der Erweckung der Morgenröte bis zum Brennen der Eingeweide und dem Benetzen der Lagerstätte mit den Tränen.“ Mit diesen knappen, klaren Worten bezeichnet Hermann Cohen (*Ästhetik des reinen Gefühls*, Bd. II, S. 36) das Verhältnis der prophetischen Dichtung zu den Psalmen.

Jedoch, der dichterisch gestaltete Gedanke kann eine Erkenntnis enthalten, deren ideeller Wert nicht an diese Gestaltung gebunden ist. Dieser ideelle Wert ist dann die philosophische Wurzel jenes Gedankens, er ist ein philosophischer Begriff, der sich in ihm zur Erkenntnis durchringt, aber als solcher, d. h. als Begriff, sich nicht entfaltet hat. Die Propheten reden in der Sprache der Dichtkunst, und diese Sprache verbietet es, die innige Gemeinschaft von Inhalt und Form zu zerlegen. Dadurch würde nicht allein die Form zerfallen, sondern auch der Inhalt entwertet und verkannt werden. Denn gerade die künstlerische Gestalt, in der die religiös-sittliche Verkündigung der Propheten auftritt, ist ein Weg zu dem Verständnis ihrer Gedanken. Aber diese lassen sich doch in eine andere Sprache, in die Begriffssprache der Philosophie übersetzen. Dadurch wird uns dann nicht allein der philosophische Sinn der sittlichen Gedanken, sondern zugleich auch die philosophische Bedeutung, welche die künstlerische Einkleidung derselben zu repräsentieren vermag, zu begrifflicher Ausführung gebracht. Ein Beispiel für den letzteren Fall haben wir oben bereits am Gebete zu geben versucht.

Die Propheten stehen der Kulturwelt des Mythos feindlich, als unbestechliche Kritiker und Ankläger, gegenüber. Mit der gesammelten Energie, welche die Erkenntnis der sittlichen Forderungen in ihnen entband, kämpften sie gegen alle Anschauungen und Institutionen, in denen sich der Mythos in ihrem Zeitalter entwickelt hatte: gegen das Opferritual und gegen seine Verwalter, die Priester, und gegen die Furcht vor den zahlreichen Geisterwesen, mit denen der Mythos die Dinge der Natur besetzt. Aber sie kleiden ihre heftige Polemik — als echte Dichter — in Wendungen, die der Fabelwelt uralter Mythen entstammen. Sie bekämpfen den Geist des Mythos mit den Worten des Mythos. In diesem paradox gegliederten Gegensatz tritt der Verkünder der neuen Sittlichkeit dem Dichter gegenüber, und in dem vollendeten Kunstwerk des prophetischen Liebes vereinigen sie sich. Die unendliche Perspektive der messianischen Endzeit lehren sie uns nicht in theoretischer Terminologie, sondern als Künstler, deren Erkenntnisse sich in Visionen und Anschauungen bilden, verdichten sie diese Unendlichkeit zu einem Gemälde, das sie mit den kräftigen Farben und den bewegten Gestalten der mythischen Urzeit füllen.

„Und aus dem Stumpfe Isaia wird ein Reis ausschlagen und aus seiner Wurzel ein Zweig hervorbroschen. Der Geist Gottes wird sich auf ihn niederlassen: der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist des Rates und der Kraft, der Geist der Erkenntnis und der Furcht Gottes. An der Furcht Gottes wird er sein Wohlgefallen haben und wird nicht nach dem richten, was seine Augen sehen, noch nach dem, was seine Ohren hören, urteilen; sondern er wird über die Geringsen mit Gerechtigkeit richten und über die Elenden des Landes in Geradheit urteilen und die Gewalttätigen mit dem Stode seines Mundes schlagen und mit dem Hauche seiner Lippen die Gottlosen töten. Und Gerechtigkeit wird der Gurt seiner Hüften und die Treue der Gurt seiner Lenden sein. Und der Wolf wird neben dem Lamm wohnen und der Pardier neben dem Böcklein lagern, und Rind und Löwe und Rastvieh werden zusammen weiden, und ein kleiner Knabe wird sie leiten. Ruch und Värin werden weiden und ihre Zungen nebeneinander lagern, und der Löwe wird sich wie die Kinder von Stroh nähren. Der Säugling wird an der Höhle der Otter spielen und der Entwöhnte seine Hand auf das Auge der Ratter legen. Sie werden keinen Schaden und kein Verberben zufügen in meinem ganzen heiligen Berglande; denn das Land wird von Erkenntnis voll sein wie von Wasserfluten, die das Meer bedecken.“ (Jesajas 11, 1 ff.) Es ist der Friede der messianischen Endzeit, die vollkommene Übereinstimmung der Menschheit mit sich selbst, die Abwesenheit aller Trennungen und Grenzen, die hier in einem Bilde von unvergleichlicher Schönheit verkört werden, — in einem Bilde, das uns als die in die fernste Zukunft reflektierte Spiegelung des goldenen Zeitalters erscheint. Es ist in der Tat die Wiedergeburt des Paradieses. Aber das alte Paradies der Vergangenheit war nichts anderes als eine Vorstellung des Mythos, keine dichterische Verherrlichung des Naturzustandes, sondern Wirklichkeit, geboren aus der dem Mythos eigentümlichen Zeitvorstellung,

nach der ein Zeitalter das andere ablöst; es war das erste Zeitalter, in welchem der schuldlose Mensch als Sohn Gottes mit diesem zusammen im Göttergarten lebt und verkehrt, selbst noch mit göttlichen Eigenschaften ausgestattet und durch keine feste Grenze von seinem göttlichen Vater getrennt, bis die Urschuld der menschlichen Ueberhebung ihn in die Tiefe stürzt und ihn für ewig von der Gottheit entfernt. Viele wichtige Züge hat der Prophet in der zitierten Schilderung diesem Paradiesesmythos entnommen, er hat ihn zur künstlerischen Darstellung und Einkleidung seines geschichtsphilosophischen Ideals verwendet und hat ihn gerade dadurch als Mythos entkräftet und abgesetzt. „Mit grandiofer Kraft hat der ethische Geist der Propheten aus dieser Mythologie Religion geschaffen“ (Wiener, Die Religion der Propheten, 1912, Seite 65). Jetzt ist der Mythos zum Stil ihrer künstlerischen Rede geworden. Aber diese Form darf uns nicht dazu verführen, den Grundsinne der messianischen Verkündigung, die Ewigkeit dieser künftigen Vollendung, zu verkennen. Und hier zeigt es sich deutlich, daß die Verkündigung der Propheten, obwohl sie selbst keine Philosophen sind, von der Urkraft philosophischer Motive hervorgerufen wird. Gleich allen großen Dichtern bedienen sie sich der Stoffe des Mythos, des Mythos als Stoffes, und es ist in diesem Sinne lehrreich, daran zu denken, wie Goethe das immer strebende Bemühen der Menschheit durch die Jenseitsmythologie katholischer Lehren am Schluß des Faust bildlich gestaltet und dichterisch verkört hat. Aber indem sie die Mythen als Stoffe für Inhalte, die den Mythos überwinden, benutzen, enthüllen sie sich uns als tiefe, von philosophischen Motiven ergriffene Denker.

Dieser philosophische Untergrund der Prophetie schließt eine andere Erscheinung ein, die für die Wirkung, die diese Klassiker auf die Geschichte unserer Kultur genommen haben, maßgebend geworden ist, — eine Erscheinung, die durch diese Wirkung gesichert wird. Obwohl die Propheten kein System entworfen und ausgeführt haben, so stehen doch ihre Grundgedanken in einem innerlichen Zusammenhang, derart, daß sie sich gegenseitig fordern und bedingen. Der Gott, der „dem Menschen gesagt hat, was gut ist“, dieser Gott, der in der Liebe und Gerechtigkeit der Gemeinschaft lebendig ist, dieser Grundgedanke der Sittlichkeit steht mit dem Gedanken der messianischen Endzeit, in der das Sittengesetz zur Wirklichkeit geworden ist, in einer innerlichen Verbindung, welche die philosophische Forderung der Stetigkeit der Begriffsentwicklung nirgends vermissen läßt. „So enthält der Gedanke der Einzigkeit Gottes als Rehrseite und Ergänzung die Idee der Einheit des Menschengeschlechtes leimhaft in sich und entfaltet sich zur Blüte in der Zukunftsverkündigung vom messianischen Reiche.“ (Wiener, ebenda, Seite 18.) Die Propheten sind keine Aphoristiker, ihre Gedanken sind keine disiecta membra poetarum. Sie reden nicht in Gleichnissen, von denen das eine das andere widerlegt, nicht in Sprüchen und Widersprüchen. Auch das ist eine philosophische Grundkraft, an der keineswegs alle religiösen Verkünder und Lehrer der Menschheit teilhaben. Diese Gedankeneinheit ist es, wodurch sie die jüdischen Weisen des Mittelalters in ihrer philosophischen Arbeit befruchtet haben; wodurch sich diese in direkter Verbindung an die Schriften der Propheten anschließen konnten. „Welcher Art“, so fragt sich Saadia, „waren die Erkenntnisse, die er uns auf dem Wege der Prophetie verkündet und durch sichtbare Zeichen und Wunder und nicht durch Gründe der Spekulation bestätigt hat, da er uns doch die Verheißung gegeben, daß die Gegenstände der Religion durch Philosophie und klare Spekulation auch bewahrt werden müssen?“ Und seine Antwort lautet: „Gott mußte in seiner Weisheit, daß die durch die philosophische Forschung zu gewinnenden Erkenntnisse erst nach einer gewissen Zeit erlangt werden können.“ Weil es philosophische Motive sind, die die Verkündigung der Propheten von innen heraus hervortreiben, so konnte, so mußte sich die Aufgabe bilden, diese Motive in die Sprache der Philosophie zu übersetzen, sie durch in ihrer geistigen Urgehalt aufzuzeigen und den inneren Zusammenhang der Gedanken, die sie entdeckt haben, in ein philosophisches System von Begriffen zu übertragen.

Erich Schairer / Werkbund und Hinterhaus

Muthesius hat in seiner Rede auf dem Kölner Werkbundstag irgendwo gesagt, die Werkbundsbewegung sei bereits in die entferntesten Winkel und Ecken der deutschen Produktion eingedrungen. Ich möchte diesen Satz nur mit der einschränkenden Anmerkung gelten lassen: „soweit sie Abnehmer mit einem jährlichen Einkommen von 3000 M. und darüber im Auge hat“. Wer nicht unter diesen Begriff fällt (beiläufig: etwa 95 Prozent der deutschen Bevölkerung), der wird auf der Kölner Ausstellung mit Einschluß des reizenden nieder-rheinischen Arbeiterdorfes zwar eine mehr oder weniger neidlose Freude an all den schönen Dingen verspüren, aber kaum einmal die Versuchung, sich selber etwas Derartiges anzuschaffen: dazu reicht's nicht. Und wenn einer von diesen 95 Prozent in der Zeitung etwas von der Künstlerdebatte über „Typus oder Individualität“ zu lesen bekommen hat, so wird er gedacht haben, daß ihm diese Streitfrage jedenfalls praktisch verflucht gleichgültig sein könne. Denn für den Bewohner der Mietkaserne oder des (wirklichen!) Arbeiterdorfes kommt „künstlerischer“ Hausrat und „deutscher Stil“ bis jetzt nicht in Betracht. Den Beweis möge man sich im Lager eines beliebigen Abzahlungsgeschäfts, im nächsten Ramschbazar und im Warenhaus Jandorf vorführen lassen.

*

Ich weiß nicht, ob sich Muthesius in seiner Rede die angeführte Einschränkung im stillen hinzugebacht hat. Jedenfalls kann man auch vom Werkbund aus diesen Zustand ganz in der Ordnung finden. Nämlich, wenn man sich den Kreis seiner Aufgabe so gezogen denkt, daß nur derjenige Teil der Produktion hereinfällt, bei dem es sich um eine Mitwirkung von Künstlern handeln kann. Dabei kann man immerhin die alte Auffassung von „Kunstgewerbe“ ablehnen, als ob sich die Kunst nur mit bestimmten Gattungen der Produktion standesgemäß verheiraten könne; aber innerhalb ihrer sämtlichen Gattungen wird die Mitarbeit des Künstlers stets nur gewisse obere Schichten erfassen können. Denn Künstler sind verhältnismäßig selten und ihre Leistungen dementsprechend teuer. Für die unteren Schichten innerhalb der Gesamtproduktion, die den unteren Schichten der Käuferschaft entsprechen, macht auf der herstellenden Seite die beschränkte Anzahl der Künstler und auf der verbrauchenden die beschränkte Anzahl der Goldstücke eine künstlerische Beteiligung einfach unmöglich. Dieser Teil der Produktion — es ist der weitaus überwiegende — würde also nicht zur Interessensphäre des Werkbunds gehören.

*

Der Inhalt der Werkbundaussstellung auf der einen und der Inhalt von tausend „billigen Geschäften“ auf der anderen Seite legen die Vermutung nahe, daß offenbar bis jetzt jene aristokratische Auffassung des Werkbundgedankens innerhalb des Werkbunds die herrschende ist. Soweit die Mitglieder des Werkbunds Künstler und Exportindustrielle sind, ist das auch sehr begreiflich. Aber es ist nicht die einzig mögliche und nicht die einzige bestehende Auffassung. Man kann sich den Kreis seiner Aufgabe auch weiter gezogen denken: so nämlich, daß die gesamte Produktion hereinfällt und vom Qualitätsideal einbegriffen wird, auch die Produktion für den Proletarier, für die reichliche Hälfte des deutschen Volkes, die von einem Einkommen unter 1000 M. leben muß. Und erst in dieser Form wird der Werkbundsgedanke zu einer Idee und der Werkbund zu einer Organisation des

„deutschen Kulturgedankens“. Freilich muß dann aus dem Qualitätsbegriff das Merkmal der „künstlerischen“ Veredlung herausgenommen werden; aber das darf es wirklich auch, ohne daß seine Lebensfähigkeit durch diese Operation nennenswert gefährdet erschiene. Unsere geschmackvolleren Großväter würden uns auslachen, wenn wir ihnen einen Künstler bezeichnen würden als den „Schöpfer“ des Stuhls, auf dem wir sitzen, des Suppentellers, aus dem wir essen, der Bettlade, in der wir schlafen. Und sie würden vielleicht bemerken, daß sie das alles ohne Künstler viel schöner gehabt hätten. Man soll den Künstlern das Verdienst gewiß nicht schmälern, daß sie der großen Verhäßlichkeit und Verrohung unserer gewerblichen Produktion im letzten Menschenalter als erste energisch entgegengetreten sind und einer besseren Zukunft zuliebe Tischler, Töpfer und Schlosser wurden. Aber es wäre schlimm, wenn die Herstellung guter und schöner Gebrauchsdinge an den Fuß der Muse gebunden wäre. Anders ausgedrückt: Qualitätsgefühl und Qualitätsbewußtsein sind Namen für Fähigkeiten und Triebe, die von Hause aus ziemlich allgemein und selbstverständlich sind; in jedem Menschen steckt ein Künstler, wenn man so will. Wieso und wie weit diese natürliche Begabung in der kapitalistischen Flegeljahrsperiode (die sich hoffentlich ihrem Ende zuneigt) unsicher geworden, ja verschwunden ist, soll hier nicht ausgeführt werden — es genüge uns, daß sie wiederaufzuwachen und sich zu festigen scheint, im Zusammenhange mit einem neu erstehenden Idealismus bei Käufer, Kaufmann und Erzeuger und einer Hand in Hand damit erwachenden neuen gewerblichen Tüchtigkeit. Wo dieser Sinn für Qualität vorhanden ist, da liegt in ihm die Gewähr, daß auch ganz einfache und billige Gegenstände von einfachen Händen solid und geschmackvoll hergestellt werden. Es gibt nicht bloß die zwei Extreme: billig und schlecht, gut und teuer — es gibt auch ein billig und gut.

*

Wie aber, wenn solche billigen und guten Sachen zwar hergestellt werden könnten, aber nicht gekauft werden, weil das liebe Publikum das alte „billig und schlecht“ vorzieht? Leider ist dies vorläufig sehr stark der Fall, weil der Proletarier, vor allem der großstädtische, trotz seines sogenannten Klassenbewußtseins die Neigung hat, den verhassten Bourgeois in den Neußerlichkeiten seiner Lebenshaltung zu kopieren, ohne sich die Möglichkeit dieses Beginns in seiner Absicht und vollends in der Erscheinung seiner Ausführung zum Bewußtsein zu bringen. Also müßte sich der Werkbund angesichts der Tatsachen am Ende doch auf jene aristokratische Formulierung seiner Bestimmung zurückziehen — denn die Erziehung der Masse zu selbstbewußter Sicherheit des Geschmacks ist eine Aufgabe, die von außen her nicht gelöst werden kann. Und eine Verschwörung der Produzenten billigen Hausrats zur Unterdrückung des Schundes auf der ganzen Linie — ein solch zwangsläufiger Lösungsversuch ist im heutigen Staat ebenso undenkbar, wie ein Ring der Konsumenten, dessen theoretisch gedachte Folge die gleiche wäre, nicht zu erwarten ist. Oder halt! Ist nicht ein großer Teil der proletarischen Konsumenten prächtig organisiert? Zwar nicht gerade zum Zwecke des Einkaufs von Qualitätsmöbeln — aber doch benützt hier in Berlin die „Kommission für vorbildliche Arbeiterwohnungen“ die gewerkschaftlichen Organisationen als brauchbare Hilfseinrichtung für die Versorgung von kleinen Leuten mit gebiegenen Ausstattungen. Leider glaubte auch diese — im wesentlichen aus Gewerkschaftsmitgliedern zusammengesetzte — Kommission der erwähnten

bedenklichen Neigung nachgeben zu müssen. Weil dabei die Qualität nicht vernachlässigt werden durfte, so wurden die Möbel zu teuer (nach dem billigsten der drei vorhandenen Typen kostet Wohn- und Schlafzimmer 600 M.), und die finanzielle Kraft der Kommission beginnt zu versagen, weil die Sachen auf Abzahlung gegeben werden müssen. Gäbe es im Werkbund einen leistungsfähigen Möbelfabrikanten, der Tariflöhne zahlt, oder aber einen oder mehrere tüchtige Handwerker mit etwas Kapital — schließlich auch nur einen uneigennütigen Geldgeber —, so könnte der Werkbund gemeinsam mit der „Kommission für vorbildliche Arbeiterwohnungen“ sozusagen eine „friedliche Durchbringung“ des ganzen, weiten Gebiets proletarischer Existenz unter der Flagge des Qualitätsgedankens einleiten.

Dabei könnte mit der Zeit — nämlich je kräftiger und breiter die Idee des Werkbunds ihre Wurzeln austreckt — gerade für gewisse Gattungen der handwerksmäßigen Erzeugung die Möglichkeit und Hoffnung entstehen, gegenüber der Fabrik wieder an Boden zu gewinnen. Zunächst freilich, solange die geschmackliche Erziehung der Käufermassen noch an ihrem Anfang steht, wird für die Deckung der Einzelbedürfnisse der Markt und die Marke, die Normalform, vorherrschend bleiben müssen und damit die technische und wirtschaftliche Überlegenheit des größeren Betriebs. Aber wenn das Verständnis für „Ausdruckskultur“, für das „Heim“, anders gesagt: die Fähigkeit persönlicher Fühlungnahme mit den Gebrauchsgütern und der Wille dazu (vgl. den Aufsatz von Ludwig Hölbe in Nr. 30 der „Hilfe“) weithin wiedererstanden sein wird, auch bei Menschen, deren Heim weder „elegant“ noch „still“ ist — dann wird für viele Dinge mehr und mehr an die Stelle des unpersönlichen Marktes die alte Form der persönlichen Bestellung treten. Der nackte Typus wird dem individualisierten Platz machen — denn mit diesem läßt sich natürlich ein Mehrfaches von Persönlichkeitsgehalt und persönlicher Beziehung verbinden. In der Einzelarbeit aber, die auf persönliche Bestellung, nach persönlichen Wünschen, für den bestimmten Einzelfall zu liefern ist, bleibt das Handwerk dem Großbetrieb überlegen. So schlummert im Werkbund eine neue Hoffnung des Aufschwungs für den tüchtigen Handwerker. Fast hätte ich geschrieben: für den Künstler.

Harry Söberg / Die Leute am Meer

Fortsetzung

Draußen begann der Morgen sich mit der Nacht zu vereinen. Sein kühles Licht strömte herein und legte sich mit schmerzender Klarheit über den Raum. Ueber der Heide begannen die Lerchen ihren Frühgesang, und die Erde trank den neigenden Tau, den die Nacht in die Gloden der dankbaren Heidekrautblumen gesenkt.

Martin saß schweigend am Tisch. Er hatte nicht an dem Trinkgelage teilgenommen . . . obwohl sein Sinn voll Spannung war.

Er konnte Bodils ängstliches Weinen drüben unter den Frauen hören.

Die Kehlen der Männer schluckten, als könnten sie nicht mehr. Und die Hände umfaßten tastend die Krüge. Ihre Nacken hatten sich geneigt. Und die Augen waren verschleiert wie bei wütenden Tieren.

Nun mußte es aufhören . . .

Sie breiteten die Arme von sich aus wie Säulen, um sich aufrechtzuhalten.

Da erhob sich Kresten Ronge. Der schwere Tisch glitt vor ihm fort, so daß einige von den Männern auf den Fußboden fielen. Die Frauen stürzten erschrocken herbei.

„Wir Ronges sind Männer auf dem Land und auf dem Meer,“ brüllte er. „Und wir sind nie von jemand unter den Tisch getrunken worden, soviel ich weiß.“

„Dann kann dir das jetzt blühen, wenn du so lange bleiben willst . . .“

Niels Klitten erhob sich nun auch.

„Wir sind zwar arme Leut', aber Männer sind wir immer gewesen.“

Beide ergriffen ihre Krüge und hieben sie mit gewaltiger Kraft gegeneinander, daß die Dauben in ihren Händen zerbrachen.

Die Frauen stießen ängstliche Schreie aus. Sie eilten hervor und klammerten sich an der Männer Arme.

Eine Weile standen die beiden schroff und in wildem Troke da . . . dann war es, als ob die Kraft plötzlich von ihren Gliedern wich. Und sie schwankten wie zwei Stämme, die zu fallen drohten. Wasser mit Skantabak gemischt, troff ihnen aus dem offenen Munde. Und wo sie gegessen hatten, da sanken sie ohne Laut nieder. Ihre Köpfe waren wie Bürden, die sie nicht länger tragen konnten.

Mit schwerem stoßendem Niden sanken sie überm Tisch zusammen.

Im Laufe des Tages wurde das Trinkgelage fortgesetzt.

Ane hatte Erfrischungen aufgetragen, während Jens Ronge herumging und die Männer wachrüttelte.

„Na . . . na, ihr Burschen, nun müßt ihr wieder zu euch kommen“, sagte er. „Und nehmt einen Schnaps und einen Happen Brot, und stärkt euch dran.“

Einige lagen auf den Bänken, wo die Frauen sie zur Ruhe gebracht hatten.

Kresten Ronge und Niels Klitten saßen, wo sie zusammengesunken waren. Sie erhoben sich langsam, spannten die Muskeln, daß es knackte, und nahmen wieder ihren Platz am Tisch ein. Sie sahen einander nicht an.

„Ihr müßt euch setzen und Frieden zu halten suchen, Leute“, sagte Ane, als sie das Schweigen zwischen ihnen merkte.

Die meisten der Frauen waren in der Frühe heimgegangen. Bodil mußte den Weg durch die Heide allein machen, da die Mutter auf ihren Mann warten wollte.

Ein heller Tag hob sich überm Küstenland. Ein würziger, taufühler Hauch stieg von der blühenden Heide und den reifen Beeren empor.

Martin begleitete Bodil ein Stück Wegs.

Er werde wohl ein Auge auf sie haben, wenn sie auf dem Meere seien, versprach er . . . Dann blieb er auf der Ebene stehen und sah sie fortwandern. Die Frische des Tages lag schwer über seiner Stirn.

Von dem Wettrinken hatten sie nicht gesprochen. . . .

Als er zurückkam, saßen alle die, die man auf die Beine hatte bringen können, wieder auf den Bänken.

Die lärmenden Stimmen klangen in den Tag hinaus und trafen seinen Sinn, als er die Stube betrat.

Die jungen Burschen riefen ihn an und hießen ihn, Platz zwischen ihnen zu nehmen.

„Ihr artet euern Vätern wohl nach, Leute,“ sagte Jens Ronge. „In meinen jungen Tagen haben wir beim Trinken auch unsern Mann gestanden, darauf könnt ihr schwören.“

Niels Klitten hob sein Glas, und Kresten Ronge stieß mit dem seinen herausfordernd dagegen.

„Ja, wir werden sehen, Niels, wer diesmal durchhält“, fügte er hinzu.

„Ihr seid tüchtige Leute, ihr Konges“, erwiderte jener. „Und große Leute bei euch zu Haus. Aber ich hab' es nie anders gekannt, als daß wir armen Klittens hier im Norden doch auch keine Schwächlinge waren. . . . Kannst du dich auf meinen Vater besinnen, Jens Konge? Er hat dich, soviel ich weiß, mehr als einmal in deiner Stube untergeknien, und hat es dir gleichgetan auf dem Meer. Und ich wäre ein erbärmlicher Wicht, wenn ich nicht Lust hätte, mich mit dem zu messen.“

„Es ist gewiß niemand hier, der dir was nachsagen will, Niels Klitten“, erwiderte Kresten. „Haben unsre Väter ihre Kräfte erprobt, so wollen wir es ebenso machen. . . .“

„Wohlan“, rief man rings am Tisch.

„Aber ich will euch was sagen, Leute, ihr müßt dabei Frieden halten hier in der Stube“, sagte Jens Konge. „Dein Vater, Niels Klitten, war einer von den besten Leuten, die ich an unsrer Küste gekannt habe.“

Das Trintgelage wurde fortgesetzt. Niemand stand hinter dem andern zurück. Vielleicht würde auch noch der dritte Tag darüber hingehen. . . .

Selbst die Frauen nahmen kein Vergnügen.

Die beiden Gegner saßen einander in großer Ruhe gegenüber. Ihre Gesichter flammten. Und die Lippen waren geschwollen und trocken.

Niemand widmete dem Tag einen Gedanken.

Da wurde an die Tür geklopf. Ein großer Mann trat ein. Seine Kleider trugen den Staub des Weges.

Er blieb auf der Türschwelle stehen, während der Blick in der Stube herumschweifte.

„Guten Tag und Gottes Frieden!“ sagte er.

Seine Stimme klang wuchtig.

„Schönen Dank dafür“, gab Jens Konge zur Antwort und bat ihn, näher zu treten.

„Du bist ein Wanderer, seh' ich, drum hast du wohl nichts dagegen, dich an unsern Tisch zu setzen und einen Bissen Brot und einen Schnaps mit uns zu nehmen?“

„Ich dank' euch, einen Bissen Brot verschmähe ich nicht.“

Der Mann warf den Rucksack an der Tür ab und setzte sich ans Ende des Tisches. Er hatte ein hageres Gesicht mit rötlichem, struppigem Bart.

Ane beeilte sich, ihm zu bedecken, und Niels Klittens Frau half ihr, wobei beide neugierig zu dem Fremden hinüberschielten.

„Du kommst von weit her, wie ich sehe“, fragte einer.

„Ja, ich bin ein Verkünder des Wortes Gottes.“

„So . . . so einer bist du . . . Ja, ich hab's mir beinahe denken können“, sagte Jens Konge.

Bevor er begann, etwas zu essen, faltete er die Hände und saß mit vorgeneigtem Kopfe da.

„Vielleicht bist du der, von dem wir hier von Süden her gehört haben“, fragte Kresten.

„Ja, das bin ich . . . Und ich bin gekommen, um mit euch zu reden.“ Mit festem Blick sah er sich im Kreise um.

„Denn ihr geht wahrlich in die Irre, Leute.“

Es wurde still um den Tisch. Man warf sich grinsende Blicke zu. Einige schauten mit den umnebelten Augen neugierig drein.

„Ich sollte doch meinen, wir haben Kirche und Pastor so gut wie eine andre Gemeinde!“ erklärte Kresten Konge.

„Das verbürgt nichts für das Heil deiner Seele, mein guter Mann. Ihr habt zwar das Wort des Erlösers gehört,

aber meist nur mit tauben Ohren. . . . Denn finde ich euch nicht hier trunken und wild in der Verderbnis der Sünde?“

„Ich weiß nicht, wer du bist, und auch nicht, was da, woher du kommst, Sitte ist“, unterbrach ihn Jens Konge. „Aber hier bei uns ist es immer Sitte gewesen, daß jedermann so viel trinkt, wie ihm richtig dünkt, und sein Leben lebt, wie er es vor sich selbst und seinem Gott verantworten kann. . . . So hat mein Vater und mein Großvater gelebt, und so habe ich gelebt, bis ich so alt geworden bin, wie ich heute bin . . . und ich hab' nie gemerkt, daß Gott meine Arbeit mit bösen Augen angesehen hat. . . .“

„Das war wohlgesprochen, Jens Konge“, riefen mehrere ihm zu.

Der Fremde blickte ruhig von Mann zu Mann.

„Es ist ein großer Irrtum, alter Mann, zu glauben, daß das Leben unsrer Väter für unsres bürgt. Wenn deine Tage kommen, wirst du sicher die Deinen da wiederfinden, wohin sie gegangen sind. . . . Aber das wird in Satans Reich geschehn. . . . Und erst am jüngsten Tage wird, wie du weißt, der Herr die Schafe von den Böden scheiden. Also wird deine und deiner Väter Strafe groß sein, und nur geläutert durch das Feuer der Hölle werdet ihr ins Himmelreich kommen. Aber ich muß euch sagen, wie erstaunt ich darüber bin, daß eure Augen so geblendet sein können, den wahren Gott nicht zu sehn . . . ihr, die ihr euch jeden Tag auf dem Meere aufhaltet, wo ihr seinen Stürmen und Gefahren ausgesetzt seid! Ihr, die ihr Schiffbrüchige in der äußersten Not habt rufen hören, wenn das Meer ein Fahrzeug hier gegen den Strand geworfen hat. Ihr, die ihr sicherlich selbst oftmals den Tod habt rufen hören, wenn ihr in euern zerbrechlichen Booten da draußen lagt und der Sturm sich plötzlich und gewaltig erhob und euch alle mit dem Untergang bedrohte! Wie viele von euch haben Brüder und Väter, die da draußen geblieben sind! . . . Wie ist es möglich, daß ihr nicht sehen könnt, daß das alles nur durch den Willen des allmächtigen Gottes bewirkt wird! Wie er es ist, der jeden Tag die Sonne scheinen läßt, diese herrliche Sonne, die das Korn auf unsern Feldern zur Reife bringt. Wie er es ist, der die Tiefen des Meeres mit den zahllosen Schwärmen der Fische füllt. . . .“

Einige hatten die Köpfe gesenkt, als suchten sie ihre Gedanken zu sammeln. Andre betrachteten ihn unverwandt, und ihre Augen hatten sich an seinen Mund fest.

Als er schwieg, wurde es still in der Stube.

Niels Klitten starrte auf den Tisch hinab. Seine großen Hände fanden nirgendwo Ruhe.

„Ich kann nicht mit dir und all deinem Geschwätz ins Gericht gehen“, sagte endlich Jens Konge, die Stille durchbrechend. „Du bist ein fremder Mann, und ich habe dich als Gast an meinen Tisch geladen . . . und bin nur ein ungelehrter Mann, der auch nicht so reden kann wie du.“

Seine Augen schauten in kurzen, scharfen Blitzen auf, und seine Stimme bebte in unterdrücktem Zorn.

„Aber ich will dir und auch den andern sagen, daß das, was du da von Gott geredet hast, nicht wahr sein kann, sondern eine verfluchte Lüge sein muß. Denn wenn all die Menschen, die ihr Leben so gelebt haben, wie sie es ihre Eltern haben tun sehn, zur ewigen Verdammnis verurteilt sein sollen, dann muß Gott schlechter sein als der elendeste Mensch. Obendrein, wenn sie ihre Arbeit verrichten, so gut sie's vermochten, und nie einem andern etwas zu Leide getan haben. . . . Ich hab' mitgeholfen, so manchem das Leben zu retten, mit Gefahr für mich selbst, wie so viele von euch und euren Eltern,

liebe Leute. Und wir sind einander auch nicht übelgesinnt. Und wir fürchten unsern Gott, wie wir unsre Eltern ehren, wie es, sollt ich meinen, Sache eines jeden guten Christenmenschen ist. Darum kann ich nicht verstehen, was dich dazu veranlassen mag, du fremder Mann, hierher zu kommen und uns und unsre Eltern und unsre Familie zu ewiger Verdammnis zu verurteilen, wenn wir dir nicht glauben wollen. . .“

„Wir sind doch auch getauft und konfirmiert, also so ganze Heiden können wir wohl nicht sein“, warf einer ein.

„Das ist wahr, was du da sagst, Vater“, fügte Kreften hinzu.

„Jawohl, Jens Ronge, das ist gut geredet“, erscholl es ringsum.

„Aber im übrigen will ich dir sagen, wenn du meinst, daß wir so große Sünder sind, so kann ich nicht glauben, daß hier der Ort für dich zu bleiben ist.“

Der Fremde hatte sich erhoben, blieb still stehen und hörte sie an. Ein fanatischer Wille schwoh um seinen Mund. Die Hände ruhten flach auf der Tischplatte, so daß die Adern knotig unter der dünnen gebräunten Haut standen.

„Was du sagst, ist wahr. . . : Ihr seid nicht würdig, in dieser Stunde das Wort des Erlösers zu vernehmen, erhebt, wie ihr vom Trunke seid. Ich hatte von eurem Gelage hier im Süden gehört und kam in dem Glauben, möglicherweise etwas von eurem Gang zur Sünde dämpfen zu können.“

Aber ich sehe, ich habe euch nur schlecht gekannt. Und ich will gehn. . . . Aber erst hört diese Worte und nehmt sie in euer Herz auf.“

Er hob die Hand über den Kopf, und seine Stimme klang so kräftig, daß die Blicke aller sich auf seine Lippen hefteten.

„Sicherlich werden für euch schwere Zeiten folgen mit Sorge und Not. Denn wahrlich, solch heidnischen Hochmut wird der allmächtige Gott zu beugen wissen. Glaubt mir, er wird euch lehren, die Knie zu beugen.“

Dann trat er vom Tische fort, warf seinen Rücksack über die Schultern, nahm seinen Stab und verließ die Stube.

Nicht einer sagte ein Wort hinter ihm her. Und es wurde so still, daß man seine Schritte bis in die Stube hörte.

Die Frauen gingen ans Fenster und sahen, wie er den Weg durch die Dünen einschlug. Sie sahen seinen Schatten an den sonnenweißen Hängen der Dünen entlanggleiten wie einen großen flatternden Vogel, der mit gebrochenem Flügel auf der Erde dahintroch. Als sie sich in die Stube zurückwandten, waren ihre Mienen starr vor Angst.

„Ich weiß nicht, was so ein Bursche hier draußen anderes will als Unfrieden stiften!“ sagte Jens Ronge.

Er stand vom Tisch auf. Seine Hände zitterten, so daß er sich am Stuhl festhalten mußte. Und er ging in die Ecke hin und setzte sich auf seines Großvaters Stuhl.

„Das ist seine Sache, Leuten wie uns mit Unglück zu drohen, die wir jeden Tag das Leben aufs Spiel setzen, um das trockne Brot herbeizuschaffen!“ sagte Kreften Ronge.

Er bat Ane, die Krüge zu füllen und frischen Kaffee und einen neuen Humpen Branntwein zu bringen. Dann schob er den Humpen zu Niels Klitten hinüber.

Der hatte während des ganzen Streites kein Wort gesagt.

Als er jetzt aufsaß, hatte sich der Ausdruck seines Gesichts verändert. Die Augen waren ruhig und schauten mit großem Ernst auf Kreften.

„Ich trink' heut nicht mehr“, sagte er still.

„Was soll das heißen?“

„Daß ich heut nicht mehr trinke.“

„Hat er dich eingeschüchtert, Niels?“

„Ich hab' wohl gemerkt, daß du so ruhig sagst. . . .“ Einige lachten auf.

„Ihr könnt sagen, was ihr wollt. . . : und wenn du zufrieden damit bist, Kresten, so kannst du's ja so auffassen, als ob ich dir unterlegen wäre. . . .“

Er erhob sich von der Bank und trat in die Stube.

„Es ist wohl nicht die rechte Gelegenheit, über die Sache zu reden, Leute“, sagte er. „Dem Fenster befohlen und schönen Dank für den Schmaus. . . . Ich glaub', es wird Zeit, nach Hause zu kommen.“

Still, beinahe verlegen, ging er hin und reichte Jens Ronge die Hand.

„Du wirst doch wohl nicht fromm werden, Niels Klitten? Aber warum auch nicht. . . es hat ja immer so was in euch gesteckt. . . .“

„Das kann ich nicht wissen. . . .“

Auch bei den andern erntete er höhnische Worte zum Abschied.

Dann ging er still seines Wegs. Seine Frau folgte ihm ohne Einwand. Und Ane begleitete sie zur Tür.

Fortsetzung folgt

Kurt Arnold Findeisen / Die Fabrikstadt

Schornstein an Schornstein. Und stumpf über Hallen und Höfen
Der träge zerfasernde Atem der Kessel und Öfen,
Klanglos gedehnt.

Aber unter ihm wüthen die heißen
Gungrigen Bohrer ins Eisen.
Dampfhämmer zürnen.

Laufkräne stottern. Bessmer Birnen
Schäumen entfesselt, daß fauchende Funken freisen.
Straßenlang toben daneben die tollen
Treibriemen, Schwungräder, Spindeln und Rollen.
Bahnhöfe dröhnen mit zehnfachen Gleisen.
Straßenlang zetert dann wieder gefollertes Eisen. —

Friedlos verstrickt, ein rasendes Stimmengewirr;
Aber gebändigt. Und nicht eine Stimme schreit irr:
Alle Stimmen lobpreisen — —

Karl Bröger / Der Vater

Er gab in einem jähen Ueberwallen
Das Leben weiter, wie er es bekam,
Und sah es in ein neues Dasein fallen,
Als er des Kindes ersten Schrei vernahm.

Seit er in eine zweite Schale fließen
Den Tropfen Welt ließ, den er in sich schloß,
Darf er in einem weitem Selbst genießen,
Was er sonst nur im Eigensten genoß.

Jetzt gleicht sein Tag so ganz dem Wasserstrahle
Der aus dem Quell sich in die Rüste schwingt
Und von der obern in die untere Schale
In frohem Spiele unaufhörlich springt.

Oft beugt er sich in innerstem Genügen
Auf seines Kindes Brust herab und lauscht,
Wie klingend hell in seinen Atemzügen
Der heitre Katarakt des Lebens rauscht.

Gottfried Traub / Krieg

In ergebenem Gottvertrauen seh' die Sporen
ein und laß das wilde Roß des Lebens mit
dir fliegen über Stod und Bloß, gekaft darauf,
den Hals zu brechen, aber furchtlos.

Bismarck an seine Braut.

Er ist da. Ich muß haltmachen. Wer ist da? Der Krieg, hört ihr's! Wir führen Krieg, hört ihr's, wir führen Krieg, ja, wer führt heute nicht Krieg? Der Wahn ist über die Völker gekommen. Wir stehen mitten drin. Als ich kürzlich nach einem Sturm über die Straße ging, lag quer über den Weg ein Baum voll saftigen Laubes, wie eine Braut vom Altar weggerissen. Links und rechts standen die anderen in unversehrter Reihe, teilweise weit schwächere Stämme. Hätte mir einer vorher gesagt, das trifft diesen, hätte ich ihm ins Gesicht gelacht. Nun kamen die Weisen und erklärten, daß es so kommen mußte. Ging es uns anders mit dem Krieg? Noch vor einigen Wochen, vor einigen Tagen? Ja, und doch stehen wir heute da und wissen, daß es so kommen mußte. Ja, es mußte!

Wir Deutsche haben Krieg nicht gewollt. Ein Tropf, wer uns das nachsagt. Unsere Arbeit hieß: Frieden, unser Lied Klang: Frieden, unser Wille sprach: Frieden. Aber es gibt Schicksalsstunden. Sie kommen so gewiß, wie die Mitternachtsuhr zwölfmal an die Glocken schlägt. Ihnen kann man nicht aus dem Weg gehen. Nur bereit kann man sein. Heute schlägt unsere Schicksalsstunde. Ehern tönt der Ruf. Markdurchdringend klirren die Waffen von einem Ende Europas bis zum anderen. Die Völker fordern sich heraus zum blutigen Tanz. Es gilt einen harten, heißen Gang. Fragt nicht, wie wird es enden? Jetzt heißt es: den Fuß draufsetzen, die Zähne zusammenbeißen und in der Allgemeinheit leben. Der Morgen bringe, was er wolle! Heute faßt euch an der Hand und ja nicht loslassen!

Wir stehen im Mittelpunkt des ganzen Handels. Man will uns wieder Kleinkriegen. Wir wurden manchem zu mächtig. Ihr lieben Deutschen, das ist unser Stolz: aber das mache uns nicht stolz. Jetzt geht es um die Seele unseres Deutschtums; ob wir Charakter haben, soll sich zeigen. Die Väter von 1813 sollen mit uns gehen. Sie kämpften auf den Schlachtfeldern für eine höhere Stufe von Menschlichkeit und Recht und Gerechtigkeit. Es gehe uns heute nicht um Kohlen und Baumwolle, auch nicht um veraltete Ehrbegriffe: es geht um unser Sein, um unsere Geltung für Kind und Kindeskind. Die Nation schreit: „ich will leben“. Unsere Jüngens und unsere Töchter sollen freie Bahn auf deutschem Grund haben, nicht um andere zu verdrängen und Alleinherrscher zu werden, aber um nicht von anderen verdrängt zu werden und einen Dienst an höchsten Gütern zum allgemeinen Gesetz zu machen.

Höchste Probe gilt's: ob unser Volksleib gesund atmet und unsere Volksseele gemeinsame Ziele kennt. Solche Proben gleichen Erntezeit: Spreu verweht, Weizen bleibt. Alles Echte freut sich seiner Probe und erschrickt nicht darüber, sondern fühlt das Leben wachsen. So laßt uns nicht im Rausch, sondern voll ernster Begeisterung den Waffengang wagen, gekaft, den Hals zu brechen, aber — furchtlos!

Jetzt haben wir Gelden nötig!

Soziale Bewegung

Die Bestimmung unserer Rubrik ist in dieser Zeit eher erweitert als beschränkt. Die Wirkungen des Krieges auf die wirtschaftliche Lage werden große soziale Maßnahmen erfordern und hervorrufen, über die ein ständiger Erfahrungsaustausch für alle nützlich sein wird. Wir bitten unseren Leserkreis, uns Mitteilungen über wichtige Einrichtungen auf diesem Gebiet, von denen sie erfahren, zugehen zu lassen. In einer Zeit, die so viel improvisierte Vorkehrungen erfordert, kann einer vom anderen besonders viel lernen.

Unsere abreisenden und durchziehenden Truppen

sollen auf den Bahnhöfen von Berlin gestärkt und erfrischt werden. Der Gemeinnützige Verein für Milchhauschank und der Berliner Frauenverein gegen den Alkoholismus haben diese Verpflegung übernommen.

Wer hilft?

Geldsendungen und Melbungen von Helfern erbeten nach der Geschäftsstelle, Berlin-Wilmersdorf, Lübinger Straße 1. Sendungen von Lebensmitteln (Brot, Butter, Kaffee, Kakao, Zucker, Milch, Tee, Würste, Obst usw.) nach der Wirtschaftsstelle des Berliner Frauenvereins g. b. H. Invalidenstr. 127, 2. Hof. Conrad von Vossig, Geh. Kommerzienrat, Frau Toni Schering, geb. von M., Oberin Hedwig von Broeder, Frau Professor von Frau Gerlen-Leitgeb.

Nationaler Frauendienst. Für die in dieser Nummer besprochenen Aufgaben des Nationalen Frauendienstes sind die unten aufgeführten provisorischen Meldestellen für freiwillige Helferinnen in Berlin errichtet. Später werden die mit den städtischen Unterstützungskommissionen verbundenen Hilfsausschüsse die Anmeldung freiwilliger Helferinnen übernehmen.

Provisorische Meldestellen sind:

Deutscher Frauenklub, Kurfürstenstraße 88,
Berliner Frauenklub von 1900, Genthiner Straße 13,
Bureau für Sozialpolitik, Rolledorffstraße 29/30,
Kaufmännischer Verband für weibliche Angestellte, Köpenicker Straße 74,
Dr. G. Reumann, Kinderhaus, Blumenstraße 97,
Arbeiterinnenheim, Greifswalder Straße 225,
Vereinigung der Wohlfahrtsbestrebungen, Charlottenburg, Berliner Straße 137,
Jugendheim, Charlottenburg, Goethestraße 22,
Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit, Schöneberg, Karl-Schradter-Straße 7/8,
Bettverein, Schöneberg, Viktoria-Platz 8,
Kathaus Grunewald, Herthastraße,
Wohlfahrtsamt der Gemeinde Westensee, Viktorienstraße,
Kathaus Wilmersdorf, Brandenburgerische Straße, Zimmer 33,
Gemeindeamt Zehlendorf, Hauptstraße 33.

Ersatz der Erntearbeiter. Der Verein für soziale Kolonisation Deutschlands in Zehlendorf, Gartenstraße 23, der in Friedenszeiten großstädtische Arbeitslose mit Oblandsarbeiten beschäftigt, hat nach Vorberhandlungen mit dem Preussischen Landwirtschaftsministerium wie dem Preussischen Landes-Oekonomienkollegium und mit Unterstützung dieser Behörden für den Kriegszustand seine Organisation zur Verfügung gestellt. Er wird gemeinsam mit dem Zentralverein für Arbeitsnachweis, Gormannstraße 13 und mit dem Arbeitsamt der Landwirtschaftskammer eine großzügige Erntearbeitervermittlung betreiben.

Der Verein wird die in seinen Kulturstätten Beeskow, Wendisch-Buchholz, Ketschendorf (alle drei im Kreise Beeskow-Storkow), Liebenwalde, im Kreise Nieder-Barum, Beelig, im Kreise Rauch-Bezig, Fürstenberg a. O., im Landkreise Guben, gegenwärtig beschäftigten Arbeiter kolonnenweise den umliegenden Gütern und Bauernbesitzern für die Ernte zur Verfügung stellen. Die leer werdenden Plätze sollen von Berlin aus ständig gefüllt werden, soweit es die Verkehrsverhältnisse zulassen.

Wer im Umkreise der oben bezeichneten Kulturstätten Arbeitskräfte sucht, wende sich direkt an die dortigen Arbeitsleiter. Die Landräte der betreffenden Kreise sind von dieser Arbeitslosenvermittlung unterrichtet.

Weiter wird der Verein unmittelbar von Berlin aus während des Kriegszustandes arbeitslos werdende Kräfte für die Erntearbeiten in der Mark Brandenburg vermitteln.

Wer in der Mark Brandenburg landwirtschaftliche Arbeitskräfte sucht, wende sich zweckmäßigerweise an den Arbeitsnachweis der Landwirtschaftskammer Berlin O 17, Koppenstraße 94, dem der Verein die Arbeitslosen überweist.

Groß-Berliner Arbeitslose zur Erntearbeit wollen sich melden im Zentralarbeitsnachweis, Berlin, Gormannstraße 13.

Die Jugend für die Erntearbeit. In Anbetracht der Wichtigkeit der rechtzeitigen Einbringung der Ernte für die Landesverteidigung hat der Kultusminister alle Regierungen durch Erlaß vom 31. Juli U. III a 1501 angewiesen, Anträgen auf Befreiung der größeren Schulkinder vom Unterricht in denjenigen Gegenden, in denen die Einbringung der Ernte gefährdet ist, zum Zwecke landwirtschaftlicher Arbeiten zu genehmigen.

Ein entsprechender Erlaß ist für die höheren Lehranstalten an sämtliche Provinzialschulkollegien ergangen.

Büchertisch

Auf der Savanne. Tagebuch einer Kamerun-Reise. Mit 16 Bilderstafeln und Abbildungen im Text nach eigenen Zeichnungen und Photographien und einer Uebersichtskarte des Reisegebietes. Von Marie Pauline Thorbede. 1914. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Ich kenne kaum ein zweites Afrikabuch von dieser Art, das ich mit solchem Vergnügen gelesen und mit so aufrichtiger Anerkennung und Befriedigung aus der Hand gelegt habe, wie die 230 Seiten der Frau Thorbede. Sie hat die Arbeit ihrem „Lebens- und Reisekameraden“ gewidmet. Im ganzen ist das Ehepaar mehr als ein Jahr, vom November 1911 bis zum Januar 1913, in Kamerun gewesen. Es galt die geographische und wirtschaftliche Erforschung zweier bedeutender Landschaften in Mittel-Kamerun, Tifar und Wute, und die Anlage einer volkstümlichen Sammlung. Die Verfasserin schreibt im Vorwort: „Wenn ich es wage, diese Briefe der Öffentlichkeit zu übergeben, so tue ich es in dem Wunsch, dem heißen Land, das mir in fünfzehnmonatiger Arbeit lieb geworden ist, neue Freunde zu gewinnen. Kamerun hat einen schlechten Ruf, sein Klima gilt als sehr ungesund, und immer noch wird es als ein Wagnis angesehen, wenn eine Frau ihren Gatten hinausbegeleitet, ganz besonders, wenn sie nicht an der Küste bleiben kann, sondern ihm ins Innere folgt. Das Land aber ist in Wahrheit besser, als man ihm nachsagt. Ich habe auf unserer weiten Wanderung viele Gebiete kennen gelernt, in denen das Leben so gesund ist, wie es in den Tropen nur irgend zu sein vermag, wo große Meereshöhen und trodene Luft dem Klima alles Drückende, Schwüle nehmen, wo kühle, klare Nächte den Körper immer wieder erfrischen und den Nerven die Spannkraft erhalten. Deutsche Frauen können dort leben, ohne ihre Gesundheit aufs Spiel zu setzen, und es wäre gut, wenn die Zahl derer, die hinausgehen, größer würde.“ Das ist sehr hübsch und wahr gesagt. Allerdings gehören Frauen vom Schrot und Korn der Frau Thorbede dazu, die auch im Wilde auf ihrem afrikanischen Pferdchen recht nach Kamerun hinein gehörig aussieht.

Ich will nichts Einzelnes aus den Briefen erzählen, sondern sie im ganzen nach dem Zeugnis empfehlen, daß der Leser hier Afrika und die afrikanischen Menschen so geschildert bekommt, wie sie wirklich sind, nicht wie sie in unseren Reichstags-Debatten und bei sonstigen anschauungslosen Beurteilern der Regerei aussehn. Frau Thorbede schreibt voll Liebe zu der afrikanischen Zeit, die sie verlebt hat, voll tiefen inneren Wohlwollens und guter Beobachtung für die Eingeborenen, mit denen sie so lange im Guten wie im weniger Guten zusammen war, gelegentlich sogar recht im Bösen, denn einmal bekam sie nachts im Zelt das Eisen eines Speers, der vermutlich ihrem Manne galt, tief in den Kopf. Solche Erfahrungen sechsten aber das Urteil eines klugen und tapferen Menschen nicht an. Wer so viel vom Neger gesehen hat, der darf beanspruchen, von den Leuten gelesen zu werden, die auch etwas über Afrika sagen wollen, ohne dagewesen zu sein. Außerdem ist viel Geschick und natürliche Grazie in den Schilderungen, so daß ich nur wiederholen kann: es ist eine Freude, dies Büchlein zu lesen.

Paul Rohrbach.

Briefe der Kaiserin Maria Theresia. Ausgewählt und herausgegeben von W. Fred. Zwei Bände. Georg Müller, München 1914.

Die rührige Münchner Verlagsbuchhandlung Georg Müller läßt es sich seit einer Reihe von Jahren angelegen sein, vergessene, schwer erreichbare oder vergiftene Werte, die österreichische Kulturdenkmäler bilden, in neuen, sorgfältig bearbeiteten und hübsch ausgestatteten Ausgaben zu verbreiten. Die Sammlung „Denkwürdigkeiten aus Alt-Österreich“, die unter der Leitung von Gustav Gugitz rüstig fortschreitet, bringt zum Teil sehr lezenswerte Memoiren, die man als die besten Führer durch die Vergangenheit bezeichnen kann. Es ist kein Wunder, daß dieser Verlag sich entschlossen hat, die Briefe der Kaiserin Maria Theresia den weiteren Kreisen der Gebildeten zugänglich zu machen. Sie waren bisher in vielen unter verschiedenen Titeln von dem berühmten Biographen der großen Herrscherin Ritter von Arneth herausgegebenen Bänden zerstreut und fast ausnahmslos bloß im französischen Originaltexte veröffentlicht. Deshalb schien zweierlei geboten: die Herstellung guter Uebersetzungen und die Veranstaltung einer geschickten Aus-

wahl. Nach dieser Richtung wurden schon vor einiger Zeit Versuche unternommen; doch in umfangreicherem Maße ist erst jetzt W. Fred bestrebt gewesen, die Lücke auszufüllen.

Maria Theresia war unter den Frauen, die das Schicksal zur Herrschaft berief, nicht die größte, nicht der stärkste Geist, nicht die überlegenste Persönlichkeit. Aber in den vierzig Jahren ihrer Regierung hat sie dennoch Wunderbares vollbracht, und nur mit verehrungsvollem Erstaunen kann man ihre unvergänglichen Leistungen betrachten. Sie führte die letzten entscheidenden Kämpfe um die Existenz Österreichs, und sie sicherte ihrem Reiche nach schweren Stürmen einen schönen Aufschwung. Ihr Wert war darum bedeutender als das der Königin Elisabeth von England und der Kaiserin Katharina II. von Rußland. Als Frau erreichte Maria Theresia, was vielleicht einem einzelnen Manne nicht gelungen wäre, denn sie sammelte die hervorragendsten Persönlichkeiten ihrer Zeit um sich und folgte den klugen Ratschlägen der anderen, obwohl sie durchaus nicht willensschwach war. Sie predigte ihren Töchtern immer, daß sich die Gattin dem Manne unterordnen müsse, und in diesem Sinne herrschte sie, indem sie sich vor der Erfahrung und Einsicht ihrer Ratgeber beugte. Allein sie ließ sich nicht nur beeinflussen, sondern sie beeinflusste auch, sie war mehr Anregerin als Werkzeu. Wie sie sich in ihrer Familie um jegliches Vorkommen kümmerte, wie sie ihren Kindern geistig in die Fremde folgte — und das mochte bei sechzehn Söhnen und Töchtern nicht wenig bedeuten — so hatte sie auch im Staatsleben für alles Auge und Ohr.

Das Geheimnis ihrer Erfolge wird durch nichts besser enthüllt als durch ihre Briefe, die man wirklich als Offenbarungen ihrer Empfindungen und Gedanken bezeichnen kann. Eine fromme Frau, die den Ausspruch tat, daß es ohne Religion kein Glück gebe, die ihren Kindern einschärte, die Tagesarbeit mit der Messe zu beginnen, konnte all den Krisen trogen, weil sie in ihrem Glauben einen festen Halt fand. Gott hatte sie auf ihren schwierigen Posten gestellt, nun mußte sie schauen, sich ihrer Aufgabe auf die schicksalliche Weise zu entledigen. Ihr bangte vor der Rechenschaft, die sie ihm schuldig war, und darum bemühte sie sich redlich, das Beste zu tun. Sie seufzte wohl bisweilen ob der Sorgen, die sie bedrückten, und beneidete ihren Sohn Erzherzog Maximilian, weil er nicht zum Regieren, also zum Glücke bestimmt sei, während sie selbst klagte: „Ich bin zum Unglücke geboren.“ Trotzdem widmete sie sich mit Leidenschaft den Staatsgeschäften; darüber vergaß sie allmählich alle Vergnügungen und Freuden, denen sie als schöne Erzherzogin und jugendliche Frau gerne gehuldigt hatte. Schrieb sie doch im Jahre 1777 an Erzherzog Ferdinand: „Nicht der Karneval beschäftigt mich, sondern die böhmisches Angelegenheit.“

Es ist lohnend, in den zwei Bänden der ausgewählten Briefe zu blättern und in die Eigenart der Herrscherin einzudringen. Das erste vorgelegte Schreiben stammt aus dem Jahre 1736, das letzte aus dem Todesjahre 1780. Wir sehen, wie das Mädchen zur Frau reift, die unerfahrene Erzherzogin zur gebietenden Kaiserin wird und wie die Mutter unablässig bestrebt bleibt, ihren Kindern Erzieherin und Beraterin zu sein. W. Fred hat hauptsächlich die Privatbriefe herausgegriffen, die Mutter gegenüber der Monarchin bevorzugt. Aber die eine glück der anderen, denn Maria Theresia wurde die große Kaiserin, weil sie — trotz manches Kleinlichen Zuges — eine große Frau war, die aus dem weiblichen Instinkte, aus ihrem Gemütsleben heraus den Pflichten der Herrscherin oblag.

Richard Charney.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Extraprämienfreie

Kriegsversicherung

bietet als gemeinnützige Anstalt die

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G.

(Alte Stuttgarter)

Größte Sicherheit auch für den Kriegsfall.

Bankfonds Ende 1913 428 Millionen Mk.

Sonder-Reserven f. d. Kriegsfall über 56 Millionen Mk.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Anzeigen kosten: die 40 mm breite
Nonpareilzeile 40 Pfennig, die
90 mm breite Reklamezeile 1,50 M.
Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenschätzungen werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen - Annahme:
Freitag der vorhergehenden Woche

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Dr. Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Prof. v. Bist,** M. d. N.: Der Krieg und die Zukunft des Völkerrechts. — **Dr. Paul Rohrbach:** Die Kraftprobe. — **Dr. Erich Eyß:** Die finanzielle Rüstung. — **Julius Bab:** Gewitter über Deutschland. — **Helene Voigt-Diederichs:** Krieg. — **Harry Söberg:** Die Leute am Meer. — **Helene Lange:** „Nationaler Frauendienst“. (Gebicht). — **Pfarrer D. Gottfried Traub:** Majestät. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Naumann / Kriegschonit

Montag, 3. August.

Es ist der erste Tag, an dem die Eisenbahnzüge für Privatpersonen nicht mehr zugänglich sind. Eine Gegenwart ohne Eisenbahn! Dafür füllen sich die Wagen mit Soldaten, Pferden, Kriegsmaterial und sammeln von allen Enden das zum Kriege eilende Volk. Überall wird Abschied genommen: Behüte dich Gott! Auf Wiedersehen! Heil und Sieg!

Die Frage des Tages ist die Haltung von Rumänien, Italien und England. Es erscheint fast unglaublich, daß unser auswärtiges Amt keine stärkeren Zusagen in der Hand hat, aber gerade der italienische Fall beweist, wie wenig die geschriebenen Worte den Anforderungen der Wirklichkeit genügen können. Italien enttäuscht uns, ohne, soviel wir wissen, den Wortlaut der Verträge zu verletzen. Es ist „neutraler Bundesgenosse“, wenigstens zunächst. Auch dieser Zustand hat ein gewisses Gute, denn er ermöglicht den amerikanischen Einfuhrhandel über Italien. Wir sind auf diese Weise nicht ganz von der übrigen Wirtschaftswelt abgeschnitten.

Mit den letzten fahrplanmäßigen Zügen erschienen die Reichstagsabgeordneten in Berlin. Alle sehr ernst. Viele gehen noch selber zur Truppe, und fast jeder hat Söhne, Schwiegersöhne oder Brüder im Heer. Der ganze Tag wird mit Vorbesprechungen ausgefüllt, bei denen der gute Wille auf allen Seiten bewundernswert ist. Die absolute Einmütigkeit macht alle Gegner zu Brüdern. Innerlich betrachtet ein großes ergebendes Erlebnis.

Die Hauptaufgaben des Reichstags sind: die Regelung der Finanzen, des Schuldrechtcs, des Gewerbercchtes und der Zollpolitik für den Krieg. Das sind alles ganz unübersehbare Dinge. Die vorliegenden Geseze haben nur den Wert allgemeiner Vollmachten und lassen zahllose Möglichkeiten offen. Zu keiner anderen Zeit würde sich die Genauigkeit deutscher Gesezgeber mit so schwanfenden Bestimmungen abfinden, jetzt aber ist es ohne weiteres klar, daß an die Stelle des sonst normalen Mißtrauens zwischen Gesezgebung und Verwaltung ein volles Vertrauen gesetzt werden muß. Wir können keine Umständlichkeiten

brauchen, zumal da die Hälfte aller Arbeitskräfte in Reichsämtern, Verwaltungen und Gerichten zur Waffe abgegangen sind.

Wie es möglich sein wird, 5 Milliarden aufzubringen, ist auch den Finanzleuten ein Rätsel, aber wir alle sind entschlossen, den Krieg nicht an Geldfragen leiden zu lassen. Während sonst um jede halbe Million gefeilscht wird und gehandelt werden muß, genügt jetzt ein Referat des Direktors der Reichsbank, um die gewaltigste Belastung zu übernehmen, die bisher eine Volkshervortretung zu bewilligen hatte. Siegen wir, so müssen es die Gegner zahlen; verlieren wir, so haben wir eine Schuld bis auf Kindesfinder.

Es ist nötig, die Zollgrenzen für Nahrungsmittel zu öffnen. Mit schlichtem Wort erklärt auch der konservative Vertreter, daß er damit einverstanden ist. Ebenso ist es nötig, gewisse Teile der Sozialpolitik außer Kraft zu setzen, damit die Versorgung der Truppen mit allem Nachdruck betrieben werden kann. Die Sozialdemokraten sind einverstanden. Es müssen Normalpreise für Lebensmittel festgesetzt werden können, um Preistreibereien zu verhindern. Die Handelsvertreter sind einverstanden. Alle bringen ihre Opfer. Kein Mißklang inmitten schwierigster Dinge.

Abends tagen die Fraktionen und beschließen, morgen keine Neben zu halten, sondern nur abzustimmen. Die Nebenhalle füllt sich mit eiserner, ruhiger Energie.

Dienstag, 4. August.

Heute ist der große Tag der deutschen Volksvertretung. Dieser Reichstag mit Einschluß seiner 111 Sozialdemokraten und mit Einschluß seiner Eltsässer und Polen und seines waderen Dänen Hansen ist ein fabelhaft in sich zusammengewachsender Körper. So hat ihn noch niemand gefannt.

Um 12 Uhr sind Gottesdienste im Dom und in der Hedwigskirche. Drhanber, der alte, wird jung und mächtig in seiner Predigt über den Spruch: Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Gott ist für uns, wenn wir für ihn sind, das heißt, wenn wir den Krieg um des Lebens und der höchsten Güter willen führen. Wir sangen: Ein feste Burg ist unser Gott. Zum Schluß das niederländische Gebetslied, das wir während des Burenkrieges gelernt haben. Gäßen wir damals den Buren nicht doch helfen sollen?? Jetzt kommt die Reihe an uns!

Um 1 Uhr versammeln sich die Mitglieder des Bundesrates und die bürgerlichen Parteien des Reichstages im Schloß. Es wäre richtiger gewesen, wenn der Kaiser ins Volkshaus gekommen wäre, aber aller Formelkram behält auch in solchen Stunden noch immer seine Macht. Immerhin war der Aufmarsch einfacher als sonst und der Prunk geringer. Die Thronrede ist gut, sachlich, bennützig. Der Kaiser spricht ernst, fast düster, und läßt sich am Schluß von den Parteiführern die Hand darauf geben, daß sie durch dick und dünn mit ihm gehen wollen. Er steht in der Mitte als Vertreter des deutschen Staatsgedankens; nicht ihm als sterblicher Einzelperson wird das Gelöbniß geweiht, sondern der geschichtlichen Macht, deren erster Diener er ist, und zu der wir alle gehören.

Beim Verlassen des Schlosses stürmt draußen ein Gewitter, ein Sinnbild dessen, was uns erwartet.

Im Reichstag drücken sich Freund und Gegner stumm die Hand. Was soll man auch viel sagen? Die Formalien werden schnell

erledigt, das bisherige Präsidium bleibt, das Wort hat der Reichs-Kanzler. Er wuchs über sich hinaus, sprach mit nüchterner Leidenschaft, ein ehrlicher Mann, der auf der Kommandobrücke des Staates steht. Aus seiner Rede erfuhr man noch einmal die Entstehungsgeschichte des Krieges, die in einem Weißbuch aktenmäßig vorliegt. Rußland hat ein böses Doppelspiel getrieben, um Zeit zu gewinnen, es wollte den Krieg — der panslawistische Gedanke hat zu dieser Ungeheuerlichkeit geführt. Daß Frankreich sich neben Rußland stellt, wurde von unserer Seite nicht anders erwartet. Wir haben reine Hände. Oesterreich-Ungarn durfte nicht für sich allein der russischen Ueberflutung preisgegeben werden. Leider können wir gegenüber Belgien die Grundsätze des Völkerrechtes nicht einhalten, da wir keinen anderen Zugang ins Innere Frankreichs haben als durch Belgien. Deutschland aber verspricht den Belgiern volle Erhaltung ihres staatlichen Bestandes, wenn sie nicht zu Feindseligkeiten übergehen. Wir wissen, indem wir dieses tun, daß es schwere Folgen haben kann, aber Not kennt kein Gebot, und wir müssen uns durchhauen.

Mit allen diesen Ausführungen ist der Reichstag einverstanden, und Präsident Raempff gibt in würdigster Weise eine einheitliche Antwort aller Parteien: wir sind ein einzig Volk von Brüdern!

In einer zweiten Sitzung, die 5 Uhr nachmittags beginnt, ist das Hauptstück die unveränderte gemeinsame Annahme aller vorgelegten Gesetze. Dabei gibt Abg. Haase im Namen der Sozialdemokratie die denkwürdige Erklärung ab, daß die Sozialdemokratie alles Notwendige mitbeschließt. Der Wortlaut dieser Erklärung berührt inmitten der übrigen Volksstimmung an einigen Stellen fremdartig, wer aber die Gedankengänge des Marxismus kennt, wird sich nicht wundern, daß die Leitung der Sozialdemokratie das Bedürfnis hatte, sich mit ihren eigenen Theorien kurz auseinanderzusetzen. Sachlich tut die Sozialdemokratie in dieser Entscheidungstunde genau daselbe, was alle anderen tun, und bleibt beim Hoch auf Kaiser, Volk und Vaterland im Saal. Unzählige alte Widerwärtigkeiten sind vergessen, viele Hoffnungen erfüllt. Nun mag kommen, was da will; dieser Tag bleibt denen, die ihn erlebten, bis an ihr Ende!

Als die Deutschen im Juli 1870 zum Kriege auszogen, wurden Nord und Süd einig. Heute hat sich etwas Ähnliches vollzogen: Die Sozialdemokratie wurde eine vaterländische Partei trotz des theoretischen Internationalismus, der ja auch sein Recht hat. Fühlen wir nicht gerade durch den Krieg, was uns allen verlorengeht, wenn die Völkergemeinschaft bricht?

Der Reichskanzler dankte allen Parteien im Namen des Kaisers und der Bundesfürsten. So finden sich in der Not und um der Not willen Demokratie und Kaisertum. Vergeben und vergessen auf beiden Seiten! Das wird nicht verloren sein, auch wenn später wieder streitende Interessen unausbleiblich sind.

Und der Abend dieses inhaltvollen Tages bringt noch die englische Kriegserklärung. Man saß sich an den Kopf und fragt, warum die klugen, tüchtigen Männer, die die Leitung Großbritanniens in der Hand haben, das tun. Wollen auch sie Deutschland zur Nacht zweiten Grades herabdrücken, mag sonst daraus werden, was will? Wie denken sich jetzt die Engländer die weitere Weltgeschichte? Und was denken sie über die Zustände, die sich während des Kampfes der Europäer in Asien und Afrika entwickeln müssen? Nun ist also die ganze Menschenvwelt außer Amerika in den gräßlichen Strudel hineingezogen. O Gott, was soll das werden?!

Mittwoch, 5. August.

Es ist Kriegsbetttag. Die Kirchen sind voll Menschen, einzelne Gottesdienste werden auf öffentlichen Plätzen abgehalten, viel Verlangen nach dem heiligen Abendmahl. Im übrigen wird weitergearbeitet. Auf dem Tempelhofer Felde werden Pferde ausgehoben, und an der Eisenbahn in Schöneberg prüft man Privatautomobile für Militärzwecke. So wird es an anderen Stellen auch sein. Es beginnen Sammlungen für Familien von Kriegsteilnehmern. Möglichst vereinheitlichen, damit Kontrolle der Bedürftigkeit durchführbar bleibt!

Leider sind gestern Abend nach Bekanntgabe der englischen Kriegserklärung einige Störungen vor der englischen Botschaft vorgekommen. Das Verhalten von Engländern an Fenstern des benachbarten Hotels soll herausfordernd gewesen sein. Trotzdem ist es sehr bedauerlich; denn von diesen paar Fensterscheiben wird nun in der ganzen Welt geredet.

Man erfährt nur Bruchstücke. Ein oder mehrere deutsche Schiffe beschießen algerische Häfen. So hat es vor einigen Tagen schon ein deutscher Kreuzer vor Liban gemacht. Dann aber haben wir nichts mehr von ihm gehört. Aus Kopenhagen wird eine Nachricht batirt, daß drei deutsche Unterseeboote am Südausgange des Sundes gesichtet wurden. Ist schon möglich, bedeutet aber an sich wenig. Man ahnt, daß irgendwo da draußen zwei große Flotten sich meiden oder suchen. Ehe die Landheere sich entscheidend begegnen, kann es Seegeschehen geben. Wie wird unseren Marineoffizieren und Mannschaften das Herz klopfen! Das ist die deutsche Flotte, für die wir so oft geworben haben. Wie wird sie sich halten, was wird sie machen?

Von der Ostgrenze her wird die Zurückwerfung einer russischen Kavalleriebrigade gemeldet. Damit ist aus einer Stelle der russische Grenzschutz durchbrochen.

Aus Paris wird bekannt, daß die zwei Kammern des französischen Parlamentes ihre Kriegsgesetze ebenso einmütig beschlossen haben wie wir. Darunter soll die Aufhebung der Kulturkampfgesetzgebung sein. Im übrigen bringen allerlei Mitteilungen über Straßenunruhen in Paris bis zu uns; aber wer weiß es? Paris scheint mit einem Male unendlich weit weg zu sein, das gute alte Paris! Wir sind wie in einer geträumten Welt. Man möchte rufen und kann nicht. Dabei aber ist leider der Traum eine grauenvolle Wirklichkeit.

Vor acht Tagen habe ich noch mit Familie ruhig in den Wagen von Ostende gebadet, und heute ist das ein so unmöglicher Gedanke, daß ich mich besinne, ob es überhaupt je wahr gewesen ist. Ja es ist so: vor genau acht Tagen waren wir in Ostende und Brüssel. Andere Berliner waren damals in Swinemünde oder in Tirol oder sonst auf einem Dorfe. Das liegt dahinten verloren, als wäre es nicht gewesen. Und in wie vielen Stuben sitzen schon heute einsam gewordene Menschen und fürchten sich vor den Listen der Gefallenen und Verwundeten, die in einigen Tagen beginnen werden. Wer 1870 miterlebt hat, kennt von damals noch das peinvolle Durchsuchen dieser Blätter. Wenn das kommt, dann fühlen wir erst, daß wir den Krieg haben.

Zur Nacht erfährt man, daß das Eisene Kreuz vom Kaiser wieder eingerichtet ist.

Donnerstag, 6. August.

Überall wird nach Spionen gesucht, da es in der Tat verkleidete Russen gibt, die Brücken und Bahnübergänge zerstören wollen. Auch sollen 80 Millionen in Gold von Frankreich durch Deutschland nach Rußland unterwegs sein, wo sie aber im Auto herumfahren, hat sich noch nicht finden lassen. Die Behörde warnt vor allzu wilder Spionenriechelei, da es schon vorgekommen ist, daß deutsche Reserveoffiziere zur Wache gebracht wurden. Französische Flieger werden an verschiedenen Stellen gesehen.

Der englische und der belgische Vertreter sind abgereist. Das bedeutet, daß auch Belgien gegen uns Krieg führt. Das konnte nicht ausbleiben, nachdem wir die belgische Neutralität verlegen mußten. Immerhin wird für das zukünftige Verhältnis von Deutschland und Belgien sehr viel davon abhängen, wie es den Krieg betreibt. Wir haben von uns aus keinerlei Veranlassung, die belgische Armee zu ruinieren oder Antwerpen zu belagern, denn wir wollen nur den Weg an Lüttich und Namur vorbei, einfach, weil wir keinen anderen Weg haben, der ins Herz Frankreichs führt.

Oesterreich sendet seine Kriegserklärung an Rußland, weil Rußland zwar Soldaten aufstellt, aber keine Erklärung schickt. Gerüchte über Gefangennahme vieler Serben schwirren durch die Luft, sind aber wohl falsch. Die Mobilmachung in Oesterreich soll auch in den slawischen Gebieten gut vonstatten gehen.

Rumänien ist neutral und mobilisiert. Dasselbe gilt von Bulgarien und Türkei. Es scheint, daß die Türkei sich gegen die

Durchfahrt russischer Kriegsschiffe durch den Bosporus zur Behr setzen will. In Deutschland befindliche Türken sind zum heimischen Heer gerufen, wissen aber nicht, wie sie dahin kommen sollen.

Viel Sorge besteht um deutsche Familien und Einzelpersonen in Frankreich und Rußland. Zahlreiche Menschen sind plötzlich verschollen, und keiner kann sagen, wann und wo sie aus dem Chaos wieder auftauchen werden. Die Franzosen sollen ein Konzentrationslager für deutsche Flüchtlinge eingerichtet haben. Dabei können einzelne, besonders Frauen und Kinder, qualvollste Tage zu erleben haben. Auch bei uns sind ja in diesen aufgeregten Tagen die Fremden nicht auf Rosen gebettet, aber die Öffentlichkeit tritt für ihre anständige Behandlung ein.

Freitag, 7. August.

Kaiser und Kaiserin haben gute Ausrufe veröffentlicht. Die Kaiserin hat in Braunschweig die Regentschaft übernommen, weil ihr Gatte in den Krieg zieht.

Was draußen an allen Grenzen vorgeht, wissen wir nicht. Vielerlei Gerüchte. Alle Zeitungen haben denselben Inhalt. Das heißt: keine sagt mehr als die andere. Die Deutschen in Belgien sollen schwere Mißhandlungen zu ertragen haben. Gräßliche Abreisevorkommnisse in Antwerpen, viel deutscher Besitz zerstört. Wissen denn die Antwerpener nicht, daß sie von den Deutschen leben? Auch in Zukunft!

Abends klingt es durchs Land: Lüttich im Sturm genommen! Das ist der Anfang. Nun erfährt die Welt, daß wir noch siegen können. Lüttich wird in unseren Händen militärisch mehr wert sein, als es in belgischen gewesen ist. Die zehn oder zwölf Forts sollen guter neuer Bau sein. Nun liegt die Eisenbahn nach Paris bis vor Namur frei. Die wahrscheinlich herausgerissenen Schienen werden unsere Pioniere schon wieder einlegen. Führer im Kampfe war der General der Infanterie v. Emmich.

Sonabend, 8. August.

Wir wissen nichts von unseren Kolonien, nichts von den Deutschen im feindlichen Ausland. Unsere Gedanken sind bei den Schiffen im Mittelmeer, die vor den algerischen Häfen gewesen sind. Unsere Sorgen sind bei den zwei großen Flotten. Dabei aber erfreut uns Lüttich. Habt Dank, ihr Tapferen!

Von England ist der deutsche Botschafter Fürst Sickingen zurückgekehrt, kein Held der Diplomatie. Der verstorbene v. Siderlen-Waechter soll seine Berufung nach London seinerzeit nicht gewünscht haben. Eine der ersten Aufgaben nach dem Krieg ist die Reform des auswärtigen Dienstes.

Aus Portugal wird Kriegserklärung gemeldet. Das hat militärisch wenig zu bedeuten, nimmt aber unseren auf der Fahrt befindlichen Schiffen die portugiesischen Häfen. Ueberhaupt werden wir erst durch diesen Krieg erfahren, was die englische Seeherrschaft bedeutet. Wer von den Engländern belämpt wird, hat kaum noch eine Küste zum Landen, hat in der zweiten Welt keine Kohlen. Und alle Nachrichten draußen sind englisch.

Sonntag, 9. August.

Ein schöner sonniger Sonntag mit dem ernststen Hintergrund des Krieges. Die Kirchen sind übervoll. In einer sonst guten Predigt hörte ich, daß Gott den Krieg deshalb geschickt habe, weil wir nicht mehr so schlicht und fromm und kirchlich sind als unsere Väter waren. Das klingt ganz gut, hat aber doch die Erwägung gegen sich, warum es in den alten kirchenfrommen Zeiten so viel mehr Kriege gegeben hat. Warum die Weltregierung Kriege zuläßt oder auch herbeiführt (falls solche menschlichen Ausdrücke erlaubt sind), kann man erst wissen, wenn sie vorbei sind. Wir hoffen, daß der Zweck unsere Läuterung und Bewährung zum Weltvolke ist.

Berlin sieht etwas weiblicher aus als sonst und viel ruhiger, weil die stärksten Männer, Koffie und Automobile fehlen. Dabei ist alles gespannt und begierig, Extrakblätter zu erschaffen, in denen wenig Neues stehen kann. Oder anders gesprochen: Jede einzelne Mitteilung würde noch vor 14 Tagen ein Ereignis gewesen sein, tritt aber jetzt in den Schatten noch größerer Erwartungen oder

Besorgnisse. Man erwartet Nachrichten von der belgischen Schlacht und sorgt sich um die Flotte.

Aus Belgien wird bekanntgemacht, daß die Verluste bei der Erstürmung Lüttichs groß gewesen sind. Sie sollen mitgeteilt werden, sobald sie zuverlässig bekannt sind. Wir haben 3000 bis 4000 Gefangene gemacht, deren Transport nach Deutschland bereits begonnen hat. Die beteiligten Regimenter werden nicht erwähnt. Ueber den Vorgang der Erstürmung wissen wir nichts. So war der Krieg in alten Zeiten immer, nur 1870 hat uns an andere Berichterstattung gewöhnt. Aber es wird wohl richtiger so sein!

Von der Flotte erfährt man, daß ein für Militärzwecke verwendeter deutscher Dampfer, die „Königin Luise“ beim Minenlegen an der Themsemündung zum Sinken gebracht wurde, daß aber dafür der englische Kreuzer „Amphion“ (gebaut 1913) durch eine der gelegten Minen zerstört ist.

Im Osten wird an der deutschen und österreichischen Grenze in kleineren Gefechten gestritten. Dabei sind 8 russische Geschütze in deutsche Hände gefallen.

Montag, 10. August.

Von den Engländern ist uns Togo genommen, das heißt, sie sind in die Hauptstadt Lome eingerückt, während der Gouverneur und die wehrfähigen Deutschen sich ins Hinterland zurückgezogen hatten. Das dürfte wohl die letzte afrikanische Nachricht für lange Zeit sein, denn nun ist zweifellos unsere Telefontation in gegnerischer Gewalt. Wir sind darauf gefaßt, nach dem Kriege mit der Kolonialpolitik neu anfangen zu müssen.

Wie mag es in Rußland aussehen? Ueber Kopenhagen wird gemeldet, daß die Russen ihren finnischen Hafen Hangö versperrt und ruiniert haben, damit er keiner fremden Macht zum Einfallstor dienen könne. Allerlei Gerüchte über Revolution und Zerstörung von Staatseigentum.

Amlich aber wird aus Konstantinopel dagegen protestiert, daß die Engländer zwei große Kriegsschiffe, die für türkische Rechnung auf einer englischen Werft gebaut sind, für ihre eigenen englischen Kriegszwecke benutzen. Die Tatsache selber ist nicht verwunderlich, aber der türkische Protest weckt freundliche Erwartungen. Was macht unser Freund Enver Bey?

Abends aber fährt ein Offizier durchs Brandenburger Tor und verkündet einen beträchtlichen Sieg über ein französisches Armeekorps und eine Infanteriedivision westlich von Mülhausen im Oberelsaß. Dort also wird auf deutschem Boden gekämpft, aber mit gutem Erfolg.

Welche Woche!

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

1. August.

Wir hatten am Morgen eine Besprechung im preussischen Ministerium des Innern wegen der Organisation der sozialen Hilfsstätigkeit, soweit sie außerhalb der Aufgaben des Roten Kreuzes liegt. Als wir von dort kamen, lief das Gerücht durch die Stadt, daß die russische Mobilisierung zum Stillstand gebracht sei. Am Nachmittag hatten die Großberliner Frauenvereine eine Beratung über die Einrichtungen der Großberliner Wohlfahrtspflege für den Kriegsfall. Die Nachricht von unserer Mobilmachung kam in diese Konferenz hinein. Alle aber waren schon so im Vann der großen und wichtigen Arbeit, die nun vor uns lag, daß sich die Wirkung der Nachricht eigentlich nur in noch größerer Konzentration und schnellerer Arbeit zeigte.

2. August.

Das Gefühl, von der Vergangenheit losgerissen zu sein und ganz neuen, unübersehbaren, unberechenbar fremden

Gefchehnissen entgegenzugehen, erfüllt alle. Es kommen Zeitschriften, deren Inhalt man vor einer Woche zusammengestellt hat. Was ist es uns heut? Eine Stimme aus einer versunkenen Welt. Etwas, das uns nichts mehr angeht. — Die Hausfrauen verprobantieren sich, als wenn sie von morgen ab ein paar Monate Belagerung durchzuhalten hätten. Die Preise steigen natürlich schnell. Viele Kolonialwarenläden geschlossen, weil sie ausverkauft waren.

3. August.

Der Sturm auf die Sparkassen läßt schon nach. Einige fangen an zu glauben, daß ihr Geld dort sicher ist. Den Preistreibern ist durch Widerstand des Publikums ziemlich ein Ende gemacht.

Wir hatten am Abend eine Versammlung sämtlicher Berliner Wohlfahrtsorganisationen im Rathaus. Es wurde beschlossen, eine Zentralisation der nun einsetzenden Hilfseinrichtungen zu versuchen. Die sozialdemokratischen Frauen erklärten, daß sie mit uns arbeiten wollen.

4. August.

Wundervoll ist die Haltung der Jugend. Fast überraschend sachlich und doch so feurig. Sie arbeitet überall mit. Man sieht zwölfjährige Jungen mit der Armbinde „Preußische Eisenbahnverwaltung“. Überall sind Pfadfinder- und Wandervogelkorps im Volendienst oder als Träger ernsthaft und voll Verantwortungsgefühl beschäftigt.

5. August.

Man muß Frauen in leer gewordene männliche Posten einstellen. Die Untergrundbahn beschäftigt Frauen im Schalterdienst. Auf der Straßenbahn sah man die ersten weiblichen Schaffner. Die Gruben stellen wieder Frauen unter Tage ein. In welchem Umfang das Bedürfnis nach Erntearbeitern gedeckt ist, kann man jetzt gar nicht übersehen. Der Andrang von Arbeitskräften war ungeheuer, auch von Freiwilligen, und die Arbeitsnachweise haben schon wieder gebreicht.

6. August.

Man fängt allmählich an, die riesige Arbeitsverschiebung zu spüren. Alle Luxusindustrien sind stillgelegt. Die ganze Damenkonfektion ruht vollständig. Dazu kommen gezwungene Produktionsunterbrechungen wegen Kohlenmangels infolge der militärischen Inanspruchnahme der Bahnen.

Trotzdem ist die Stimmung der Bevölkerung ruhig und gut, selbst an den Arbeitsnachweisen.

7. August.

Man entfernt alle französischen Schilder. Das Kabarett „Châta noir“ wird zum „Schwarzen Kater“. Ein Restaurant „Boncourt“ verzichtet auf seinen romantischen Titel. Im übrigen kommt es nirgends zu irgendwelchen chaubinistischen Ausschreitungen. Nachdem am Tag der Mobilmachungserklärung vor der russischen Botschaft demonstriert war, hat eine Warnung genügt, um Wiederholungen zu vermeiden. Die Haltung des Publikums ist überhaupt ausgezeichnet — ausgesprochen verständlich und besonnen trotz der Kampfesfreudigkeit. In unsagbar überfüllten Straßenbahnen, im Gedränge um die Ausgabestellen der Zeitungen herrscht doch Ruhe und gute Stimmung. Bei den Sparkassen steigen die Einlagen wieder rasch über die Abhebungen hinaus.

8. August.

Vormittags eine Besprechung mit der Armen- und Waisenverwaltung. Die Frage der Organisation der Hilfstätigkeit ist unsagbar schwer. Jeder Mensch erläßt seinen eigenen Aufruf für eine Sache, die ihm gerade als die wichtigste erscheint. Wie sollen alle diese kleinen Wä-

vereinigt und vor dem machtlosen Versichern behütet werden? Ueberdies werden fast alle patriotischen Spenden für die Familien der Eingezogenen festgelegt, und es entsteht die Frage: wer versorgt die Tausende, die nicht einmal die gesetzliche Kriegsunterstützung haben? Das beschäftigt uns jetzt am meisten. Es hat tatsächlich im Augenblick niemand Sinn für diese, bei denen jetzt schon die eigentliche Not ist. — Die planlose Hilfsbereitschaft: das ist in einer Millionenstadt eine geradezu beängstigende Erscheinung.

9. August.

Wir haben unsere 23 Frauenhilfskommissionen in den 23 Steuerbezirken von Berlin organisiert. Jeder stehen eine Vertreterin der Wohlfahrtsorganisationen und eine Vertreterin der sozialdemokratischen Frauen vor. Die Hilfskommissionen übernehmen die Beratung der Bevölkerung, die Kontrolle der Lebensmittelpreise, die Recherchen für die Kriegsunterstützungskommissionen, die Vermittlung von Hilfe. Unsere ganzen Verwaltungskosten trägt die Stadt, als deren Organe die Frauenkommissionen arbeiten.

Es ist Sonntag. Berlin bietet wieder dasselbe Bild wie sonst feiertags. Draußen gehen die Leute spazieren und sitzen in Kaffeegärten. Man spricht auch wieder von anderen Dingen als dem Krieg. Nur abends sammelt sich alles vor den Depeschenanschlügen. Aber man fühlt doch schon, daß nach der ersten ungeheuren Spannung die Menschen sich wieder in ihrem Lebensglaube fühlen.

10. August.

Die erste amtliche Verlustliste erscheint in den Zeitungen.

Prof. v. Ritz, M. d. R. / Der Krieg und die Zukunft des Völkerrechts

Nicht darum kann es sich an dieser Stelle handeln, aus dem Lärm des Weltkrieges in die friedlichen Gefilde einer Utopie sich zu flüchten. Heute gelten nur Taten, nicht Träume. Und auch in der „Hilfe“ ist kein Platz für weltfremdes Gedankenspiel. Aber die Frage nach dem, was morgen sein wird, gehört zu den Sorgen des heutigen Tages, und das Deutsche Volk, das seine ganze Kraft einsetzt, um seinen Heeren den Sieg zu sichern, hat nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, über die Früchte sich klar zu werden, die der siegreiche Krieg ihm bringen wird. Dabei denke ich nicht an Landgewinn und Mehrung des Einflusses, nicht an die Niederwerfung unversöhnlicher Feinde und die Zerstümmerung der unnatürlichen, gegen uns gerichteten Bündnisse, sondern an die Stellung des Deutschen Reiches zu den anderen Staaten in den Jahrzehnten, die dem Friedensschluß nachfolgen werden. Steht uns abermals ein halbes Jahrhundert des bewaffneten Friedens bevor, ein Menschenalter, wie das vergangene, in dem jeder Staat in endlosem Wettbewerbs zu dem unvermeidlichen neuen Kriege sich rüstet und jeder Funke den Weltbrand entzünden kann? Die Ueberzeugung, daß es so kommen wird, so kommen muß, die würde, je länger der Krieg dauert, desto schwerer auf den Völkern Europas lasten, denen die Hegemonie Amerikas oder Asiens als Folge des europäischen Krieges drohend vor der Seele stände. Und auch das Deutsche Volk würde auf die Dauer diesem Druck sich nicht entziehen können.

Man wird es dem Lehrer des Völkerrechts nicht verdenken, wenn er schon heute, noch während der Aufmarsch der Heeresmassen sich vollzieht, diese Frage aufwirft, die erst

nach der Beendigung des Kriegszustandes ihre Lösung finden kann: die Frage nach der Zukunft des Völkerrechts, d. h. nach der rechtlichen und darum friedlichen Regelung der Beziehungen der Staaten zueinander. Der Weltkrieg hat, so scheint es, das Weltrecht zertrümmert, und gar mancher von denen, die sich besonders klug dünken, weil ihre kurz-sichtigen Augen nur das Allernächste zu erkennen vermögen, hat diese Erscheinung mit Hohn und Spott freudig begrüßt.

Wer die Geschichte kennt und aus den Erfahrungen der Vergangenheit auf die Zukunft zu schließen gelernt hat, der wird die Ansicht dieser „Realpolitiker“ nicht teilen. Denn er weiß, daß der Krieg, der Vater aller Dinge, auch der gewaltige Schöpfer des Völkerrechts war und ist. Mitten in den Greueln des Dreißigjährigen Krieges hat Hugo Grotius (1625) sein Werk: „De jure belli ac pacis libri tres“ geschrieben und damit die Wissenschaft des Völkerrechts begründet, und der Westfälische Frieden hat den ersten christlich-europäischen Staatenverband geschaffen (1648). Die Völkerrechtsgemeinschaft der Staaten ist das Kind des jahrzehntelangen Waffenkampfes. Die Erkenntnis der Interessengemeinschaft, die all die vielverschlungenen Interessengegensätze überragt, hat die europäische Staatenwelt damals zum ersten Male zur rechtlichen Einheit verknüpft. Es war ein schwacher Verband, das wissen wir alle, und er hat die Kriege nicht zu verhindern gewußt. Aber die Ueberzeugung von dem Vorhandensein der Interessengemeinschaft ist seither nicht mehr verlorengegangen. Und als um die Wende des achtzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts abermals der Krieg aller gegen alle entbrannt war, da hat die Not der Zeit zuletzt doch den Frieden erzwungen und den Staatenbund auf neuer Grundlage errichtet. Auch dieser Schöpfung fehlte die feste Geschlossenheit und damit die alle Widerstände überwindende Lebenskraft. Aber nur der Blinde könnte leugnen, daß die Völkerrechtsgemeinschaft seither bis zur Gegenwart eine mächtige Entwicklung genommen, daß sie die Staaten aller Weltteile allmählich an sich herangezogen, daß sie eine ungezählte Reihe von Sonderzweckverbänden auf den verschiedensten Gebieten staatlicher Lebensbetätigung (man denke nur an den Weltpostverein) eingerichtet und von Jahr zu Jahr neue Vereinbarungen zum Wohl der Menschheit geschaffen hat (als eine der letzten die zum Schutz des Menschenlebens auf hoher See). Heute ist diese Gemeinschaft zerrissen, und in einer einzigen furchtbaren Antithese treten die Staaten der alten Welt einander gegenüber. Aber je gewaltiger das Ringen dieser Gegensätze, desto lebenskräftiger, desto fruchtbarer wird, wie alle geschichtliche Erfahrung uns lehrt, auch die neue Synthese sein, die über den Gegensätzen versöhnend sich erheben wird.

Man darf dem Völkerrecht nicht den Vorwurf machen, daß es den Krieg nicht zu verhindern vermochte. Dazu war es zu schwach. Vermag doch auch unser nationales Recht uns nicht vor Unrecht aller Art, auch nicht vor Mord und Totschlag, den unbedingten Schutz zu gewähren. Auch das Völkerrecht der Zukunft wird den Krieg wohl nicht unmöglich machen. Aber das ist es auch gar nicht, was wir von ihm erwarten und verlangen dürfen. Wir werden zufrieden sein können, wenn es den Krieg auf die Fälle äußerster Not beschränkt und den Weltkrieg unmöglich macht.

Aber auch dieses bescheidene Ziel kann das Völkerrecht der Zukunft nur erreichen, wenn es uns die heute noch fehlende Organisation des Staatenverbandes bringt, eine Or-

ganisation, die Streitigkeit zu schlichten und ihrem Willen Geltung zu verschaffen die Macht hat. An Ansätzen dazu hat es ja nicht gefehlt. Aber sie haben die Zeit nicht gehabt, sich zu entwickeln. Heute sieht es so aus, als wären alle diese Keime vernichtet. Aber auch für das Leben der Völker gilt das Gesetz von der Erhaltung der Kraft. Die Formen wechseln, die Kraft bleibt. Die Kulturarbeit der letzten Jahrzehnte, die die Natur in den Dienst menschheitlicher Interessen gestellt und die Schranken von Zeit und Raum zurückgeschoben hat: sie kann und wird nicht verlorengehen. Sie kann in ihrem Fortschritt niedergehalten werden. Aber wenn die Hindernisse weggefallen sind, die ihrer ununterbrochenen Entwicklung sich in den Weg gestellt haben, dann wird sie aufs neue einsetzen und mit verdoppelter und verzehnfachter Kraft das ihr gesteckte Ziel verfolgen. Die Opfer an Menschen, an Gütern und Kulturwerten, die der Krieg erfordert, sind dieselben für jeden der kriegsführenden Staaten, dieselben für die Sieger wie für die Besiegten. Gerade aus der Gemeinsamkeit der Opfer wird die Ueberzeugung von der Interessengemeinschaft neue Kraft gewinnen. Und diese Ueberzeugung wird die Staaten wieder zusammenführen, wie sie 1648 und 1815 sie zusammengeführt hat. Dann wird die neue Organisation des Staatenverbandes entstehen. Gewiß keine vollkommene, alle Wechselfälle ausschließende Organisation; aber eine Organisation, die die von 1815 überragen wird, wie diese den Staatenverband von 1648 überragt hat. Und damit wird die Bahn frei sein für einen Kulturfortschritt, der alles in der Vergangenheit vorhanden Gewesene weit hinter sich lassen wird.

Ich glaube, es war nicht überflüssig, das auszusprechen. Denn gar manchem von uns bangt heute vor dem Trümmersfeld, das auch ein siegreicher Krieg in den Ländern der Sieger zurückläßt. Gar mancher denkt an die Möglichkeit, daß die europäische Kultur zugrunde gehen und die gelbe Gefahr in greifbare Nähe gerückt werden könnte. Und dieser Gedanke könnte zwar nicht die Opfertüchtigkeit und die Siegeszuversicht, wohl aber die Freudigkeit der Begeisterung schwächen, mit der wir in den uns aufgedrungenen Kampf gehen. Alle diese Befürchtungen werden widerlegt durch die Geschichte. Der auf die Erfahrungen der Vergangenheit sich stützende Glaube an die immanente Notwendigkeit einer nach aufwärts gerichteten Entwicklung auch des Menschengeschlechts gibt uns das Leitwort, das nicht nur die letzte Zusammenfassung aller unserer Erkenntnis, sondern auch die Richtschnur für unser gesamtes Handeln darstellt: *excoelsior*.

Paul Rohrbach / Die Kraftprobe

Wir lesen im Jesajabuch die Geschichte vom Anschlag der Könige von Damaskus und Samaria gegen das Haus Davids in Jerusalem. Dem König Ahas von Juda wurde das Bündnis der beiden mächtigen Gegner gemeldet. Da, heißt es, erbebe sein und seines Volkes Herz, wie die Bäume des Waldes vor dem Winde erbeben. Jahwe aber sprach zu Jesaja: Gehe hinaus zu Ahas und sprich zu ihm: Wegen dieser beiden rauchenden Stummel von Feuerbränden verzage dein Herz nicht! Und Jesaja redete weiterhin also zu Ahas: Erbittle dir ein Zeichen von Jahwe, deinem Gotte, tief unten aus der Unterwelt oder hoch oben aus der Höhe. Ahas aber erwiderte: Ich will Jahwe nicht versuchen. Da sprach Jesaja: Hört doch, ihr vom Hause Davids! Ist's euch

nicht genug damit, Menschen zu ermüden, daß ihr auch meinen Gott ermüdet? Darum wird euch der Herr selbst ein Zeichen geben: ein junges Weib wird schwanger werden und einen Sohn gebären und ihn Immanuel nennen — das heißt Gott mit uns!

Diese Geschichte hat in der Theologie eine große Rolle gespielt, denn auf die irrtümliche Uebersetzung des hebräischen Wortes für das junge Weib gründet sich das Dogma von der jungfräulichen Geburt des Heilandes. Was wir aber heute aus dem Zwiegespräch zwischen dem König und dem Propheten für uns entnehmen können, das ist etwas ganz anderes, als jener wunderliche Fund der Ausleger der alten Kirche. Der König ist in Angst vor den beiden mächtigen, gegen ihn verbündeten Gegnern. Er will zum Herrscher Assyriens um Hilfe gegen sie schicken. Hüte dich davor, sagt ihm Jesaja, die beiden sind dir in Wirklichkeit gar nicht furchtbar, denn ihre Kraft ist im Innern bereits verzehrt. Als Ahas zögert, bietet ihm Jesaja ein Zeichen von Gott her an. Scheinbar demütig, in Wirklichkeit aber unglaublich und verzagt, versteckt sich der König hinter die Redensart, lieber wolle er Gott nicht versuchen. Da fällt Jesaja das Urteil: So schnell wird die Gefahr, vor der du dich umsonst ängstigst, vorübergehen, daß die junge Mutter das Kind, das sie in dieser Zeit der Sorge empfängt, wenn es zur Welt kommt, mit dem Triumphnamen nennen wird: Der Herr mit uns! Ueber dein Haus aber und dein Volk wird das Gericht kommen!

Was fordert Jesaja von Ahas? Er fordert Gottvertrauen; nicht so, wie die alten Völker sich das dachten, daß zwischen jedem Volk und seinem Gotte ein Pakt auf Gedeih und Verderb bestände, sondern die Ruhe des Bewußtseins, die auf Frömmigkeit und klares Urteil über die Kräfte der Welt gegründet ist. Das Wissen um beides war es, was dem Jesaja seine Festigkeit gegenüber den angstvollen Plänen des Königs gab. Er sah ihre Torheit und ihre Nuklosigkeit, und sah das Ende der Feinde voraus. Wir heute in dem uns aufgezwungenen Kampf können eins nicht: in Ruhe abwarten, bis die Feindschaft unserer Gegner sich in sich selber verzehrt. Wir müssen unsere Kräfte anspannen, so stark wir können, aber dieser schwersten Kraftprobe, die uns bisher im Laufe unserer Geschichte zugemutet worden ist, dürfen wir doch mit derselben Siegesgewißheit entgegengehen, die aus den Worten des Propheten vom Immanuel spricht. Auch die Tausende von jungen Frauen, die sich jetzt bei Kriegsausbruch noch mit ihren ins Feld ziehenden Erwählten haben vereinigen lassen, mögen sich getrost im voraus für ihr Kind, das geboren werden wird, wenn die Entscheidung in diesem Weltkampfe gefallen ist, einen Siegesnamen wählen. Sie dürfen es, wenn unser Volk sich dessen bewußt ist: wir können nicht besiegt werden, wenn wir genug sittliche Kraft bewahren. Umgekehrt — erliegen wir den vereinigten Gegnern, so wird es nicht darum sein, weil wir militärisch zu schwach waren, sondern weil wir uns moralisch der Prüfung nicht gewachsen gezeigt haben.

Wir gehen in diesen Krieg nicht wie 1870 mit den Erfahrungen von ein oder zwei unmittelbar vorhergegangenen siegreichen Feldzügen. Wir haben keine Männer, auf die jedermann daheim und im Heere schon im voraus mit einem solchen Vertrauen hinblicken kann, wie die Generation vor uns, als sie zu den Waffen gerufen wurde. Auch diplomatisch konnte dieser Krieg nicht so vorbereitet werden, wie der, aus dem die Einigung Deutschlands erwuchs. Man kann daraus folgern, daß wir es sicher nicht waren, die den Krieg

gewollt haben, aber trotzdem mag es auf zaghafte Gemüter deprimierend wirken, wenn immer neue Feinde sich erheben, und Freunde, auf die man gerechnet hat, sich versagen oder sich zurückhalten. Nur zu möglich, daß wir in dieser Beziehung noch nicht einmal am Ende unserer Erfahrungen stehen: Gleichviel, auf diese Dinge kommt es nicht entscheidend an. Entscheidend ist allein, ob wir die Willenskraft haben werden; die Opfer zu bringen, die diese Prüfung von uns fordert. Haben wir sie, wissen wir bestimmt, daß wir sie bewähren werden, dann können auch wir den Sohn von 1915 im voraus Immanuel heißen.

Weder Rußland noch Frankreich noch England haben den Krieg im gegenwärtigen Augenblick mit uns gewollt. Es ist ein Irrtum zu glauben, daß eine von weither gegen uns verabredete Verschwörung gerade für jetzt vorliegt. Die grundsätzlich zum Kriege drängenden starken Parteien in Rußland und in Frankreich wünschten die Entscheidung noch um ein, womöglich um zwei Jahre hinauszuschieben, weil sie dann besser gerüstet waren. England hatte sich nach langem Schwanken gerade zu dem Entschluß einer vorläufigen friedlichen Verständigung mit uns durchgearbeitet, nicht in dem Sinne, daß es sich grundsätzlich mit allen wirklichen und vermeintlichen Zielen der deutschen Weltpolitik abgefunden hätte, aber doch so, daß es bereit war, uns einstweilen an verschiedenen wichtigen Punkten nachzugeben. Die eigentliche Wurzel des Krieges liegt in dem Schicksal, daß Oesterreich-Ungarn durch den Mord von Serajewo plötzlich vor die Frage Sein oder Nichtsein gestellt wurde, und daß es nicht möglich war, wenn der Staat überhaupt gerettet werden sollte, die Entscheidung zu vertagen. Dadurch wurden die Waffen Rußland früher, als es wollte, in die Hand gedrückt. Der russische Entschluß zum Kriege zog mit Notwendigkeit den französischen nach sich; England aber schätzte uns und Oesterreich-Ungarn gegenüber die Aussichten des Zweibundes so schwach ein, daß es sich um seiner eigenen Zukunft willen für gezwungen hielt, durch sein Eingreifen dem entgegenzuarbeiten, daß wir nach dem Siege als Diktator Europas daständen. Unsere Lage hat also im Vergleich zu der unserer Gegner den schwerwiegenden inneren Vorteil, daß wir schlagen, weil wir zum Schlagen gezwungen sind, ohne Wahl und ohne Ausweichen, weil man uns angreift, um uns zu vernichten; die Gegner aber schlagen aus politischen Erwägungen, Ueberlegungen und Instinkten verschiedener Art, und jeder von ihnen ist verschieden stark an den Krieg und an das Kriegsbündnis gekettet. Dazukommt, daß der Krieg nicht, wie es den Interessen der Gegner entsprochen hätte, im Frühjahr ausbrach, wo unsere Ernte aufgezehrt gewesen wäre, sondern im Hochsommer. Dazukommt weiter, daß der Ertrag des deutschen Aders gerade diesmal so reichlich gewesen ist, wie selten, daß wir auch mit Fleisch und sonstigem Lebensbedarf vollauf versehen sind, daß wir in dem militärischen Wettrüsten sowohl den Russen als auch den Franzosen gerade jetzt ein gutes Stück voraus gekommen sind, und daß unsere Flottenmannschaft am Schluß der Ausbildungsperiode an Bereitschaft auf der Höhe steht. Viel gefährlicher wäre es gewesen, wenn der Krieg im Spätherbst nach der Entlassung des dritten Jahrgangs der Flottenmannschaft gekommen wäre, wo ein Drittel der Besatzungen der Schiffe aus Rekruten besteht und die Einziehung der gedienten Leute eine unter Umständen verhängnisvolle Verzögerung bedeutet.

Das alles sind, wie gesagt, Momente, die zu unseren Gunsten ins Gewicht fallen und nicht dafür sprechen, daß wir gerade jetzt überfallen werden sollten. Nicht unser,

sondern der Gegner Verhängnis trieb sie zum Handeln. Das Wichtigste ist, daß wir auf ein Jahr hinaus genügend Nahrung haben, daß wir, wenn es sein muß, auch noch die nächste Ernte einheimen und davon weiter werden leben können, und daß wir, im Gegensatz zu Rußland, dauernd imstande sind, den notwendigsten mittelbaren und unmittelbaren Kriegsbedarf bei uns selbst, unabhängig vom Auslande, zu erzeugen. Eine einzige wirkliche Schwierigkeit erhebt sich dem Siege gegenüber, und das ist die Frage: Werden wir uns imstande zeigen, die Nahrung, die im ganzen genommen für unser Volk innerhalb der Grenzen Deutschlands vorhanden ist, auch allen denjenigen zugänglich zu machen, die sie zur Erhaltung ihres Lebens und ihrer Gesundheit brauchen? Englands Rechnung, in der es unser Feind wurde, ist natürlich die, uns auszuhungern, indem es uns die Zufuhr abschneidet. In bezug auf die wirklichen Lebensmittel wäre das, wie wir gesehen haben, ein zweckloses Beginnen; wohl aber ist es möglich, unsere Industrie des größten Teiles der Rohstoffe zu berauben, die sie zum Arbeiten braucht. Wir erzeugen keine Baumwolle und Seide, und von Wolle und anderen tierischen Rohstoffen, von vielen gewerblichen Metallen, von Holz, Oelen und dergleichen nur einen geringen Teil unseres Bedarfs. Unsere Fabriken werden also in absehbarer Zeit nicht nur durch den Auszug der waffenfähigen Mannschaft, sondern auch durch den Mangel an Rohmaterial zum Stillstand genötigt. Was soll aus den sächsischen Textilgebieten, was soll aus der Lausitz, aus Krefeld, Solingen und dem ganzen rheinisch-westfälischen Bezirk werden, wenn die Industrie mit Ausnahme der Steinkohlengruben, der Eisenwerke und der Waffenfabriken allmählich zu arbeiten aufhört? Deutschlands gesamter Außenhandel war 1912 über 21 Milliarden Mark wert. Mehr als die Hälfte der Einfuhr aber entfiel auf gewerbliche Rohstoffe und nahezu zwei Drittel der Ausfuhr auf fertige Fabrikate.

Das ist die Rechnung der Engländer, die ja, wenn sie wollen, jeden Rohstoff als Kriegskonterbande erklären und die neutralen Staaten hindern können, ihn uns zuzuführen. Wie sieht unsere Gegenrechnung aus? Sie muß so aussehen, daß der Entschluß aus ihr hervorleuchtet, alle Hungernen und Bedürftigen, die zu Hause sitzen, kriegsunfähige Männer, Frauen und Kinder, durch Opfer des Staates und der besitzenden Klassen so lange zu erhalten, bis der Angriff der Feinde gebrochen ist und wir einen Frieden schließen können, der uns ermöglicht, alle geschlagenen Wunden zu heilen und uns als Weltvölk zu behaupten. Deutschland und Oesterreich-Ungarn zusammen zählen rund 120 Millionen Einwohner, und für beide Staaten handelt es sich jetzt um Sein oder Nichtsein. Sie haben Waffen und Kriegsmaterial in Fülle und Nahrung genug. Auch wenn unsere Armeen im Kampfe auch nur mit mittleren Fähigkeiten und mittlerem Glück geführt werden, so ist es ohne viel Ueberlegen klar, daß wir von Rußland und Frankreich menschlicher Voraussicht nach nicht so weit niedergeworfen werden können, daß die Gegner uns den Frieden diktieren. Dazu sind schon die innerrussischen und innerfranzösischen Verhältnisse nicht angetan. Keine von beiden Nationen verfügt über so große moralische Kraft und Geschlossenheit, um das Äußerste und Letzte für diesen Kampf herzugeben. Selbst Italiens Beitritt zu ihnen brauchte uns nicht zu schrecken.

Wenn nicht elementare Katastrophen eintreten, so ist also das einzige, was Deutschland zum Frieden zwingen

könnte, der Hunger der Brotlosen. Dazu würde es nur kommen, wenn diejenigen, die etwas haben, sich weigern, denen mitzuteilen, die nichts haben. Es kann wohl sein, daß wir eine gesetzliche oder freiwillige Vermögenssteuer von großer Höhe erleben, nicht um die Kosten des Krieges davon zu bezahlen, sondern um mit ihrer Hilfe das Brot und das Fleisch, das in Deutschland wächst, denen in die Hand zu geben, die sich selbst nichts mehr erarbeiten können, weil die Arbeitsgelegenheit fehlt. Deutschland kann nicht ausgehungert werden, weder an Nahrung, noch an Kriegsmaterial. Damit ist in einem Kampfe, bei dem es nicht um Festungen, Provinzen und Grenzen geht, sondern um das Dasein von Volk und Reich, alles gesagt, was zu sagen nötig ist.

Die Frage des Sieges ist also für uns eine Frage der sittlichen nationalen Kraft, der Opferwilligkeit für die Ernährung desjenigen Teils der Nation, der nicht von seinem Besitz, sondern von seiner Arbeit lebt, auf Kosten und Sorgen der Besitzenden, derer, die auch dann noch etwas hergeben können, wenn das Arbeitseinkommen namentlich der unteren Volksschichten mehr und mehr versagt. Ob das in Form einer freiwilligen Organisation oder in Form von staatlich auferlegten Steuern geschieht, ist gleichgültig; ohne Mithilfe der staatlichen Organe wird die Sache in keinem Falle zu machen sein. Deutschland wird in diesem Kriege erst dann verloren sein, wenn seine Reichen, seine Wohlhabenden, überhaupt alle, die Einkommen aus Vermögen und sicherer Arbeit besitzen, sprechen: von nun an werden uns die Opfer für die Erhaltung derer, die ohne Verdienst sind, d. h. für die Erhaltung des Vaterlandes, zu groß! Von nun an ziehe ich es vor, daß ein Frieden mit Schmach geschlossen wird, ein Frieden, der das deutsche Volk aus der Reihe der Weltvölker ausstößt, als daß mein eigenes Besitztum sich noch länger durch Beisteuern zum Unterhalt der nichts Besitzenden verringern sollte! Diese Probe auf den sittlichen Opfermut der führenden Schichten ist die eigentliche Kraftprobe, der wir entgegengehen. An unserem Heere, an unserer rein militärischen Widerstandskraft zu zweifeln, ist nicht nötig. Bestehen wir jene moralische Probe, so kann uns der Sieg nicht fehlen, ja, erst dann werden wir ihn in Wahrheit verdient haben. Bestehen wir sie nicht, so sind wir des Sieges nicht wert gewesen, so haben wir, so hat die Welt keine Klage darüber zu erheben, daß wir zugrunde gegangen sind. Was wir bisher an Hilfsbereitschaft von öffentlichen Körperschaften und von Privaten erlebt haben, war ein sehr guter Anfang. Wir müssen uns nur darüber klar sein, daß es ein sehr kleiner Anfang ist. Niemand von uns wird sich darüber täuschen, wieviel Schuld und Verfehlung auf sittlichem Gebiet auch bei uns in Deutschland sich anzuhäufen begonnen hat. Möge uns dieser Krieg in eine so harte Schule nehmen, daß auch alles Gute und Heldenhafte, dessen der deutsche Geist fähig ist, wieder hervortritt. Wer daran glaubt, der sage getrost: übers Jahr Immanuel!

Erich Cyd / Die finanzielle Rüstung

Der Krieg, in dem Deutschland heute um seine Existenz ringt, geht nicht nur militärisch über alles hinaus, was bisher gewesen ist. Auch in wirtschaftlicher Beziehung findet er seinesgleichen nicht in der Weltgeschichte. Geschieht es doch zum ersten Male im Zeitalter des entfalteten Kapitalismus, daß

sechs europäische Staaten, mit mehr oder minder entwickelter Industrie und Welthandel, die eine Bevölkerung von rund 300 Millionen Menschen umfassen, sich mit den Waffen in der Hand gegenüberstehen. 1870, beim Beginn des Deutsch-Französischen Krieges, war Deutschland ein überwiegender Agrarstaat, heute hat die industrielle und kommerzielle Tätigkeit längst das Übergewicht gewonnen. Die weltwirtschaftliche Verflochtenheit ist enorm gestiegen. Unser Außenhandel allein mit den vier feindlichen Staaten England, Frankreich, Rußland und Belgien beträgt an Ausfuhr und Einfuhr je über 3 Milliarden. Dazu kommt, daß durch den Krieg mit England der Seehandel so gut wie vollständig unmöglich gemacht ist. Die Kriegserklärung schneidet also tief in den Kern unseres ganzen wirtschaftlichen Daseins ein. Es ist ein Beweis für die Solidität unserer Zustände, daß große Zusammenbrüche bisher noch nicht bekannt geworden sind. Natürlich mußte auch die Berliner Börse gegenüber einem solchen Stoß schließlich die Waffen strecken. Aber sie hat sich doch am längsten von fast allen europäischen Börsen gehalten.

Bringt der Krieg so vom ersten Augenblick an unübersehbare Schädigungen für das Wirtschaftsleben, so stellt er auf der anderen Seite die denkbar höchsten finanziellen Anforderungen. Es ist schwer, sich von den Kosten, die er verursachen kann, im voraus eine ungefähre Vorstellung zu machen. Nießer hat auf Grund der bisherigen Erfahrungen berechnet, daß die reinen unmittelbaren Kosten der Unterhaltung und Bewegung des Heeres pro Mann und Tag im Durchschnitt 6 Mark betragen. Er kommt deshalb, bei Annahme einer Stärke von 3 Millionen Mann für Heer und Flotte, auf 18 Millionen Mark täglicher Kosten, so daß ein Monat bereits weit mehr als eine halbe Milliarde verschlingen würde. Sicherlich sind diese Zahlen noch zu niedrig gegriffen. Es werden binnen kurzem weit mehr als drei Millionen Mann unter den Fahnen sein. Ohne sich auf im ganzen doch haltlose Schätzungen einzulassen, kann man jedenfalls sagen, daß eine Milliarde in außerordentlich kurzer Zeit verbraucht ist. Die 120 Millionen, die im Juliusturm gelegen haben, sowie die weiteren 120 Millionen, die als außerordentlicher Goldbestand auf Grund des Gesetzes von 1913 für den Kriegsfall angesammelt sind, reichen eben zur Deckung des ersten Bedarfs.

Woher sollen nun die weiteren Milliarden kommen? In dieser Zeit der Krisis muß sich die Reichsbank, der Eckstein unseres ganzen Geldwesens, bewähren. Diejenigen, die in den siebziger Jahren für eine Reichsbank eingetreten sind, insbesondere Ludwig Bamberger, haben sie stets mit ihrer Notwendigkeit im Kriegsfalle befürwortet und auf die glänzenden Dienste hingewiesen, welche die Bank von Frankreich in und nach dem unglücklichen Kriege ihrem Staate geleistet hat. Auf deutscher Seite fehlte es damals an einem solchen Zentralinstitut; die Preussische Bank konnte sie nicht ersetzen. Die erste Aufgabe der Reichsbank in Kriegszeiten ist es, das Gold zur Verfügung zu halten, das dem ganzen Währungssystem die feste Basis gibt, weil es den unverrückbaren internationalen Wertmesser darstellt. Dieses Ziel hat die Politik unserer Reichsbank seit Jahren, namentlich unter der ausgezeichneten Leitung des gegenwärtigen Präsidenten Havenstein, mit aller Entschiedenheit ins Auge gefaßt; sie hat auch so erfolgreich gearbeitet, daß sie am 23. Juli 1914 nicht weniger als 1357 Millionen Gold in ihren Kellern lagern hatte. Selbstverständlich muß dieser Bestand in solchen Zeiten ausschließlich für die Zwecke der Allgemeinheit erhalten werden. Nun schreibt das Bankgesetz aber vor, daß die Reichsbank verpflichtet

ist, ihre Noten in deutschen Goldmünzen einzulösen. Es gab natürlich Leute, die ängstlich und unpatriotisch genug waren, von diesem Rechte Gebrauch zu machen, um sich für die kommenden schweren Zeiten einen möglichst großen Vorrat an Gold zurückzulegen. So umlagerten denn in den Tagen der Krisis vor der Kriegserklärung täglich Scharen die Reichsbank, um Noten zu präsentieren und Gold dafür in Empfang zu nehmen. Da alle Warnungen hiergegen machtlos blieben, stellte die Leitung der Reichsbank am 31. Juli kurzerhand die Auszahlungen ein und gab ihren Noten auf diesem Wege Zwangskurs. Dieses Verfahren ist durch eines der Gesetze vom 4. August 1914, welchen der Reichstag seinen Zustimmung erteilt hat, nachträglich gebilligt und bis auf weiteres festgelegt worden. Die Reichsbank ist also zur Einlösung ihrer Noten nicht mehr verpflichtet; ebenso wie auch die Reichshauptkasse die Reichsskassenscheine nicht mehr einzulösen braucht.

Dadurch wird aber an dem Wert unserer Reichsbanknote nicht das geringste geändert. Sie ist nach wie vor ein absolut sicheres Papier, das den vollen Wert hat, den es repräsentiert, denn jede Reichsbanknote ist voll gedeckt. Nach § 17 des Bankgesetzes muß die Reichsbank für ihre umlaufenden Noten die volle Deckung bereit haben, und zwar zu einem Drittel in Gold, sonstigem kursfähigen deutschen Geld und Reichsskassenscheinen, und für den Rest in erstklassigen kurzfristigen Wechseln. An dieser Bestimmung ist auch jetzt nichts geändert worden. Es kann und muß also jedermann volles Vertrauen in die Reichsbanknoten haben. Mit Recht sind sie deshalb bereits 1909 für gesetzliche Zahlungsmittel erklärt worden, d. h. es kann mit ihnen genau ebenso bezahlt werden, wie mit Goldstücken.

Ein anderes Mittel zur Erhaltung des Goldbestandes der Reichsbank ist die in einem weiteren Gesetz gegebene Vorschrift, daß die Reichs- und Landeskassen nicht mehr gegen Silbermünzen Gold auszuzahlen brauchen; sie können statt dessen Reichsbanknoten oder Reichsskassenscheine, die gleichzeitig zu gesetzlichen Zahlungsmitteln erklärt worden sind, ausgeben.

Die Bedeutung des Goldbestandes der Reichsbank ist nun, insbesondere in Verbindung mit der oben zitierten Bestimmung des § 17 des Bankgesetzes, einleuchtend. Da die Banknote nur zu einem Drittel in Gold und anderem deutschen Geld gedeckt sein muß, kann die Reichsbank also immer das Dreifache von dem, was sie an solcher Deckung besitzt, in Noten ausgeben. Für eine Milliarde Gold, das sie in ihren Kassen hat, kann sie drei Milliarden Noten umlaufen lassen; vorausgesetzt natürlich, daß für die überschüssigen zwei Milliarden gute bankmäßige Deckung vorhanden ist. Als solche Deckung werden nach den Gesetzen vom 4. August auch Wechsel angesehen, die das Reich zur Bestreitung außerordentlicher Ausgaben ausstellt. Die Absicht der Regierung ist also offenbar folgende: sie will zur Aufbringung der Kriegskosten Wechsel ausstellen, die sie teils ihren Lieferanten, teils aber auch der Reichsbank gibt. Die Reichsbank diskontiert die Wechsel, indem sie dem Reich dafür Banknoten auszahlt. Diese Banknoten gehen in den Verkehr über und zirkulieren hier wie sonstiges Geld. In der gleichen Weise soll mit Reichsskassenscheinen verfahren werden. Man kann annehmen, daß die Reichsbank auf Grund ihres gegenwärtigen Metallvorrats etwa vier Milliarden Mark neue Banknoten ausgeben kann.

Auf diese Weise wird es vorerst möglich sein, von der Annahme einer großen Anleihe abzusehen. Der Reichstag hat dem Reichskanzler die Ermächtigung erteilt, zur Bestreitung

einmaliger außerordentlicher Ausgaben die Summe von fünf Milliarden Mark im Wege des Kredits flüssig zu machen. Es ist natürlich nicht daran gedacht worden, sofort eine Anleihe in diesem Umfange aufzunehmen; entspricht diese Summe doch ungefähr demjenigen, was das Reich bisher in 44 Jahren an Schulden aufgenommen hat. Die Schwierigkeit einer solchen Anleihe ist um so größer, als zu ihrer Unterbringung im wesentlichen wohl nur der deutsche Kapitalmarkt zur Verfügung stehen würde; alle großen europäischen Kapitalmärkte wenigstens sind durch den Krieg für ihre eigenen Regierungen in Anspruch genommen. Es bleibt lediglich der nordamerikanische Markt zur Verfügung, über dessen Ergiebigkeit für eine deutsche Anleihe zurzeit nichts gesagt werden kann. Eine innere Anleihe nun hätte die größten Schwierigkeiten. Bekanntlich ist es im Jahre 1870 nicht gelungen, die damalige Anleihe voll zu placieren, und doch handelte es sich um den, am Maßstabe der heutigen Forderung gemessenen, recht geringfügigen Betrag von 120 Millionen Taler. Allerdings hat man damals gegen den Rat der Sachverständigen abgesehen von anderen Fehlern auch den gemacht, diese Anleihe sofort nach Ausbruch des Krieges zu emittieren.

In diesen Fehler wird man heute nicht verfallen. Es liegt ja vor aller Augen, wie die Kriegserklärung auch diejenigen, die sonst über reiche flüssige Mittel verfügt haben, in eine vielfach außerordentlich schwierige Lage gebracht hat. Die industrielle Produktion ist grotzenteils zum absoluten Stillstand gekommen. Die Dividendenpapiere der Aktiengesellschaften sanken rapide im Kurs. Die Banken sahen sich genötigt, ihre Mittel nach Möglichkeit festzuhalten; im Kleinverkehr machte sich ein Mangel an Zahlungsmitteln geltend. Das Publikum ging zu Angstkäufen in Lebensmitteln über; vielfach wurde auch das bare Geld versteckt. Es ist anzunehmen, daß mit der Einbringung der Ernte, die ja glücklicherweise recht befriedigend sein soll, mit dem Rückfluß eines Teiles der für den Krieg aufgewendeten Mittel in die deutsche Volkswirtschaft, und vor allem mit den ersten entscheidenden Erfolgen der deutschen Waffen, wiederum ein Umschlag und eine Erleichterung der Situation eintreten wird. Für den gegenwärtigen Augenblick ist es aber jedenfalls sehr zu bezweifeln, daß Kapital genug vorhanden ist, um bei einer großen Anleihe zur Verfügung gestellt zu werden.

Zu dem Zwecke, dem Publikum über diese erste schwierige Zeit hinwegzuhelfen und die auf gewöhnlichem Wege jetzt nicht verwertbaren festgelegten Kapitalien wieder flüssig zu machen, ist die Einrichtung von Darlehnskassen getroffen worden. Das Darlehnskassengesetz vom 4. August lehnt sich an die Erfahrungen an, die mit ähnlichen Einrichtungen in den Jahren 1866 und 1870 gemacht worden sind. Auch die Darlehnskasse lehnt sich an die Reichsbank an; sie soll Darlehen auf Unterpfänder gewähren. Diese Unterpfänder sollen vornehmlich bestehen aus Waren, die dem Verderben nicht ausgesetzt sind, und aus Wertpapieren. In gewöhnlichen Zeiten stellt die Reichsbank an die Wertpapiere, auf die sie Darlehen gewährt, außerordentlich strenge Anforderungen. Die Not der Zeit fordert eine Erweiterung des Kreises. Natürlich müssen sich die Beleihungen in Grenzen halten, die keinen Zweifel an der Sicherheit des Pfandes aufkommen lassen. Aber die gegenwärtigen Bestimmungen reichen vollständig hin, um den größten Teil derjenigen Papiere, die heute in den Händen des Publikums sind, für die Zwecke des Darlehnskassen der Reichsbank wird natürlich auch auf die Großbanken wirken, so daß sie zu den gleichen oder ähnlichen Be-

dingungen Darlehen gewähren. Für die Darlehnskassen wird ein besonderes Geldzeichen geschaffen, „Darlehnskassenscheine“ genannt. In solchen Scheinen werden die Darlehen ausbezahlt werden. Die Scheine werden bei allen Reichskassen und den Kassen der Bundesstaaten zu ihrem vollen Nennwert in Zahlung genommen. Sie erhalten somit eine Bedeutung, die derjenigen gleichkommt, welche die Reichskassenscheine bisher gehabt haben. Wenn auch im Privatverkehr ein Zwang zu ihrer Annahme nicht besteht, so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß sie auch hier zu ihrem vollen Werte genommen werden; denn auch sie sind ja nach den Vorschriften des Gesetzes voll gedeckt und sicher. Der Gesamtbetrag der Darlehnskassenscheine ist vorläufig auf $1\frac{1}{2}$ Milliarde begrenzt.

Wir haben also mit einer erheblichen Vermehrung der papiernen Umlaufmittel zu rechnen. Hierin kann aber durchaus nichts Nachteiliges gefunden werden, da die bisherige Vorliebe des deutschen Publikums für Metallgeld volkswirtschaftlich nicht zu rechtfertigen ist und dieses Papiergeld als genau ebenfogut und sicher anzusehen ist.

Ueberblickt man die hiermit in den Grundzügen skizzierten finanziellen Vorbereitungen, so kann man mit einem gewissen Gefühl der Befriedigung konstatieren: ebenso wie unsere Ernte die Ernährung unseres Volkes und Heeres für lange Monate sicherstellt, ist auch unsere finanzielle Rüstung so gut imstande, wie gegenüber den enormen Anforderungen nur irgend gehofft werden kann. Zum mindesten können wir auch auf diesem Gebiet die Konkurrenz mit den Gegnern aufnehmen. Hat doch das reiche England seinen Bankdiskont bereits auf den geradezu unglaublichen Satz von 10 Proz. erhöhen und sein allerdings recht unvollkommenes Bankgesetz außer Kraft setzen müssen. Die französische Rente hat einen Kurssturz erlebt, der über alles Dagewesene hinausgeht. Die Stimmung der kaufmännischen Kreise ist, soviel man weiß, in beiden Ländern eine außerordentlich trübe. Bei uns aber herrscht überall frisches Vertrauen, das auch die ungeheuren Schwierigkeiten des Anfangs ohne Zweifel überwinden wird.

Julius Bab / Gewitter über Deutschland

Die Augustsonne glühte, als sich die vielen hundert Menschen, größtenteils mit den letzten Zügen aus der Schweiz und mit den spärlichen Bodenseedampfern eingetroffen, in Friedrichshafen in den Zug drängten und alle Waggons überfüllten. Der Krieg mit Rußland mußte schon als sicher gelten, der mit Frankreich war wahrscheinlich; aber noch wußten die meisten, die auf einsamen Bergen von der Panik der Schweizer Hoteliers aufgejagt worden waren, nichts Bestimmtes. Noch konnten sie nichts vom Ernst der deutschen Situation gesehen haben; die Kontrolle in Friedrichshafen unterschied sich nicht wesentlich von der in Friedenszeiten. — Ich stand am Fenster und hielt meinen Kopf aus dem von Sonnenglut und Menschenmasse überhitzten Rupee. — Der Zug ruckte an, der weite blaue Schilde des Bodensees begann zu verschwinden, der weiße Schimmer der Schweizer Berge sank ihm nach. Wir fuhrten zwischen freundlichen Hügeln hin.

Nach einer Viertelstunde näherten wir uns Ravensburg; das ist eine alte, kleine schwäbische Landstadt mit einem Schloß aus der Welfenzeit. Es besteht eine Tradition, nach der der König von Württemberg alljährlich dort eine Woche verbringt, und dann spielt das Stuttgarter Hoftheater

in dem Städtchen. Wie der Name Ravensburg auf den Bahnschildern zuerst auftauchte, mußte ich dran denken, was mir einst vor Jahren, als ich zu meiner allerersten Premiere bei ihnen weilte, die Stuttgarter Hoffchauspieler von diesem reizenden Nest vorgeführt hatten, in dem sie alle Jahre eine Woche lang geliebte und gefeierte Gäste der Ravensburger Bürgerschaft waren. — Wirklich, es sah reizend aus, wie es dort, mit vielen Türmen und bunten Dächern aufsteigend, in die grünen Hügel hineingebaut war, das Städtchen.

Aber unmöglich konnte ein Mensch jetzt in diesen Häusern und auf diesen Gassen sein, denn alles, zweifellos alles, was in Ravensburg leben mochte, das stand da — stand in der Sonnenglut gedrängt, zu einer Masse von wahrhaft großstädtischen Dimensionen geballt, stand auf der offenen Straße, die am Bahnhofsgelände vorbeischnitt — stand, grüßte und schrie. — Nicht zu uns. Die Chaussee herab von den Hügeln her marschierte die Garnison des Nachbarstädtchens Weingarten, das zweite württembergische Infanterieregiment: „Kaiser Wilhelm, König von Preußen“. Im langen, schier endlosen Zug ging der Ausmarsch, und — das war es, was zuerst jetzt allen blitzschnell durch die Augen ins Herz fuhr — nichts war zu sehen von dem bekannten bunten Blau und Rot der Uniformen, vom Blinken der Helme. Feldblausgrau trugen sie allesamt, graubraune Überzüge bedekten alles Spiegelnde, Blinkende, Blanke der Helme, glanzlos, gleichförmig und hart wie der lebendig gewordene, bittere Ernst marschierten sie her — diese ersten Soldaten, die die Schar unserer Heimkehrer auf deutscher Erde erblickte. Uns allen gab es einen Schlag.

Mit prasselndem Schritt, Winke und Rufe zuweilen erwidern, und doch als Ganzes ein unheimlich stummer, vorwärtsgepushener grauer Drache zogen sie unter dem heißen Himmel über die Straße. Die schwarze Menschenmasse rief, winkte, schrie. — Jetzt — unser Zug war inzwischen in die Station eingefahren und stand — drehte sich ein reitender Offizier im Sattel und rief aus der Mitte der Truppe heraus ein paar Worte in die Masse. Wir konnten kein Wort verstehen, aber sogleich wußten wir, was er gesagt hatte. Denn nun kam ein Ruf, ein Schrei, ein Gebrüll von den Marschierenden und von der Stadt Ravensburg, die am Straßenrand wartete, und aus den Fenstern der Waggon — wie eine riesige Welle schlug es auf und verzitterte in den weißen Wolken, die am Augusthimmel aufstiegen: „Hoch Deutschland!“

Hoch Deutschland! Die Rufe brausten, fielen, riegen, zitterten noch, als der Zug anrückte und davonfuhr. Der Himmel bewölkte sich, niemand sah es. Plötzlich wußten wir unendlich viel mehr als vor zwei Minuten. Ein Hauch der grauig großen Wirklichkeit hatte uns gestreift, eine lebendige, mehr als hingeredete Ahnung dessen, was geschah. Was war denn „Krieg“ bis vor einer Stunde für die meisten Menschen anders als ein Wort, ein Wort vom literarisch fernen Abglanz kaum gekannter Wirklichkeiten umgrüßelt. Eine undeutlich leise, mit mehr oder weniger pathetischem Mutgefühl durchsetzte Angst. Aber plötzlich war es kein Wort und kein Schemen mehr. Krieg, das war eine Wirklichkeit, das war die Wirklichkeit, die diese braune marschierende Schlange, die all die Leute von Ravensburg und diese Waggon voll heimreisender Norddeutscher in einen Schrei verband. Krieg, das war plötzlich etwas Gegenwärtiges, es war der Krieg, unser Krieg. Es war eine

Situation, in die wir eben jetzt — ich und du und sechzig Millionen Menschen geraten waren, weil wir Deutsche sind, eine Situation, in der wir alle, alle — mit und ohne Waffe! auf Tod und Leben würden zu ringen haben um Sein oder Nichtsein, alle — weil wir Deutsche waren.

Unter einem Himmel, der sich langsam zudeckte, fuhren wir weiter in das wunderschöne, weichgrüne Hügelland des südlichen Schwaben hinein. Wälder, Wiesen und kleine Teiche, sanfte Täler, weiße Dörfer, Weizenfelder vor dem Schnitt und gemähter Roggen. Unsagbar anmutig, mannigfaltig und schlicht, reichlich und still — friedlich. Und nun Krieg! Krieg: Verwüstung und Mord, Tod an Tausenden, vielleicht an Millionen, ein Würgen, zuletzt vielleicht mit Nägeln und Zähnen. Krieg — wesswegen? Vor acht Tagen hatte es angefangen in irgendeiner Ecke der Zeitung: diplomatische Finessen — Noten an Serbien — wie viele von den Weingartner Grenadieren und den Ravensburger Bürgern hatten auch nur so recht gewußt, wo Serbien liegt? Und dann war es weiter gegangen, ganz oben in der Diplomatenosphäre, die die wenigsten verstehen — ein Spiel, Stich auf Stich, und da lag die letzte Karte: Krieg! Krieg für Deutschland! Und was ihnen ferner und unverständlicher war und blieb als der Gang einer nie gesehenen Maschine, das Völkerschlagen beinahe fern in der Türkei, das war jetzt ihre eigenste, ihre blutig nächste Sache, dafür sollten sie die Arbeit und den Genuß und den Sinn ihres bisherigen Lebens und vielleicht das Leben selber einsetzen. — Und doch, das Unverständene war in einem ganz tiefen Grunde begriffen, als eine Notwendigkeit über dem Urteile begriffen. Man nahm das Schicksal an und sechzig Millionen standen zusammen: „Hoch Deutschland!“ Plötzlich begriffen sie sich als Eines, plötzlich fühlten sie sich brüderlich und waren mit tausend verschiedenen Leibern eins im Geiste, jetzt, da es die eigene Not und die Gewalt gegen die anderen galt. — Jrgendwo sprach mir eine tiefe Bitterkeit: warum habt ihr nie vorher so eins, so stark, so über dem nächsten Nutzen gefühlt, da es noch schaffende Werke des Friedens galt, da die Bahn der Völker vielleicht noch auf morbloße Bahnen hätte gelenkt werden können? Warum war da Parteilucht und Haß und geistloser Eigensinn immer und überall? Nun, da die unentrinnbare Wacht der Stunde uns Tod gebietet, nun erst erhebt sich der eilende Geist und ist über euch! So klang es bitter von unten her. Aber darüber schwang sich die große Schönheit der Form, die sich hier am finsternsten Inhalt offenbarte: denn er war doch nun da, der Geist! Da war die Stunde, die Stunde, in der sie endlich, endlich mehr wollten, als sich selber und ihren Vorteil. Die Soldaten waren Bürger geworden und die Bürger Soldaten, Bauern und Städter waren die Glieder des gleichen kämpfenden Körpers, Schwaben und Preußen waren Deutsche. Schon kamen die Behörden, die Verwalter der Gemeinde und bestimmten nicht mehr nach dem größtmöglichen Nutzen der Unternehmung, sondern nach der Wohlfahrt und Notwendigkeit aller den Preis der Dinge — plötzlich war er da, der „nationale Sozialismus“! — der Sozialismus der Faust — der Nationalismus der Notwendigkeit freilich. Kampf und Krieg war es, zu dem sie zogen, aber doch war es die Hingabe, die sie führte, die Fähigkeit zu lieben, zu glauben, zu opfern; sie war neuertwaht, die größte aller Tugenden, die Gründerin aller Kulturen und aller schaffenden Friedenssegnungen: die stolze, freie Freude am Dienst, der Enthusiasmus! — Jetzt freilich führte er in Kampf und Tod.

Als ich aus innerer Betrachtung den Blick wieder ins Land hinaushob, war es schwarz geworden. In klaffen Farben war die Schönheit der Landschaft verwischt, und mit den ersten schweren Tropfen stieß der Wind durch den Dunst. Gewitter war über Deutschland. — Aber schon leuchteten die Blitze durch das Dunkel.

Helene Voigt-Diederichs / Krieg

Am 30. Juli kommen wir aus Mitteldeutschland in die nordische Heimat. Noch ist die Mobilmachung nicht befohlen; Rußland zögert, niemand weiß etwas — noch war die Spannung der Stadtbevölkerung jeden Augenblick bereit, sich in Hoffnung zu lösen.

Untenwegs sieht es ernster aus. In der Nähe von Kiel sind alle Bahnen und Bahnhöfe voll von Militär in der neuen graugrünen Felduniform. Zwei Frauen in unserem Abteil sitzen mit tapferen Gesichtern, aber immer wieder laufen die Tränen über ihr Gesicht. Langsam schleppt sich der Zug hinauf zur Hochbrücke über den Kaiser-Wilhelms-Kanal — sie steht unter starker militärischer Bewachung. Weiter geht's zwischen verstreuten Buchenwäldern und goldenem Feld zur Schlei — auch hier an der friedlichen Brücke über dem Meeresarm daselbe Bild; alles starrt von geschulterten Gewehren — von Spielzeug, das lebendig wird an Geist und Leib und sich zu Schicksalsträgern von ganz Europa auszuwachsen scheint.

In meiner Heimat, dem abseits gelegenen Gut, voll von Geschwistern und Geschwisterkindern, die zum Teil als Gäste anwesend sind, finden wir alles noch hoffnungsvoll, nur halb beunruhigt von dem, was die Zeitungen widersprechend melden, und dem, was wir unterwegs gesehen. Hat man nicht andere Mittel zu kämpfen und auszugleichen als Blut? Jedes Herz, jedes Volk muß erschrecken; Rußland wird alles tun, den Weltkrieg abzuwenden!

Am folgenden Tag bleibt alles ungewiß. Die Zeitungen berichten nichts Bestimmtes; „drohende Kriegsgefahr“ sagt noch nicht das Schlimmste. Man ist stolz darauf, wie unerschrocken Deutschland seine Fragen an das Ausland stellt.

Noch der nächste Tag scheint keine Entscheidung zu bringen. Jeder spricht hoffnungsvoll, aber das Gefühl wird ernster mit jeder Stunde. Draußen in der Ferne scheint sich lautlos ein ungeheures Geschehn vorzubereiten. Man fühlt es, aber man hört es nicht. Die Luft ist wie mit Watte gepolstert. Man telefonierte mit den Nachbarn — über den Postbezirk hinaus gibt es keine Verbindung mehr.

Alles zerstreut sich in Arbeit und Fleiß. Blau ist der Himmel, sommerlich heiter — ein spielendes Kind, das den Ernst der Stunde nicht begreift. Auf den Feldern wartet die Ernte — niemand mag irgend etwas anderes als das allgemein Notwendige tun, dankbar noch, daß er's kann; von persönlichen Liebschereien weiß keiner mehr.

Alle Stunden sammelt sich ein Häufchen in Haus oder Hof, man wartet auf Nachricht und weiß doch, daß keine da sein kann; aber muß nicht der Sommerwind das Schweigen rings durchbrechen und das Schicksal wissen, das unser aller Schicksal ist!

Meine älteste Schwester beschließt ihre plötzliche Rückkehr nach Hamburg, wo häusliche Pflichten sie binden — wer weiß, ob sie morgen noch durch kann. Mit ihr reist ein junger

Dressener, er gehört zu den ersten, die ins Feld müssen. Seine Hochzeit steht bevor, Unruhe und Ungewißheit treiben ihn heim zu seiner Braut; kaum ist er fort, als ein Telegramm ihn zu seiner Behörde ruft.

Es wird Abend. Wir kommen vom Felde heim und finden unsere Mutter auf der Bank unter den alten Linden; blutig liegt das Abendlicht auf der weißen Wand, im Giebel über der Haustür leuchtet ruhig selbstbewußt die schwarze Jahreszahl: 1803 — sie kündigt nur das eine noch: den Anfang einer großen geschichtlichen Zeit; hundert Jahre sind es, seit der Völkerring sein Schlangenhaupt zum Frieden duckte : : :

Die liebste Mutter! Ihre treuen Hände halten den schwarzen Strumpf, still gefaßt, immer noch hoffend, blickt ihr junggebliebenes Gesicht unter den weißen Scheiteln. Arbeit für andere — damit hat sie während ihres langen, opfervollen Lebens bis zur Stunde noch jedes Gespenst verschucht — uns zum Heil, die wir an der Sonne ihres Wesens aufwuchsen. Sie sucht nach ihren Erinnerungen von 1870/71 — damals wurde von ihren zehn Kindern erst das zweite geboren. Sie erinnert sich nicht an unmittelbar Schlimmes. Ein paarmal mußten Wagen gestellt werden, das ist alles, was sie weiß. Dann, als Pastors kamen mit der Nachricht des ersten deutschen Sieges — sie und Vater trugen gerade einen Korb mit Kirschchen aus dem Garten — großen, schwarzen, längst stehen die Bäume nicht mehr — und in ihrer Freude aßen sie alle drauf los, bis nichts mehr im Korbe drin war . . .

Wir lächeln, freuen uns an der leisen Heiterkeit der lieben Frau — wird nicht alles, was kommt, früh genug kommen? Plötzlich schlagen die Hunde an, ein Radfahrer fliegt die Allee herauf. Alle treten an ihn heran, er fragt nach meinem Bruder — der ist nicht da, in die Stadt gefahren, da gibt er meiner Mutter ein Telegramm: morgen der erste Mobilmachungstag!

Alle sitzen ernst, nicht überrascht, heimlich hat niemand mehr an eine andere Lösung geglaubt. In der Ferne hört man die Glocken läuten. Ein zweiter Note kommt und bringt einen Zettel mit der Bitte, seinen Inhalt im Gutsbezirk bekanntzugeben — Abendmahlzeiten sind angelegt für alle, die hinausgehen, und ihre Angehörigen.

Erst spät findet einer nach dem andern zum Essen sich ein, Grüße und Schwarzbrot warten lange umsonst auf dem Tisch. Niemand stellt Vermutungen auf, fürchtet — jedes Gespräch ist sachlich, befreiter fast als in den Tagen der Spannung. Es ist nichts mehr da, was den einzelnen betrifft — niemand kann mehr tun als seine Schuldigkeit, alles andere ist Schicksal.

In der späten Dämmerung des Sommerabends sucht man das Freie. Schwül und totenruhig ist die Luft, schwer von dem einzigen Gefühl, das heut Millionen von Menschen verbindet. Zwischen den Eschen versinkt der rote Halbmond. — Die Kriegsfackel, die in die gelben Felder niederglüht. Wo werden Hände sein, den Segen rings zu schützen?

Weiter den Heidentweg entlang vor der Tagelöhnerkate steht eine Gruppe von Menschen um den Arbeiter herum, der morgen, gleich am ersten Tag, von Frau und Kind weg muß, wahrscheinlich nach Straßburg hinab. Alle sprechen mit fernen feierlichen Stimmen — wie weit die Kanonen tragen — daß ja nicht jeder Soldat ins Feuer kommt — und daß dieses etwas ist, was niemand ändern kann. Keine falsche Begeisterung, kein Opfermut — die einfache selbstverständliche Notwendigkeit, der freiwillig gehorcht werden muß. Auch die Frau weint nicht, der schlichte Ernst des Mannes hat sich ihr mitgeteilt.

Gegen zehn Uhr kommt mein Bruder aus der Stadt zurück. Alles sammelt sich erwartungsvoll um den Lampentisch des alten Kinderzimmers, aber niemand fragt. Ernst und erschöpft bleibt der Bruder abseits im Stuhl; nach einer Weile erst fängt er zu sprechen an, berichtet in abgerissenen Sätzen.

Ringsherum auf den Gütern steht es trostlos aus. Besitzer, Verwalter, Knechte müssen weg. Brot, das fehlen wird, steht im Feld — Brot, das nicht geborgen werden kann. Acht Kinder einer Arbeiterin — Söhne und Schwiegersöhne — ziehen hinaus. Auf einem Hof in der Nachbarschaft bleibt nur die Bäuerin mit acht Kindern zurück, auch die Pferde bis auf ein einziges müssen gestellt werden. Feuerung steht bevor. Die Kaufleute schlagen auf. Ein Pfund Salz in Schleswig hat schon vierzig Pfennig gekostet. Ausländische Futterstoffe werden weder zu bezahlen noch zu haben sein. Kein Ferkel mehr los zu werden, und wenn man Geld zugibt. Dabei gegen vierzig Zuchtsäue im Stall — man muß ein Stück Weideland einzäunen und sie hinausjagen, was leben bleibt, bleibt leben. Die Bahn nach Kiel befördert keine Milch mehr. Die eine Genossenschaftsmeierei in der Nähe hat nur noch für zwei Tage Rohlen, von der anderen muß der Meierist weg.

Die ernste Stimme schweigt eine Weile, dann fährt sie schwerer fort: die beiden Brüder, zum Landsturm gehörig, werden jedenfalls auch einberufen. Die ganze Rüste muß bewacht werden! Meine Mutter erblickt, niemand sagt ein Wort — dann hält sie ihre Näharbeit eifriger ins Lampenlicht. „Das trifft nun alle“ steht auf ihrem schmerzlich befestigten Gesicht.

Es ist fast Mitternacht, jeder sagt dem anderen ein ernstes, liebes Wort zum Gutenacht. Man muß schlafen, Kräfte zusammenhalten, jeder Tag wird sie nötiger brauchen.

Ich bin noch draußen mit den Brüdern. Schwarz und ungeheuer heben sich die Linden über den langen dunklen Firsten, in den Büden zwischen den Kronen, sternenlos, ein silberner Himmel. Der Nachtdunst zieht, die Pferde stampfen im Stall, die jungen Eulen schluchzen — alles ist da, still, friedevoll, gegenwärtig. Und doch begreift man nicht, daß dies unmittelbar augenblicklich ist. Die Zeiten sind vertauscht, irgendwie wird die Weltgeschichte Wirklichkeit — das Heut versinkt, gehört zur hirtensfrommen Vergangenheit.

Ein fernes Rollen — Extrazüge mit Soldaten auf der Schleibrücke? Nein, ein Wagen; Lichtscheine fallen, er biegt in die Allee herauf — hält vorm Haus. Ein Mann mit einer Mappe steigt heraus. „Ich komme noch zu später Stunde“, sagt er bedeutungsvoll.

Drinne auf der Hausthür händigt er gegen Unterschrift meinem Bruder einen verschlossenen Umschlag der Militärbehörde aus. Dann grüßt er und geht; wenig Augenblicke später humpelt sein Wagen in die Nacht hinaus.

Wir beugen uns über den Tisch. Mein Bruder, der vor Erregung kaum lesen kann, breitet eine Vorchrift nach der anderen vor sich aus. Verbote, Mobilmachungstage, Veränderung der Fahrpläne, Einlieferung von Pferden, Vorchriften für Briestaubenbesitzer, Bestimmungen über Wasserfahrzeuge — nichts von augenblicklicher Wichtigkeit, aber jedes Blatt ein Dokument, das Zeugnis ablegt von der Schwere des Augenblicks, von der Arbeit, die in diesen Tagen von den Behörden geleistet und vorbereitet ist.

Endlich Schlaf auch für die letzten. Deutlich erkennt man: eine Pforte schließt sich — ein Gleiten im Dunkel —

die nächste tut sich auf: was wird es sein, das beim Erwachen dem Blick entgegendroht?

Die späte Sonntagspost berichtet kaum Neues. Da steht das Schachbrett von Europa, fertig zum Anfang — wer tut den ersten Zug? Der Zar hat um Frieden gebeten, während sein Land weiterrißtet; jetzt sitzt er in seinem Zimmer und weint. Dänemark? Dänemark wird abwarten. Italien, obgleich es der im Bündnis bloß angeheiratete, nicht blutsverwandte Teil ist, Italien wird mitmachen; aber indem man das behauptet, steigt schon der Zweifel auf. Viel wichtiger ist: was wird England tun? Aber kann das überhaupt eine Frage sein — wäre es möglich, daß das stammverwandte Volk sich jemals auf die Seite der Unkultur stellen könnte! Und ist es nicht das moralische Gefühl gerade dieses Landes, das gegen die Sache der Königsmörder sich wehren muß!

Privatbriefe berichten von der Begeisterung der Städte; alle Parteien verbinden sich, zusammengerissen von dem tiefsten Erlebnis des schon dem Kinde abgedroschenen Wortes: Einheit macht stark.

„Ich komme zum letztenmal“, sagt der Postbote. „Morgen muß ich nach Köln — schwere Artillerie. Das trifft ja nun jeden, und es muß sein, wie es ist.“ Seine Stimme ist die des sorglich entschlossenen Mannes, nur die starken Farben seines Gesichtes werden heller, als er spricht.

Im schwarzen Kleid kommt mit ihrem Kinderwagen die Frau des Oberschweizers aus dem Kirchdorf zurück — morgen muß ihr Mann gehen, da haben sie schnell ihr Kleinstes noch taufen lassen.

Schwer und schwül lastet der Himmel. Man müßte zum Weizen hinaus. Aber das Feld für die Schweine ist herzurichten. Nachmittags hört man Stunde auf Stunde ihr klägliches Stöhnen und Schreien; ein Hufnagel wird in ihre Nase getrieben, so daß sie nur weiden, nicht wühlen können. Endlich werden sie hinausgejagt. Alle Kinder helfen mit Steden und Zuruf; manchmal bricht eins aus der Schar heraus. „Haut den Serben!“ klingen ihre frohen Stimmen hinter dem Flüchtling her. Mein Bruder überdenkt sorgenvoll: die Marine hat Vorkaufsrecht — wird es nicht das beste sein, ihr den ganzen Milchviehstapel zur Verfügung zu stellen? Beide Schweizer fort — die Arbeit verlangt gelernte Leute — kommt der Feind ins Land: was wird das Schicksal der Herde sein? Dennoch, es sind die besten Milchkühe des Bezirks — ein Entschluß, der nicht übereilt werden darf. So bewegen sich seine schweren Gedanken, und doch bleibt sein Auge gültig, sein Mund findet Reden für die Schar der Schwesterkinder, unter denen mit schimmernden Fragegesichtlein das Kleinste der Kleinen geht. Eine Zeitlang sucht es für sich allein nach einer Antwort, dann rückt es doch heraus: Wo ist denn das Mobil, das jetzt gemacht wird?

Es hat leise geregnet am Nachmittag, trotzdem ist eine junge Schar zum Gaden aufs Weizenfeld gezogen. Durchnäht, mit leuchtenden Augen kommen sie heim — neue Farbenreihen stehen. Das ist die Kriegsarbeit, die auch sie leisten können. „Aber es sind nur unsere Arme!“ sagt ein Fünfzehnjähriger, „wenn man mit seinem Geist nur auch was tun könnte!“

Nicht mehr das eigene Brot, das Brot des Vaterlandes ist es, was gesichert werden muß. Noch sind ja die russischen Arbeiter im Land, mit ergebenen Händen — wie lange noch ergeben? Daran denkt wohl keiner jetzt. Die wenigen, die mein Bruder beschäftigt, fühlen sich als Polen: Ruße muß was auf Kopf kriegen . . .

Sonntag abends zur Erntezeit — wird sie je vollendet sein? Was wird sein, wenn sie vollendet ist? Wird noch am Himmel die alte Sonne stehen? Die Einbildungskraft arbeitet kaum; alles ist Tatsache; darüber hinaus — wenn man zu schauen anfängt, will kein Leben mehr sein, das nicht aus seinen Bahnen geschleudert wird.

Aber niemand denkt, niemand fragt — stolz ergeben heißt es für jeden wie für alle: feststehen in der Kraft des großen Augenblicks.

Harry Söiberg / Die Leute am Meer

Fortsetzung

Auf Nord-Stenöre schob der Strand eine breite Steinbrust zum Meere vor. Bis weithin über die Sandbänke war der Grund unterm Wasser sichtbar wie ein finsterner Schatten, der selbst am hellsten Tage nie die Farbe wechselte.

Die Küste wich zurück in Nord und Süd, so daß Nord-Stenöre ausfiel wie ein troziges Knie, das daß Land dem Meer entgegenstemmte.

Gerade oberhalb lag Niels Klittens Haus. Es hatte gelbe, lehmverstrichene Wände mit geteertem Fachwerk und ein niedriges moosbewachsenes Strohdach mit holzbekleideten Giebeln.

Eine breitrüdige Düne bot Schutz gegen Westen. Ein Mast stand dort aufgepflanzt. Schwere Füße hatten sich durch die Decke von Sandhaargras hindurchgearbeitet, die man durch abgehauenes Heidekraut gegen den Wind zu schützen suchte. Von dort hatte man eine weite Aussicht aufs Meer.

Man konnte den Gisch auf den Sandbänken sehen und die scharfgeschnittene Horizontlinie verfolgen, die wie ein Bergkamm gen Himmel stand.

Eines Morgens, einige Zeit nach dem Fest, ging Niels Klitten mit seiner Tochter und seinem Sohn zum Meer.

Jeder trug einen großen Reiserkorb auf dem Rücken. Mit bedächtigen Schritten gingen sie hintereinander, wie die Leute dort an der Küste es zu tun pflegen, wenn sie vom und zum Meer gehen.

Bobil trug einen wollenen Schal um den Kopf geknüpft. Ihr Rock war bis über die Knöchel aufgeschürzt. Und sie und der Bruder hatten nackte Beine.

Die Dünen standen zerstreut mit fliegenden weißen Gipseln. Einige ohne Sandhaargras, als wären sie eben dem Meer entstiegen.

Die Bootsstelle war am Nordende des Riffs. Denn auf Nord-Stenöre hatte das Meer nie Ruhe. Selbst wenn es glatt dalag, brachte die Dünung unberechenbare Sturzwellen über die Sandbänke. Und zog Sturm herauf, so koste weithin der Gisch wie eine einzige brechende Brandung.

Die drei setzten die Körbe auf den Strand und gingen zum Boot hin, das an der Küste lag. Mit kurzen Stößen arbeiteten sie es heraus. Bobil stand breit auf den Füßen wie ein Mann. Und die Fußsohlen sanken tief in den nassen Sand, wenn sie anpacten. . . .

Als es klar war, setzte Niels sich ins Achterteil und steuerte über die Sandbänke hin, während die beiden anderen ihre Plätze auf der Ruderbank einnahmen.

Drüben hüllte der Morgen den Strand in seine kühlen Schatten. Aber als man vom Lande loskam und in die Sonne des Tages hineinglitt, schienen die Ruder Silber aus dem Meer zu schaufeln. Bei jedem Schlag hieb das Blatt mit scharfem Blitzen in die Luft.

Bobil löste den Schal von den Schultern und strich das Haar aus der Stirn.

Draußen auf den Sandbänken lag ein Möwenschwarm und ruhte aus. Wie weiße Blüten in dem blauen Wasser. Als das Boot sich näherte, flogen die Möwen mit schnarrendem Laut auf.

Weiter in der Ferne schwammen in gerader Linie Wildenten Dünung auf und Dünung nieder. Jeden Morgen zogen sie von den Bächen und Seen des Landes und seinen flachen Fjorden aufs Meer.

Jetzt nahm auch Niels Klitten sein Ruder, um zu helfen. Eine Meile mußten sie vom Lande weg, um die Angelschnüre einzuziehen, die sie am Tage vorher gesetzt hatten. Sie ruderten mit kurzen, bedächtigen Schlägen ohne Stodung. Von Zeit zu Zeit schauten sie nach Süden, wo die anderen Boote aus dem Fischerdorf gleichfalls auf dem Meer lagen. Aber sie wechselten kein Wort darüber.

Als sie den Fischplatz erreichten, begannen sie die Arbeit.

Die Angelschnüre waren rechtwinklig zum Lande gesetzt.

Niels Klitten stand achterwärts im Boot. Er ruhte mit den Knien auf der Ruderbank, während er die Leine einzog. Seine Hände packten mit gleichmäßigen, fühlenden Griffen, und seine Augen starrten ins Meer, als suchte er zu erraten, wie der Fang ausfallen werde.

Da plötzlich war eine Kraftanspannung durch seinen Körper zu spüren. Die Fäuste ballten sich zum starken Griff um die Schnur, und die Knie stemmten sich fester gegen die Ruderbank. Das Wasser spritzte um das Boot auf. Die dünne Leine schnürte weiße Rillen um seine Hände. So heftig wurde daran gezerrt. „Es ist ein Blauhais“, sagte er.

Und er ergriff eine lange Stange mit einem spitzen Haken und hieb diesen mit einem Schlage in den Fisch hinein, als er die Meeresfläche erreichte.

Der Schwanz peitschte das Wasser meterhoch empor, während Niels den Hai an Bord zwang.

Dort riß ihm der Knabe den Haken aus dem Rachen. Mit den Knien drückte er ihn fest gegen die Bodenbretter, als er ihn loszerzte. Bobil saß auf der vorderen Ruderbank und wickelte die Schnur auf, während sie eingezogen wurde.

So saßen sie lange und zogen ihren Fang aus dem Meer, ohne daß ein anderer Laut zu hören war als der lekte Kampf der Fische. Dorsche, Meeräschen, Blauhais und Rochen häuften sich im Boot auf. Man gönnte sich während der ganzen Zeit keine Ruhe.

Eine leichte Brise wehte nach dem Lande hin. So fühlend frisch strich sie übers Meer, daß man den Brand der Sonne nicht merkte. Zerstreute Wolkenbänke kamen herauf und trieben still an dem blauen Himmel. Südlich fuhr ein paar Segler. Und im Norden schwenkte ein Dampfer seine rote Fahne über dem Horizont. Da beeilte man sich, fertig zu werden. Denn wenn der Fang geborgen war und Schiffe sich in der Nähe des Landes zeigten, pflegte man den Mast aufzurichten, Segel zu setzen und nach der Segellinie zu fahren, um mit den vorbeikommenden Schiffen zu tauschen.

Niels Klitten steuerte schweigend nach Süden. Breit und fest lag seine Hand um die Ruderpinne, und der Blick verweilte draußen, wo die Segler sich bewegten.

Eine eigentümliche, dankgebundene Freude erfüllte ihn, als die Tage vergingen und das Meer ihm reichlichen Fang schenkte. Er sah, daß er binnen kurzem das Boot verdient und einem jeden das Seine entrichtet haben würde.

Bobil saß luvwärts ganz nahe bei ihm, fest in den Schal gehüllt.

Ihre Augen schienen das ganze Meer zu umarmen, wie ein Wasser den Himmel mit allen Sternen in seinem Spiegel fassen kann.

Sie näherten sich den Booten des Fischerdorfs, so daß sie voneinander unterscheiden konnten. Und dort ruhte Bobils Blick.

„Da haben wir Kreften Ronge“, zeigte der Bruder. Er stand auf und schwenkte die Mütze. Von einem der Boote wurde zurückgegrüßt.

„Da ist Martin“, sagte er und sah die Schwester an. Da löste sie den Schal und begann im Vorübergleiten zu winken und zu winken. Und ein Lächeln legte sich auf ihre Lippen.

Die Männer jedoch hoben keine Hand. . . .

Niels Klitten hatte seit dem Fest mit niemandem gesprochen . . . und es hatte ihn auch niemand aufgesucht.

Ohne Worte legte er das Boot auf die andere Seite und steuerte in die Segellinie hinaus.

Dort blieben sie still liegen, bis die Schiffe kamen. Wie die schwimmenden Schwäne des Meeres kamen sie dem Knaben vor. Denn er hatte die ziehenden Schwäne gesehen, wenn sie die Flügel über der Küste ausspannten und nach Süden flogen. Auch sie zogen unbekannten Zielen entgegen, wie die Schiffe, deren Fahrt er vom Strande verfolgte. Sie kamen vom Meer oder zogen zum Meer. . . . Aber wohin? Wohin? Denn das Meer erschien ihm unendlich wie der Himmel. . . .

Er stand auf der vorderen Ducht und schwenkte einen Fisch zum Zeichen, daß sie verkaufen wollten, und von Zeit zu Zeit folgte Bobil seinem Beispiel.

Klitt das Boot in Lee an das Schiff heran, und spürten seine Sinne das fremde Wesen, dann fühlte er, daß auch er einmal übers Meer ziehen werde. . . .

Auf der Heimfahrt konnte er den Vater nach so mancherlei fragen. Denn Niels Klitten hatte in seiner Jugend selber die See befahren.

So vergingen Stunden, und die Sonne stand weit im Westen, bis man wieder die Segel setzte und nach dem Lande drehte.

Schluß folgt

Helene Lange / „Nationaler Frauendienst“

Ein schriller Ton . . . durch Mark und Bein . . .
„Es mußte sein! Es mußte sein!“
So braust es durch die Weiten.
Der Boden dröhnt vom Eisenschritt,
Und alle, alle reißt es mit,
Für Reich und Recht zu streiten.

Ein Ringen gilt's — unmenschlich schwer! —
Fort mit dem Wort: „Ich kann nicht mehr“,
Mit weichem Sinn und lauen:
Die Grenzen schirmt der Männer Stahl —
Zum Kampf mit tausendfacher Qual
Steht auf, ihr deutschen Frauen!

Ihr saht des Friedens schönen Traum . . .
Da loht er auf, der Weltenbaum!
Der Erdkreis steht in Flammen.
Hoch weht das deutsche Banner: „Durch!“
Wir kämpfen um die Wagenburg,
Wir stehn mit euch zusammen!

Gottfried Traub / Majestät

Gott wohnt nur in stolzen Herzen,
und für den niedrigen Sinn ist der
Himmel zu hoch. Kndt.

Eine Macht tritt auf und beansprucht das Leben. Eine Gewalt steht da und befiehlt: „Küsse noch einmal Vater, Mutter, Weib, Kind, Braut und dann her zu mir! Ich biete dir keine weichen Kissen und keinen goldenen Lohn. Ich begehre deine ganze Leibeskraft, und dein Wille gehört mir. Ich führe dich nicht zu Tanz und Arbeit; mein Weg geht in Märchen und Schlachten vor Gewehre und Kanonen, die gierig auf deinen jungen Leib warten. So ist mein Wille.“ Ein unausdenkbar grausamer Befehl! Aber Millionen folgten ihm. Wir sahen sie hinziehen: stark, entschlossen, voller Zuversicht. Wenn man im Treiben der Tage den Männern noch die Hand gab oder ihnen Zigarren und Kaffee in den Eisenbahnwagen bot, mochte alles scheinen wie eine jubelnde Fahrt, bis auf einmal der Gedanke uns blitzschnell in die Gegenwart zurückholte: „das kann ja das letztemal sein, daß du ihn siehst; diese unsere, unsere Brüder fahren auf den Tod!“ Dann zuckte die Hand zurück; man besann sich, ob das alles böser Spuk sei oder ob wir alle miteinander über Nacht wahnsinnig geworden. — Wir wollten mit geballter Faust losgehen auf jene ernste Macht, die in wenigen Stunden hunderttausend Lebensbände zerschneidet. Ehern steht sie da, aber von Grausamkeit keine Spur. Ihre Befehle wären unerträglich, wenn sie nicht mit unserem eigenen Willen handelte: Das ist ihre unvergleichliche Majestät, daß sie das sittliche Recht hat, Menschen zum Tod zu führen mit klarem Verstand und reinem Willen. Dies das noch einmal: das sittliche Recht hat, Menschen zum Tod zu führen!

Diese Majestät heißt Vaterland. Wer das Höchste fordern darf, muß den höchsten Wert in sich tragen. Weiß Gott: aus allen Eden quillt es wie strömende Brunnen, die eine Erkenntnis von der Gemeinsamkeit alles dessen, was hier durch Jahrzehnte und Jahrhunderte aufwuchs, lernte, liebte, arbeitete, starb, auferstand; wir erkennen uns wieder als die Kinder eines Stamms. Die Mutter, die uns alle getragen, ist unser guter deutscher Boden. Die Männer, die unter dem Rasen schlafen, sind unser Blut. Sie stellen sich heute neben uns wie eine lichte Heldenschar. Die Gemeinschaft der Heiligen steht lebhaftig vor uns. Ein Gedanke, Ein Wollen, Eine Sehnsucht füllt uns in dem einen Volksleib. Das Volk zusammengefaßt in seiner Kraft und seiner Wehr, das spricht zu uns einzelnen Gliedmaßen: „Du bist ja auch nichts anderes als ich.“ Wir sind das Vaterland. Schuppen fallen von den Augen. Blinde sehen, Lahme gehen, Sünder werden rein. Das Vaterland umarmt seine Söhne und Töchter und spricht: „Wir stehen alle vor einem Schicksal. Das heilige Muß ist da. Ich mußte euch zeugen; ich muß euch verteidigen; ich muß, wenn's not wäre, mit euch sterben. Aber rein wollen wir das tun und aufrecht. Wir sind eins mit unserem Schicksal.“ So betet heute Deutschland. Denn beten heißt nichts anderes, als eins werden mit seinem Schicksal.

Glückliche Augen, die heute diese Majestät schauen:

Unsere Bewegung

Vom Reichsverein liberaler Arbeiter und Angestellter wird folgender Aufruf veröffentlicht:

Liberaler Arbeiter und Angestellte Deutschlands!

Unser friedliebendes Volk steht in schwerer Prüfung. Daß Ihr Eure vaterländische Pflicht tun werdet, ist selbstverständlich. Das Bewußtsein, daß unser Kampf gerecht ist, gibt uns Kraft und heiligen Eifer.

Von den fortschrittlichen Arbeitgebern erwarten wir, daß sie Euch und Euren Arbeitsbrüdern die harte Zeit, in der Ihr vor dem Feinde steht, erleichtern werden, indem sie Euren Lohn fortzahlen, für Eure Angehörigen sorgen, Eure Stellungen offenhalten. Auch hoffen wir, daß kein liberaler Arbeitgeber ohne äußersten Zwang durch Entlassung von Arbeitnehmern, die nicht zu den Fahren gerufen sind, die Arbeitslosigkeit mehrt. Von Euch selbst fordern wir, wo die Entlassung nicht zu vermeiden war, daß Ihr hinausgeht auf's Land und mithelft, die Ernte zu bergen, auf die sich die Ernährung der Nation stützen soll. Eure Frauen und Töchter aber mögen, soweit keine dringendere Pflicht sie hindert, sich der Nationalen Frauenhilfe zur Verfügung stellen.

Tausendfältig bedarf es helfender Hände, um zu lindern, was der widerliche Krieg an Wunden schlägt. Ihr Zurückbleibenden aber vergeßt auch nicht, daß es durch alle Not hindurch gilt, der Organisation die Treue zu wahren, damit der Reichsverein der liberalen Arbeiter und Angestellten, wenn segnender Friede des Krieges fadel zertritt, nicht ganz von vorn anfangen muß, sondern auf dem Grunde, dessen Gut Euch anvertraut ist, zu dem Geiste von Vaterland und Partei weiterbauen kann!

Der Hauptvorstand

Des Reichsvereins der liberalen Arbeiter und Angestellten.

Dazu werden die nachfolgenden Mitteilungen gemacht:

Die III. Reichskonferenz und der II. Delegierten-tag des Reichsvereins der liberalen Arbeiter und Angestellten, die vom 4. bis 7. September d. J. in Jena stattfinden sollten, sind für unbestimmte Zeit mit Rücksicht auf den Krieg vertagt worden. Der Hauptvorstand des Reichsvereins wählte in seiner letzten Sitzung für die Dauer des Krieges zum Vorstehenden Ehr. Tischendorf und zum Kassierer Parteisekretär Karl Elbel. Beide sollen ihre Ämter bei Einberufung der bisherigen Inhaber antreten.

Für die Stichwahl in Labiau-Wehlau erhielten wir noch von L. G. in Charl. 25 M., G. B. in A. 12,50 M., B. d. F. Sp. in Kronenberg 10 M., R. M. Dr. Sch. in E. 10 M., Dr. Sch. in Pl. 5 M., Prof. B. in L. 5 M. und Bl. in Rsd. 1,20 M. Die Sammlung wird hiermit beendet. Allen Beteiligten noch einmal herzlichen Dank.

Für den Wahlfonds Labiau-Wehlau überwiesen uns noch nachträglich die Fortschrittliche Volkspartei in Mannheim 50 M. und Herr Dr. G. in R. 1 M. Beide Beträge sind an die Wahlkreisorganisation abgeführt worden.

Soziale Bewegung

Organisation und Krieg. In Friedenszeiten füllen wir unsere Aushilf „Soziale Bewegung“ mit Nachrichten aus und mit Ratsschlüssen für volkswirtschaftliche und soziale Organisationen. Jede Zeile bezeugt dann den Wert der planmäßigen Kräftezusammenfassung. Aber wie klein kommt uns das heute gegenüber den gigantischen Organisationen vor, die mit einem Schläge die Mobilmachung und der Kriegsbeginn vor unsere Augen gestellt hat! Wir bewundern nicht nur, daß das Militärische über alles Erwarten glänzend klappte („alles ging wie am Schnürchen“), sondern auch die finanziellen, volkswirtschaftlichen, sozialpolitischen und unterstützenden Organisationssteile des gewaltigen Riesenapparates funktionierten tadellos, als ob sie alljährlich eingeübt wären. Es ist unmöglich, auf diesen Blättern lückenlos alles festzuhalten und zu würdigen, was erstaunlich groß an Organisationsgeist vor uns aufgestanden ist. Aber auch die lückenhafte Aufzählung der wichtigsten Vorgänge wird schon überzeugen, daß auf allen Gebieten Musterhaftes geleistet wird.

Die Organisation der Erntehilfe. Am dringlichsten war die planmäßige Verteilung von Erntehilfe aufs Land. Jeder Tag war kostbar, jede ungeeignete Stunde konnte bei Witterungswechsel verhängnisvoll sein. Es war prachtvoll, wie schon am 2. Mobilmachungstage die Pfadfinder und Jugendwehren und Wandervögel und älteren Schüler und Schülerinnen zu Tausenden überall ihre

Kräfte für die schwere ländliche Arbeit anboten. Aber bewundernswerter war doch, daß bereits am Donnerstag und Freitag der vergangenen Woche die vorher auf ihre Brauchbarkeit geprüften städtischen Arbeiter planmäßig in größeren und kleineren Trupps aus den Städten auf das Land hinausfahren konnten. Neben ihnen saßen die hilfsbereiten städtischen Frauen und Mädchen, die nicht ländliche Feldarbeit, wohl aber Hausarbeit (Kochen, Kinderpflege, Tierfütterung) zur Entlastung der Bauernfrauen übernehmen. Und vor diesem Hilfsheer für die Landwirtschaft landchafteten jugendliche Kader überall die kleinen Helfertwünsche der Besitzer bis in die entlegensten Dörfer und Hütten aus. Alles nach wohlüberlegten Plänen, unter einheitlicher, zentraler Leitung.

Agrarier und sozialdemokratische Gewerkschaften Hand in Hand! Die Bedingungen, unter denen Vertreter des preussischen Landwirtschaftsministers und der Generalkommission der Gewerkschaften die Erntehilfe organisierter städtischer Arbeiter vereinbart haben, bilden ein denkwürdiges Dokument. Sie lauten:

Die Arbeiter und Arbeiterinnen, die Arbeit in der Landwirtschaft annehmen, unterstehen nicht der Gefindeordnung. Als Lohn erhalten sie den für landwirtschaftliche Arbeiter festgesetzten ortsüblichen Tagelohn und außerdem freie Wohnung und Verpflegung.

Die Vermittlung der Arbeitskräfte erfolgt durch die öffentlichen Arbeitsnachweise. Von den Gewerkschaften wird in allen Orten eine Vertrauensperson bestellt, an welche sich die auf dem Lande Arbeit Annehmenden wenden sollen. Die Vertrauensperson soll ständig mit der freiwilligen Arbeitsvermittlungsstelle in Verbindung bleiben.

Die Arbeitsnachweise haben das Recht zu kontrollieren, ob die Arbeitsbedingungen innegehalten werden und Wohnung und Verpflegung berechtigten Anforderungen entspricht.

Ein allgemeines Vertragsformular, in dem diese Bedingungen festgelegt sind, soll noch vereinbart werden.

Der Reichsarbeitsnachweis. Wie oft haben wir im Reichstag und in Versammlungen und auch hier in unserer „Hilfe“ einen das ganze Reich umfassenden Arbeitsnachweis zur Versorgung der Arbeitslosen und als Vorbedingung einer Arbeitslosenversicherung gefordert. Man entgegnete uns, es sei unmöglich, die zahlreichen widersprechenden Interessen unter einen Hut zu bringen. Der Kriegsausbruch hat das angeblich Unmögliche innerhalb 3 Tage geschaffen. Der Reichsarbeitsnachweis funktioniert! Auf Anordnung des Herrn Reichskanzlers hat im Reichsamt des Innern unter Vorsitz des Staatssekretärs Dr. Delbrück eine Sitzung stattgefunden, an der der Minister für Handel und Gewerbe Dr. Sydow, der Minister des Innern Dr. Loebell, sowie Vertreter des Auswärtigen Amtes, des Reichsamts des Innern, des Landwirtschaftsministeriums, des Kriegsministeriums, des Großen Generalstabs und des Kaiserlichen Statistischen Amtes und des Herrn Statthalters in Elsaß-Lothringen teilnahmen. Es wurde die Errichtung einer Zentralstelle im Reichsamt des Innern für alle Angelegenheiten der Verteilung der ausländischen Arbeitskräfte über das Land, für die Beschaffung von Arbeitern, sowie für den Ausgleich zwischen Angebot und Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt in Landwirtschaft und Gewerbe beschlossen. Die Leitung der Zentralstelle übernimmt Ministerialdirektor Dr. Gewalt; sie soll insbesondere in enger Verbindung mit dem Chef des Eisenbahnwesens die Eisenbahnbeförderung der Arbeiter organisieren. Die Zentralstelle soll keine neue Arbeitsnachweisstelle neben den bereits vorhandenen bilden, sie soll vielmehr alle vorhandenen Organisationen, die bisher auf diesem Gebiete erfolgreich gearbeitet haben, sowie die zahlreichen, in der Bildung begriffenen privaten Organisationen zu einem einheitlichen und systematischen Hand-in-Hand-Arbeiten sammeln und zusammenfassen. Am 6. August fand im Reichsamt des Innern eine Besprechung mit den wichtigsten zurzeit erreichbaren Organisationen statt, wo die Grundzüge über die Tätigkeit der Zentralstelle und die Art ihres Verkehrs mit den Provinzialverbänden der Arbeitsnachweise sowie den anderen Organisationen und den einzelnen Nachweisen festgelegt wurden. Die Zentralstelle hat ihre Tätigkeit im Anschluß an diese Besprechung bereits aufgenommen.

Der Kriegsausbruch für die deutsche Industrie hat die beiden erbitterten Gegner, den Zentralverband deutscher Industrieller und den Bund der Industriellen brüderlich vereint zu einem Aufruf an die deutsche Industrie, in dem es heißt: „Die Zusammenfassung der gesamten geistigen und materiellen Mittel, welche die Industrie in sich vereinigt, unter einheitlicher Leitung durch die bewährtesten Führer der deutschen Arbeit, in Fühlung mit der Reichsverwaltung und der deutschen Finanzkraft, das ist die große Aufgabe, die wir lösen müssen. Es handelt sich um ein planmäßiges Zusammenwirken der bereits vorhandenen industriellen Organisationen für eine kraftvolle Arbeitsleistung und die zweckmäßigste Verwendung der vorhandenen nationalen wirtschaftlichen Kräfte, nicht allein für unsere Landesverteidigung an den Grenzen, sondern auch für die Versorgung des inneren Bedarfs während der Dauer des Krieges.“

Die Aufgaben, die zu lösen sind, umfassen die Lebensfragen der Industrie. Wir müssen uns eine systematische Verteilung und

Unterbringung der Angestellten und Arbeiter sowohl in der Landwirtschaft als auch in der Industrie sichern. Wir können die Unterbringung und Beschäftigung der infolge des Krieges notleidenden Zweige der Industrie durch die außergewöhnlich in Anspruch genommenen Industrien, die Überweisung von Teilen des Erzeugungsprozesses und dergleichen vermitteln. Wir wollen die schnellste Verbreitung der Lieferungsanschriften des Staates und seiner einzelnen Verwaltungszweige (Militär-, Post-, Eisenbahnverwaltung usw.) organisieren. Durch die Herausgabe fortlaufender Mitteilungen über die infolge des Kriegszustandes erlassenen Gesetze, Verordnungen und Bekanntmachungen der Behörden wollen wir die Industrie aufklären und belehren, den Industriellen Auskunft erteilen über die sich aus dem Kriegszustand ergebenden Verwaltungs- und Rechtsfragen. Wir wollen die industriellen Kräfte auch sammeln für die Förderung allgemeiner nationaler Zwecke und uns bereit halten für alle weiteren Aufgaben, die in dieser ersten Zeit an die Industrie herantreten werden. Der „Kriegsaussschuß der deutschen Industrie“ ist sofort in Tätigkeit getreten. Der Zentralverband deutscher Industrieller und der Bund der Industriellen haben sich dem Kriegsaussschuß mit ihren sämtlichen Organisationen und Einrichtungen zur Verfügung gestellt. Wir bitten alle Industriellen, von der Tätigkeit ihres „Kriegsaussschusses“ Gebrauch zu machen, ihn aber auch in jeder Richtung nach Möglichkeit zu unterstützen.“

Arbeitergewerkschaften und Krieg. Die Mobilmachung setzt auch die Gewerkschaften den schwersten Erschütterungen aus. Ihr Organismus ist um so empfindlicher getroffen, als ihre Statuten durchgängig die außerordentlichen Verhältnisse, die im Kriegsfall eintreten, nicht berücksichtigen. Nun ist überraschend schnell der Krieg gekommen, der die Gewerkschaftsvorstände zwingt, im Interesse der Erhaltung der Organisationen außerordentliche Maßnahmen zu treffen. Mit dem Augenblick der Mobilmachung ist die Tätigkeit der Gewerkschaften auf ihrem eigentlichen Arbeitsgebiet, dem Kampf um günstige Lohn- und Arbeitsbedingungen, unterbrochen. Lohnbewegungen irgendwelcher Art können nicht geführt werden, die schwebenden Lohnkämpfe mußte man, wie der „Vorwärts“ schreibt, als beendet erklären. Um so dringender sind die Anforderungen, die zur Unterstützung der Arbeitslosen an die Kassen der Verbände gestellt werden. Eine Unterstützung der Familien der zum Kriegsdienst einberufenen Mitglieder hat kein Gewerkschaftsinstitut vorsehen. Die Not, die in den Familien der Arbeiter eingezogen ist, deren Ernährer dem Ruf zur Fahne Folge leisten mußte, ist aber so groß, daß sich den Gewerkschaften gebieterisch die Pflicht aufdrängt, hier helfend einzugreifen. Die einen tun dies durch verkürzte Fortzahlung aller Unterstützungsarten, andre erheben Extrasteuern von den Vollbeschäftigten zugunsten ihrer ins Feld gezogenen Arbeitskameraden, wieder andere haben einen Mittelweg eingeschlagen, wie der große Deutsche Polarbeiterverband, der sämtliche im Statut vorgesehenen Unterstützungen außer Kraft gesetzt hat, aber vom 9. August ab noch Arbeitslosenunterstützung und Unterstützung an die Familien der zum Heeresdienst einberufenen Mitglieder gewährt. An alle Arbeitslosen Mitglieder, die dem Verband mindestens 1 Jahr angehören und mindestens 52 Wochenbeiträge gezahlt haben, wird nach einwöchiger Karez von unbeschränkter Dauer eine Arbeitslosenunterstützung gezahlt, die gleichmäßig für Verheiratete 6 Mk., für Ledige 4 Mk. pro Woche beträgt. Die Familienunterstützung für die zum Heeresdienst eingezogenen Mitglieder, die dem Verband mindestens ein Jahr angehören, soll in der Regel 3 Mk. pro Woche betragen.

Die Berufsgenossenschaften und der Krieg. Im Reichsversicherungsamt wurde über Maßnahmen zur Vereinfachung von Krankenanstalten der Berufsgenossenschaften für die Zwecke des Roten Kreuzes beraten. Dann wurden über eine Reihe von Verwaltungsmaßnahmen der Berufsgenossenschaften Vereinbarungen herbeigeführt. Es soll u. a. eine einheitliche Regelung in der Richtung erstrebt werden, daß in den ersten 3 Monaten der Kriegszeit Rentenherabsetzungen — abgesehen von ganz besonders liegenden Fällen — nicht stattfinden. Ferner wurden Schritte erwogen, um die Durchführung der Rentenfestsetzung und die Auszahlung der Entschädigungen zu sichern; insbesondere wurde erörtert, wie den zurückbleibenden Familien gegebenenfalls die Rente des im Felde stehenden Berechtigten überwiesen werden könne. Auch wurde ein Einbernehmen darüber herbeigeführt, wie weit die Gehälter der zum Kriegsdienst eingezogenen Angestellten der Berufsgenossenschaftlichen Verwaltungen fortgezahlt werden sollen. Zur Festsetzung der Einzelheiten und zur Durchführung der geplanten Maßnahmen wurde ein Ausschuß von Vertretern des Reichsversicherungsamtes und der Berufsgenossenschaften eingesetzt. In den Verhandlungen ergab sich völlige Einmütigkeit darüber, daß die Berufsgenossenschaften mit allem Nachdruck bestrebt sein müssen, den aus dem Kriegszustand sich ergebenden mannigfachen Schwierigkeiten zu begegnen, die Durchführung der ihnen zufallenden Aufgaben der sozialen Gesetzgebung zu sichern und den an sie herantretenden sozialen Pflichten in weitestem Umfange gerecht zu werden.

Arbeitsbeschaffung für Frauen. In vielen gewerblichen und kaufmännischen Betrieben ist durch die allgemeine Mobilmachung eine weitgehende Personaleinschränkung eingetreten; zahlreiche

weibliche Arbeitskräfte sind beschäftigungslos geworden. Der Zentralarbeitsnachweis der Stadt Berlin fordert alle diese Frauen und Mädchen auf, sich in dem Bureau Rüdertstraße 9 zu melden. Gebühren werden vorläufig nicht erhoben. Es wird nicht möglich sein, alle Arbeitslosen sofort wieder in Stellen unterzubringen; dennoch ist es für die Beschäftigungslosen von großer Bedeutung, sich schon jetzt vormerken zu lassen.

Büchertisch

Deutsche Staatsgrundzüge, herausgegeben von Karl Binding. 2. Aufl. 11. Verfassung des Deutschen Reiches vom 28. März 1849 und die Entwürfe der sogenannten Erfurter Unionsverfassung. Verlag von Felix Meiner. 4. Auflage. 1914. 240 M.

Mit der Bewegung von 1848, ihren Idealen und Ideen beschäftigen wir uns im ganzen und großen viel zu wenig. Und in der Beurteilung dieser großen Freiheits- und Einheitsbewegung schleicht sich nur zu leicht eine gewisse Wertung ein: wir dünken uns als „Realpolitiker“ und „Praktiker“ so erhaben und sehen hochmütig auf diese „theoretisierende“ und vom praktischen Erfolg so wenig gekränkte Bewegung herab. Wir vergessen, daß in den Jahren 1848 und 1849 viel Großes geschaffen und zum Teil Idealen nachgestrebt worden ist, von denen wir jetzt weiter denn je entfernt sind. Man vergegenwärtige sich nur beispielsweise die eine Bestimmung der Verfassung in dem Abschnitt „Grundrechte des deutschen Volkes“: „Alle Titel, in soweit sie nicht mit einem Amt verbunden sind, sind aufgehoben und dürfen nie wieder eingeführt werden“, und denke an den jetzigen Titelregen mit seinen unendlichen Abstufungen! — So sollte denn gerade der liberale Politiker die Bewegung von 1848 eingehend studieren; er könnte manche Anregung aus dieser Zeit schöpfen. Das Material von 1848, 1849 und 1850 ist im 2. Heft der Bindingschen Sammlung deutscher Staatsgrundgesetze sehr gut zusammengeestellt und kürzlich in 4. Auflage erschienen. Die absolute Zuverlässigkeit und Güte der Bindingschen Ausgaben braucht kaum besonders hervorgehoben zu werden. Hier soll auf dieses zweite Heft der Sammlung nur mit Nachdruck hingewiesen werden. Die neue Auflage zeigt infolgedessen eine begründete Verbesserung, als auch der Entwurf des deutschen Reichsgrundgesetzes, das von den 17 Vertrauensmännern als Gutachten erstattet worden ist, mit dem von Dahlmann verfaßten Vorwort abgedruckt worden ist.

Leipzig.

Karl Seeliger.

Richard M. Berman: **Irland**. (Berlin, Hyperion-Verlag, 3,80 M. gebunden.)

Im vorigen Sommer erschienen in einer Berliner Zeitung einige irische Reisebriefe des Verfassers. Sie machten einen reichlich feuilletonistischen Eindruck: die gute, womöglich wichtige Pointe schien fast wichtiger zu sein, als die sachliche Information; aber die Gabe scharfer Beobachtung ließ sich dem Verfasser ebenso wenig abbrechen, wie die der anziehenden Darstellung. Jetzt liegen die Berichte nun gesammelt und vermehrt in diesem Buche vor, und man kann nur sagen, daß sie so einen wesentlich günstigeren Eindruck machen. In ihrer Zusammenfassung ergeben sie doch ein so anschauliches und interessantes Bild des gegenwärtigen Irlands und der es bewegenden Strömungen, daß man das Buch mit einem nur hin und wieder getrübbten Vergnügen von Anfang bis zu Ende liest. Berman kam in einer Zeit hoher politischer Aufregung nach Irland, und dieser Kampf um die Neugestaltung des politischen Lebens hat einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, den er lebendig wiedergibt. Er hat mit Carson gesprochen und ihn auf der Plattform gehört, er hat das schmutzige Dublin durchwandert und sich im Phoenixpark erheitert; er ist mit den phantastischen Träumereien der Iren ebenso wie mit der überlegenen Borniertheit der Orangemänner in Berührung gekommen. Aber auch die irische Landschaft hat er genossen, und wenn er auch mehr davon redet, was er höchst persönlich angestrichen einer grünen Wiese, eines verfallenen Häuschens oder eines guten Wirtshauses gedacht und empfunden hat, so kommen doch die Dinge selber mit ausreichender Klarheit zur Darstellung. So gelingt es ihm, dem Leser ein Bild der irischen Probleme und Kämpfe zu geben und in ihm den Wunsch zu erwecken, selbst einmal hinüberzufahren nach jener grünen Insel — und das ist wohl das Beste, was man von einer Reisebeschreibung sagen kann.

Briefkasten

An Stelle des auf dem Inhaltsverzeichnis angekündigten Aufsatzes von Dr. Jäch mußte ein Aufsatz von Professor von List eingeschoben werden. Die Redaktion.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

20. August 1914

Die Hilfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Bierjahrespreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsständer der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.
Fernsprecher: Amt Pilsow 5506, Postcheckkonto: Amt Berlin 8683
Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.
Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 34

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareilzeile 40 Pfennig, die 20 mm breite Kettenzeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preisermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Akademie: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — Dr. Gertrud Bäumer: Heimatchronik. — Friedrich Naumann: Der Erbteil in Waffen. — Dr. Ernst Jäckh: Die Türkei und Deutschlands Krieg. — Dr. Erich Eyd: Der Krieg und das bürgerliche Recht. — Dr. Paul Rohrbach: Drei Grundsätze vom Kriege. — Gerhard Hildebrand: Militärische Grundbegriffe. — Julius Bah: Die Wagen. (Gedicht.) — Marie v. Bunsen: Eine Willenbruch-Biographie. — Harry Solberg: Die Leute am Meer. — Pfarrer D. Gottfried Traub: Vertrauen. — Sprechsaal. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 11. August.

Der Schleier, der über der Erstürmung Lüttichs liegt, wird etwas gelüftet. Es ist ein rasender Kampf gewesen. Auch die Landbevölkerung hat mitgeschossen und dadurch Zerstörung von Dörfern nötig gemacht. Ein Zeppelin schiff hat Bomben in die Stadt geworfen. Verlustliste noch nicht vorhanden. Transporte von Verwundeten und Gefangenen treffen in westdeutschen Städten ein. Die Rückflutung beginnt und damit die Anschaulichkeit des Kriegsernstes für das Inland.

Die Schlacht bei Mülhausen ist von großer Bedeutung. Während der deutsche Angriff vom Norden über Belgien marschiert, soll der französische Angriff vom Süden kommen. Dort wird auf deutschem Boden gekämpft. Wir denken daran, wie schwer sich Bismarck entschloß, den Franzosen Velfort zu lassen.

Kleine Gefechte im Osten. Rumänien mobilisiert zur Erhaltung seiner Neutralität, die nur von Rußland aus angesprochen werden kann. Verfrühte Gerüchte von Rumaniens Anschluß an Deutschland-Oesterreich. Alle Balkanstaaten rüsten, ohne ihre weiteren Absichten kundzugeben.

Abends 10 Uhr werden nochmals Extrablätter ausgerufen: Bei Lagarde an der Lothringer Grenze die erste französische Fahne genommen, 1 General gefallen, 700 Gefangene, zwei Batterien genommen und 4 Maschinengewehre!

Mittwoch, 12. August.

Es wird viel über die polnische Frage gesprochen. Eine allerdings noch unsichere Nachricht aus Krakau besagt, daß Warschau von den russischen Truppen verlassen sei. Unglaublich, wenn es wahr ist! Es gibt Kenner Rußlands, welche geradezu erwarten, daß unsere Armee von den Russen ins Innere des Landes gelockt werden soll, damit sich 1812 wiederhole. Dazu gehören aber immer zwei. Doch selbst diesen Plan vorausgesetzt, so würde ein Aufgeben der polnischen Hauptstadt im jetzigen Zeitpunkt unbegreiflich sein. Mag es sich aber so oder anders verhalten, das ist sicher, daß die Polen Morgenluft wittern. Sie werden bestärkt durch eine außerordentlich polenfreundliche Kundgebung des österreichi-

schen Oberkommandos „an das polnische Volk“. Da heißt es: „Wir bringen den Polen die Befreiung vom moskowitischen Joch! Die ruhmreichen Traditionen Polens sind auf das innigste mit seinen westlichen Nachbarstaaten verknüpft!“ Obwohl wir nun eine gewisse Scheu vor denjenigen Zeitgenossen haben, die schon jetzt im Beginn des Krieges über die Landkarte von ganz Europa verfügen, so ist es in der Tat eine Gegenwartsfrage, ob man den Polen derartige Hoffnungen machen kann und darf. Von ihrer Mitwirkung muß in Rußland viel abhängen.

Von Italien aus werden verspätete Versuche zur Friedensvermittlung gemacht. Das ist von Italiens Standpunkt aus sehr begreiflich, wird aber vor den ersten größeren Schlachten auf keiner der beiden Seiten ein Ohr finden. Jetzt ist der Krieg einmal geweckt, jetzt will er leben.

In Deutschland haben sich über eine Million Kriegsfreiwillige gemeldet. Selbst eingerechnet, daß dabei eine gewisse Anzahl von eifrigen jungen Leuten doppelt gezählt sind, weil sie sich nach Abweisung von einer Stelle an einer anderen melden, und zugegeben, daß in dieser Ziffer wohl auch unmögliche Meldungen jugendlicher und körperlich unzureichender stecken, so ist doch die Summe geradezu erstaunlich. Ueberall nur das eine Wort: Das Volk ist bewundernswert!

Aller Gedanken aber sind heute nachmittag bei der Flotte. Das Marineamt läßt langsam die Heldengeschichte der zwei Kriegsschiffe „Goeben“ und „Breslau“ in die Öffentlichkeit gelangen. Das ist etwas zum Aufwecken der Gemüter. Gepanzerter Widingergeist! Noch ist es ein Rätsel, wo sich die tapferen Schiffe befinden, aber sie sind „durch“. Nach Beschließung algerischer Häfen sind sie bei Messina von überlegenen englischen, vielleicht auch französischen Kräften umstellt gewesen, aber — sie leben noch und werden anderswo auftauchen. Heil den Besatzungen! An der englischen Ostküste haben deutsche Unterseeboote eine Erkundungsfahrt vorgenommen. Es muß das etwas merkwürdig gerade für die Engländer sein.

Donnerstag, 13. August.

Was ist eigentlich in solchen Zeiten die Wahrheit? Wir glauben das, was uns von unserer Heeresverwaltung mitgeteilt wird und zweifeln nicht daran, daß unsere Nachrichtenversorgung zuverlässig ist. Dabei aber sind wir vom Nachrichtendienst der anderen Nationen so sehr abgeschnitten, daß wir keine Ahnung haben, was gleichzeitig in Paris oder Moskau als Wahrheit geglaubt wird. Einzelnes klingt auf Umwegen bis zu uns und wirkt hier ganz wild und vermogen. Berlin soll in Revolution, die deutsche Flotte soll geschlagen, Mülhausen soll französisch sein. Das letztere war ja vielleicht richtig, denn der französische Vorstoß richtete sich gegen Oberelsaß, und die französische Heeresleitung ließ von Luftschiffen Bettel über Anschluß an Frankreich ausflattern, aber die deutschen Truppen haben die Oberhand behalten und telegraphieren: „Der deutsche Boden ist vom Feinde gesäubert.“ Möge es so bleiben!

Freitag, 14. August.

Es erscheint Englands Kriegserklärung gegen Oesterreich-Ungarn. Daß sie kommt, ist selbstverständlich. Sie bedeutet den schweren Lebenskampf der österreichischen Flotte im Adriatischen Meere. Wenn jetzt die Italiener auf unserer Seite wären! Das würde zwar für sie den schwersten Krieg bedeuten, aber Italien könnte im Falle des Sieges seine kühnsten Träume im Mittelmeer erfüllt sehen. Das und manches andere

wird wohl jetzt in diesen Tagen Fürst Bülow, unser einziger Reichskanzler, den italienischen Ministern vortragen. Es ist eine Beruhigung, diesen Mann wenigstens in Rom für uns tätig zu wissen. Man möchte manchmal in seiner Seele lesen können, wie er, der Kenner der europäischen Diplomatie, über die diplomatische Vorgeschichte dieses unheimlichen Krieges denkt. Auch Bülow würde unbedingt treu zu Oesterreich gestanden haben; das hat er als deutscher Reichskanzler bewiesen. Ob aber in seinem leichten und vielgewandten Kopfe nicht doch noch andere Möglichkeiten friedlicher Lösung aufgestiegen wären?

Es gibt zwar jetzt Leute, die den Krieg an sich als eine Wohltat ansehen. Man kann das begreifen, denn der Anfang war von ungeahnter Wucht und Erhebung. In zahllosen Seelen ist nun erst Vaterland und Weltgeschichte aufgestiegen. Die Hingabe des Volkes, der Geist der Ausziehenden sind so vortrefflich wie es nie jemand vorher gewußt hat. Und trotzdem ist und bleibt der Krieg eine Bedrohung der Kultur, eine Gefahr für Sieger und Besiegte. Das auszuspochen, muß auch dem besten Patrioten mitten im notwendigen und aufgedrungenen Kritte erlaubt sein. Schon zeigen sich die verwildernden Folgen des Krieges in Belgien. Alle Zeitungen bringen Berichte über belgische Greuelthaten an Verwundeten und Aerzten, über heimtückische Schießerei von Nichtsoldaten, über Mordangriffe belgischer Frauen. Das Armeekommando hat die Bevölkerung warnen müssen und ihr sofortige härteste Bestrafung androhen. Dasselbe ist durch neutrale Vermittelung an die Regierungen von Belgien und Frankreich mitgeteilt. Das deutsche Heer kann nicht anders handeln, es muß jeden unsoldatischen Angriff als Frevel bestrafen, weil sonst die Verwilderung grenzenlos wird, aber wer von uns ist sicher, daß unser eigenes Volk sich streng an solche Vorschriften halten würde, wenn wir, was Gott verhüte, das Schlachtfeld im eigenen Lande haben sollten?

Ich muß so oft an die Belgier denken, weil ich bis wenige Tage vor der Kriegserklärung bei ihnen war. Vor zwei Wochen habe ich noch im Vorbeifahren die Dächer von Lüttich leuchten sehen. Jetzt ist dort bereits der Krieg gewesen! Die Belgier haben nichts gewollt als ihren friedlichen Erwerb. Was hatten sie mit dem österreichischen Thronfolger zu tun? Und während Serbien noch kaum vom Krieg berührt ist, bricht er mit unerhörter Plötzlichkeit über die armen Belgier herein. Sie konnten sich zwar eine bessere Lage schaffen, wenn sie von Anfang an den deutschen Durchmarsch gestatteten. Aber wer sicherte sie dann im ungünstigen Falle vor der französischen Rache? Und die führenden Kreise in Belgien sind nun einmal französisch in ihrer Denkweise. Von der slämischen Volksmenge nach dem Meere zu kann noch eher etwas Neigung für Deutschland erwartet werden, nicht aber von den Wallonen, die den Kern der Bewohner in Lüttich und Namur bilden. Für die ist der Deutsche etwa das, was für uns der Russe ist: der östliche Feind.

In Belgien sehen alle neutralen Staaten, wie es kommt, wenn man im zermalenden Getriebe an die falsche Stelle gerät. Was ist überhaupt Neutralität? Rumänien will neutral sein, sieht aber die russischen Heere an seiner Grenze anschwellen. Die Türkei will neutral sein, fürchtet aber den Tag, wo die Dardanellenfrage von Rußland aufgerollt wird. Italien möchte neutral sein, wird aber, soviel wir wissen, von England bedroht. Es entsteht daraus überall die bewaffnete Neutralität; das will sagen Kriegskosten und Kriegsaufregung ohne Kriegsziel. Das verträgt aber nicht jede Bevölkerung. Es ist darum sehr wohl möglich, daß wir noch lange nicht am Ende der Kriegserklärungen stehen.

Sonabend, 15. August.

In allen feindlichen Staaten ist der Schutz der dort verbliebenen Deutschen und Oesterreicher den amerikanischen Konsuln übergeben worden. Wir danken den Vertretern der Vereinigten Staaten von Nordamerika für diesen wahrhaftig nicht leichten Freundschaftsdienst und sehen in ihm ein Zeichen der großen Rolle, die Amerika voraussichtlich in diesem Kriege spielen wird. Es ist denkbar, daß Amerika der Schiedsrichter Europas wird, wenn es seinen Frieden nicht von sich selber findet. Wer wird vermitteln, wenn alle Europäer gegen einander auf den

Schanzen stehen? Wer wird Geld borgen, wenn europäische Staaten Geld brauchen? In Europa sind jetzt nirgends fremde Anleihen unterzubringen! Noch weiß man nicht, wer Kriegskosten zahlen wird, aber soviel kann man schon heute sagen, daß die Amerikaner dabei den Bantler machen werden. Und für die nordamerikanische Geschäftswelt liegen jetzt der ostasiatische und der südamerikanische Markt offen. So wie früher England aus den Streitigkeiten der Kontinentalmächte seinen Nutzen zog, so wird es jetzt infolge seiner glücklichen Weltlage der erste Staat der neuen Welt tun.

Nachmittag bin ich draußen in einem Berliner Vorort. Alles ist ruhig und sonnig. Da erscheint am Schaufenster eines Zigarrenladens die Nachricht: „Der Landsturm aufgegeben“. Das wirkt wie ein Kanonenschuß. Im Wort Landsturm leben die Freiheitskriege. Es wird sehr ernst! Auch wenn man jetzt zunächst den Landsturm nur aufschreiben will, um später Namen und Orte zur Verfügung zu haben, so bleibt es ein Zeichen der deutschen Lage in diesem von Osten und Westen herandrängenden Kriege, daß wir vierzehn Tage nach der Kriegserklärung den Landsturm rufen, nicht um Feinde vom vaterländischen Boden zu vertreiben, sondern um sie nicht hereinzulassen.

Sonntag, 16. August.

Das ist also der dritte Sonntag, der vom Kriege erfüllt wird. Heute gedenkt man in den Kirchen schon der ersten Toten. Sie starben fürs Vaterland, und ihr Gedächtnis bleibt in Ehren. Das hindert nicht, daß stille Tränen fließen. Und mancher wird noch irgendwo da draußen zerhauen auf dem Felde liegen, ohne daß es seine Mutter bisher ahnt. Aber auch die Mütter wollen jetzt tapfer sein, die Mütter und die Frauen.

Wenn man nur möchte, was überall geschieht! Sicherlich wird an verschiedenen Stellen gekämpft, wir wissen es nur nicht. Es schweigt das Meer, es schweigt die Grenze. Und es schweigt Italien. Dort nämlich wird eine harte Schlacht in den politischen Kabinetten geschlagen. Gestern fürchteten wir schon, Italien sei der englisch-französischen Drohung gewichen, heute wird offiziös erklärt, daß dahingehende Gerüchte falsch seien, aber es wird nicht dazu gesagt, was richtig sei, wohl deshalb, weil die Regierung in Rom mit sich, ihrem König und ihrem Volke noch nicht einig ist.

Montag, 17. August.

Der Kaiser ist gestern früh zur Armee abgereist und hat die regelmäßigen Regierungsgeschäfte im Reich auf den Reichskanzler v. Bethmann Hollweg und in Preußen auf das Staatsministerium übertragen. Staatsminister Dr. Delbrück ist Vizepräsident des preussischen Staatsministeriums geworden. Das alles sind keine großen Änderungen, denn was dem Kaiser abgenommen wird, sind fast nur Dinge, die so wie so in seinem Auftrag von anderen erledigt werden, wobei er nur die Unterschrift gibt. Am bedeutungsvollsten erscheint, daß Delbrück, der Reichsstaatssekretär, die preussische Führung erhält. Das sichert vor gewissen Entgleisungen gegenüber Polen, Dänen, Sozialdemokraten. Daß der Kaiser zum Heere zieht, entspricht der Ueberlieferung seines Hauses und wird von niemand anders erwartet. Wir denken dabei an den alten ehrwürdigen König und späteren Kaiser Wilhelm I., wie er 1870 zur Armee ging. Möge dem Kaiser inmitten seines Heeres eine frohe Heimkehr beschieden sein!

Was aber macht die Flotte? Es wird bekanntgegeben: „Kein Hafen ist blockiert, dem Schiffsverkehr neutraler Staaten mit Deutschland steht nichts im Wege.“ Die von englischer Seite aus verbreitete Behauptung, die Nordsee sei deutscherseits mit Minen verseucht, ist unrichtig. Neutrale Schiffe finden 10 Seemeilen nördlich von Helgoland die erforderlichen Lotjen. Jetzt zeigt sich, was wir an Helgoland haben. Die englische Blockade wird nicht durchgeführt, solange die deutsche Flotte und die rotstimmernde Fregate im Meere uns gehören. Wie viele Handelsschiffe sich freiwillig über die Nordsee wagen werden, bleibt dahingestellt.

Auf Grund ausländischer Nachrichten wird angenommen, daß Togo und die Küste von Deutsch-Ostafrika von den Engländern besetzt sind. Südwest und Kamerun sollen noch frei

sein. Von Neuguinea und den Inseln weiß man kein Wort. Um Kiautschou herum ist wohl noch Ruhe. Was werden unsere Landsleute auszuhalten haben inmitten einer aufgeregten Bevölkerung bei Unterbrechung des Verkehrs und der Geschäfte! Aber, Gott sei Dank, was von Deutschen in Kolonie und Ausland ist, ist ein tapferes Geschlecht. Wie oft ist früher in den Reden für die deutsche Flotte von diesen Tagen geredet worden, die wir jetzt erleben! Damals hieß es oft, daß die Flotte zum Schutze unserer Kolonien und unseres Handels gebaut werde. Das war für Zeiten kleinerer Kriege wörtlich richtig, wie wir während des ostasiatischen Krieges und während des türkisch-italienischen Krieges gesehen haben. Jetzt im Weltkrieg kann der Kampf nicht an allen Enden des Meeres zugleich geführt werden, jetzt werden Kolonien und Handelsanlagen in den heimischen Gewässern verteidigt oder, wenn es gelingt, wieder gewonnen.

Die Oesterreicher haben gestern, aber vorgestern die serbische Festung Sabag an der Save besetzt und melden heute entscheidenden Sieg an den steilen Ufern der Drina. Zahlreiche Gefangene, viel Kriegsmaterial. Es befriedigt, daß diejenigen, die die Urheber der Balkanruhen sind, nun wenigstens etwas auf den Kopf bekommen haben. Fortsetzung erwünscht.

Deutschland hat den Belgiern in letzter Stunde nochmals angeboten, ihnen die Unverletzlichkeit zu garantieren und sich auf den notwendigen Durchmarsch zu beschränken. Belgien hat abgelehnt. Das Schicksal will seinen Weg gehen.

Dienstag, 18. August.

Nun ist also endlich die Einnahme Lüttichs klar. — Was man sich in den letzten Tagen zutraute, daß die Forts um die Stadt herum noch immer in feindlichen Händen seien, ist bis vor kurzem wahr gewesen. Nun aber gehört alles, was nicht von unserer Artillerie zerstört ist, den Deutschen, und Lüttich wird deutscher Stützpunkt. Möge es das bleiben! Der offizielle Bericht hebt die ganz hervorragenden Leistungen der deutschen schweren Artillerie hervor. Gleichzeitig aber wird ein Verlust von Geschützen und Maschinengewehren bei Schirmen im Elsaß mitgeteilt, eine Schlappe. Daß diese Mitteilung offen gemacht wird, wirkt sehr beruhigend. Jetzt endlich glaubt man, daß uns das Nachrichtenbureau auch Verluste nicht vorenthalten wird. Man war durch das Verfahren der Berichterstattung bei Mülhausen etwas irre geworden, denn offiziell ist nie deutlich gesagt worden, daß Mülhausen zeitweilig verloren war und dann erst wiedergewonnen wurde. Unser Volk kann alles tragen, aber es will wissen, woran es ist. Die Hauptsache aber ist, daß wir Lüttich nun wirklich ganz haben, und daß der deutsche Aufmarsch beendet ist. Jetzt beginnt voraussichtlich die Woche großer Anfangsschlachten.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, den 11. August.

Die Schulen fangen heute wieder an. Für Jungen und Mädchen hört der herrliche Freiwilligendienst bei den Wohlfahrtsorganisationen und als Boten wenigstens für einen Teil des Tages auf. Unser Pfadfindertorps war schon gestern voll Trauer. Es wird nicht leicht sein, der Jugend den indirekten Vaterlandsdienst der alltäglichen Pflichterfüllung verständlich zu machen. In einer Realschule war ein lebhafter Streit unter den Schülern, ob man sich weigern solle, Französisch zu lernen oder ob man es erst recht tun und Russisch dazu nehmen müsse, damit man einmal als Dolmetscher mitgehen könne.

Die magische Schnelligkeit, mit der ohne öffentliche Bekanntmachung die Gerüchte umfliegen, hat etwas Dämonisches. Im Innern der Stadt taucht eine Nachricht auf — im Ru unterhalten sich alle Vororte darüber. Trotzdem macht sich schon eine gewisse Erziehung der allgemeinen Urteilsfähigkeit bemerkbar. Eine so

phantastische Leichtgläubigkeit wie in den ersten Tagen findet man nicht mehr, wenn man den Gesprächen in den Trams und vor den Depechenanschlängen zuhört. Wenn nicht militärische Rücksichten die Bekanntmachung mancher Vorgänge an den Grenzen verbieten, dem Volk kann man hinsichtlich der Aufnahme solcher Nachrichten mehr und mehr vertrauen.

Mittwoch, den 12. August.

Die Verwendung des allgemeinen Angebots freiwilliger Arbeit ist geradezu ein moralisches Problem. Besonders den Frauen gegenüber. In dieser Zeit gespanntesten Pflichtbewußtseins wird zahllosen Frauen die Unausgefülltheit ihres Lebens mit tatsächlicher Arbeit zur Pein. Sie möchten um jeden Preis etwas tun. Und es ist trotz aller neuen Gelegenheit zum Helfen nicht genug da — weder beim Roten Kreuz noch anderswo. 40 000 Anmeldungen zu den Samariterkursen in Berlin, von denen man nur 3000 zunächst berücksichtigen kann! Wie niederbrütend für die gezwungen Untätigen!

Ein Weg abends durch den stillen Tiergarten, während noch die Ueberlegungen und Gedanken der angespannten Tagesarbeit in einem weiterreden wollen. Da stehen die Bäume schweigend und gleichmäßig, unverwandte Kulissen einer Vergangenheit, die keine Bedeutung mehr hat. Das Rollen der Autos, ihre Signale, die Lampenzüge der Straßen sind fern und gedämpft wie immer. Nur die verlorene, kindliche Stimme einer Mundharmonika von irgendwoher aus dem Dunkel erzählt vom Krieg: „Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod.“

Donnerstag, den 13. August.

Eine Konferenz im Reichsamt des Innern über die weibliche Arbeitslosigkeit. Desbrüd selbst eröffnet sie. Der Leiter des neu geschaffenen Reichsarbeitsamtes, Leinwald, ist anwesend. Wie groß das Problem ist, zeigt sich vielen vielleicht erst jetzt. Alle großen weiblichen Berufsgruppen außer der Landwirtschaft arbeiten auf Gebieten, über die vom Krieg Stillstand verhängt ist. Handelsangestellte, Textil- und Konfektionsarbeiterinnen — wie viele, oder wie wenige werden im Augenblick gebraucht. Entlassene Dienstmädchen, Musiklehrerinnen, Malerinnen — Frauenarbeit in allen Schichten ist entbehrlich geworden. Und wo sollen Arbeitsplätze für diese Tausende entstehen? Auch hier wird die ungeheure Summe freier, nicht voll ausgenutzter Frauenkraft, die jetzt den Markt des Roten Kreuzes mit den Hemden und Strümpfen der Liebe überschwemmt, zum volkswirtschaftlichen Problem. Es ist fast tragisch, daß sich ein so guter Wille in ein Verhängnis verwandeln kann.

Freitag, den 14. August.

Die Lebensmittelpreise sind in Berlin auf einem normalen Stand. Eine Stichprobe an 30 verschiedenen Stellen der Stadt zeigt, daß das Brot 17 Pfennig pro Pfund, die Kartoffeln 6—7 Pfennige kosten. Die Teuerungspanik der ersten Woche ist vollständig verschwunden, und in dem ruhigen Preisstand zeigt sich die allgemeine Sicherheit darüber, daß eine ausreichende Lebensmittelversorgung gewährleistet ist. Ueberhaupt erscheint die Ruhe, mit der man jetzt allgemein die gewaltige Erschütterung der wirtschaftlichen Grundlagen zu hemmen versucht, als ein gutes Zeichen der gefunden und festen Organisation unserer Volkswirtschaft. Die Stadt Berlin konnte — im Gegensatz zu einem ersten Entschluß alle nicht unbedingt notwendigen öffentlichen Arbeiten zurückzuhalten — versprechen, daß auch die momentan nicht dringenden Bauten fortgesetzt werden würden, ein Versprechen, das sowohl die gute Finanzlage wie das Verantwortlichkeitsbewußtsein der Stadt gegenüber dem Arbeitsmarkt bekundet.

Sonnabend, den 15. August.

Mittags war das Aufgebot des Landsturms bekannt. Auch diese Nachricht wird mit Ruhe aufgenommen — man hat sie erwartet. Welche neue Arbeitsverschiebung nun entsteht, läßt sich noch nicht übersehen.

Im übrigen ist die Spannung zu fühlen, mit der man auf neue Ereignisse vom Kriegsschauplatz wartet. Die Straßen sind abends

nicht mehr so voll wie in der ersten Woche, aber es gibt doch noch Tausende, die nicht nach Hause gehen mögen, bis die letzte Aussicht, daß der Schuhmann mit einer großen Nachricht durch die Straßen radelt oder daß wenigstens neue Depeschen erscheinen, verwundet ist.

In den hellerleuchteten Fenstern eines großen Cafés der Tauentzienstraße sah man abends 11 Uhr die Silhouetten der Menschen, die stehend „Heil Dir im Siegerkranz“ sangen. Draußen klangen die weiblichen Stimmen vor.

In der Vorortstraße ist es still geworden, von fern klingt das Rollen der Truppenzüge herüber; wenn sie unter der Kurfürstendammbrücke durchfahren, hört man noch die Hochrufe der Leute, die ihnen von oben winken.

Zum erstenmal sehe ich gegen den sternklaren Nachthimmel, daß die Beeren der Ebereschen rot geworden sind. Niemand hat in diesen zeitlosen Wochen gefühlt, daß es Herbst wird.

Sonntag den 16. August.

Von dem Alttestamentler an der Berliner Universität, Professor Deißmann, ist ein schönes Wort geprägt: „Seelische Mobilmachung“. Er beschreibt die Stimmung im Gottesdienst einer märkischen Dorfkirche und daneben den Schlußaktus der Berliner Universität. Es ist wahr: das große Schicksal bringt religiöse Kräfte zum Steigen, die verstummt und tiefverschlossen waren. Kräfte, die größer sind, dunkler und weiter als irgend ein Bekenntnis.

Aber die Not! Und die niederdrückende, lastende Arbeitslosigkeit! Es ist ein nagender Gedanke: so viele stolze, aufrechte Arbeitermaden, gebeugt durch die Furcht vor der Wohlthatigkeit.

Montag den 17. August.

„Es gibt keine Parteien mehr.“ Langsam setzt sich der große Sinn des Wortes praktisch durch. Der „Vorwärts“ darf auf den Bahnhöfen verkauft werden.

Der stellvertretende kommandierende General des VII. Korps, Frhr. v. Bissing, hat folgenden Korpsbefehl erlassen:

„Anlässlich eines Spezialfalles sehe ich mich genötigt, folgendes bekanntzumachen: Das Vertrauen zu unserer so tüchtigen Arbeiterschaft ist während der Ereignisse der letzten Zeit in voller Weise gerechtfertigt worden, und dieses Vertrauen soll durch nichts erschüttert werden. Dabei macht es keinen Unterschied, ob Teile der Arbeiterschaft während des Friedenszustandes Organisationen irgendwelcher Art angeschlossen waren. Ich kann es daher nicht für richtig halten, wenn bei Aufrufen zur Werbung von Arbeitern im Dienst der Heeresverwaltung unsere Arbeiter aus solchem Grunde ausgeschlossen werden. Ein solcher Ausschluss widerspricht der Verpflichtung, parteipolitische Unterschiede im Heeresdienst nicht zu machen.“

Der Geist dieses Erlasses muß noch viel stärker werden, um unser Volk über die nächste Zeit hinwegzubringen.

Raumann / Der Erdteil in Waffen

Daß die serbische Freveltat so ungeheure Folgen haben konnte, lag nicht in ihr selbst, denn so unwürdig und schlecht es war, daß der österreichische Thronfolger mit serbischen Militärbomben beworfen wurde und von einem Knaben erschossen, dem man eben vorher auf einem serbischen Militärschießplatz den Gebrauch des Gewehrs beigebracht hatte, so würde die notwendige Strafe an Serbien allein erfolgt sein, wenn es nicht in ganz Europa Menschen gab, die auf einen Krieg warteten. Zum europäischen Kriege wurde der serbische Zwischenfall durch die Erklärung des russischen Zaren, daß er Serbien beschützen wolle. Das liegt durch die Veröffentlichung der Telegramme zwischen dem Zaren und dem Kaiser ganz offen zutage, und wir müssen uns schon jetzt an diese Tatsache wie an ein geschichtliches Ereignis erinnern, weil sonst im Kampfe unsere eigenen Gedanken über Anfang und Ursache und Verantwortlichkeit leicht wankend werden können. Zugegeben, daß es auch in Deutsch-

land Kreise gegeben hat, die einen Krieg schon lang: als unvermeidlich und bevorstehend ansahen, so ist eine unbestreitbare Wahrheit, daß diese Kreise nicht in der deutschen Regierung gefesselt haben oder auf sie einen zum Krieg drängenden Einfluß ausübten. Kaiser und Reichskanzler taten ihr Neuestes, um den Frieden zu erhalten, denn beide waren sich ihrer fast übermenschlichen Verantwortlichkeit bewußt. Der Kaiser hat den Krieg nicht gewollt. Der Reichskanzler, der überhaupt kein Mann leichter Entschlüsse ist, hat ihn zu vermeiden gesucht, solange es ging. Die Einheitlichkeit des Deutschen Reichstages war nur dadurch so vollständig und überwältigend, daß alle Beteiligten bis zum letzten Sozialdemokraten diese eine Ueberzeugung hatten. Das ist die Grundlage der wunderbaren deutschen Volkserhebung, und wir tun gut daran, diesen Ausgangspunkt nicht aus dem deutschen Gedächtnis schwinden zu lassen, weil sonst der Unterschied einer Kriegsstimmung und einer Friedensstimmung sich ausbilden könnte. Deutschland hat den Krieg nicht gewollt, da er aber uns aufgezwungen wurde, so führen wir ihn ohne allen Unterschied sonstiger Meinungen mit der ganzen Fähigkeit, Treue, Todesverachtung und Brüderlichkeit, deren unser Volk vor allen anderen fähig ist. Die ersten zwei Wochen haben es gezeigt, wie zusammengewachsen wir alle sind.

Dieses ungeteilte einheitliche Volksgefühl werden wir um so mehr brauchen, je mehr der ganze Erdteil in Waffen steht und je mehr die großen Heere unserer Gegner sich sammeln. Unsere ersten frohen Siege dürfen uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß der bittere und schwere Ernst erst noch kommt. Jetzt fangen erst die Verlustlisten an; sie werden noch lang werden. Je mehr Staaten sich am Krieg beteiligen, desto unabsehbarer ist der Verlauf und desto schwieriger der Friedensschluß. Und alles drängt nach der Mitte. Rußland wälzt sich vom Osten her, Frankreich und England drängen vom Westen her nach dem alten Kampfplatz Europas. Wir aber wollen und werden Osten und Westen nicht zusammenkommen lassen, unsere Söhne werden wie lebendige Mauern an beiden Seiten stehen; wir hoffen, daß unser Land mitten im kämpfenden Erdteil freibleibt. Das ist ein gewaltiges Ziel, das schwerste, das höchste, das es gibt. Gott helfe unseren lieben tapferen Männern und Jungen! Ihr seid es, die Europa in Ordnung halten, indem ihr das Vaterland verteidigt.

Es ist ein Verteidigungskrieg im höchsten Sinne des Wortes. Brechen die fremden Gewalten nach der Mitte herein, so ist das nicht nur ein unsagbares Elend für unser Volk, sondern ein Zerbrechen aller europäischen Sicherheit. Wir verteidigen, indem wir uns verteidigen, das Gleichgewicht der Kräfte. Da gibt es kein Schwanken und Ueberlegen. Ein Volk und eine Aufgabe! Es muß gelingen!

Ernst Jäch / Die Türkei und Deutschlands Krieg

Der Fall von Sedan hat 1870 dem damaligen Staatsmann der Türkei, Ali Pascha, das Wort entlockt: „Das Verhältnis zwischen Rußland und Preußen-Deutschland werde durch den Sieg über Frankreich nicht gewinnen; Deutschland werde bemüht sein, sich in Oesterreich einen Verbündeten zu erwerben; daraus ergebe sich für die Pforte der Schutz, dessen sie so lange entbehrt hätte.“ Die Richtigkeit dieses Wortes ist seitdem durch die vierzigjährige Entwicklung der

Dinge im Orient bestätigt worden, sowohl nach der deutsch-russischen wie nach der deutsch-türkischen Seite hin.

Das Verhältnis zwischen Deutschland und Rußland hat sich gerade durch die türkische Frage verschlechtert. Rußlands Drang aus dem Schwarzen Meer über den türkischen Körper hinweg zum Mittelmeer ist bisher an dem deutschen Widerstand gescheitert. Es genügt, in diesem Zusammenhang kurz daran zu erinnern: daß der deutsche Botschafter in Konstantinopel während des Balkankriegs den drohenden Einbruch Rußlands über den Kaukasus nach Armenien mit der entschlossenen Warnung verhindert hat: „Noli me tangere!“ Sowie daran, daß dann die deutsche Diplomatie die ganze Reformarbeit für Armenien dem gefährlichen Willen Rußlands, das daraus eine russische Provinz machen wollte, entzogen und dabei die Beteiligung Deutschlands, das eine türkische Provinz erhalten will, gesichert hat. Ob Rußland gegen Konstantinopel vordringen oder nach Alexandrette hindurchstoßen will — es findet die deutsche Interessensphäre des breiten Bagdadbahnvierecks in der Türkei als unbequeme Barre vor seinem Weg. Die deutsche Militärmission ist trotz dem russischen Einspruch in Konstantinopel geblieben und hat sich nicht, wie Rußland es wollte, nach Adrianopel oder nach Smyrna, also weg von Bosporus und Dardanellen, abschieben lassen, und sie kann jetzt die Wacht am Bosporus gegen einen russischen Durchbruch halten — oder nötigenfalls auch selbst Rußland im Schwarzen Meer fassen und schlagen.

Die Türkei muß heute wissen, daß der Angriffskrieg Rußlands gegen Oesterreich und gegen Deutschland auch der Türkei gilt. Der Weg nach Konstantinopel soll auf dem Umweg über Berlin und Wien erzwungen werden. Eine Niederlage Deutschlands bedeutet das Ende der Türkei, die dann zur Beute für Rußland, England und Frankreich wird. Nur die Betätigung Deutschlands im Orient hat die Türkei bisher davor bewahrt, daß Rußland in Armenien, England in Arabien und Frankreich in Syrien zugreift. Ein Sieg Deutschlands aber bedeutet die Sicherung auch der Türkei. Solche Zusammenhänge sind den leitenden Männern der neuen Türkei so geläufig wie dem alten Sultan; es fragt sich nur, wie werden sie zu handeln sich entschließen?

Die Türkei ist die erste Orientmacht gewesen, die sofort gemeinsam mit der europäischen Kriegserklärung eine allgemeine Mobilmachung angeordnet hat: „zur Sicherung der Neutralität“. Die türkische Neutralität kann nur von Rußland bedroht werden, dessen Kriegsschiffe bereits vor dem Bosporus kreuzen, um den Weg ins Mittelmeer gegen Oesterreich sich zu erzwingen; und von England, das der Türkei jetzt die von ihr in England bestellten und mit mohammedanischen Opfergaben gut bezahlten Kriegsschiffe kurzerhand wegnimmt. Schon diese Tatsachen öffnen der Türkei die Augen darüber, daß ihr auch eine Neutralität nichts hilft und daß sie im eigenen Interesse gegen die russisch-englisch-französische Feindschaft und für die deutsche Freundschaft sich erklären muß. Die Schicksalsstunde Deutschlands ist auch die Schicksalsstunde der Türkei, und der Augenblick für ein deutsch-türkisches Bündnis ist gekommen. Die Türkei kann durch eine Neutralität nichts gewinnen und alles verlieren, und sie muß durch ihre Mitwirkung alles gewinnen: sich selbst und ihre Zukunft.

Was kann die Türkei für Deutschland tun und damit für sich selbst? Die Türkei könnte mit ihren seinerzeit von Deutschland gelieferten Kriegsschiffen die russische Schwarze-Meer-Flotte nieder kämpfen und ver-

nichten. Dann wäre das ganze südliche Rußland, das wirtschaftlich wichtigste Gebiet des russischen Reichs (man denke an Odessa) einem Angriff preisgegeben. Türkische Truppen könnten zu Wasser und zu Land Rußland anfallen und würden vom Kaukasus bis zur Krim von der mohammedanischen Bevölkerung als Befreier begrüßt werden. Ein solcher Schlag müßte auch Bulgarien, das heute noch seine Häfen durch die russischen Schiffe bedroht sieht, und Rumänien, dem dann das benachbarte Bessarabien sicher scheint, zu einer vorteilhaften und erfolgreichen Beteiligung auf den Plan rufen. Der Zusammenhang „von Helgoland bis Bagdad“ wird offenbar: zwischen Deutschland, Österreich-Ungarn, Rumänien, Bulgarien und Türkei.

Das ist die eine Seite: gegen Rußland; die andere Arbeit müßte sich gegen England und gegen Frankreich richten, gegen die Kolonialreiche mit ihrer mohammedanischen Bevölkerung von Ägypten bis Indien und von Algerien bis Marokko. Die Fahne des Propheten müßte den Panislam zum vernichtenden Haß aufrufen gegen die englische und gegen die französische Fremdherrschaft von Indien bis Marokko. In Indien hat sich die indische Verschwörung längst mit der mohammedanischen Feindschaft gegen England geeinigt, und die indischen Mohammedaner haben immer ihre innere Zugehörigkeit zum türkischen Kalifat betätigt, erst wieder in den Balkankriegsjahren durch reichliche Spenden für den Bau einer türkischen Flotte. Weht aber Indien, so zittert die englische Weltherrschaft. Gewiß kann England in Arabien gegen die Türkei wühlen; aber auch für einen Verlust des fernen, widerspenstigen Arabien könnte die Türkei der Gewinn an nahestehendem, willigem Volk und Land im mohammedanischen Rußland entschädigen.

Ob die Staatsmänner in Konstantinopel solcher Entschlossenheit fähig sind? Man kann sie einem Enver und seinen deutschen Beratern zutrauen, und ebenso einem Talaat, der schon vor vier Jahren ein deutsch-türkisches Bündnis angeregt hat. Die militärischen und die politischen Vorteile sind heute größer und besser als damals und auch als im Balkankrieg. Militärisch ist die türkische Armee heute mehr als damals: seit Envers Energie und dank der deutschen Militärmission, deren Offiziere nunmehr alle türkischen Armeekorps innehaben, so daß eine durchweg deutsche Leitung dem türkischen Vorgehen sicher wäre. Und politisch braucht die Türkei nicht mehr wie vor dem Balkankrieg vier Balkannachbarn zu fürchten: Serbien und Montenegro liegen fern; Griechenland steht beiseite, und Bulgarien ist der Türkei befreundet. Vor dem Balkankrieg wäre eine Absicht der Türkei gegen Rußland an den russischen Balkanbörsposten und an der feindlichen Bevölkerung der europäischen Türkei gescheitert; heute sind diese ausgeschaltet.

In Berlin melden sich türkische Freiwillige zur deutschen Armee, und von türkischen Freunden gehen begeisterte Rundgebungen für die deutsche Sache ein. Ob in Konstantinopel die richtige Entschließung fällt, bleibt abzuwarten; wie sie auch kommt — so viel ist sicher: eine türkische Parteinahme zugunsten Deutschlands kann unsere Sache erleichtern, aber sie muß sie nicht entscheiden. So oder so — Deutschland kann seine Sache sicher und selbstbewußt auch allein zu einem guten Ende führen.

Erich End / Der Krieg und das bürgerliche Recht

Inter arma silent leges oder, mit Oberst Reuter zu sprechen, Mars regiert die Stunde, jetzt hat alle Juristerei ein Ende. Das ist aber doch nur mit erheblicher Einschränkung richtig. Das bürgerliche Recht tritt nicht außer Kraft; es ist sogar noch um vieles verwickelter geworden. Aber das öffentliche Recht erlebt in der Tat eine vollständige Umwälzung. Nicht nur, daß die ausübende Gewalt überall von den Zivil- auf die Militärbehörden übergegangen ist, daß die sogenannten Grundrechte im wesentlichen außer Kraft treten; auch die gesetzgebenden Gewalten sind plötzlich anders verteilt. Der Reichstag hat auf dem Gebiete wirtschaftlicher Gesetzgebung dem Bundesrat eine umfassende Vollmacht erteilt, indem er dem § 3 des Gesetzes über die Ermächtigung des Bundesrats zu wirtschaftlichen Maßnahmen zustimmte, welcher lautet: „Der Bundesrat wird ermächtigt, während des Krieges diejenigen gesetzlichen Maßnahmen anzuordnen, welche sich zur Abhilfe wirtschaftlicher Schädigungen als notwendig erweisen“, d. h. während bisher zum Zustandekommen eines Gesetzes Übereinstimmung von Bundesrat und Reichstag erforderlich war, kann der Bundesrat sie jetzt allein geben. Von dieser Befugnis hat er auch in der kurzen Zeit bereits einen umfangreichen Gebrauch gemacht.

Dieserjenige Maßregel, die vielfach in erster Linie von ihm erwartet wurde, hat er allerdings nicht ergriffen; ein *Moratorium* ist weder allgemein, noch mit Beschränkung auf einzelne Kategorien von Schulden erlassen worden. Der Bundesrat rechtfertigt seine viel angefochtene Haltung mit der Erwägung, daß das deutsche Wirtschaftsleben in ganz besonders hohem Maße auf Kredit aufgebaut sei, und daß deshalb eine allgemeine Stundungsbewilligung zu unübersehbaren Folgen führen müsse. Soviel ist jedenfalls richtig, daß die Tragweite einer solchen Anordnung gar nicht überschätzt werden kann. Um ein Beispiel herauszugreifen: diejenige Schuld, deren Stundung für den größten Teil der Bevölkerung zurzeit wohl die wichtigste wäre, ist die Miete. Räumt man aber dem Mieter das Recht ein, sie nicht zu bezahlen, so kann der Hauswirt die Hypothekenzinsen nicht berichtigen, die Hypothekenbank ihre Pfandbriefe nicht verzinsen, die Sparcassen und die Versicherungsgesellschaften, die bei uns mit die hauptsächlichsten Hypothekengläubiger sind, kämen mit der Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten in die größte Verlegenheit. Es ist aber andererseits nicht zu verkennen, daß diese Kalamitäten zum großen Teil wohl auch ohne ein gesetzliches Moratorium eintreten werden, denn die Mieten werden in zahllosen Fällen einfach nicht bezutreiben sein.

Der Bundesrat hat geglaubt, den Schuldnern, ohne Verletzung der berechtigten Interessen der Gläubiger, dadurch entgegenkommen zu sollen, daß er den *Gerichten* die Befugnis übertrug, eine Zahlungsfrist bis zur Dauer von drei Monaten zu bewilligen, wenn die Lage des Beklagten sie rechtfertigt und sie dem Kläger nicht einen unverhältnismäßigen Nachteil bringt. Die Gerichte erhalten so eine Machtvollkommenheit, die an das Imperium des englischen Richters erinnert. Sicherlich ist der Gedanke, daß die Frist an eine Untersuchung des einzelnen Falles geknüpft sein soll, zu billigen; ob sich aber das vom Bundesrat angeordnete Verfahren bewähren wird, bleibt abzuwarten. Der Schuldner hat das Recht, seinerseits die Initiative zu ergreifen und die Gläubiger zwecks Bewilligung einer Frist vor das Amtsgericht zu laden. Er muß dann aber ein vollstreckbares Anerkenntnisurteil gegen sich ergehen lassen.

Er hat dann also damit zu rechnen, daß drei Monate nach Erlass des Urteils gegen ihn vollstreckt wird. Es ist doch sehr die Frage, ob auf diese Weise seine Lage nicht noch verschlechtert wird.

Zahlreiche Geschäftsleute werden durch den Krieg zahlungsunfähig werden. Nach den bestehenden gesetzlichen Bestimmungen bleibt ihnen nichts anderes übrig, als der Konkurs. Es liegt auf der Hand, daß das im höchsten Maße unbillig und hart wäre. Der Bundesrat hat den Ausweg gewählt, für solche Fälle eine sogenannte *Geschäftsaufsicht* anzuordnen, die der Schuldner zur Abwendung des Konkursverfahrens beantragen kann. Der Zweck der Geschäftsaufsicht ist in erster Linie, dafür zu sorgen, daß das Vermögen des Schuldners den Gläubigern nicht entzogen wird. Auch soll sie den Schuldner bei der Führung seiner Geschäfte unterstützen. Der Gedanke ist zweifellos ein gesunder; seine Ausführung wird im wesentlichen davon abhängen, ob es gelingt, die geeigneten Personen für diese Geschäftsaufsicht zu finden.

„Alle diese Vorschriften gelten für die Gesamtheit der Schuldner, gleichviel, ob sie zum Heere einberufen sind oder nicht. Naturgemäß müssen aber diejenigen, welche im *Feld* stehen, noch weiter geschützt werden. Insbesondere müssen sie vor den Schäden bewahrt werden, die ihnen aus der Unmöglichkeit drohen, ihre Rechte im Prozeßwege wahrzunehmen; sonst könnten in ihrer Abwesenheit Fristen versäumt werden, Urteile ergehen, Zwangsvollstreckungen vorgenommen werden. Die deutsche Zivil-Prozessordnung enthält zwar einige dürftige Bestimmungen für den Fall eines Krieges; sie reichen aber ohne Zweifel nicht aus. Es ist deshalb ein Gesetz erlassen worden, wodurch alle Prozesse unterbrochen werden, wenn die Partei zur Truppe einberufen worden ist oder sich aus Anlaß der Kriegführung dienstlich im Auslande aufhält. Dadurch wird z. B. der Ablauf von Fristen gehemmt. Ist die Partei durch einen Anwalt vertreten, so tritt die Unterbrechung zwar nicht von selber ein, das Verfahren muß aber auf Antrag ausgesetzt werden. Hiervon wird zweifellos in weitem Umfange Gebrauch gemacht werden, da es auch im Anwaltsprozeß gegenwärtig meist nicht möglich sein wird, die erforderliche Information zu beschaffen. Beweistermine werden durch das Ausbleiben von Zeugen und Sachverständigen vereitelt werden, kurz, es ist mit einer starken Einschränkung der Gerichtstätigkeit zu rechnen. Auch die Zwangsvollstreckungen werden durch das Gesetz zum großen Teil außer Kraft gesetzt. Versteigerungen sind sowohl bei beweglichen, wie bei unbeweglichen Vermögen unzulässig. Die Notwendigkeit und Angebrachtheit einer solchen Anordnung liegt auf der Hand. Für den Fall, daß der Anwalt eingezogen ist, sind besondere Vorschriften nicht erlassen. Hier müssen richterliche Maßnahmen im Einzelfalle helfen. Im übrigen werden überall die Anwälte für ihre an der Ausübung des Berufs durch die Erfüllung ihrer vaterländischen Pflicht behinderten Kollegen eintreten.

Nur kurz sei erwähnt, daß auch für Börsengeschäfte ein Gesetz erlassen worden ist, die ihre Marktstellung unabhängig von dem Willen der Parteien ermöglicht. Bei dem Zusammenbruch der Börsen des In- und Auslandes wäre sonst eine Abwicklung der Geschäfte gar nicht denkbar. Die Ausführung dieses Gesetzes stößt allerdings noch auf erhebliche Schwierigkeiten. Auch für den Wechselverkehr sind eine Reihe von Anordnungen ergangen. Da damit gerechnet werden muß, daß es den deutschen Kaufleuten während der Dauer des Krieges nicht gelingt, ihre ausländischen Guthaben einzuziehen, wird durch eine weitere Verordnung des Bundesrates den Ausländern die gerichtliche

Hilfe zur Einziehung ihrer Forderungen gegen Deutsche entzogen.

Durch diese Vorschriften wird versucht, der dringendsten Not zu steuern. Es muß aber betont werden, daß, wo eine solche Anordnung nicht ergangen ist, an dem Bestand der bürgerlich rechtlichen Verpflichtungen durch den Krieg nichts geändert wird. Die naive Auffassung, als ob der Krieg alle bisherigen Verpflichtungen und Abschlüsse einfach aufhebt, ist natürlich völlig unzutreffend. Nur Leistungen, die infolge des Krieges objektiv unmöglich geworden sind, können nicht mehr verlangt werden. Aber der Umstand, daß die finanziellen und Einkommensverhältnisse eines Schuldners durch ihn von Grund auf verändert worden sind, entbindet ihn von seinen Verpflichtungen nicht. Um so mehr ist freilich ein jeder auf das Entgegenkommen des anderen angewiesen, und es ist zu hoffen, daß, wer immer dazu in der Lage ist, seine Pflicht gegen die Allgemeinheit nicht nur dadurch erfüllt, daß er Beiträge für das „Rote Kreuz“ zeichnet, sondern auch dadurch, daß er seinen ohne Verschulden in Schwierigkeit geratenen Schuldnern und Vertragsgegnern nach Kräften entgegenkommt.

Paul Rohrbach / Drei Grundsätze vom Kriege

Erster Grundsatz: Man soll den Krieg nicht führen, bevor er sich von selber als nationale Notwendigkeit offenbart. Seit fünfzehn Jahren etwa ist unsere auswärtige Politik zu größerem „Nachdruck“ ermuntert worden und hat sich den Vorwurf gefallen lassen müssen, es fehle ihr an Energie und Erfolg. Das erstemal geschah es im Burenkriege, wo unsere öffentliche Meinung verlangte, wir sollten den Buren helfen. Wie das geschehen sollte, wo wir doch keine Flotte besaßen und Frankreich die Engländer sofort wissen ließ, sie sollten für den Fall eines Konflikts mit Deutschland daran denken, Frankreich habe nur einen Feind, war freilich schwer zu sagen. Da wir kein Mittel hatten, England zur Beachtung unseres Einspruchs zu nötigen, so mußten wir den Einspruch eben unterlassen. Rußland war die Macht, die ihn anregte, und wenn es eine Möglichkeit gegeben hätte, den Buren tatsächlich zu Sieg und Unabhängigkeit zu verhelfen, so hätte das nicht nur im deutschen, sondern im gesamteuropäischen Interesse — abgesehen natürlich von England selbst — gelegen. Der Ausgang eines solchen Versuches aber, selbst wenn Frankreich sich unwahrscheinlicherweise doch mit einspannen ließ, wäre vermutlich der gewesen, daß die Russen und die Franzosen sich irgendwie mit England arrangierten und wir im Stiche gelassen wurden. Die einzige Politik, die wir damals machen konnten, war die, uns eine Flotte zuzulegen. Das geschah durch die Marinevorlage von 1900, die eingebracht wurde, während Buren und Engländer in Südafrika kämpften.

Einige Jahre später begann die Marokkokrise. Sie begann mit dem englisch-französischen Vertrage von 1903 und dauerte bis zum November-Abkommen von 1911 zwischen Deutschland und Frankreich. Die Erklärung des deutschen Interesses an Marokko war das erste Abweichen von dem bis dahin befolgten Bismarckschen Prinzip, der überseeischen Ausdehnung Frankreichs keine Hindernisse zu bereiten, vielmehr sie zu fördern, damit die Franzosen dadurch von ihrer Revanchehypnose abgelenkt würden. Es war eben nicht länger möglich, die Wendung von der alten Europapolitik zur neuen Welt-

politik, die sich schon in der Besetzung von Tsingtau und in dem Bagdadplan angekündigt hatte, länger hinauszuschieben.

Eifrige, aber minder einsichtige Verfechter unserer Weltinteressen verstanden die Marokkofrage fast von Anfang bis zu Ende so, als ob wir selber ein Stück von Marokko haben wollten und nötig hätten. Beides war nicht der Fall; die deutsche Politik hat niemals ernstlich marokkanische Anexionen erwogen. Wir konnten aber nicht länger zulassen, daß die alten Ueberseemächte sich weiterhin allein die Welt teilten und uns ausschlossen. Indem wir darauf bestanden, daß das marokkanische Problem nicht ohne uns geregelt werden dürfe, zeigten wir den Gegnern, daß wir auch in Fragen der eigentlichen Weltpolitik mitzureden hätten und ebenso gut wie andere unsere Kompensationen beanspruchten. Damals wurde unsere Haltung in Marokko von vielen als schwächlich beurteilt. Mit Unrecht — denn es war klar, daß es über Marokko nicht zum Kriege kommen durfte. Wer von uns würde wagen zu behaupten, daß eine Kriegserklärung an Frankreich wegen der Frage des Besitzes von Südmorokko dieselbe nationale Begeisterung ausgelöst hätte, daselbe überwältigende Gefühl: es geht um Sein oder Nichtsein, wie die Ereignisse, die wir in den letzten Wochen erlebt haben?

Der Krieg um Agadir, Larubant und den Säs hätte, ebenso wie heute Frankreich, England und Rußland vereint gegen uns in Waffen gebracht. Mit welchem Gewissen hätten wir den Entschluß fassen sollen? Wo wäre ein Gedanke an den überwältigenden Durchbruch des nationalen Einheitsgefühls von heute gewesen? Wo hätten die Sozialdemokraten gestanden, und nicht nur die Sozialdemokraten, sondern auch ein großer Teil der Liberalen, vielleicht auch des Zentrums, die Polen usw.? Dies unvergleichliche, nie wieder aus der deutschen Geschichte auszutilgende Erlebnis der Wiederherstellung der Volkseinheit auf Tod und Leben, und damit die moralische Gewißheit des Sieges im voraus, verdanken wir allein der geduldigen Selbstüberwindung bis zu dem Augenblick, wo der Anschlag der Gegner auf unsre Zukunft, auf unser Dasein, so überwältigend klar hervortrat, daß Bismarcks prophetisches Wort wahr wurde: wenn man Deutschland angreift, wird es aufbrennen wie eine Pulvermine von der Memel bis zum Bodensee!

Zweiter Grundsatz: Man soll im gerechten Kriege alles an alles setzen. Als 1866 mobil gemacht wurde, verlangte Moltke, daß die ganze vorhandene Macht nach der Seite hin eingesetzt werde, wo der erklärte Gegner stand. Bismarck hatte Bedenken, die Rheingrenze ganz zu entblößen, da die Haltung Frankreichs Interventionsversuche befürchten ließ, und er setzte anfangs durch, daß ein Armeekorps zur Deckung gegen Westen verbleiben sollte. Moltke aber widersprach mit seiner ganzen militärischen Autorität dieser Einmischung der Politik in den Feldzugsplan. Die ganze Kraft für die unmittelbare kriegerische Entscheidung! Seiner Idee nach war es nicht nur die beste Strategie, sondern auch die beste Politik, so schnell wie möglich auf dem Schlachtfelde zu siegen. Es gibt nichts Eindringlicheres, als den Sieg. Die Schlacht von Königgrätz raubte Napoleon allen Mut, seine Kompensationsforderungen ernstlich zu betreiben und mit Preußen anzubinden. Es wäre ein starker Fehler gewesen, Kräfte, die dazu dienten, die Entscheidung auf dem Schlachtfelde zu sichern, zur Deckung nach einer verdächtigen Seite hin zu brauchen, die ohnehin eingeschüchtert war, sobald sie einsah, daß sie es im Ernstfalle mit einem bereits siegreichen Gegner zu tun haben würde.

In dem Kriege, den wir heute zu führen haben, droht nicht nur der zweite, dritte und vierte Feind, sondern sie sind alle schon da. Die Vereinigung der Gegner ist so gefährlich, daß wir schon gleich beim Anfang des Krieges bis zum Äußersten haben gehen müssen, bis zur Aufbietung des Landsturms. Man sieht daraus, daß alle ausgebildeten und selbständigen Kräfte für die Waffenentscheidung außerhalb der Grenzen des Vaterlandes eingesetzt werden sollen. Noch darüber hinaus hat der überwältigende Andrang von mehr als einer Million Kriegsfreiwilliger gezeigt, welch ein Riesemaß von Kraft und Willen im Volke selbst vorhanden ist, um die Entscheidung mit überwältigender Macht herbeizuführen. Man kann wirklich sagen, daß die Kräfte der Nation bis zum Äußersten angespannt sind, und das Erhebende, Verheißungsvolle dabei ist, daß diese Anspannung sofort im ersten Augenblick erfolgte, ohne daß es erst der Not, der Lehre der Niederlagen und der Aufrufe von oben her bedurfte. Mit Sorge aber denkt doch mancher an den Zweier- oder Dreifrontenkrieg. Wie sollen wir uns teilen, um den Gegner im Osten und im Westen zugleich zu bestehen? Was sollen wir tun, wenn Bundesgenossen, auf die wir gerechnet haben, unsicher werden und sich vom Feinde vielleicht sogar zum Beitritt nötigen lassen?

Nur keine Angst! Wir werden den Krieg nicht so führen, daß wir hierhin und dorthin mit halben Kräften auftreten und weder im Osten noch im Westen stark genug sind, um rasch und gründlich zu siegen. Unsere Gegner selbst erlauben es uns, erst den einen abzutun und uns dann gegen den andern zu wenden. Wer Rußland kannte, hat von vornherein nicht viel von dem russischen Vorgehen zu Anfang des Krieges erwartet, und er hat den zwanzig Jahre lang wiederholten prahlerischen Drohungen, die russischen Kavalleriedivisionen würden bis tief nach Deutschland hinein alles überschwemmen, Mobilmachung und Aufmarsch verhindern, Eisenbahnen zerstören, Magazine verbrennen, sehr zweifelnd gegenübergestanden. Jetzt sehen wir bereits, daß die Russen noch weniger leisten können, als selbst die Kenner der Verhältnisse bei uns ihnen zugetraut haben. Die „großen“ Reiterangriffe sind elend an den verhältnismäßig unbedeutenden Kräften unseres Grenzschutzes zerschellt. Polen ist in Aufruhr, und es scheint, daß diesseits der Weichsel überhaupt kein ernstlicher Widerstand mehr geleistet werden soll. Damit ist es schon entschieden, daß wir nicht nur Kraft, sondern auch Zeit genug übrig behalten, um mit den Franzosen abzurechnen. Bis die Russen zum Schlagen fertig sind, wird, wenn sie überhaupt soweit kommen, nicht Wochen, sondern vermutlich Monate dauern. Wir wollen nicht prahlen und das Schicksal herausfordern, aber wir können mit aller menschlichen Sicherheit sagen, wir sind stark genug zum Siege über Frankreich, und die Zeichen deuten darauf hin, daß die Entscheidung nicht langsamer und nicht weniger kräftig sein wird, als in den ersten Monaten von 1870.

Dritter Grundsatz: Organisiert die innere Kriegshilfe vernünftig! Wir haben das vorige mal betont, daß dieser Krieg für uns noch mehr eine moralische, als eine militärische Kraftprobe ist. Die kriegstechnische Aufgabe, den Gegner zu schlagen, wird unser Heer, menschlicher Voraussicht nach, sicher bewältigen. Niemand aber vermag im Voraus zu sagen, wie lange das dauern wird. Es kann leicht sein, es dauert so lange, daß die Unterstützung der Arbeitslosen ebenso große Opfer verlangt, wie die Kriegsausgaben selber. Wenn diese Aufgabe im großen Stil an uns herantreten sollte, so wird sie, darauf vertrauen wir,

auch eine Lösung finden, die der Größe der Zeit wert ist. In kleinerem Maßstabe aber hat die Aufgabe schon mit dem ersten Tage des Krieges begonnen, und es ist notwendig, daß man ihr nicht nur mit Begeisterung und gutem Willen, sondern auch mit Verstand und nüchternem Nachdenken gegenübertritt.

Alle Welt sammelt und gibt jetzt für das Rote Kreuz, für die Pflege der Verwundeten; in zweiter Linie wird für die Familien gesorgt, deren Ernährer ins Feld gerufen sind. Diesen beiden Klassen von Hilfsbedürftigen gegenüber haben die öffentlichen Körperschaften, Staat und Gemeinde, Pflichten. Es versteht sich von selbst, und wir sehen, daß diese Pflichten auch anerkannt werden. Selbst wenn niemand sonst im Volk sich um die Verwundeten kümmern würde, so müßte der Staat ihnen Pflege und Heilung gewährleisten. Ebenso übernimmt er es, den zurückbleibenden Frauen und Kindern Beihilfen zu geben, und die Gemeinden vergrößern diese noch, wo sie können.

Es ist materiell und moralisch im höchsten Grade wertvoll, daß außerdem auch noch die private Hilfsbegeisterung den vom Kriege direkt Betroffenen beispringt. Im Augenblick aber ist es höchst notwendig, an die Vielen zu denken, die ohne unmittelbare Beteiligung an dem Kriegsoffer ihren Erwerb verloren haben oder ihn beschränkt und bedroht sehen. Es wird nicht viele Geschäfte, nicht viele Familien in Deutschland geben, denen diese Zeit keine Einschränkungen auferlegt. Am besten sind heute alle Beamten dran, die ein festes Einkommen aus öffentlichen Mitteln beziehen. Ihnen tut der Krieg vorläufig wenig; die geringfügige Steigerung der Lebensmittelpreise spielt keine ernsthafte Rolle. Was soll man vom vaterländischen und menschlichen Standpunkt aus dazu sagen, wenn solche Leute mit gutem Einkommen z. B. einem armen Musiklehrer sein Brot nehmen, um zu „sparen“? Das ist nicht nur gedankenlos, sondern unwürdig, schlecht gehandelt. Wer sich in seinem eigenen Lebenskreise umsieht, wird bald erkennen, auf wieviel Fälle verwandter Art der Grundsatz vom „moralischen Nachdenken“ über solche nächstliegenden Pflichten zur Hilfeleistung noch anzuwenden ist.

Ein jeder von uns ist in irgendwelchem Umfange Arbeitgeber und andere Volksgenossen sind von ihm mit einem größeren oder kleineren Stück ihrer Existenz materiell abhängig. Wer nur denkt, wie er seine Ausgaben verringern kann, ohne daß er sich zugleich durchs Herz gehen läßt, wie er bei allen Einschränkungen doch immer noch anderen, die auf seine Ausgaben angewiesen sind, einen Teil ihres Einkommens erhalten kann, der handelt volkssittlich minderwertig, auch wenn er Geld fürs Rote Kreuz gibt und sich auf den Bahnhof stellt, um unsere durchfahrenden Soldaten zu erquiden. So zu tun, entspringt gewiß auch gutem Willen, aber es gehört weder viel Nachdenken, noch viel Opferfähigkeit dazu, unter dem Einfluß einer begeisterten Massenstimmung dieselbe Straße zu laufen, in denselben Topf eine Gabe zu werfen, wo alle es tun. Selbstzucht und Verantwortlichkeitsgefühl, viel mehr als die Menge besitzt, gehören aber dazu, sich die Frage vorzulegen und zu beantworten: wie kann ich in der Stille, wo kein Mensch hinsieht und keine Masse läuft, auch bei verringerten Mitteln etwas dazu tun, um Existenzen zu halten, die ins Leere fallen, wenn jedermann beim Sparen nur ans „Daß“ und nicht ans „Wie“ denkt.

Diejenigen Geschäfte z. B. handeln verständig und volkssittlich, die von ihrem Personal soviel wie irgend-

möglich behalten — wenn's geht alles — aber ihren Angestellten erklären: wir können nur zwei Drittel, nur die Hälfte, den Höchstbezahlten vielleicht nur ein Drittel ihres Gehalts weiterzahlen, aber wir wollen versuchen, euch alle durchzuhalten. Je weiter die Kriegszeit vorschreitet, desto notwendiger wird es sein, die öffentliche Hilfeleistung und den einsichtigen Opferwillen der Privaten miteinander zu verbinden. Wie schön aber und wie erhebend wäre es, wenn die Gebildeten in unserm Volk — ich meine die Gebildeten des moralischen Urteils, nicht die des gesellschaftlichen Schiffs und der Schulbank — sich rechtzeitig miteinander darauf besäßen: dem Volksgenossen ein Stück seiner Arbeit erhalten, ist noch mehr wert, als patriotische Gabenspenden!

Silbebrand / Militärische Grundbegriffe

Was ist eine Brigade? eine Division? eine Batterie?

Viele, die jetzt mit größter Spannung die Nachrichten von den Kriegsschauplätzen in Ost und West erwarten, haben sich früher nie um militärische Dinge gekümmert und wissen nun kaum, was sie mit den kurzen Meldungen anfangen sollen. Mit einem Male soll alle frühere Versäumnis auf diesem Gebiete nachgeholt werden, aber es fehlen oft die Nächsten, die über die Heeresgliederung und die Bedeutung der einzelnen Formationen Auskunft geben könnten: denn Mann, Bruder, Schwager, Vater, Sohn, sie marschieren ja irgendwo in den Grenzlanden.

Allen denen also, die bisher „keine Ahnung“ hatten und nun den Nachrichten vom Kriege ganz hilflos gegenüberstehen, sollen im folgenden die einfachsten Grundzüge der Heeresorganisation geschildert werden.

Die Friedensstärke des deutschen Heeres ist für das laufende Rechnungsjahr auf 800 646 Köpfe festgesetzt worden. So viele also befanden sich unmittelbar vor Beginn der Mobilmachung im Militärdienst. Sie verteilen sich auf die verschiedenen Dienstgrade wie folgt:

Offiziere	30 739
Unteroffiziere	105 856
Gemeine	655 582
Sonstige (Sanitätsoffiziere, Veterinäre, Zahlmeister, Musikmeister, Waffenmeister usw.)	8 469

Die verschiedenen Truppengattungen haben folgende Stärke:

Infanterie	Summe
im engeren Sinne	489 488
Jäger	15 904
Maschinengewehr-Abteilungen	2 503
Bezirkskommandos	7 755
Kavallerie	85 902
Artillerie	
Feldartillerie	91 368
Fußartillerie	38 357
Pioniere	26 516
Verkehrsgruppen	
Eisenbahner	6 676
Telegraphen	7 931
Luftschiffer und Flieger	5 088
Andere	1 092
Train	12 600
Uebrige	
Besondere Formationen	3 861
Nicht regimentierte Offiziere	5 605
	9 466

Fast alle diese Truppengattungen erfahren durch die Mobilmachung sehr bedeutende Verstärkungen. Wie groß unser Heer in Wirklichkeit ist, wissen heute nur die militärischen Zentralstellen, alle anderen werden es erst nach dem Friedensschluß erfahren. Das gilt auch für die Zahl und Stärke der einzelnen Formationen, von denen wir uns jetzt nach dem Friedensstande ein Bild zu machen versuchen.

Fünf Achtel aller Heeresangehörigen sind bei der Infanterie. Diese bildet also die Hauptwaffe. Auch die Felddienstordnung schreibt vor, daß bei allen Befehlen, in denen die Truppeneinteilung eine Rolle spielt, die Infanterie an erster Stelle genannt wird. Danach folgen: Maschinengewehr-Abteilung, Kavallerie, Feldartillerie, schwere Artillerie, Pioniere, Telegraphentruppen, Luftschiffer, Sanitätskompagnien, in der gegebenen Reihenfolge. Wir müssen also von der Infanterie ausgehen, wenn wir die Heeresgliederung kennen lernen wollen. Die gesamte vorher genannte Infanterie „im engeren Sinne“ gliedert sich im Frieden in 50 Divisionen, davon sind 37 preussische, 1 hessische, 6 bayerische, 4 sächsische und 2 württembergische. Eine Infanteriedivision (Kommandeur ein Generalleutnant) hat in der Regel 2 Brigaden (unter je einem Generalmajor), eine Brigade 2 Regimenter (Oberst), ein Regiment 3 Bataillone (Major), ein Bataillon 4 Kompagnien (Kompagnieführer ein Hauptmann, im Felde häufig auch ein Oberleutnant).

Die Ausbildung in der Kompagnie bildet nach der Felddienstordnung die Grundlage für alle Leistungen der Truppe. Der Kompagnieführer muß jeden einzelnen Mann persönlich genau kennen, sucht sich in der Regel aus dem Bestande seiner Kompagnie die Unteroffiziere aus und ist für die Leistungen, aber auch für das Wohl und Wehe aller seiner Leute verantwortlich. Die Kommandeure (vom Major aufwärts) müssen sich in dieser Hinsicht mit allgemeinen Anordnungen und mit der Aufsicht begnügen. Darum spielt Charakter und Art des Kompagnieführers im militärischen Dasein jedes Infanteristen die entscheidende Rolle. Im größeren Truppenverband fällt aber der Kompagnie selten eine ganz selbständige Aufgabe zu. Hier ist die „taktische Einheit“, mit der jeder höhere Befehlshaber rechnet, das Bataillon, dessen inneres Gefüge er unter allen Umständen vor Zerstörung zu bewahren sucht. So gibt es denn auch im Frieden wohl selbständige Bataillone, d. h. solche, die keinem Regimentsverband eingegliedert sind, wie Jäger und Schützen, aber keine selbständigen Kompagnien. Auch die Maschinengewehrkompanien sind den Regimenten als „13. Kompagnie“ angegliedert, und zwar besitzt im Frieden jedes der 217 deutschen Infanterie-Regimenter eine solche Maschinengewehr-Kompagnie.

Die durchschnittliche Friedensstärke der einzelnen Truppenteile bei der Infanterie im engeren Sinne läßt sich auf Grund der Gesamtstärke und der Anzahl der einzelnen Truppenteile wie folgt darstellen:

25 Armee-korps,	jedes zu 19 580 Köpfen
50 Infanterie-Divisionen,	jede „ 9 790 „
106 Infanterie-Brigaden,	„ „ 4 618 „
217 Infanterie-Regimenter,	jedes „ 2 256 „
651 Infanterie-Bataillone,	„ „ 752 „

Da die offizielle Etatsstärke der einzelnen Bataillone bei solchen „mit niedrigem Etat“ 653 Köpfe, bei denen „mit hohem Etat“ 741 ist, sind die angegebenen Zahlen etwas zu hoch. Es sind darin die Bestände der Maschinengewehr-Kompagnien, der Unteroffiziers- und Infanterie-Schießschulen, der Gewehrprüfungs-Kommission und der Inspektion

des Maschinengewehrwesens mitenthalten. Aber diese lassen sich aus den uns vorliegenden amtlichen Angaben nicht aussondern, und die gegebenen Zahlen sollen ja auch nur Anhaltspunkte bieten, mit der Erinnerung, daß sämtliche Truppenteile durch die Mobilmachung eine erhebliche Vergrößerung ihres Bestandes erfahren haben. Nötig ist nur noch hinzuzufügen, daß die Maschinengewehr-Kompagnie im Frieden eine Stärke von 75 Köpfen hat. Von der angegebenen durchschnittlichen Bataillonsstärke gehen also 25 Mann ab, dafür kommen die in der Etatsübersicht nicht enthaltenen Einjährig-Freiwilligen hinzu.

Die 50 Infanterie-Divisionen werden mit der Mobilmachung durch eine Anzahl von Reserve-Divisionen vermehrt. Wie viele es sind, wissen wir nicht. Aber auch die einzelne Infanterie-Division bleibt nicht für sich, sondern es werden ihr andere Truppenteile angegliedert, die während der Dauer des Feldzuges mit ihr einen festen Verband bilden. Die Felddienstordnung bestimmt darüber: Eine Infanterie-Division besteht (im Zustand der „Kriegsgliederung“) in der Regel aus 2 Infanteriebrigaden, deren einer ein Jägerbataillon zugeteilt sein kann, der Divisionskavallerie, einer Feldartillerie-Brigade nebst leichten Munitionskolonnen, einer Feldpionier-Kompagnie, dem Divisions-Brückentrain und einer oder zwei Sanitätskompagnien.

An Jägerbataillonen gibt es im Frieden 18, die mit Maschinengewehr- und Radfahrer-Kompagnie eine Friedensstärke von je 887 Köpfen haben. Nun die Divisions-Kavallerie. Wir haben 55 Kavallerie-Brigaden mit 110 Regimentern zu je 5 Eskadrons. Die Stärke des Kavallerie-Regiments beträgt im Frieden annähernd 800 Köpfe. Es ist nicht gesagt, daß jede Infanterie-Division eine ganze Kavallerie-Brigade mitbekommt, da auch noch selbständige Kavallerie-Divisionen gebildet werden und die Reserve-Divisionen im allgemeinen wie die Infanterie-Divisionen zusammengesetzt werden. Aber im ganzen läßt die Anzahl der Kavallerie-Brigaden (55 auf 50 Infanterie-Divisionen) doch den Schluß zu, daß dies das Ideal der Heeresleitung ist. Daraus ergibt sich der Schluß, daß Infanterie-Divisionen im Felde sehr häufig strategisch selbständige Aufgaben gestellt bekommen, denn sie brauchen einen eignen, ganz selbständigen Aufklärungsdienst, der unmittelbar vom Divisions-Kommandeur angeordnet wird. Eine Infanterie-Division ist also im Felde eine strategische Einheit. Das Armeekorps-Oberkommando rechnet (strategisch) ebenso mit der Zahl seiner Infanterie-Divisionen, wie der Divisions-Kommandeur (taktisch) mit der Zahl seiner Bataillone.

Darum steht dem Divisionskommandeur im Felde neben seiner Divisionskavallerie auch eine Feldartillerie-Brigade und ein Mindestbestand von Pionieren, Brückentrain und dergleichen zur Verfügung. Es gibt im Frieden, der Anzahl der Infanterie-Divisionen entsprechend, 50 Feldartillerie-Brigaden mit 100 Feldartillerie-Regimentern und 211 Feldartillerie-Abteilungen. Von diesen Abteilungen haben 200 je 3 fahrende Batterien (im ganzen 600), während 11 Abteilungen über 33 reitende Batterien verfügen und in der „Kriegsgliederung“ den selbständigen Kavallerie-Divisionen zugeteilt werden. Es heißt in der Felddienstordnung ausdrücklich: Eine Kavallerie-Division besteht in der Regel aus 3 Kavallerie-Brigaden, einer Abteilung reitender Artillerie nebst leichter Munitionskolonnen, einer Pionier- und einer Maschinengewehr-Abteilung. Es gibt außer den Maschinengewehr-Kompagnien der Infanterie-Regimenter noch 11 Maschinengewehr-Abteilungen. Die Zahl

deutet auf eine gewisse Beziehung zu den 33 reitenden Feldartillerie-Batterien. Die fahrende Batterie besteht aus 6 Geschützen, die reitende aus 4. Eine Infanterie-Division wird also in der Regel 72 Geschütze zur Verfügung haben (eine Feldartillerie-Brigade zu je 2 Regimentern, je 2 Abteilungen, je 3 fahrenden Batterien mit je 6 Geschützen).

Wir sehen daraus, daß es noch wenig auf sich hat, wenn von Osten oder Westen her die Fortnahme von 6 oder 8 feindlichen Geschützen gemeldet wird. Wir selber haben 50 Divisionen mit je 72 Geschützen schon in der Friedensstärke, und die selbständigen Kavallerie-Divisionen sowie die Fuß- und Festungsartillerie ungerechnet. Erst wenn sich Hunderte von feindlichen Geschützen außer Gefecht befinden, können wir von großen Erfolgen sprechen. Hoffentlich sind die ersten davon schon da, wenn diese Zeilen vor die Augen des Lesers kommen!

Julius Bab / Die Wagen

Vor meinem Fenster seit vierzehn Tagen
rollten die Wagen, die Wagen, die Wagen.

Außen von Kreide ein lust'ges Geschmier:

„Nikoläuschen, nu kommen wir!“ —

„Luxusexpresszug Lübben—Paris.“ —

„Serbien muß sterben!“ — „Schieß, Karlchen, schieß!“ —

Innen die Burschen zu Haufen sich drängten,
schrien und sangen und grüßten und schwentten:

„Grüß' die Berliner!“ — „Adieu, Brunwald!“ —

„O du mein Deutschland...“ — „Muß i denn...“ —

„O wie bald...“

Sangen und grüßten mit Lachen und Wigen.

Pferdeköpfe sah'n durch die Ritzen.

Wagen folgten, Kanonenbeladen,

folgte Fourage in haushohen Schwaden,

Munition in Kisten und Tonnen,

Autos und Sanitätskolonnen —

Züge von Ost nach West ohne Ende.

Posten grüßten vom Bahngelände.

Alles war Leben und blinkte und lärmte.

Wenn auch tief unten ein Mahnen uns härmte,
daß all dies Leben auf finsternem Gange
tötend zum Tod ging —

man tauschte nicht Langel

Mutig, den drohenden Tod überbrausend,
fuhren die Burschen, viel hunderttausend.

Vor meinem Fenster in vierzehn Tagen
lachten und lärmten die Wagen, die Wagen.

Aber seit gestern ist Stille geworden.

Schwer auf den Schienen schreiten die Posten.

Züge nun rollen von Westen nach Osten,

aber kein Lärm mehr von mutigen Horden.

Leer und erleichtert rattern die Achsen.

Noch stehn die Wände voll lustiger Zeichen;

aber die Kreide will schon verbleichen,

Wilder und Schrift stehn verwirrt und verwachsen.

Innen die kostbare Fracht ist entladen,
und all die Tausend, die gestern hier sangen:
„O du mein Deutschland! . . .“ — sie gehn nun auf bangen,
steil überm Tode hinführenden Pfaden.

Schneller und schneller und mehr noch und mehr,
dicht, gleich gespenstlich raunenden Heeren
rasseln die Rüge, die endlosen, leeren.
Sich steht ein Schaffner und blickt nicht her.

Dröhnend gleiten sie hin und sie tragen
nun erst — von allem, was sichtbar, verlassen —
Frachten unendlich und nimmer zu fassen —
Frachten unendlichen Schicksals — die Wagen!

Marie von Bunsen / Eine Wildenbruch- Biographie

Ernst v. Wildenbruch. Von Berthold Litzmann. Grote, Berlin. Band I.

Um eine neue Biographie sind wir bereichert worden; lebendig, fest umrissen steht vor uns der vollblütige Mensch. Auch jene, die ihm nahe standen, werden ihn erst jetzt tatsächlich kennen, die Logik dieser eigenartigen Erscheinung verstehen. Gewiß war Ernst v. Wildenbruch einfach und gerade, ein Mann der klaren Linie, und doch ist sein Entwicklungsgang verwickelt. Der Abkömmling des preußischen Prinzen und der Gärtners-tochter war durch Widersprüche erblich belastet; die Eltern lebten äußerlich in bevorzugtester, ja glänzender Stellung und litten doch unausgesetzt unter dem Druck beschränkter Mittel. Der für Dichtung erglühende junge Mensch wurde in das Kadettenkorps gesteckt, hat unbefriedigt die schönsten Jugendjahre auf dem Exerzierplatz verbracht, dabei den bitteren Schmerz erleben müssen, erst nach der Schlacht das Feld von Königgrätz zu erreichen und 1870 wohl zu dienen, aber nicht einmal im Kugelregen stehen zu dürfen. Er, durch den das Geschlecht einen bis in die fernsten Teile des Reiches ertönen-den Klang erhalten hat, galt unter den vier Geschwistern für das unbegabteste Kind; man betonte die Bravheit, den Fleiß des „dicken“, auch des „dummen Erni“, erwartete wenig von ihm.

Weder damals noch später entsprach sein Äußeres dem Bilde, das ein jeder instinktiv sich vom Dichter gestaltet, aber nie, niemals hat einer mit schrankenloserer Hingabe um die Dichterkrone gerungen. Wer ihn kennen durfte, glaubt ihm aufs Wort seine Empfindung, da er als Student am Schauspielhaus vorüberging: würde einst ein Stück von ihm dort angekündigt, wolle er gern ohne weiteres sterben. Gewiß hat keiner unserer Tage mit so glühend-zuversichtlichem Glauben im Dichten deutscher Dramen das „ihm verliehene priesterliche Amt“ erblickt. Er sah „Gottes Hand“ auf sein Ziel hinweisen, „der Kunst dienen, war gleichbedeutend mit dem Vaterland dienen“. Deshalb auch seine Empörung, die sich von der üblichen gekränkten Eitelkeit unterschied, wenn ihm ein um das andere Mal ein Stück zurückgewiesen wurde. „Mein Herz“, schreibt er bei solcher Gelegenheit, „ist ganz ertrunken von wütenden, bitteren Tränen.“

Langsam, zögernd nahte sich der endliche Erfolg. Der ihm wohlwollende Intendant Gustav zu Putlitz hatte ihn beschworen, das Dramenschreiben aufzugeben. „Sie machen sich mit diesem Kämpfen und Enttäuschtwerden unglücklich fürs

Leben“; dann aber schlugen „Die Karolinger“ ein. Theodor Fontane, der gestrenge Kritiker, nannte den Erfolg „vollkommen“, größer, als er ihn in den ersten Aufführungen „irgendwelcher moderner Trauerspiele erlebt habe . . . ein so großer, wie ihn die Theatergeschichte nur sehr ausnahmsweise zu verzeichnen hat“. Das Theaterglück kam und ging, war so sehr der eigentliche Inhalt seines Lebens, daß er jahrelang damit zögerte, die von ihm Geliebte und Bewunderte, seine nachmalige treueste, beglückendste Gattin um ihre Hand zu bitten. „Noch steht mein Leben wie ein Ringkämpfer mitten in der Arena.“ Der Kronprinz hat jener unklaren Lage ein Ende gemacht, sagte: „Na, Wildenbruch, nun wird aber geheiratet! Woran liegt's denn noch?“ — Der Brennpunkt seines Lebens war die heilige Aufgabe, zu der er sich berufen fühlte.

Dabei der einfache Mensch. Sehr gut hat Litzmann daran getan, ihn ohne Rothurn dastehen zu lassen. Die „Naivität“, den „Mangel an Menschenkenntnis“, die Schwierigkeiten des Verkehrs, wenn Freunde ihm sein neuestes Stück kritisierten, die gelegentliche behagliche Anpassung an das Philisterium, den Mangel an Feinheit in seinen komischen Szenen gibt der Biographie ruhig zu. Mit zarter Hand schildert er sein erstes Verhältnis — es war eine junge Frau aus dem Volk. Immer malt er mit frischen und reichen Farben, gestaltet dieses Leben und seinen prachtvollen, hart erkämpften Aufschwung zu einer fesselnden Erzählung.

Aus dieser Biographie, wie aus jeder gelungenen, wird man nicht nur durch die Bekanntschaft mit einer Persönlichkeit, sondern durch viele Menschenbilder, durch breitere Kulturschilderungen bereichert. Unvergesslich wird allen Lesern die Gestalt der Mutter verbleiben. Eine edle, überaus feine Natur, weiblich aufopfernd und pflichttreu, war diese Diplomategattin geistig bedeutend. „Im Auswärtigen Ministerium zu Berlin hatte das Wort und das Urteil dieser Frau einen Klang und ein Gewicht, wie es wohl selten einer Frau im Rat der Männer eingeräumt worden ist.“ In einem herrlichen Brief schreibt sie, die das tägliche Kreuz engbeschränktester Geldmittel trug, ihrem Mann: „Hat Dir das Ministerium etwas zugemutet, was Deiner Ehre, dem strengsten Gefühl des Rechts zuwiderläuft . . . so tritt aus und ich werde mich freuen, daß Dir Ehre und Recht lieber sind, als die größten pekuniären Vorteile. . . . Lieber Tag und Nacht für Euch arbeiten, als das höchste Wohlleben mit einem Opfer Deines inneren Friedens erkaufen zu sehen.“ Unvergesslich auch zwei hier geschilderte Männer, der Lehrer und spätere Berater Otto Fricke, der zuerst den Dichtersfunken in ihm weckte — wie oft kommen die großen Impulse nicht von den Nächsterberufenen, den Eltern! — Dann jener so hochbegabte, so vornehm denkende Freund, Graf Wolff Jordt, der jung und vielversprechend in Frankreich seinen Kriegswunden erlag.

Manche werden die langatmige Analyse der Dichtungen übersprungen haben; mögen diese den zweiten Band nicht überwuchern! Das Lebenswerk Ernst von Wildenbruchs ist in der Monumentalausgabe seiner Werke (von B. Litzmann herausgegeben) einem jeden zugänglich geworden. Seine warmen, sprechenden Briefe werden noch erscheinen, und jetzt hat eine berufene und glänzende Feder uns den ganzen Menschen geschildert.

Harry Söberg / Die Leute am Meer

Die Boote aus dem Fischerdorf waren längst daheim. Schwerer und dichter trieben die fliegenden Wolken aus dem Meer über ihren Köpfen dahin: . . . schwerer und dichter. Die Luft wurde heiß und still. Ein träger Wind vermochte kaum das weite Segel zu füllen.

Da bat Niels seine Kinder, die Ruder auszulegen und zu helfen: . . . denn es war ein Gewitter auf dem Meer.

Oben auf dem Hügel stand die Frau und spähte aus.

Sie ließen lange auf sich warten, fand sie. Immer wieder und wieder hatte sie den Weg vom Haus zum Hügel zurückgelegt. Bis sie nun sah, daß die Thren aufs Land zusteuerten. Sie beschattete das Auge mit der Hand. Hoch und scharf stand über dem dunklen Lande ihre Gestalt, so daß sie weithin gesehen werden konnte. Die wechselnden Schatten der Wolken jagten überm Meer dahin. Wenn das Boot ins Licht hervorglitt, schlug ihr das Blinken der Ruder entgegen. Und sie blieb stehen und wartete.

Draußen am Horizont begann die Bö heraufzuziehen. Sie kam wie ein Polyp im unendlichen Himmelstraum geschwommen. Die Wolken ketteten sich zu starkverzweigten Fangarmen zusammen, die sich weiter und weiter übers Meer hinstreckten, und dazwischen leuchtete die blaue Luft. Die Gewitterbö, die da heran kam, erschien so groß an Umfang, daß sie den Tag füllen mußte, wenn sie über den Horizont gelangte.

Das Meer wurde schwarz wie ein überschattetes Wasser.

Da ging die Frau ins Haus, band einen Schal um den Kopf und begab sich an den Strand.

Atemlos still lag hinter ihr das Land. Mit brüdenber Wucht hing die gewitterschwere Luft über der Erde. Und das Meer tönte in die Stille hinein, als zöge eine Schar schwerbeladener Karren über einen Schotterweg weit, weit in der Ferne.

Sie beugte sich im Gehen vor. Die Dünen hatten über sich die beschattende Hand des Unwetters.

Als sie den Strand erreichte, rollte der erste Donner heran. Es klang fern. Und man konnte die Lautwellen über die Meeresfläche hin verfolgen. Es war nicht zu hören, ob auf dem Grunde des Meeres ein Einsturz geschah: . . . oder irgendwo viele Meilen weit von der Stelle, wo sie stand. So wälzte sich das Gepolter vom Himmel zum Meer und vom Meer zum Himmel.

Im nächsten Augenblick sprengte der Blitz eine leuchtende Kluft in die schwarze Atmosphäre, so sichtbar, als wäre es ein Fels, der gespalten würde.

Ihr Blick heftete sich fest an das Boot, das unter starken Ruderschlägen nach dem Lande schoß.

Bobil jedoch konnte es den andern nicht gleichtun, sah sie. . . .

Bei dem nächsten Krachen schien es, als könnte sie das Ruder nicht mehr halten und ließe es im Wasser schleifen, während sie sich auf der Ruderbank zusammenkauerte. Da ergriff Niels Klitten beide Ruder, und es war so still, daß man bei den kräftigen Schlägen die Reibung gegen die Ruderpfähle hörte.

Weit draußen fiel der Regen. Wie feine Saugfäden schleppte er auf dem Meer. Wo die Sonne stand, da hatte die Bö eine giftige, gelbliche Farbe, die das Herz in dem am Himmel schwebenden Tier zu sein schien.

Die Frau ging zum Gestade hinab. Das Meer nahm eine pechschwarze Farbe an. Nur die Brandung leuchtete vor. . . .

Als das Boot gegen den Strand schurrte, setzte sie den Korb hin und ging, zu helfen.

Bobil saß empfindungslos auf der Ruderbank. Ihr Gesicht war leichenbläß. Und die Augen starrten versteinert und voller Grauen.

Die Frau berührte ihren Arm und brachte sie an Land. Da stand sie, an allen Gliedern zitternd, gebückt und die Finger in den Schal gekrallt, während die andern das Boot heraufschafften und die Körbe mit Fischen füllten. Jedes Krachen durchfuhr sie wie ein Stoß. Wenn der Blick den Himmel spaltete, erschien ihr Gesicht bläulichweiß und vor Entsetzen erstarrt. Es war, als vermöchte sie sich nicht aufrechtzuhalten, sondern müßte sich zu Boden werfen und kriechen wie ein schreckgeschlagenes Tier.

Angstlich sahen die Thren nach ihr hin. Sie hatte Gewitterfurcht, das wußten sie.

Als sie die Körbe auf die Schultern schnallten, um heimzugehen, trat der Vater zu ihr hin.

„Glaubst du, daß du einen Korb nehmen kannst, liebe Bobil“, fragte er. „Sonst werd' ich.“

Sie bückte sich mechanisch, und er half ihr den Korb aufladen.

Schweigend gingen sie hinauf, unter der Bürde gebeugt, sich gleichsam vor dem Regen bedeckend, der jetzt das Land erreicht hatte und so schwer herniederfiel, daß man den Schlag der Tropfen hören und sehen konnte, wie sie den Sand aushöhlten.

Bobil folgte langsam. Ihr Gang war schwankend, als spürte sie ihre eignen Schritte nicht.

Die andern sahen sich nach ihr um und gingen langsamer, damit sie nachkommen könnte.

Da stürzte ein neues Krachen vom Himmel herab, daß sie förmlich fühlten, wie die Erde unter den Füßen erbebt. Mit gebucktem Nacken machten sie Halt, als wollten sie sich vor einem Schläge schützen.

Es klang, als würde eine Berglandschaft vom Erdbeben betroffen. Als brächen die Berge um sie zusammen. . . . Man konnte den polternden Fall der Blöcke hören, und die Erbstürze in die Täler hinab verfolgen.

Bobil stieß einen Schrei aus, preßte die Hände vors Gesicht und sank auf ihre Knie. Sie bohrte das Gesicht in den regenfeuchten Sand, als wäre sie jeder Empfindung beraubt. Der Korb stürzte über ihren Kopf vor, so daß sie umfiel und zusammengekauert und mit zitternden Gliedern liegen blieb.

Mit ängstlichen Blicken gingen jene zu ihr hin. Niels Klitten nahm sie behutsam in den Arm, um sie aufzurichten. Er hörte das Stöhnen in ihrer Kehle. Aber sie konnte nicht aufstehen.

Da machte er den Korb los und hob sie auf. . . . Seine Frau kam herzu und half ihm. Und sie legten die Arme um Bobils Leib und führten sie nach Hause.

Der Bursche folgte ihnen. Seine Augen ruhten mit bangem Grauen auf der Schwester.

Das Unwetter lag so finster überm Lande, als bräche die Nacht herein, und der Regen floß in starkem Strom vom Himmel, so daß sie ganz durchnäßt waren, bevor sie das Haus erreichten.

Dort kroch sie in dem dunkelsten Winkel der Stube zusammen. . . .

Während die andern sich um den Tisch setzten und den Gang des Unwetters überm Küstenlande verfolgten.

Gottfried Traub / Vertrauen

Der Geist der Truppen hängt unbedingt
ab von der Fähigkeit des Führers. Das macht
mutig oder feige, je nach den Umständen.
Ludwig Bamberger

Die schöpferische Macht der Welt heißt Vertrauen. Das fühlt man heute an allen Ecken und Enden. Es kommen stille Tage nach dem ersten leidenschaftlichen Abschiednehmen. Vom Feld her versagten die Nachrichten. Die härteste Probe, die man einem Massenvolk auferlegen kann, wird von ihm verlangt: in Tagen, da es sich um Sein und Nichtsein handelt, wird ihm eine Binde vor die Augen gelegt. „Ihr müßt warten; ihr sollt euch bescheiden!“ Wer weiß heute in Deutschland viel von der wirklichen Lage der Dinge? Das sind einzelne wenige. Man kennt die Namen der Führer kaum. Die Masse, die mit ihrem Fleisch und Blut da draußen Fühlung haben möchte, kann es nicht; wie ein Glied, das der Blutstrom nicht erreicht und wonach er sich doch sehnt, steht der Truppentkörper neben dem Volkskörper. Das Bewußtsein der Einheit wird hergestellt im Hirn einiger Verantwortlicher, welche die Lage übersehen und doch schweigen, weil sie schweigen müssen. Das ist eine ungeheure Verantwortlichkeit, die sich da an wenigen einzelnen Punkten zusammenwälzt. Man erschrickt vor ihr und muß ihre Größe erst empfinden lernen. Jeder Maßstab fehlt. Er geht scheinbar ins Grenzenlose. Aber jede Verantwortlichkeit muß sich selbst eine Grenze ziehen: nämlich das Vertrauen nie zu mißbrauchen, das man ihr entgegenbringt. Der gefährlichste Feind ist das Mißtrauen, weil er im Finstern schleicht.

Wir sehen heute klar, welchen Segen die öffentliche Behandlung aller Dinge in Friedenszeiten in sich schließt. Wären wir von daher nicht gewöhnt, die öffentlichen Zustände in schärfster Kritik zu beleuchten und dadurch den Sinn für Verantwortlichkeit zu stärken, so wäre es uns jetzt einfach unmöglich, solch blindes Vertrauen zu haben. Die Verantwortlichkeit wächst nicht hinter verschlossenen Türen, sondern nur da, wo die Sonne scheint. Eben darum, weil sie auch jetzt nur den Augenblick abwartet, um sich vor aller Öffentlichkeit desto glänzender zu rechtfertigen, wirkt sie unwiderstehlich und fordert ihr Recht, daß man abwarten möge. Ist es nicht eine gewaltige Zeit, in der die Verantwortlichkeit verkörpert durch die Straßen geht? Man hat gelernt, heides zu verbinden: Sachlichkeit und Leidenschaft. Wir sind nüchterne Idealisten. Im Herzen ruht felsenfest das Vertrauen. Man kann es auf der Straßenbahn beobachten, man findet es in den Sitzungen: man traut dem anderen keine Nebenabsicht zu. Wie leicht gehen da die Verhandlungen, wie stark lauten die Beschlüsse. Ja, das Vertrauen geht heute um und sucht und findet seine Jünger. Die Truppen marschieren und überlassen sich ihrer Führung. Wir im Heimatland marschieren und glauben an die Führung. So steht Truppenvolk und Heimatvolk doch nicht bloß nebeneinander; beide sind von der gleichen Macht durchströmt, von lebendigmachendem Vertrauen.

Vertrauen heißt des Weltlaufs innerste Kraft. Unheimlicher noch als dieser Krieg einiger Menschenvölker auf diesem Teil der Erdoberfläche würde das Rasen und Jagen dieser Erdoberfläche und all ihrer Kameraden im Weltenall erscheinen, wenn der Kern dieses Geschehens nicht Vertrauen wäre zu ewiger Weisheit. Sonne schaut herab auf die Truppen unseres Volks und Sonne wirft ihre Strahlen hinaus in unmeßbare Welt, deren kleinsten Teil wir kennen: das Vertrauen ist eine ungeahnt einheitliche Führung, begleitet jeden Sonnenstrahl und drückt sich in dem unerschütterlichen Glauben aus, daß das Schicksal gerecht sein muß, wenn es nicht an innerem

Widerspruch zerschellen will. Die Führung der Welt fordert Vertrauen. Es ist eine herrliche Kraft, sich wieder zum Vertrauen zu erziehen. Man wird jung; man wird frisch. Leben füllt uns, wo solcher Glaube uns füllt bis zum Rand. Da fahren wir auf mit Flügeln wie Adler. Wir laufen und werden nicht matt, wir wandern und werden nicht müde. Im Vertrauen kommt das Wunder der Welt zu uns: einheitliche Gotteskraft.

Sprechsaal

Öffnet die Kirchen!

In diesen Tagen der Aufregung, Erwartung und Sorge und noch mehr in den kommenden Zeiten des Schmerzes, des Jammers und der Not bedürfen nicht nur die draußen in Feindesland oder an der Grenze stehenden Soldaten und Wehrmänner der allgemeinen Fürsorge, sondern auch die Angehörigen, die zu Hause geblieben sind. Für ihr leibliches Wohl läßt sich wohl sorgen, und diese Aufgabe hat der Staat ja auch auf sich genommen. Schwieriger ist die Sorge für das geistige Wohl. Ob die staatlichen Kirchen, ihre Organe und Einrichtungen den Bedürfnissen genügen können, darf man mit Recht bezweifeln. Von ihnen haben sich viele freigemacht, die in sich selbst noch keinen starken inneren Halt gefunden haben. Was dem Menschen in diesen Zeiten, vor allem in der modernen Großstadt fehlt, ist Sammlung, Selbstbesinnung, Verkehr mit Gott. Mancher möchte wohl daheim im stillen Kämmerlein Stärke und Trost suchen. Aber in welchen Wohnungen gibt es dies stille Kämmerlein noch? Und wo es vorhanden ist, da hat die materielle Lebensweise der letzten Jahrzehnte Gott fast völlig vertrieben. Leicht wird es vielen nicht werden, Gott zu finden, nachdem sie so lange nichts von ihm haben wissen wollen. Der einzige Ort, der ihnen dazu Gelegenheit bietet, sind die Kirchen, allerdings weniger bei den öffentlichen Gottesdiensten, als in einer zufälligen freien Stunde, im stillen Gebet, gemeinsam mit denen, die in gleicher Bedrängnis sind. Darum öffnet die Kirchen! Eine heilsame Wirkung für das geistige Leben Deutschlands kann nicht ausbleiben.

Soziale Bewegung

Sozialpolitische Kriegsprobleme. Der Krieg hat unser ganzes Volks- und Wirtschaftsleben umgewandelt. Er hat auch die Sozialpolitik vor ungeahnte große, neue Aufgaben gestellt. Ihre rasche Erfassung und Durchführung aber verdanken wir neben der einmütigen erhebenden Hilfsbereitschaft aller Bevölkerungsklassen vor allem auch der organisatorischen und sozialen Schulung der letzten Jahrzehnte. Daß die gewaltigen Maßnahmen der Fürsorge für die Angehörigen der Krieger und der Unterstützung anderer Hunderttausende von Notleidenden schon mit Vollbampf arbeiten, obwohl sie zum Teil ganz neu aufgebaut werden mußten, wird immer ein sozialer Ruhmes-titel bleiben. Natürlich ist noch nicht alles Kriegselend in der Heimat in diesen ersten 14 Tagen festgestellt, viel weniger gelindert. Aber auch in ruhigen Friedenszeiten gelingt es der überlegtesten Sozialpolitik nicht immer, alle Not zu finden und zu beseitigen. Gärten werden jetzt mehr denn je vorkommen und mit in den Kauf genommen werden müssen. Wenn nur der Eifer dieser ersten Wochen, die begeisterte Opferwilligkeit der Massen und die interessierte ratende und tatende Mitarbeit aller praktisch und theoretisch führenden Sozialpolitiker und Volkswirte lebendig bleiben, werden wir der neuen Aufgaben schon Herr werden, die uns die Sozialpolitik im Kriege stellt.

Die wachsende Arbeitslosigkeit. Das allmählich vor unseren Augen sich vollziehende Schauspiel der Verlangsamung unseres Wirtschaftslebens ist bewunderns- und bedauernswert zu gleicher Zeit. Welch gigantische Erscheinung ist doch das allmähliche Auslaufen der Riesenmaschine unserer Volkswirtschaft! Wie kleinlich mußte auch der bestorganisierte Generalstreik, die umfassendste Generalaussperrung dagegen aussehn! Landwirtschaft und Industrie und Handel und Verkehr und alle denkbaren Berufe werden von massenhafter, plötzlicher Menschenentziehung betroffen, Arbeitnehmer und Arbeitgeber, Betriebsleiter und Massenarbeiter müssen unterschiedslos mit hinausziehen zum Kampfe, aller Verkehr stoppt, die Eisenbahnen, die Telegraphenämter, die Fernsprecheinrichtungen sind militärisch überlastet, die Kraftwagen haben kein Benzin mehr, den Droschken fehlt ebenso wie den Transportgefährten und den Entweragen die Bejpannung, aller Erwerb stoppt, aller Verdienst ist eingeschränkt. Die am Sonnabend verfügte Einstellung des Landsturms wird das Bild in den nächsten Wochen noch verschärfen. Alle Räder stehen still, wenn des Kriegsgottes starker Arm es will.

Neuverteilung der Arbeitskräfte. Zum Glück tritt die Erschwerung des Wirtschaftslebens, die Störung in Handel und Verkehr nicht ganz gleichmäßig in allen Zweigen auf. Wohl werden mit Notwendigkeit ganze Geschäftsgebiete plötzlich oder langsam stillgelegt; aber andere bekommen dafür Hochzeiten. Kohle und Eisen und Nahrungsmittel und Kriegsbedarf sind notwendiger als je. Zahlreiche Ausfuhrverbote, gleich bei der Mobilmachung beherdlich angeordnet, zeigen die Menge von Betrieben, die fleißiger als sonst arbeiten müssen, um notwendige Vorräte zu steigern. Arbeiter sind da in Massen nötig, um zu den Fahnen einberufen zu werden oder den vorhandenen Stamm noch zu verstärken. Da heißt es schnell und planmäßig die Arbeitslosen aus anderen Gegenden und Berufen heranziehen und verteilen. Gelingt es natürlich noch nicht reiflos, durch diese Verschiebung der ersten Not der Arbeitslosigkeit zu steuern, so kann doch sicher viel gemildert werden. Behörden und Selbsthilfe-Organisationen sind am Werke. Man darf vertrauen, daß die gänzlich neue Aufgabe der Massenverteilung Arbeitsloser auf andere Berufe bald gelingt.

Neue Verdienstmöglichkeiten. Neben der Neuverteilung der Arbeitskräfte muß für die Hunderttausende übrig bleibender Arbeitsloser möglichst schnell und umfangreich neue Verdienstmöglichkeit geschaffen werden. Das kann in gegenwärtiger Notzeit nur der Staat mit seinen großen Mitteln. Dr. Franz Oppenheimer fordert eine Milliarde aus den Kriegskrediten für sämtliche Arbeitsbeschaffung und schlägt vor, sie in folgender Weise zu verwenden: „Reich, Einzelstaaten, Provinzen, Kreise, Kommunen sollen nicht etwa Notstandsbauten, wohl aber produktive Arbeiten ausführen und vergeben, so viel und so groß, wie irgend möglich, d. h. die geplant und vorbereitet sind und noch jetzt rechtzeitig geplant und vorbereitet werden können. Meliorationen größten Stils, Moorcolonisation, Drainagen, Entwässerung, Bervässerung, Talsperren, Verkehrsanlagen, Kanäle, Haupt- und Sekundärbahnen, Neubau und Verbesserungen von Chaussees, Hochbauten, Aufträge für die Zwecke der kommenden Friedenszeit, Vorforg für rollendes Material der Bahnen, Ueberlandzentralen usw. usw., alles Dinge, die keinen Markt, keinen Absatz brauchen und die der Staat jetzt billiger bauen und beschaffen kann als zu irgendeiner anderen Zeit.“ Wir halten diesen Vorschlag für durchaus beachtenswert. Die Fernhaltung von Massennot infolge allgemeiner Wirtschaftsflutung ist in diesem Kriesenstadium genau ebenso notwendig und wertvoll wie die Fernhaltung des äußeren Feindes an unseren Grenzen. Sicher kommt es auf die volkswirtschaftliche Durchhaltung in dem Weltkriege ebenso sehr an wie auf die militärische Ueberlegenheit. Deshalb müssen für den einen Zweck genau so gut Riesenmittel vom Staate flüssig gemacht werden, wie für den anderen. Wenn aber gar die Staatsaufträge Kanäle schaffen, durch welche nach siegreichem Kampf das hochflutende deutsche Wirtschaftsleben neue Abflußmöglichkeiten gewinnt, so verlohnt sich doppelt ein großzügiger Versuch. Vielleicht lassen sich die Oppenheimer'schen Vorschläge in der Praxis nicht reiflos durchführen, weil sie für Spätherbst und Winter ungeeignet, zum Teil auch nicht genügend vorbereitet sind. Nun gut, dann soll man brauchbare Änderungen vornehmen! Die Hauptsache ist, daß schnell und im großen positive Maßnahmen gegen die Arbeitslosennot ergriffen werden.

Alte Verdienstmöglichkeiten. Wichtiger als die Beschaffung neuer, ist die Erhaltung alter Verdienstmöglichkeiten. Die überängstliche Sparwut in den ersten Mobilmachungstagen war menschlich begreiflich, die Massenentlassungen von Arbeits- und Hauspersonal, die daraus entsprang, ist aber volkswirtschaftlich sehr bedauerlich. Sie entspricht auch wenig dem erhebenden Zug von Opferinn, der jetzt alle Volksschichten eint. Man soll sich nicht mit einer Geldgabe fürs rote Kreuz — so notwendig sie ist — von ebenso wichtigen, weiteren vaterländischen Verpflichtungen loskaufen, die größere persönliche Opfer verlangen. Einen hilflosen Angestellten behalten, obwohl die Zeiten teuer werden, im Notfall, aber wirklich nur im Notfall, zu herabgesetztem Lohn oder gegen freie Unterkunft, ist unter Umständen ein größerer Dienst am Vaterland, als die Vergabe einiger Mark bei allgemeinen Sammlungen. Ueberhaupt die Fürsorge für den aller-nächsten Pflichtkreis! Wer für Ordnung und Sparanleit in Familie und Berufstätigkeit sorgt, Bedrängten in seiner Nachbarschaft hilfreich beispringt, ein bedürftiges Menschenkind aufnimmt und durchbringen hilft, Hungernde, die an seiner Türe klopfen, satt macht, Trostlos aufrecht, kurz, alle fremde Not wie eigene empfindet und nach besten Kräften mitbekämpft, übt sehr wertvolle praktische Sozialpolitik aus. Und dazu ist auch der ärmste Volksgenosse noch imstande. Die Vergabe eines Zimmers, womöglich mit Bett, für genesende Schwerverwundete wird selbst den zahllosen Großstadtmietern noch möglich sein, die in Friedenszeiten über Wohnungsmenge zu klagen ein Recht hatten. Wer nur offenen Auges und warmen Herzens um sich schaut, wird übergenug Gelegenheiten finden, vaterländische Opferwilligkeit durch Taten zu bekunden, die vor dem eigenen Gewissen und vor dem deutschen Nationalstolz nicht minderwertiger, oft viel, viel wertvoller sind als klingende Münze, über die er beim besten Willen nicht verfügt. Die glücklicheren Geber aber, die in der Lage sind, Geld und Wertfachen auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern, sollen erst recht Umschau halten, wie und wo sie sich außerdem noch persönlich nützlich

machen können. Nur daß dabei keine Bedürftigen und Armeren um eine noch vorhandene Verdienstmöglichkeit gebracht werden dürfen! Und daß die sozial höher stehenden den erfahrenen Rat und den praktischen Blick der „geringen Leute“ nicht verachten und sich, wie nicht selten in Friedenszeiten, hervordrängen! Alle Kräfte der Nation gleichmäßig anstrengen, muß jetzt die sozialpolitische Lösung sein!

Ueber die Bedeutung der Konsumgenossenschaften hatte Professor Wilbrandt in Tübingen auf dem evangelisch-sozialen Kongresse zu Hamburg einen Vortrag gehalten, der seitdem in der Öffentlichkeit viel besprochen worden ist. Das Protokoll dieses, wie aller ev.-soz. Kongresse, ist im Verlag von Vandenhoeck u. Ruprecht in Göttingen erschienen. Der Vortrag selbst ist jetzt auch als besondere Broschüre zum Zwecke der Massenverbreitung gedruckt worden, die nur direkt vom Verlag Vandenhoeck u. Ruprecht zu folgenden Partiepreisen gegen vorherige Einsendung des Betrages zu beziehen ist:

Bei einem Bezug von mindestens	10 Hefen das Heft je 20 Pf.
50	15
100	10
500	8
1000	6

Die Zusendung erfolgt im Inlande post- bzw. frachtfrei. Die durch den Buchhandel zu beziehende Einzelausgabe auf stärkerem Papier in einen Umschlag geheftet (mit Statistik und eingehendem Literaturbericht, jedoch ohne Nachwort und Diskussionsrede von Adolf Wagner) bleibt daneben bestehen (Preis 50 Pf.).

In seinem Nachwort zu seiner Schrift bemerkt Professor Wilbrandt, daß er für seine Darlegungen seit dem ersten Drucke eine neue Vervollständigung erhalten habe. „Es war positiv für alles Gesagte von freudigster Bedeutung, daß ich im August 1913 das Land der Konsumvereine, Großbritannien, besuchen konnte. Zunächst habe ich in Gesellschaft von hundert deutschen Genossenschaftlern den Weg nach Glasgow, zum Internationalen Genossenschaftskongress, zu einem Einblick in die englische und schottische Konsumgenossenschaftsbewegung benutzt. Die Reise war veranstaltet vom Zentralverband deutscher Konsumvereine, der mir freundlichst gestattet, mich bei den Besichtigungen anzuschließen. Noch lehrreicher war auf der Rückreise das tiefere Eindringen, von wenigen hervorragenden Praktikern unterstützt und besonders den Konsumvereinen in Landstädten und Landwirtschaft gewidmet.

Wie gerne würde ich, wie andere Mitreisende es taten, von dieser Fahrt berichten! Aus Mangel an Zeit muß ich den Leser auf den jüngeren Forscher verweisen, der zugleich vermöge eindringender besonderer Studien der bessere Sachkenner ist: unser vortrefflicher Führer auf dieser Fahrt, Dr. Th. D. Cassau, der im Auftrag des Vereins für Sozialpolitik England bereite und in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik eine wissenschaftliche Untersuchung der Konsumgenossenschaften Großbritanniens veröffentlicht wird.

Ich selber hatte auf der Reise nicht nur die englischen Konsumvereine zu studieren und dabei Einblicke aufzunehmen, die das im Vortrag Gesagte bestätigten, ja, weit übertrafen, sondern auch die hundert Deutschen zu beobachten, die meine Reisegefährten waren: auch das hat mir bestätigt, ja, noch übertraffen, was ich in dem Vortrag als eine Erwartung ausgesprochen habe. Denn wirklich, diese deutschen Sozialdemokraten — wenigstens der Mehrzahl nach — gehörten meine Mitreisenden, wie ich annehmen darf, politisch der Sozialdemokratie an — sie zeigten bereits auf Schritt und Tritt, wie schon die Mitarbeit an diesem Werk die Sozialdemokraten erzieht, noch ehe es seine volksbefreiende und darum mit dem Vaterland versöhnende Mission erfüllt hat. Meine Reisegefährten fühlten stolz, wie vieles ihre eigene positive Arbeit im Vaterland schon weiter gefördert hat, als die so viel ältere und dem Umfang nach so viel gewaltigere Bewegung Englands, und wie so manches in deutschen Konsumgenossenschaften einfach deshalb besser ist als in den englischen, weil in Deutschland der Staat hygienisch mehr getan und mehr verlangt hat als in England. So war denn die Englandreise von einem nationalen Hohenlied auf die deutsche Sozialpolitik gekrönt, das die „vaterlandslosen Gesellen“, durch eigene Mitarbeit an der Volksgesundheit von der Vaterlandslosigkeit befreit, so freudig und dankbar anstimmten, wie all die wirklichen Gesänge, die alten Heimatlieder, die von ihnen in der Fremde gesungen wurden.

Da habe ich lebendig vor mir gesehen, wie auf die Masse der aufgereagten, oft schon ziel- und hoffnungslosen Sozialdemokratie die praktische Arbeit wirkt, die das Wesen der Konsumgenossenschaft, im Gegensatz zum Marxismus, ausmacht, und wie großartig die Erfolge werden können, die diese Arbeit, unermüdlich fortgesetzt, erzielt.

Und nun fühle ich mich noch mehr berechtigt und verpflichtet aufzuwachen alles, was da schläft in dem tiefen und dumpfen Konsumtentenischlaf, der selbst von Mißhandlung, Verteuerung und Verfälschung kaum gestört wird. Vielleicht gelingt bei deutschen Träumern der Weckruf besser, der hier ertönt. Nicht Kleinliches Pfennigs- und Genußinteresse allein will er berühren, sondern aus innere Ehr, Verkunst, damit appellieren, damit vernommen wird, was eines „Volkes der Dichter und Denker“ würdiger ist: die Bedeutung der Sache fürs große Ganze, für die Nation, ja, darüber

hinaus für Ziele, die uns verbinden mit geistigen Werten in der Menschheit.

Vielleicht, daß mancher von den braven Männern, deren persönliches Schicksal durch die Konsumgenossenschaft bedroht erscheint, doch noch erfaßt, wie wenig ihm Böses anzutun die Absicht in dieser Bewegung, die eine weltgeschichtliche Aufgabe nicht zurückstellen kann hinter Rücksichten auf einzelne, so wenig wie die Eisenbahn unterbleiben konnte wegen der Fuhrleute und Chausseegeldeinnehmer, die der Bahnverkehr in andere Stellungen drängte. Und wenn sie volkswirtschaftlich nicht zu denken vermögen, so mag ihnen das eine ein Trost sein: daß sie persönlich und ihre Kinder bei der langsamen Umwandlung, um die es sich hier handelt, für die fortwährend wachsende und immer lauffähigere Volksmenge noch genug als „Selbständige“ leisten können, bis sich im Lauf von Generationen allmählich das Bild verwirklicht, das ich entwarf. Sich ihm nähernd, wandelt die Wirklichkeit unter allerhand Geplänkel ganz unmerklich auch das Denken der Menschen um. Die Tradition der „Selbständigkeit“ verblaßt dann allmählich. Nicht gewalttätig gebrochen, wie einst so manche tragisch endende Existenz, wird dieser letzte Rest, sondern langsam übergeführt wird er in ein Angestelltenverhältnis, das gegenüber der Proletarisierung der Hunderttausende von sinkenden Meistern schon die Aufnahme in gemeinschaftliche Wiedererlangung des Verlorenen ist.

Ich werde selbstverständlich vorläufig der Kaufmannslehre bleiben. Die naivsten Argumente werden lange noch ihre Dienste tun. Auch in der Politik wird man erst allmählich unterscheiden lernen zwischen politischer Partei und wirtschaftlicher Umgestaltung, zwischen der Sozialdemokratie und dem praktischen Sozialismus.“

Das Volksheim in Hamburg veröffentlicht soeben seinen Bericht über das 13. Vereinsjahr 1913/14. Er enthält außer einem Rückblick des Vorstands genaue Berichte der einzelnen „Niederlassungen“ und Gruppen über ihre Arbeit und ist für 25 Pf. vom Geschäftsführer Dr. Heinz Marr, Hamburg, Billwälder Neubeich 113 zu beziehen.

Billige Siedelungen für Privatbeamte. Die 3. Reichskonferenz des Reichsvereins der liberalen Arbeiter und Angestellten sollte sich eingehend mit der Wohnungsfrage beschäftigen. Als Unterlage der Besprechung veröffentlichte das Organ des Reichsvereins, die „Wacht“, einen sehr bemerkenswerten Vorschlag des früheren Staatssekretärs Dernburg. Er weist auf das Kapital von fast zwei Milliarden hin, das sich im Lauf der nächsten zehn Jahre aus den Prämien der Angestelltenversicherung ansammeln wird, und von dem die Versicherten während der zehnjährigen Karenzzeit zunächst nichts haben werden. Er möchte einen Teil dieses Geldes — ganz im Sinne des Versicherungsgesetzes — für die Unterstützung des Kleinwohnungsbaus verwandt haben, indem daraus erste Hypotheken für zu gründende Privatbeamten-siedelungen gewährt werden, und zwar in Höhe von 75% der Kosten von Bauwerk und Boden. Die Siedelungen müßten in der Form von Aktiengesellschaften organisiert werden; diese wären in der Lage, bei einer Anzahlung von 1000 M. ihren Mitgliedern ein eigenes Heim bis zum Wert von 10 000 M. herzustellen.

Die öffentliche Rundgebung für Fortführung der Sozialreform, die von der Gesellschaft für soziale Reform am 10. Mai in Berlin veranstaltet worden ist, ist in Gestalt eines ausführlichen Protokolls als Heft 51 der Schriften der Gesellschaft für soziale Reform im Verlag Gustav Fischer, Jena, erschienen. Der Preis des Heftchens (66 S.) beträgt 50 Pf.

Der Ursprung des Namens „Gelbe“. Man schreibt uns: „In der Nummer 29 Ihrer geschätzten Wochenschrift teilen Sie aus der einschlägigen Literatur einige Erklärungen der Bezeichnung „Gelbe“ mit. Nach meinem Dafürhalten sind diese alle falsch. Ich will versuchen, Ihnen eine andere Deutung zu geben, die den Vorzug der größeren Wahrscheinlichkeit hat. Vor etwa 12–14 Jahren machte sich unter dem technischen Schiffpersonal der Handelsmarine eine große Unzufriedenheit bemerkbar. Anstellungs- und Befoldungsverhältnisse waren (sie sind es, Gott sei's gellagt, heute noch) sehr schlecht. Um sie zu bessern, beschloßen die Kollegen einer bestimmten Reederei einen Aufruf zur Gründung einer Organisation auf streng gewerkschaftlicher Grundlage an alle Berufsgenossen zu richten. Die Aussprachen und die Verhandlungen mußten möglichst geheim und vorsichtig geführt werden, damit die Reeder und Direktoren nicht allzu früh Wind von der Sache bekamen. Sahen nun einige der „Verschwörer“ und + + + „Sozis“ beisammen, um über die einzuschlagenden Schritte zu beraten, und sagte sich ein Kollege, den man als Denunzianten kannte und dem man schon einen Verrat der gemeinsamen Interessen zutrauen konnte, dann warnte man vor ihm mit den Worten: „Vorsicht, ein Gelber“ oder „Achtung, gelbe Flagge!“ Diese Ausdrucksweise lag diesen Seemannern nahe, weil doch pest- und feuchteverdächtige Schiffe die gelbe Flagge zeigen mußten. Von dort sprang dann die Bezeichnung auf die Arbeiterbewegung über.“

Das alles interessiert zwar jetzt im Krieg sehr wenig, denn wen kümmern jetzt gewerkschaftliche oder genossenschaftliche Streitereien, aber wir hielten es für richtig, diese seit Wochen bei uns stehenden Abschnitte nicht völlig versinken zu lassen.

Büchertisch

Volkswirtschaftliches.

Die Krämer in süddeutschen Städten bis zum Ausgang des Mittelalters. Von Heinrich Eder. Berlin und Leipzig. Verlag Dr. Walter Rothschild. 1910.

Es handelt sich bei dieser Schrift, die in den von Georg von Below, Heinrich Finkle und Friedrich Meinede herausgegebenen Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte (Heft 16) erschienen ist, um eine Untersuchung über die Stellung der Krämer und Krämerzünfte in den süddeutschen Städten des Mittelalters. Und zwar sind im besonderen die Verhältnisse in den Städten Augsburg, Straßburg, Ulm und Worms einer Betrachtung unterworfen worden. Die Studie hat keineswegs nur für den Historiker Interesse, sie gibt auch dem Nationalökonom wertvolle Aufschlüsse und Hinweise. So werden u. a. in einem Kapitel, das die Bedeutung der „Kramgerechtigkeit“ umschreibt, die interessantesten Fragen der Begrenzung des Krämerwarenkompleses durch konkurrierende Betriebe, und der Arbeitsteilung erörtert. Recht unterhaltsam ist die Schilderung der mittelalterlichen „Kramertechnik“. Dieser Teil der lehrreichen Arbeit gewährt Einblicke in die Einrichtungen für den Kramwarenhandel, in das Jahrmarkt- und Messewesen und in den mittelalterlichen Auslandsimport. Die Schrift hätte vielleicht noch gewonnen, wenn Eder seinen Darlegungen ein kurzes, die Ergebnisse der Untersuchung zusammenfassendes Schlußkapitel angehängt hätte.

Die hausindustrielle Kinderarbeit im Kreise Sonneberg. Von Dr. Wilh. Bierer. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1913. 167 S., geh. 5 M. — (Ergänzungsheft XI des Archivs für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, herausg. v. Edgar Jaffé.)

Der Verfasser nennt seine Arbeit einen „Beitrag zur Kritik des Kinderschutzgesetzes“. Das Ergebnis, um es gleich zu sagen, ist vernichtend: Bierer stellt fest, daß dieses bei seinem Erscheinen (30. März 1903) so freudig begrüßte Gesetz, das den in der Gewerbeordnung vor der Ausbeutung durch Fabrikarbeit geschützten Kindern nun auch die im Haus beschäftigten zugesellte, bis jetzt vollkommen wirkungslos geblieben ist. Und zwar durchaus nicht deshalb, weil es etwa übertriebene Anforderungen enthielte — Bierer bezeichnet es sogar als eine heftigste Lüge, daß für eigene Kinder im Gesetz keine Höchstarbeitszeit vorgesehen ist —, sondern wegen der Oberflächlichkeit und Sinnlosigkeit, die in seinem rein negativen Verbotscharakter liegt. Es mag dahingestellt bleiben, wo bei dem unseligen Wechselwirkungsverhältnis von Kinderarbeit und wirtschaftlichem Tiefstand der Hausindustrie der stärkere Anteil zu suchen ist; die Tatsache äußerster Bedürftigkeit, die den Hintergrund der hausindustriellen Kinderarbeit bildet, ist jedenfalls vorhanden, und ihr gegenüber macht das Kinderschutzgesetz den kläglich tragikomischen Eindruck eines Versuchs, die Armut auf dem Verordnungswege aus der Welt zu schaffen.

Bierer hat für seine Untersuchung das „klassische Land“ der Kinderarbeit, Sachsen-Meiningen gewählt, dessen Puppenindustrie geradezu Welttruf hat, das aber auch in Spielwaren überhaupt, Christbaumzinn und Schiefergriffeln — und zwar fast ausschließlich hausindustriell — Bedeutendes leistet. Es ist ihm gelungen, mit Unterstützung der Behörden, vor allem der Schulbehörden, eine Statistik über die Kinderbeschäftigung aufzustellen, wie sie bis jetzt in dieser Vollständigkeit und Ausführlichkeit, auch Zuverlässigkeit, nie gelungen ist und wohl auch nicht so rasch wieder zustandekommen wird, da die Erhebung (sie geschah in der Schule durch die Klassenlehrer) immerhin einiges böses Blut gemacht zu haben scheint.

Das Kinderschutzgesetz verbietet, was die Beschäftigung eigener Kinder — um die es sich hier fast einzig handelt — in der Heimarbeit anbelangt: überhaupt die Beschäftigung solcher unter zehn Jahren, für die älteren die Beschäftigung am Sonntag, zwischen 8 Uhr abends und 8 Uhr morgens, in der zweistündigen Mittagspause, vor dem Vormittagsunterricht und in der ersten Stunde nach dem Nachmittagsunterricht. Bierers Umfrage ergab unter 13 488 Schulkindern 7838 mit „Nebenbeschäftigung“, darunter 5302 in der Heimarbeit. Von diesen war im Zeitpunkt der Erhebung über ein Drittel unter zehn Jahren, und die zeitlichen Vorschriften wurden unter 5128 Kindern, deren Angaben eine Beurteilung in

dieser Richtung zulassen, nur von 751 = 14,6 Proz. eingehalten. Man bedenke, daß die Angaben wahrscheinlich eher zu günstig lauten als umgekehrt! Die meisten Verstöße fanden sich gegen die Pause nach dem Nachmittagsunterricht und gegen die Mittagspause (2129 bzw. 1829). Verhältnismäßig selten ist die Arbeit am Sonntag und vor dem Vormittagsunterricht; dagegen gaben 817 Kinder Beschäftigung nach 8 Uhr abends zu, und zwar bis 9 Uhr, 10 Uhr und länger, sogar bis 1/2 2 Uhr.

An behördlichem Eifer zur Durchführung des Gesetzes scheint es in Weimaringen nicht gefehlt zu haben. Im Gegenteil: es wurden alle möglichen Instanzen in Bewegung gesetzt, es wurde mit Sanftmut und polizeilicher Strenge versucht. Mit dem ganzen Erfolg, daß schließlich hinter verschlossenen Türen und verhängten Fenstern gearbeitet wurde, was gerade die gesundheitlichen Wirkungen der Heimarbeit kaum günstiger gestaltet haben dürfte.

Denn die Kinderarbeit, führt Bierer aus, ist für den Hausindustriellen ebenso technisch selbstverständlich (bis notwendig!) — für Arbeit, die kleine Finger braucht! — wie ökonomisch unabwieslich. Wie soll er es machen, wenn bei fleißiger Arbeit der ganzen Familie bis zum kleinsten sein Einkommen gerade reicht? „Die Hausindustriellen sind dem Gesetz gegenüber ganz in der gleichen Lage wie die Arbeiter gegenüber einer angedrohten Lohnminderung.“

Das Kinderschutzgesetz wird deshalb solange unwirksam bleiben, als seine Voraussetzung fehlt: Hebung der wirtschaftlichen Lage der Heimarbeit durch Organisation und staatliches Eingreifen.

Erich Schairer.

Der Unternehmer im Rahmen des Wirtschaftsverbandes. Ein Mahnwort an Deutschlands Großindustrielle. Von Dr. Karl Rögel. Verlag München, Hans Sachs. 60 S. Preis 1,30 M.

Der Verfasser will auf die verhängnisvolle Rolle hinweisen, die die Sekretäre der Unternehmerverbände in den sozialen Kämpfen unserer Tage spielen. Eine tiefer schöpfende Untersuchung dieser Frage wäre sehr nützlich. Denn die verhängnisvolle Wirksamkeit des Unternehmerverbandssekretärs ist noch viel zu wenig bekannt. Der Angestellte der Berufsvereine der Arbeitnehmer ist gewiß kein Engel. Aber er ist stets selbst Arbeitnehmer gewesen, ist ideell völlig verwachsen mit der Befreiungsbewegung seines Standes. Es kann vorkommen und es kommt vor, daß er seinen Eifer übertreibt und dabei unnötigen Schaden anrichtet. Aber er steht doch stets unter scharfer Kontrolle, die sich oft mehr in Kleinigkeiten, als in großen Dingen äußert. Er ist wirklich der Führer und der leitende Kopf seiner Organisation, sowohl auf dem kleinen lokalen Felde, als auf dem großen des gesamten Verbandes. Der Sekretär des Unternehmerverbandes ist in der Regel ein der Unternehmerklasse fremder Mann. Er wird nicht, wie der Arbeitersekretär, von seiner Organisation ernährt, um das Interesse seiner Klasse besser zu wahren, sondern in der Regel vertritt er das Interesse einer ihm fremden Klasse, damit diese ihn ernährt. Mit dem Interesse des Unternehmerverbandes verbindet ihn eben nur die Stellung, in der er seinen Lebensunterhalt gewinnen will. Der einzelne Unternehmer selbst hat nicht nur finanzielle, sondern auch menschliche Beziehungen zu seinem Werke. Er steht deshalb auch den im Betriebe beschäftigten Arbeitern immer noch viel näher, als der Unternehmerverbandssekretär. Wo der Unternehmer eines Betriebes selbst mit den Arbeitern verhandelt, ist deshalb eine Verständigung viel leichter, als wenn der Unternehmerverbandssekretär diese Verhandlungen führt. Dem letzteren wird jede Nachgiebigkeit, jedes Kompromiß als Schwäche ausgelegt, die ihm leicht seine Brotstelle kostet. Der Arbeitnehmer steht an Kenntnis, Klugheit, Gewandtheit in Verhandlungen gegen den Arbeitersekretär zurück. Der Betriebsunternehmer wird dagegen meist alle nötigen Kenntnisse in mindestens demselben Umfange haben, wie der Sekretär seines Verbandes. So ist der Arbeitersekretär der Führer seiner Klasse. Der Unternehmerverbandssekretär ist meist der Beamte, der die Befehle anderer zu erfüllen hat. Daher gilt der Arbeitersekretär bei dem radikaleren Teil seiner Anhänger als der Bremser, der Flaumacher. Der Unternehmerverbandssekretär ist dagegen gezwungen, der Scharfmacher zu sein. Je schärfer er ist, um so höher steigt er bei seinen Auftraggebern im Ansehen. Seine erste Aufgabe besteht darin, die ihm erteilten Befehle volkswirtschaftlich, philosophisch zu begründen, damit sie in der Öffentlichkeit wirken. So ist der Unternehmerverbandssekretär ein Element, das den sozialen Kampf stets verschärft, auf die Spitze treibt. Der Arbeitersekretär kann es, wenn auch unter Gefahr, wagen, seine Auftraggeber zu kritisieren, in die Schranken der Vernunft zurückzuweisen. Der Unternehmerverbandssekretär darf sich diese Freiheit nie herausnehmen. Rögel, der Verfasser der obengenannten Schrift, vermag dies Thema leider nicht zu erschöpfen. Er sagt viel Kluges über die psychischen Einflüsse, die die Organisation auf den Arbeiter einerseits und den Unternehmer andererseits ausübt. Am Hand eines Leitartikels aus der „Arbeitgeberzeitung“ legt er auch die verderblichen Lehren dar, die der Unternehmerverbandssekretär in die Welt setzt. Näher beweist er das auch noch am Hand der Angriffe, die Tille und ähnliche Leute gegen Brentano richteten. Aber darüber hinaus kommt der Verfasser leider nicht. Er findet nicht das Feld, auf dem

er seine besten Waffen schmieden könnte. Trotzdem ist auch die Lektüre dieser Arbeit schon geeignet, die Bedenkllichkeit oder, wie Rögel sagt, die „Gemeingefährlichkeit“ einer gewissen Art von Unternehmerverbandssekretären darzutun. Es hängt mit der verschroben zentralistischen Organisationsform bei Arbeitern und Unternehmern in Deutschland zusammen, daß der Unternehmerverbandssekretär so gefährlich werden kann.

Die Unehelichkeit im Königreich Sachsen. Von Dr. Georg Prenger. Ergänzungshefte zum preussischen statistischen Zentralblatt. Heft 4. G. B. Teubners Verlag, 1913.

Der Rückgang der Geburtenziffer ist in Sachsen schneller und stärker gewesen, als in den übrigen deutschen Staaten. Die eheliche Fruchtbarkeitsziffer sank von 258,0 im Jahre 1890 und 189,7 im Jahre 1910. Auch die uneheliche Fruchtbarkeitsziffer Sachsens ist in demselben Zeitraum zurückgegangen, doch in langsamerem Tempo. So sind von 100 Kindern in Sachsen unehelich geboren: im Jahre 1900 12,6; im Jahre 1910 14,9. Die Verteilung der unehelichen Geburten auf die Kreis- und die Amtshauptmannschaften Sachsens und innerhalb derselben auf Städte und Dörfer eingehend dargestellt zu haben, ist das Verdienst der vorliegenden Arbeit. Es ergeben sich erhebliche territoriale Verschiedenheiten, die sich nicht ohne weiteres aus Charakter oder Beschäftigung der Bewohner der einzelnen Landesteile erklären lassen. Die größten Unehelichkeitsquoten haben natürlich die Kreis- und Amtshauptmannschaften Leipzig und Dresden; an der Spitze stehen die Städte der letzteren, hier sind fast 1/4 der Kinder, 19,5 Prozent, außerehelich geboren. Der Verfasser macht mit Recht darauf aufmerksam, daß in Sachsen die Bezeichnung der politischen Einheit als „Dorf“ oder „Stadt“, nicht mit dem Unterschied von „agrariischer“ und „industrieller“ Gegend zusammenfalle. Höchstens in den Verwaltungsbereichen der Kreis- und Amtshauptmannschaft Bautzen läßt sich ein leiser Zusammenhang zwischen Zunahme der Industrie und Zunahme der Unehelichkeit feststellen, der aber m. E. zu festeren Schlüssen nicht berechtigt.

Bei der allgemeinen Beurteilung der ungewöhnlich hohen unehelichen Geburtenzahl in Sachsen darf nicht vergessen werden, daß die Mehrzahl der unehelichen Kinder als vorhehlige angusprechen sind. Im ganzen Königreich wurden in dem Zeitraum 1904 bis 1910 35,9 Prozent der unehelich geborenen Kinder durch den Ehebruch der Eltern legitimiert. Freilich ist die Legitimationshäufigkeit in den einzelnen Verwaltungsbereichen sehr verschieden und steht im umgekehrten Verhältnis zur Höhe der Unehelichkeitsquote. Diese betrug z. B. im Amtsbezirk Kamenz 10,6; die Legitimationsziffer 44,9; im Amtsbezirk Dippoldswalde 10,0; die Legitimationsziffer 41,8. Weit ungünstiger schneidet die großen Städte ab: Leipzig hat eine Unehelichkeitsquote von 18,8; eine Legitimationsziffer von nur 26,4. Für Dresden liegen für den Zeitraum 1894 bis 1906 besonders genaue Angaben vor. Von den im Jahre 1906 geborenen unehelichen Kindern waren nach Ablauf des fünften Kalenderjahres legitimiert: 24,2 Prozent; unlegitimiert gestorben: 30,6 Prozent; also nur etwas weniger als die Hälfte, 45,09 Prozent, der vor fünf Jahren unehelich geborenen Kinder lebten unlegitimiert fort. Freilich sind dies in absoluten Zahlen noch immer 1208. Der Verfasser macht mit Recht darauf aufmerksam, welche große Bedeutung in wirtschaftlicher und kultureller Beziehung eine angemessene Fürsorge für die unehelichen Kinder für Staat, Gemeinde und Gesellschaft hat. Marie Bernatz.

Eugen von Philopovich. Volkswirtschaftspolitik. (1 Teil. 9 M., geb. 10 M.; 2. Teil 10 M., geb. 11 M. — 1. Teil 6. Auflage, 2. Teil 4. Auflage. — Verlag von J. C. B. Mohr, Tübingen, 1912.)

Das allgemein bekannte Buch des Wiener Professors Philopovich, das nun wieder in neuer Auflage erschienen ist, ist zwar als zweiter Band des „Grundrisses der politischen Ökonomie“ bezeichnet, kann aber als ein in sich abgeschlossenes Werk betrachtet werden, das auch ohne die gesamten zugehörigen Bände seinen Wert behält. Der vorliegende Teil „Volkswirtschaftspolitik“ enthält gerade diejenigen Abschnitte, die dem politisch interessierten Leser die Grundlagen für eine sachliche, gerecht abwägende Würdigung der wirtschaftlichen Streitfragen des öffentlichen Lebens geben können. Das Buch ist seiner ganzen Lage nach wohl in erster Linie als Lehrbuch für Studierende der Volkswirtschaftslehre gedacht, eben deswegen aber auch ganz allgemein für alle Gebildeten vorzüglich geeignet zur ernsten, wissenschaftlichen Einführung in die Probleme der Wirtschaftspolitik. — Die neue Auflage bringt nur einige notwendig gewordene Ergänzungen, aber keine wesentlichen Änderungen. W. S.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Kaumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Dr. Lehmann's Sanatorium „Weißer Hirsch“ bei Dresden stellt uns mit, daß der Betrieb auch während des Krieges in vollem Umfange aufrechterhalten wird

Die Hülfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 1506.
Postfachkonto: Amt Berlin 8683.
Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.
Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hülfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Konparenzzeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Laufend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Aannahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Dr. Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Dr. Kurt de Bra:** Für was wir kämpfen. — **Dr. Paul Rohrbach:** Hoch Mittag! — **Dr. Fritz Wertheimer:** Der Weltkrieg und Ostasien. — **Privatdozent Dr. Franz Oppenheimer:** Der Krieg und die Volkswirtschaft. — **Gerhard Hildebrand:** Landsturm. — **Otto Ehinger:** Die Ueberwindung des Todes. — **Helene Voigt-Diederichs:** Augusttag. (Gedicht.) — **Harry Silberg:** Die Reute am Meer. — **Pfarrer D. Gottfried Traub:** Unvergesslich. — **Sprechsaal.** — **Soziale Bewegung.**

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 18. August.

Italien erklärt endgültig seine Neutralität. Das Wort „Dreibund“ ist begraben. Wißt ihr noch, wie einst Kaiser Friedrich als Kronprinz nach Italien kam und unter unglaublichem Jubel vor allem Volke den kleinen Prinzen in die Höhe hob, der heute als König sich neutral erklärt?

Von Deutschland aus werden in englischer Sprache zwei aufklärende Schriften an das neutrale Ausland, besonders auch nach Amerika versandt, um wenigstens den Versuch zu machen, die englische Nachrichtenlette zu durchbrechen. Von allen Seiten hören wir, daß Deutschland bei allen Nationen der Erde als Friedensförderer hingestellt wird. Wie soll sich die noch unbeteiligte Menschheit dem moralischen Verwerfungsurteil entziehen, das mit Absichtlichkeit täglich ausgestreut wird? Die Chinesen, Japaner, Australier, aber auch vielfach unsere Nachbarn in Dänemark, Norwegen, Schweden unterliegen diesem allgewaltigen Einflusse. Unsere Diplomatie hat es in Friedenszeiten zu wenig verstanden, das Vertrauen der fremdländischen Zeitungen zu gewinnen; das gehörte nicht zu den dienstlichen Obliegenheiten! O, was würden wir heute dafür geben, wenn die Reform des ausländischen Dienstes, von der so oft die Rede war, schon vor 10 Jahren durchgeführt worden wäre! Die Schriften heißen: Germany's reasons for war with Russia und Truth about Germany. Wer die Möglichkeit hat, Sendungen ans Ausland gelangen zu lassen, soll diese Schriften einlegen. Sie sind erschienen bei Mittler & Sohn, Berlin.

Die Engländer haben auf dem Njassasee den deutschen Regierungsdampfer Wikmann weggenommen. Das ist die Hineintragung des Krieges in das Innere Afrikas. Unabsehbare, traurige Möglichkeiten und Gefahren für alle Weißen ohne Unterschied.

Das deutsche Unterseeboot U 15 ist an der englischen Küste verlorengegangen. Nähere Umstände unbekannt.

Die Nachricht von der Kriegserklärung Portugals wird widerrufen. Spanien behauptet strenge Neutralität.

Das Gebäude der deutschen Botschaft in Petersburg, die stolze und edle Schöpfung von Peter Behrens, ist in wilber Weise zerstört worden. Die Russen waren dieses Bauwerk und seinen kostbaren Inhalt nicht wert. Barbaren!

Der Zar und seine Familie ist in Moskau angekommen. Dorthin gehört er.

Mittwoch, 19. August.

Bei Stallupönen hinter Insterburg hat am 17. August ein größeres siegreiches Gefecht stattgefunden. Mehr als 3000 Gefangene und sechs Maschinengewehre fielen in deutsche Hände. Zahlreiche weitere russische Maschinengewehre wurden (von den Russen vor Abzug) unbrauchbar gemacht. Dieser Sieg bedeutet, daß die Durchbrechung unserer östlichen Grenzwaache nicht gelingt. Ostpreußen bleibt hoffentlich frei von samarischer Flut. Deutschland grüßt sein erstes Armeekorps und dankt ihm für seine treue Tapferkeit. Während mit stiller Erwartung Nachrichten vom Angriff in Belgien begehrt werden, steht an der Ostgrenze zur Verteidigung die deutsche Wacht. Wo sie es kann, schiebt sie sich bis auf russischen Boden hinüber. Sie befindet sich weiter südlich in Mlava und in Petrowsk auf den beiden Straßen nach Warschau.

Das Ereignis des Tages ist die japanische Kriegserklärung oder wie man sonst das Ultimatum aus Ostasien bezeichnen soll. Statt weiter mit den Russen abzurechnen, wollen die Japaner zunächst Riachou nehmen. Ganz einfach wird auch das nicht sein und ob nicht damit der Weltkrieg überhaupt auf noch fernere Staaten und Völker überspringt, ist abzuwarten. Es ist aber sehr bezeichnend für die Japaner, daß sie ihre Lehrmeister, die Deutschen, ohne deren Unterricht sie niemals ein modernes Militärvolk geworden wären, in dem Augenblick anfallen, wo sowieso schon die ganze Meute um uns versammelt ist. Technisch haben diese Gelben von uns gelernt, aber auch weiter nichts. Wenn sie wirkliche Verehrer deutschen Wesens waren, wie sie so oft uns versicherten, so mußten sie auch von uns lernen, nicht einfach die Zwangslage des anderen auszunutzen. Deutschland war ruhig im russisch-japanischen Kriege und im englischen Burenkriege. Wir ließen es an uns kommen, und nun ist die Bedrohung von allen Seiten über uns hereingebrochen, wie wenn das Gewitter über alle Berge steigt und auf allen Wässern lagert. Aber mag es nur am Himmel schwarz und dunkel werden, das Volk, das wir in diesen Tagen kennen lernen, das geht nicht unter!

Nicht ohne Interesse ist die nachträgliche Feststellung, daß sich von Anfang der Mobilmachung an französische Truppen in Lüttich befunden haben. Das beseitigt, wenn es wahr ist, alle etwa noch vorhandenen Bedenken wegen Neutralitätsbruchs von deutscher Seite.

Donnerstag, 20. August.

Nach langem Harren endlich eine Kunde vom westlichen Heer. Gestern Abend mochte Berlin in Spannung hin und her, weil die Menschen nicht zu Bett gehen wollten, ohne irgend etwas über die große Schlacht zu hören, die nach allgemeiner Annahme in Belgien im Gange oder in Vorbereitung ist. Die Bevölkerung lernt es langsam begreifen, daß Massenheere anders fechten als die kleineren Armeen früherer Zeiten. Was früher eine Schlacht war, die ihren Anfang und ihr Ende hatte, ist heute ein Zusammenhang von Vordrängungen und Einzeltreffen, deren Ergebnis sich erst nach Tagen oder noch später zeigt. Um aber irgend etwas darzubieten, gab die militärische Nachrichtenstelle aus der Menge der bei ihr einlaufenden Einzelnachrichten eine kurze Mitteilung: „Die französische fünfte Kavalleriedivision wurde heute unter schweren Verlusten bei Perwez nördlich Namur von unserer Kavallerie zurückgeworfen.“ An diese wenigen Worte kammert sich nun das Nachdenken: französische Kavallerie und nördlich

von Namur! Wer eine genaue Karte besitzt, sucht Perwez und findet, daß im sehr weiten Umkreis um Namur herum eine Aufstellung im Gange zu sein scheint. Dort entscheidet sich die erste Periode unseres großen Krieges.

Gegenüber diesem Durchblick durch die belgischen Wollen erscheint es beinahe als selbstverständlich, daß an der Elßässer Vogesengrenze weitergefochten wird. Französische Infanterie kam die Berge herab bis Weiler, nördlich von Schlettstadt, und wurde durch bayrische und badiische Truppen wieder zurückgeworfen. Gerüchte wollen noch viel mehr wissen. Gestern sollte Nancy eingenommen sein, es sollte aber auch bei Gravelotte auf deutschem Boden am Tage der einstigen unvergeßlichen Schlacht sehr ernsthaft gekämpft werden.

Zwischen allem dem Getöse hat vor einigen Tagen der österreichische Kaiser seinen 84. Geburtstag gefeiert, und der greise Papst legt sich hin und denkt zu sterben. Wie mag diesen zwei Alten die Welt vorkommen?

— Der Papst ist gestorben. Gott hat ihn bewahrt, die Greuel zu sehen, die über Europa kommen werden. In den nächsten Wochen erfolgt mitten im Kriegsgetöse die Papstwahl. Es ist anzunehmen, daß die Italiener bis zu Ende dieser wichtigen Wahl ihre Neutralität unbedingt aufrechterhalten.

Bei Tivoli, auf dem Wege von Lüttich nach Brüssel, ist eine Feldbatterie und eine schwere Batterie erobert worden, dazu eine Fahne und 500 Gefangene. Die Spannung lockert sich, man merkt, daß es vorwärts geht.

Die Bevölkerung wird erinnert, mit Benzin, Benzol und anderen Brennstoffen sparsam umzugehen, weil der Krieg die Zufuhr erschwert und den Bedarf steigert. Und überhaupt die Volkswirtschaft! Niemand kann bis heute übersehen, was alles geschlossen, vertagt oder vermindert ist und welche Bedarfsartikel früher oder später fehlen werden. Vorhin sah ich austrüdende Soldaten fröhlich rauchen. Haben wir Tabak genug für den Krieg? Reicht das vorhandene Eisen? Wie steht es mit dem Leder? Die eigentlichen Nahrungsmittel scheinen reichlich zu sein, der Bund der Landwirte ermahnt, das Vieh nicht vorzeitig zu verkaufen, sondern schlachtreif werden zu lassen. Aus Dänemark kommt verstärkte Nahrungseinfuhr. Der regelmäßige Dampferdienst mit Schweden ist wieder hergestellt. Auch das große Boot von Warnemünde nach Gjöfjer verkehrt wieder.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ veröffentlicht den Wechsel von Telegrammen zwischen Berlin und London aus den letzten Tagen vor dem Ausbruch des Krieges. Die schon vorhandene Auffassung wird dadurch nur bestätigt: Friedensabsicht unseres Kaisers, Kriegswille der Russen. Unsere deutsche Diplomatie erscheint bedauerlich schwach in ihren Leistungen, ein Punkt, über den nach dem Kriege ganz grundsätzlich geredet werden muß.

Ein englisches Unterseeboot zum Sinken gebracht.

Freitag, 21. August.

Am Morgen weckt uns die frohe Botschaft: Deutsche Truppen in Brüssel eingerückt! Das ist keine Eroberung wie Lüttich, denn Brüssel ist eine offene Stadt, aber der belgische Staat geht damit aus den Fugen. Regierung und König ziehen sich nach Antwerpen zurück und erwarten dort die deutsche Belagerung. Warum haben sie das letzte deutsche Angebot der Schonung bei Gewährung ruhigen Durchzuges nicht angenommen?! Das wäre die staatsverhaltendste Tat gewesen, zu der die belgische Regierung noch die Kraft besaß.

Vom Gouverneur von Kiautschou gelangt auf unbekannten Funkenspruchwegen ein kurzes Wort an unser Marineamt: „Einfstehe für Pflichterfüllung bis auf das äußerste.“ Wie stark unsere ostsibirischen Streitkräfte sind, wird aus naheliegenden Gründen nicht mitgeteilt.

Es ist Mittag, und wir erfahren die widersprechendsten Nachrichten über Italien. Fürst Bülow soll in Rom sein, gleichzeitig aber auch der frühere russische Finanzminister Witte. Italien versichert öffentlich seine Neutralität, stellt aber trotzdem mehrere Armeekorps direkt an der österreichischen Grenze auf. Als ob Italien dadurch ein Großstaat werden könnte, daß es Niva und Trient bekommt! Italien wird Großstaat durch eine mit den Oesterreichern zusammen gewonnene Seeschlacht im Mitteländischen Meere und nach dieser, wenn es möglich ist, durch die Eroberung Maltas.

In diese Gedanken hinein bricht die telephonische Nachricht: großer Sieg bei Metz! Völlige Niederlage der Franzosen! Viele tausend Gefangene und zahlreiche Geschütze erobert! Das Schlachtfeld reicht von Metz bis an die Vogesen. Die Verfolgung wird fortgesetzt! Das ist der Ton vom Jahre 1870. Die Herzen werden froh, und die Gesichter leuchten und alte Leute werden jung vor wunderbarem Jubel. Die erste große Schlacht ist gewonnen! Alles Grauen vor dem blutigen Ringen, alle moralischen Bedenken über Krieg und Gewalt, jetzt verschwinden sie bei alt und jung vor der einen lebendigmachenden Tatsache, daß wir noch das Volk von 1870 sind. Wir hofften es immer, aber heute wissen wir es.

Drüben fangen die Gloden an zu läuten: Ehre sei Gott in der Höhe! Auch das verträgt man an solchen Tagen, denn jetzt sind es eben deutsche Gloden geworden. Nun laßt die Gloden von Turm zu Turm durchs Land frohlocken im Jubelsturm, des Flammenstoßes Gekocht sacht an: der Herr hat Großes an uns getan! So klang es damals 1870.

Samstag, 22. August.

Die Siegesnachricht wird etwas vervollständigt: „mehr als 10000 Gefangene und mindestens 50 Geschütze; die Stärke der geschlagenen feindlichen Kräfte wurde auf mehr als 8 Armeekorps festgestellt.“ Wer es kann, liegt über der Landkarte und untersucht das Terrain zwischen Metz und Saarlouis. Da gibt es Erinnerungen genug an alte herrliche und opfervolle Schlachten. Acht Armeekorps, das ist der Kern des französischen Heeres. Es handelt sich um den Hauptschlag von französischer Seite. Während die Deutschen ihre Hoffnungen auf nördliche Umgehung setzten, rechneten die Franzosen auf Durchbruch zwischen Metz und Straßburg, und zwar um so mehr, als sie wußten oder sich denken konnten, daß die Deutschen an dieser Stelle keine Hauptarmee haben können, weil unsere Aufstellung von Belfort bis Brüssel die Truppen auseinanderzieht. Aber was der Deutsche als Verteidiger ist, das kommt ja jetzt erst überhaupt zutage. Vor 40 Jahren war er fast überall Angreifer; hier erlangt er einen Verteidigungssieg ersten Grades, der in Verfolgung des fliehenden Feindes ausläuft.

Wie muß das in Frankreich wirken und in Italien und in der übrigen Welt! Mit diesem Sieg ist die Neutralität der noch schwankenden Staaten wahrscheinlich gesichert.

Inzwischen hat deutsche Kavallerie Brüssel besetzt. Es scheint dabei ruhig zugegangen zu sein. Die Belgier beschwerten sich über mangelnde Hilfe ihrer Bundesgenossen. Wo sind eigentlich die Engländer? Wo ist ihre Flotte und wo ist der Teil ihrer Landmacht, von deren Landung auf dem Kontinent immer wieder Nachrichten kommen? Bald sollen sie in Seebrügge gelandet sein und bald in Dünkirchen. Und wie viele sind es? Will England wirklich kämpfen oder tut es bloß so? Das Dröhnen der Kanonen von Metz klingt über den Kanal zur Themse.

Auch die Oesterreicher haben in Galizien glückliche Grenzgefechte gehabt, deren Wert und Umfang aber von hier aus nicht beurteilt werden kann. Ueber die österreichischen Waffentaten in Serbien erscheint eine recht gewundene Erklärung, die sich etwa so übersetzen läßt: Die Opfer des Sieges waren so groß, daß es nicht angebracht erscheint, jetzt den Angriff von Norden her fortzusetzen. Das wird sachlich richtig sein, um so richtiger, als man noch immer mit der Möglichkeit eines bulgarischen Eingreifens rechnet.

In Konstantinopel drängt offenbar alles zum Kriege. Die englischen Offiziere haben die türkischen Kriegsschiffe verlassen, ohne sie allzusehr zu beschädigen. Russen und Engländer wollen von Norden und Süden gegen Bosporus und Dardanellen vorgehen. In den Moscheen wird für den deutsch-österreichischen Sieg gebetet.

Der russische Zar fährt von Moskau nach Jaroslaw-Selo zurück. Er sucht, wo er am sichersten ist vor der Liebe seiner Untertanen.

Sonntag, 23. August.

Der vierte Sonntag des Krieges. Alle Zeitungen sind voll von freudigen Besprechungen des Sieges bei Metz. Dabei kommen Uebertreibungen vor, die nicht zu wünschen sind. Man darf nicht gleich nach dem ersten Siege sich benehmen, als seien nun alle Himmel offen. Das ist Mangel an Takt und an militärischem Verstand, denn Franz-

reich ist noch lange nicht überwunden, so bedeutsam auch der gewaltige Verteidigungssieg unserer Truppen sein mag, und vom Osten her droht die sich langsam versammelnde massenhafte russische Hauptarmee.

Vom Westen wird mitgeteilt, daß gleichzeitig mit dem Angriff zwischen Metz und den Vogesen ein neuer Einfall der Franzosen in Oberelsaß stattgefunden hat und dieser Versuch „durch den Sieg in Lothringen vereitelt“ ist. „Der Feind befindet sich auch im Oberelsaß im Abzuge.“ Die sorgfältige Wahl dieser Worte gibt zu denken. Es scheint, daß Mülhausen nochmals wieder auf kurze Zeit französisch gewesen ist. Aber nun ist auch dort „der Feind im Abzuge“. Möge es jetzt endgültig gelten, daß der deutsche Boden vom Feinde gesäubert ist!

Im Osten ist es geglückt, den mit starken Kräften herandrängenden Feind bei Gumbinnen zurückzuwerfen und ihm 8000 Gefangene und 8 Geschütze abzunehmen. Eine schon verloren geglaubte Kavalleriedivision des ersten Armeekorps fand sich wieder ein und brachte 500 Gefangene mit. Aber allerdings schon die Tatsache, daß jetzt um Gumbinnen gekämpft wird, bedeutet, daß der Krieg weiter ins deutsche Inland drängt und die amtliche Mitteilung sagt auch ganz offen, daß weitere russische Verstärkungen nördlich des Pregel und südlich der masurenischen Seenlinie im Vorgehen sind. Das bedeutet Umgehung und vielleicht weitere Zurückdrängung unseres ersten Armeekorps, das jetzt von allen kämpfenden Teilen die schwerste Aufgabe hat. Königsberg schiebt überflüssige Bewohner ab und vertreibt flüchtende Familien den Eintritt, weil es im Falle einer Belagerung keine zu große Bevölkerung brauchen kann. Vor Marienburg wird das Wasser in die Niederungen gelassen. Es ist sehr ernst. Während die Siege im Westen mit Flaggen und Schmut begrüßt werden, rüstet sich unsere militärische Provinz zu einem Ringen auf Tod und Leben. Was wird werden? Das Telegramm sagt: über das weitere Verhalten unserer Armeeen muß noch Schweigen bewahrt werden, um dem Gegner unsere Maßnahmen nicht vorzeitig zu verraten.

Im Laufe des Tages mehren sich die guten Mitteilungen von der Westgrenze: in Lothringen hat die verfolgende Armee die Linie Luneville—Blamont erreicht und setzt die Verfolgung fort. Nördlich von Metz hat die Armee des deutschen Kronprinzen „zu beiden Seiten von Longwy vorgehend“ den gegenüberstehenden Feind siegreich zurückgeworfen. Vor Namur donnern seit vorgestern Abend die deutschen Geschütze. Der Vormarsch ist allgemein. Die große Kriegsmaschine arbeitet. Der Mechanismus des Krieges, getragen von hunderttausenden hingebender Einzelseelen tut sein Werk.

Heute erwarten die Japaner eine Antwort auf ihre Unverschämtheit! In japanische Gesandte hat seine Abschiedspässe erhalten. Mehr haben wir nicht zu sagen.

Montag, 24. August.

Das 21. Armeekorps ist in Luneville eingezogen. Der linke Flügel der in Lothringen vorwärtsdrängenden Truppen hat bis jetzt 150 Geschütze erbeutet. Die Armee des deutschen Kronprinzen geht über Longwy hinaus weiter vor. Die Armee des Herzogs Albrecht von Württemberg hat nördlich von Sedan auf belgischem Boden einen Sieg errufen, die bis dahin ihr entgegengekommene französische Armee vollständig geschlagen und ihr zahlreiche Geschütze, Feldzeichen, Gefangene, auch Generäle, abgenommen. Westlich der Maas sind unsere Truppen im Vorgehen gegen Maubeuge. Eine englische Kavalleriebrigade ist geschlagen!

Das Letztere macht besondere Freude, da wir sonst bis jetzt so wenig Gelegenheit haben, den Engländern zu zeigen, daß es auch für sie keine kleine Sache ist, dem deutschen Volke ohne Grund den Krieg zu erklären. Wichtiger aber ist der Gesamteindruck, daß die bisherigen deutschen Siege keine Zufallsfächer sind, sondern daß überall, wo die beiden Armeen sich treffen, der Deutsche der Stärkere ist. Dagegen spricht auch nicht, daß die Franzosen (zwei Mal?) bis Mülhausen vorgebrungen sind, denn dort ist die geographische Lage so, daß eine Schlacht gar nicht anderswo als erst am Fuße des Gebirges ausgefochten werden kann. Mülhausen wurde zuerst ohne Zwang von Militär und Behörden geräumt, ehe überhaupt die Franzosen angelangt waren, weil man sie aus der Schlucht herauskommen lassen mußte, wenn man sie schlagen wollte. Jetzt sind von Mülhausen bis Maubeuge die Franzosen im Zurückgehen. Der Krieg wird von der

Grenze in das französische Land hinein verlegt. Frankreich muß ein zweites Mal erdulden, was es 1870 erlitten hat. Selbst wenn wir mit vollem Herzen uns unserer Siege freuen, darf uns das nicht abhalten, der vielen einfachen Leute in Frankreich zu gedenken, die jetzt ebenso flüchten wie unsere treuen Landsleute bei Tilsit und Gumbinnen.

Italiens Neutralität wird von neuem versichert.

Dienstag, 25. August.

Bei heißem Wetter wird in allen Weltgegenden weiter gekämpft. Die Züge der Verwundeten und Gefangenen mehren sich. Flüchtlinge aus Ostpreußen werden untergebracht. Es ist ein gräßlicher Gedanke zu wissen, daß Rosaken deutsche Dörfer verbrennen. Wir haben vorher gesagt bekommen, daß es so werden würde, daß die Heeresleitung bei der Doppelheit des Krieges so handeln müsse, wir sehen es ein und sind voll Vertrauen, aber trotzdem beginnt es innerlich zu kochen. Die Russen behaupten dann, Siege errufen zu haben! Es scheint, daß sie in die Welt hinein posaunen, sie hätten 4 deutsche Armeekorps besiegt. Diese Nachricht ist unwahr, kein deutsches Armeekorps ist geschlagen; in geordnetem Rückzug verlassen unsere tapferen ostpreussischen Truppen unhaltbare Stellungen an der Grenze. Der Feind soll in Insterburg sein!

Österreich hat sein in Ostasien befindliches Kriegsschiff angewiesen, bei Tsingtau mit zu kämpfen. Belgrad wird, wie man hört von den Serben befestigt, was zur Folge haben dürfte, daß es beschossen werden kann.

Eben kommt die Nachricht von der Einnahme von Namur. Hurra!

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, den 18. August.

Der Jahrestag von Gravelotte und der Geburtstag des österreichischen Kaisers. In der Luft liegt die Ahnung von großen Kämpfen, die jetzt im Westen sein müssen. Die Straßen sind nun fast leer von Soldaten. Allmählich setzt der Verkehr der Stadtbahnzüge wieder regelmäßiger ein. Die Stimmung der Bevölkerung ist gleichmäßig ruhig und verständnisvoll den inneren, wirtschaftlichen Krisen und gehoben den äußeren Kämpfen gegenüber.

Im Ausland verbreitet man, es seien sozialdemokratische Unruhen in Berlin. In Wahrheit arbeitet die deutsche Sozialdemokratie, gestützt auf ihre feste, organisierte Verbindung mit den breiten Massen, in ebenso muster-gültiger Weise an der ruhigen, sachgemäßen Abwicklung der Kriegswohlfahrtspflege zu Hause, wie ihre Mitglieder draußen Schulter an Schulter neben den anderen im Feld stehen. Welch ein Glück ist es, daß diese Organisation der Masse da ist; daß in das Chaos von unkontrollierbaren Stimmungen, Leidenschaften und Wüten geordnete Kanäle der Beeinflussung hineingehen! Wir empfinden in unserer Arbeit den Segen dieser festen Beziehungen allenthalben.

Im übrigen ist dies Lügengewebe, mit dem England und Frankreich das ganze Ausland umspinnen, diese rücksichtslose Proklamierung des Krieges gegen die Wahrheit, etwas tief Erbitterndes und Niederdrückendes. Ist die Wahrheit nichts als eine Konvention, deren Gültigkeit man beim Zerfall des friedlichen Völkerverkehrs auf die eigenen Grenzen beschränken kann?

Mittwoch, den 19. August.

Ein einziges Zeitungsblatt bringt vier Nachrichten von großzügiger Selbsthilfe in Handel und Gewerbe: Kriegskreditbanken, die gleichzeitig in Berlin und München gegründet sind (sicher sind andere Städte auch schon dabei), um besonders den mittleren und kleinen Handverletern und Kaufleuten zu helfen. Der Kriegsaussschuß der deutschen Industrie, der die systematische Unterbringung der Angestellten und Arbeiter sichern soll, der deutsche Bankbeamtenverein, der jetzt schon einen Unterstützungsfonds für die durch den Krieg dienstunfähig werdenden Mitglieder organisiert, und der Zusammenschluß aller Tabakindustriellen zum Zweck, die Großaufträge von Heer und Marine auf sämtliche leistungsfähigen Produktionsstätten zu verteilen. Wenn

es auch selbstverständlich hier und da Leute gibt, die aus der gegenwärtigen Lage Vorteil für sich ziehen, so zeigen doch diese Zusammenschlüsse, daß der vorherrschende, siegende Zug in Handel und Gewerbe auf Zusammenschluß und Gemeinnutzen gerichtet ist. Schritt für Schritt, Zug um Zug schafft sich unsere Volkswirtschaft ihre friedliche Kriegsorganisation.

Donnerstag, den 20. August.

Arbeitslosenunterstützung! Die Forderung taucht mit Recht jetzt allenthalben auf. Das Reichsamt des Innern hat sich mit dem Prinzip einverstanden erklärt, daß Unterstützungen an Arbeitslose nicht als Armenunterstützungen anzusehen sind und die öffentlichen Rechte nicht berühren. Die Arbeitslosenunterstützung gehört unbedingt zur inneren Kriegsausrüstung: zur wirtschaftlichen wie zur seelischen. Es ist unökonomisch, Milliarden Goldes und das Leben Tausender gegen den äußeren Feind einzusetzen und zugleich die Widerstandskraft des Volkes zu Hause zu vernachlässigen.

Die Massen müssen ja doch erhalten werden — so oder so. Man gebe dieser Erhaltung die seelisch heilsamste Form — die Form, die dem Armen möglichst ferngerückt ist und das moralische Gefühl der Tausende schon, die der Krieg in eine nie erlebte, niederdrückende Abhängigkeit von öffentlicher Hilfe bringt. Am besten wäre Arbeit.

Freitag, den 21. August.

Eine Fahrt in den Norden Berlins zum Besuch unserer Hilfskommissionen. Sie bearbeiten jetzt bis zu 300 Fällen täglich. Das Straßenbild da draußen ist seltsam verändert.

Niemals waren die Parks, Plätze, Alleen so überfull, wie in diesen sonnigen Augustnachmittagen. Die Begränder gesäumt von Frauen, auf hinausgetragenen Feldfrüchten oder Küchenschmelen; auf Kies und Pflaster und Rasen hoch und kugelt und krabbelt das Gewimmel des jüngsten Deutschland, und aus den Kinderwägelchen kräht das allerjüngste: Man sieht, daß die Frauen es zu Hause nicht aushalten. Daß sie aneinander Trost und Halt suchen. Und so drängen sie sich an den Warterräumen der Beratungsstellen. Die Ratlosigkeit, die Einsamkeit sind fast noch schlimmer als die eigentliche Not. Jubelnd und stolz, unter Soldatenwigen und Hurras sind die Männer wie in eine andere Welt verschwunden, zu der die Frauen den Weg nicht zu finden wissen, und die sie sich nicht vorstellen können. Nun ist es auf einmal still um sie herum. Sie haben vorher gar nicht gewußt, wie das sein würde. Alles hat man miteinander besprochen: Die Arbeit, die Nachbarn, den Spaziergang, die Kinder. Der Tageslauf bekam seine Abschnitte dadurch, daß der Mann fortging und wiederkam, seine Freuden, wenn ihm das Essen schmeckte. Er besorgte den Verkehr mit Hauswirt und Steuerbehörden, er erzählte, was draußen in der Welt geschah.

Jetzt ist die Frau auf sich angewiesen. Und nun ereignen sich die Dinge, die man ja gewußt, aber sich doch nicht so recht vorgestellt hat. Der Verdienst bleibt aus. Der Zahltag für die Miete kommt. Muß man Miete zahlen, wenn Krieg ist? Doch wohl nicht; es liegt ja klar auf der Hand, daß man nichts hat. Wovon soll Miete gezahlt werden, wenn der Mann im Kriege ist? Mit heißem Schreden hören sie, daß man doch zahlen muß.

Man muß bedenken, daß Tausende von Frauen aus der gehobenen Arbeiterschicht und dem Kleinbürgertum vor diesen Fragen stehen, Frauen, die wissen, daß der höchste Stolz ihres Mannes war, nicht in Berührung mit der Armenbehörde zu kommen.

Alle gewohnten Auswege führen ins Leere. Man will Arbeit suchen: es gibt keine. Ueberlastete Behörden haben nicht Zeit für verängstigte und verwirrte Fragen.

Und doch — wenn sie erst ein wenig klarer sehen: wieviel Geduld und Standhaftigkeit, welch einfache und selbstverständliche Bereitschaft, ihr Teil an der allgemeinen Last mitzutragen. Wieviel instinktives Verständnis, daß es Notwendiges, Unabänderliches auf sich zu nehmen gilt.

Fester als je klammern sich die zurückgebliebenen Frauen an ihr zu Hause. Sie sind schwer zu überreden, in die Entbindungsanstalt zu gehen, wenn sie ein Kind erwarten. Der Mann könnte unterdessen

zurückkommen und sie nicht finden. Sie geben weniger bereitwillig ihre Kinder in Horte und Kindergärten, selbst wenn sie es da besser haben.

Durch die Arbeiterstraße, an deren einer Seite sich die stolze, ruhige Fassade des wunderschönen Fabrikhauses der A. E. G. von Peter Behrens hinzieht, lärmten die Wuben, denen die Väter ein Stück ihrer Kampfesfreudigkeit zurückgelassen haben. Einer hat sich das Gesicht fürchterlich rot geschmiert und spielt den Russen. Sind nicht diese Mütter, die still und geduldig mit ihren kleinen Kindern vor den Haustüren sitzen, diejenigen, die heute am allermeisten opfern? Nicht nur den geliebten Mann, sondern die ganze, mühsam aufgebaute, sorgsam gehütete Grundlage eines sicheren kleinen Lebensglücks? Ihnen so beizustehen, daß durch die lähmende Unsicherheit und Not immer wieder wenig von der Schwungkraft und dem Stolz dieser großen Tage bringt, dazu sollten wir alle helfen.

Sonnabend, den 22. August.

Der „New Statesman“, den die Webbs und Bernard Shaw herausgeben, bringt einen deutschfeindlichen Aufsatz. Auch hier hüllt sich England in den Mantel der Tugend und spricht davon, daß Deutschland die englische Regierung in der Frage der Neutralität Belgiens für „läuslich“ gehalten habe. Es ist einem doch, wenn man diese phrasenhafte moralische Verurteilung Deutschlands liest, als ob man einen Freund verlöre. Mit Shaw und den Webbs haben uns feste Bande gemeinsamer sozialistischer Ideale und volkswirtschaftlicher Anschauungen verbunden. Es ist ein merkwürdiges Erlebnis, wenn das alles plötzlich ausgelöscht wird und nur die Feindschaft der Nationen übrigbleibt.

Sonntag den 23. August.

Die Litfaßsäulen fangen wieder an, sich mit Anzeigen zu bedecken. Der Stillstand des Friedenslebens sprach von ihren leeren Oberflächen. Jetzt fangen ein paar Theater wieder an zu spielen. Und das ist richtig. Es muß etwas geschehen, um einen Teil der großen Spannung durch gute Kunst zu lösen. Es besteht ein Plan, das auch durch gute Volksunterhaltung im großen Stil zu tun.

Montag den 24. August.

Glücklinge von der Ostgrenze sind hier angekommen. Während jubelnde Mengen der Kronprinzessin für den Sieg von Longwy huldigten, trafen Vertriebene, vor allem Frauen und Kinder, aus den gefährdeten Orten der Ostgrenze draußen auf den östlichen Bahnhöfen ein. Es ist gut, daß alle ersten Eindrücke gleich ihre eigene Ueberwindung in sich tragen: die Aufgaben, die sie bringen.

Dr. Kurt de Bra / Für was wir kämpfen

Die Stunde ist ungeheuer ernst und entscheidend für Jahrhunderte. Das fühlen und wissen wir alle. Der Deutsche kämpft jetzt — ganz unredensartlich gesprochen — einen Kampf auf Leben und Tod.

Deutsche Art war es, stets schwer und gewissenhaft zu fragen: Wofür kämpfen wir? Der Deutsche ist nie Barbar genug gewesen, um das Vergießen von Blut als Selbstzweck zu empfinden. Erst dann vermag die deutsche Waffe mit ganzer Wucht niederzufahren, wenn das deutsche Gewissen sich unzweideutig klargemacht hat, wofür wir kämpfen. Die Frage: Wofür kämpfen wir? stellt also in diesem Augenblicke die Gewissensprüfung des deutschen Volkes dar.

Jeder einzelne unserer tapferen Krieger weiß, daß er für Weib und Kind, für Haus und Heimat kämpft. Jeder einzelne fühlt, daß er nicht allein für seine eigene Selbsterhaltung, sondern für die Selbsterhaltung des deutschen Volkes sein Leben einsetzt. Es muß aber auch dem deutschen Volke gesagt werden,

daß es mit seiner kraftvollen Selbsterhaltung der ganzen Menschheit dient. Die schwere Zeit leistet wohl jetzt die Bürgschaft, daß keine chauvinistische Liebeserklärung vorliegt, wenn wir behaupten: das deutsche Volk ist das eigentliche Menschheitsvolk, und wo es um die Selbstbehauptung dieses Volkes geht, da handelt es sich um die Selbstbehauptung des wertvollsten Teiles der Menschheit. In solchen Zeiten, wie wir sie erleben, soll der einzelne ohne Scheu sagen und zeigen, was er an seinem Volke und an seinem Vaterlande hat. Und ohne jede Ueberhebung sei das Wort niedergeschrieben: Das deutsche Volk in seiner geschichtlich verwirklichten Kultur stellt den besten Zugang zu den Ewigkeitswerten dar, welche die Menschheit im Laufe der Weltgeschichte bis jetzt erarbeitet hat. Menschheitsvolk im Sinne Fichtes zu sein, ist unser Ziel: deutsch und eben dadurch offen für alle Wahrheit und Kraft, die es auf Erden gibt!

Das deutsche Volk hat in der Vergangenheit sich selbst als Volk der Menschheit begriffen, indem es gern und willig die wertvollen Eigentümlichkeiten der anderen Völker anerkannte und annahm, sie in seiner eigenen herrlichen Volksseele umbildete und alles als Material zur Auszubildung der Menschheit und Menschlichkeit verwendete. Ueberall, wo der Deutsche auf dem Erdbreis etwas bleibend Wertvolles wahrnahm, das von einem Volke geschaffen und gedacht war, da hat er es in freier Wahlverwandtschaft aufgegriffen, es zu seinem seelischen Eigentum gemacht und es auf eine Weise ausgedrückt und angewandt, die der ganzen Menschheit sowohl als der Sache der Menschlichkeit zum höchsten Gewinn gereicht hat. Das beste aller Völker, ihren schönsten und wahrsten Seelenbesitz, hat deutsche Innerlichkeit allezeit aus der härtesten Umschulung eines künftigen Volkstums zu lösen gewußt und nicht allein zur Mehrung des eigenen seelischen Eigentums gebraucht, sondern auch in einem menschheitlichen Sinne vertieft und gesteigert. Das Fremde, das der deutsche Geist sich aneignete, hat er mit einer Genialität, die mit der Ewigkeit in Beziehung stehen muß, immer erweitert und vermenschlicht. Und nur deshalb konnte der deutsche Volksgeist so unermesslich reich werden und alle Völker befruchten, weil er die tiefste Ausprägung des Geistes der Menschheit darstellt, die je einem Volke gelungen ist.

In Wissenschaft und Kunst, in Dichtung und Sprache, in Sittlichkeit und Religion, auf dem ganzen reichen Gebiete menschlicher Kultur, überall hat der Deutsche mit einer unglaublichen Vorurteilslosigkeit und einer schier übermenschlichen Gerechtigkeit die wahren Werte jedes Volkes erkannt und gewürdigt, sie durch seine Seele willig hindurchgehen lassen und in gesteigertem Ausdruck der ganzen Menschheit vermittelt. Was der Deutsche übernahm, das übernahm er nicht wie eine leere Form, sondern mit unglaublicher Aktivität saugte der Deutsche jeder Erscheinung eines fremdbartigen Volksgeistes das aus, was auf der wahren Linie der Menschheit und Menschlichkeit lag. Das tat das Menschheitsvolk der Deutschen; unstreitig ist das die unsterbliche Leistung des Deutschtums. Das Deutschtum, die Eingangspforte zur Menschheitskultur — so war unzweifelhaft der Plan der Vorsehung.

Wie oft haben wir erlebt, daß die dem Deutschen eingeborene Weltweite und Vorurteilslosigkeit und das Vermögen, unbefangene die Vorzüge des fremden Wesens zu würdigen, uns im eigenen Lager zum bitteren Vorwurf gemacht wurde. Auf Engländer und Franzosen wurden wir hingewiesen und auf die scheinbaren Erfolge, die nationalistische Borniertheit und Arroganz davongetragen hatten. Aber der Deutsche verschmähte es, fremde Völker, wie Franzosen und Engländer, in ihrem Chauvinismus schwächlich nach-

zuahmen. Seine eigene ursprüngliche Naturanlage war, die lebendigste Darstellung des Menschheitsgewissens in einem Volke zu sein und, wie die deutsche Bildung fast von selbst zur Menschheitsbildung emporwuchs, so ward deutsches Gewissen und Menschheitsgewissen immer mehr eine Einheit. Wie Lessings „Nathan“ in großartiger Duldung alle Weltreligionen als gleichwertig ansah, indem er in allen einen Pfad, der zum Höchsten führte, erblickte, so sah der Deutsche gelassen in jedem Volke eine andere Möglichkeit, innerhalb der menschlichen Schranken sich dem Göttlichen zu nähern, eignete sich das Nachahmenswerte des fremden Volkstums an und schritt seines eigenen Wesens froh auf dem Wege der Menschheit weiter.

Und nun wird dieses Menschheitsvolk von allen Seiten angegriffen. Sein Existenzrecht wird bestritten von fremden Völkern, die aufgepeitscht sind von ganz niedrigen barbarisch-nationalistischen Instinkten asiatischer Färbung (Rußland!), von Eitelkeitsmotiven einer greisenhaften, romanischen Kultur (Frankreich!), von giftigem, nur sich selbst etwas gönnendem Krämergeist und Handelsneid (England!) Wahrlich — diese Staaten und Völker sind nicht zu beneiden wegen der schweren Verantwortung, die sie vor dem Richterstuhl der Weltgeschichte auf sich laden. Diese Völker haben es einmal zu verantworten, wenn mit dem deutschen Volke zusammen die gesamte Menschheit zurückgeworfen wird auf jene barbarische Kulturstufe, auf der wir bisher die Balkanvölker zu sehen gewohnt waren, auf jene Kulturstufe, da jedes Volk nichts mehr vom anderen Volke lernt, anerkennt, würdigt, sondern nur noch zu hassen und auszurotten sucht. Einen schrecklichen Schlag wird auf jeden Fall die Menschheitskultur empfangen. Offenbar haben die fremden Völker, unsere gegenwärtigen Feinde, unsere Gerechtigkeitsliebe und menschheitliche Vorurteilslosigkeit als Schwäche und Dummheit gedeutet und sind neidisch auf unseren Aufschwung über uns hergefallen, wie Straßenräuber im günstigen Momente über arglose Reisende herfallen. So wenig erkennen die fremden Völker das Wesen des Menschheitsvolkes, welches in Gewißheit der ewigen Bestimmung der Menschheit vertrauensvoll seine Bahn wandelt.

Welches auch immer der Ausgang des Krieges sein mag, es ist nicht auszudenken, welches Elend er im Gefolge haben muß, wie viele herrliche Kulturkeime zertreten sein werden, welche Geister des Chaos nunmehr auferstehen werden. Indem die anderen Völker sich wie die Raubtiere auf das Menschheitsvolk der Deutschen gestürzt haben, haben sie die Kultur um Jahrhunderte unterbrochen und zurückgeworfen. Denn wenn dasjenige Volk, das die hohen Gedanken der Menschheit und Menschlichkeit in seiner Kultur am meisten verkörpert hat, entweder niedergetreten wird oder auf ganz andere Bahnen, in die Geise der rohesten nationalistischen Instinkte, durch die innere Konsequenz der Notwehr gedrängt wird, dann ist ein Schaden angerichtet, der in langen, langen Zeiten nicht wieder gut zu machen sein wird.

Das deutsche Volk aber, das Menschheitsvolk der neueren Zeiten, wird sich in diesen schweren Zeiten dem Gefühle und dem Glauben hingeben: es ist unmöglich, daß die Vorsehung so viel Herrliches, das ein Volk sich als menschheitlichen Geistesbesitz erworben hat, an einen sinnlosen brutalen Untergang gewandt hat. Das deutsche Volk verteidigt mit sich selbst die Sache der Menschheit — mit ihm ist die Zukunft, mit ihm ist die Idee, mit ihm ist Gott. Wir kämpfen für deutsche Innerlichkeit, für deutsche Religiosität, für deutsche Kultur, für alles Hohe und Heilige, nicht nur eines Volkes, sondern auch der Menschheit.

Wie das deutsche Volk durch seine Gerechtigkeit und Weltweite der Gesinnung Anspruch auf den Namen des Menschheitsvolkes erheben kann, so kann auch jetzt das deutsche Volk ohne alle Vermessenheit, aber voll bescheidenen Stolzes mit dem Gefühle in den Kampf ziehen, daß mit dem Selbsterhaltungskampfe der Deutschen zugleich die Idee der Menschheit für sich selbst kämpft. Das Gefühl muß uns alle stärken, heiligen und ergreifen: es ist unmöglich, daß das Ewige sich selbst im Stiche läßt.

Paul Rohrbach / Hoch Mittag!

Den Krieg, den wir führen, muß man einen „reifen“ Krieg nennen. Der Friedensfreund im pazifistischen Sinne wird argwöhnen, wir hätten das Heranreifen der Krisis zum Kriege gewünscht. Darauf kann man mit Ja und mit Nein antworten. Der Krieg, ethisch und religiös genommen, ist eine Folge der menschlichen Unvollkommenheiten und Fehler, und von dieser Seite her betrachtet, kann er niemals erwünscht sein. Gibt man aber zu, daß kein großes Volk imstande ist, sich zu erhalten, wenn es grundsätzlich beschließt, keinen Krieg zu führen, so folgt daraus auch, daß Umstände eintreten können, unter denen jeder wissende Patriot den Krieg herbeiwünschen muß. Natürlich nicht den Krieg an sich, sondern den Krieg als Rettung aus der Gefahr des nationalen Untergangs. Ich bekenne offen, daß ich in den Tagen, wo die Entscheidung — Krieg oder Frieden — wie auf der Schneide des Messers schwankte, nicht vor dem Sinken der Kriegs-, sondern der Friedensschale gezittert habe. Der Friede, jetzt erhalten, hätte uns menschlicher Voraussicht nach nur dazu für den Augenblick vor den Opfern bewahrt, die wir jetzt bringen müssen, um uns wenige Jahre später unter schwereren Verhältnissen im Stiche zu lassen. Es wäre kein guter, sondern ein fauler Friede gewesen. Das haben auch die Lenker der Geschichte Deutschlands gewußt, und es ist ein Beweis für ihre aufs höchste gesteigerte Gewissenhaftigkeit, daß sie trotzdem auch den letzten Möglichkeiten des Friedens noch nachgejagt haben, unter denen es noch ein Friede zum Heile Deutschlands hätte werden können.

Wir haben schon früher gesagt, den Frieden bewahren hätte Oesterreich der Auflösung und Zerstörung ausliefern geheißen. Selbst aber, wenn wir den Judas spielen und unseren Bundesgenossen an Rußland hätten verschachern wollen, so hätten wir uns damit doch keinen wirklichen Frieden erkaufte. Wir sehen ja jetzt klar, daß England, oder vielmehr die am Ruder befindlichen englischen Männer und ihr Anhang, es nicht über sich haben gewinnen können, Deutschland als gleichberechtigte Macht, das deutsche Volk als Weltvolk neben dem englischen zu dulden. Der Krieg, dem wir gestern durch die Preisgabe Oesterreichs hätten entgehen können, war uns für morgen von Rußland und Frankreich doch zugebacht, und England hätte dann ebenso wenig neutral beiseite gestanden, wie es das jetzt tut. Darum durften der Kaiser und der Reichskanzler den Frieden aus der Hand Englands, Frankreichs und Rußlands nur nehmen, wenn es wirklich ein Friede war, nicht nur ein Aufschub des Ueberfalls bis zur vollkommenen Rüstung der Gegner. Die Angst darum, was bei diesem Kampf im Herzen der Lenker unseres Volkschicksals siegen würde, der Wille oder die Furcht gegenüber der ungeheuren Verantwortlichkeit, sie war es, die manchen deutschen Mann in den letzten Julitagen nicht schlafen ließ. Als sie uns von der Seele genommen war, da wußten wir auch, daß

uns der Sieg über den Räuberbund, den unsere Feinde gegen uns geschlossen haben, zuteil werden würde.

Der Vorgang, der die politischen Weltverhältnisse während des letzten halben Jahrhunderts durch seine Wirkungen beherrscht hat, ist die Entstehung des Deutschen Reiches. Die Reichsgründung entband die mächtigen wirtschaftlichen und geistig-organisatorischen Kräfte, die im deutschen Volke ruhten. Ein Menschenalter verging, und es zeigte sich, daß wir durch unsere zunehmende Beteiligung an der Weltwirtschaft mitten in die Weltpolitik hineingewachsen waren. Da bot uns England, unmittelbar nach dem Burenkriege, ein Bündnis an, indem es hoffte, uns dadurch in seine Gefolgschaft zu bringen und politisch ungefährlich zu machen. Hätten wir eine starke Flotte gehabt, so hätten wir den Vorschlag annehmen können, aber erstens besaßen wir die Flotte nicht und zweitens hätte England uns in dem Falle sicher kein Bündnis vorgeschlagen. Wir schufen die Flotte, aber je weiter wir damit vorankamen, desto feindseliger tönte es über die Nordsee: „Nieder mit Deutschland!“

Nun kam die Einkreisung. Frankreich wurde bald durch Marokko gefördert; Rußland war an sich gar nicht deutschfeindlich, aber es wollte seine eigne große Politik machen und ging nach Ostasien. Dafür verordnete ihm England die japanische Kur — zunächst mit dem glänzenden Erfolge, daß die russische Politik von ihren fernasiatischen Wegen umkehrte und sich wieder auf die alten Ziele im näheren Orient warf. Dabei mußte ihr Oesterreich-Ungarn zum Gegner werden, und indirekt durch Oesterreich-Ungarn auch Deutschland. Das war es, was England wollte.

Der englisch-russische Vertrag von 1907 legte Rußland scheinbar auf Nordpersien, in Wirklichkeit auf das von England in Aussicht gestellte gemeinsame Geschäft der türkischen Liquidation fest. Zweimal mißglückte der Anlauf. Im Sommer 1908 traf sich der Zar mit König Eduard VII. und dem französischen Präsidenten nacheinander vor Reval. Man besprach, wie von Mazedonien aus die Mine an die Türkei zu legen sei; aber im selben Augenblick änderte der Ausbruch der jungtürkischen Revolution die Lage, und als im Jahre danach bei der bosnischen Krisis Rußland uns und Oesterreich durch einen großen Spektakel einzuschüchtern versuchte, blieben wir kaltblütig, traten Oesterreich zur Seite und Rußland mußte zurückweichen, weil es vom japanischen Kriege her noch unfähig war. Das zweitemal zwangen wir es, seine ausgestreckte Hand wieder zurückzuziehen, als wir ihm Anfang 1913 erklärten, die Verletzung des türkischen Gebiets in Asien durch die Okkupation von Armenien nicht dulden zu können. Auch damals reichten der russische Mut und die russische Stärke noch nicht zum Schlagen.

Vom Ende des Balkankrieges an war es klar, daß Rußland und Frankreich direkt und gemeinschaftlich den Krieg gegen Deutschland vorbereiteten. Geredet wurde allerdings nicht vom Kriege, sondern vom Frieden, aber man dachte dabei an keinen andern Frieden, als den, der Deutschland auferlegt werden sollte, sobald die Rüstung gegen uns fertig war. Die eigentlich bewegende Frage für das Verständnis der Jahre von 1912 bis 1914 ist die, ob England auch während dieser Zeit kein anderes Endziel vor Augen gehabt hat, als uns klein zu machen, oder ob die englische Politik vorübergehend den Gedanken einer wirklichen Verständigung mit Deutschland aufgenommen hatte. Es ist nicht möglich, darauf heute schon eine bestimmte Antwort zu geben.

Die erste blickartige Beleuchtung der immer drohender sich gestaltenden Lage brachte die zweimal hintereinander wiederholte Mitteilung Schiemanns in seinen politischen Wochenüber-

sichten in der „Kreuzzeitung“ (sie erscheinen in Jahreshänden gesammelt im Verlage von Georg Reimer, Berlin), nach französischen Quellen, daß Frankreich gar nicht von selber auf die dreijährige Dienstzeit gekommen, sondern durch das kategorische Verlangen Rußlands dahin gedrängt worden war. Von 1913 ab ist es vor allem Rußland, das mit Wucht rüstet. Früher, als die ersten Milliarden von Frankreich nach Rußland flossen, wollten die Franzosen sich damit den russischen Freund für ihre Revanche kaufen, während der Russe sie kaltblütig ausbeutete. Zuletzt aber drehte sich das Verhältnis um: in Frankreich verlor ein immer größerer Teil der Nation den Mut und die Lust für den Gang auf Tod und Leben mit dem gewaltigen Nachbar, aber der wütende russische Panславismus schleppte die Franzosen an der goldenen Kette, mit der sie sich selbst gebunden und ihm ausgeliefert hatten, zur Schlachtbank. Rußland zwang Frankreich die dreijährige Dienstzeit auf, und Rußland erpreßte von Frankreich die neuen Milliarden, um seine Mobilmachungsverhältnisse gegenüber Deutschland auf die Höhe zu bringen.

Ein Blick auf den direkten und indirekten russischen Militärplan für 1914, 15 und 16 zeigt, daß die Ausgaben für Heer, Flotte und strategische Bahnen im Verhältnis zu allen übrigen Budgetposten geradezu wahnsinnige Maße angenommen hatten. Es war ausgeschlossen, daß auf diese Weise trotz aller französischen Kredite länger als zwei oder drei Jahre gewirtschaftet werden konnte. Anfang 1916 sollte der Friedensstand des russischen Heeres auf nahezu zwei Millionen Soldaten anschwellen, fast das 2½fache des unsrigen! Dieser Rüstungsparoxysmus konnte nur so gedeutet werden, daß es der Wille zum Kriege selbst war. Daselbe galt für die dreijährige Dienstzeit bei den Franzosen, denn es war unzweifelhaft, daß dieses selbstmörderische Opfer nur wenige Jahre getragen werden konnte.

Nun riß die Verblendung die serbischen Mörder dazu fort, den Erzherzog Franz Ferdinand niederzustrecken und damit Oesterreich-Ungarn vor die Daseinsfrage zu stellen, bevor Rußland seinen beschleunigten Aufmarsch vorbereitet und bevor Frankreich sein veraltetes Gewehr durch ein neues ersetzt, eine schwere Feldartillerie geschaffen, die nördlichen Festungen modernisiert und die Mängel in der Bekleidung der Truppen ausgefüllt hatte. Als Rußland sah, daß Oesterreich den Kampf dem Selbstmord vorzog, mußte es wählen: entweder Serbien fallen lassen und zum Kriege weiter rüsten — oder mit Frankreich zusammen schlagen, so wie die Genossen gingen und standen! Den Franzosen lag alles daran, nicht jetzt kämpfen zu müssen, aber die russische Kriegspartei belog und verschüchterte den armen Teufel von Zaren rundum und schleppte ihren französischen Sklaven mit Drohungen hinter sich her. Als der Botschafter Cambon Berlin verließ, da sagte er: wenn wir wären, was die . . . sind, so würden wir Rußland allein in diesen Krieg ziehen lassen! Dies Wort zeigt den wahren Grad der französischen Kriegsstimmung beim Ausbruch der Katastrophe.

Nun stellen wir uns vor, was es für uns bedeutet hätte, um den Preis, daß wir Oesterreich zur verhängnisvollsten Nachgiebigkeit zwangen, uns vielleicht noch zwei Jahre sogenannten Frieden zu kaufen. Dann hätten wir 1916 ein so weit ausgebautes Eisenbahnsystem in Polen und Westrußland gehabt, daß die Russen an unserer Grenze von Ostpreußen bis Schlessien aufmarschieren und uns mit aller Macht anfallen könnten, bevor wir mit den Franzosen fertig wären. Dann hätten wir eine neu bewaffnete und gut ausgerüstete französische Armee und umgebauten französischen Festungen zu bekämpfen gehabt. Dann hätten wir endlich kein einiges, sondern ein

zerstücktes, moralisch schon geschlagenes Oesterreich als Bundesgenossen gehabt. War es da zu verantworten, war es möglich, unter solchen Umständen vor dem Entschluß zum Kriege zurückzuweichen? Wir haben gewartet und unseren Unmut bezähmt. Wir haben Stunde um Stunde vom Tage verrinnen, haben die Sonne höher steigen und um des Gewissens willen die Spanne Zeit, die uns für den Entschluß noch blieb, kürzer und kürzer werden lassen. Da endlich, als es schon hoch Mittag war und die höchste Zeit zum Werk der Rettung an unserer nationalen Zukunft, da fuhr der Schlag nieder, der uns von der Gefahr der Versäumnis erlöste. Nun sind wir an der Arbeit und erleben es, daß der Baumeister der Welt sie fördert und lohnt.

Dr. Fritz Wertheimer / Der Weltkrieg und Ostasien

Als dieser Krieg in Europa ausbrach, da herrschte vielfach die Ansicht vor, Rußland als slawische Vormacht sei unser Hauptfeind, Frankreich als sein enger Verbündeter und Hüter der Revancheidee sei ein böser Gegner, Belgien als neuester Organisator des Franktireurkrieges ein widerlicher Feind. Nur mit England, dem gezwungen in den Kampf hineingezogenen, würden wir auf die ritterlichste Art der Welt die Waffen kreuzen. Um es studentisch auszudrücken, zwischen all den Pautereien und Bolzereien werde hier ein schneidiger, eleganter und ehrenvoller Waffengang zu sehen sein. Die so optimistisch dachten, sind bald belehrt worden. Immer klarer wird es, daß auch die vielredenden und großspurigen Nachbarn Frankreich und Rußland gar nicht Herren ihres eigenen Willens waren, sondern daß England der Drahtzieher ist und sie die Marionetten. Rußland hat schon einmal diese englische Regie des Welttheaters am eigenen Leibe erfahren. Das war zur Zeit, als sein Druck auf Persien und Indien den Engländern verdächtig und schädlich schien, und als man Japan zum Kriege gegen den Zarismus hegte. England erreichte, ohne auch nur den Finger krumm zu machen, sein Ziel: Rußland wurde beträchtlich geschwächt, und Englands Politik in Mittelasien ging wieder voran. Zwar hatte man mit einem so starken militärischen Siege Japans nicht gerechnet, aber auch dieses siegreiche Japan ließ man in Portsmouth im Stich, und ein Japan ohne beträchtliche finanzielle Kriegsentuschädigung mußte fernerhin ein reiner Vasall der Londoner Börse werden. England erlaubte ihm, sein Heer auszubauen, und unterstützte auch den Ausbau seiner Flotte, die im Gelben Meere Wachdienste verrichten mußte und als englischer Stellvertreter funktionierte, weil ja England seine Hauptmacht gegen Deutschland in der Nordsee versammeln mußte. Nichts zeigt klarer als der heutige Kriegsausbruch, wie gering man in England den französischen Entente-Genossen einschätzte. Den kühlen Rechnern wie Grey und Churchill erscheinen sicherlich Leute wie Poincaré und andere Helten des Mundwerks keine gleichzuachtenden Größen. Man schmeichelt ihrer Eitelkeit, und man benutzt sie zu rein egoistischen Zwecken. Dieses Frankreich unserer Tage ist heulend und zähneklappernd in den Krieg gezogen, aber England hat es kaltlächelnd und vergnügt hineingetrieben.

Denn England hält den Zeitpunkt für gekommen, um sich wiederum eines starken Druckes zu entledigen! Um das in Handel und Schifffahrt ihm zum ernstesten Konkurrenten erwachsene Deutschland auf die Knie zu zwingen. Wir kämpfen gegen Rußland und Frankreich auf dem Schlacht-

felde, aber wir kämpfen mit England auf dem Gebiete der vergifteten politischen Intrigen.

England, der angelsächsische Bruder, der Hüter der Kultur und der Zivilisation in der Welt, ruft gegen uns Slawen und Franzosen auf, und es hält diese beiden Mächte und seine eigene Territorialarmee noch nicht für stark genug, uns niederzuzwingen, es trägt den Kampf auch hinüber zu den Schwarzen und den Gelben. Es kann nicht deutlich genug gesagt werden: Der Text des japanischen Ultimatus, dieses seltsame Gemisch von Naivität und einfach bodenlos hinterhältiger Frechheit, mag in Tokio verfaßt sein, die Erlaubnis zum Absenden ist in London gegeben worden. Japan fordert uns auf, unsere Kriegsschiffe aus japanischen und chinesischen Gewässern zurückzuziehen und unser Pachtgebiet Kiautschou bis zum 15. September an Japan zurückzugeben ohne jede Kompensation. Dies tun zu wollen, sollen wir bis zum 23. August erklären. Eine kleine Teufelei steckt noch dahinter. Wir sollen die freie Wahl haben, Kiautschou auch an China abzutreten. Nun heißt es zwar im deutsch-chinesischen Pachtvertrag vom 6. März 1898 im Artikel 5: „Sollte Deutschland später einmal den Wunsch äußern, die Kiautschoubucht vor Ablauf der Pachtzeit an China zurückzugeben, so verpflichtet sich China, die Aufwendung, die Deutschland in Kiautschou gemacht hat, zu ersetzen und einen besser geeigneten Platz an Deutschland zu gewähren.“ Aber nehmen wir einmal den Fall, wir seien bereit, unser Pachtgebiet an China jetzt rasch abzutreten, so würde China an uns eine Schuld von ungefähr 350 Millionen Mark zu zahlen haben, die Japaner würden ihm das eben erst erlangte Gebiet doch sofort wieder abnehmen, und der Erfolg für China wäre eine doppelte Schädigung und ein berechtigter Haß auf den Urheber Deutschland. Nehmen wir aber an, das japanische Ultimatum besage, daß wir auch an China das Pachtgebiet ohne Kompensation abtreten sollten, so hätte ein solcher Ausweg nur den Erfolg, das japanische Prestige bei den Chinesen zu stärken und das unserige zu schwächen. Japan, das sich rühmt, über die Russen als erste weiße Rasse gesiegt zu haben, könnte fortan sagen: Seht, inzwischen sind wir so mächtig geworden, daß sogar das große Deutschland den Kampf mit uns scheut und sich feige hinter China zurückzieht. Daß dieses japanische Ultimatum glatter Ablehnung verfallen wird, und daß das prächtige Telegramm des Gouverneurs Meyer-Waldeck: „Garantiere Pflichterfüllung bis aufs äußerste“, in die harte Wirklichkeit überseht werden wird, darüber bestehen kaum irgendwo Zweifel. Wir Deutschen haben als Politiker leider zu oft nur nach der Wirklichkeit gefragt und das Zukünftige außer acht gelassen, jetzt können wir ruhig einmal von aller Zukunft absehen und uns für die harte Wirklichkeit stählen. Gleichgültig, was aus unseren Besitzungen in Ostasien werden wird, die Ehre der deutschen Flagge und des deutschen Namens wird gewahrt sein, und das ist für das spätere Prestige in dem wirtschaftlichen Zukunftslande China das Ausschlaggebende. Herz und Verstand gebieten uns für diesen Fall das gleiche Verhalten. In diesem Momente schreibt einer, der mit unendlicher Liebe an dem Deutschtum in Ostasien hängt und der nach vielen anderen und neben vielen anderen an die Zukunft dort draußen fest glaubt, nicht gern wehmütige Schilderungen unserer Musterkolonie, stolze und berechnete Erzählungen über unsere Leistungen auf dem kulturellen und dem Handelsgebiet. Das mag späterer Zukunft überlassen bleiben. Jetzt stehen unsere Gedanken bei Größerem und Tieferem: bei der Existenz unseres ganzen Volkes und unseres deutschen Wesens, von dem Tsingtau ja nur ein ganz kleines Teilchen ist.

Die Engländer legen kalten Gemütes die Axt an den Ast, der die gemeinsame weiße Kultur in Ostasien trägt. Stets war ihnen unser tiefgründiges, der Ruhmredigkeit entbehrendes, aber zielbewusstes und im stillen reisendes Vorgehen in Ostasien, der Aufschwung unseres Handels, die Verbreitung unseres Wesens ein Greuel. Nach dem Japaner, den jeder Weiße in Ostasien, und den vor allem der Ostasien-Engländer in tiefster Seele als schmutzigsten und moralisch skrupellosesten Gegner haßt, stand den Engländern der Deutsche im Wege. Nur der Fanatismus des aufgeregten Krämerhaffes spricht daraus, daß man die japanische Meute auf das schutzlose Tsingtau losläßt, wo man Deutschlands Ostasien-Bestrebungen in der Wurzel zu treffen hofft. Man soll aber beileibe nicht Englands Staatsmänner für kurzichtig oder töricht halten. Sie überlegen sich ihre Taten genau. Der Erfolg eines japanischen Tsingtau wird sein, daß der Staat, der die Kiautung-Halbinsel und den Vorsprung der Schantung-Halbinsel zugleich besitzt — man sehe sich die Karte an —, auch Herr in Nordchina sein wird. Daraus ergeben sich für die englische Politik zwei Folgen. Zunächst wird ein einheitlich geschlossenes China, dessen südlich-revolutionäre, intelligente, aber unbeständige Elemente durch den ruhigen, kühlen und sachlich wertvolleren Norden militärisch beherrscht bleiben, unmöglich werden. Das ist das Ziel der japanischen Politik seit je gewesen, und dieses Ziel hat Japan gemeinsam mit Rußland in der Bekämpfung der Juanschkaischen Politik verfolgt. Nun kommt England als Helfer. Juanschkai wird mit Englands Zustimmung von der russisch-japanischen Umklammerung bedroht, wird ein unselbständiges Werkzeug dieser Politik werden müssen und keiner neuen innerchinesischen Revolution mehr widerstehen können. Das bedeutet in weiterer Ferne die Spaltung Chinas in einen Norden und einen Süden, der Norden wird von Japan und Rußland beherrscht werden, der Süden wird vielleicht selbständig werden können (unter der Kontrolle des englischen Hongkong!), und die Mitte, das viel umkämpfte Yangtschal, wird endlich nach dem Wunsch der Engländer eine englische Domäne werden. Das ist das eine. Japan und Rußland aber werden im Norden nun noch nähere Nachbarn. Der russische Drang geht seit dem Verlust Dalnys auf einen neuen eisfreien Hafen am Gelben Meere; das japanische Lebensinteresse ist entgegengesetzter Richtung. Die beiden heutigen Freunde und Waffengenossen werden ebenso schnell wieder Feinde werden, und England kann sein diplomatisches Spiel von 1904/05 wiederholen und beide wieder gegeneinander hegen. Und es wird sich auf diese Weise durch Schwächung der beiden Gegner wiederum von dem Druck befreien, den die heutige Unterstützung der beiden Mächte in Ostasien notwendigerweise auf Englands Interessen selbst ausüben müssen. So ungefähr lautet die Rechnung, und nur so wird man den in Ostasien lebenden Engländern und vor allem den Australiern das heutige Vorgehen plausibel machen können. Diese Rechnung umfaßt einen weiten Zeitraum von Jahren oder auch Jahrzehnten, aber sie ist klar und durchsichtig: ihre Grundlage ist rein egoistisch = englisch = Handels- und Machtinteresse.

Man hat bei uns erschreckt den Gedanken erörtert, Japans Bundesgenossenschaft mit Rußland könne uns in Europa schaden. Entweder könnten die Russen ihre gewaltigen ostasiatischen Truppenmassen zurückbefördern und im Westen verwenden, oder die Japaner könnten gar über Sibirien oder über Suez mehrere hunderttausend Mann gegen uns verschieben. All das ist haltlose Phantasie. Rußland hat 1904/05 ruhig seine Westgrenze von Truppen entblößen können,

weil ihm die Neutralität Deutschlands sicher war. Rußland und Japan sind auf dem Gebiete der politischen Unmoral zu ebenbürtige Gegner, als daß Rußland auch seinem heutigen Freund Japan so viel Ehrlichkeit zutrauen könnte. Der natürliche Interessengegensatz Japans und Rußlands in Ostasien verbietet sowohl japanische Truppensendungen über Sibirien, wie auch russische Blößen in Ostasien. Ganz im Gegenteil. Rußland wird sehr wohl damit zu rechnen haben, daß der japanische Appetit mit dem Essen wächst und das im Besitze Tsingtau befindliche Japan, unbekümmert um westliche Treubegriffe, eines schönen Tages auch an Rußland recht beträchtliche Forderungen bezüglich der mandchurisch-mongolischen Grenze und so fort stellt. Wir werden die japanisch-russische Waffenbrüderschaft noch in unseren Jahren auch wieder zersplittern sehen, und dasselbe Rußland, das heute freventlich den Weltfrieden brach, könnte noch einmal vor uns im Staube liegen und wieder um unsere „wohlwollende Neutralität“ in seinem Kampfe seinen ostasiatischen Feinden gegenüber stehen müssen. Aber auch der zweite Gedanke japanischer Truppensendungen über Suez ist eine Phantasie. Nicht nur weil Japan seine Stärke in der vollen Bereitschaft seines Heeres und seiner Marine in Ostasien erblicken muß, schon wegen künftiger russischer Verwicklungen und wegen der möglichen Veränderung der Lage in China, sondern auch weil Englands vitalstes Interesse gegen solche Wagnisse ist: England hat nicht etwa volles Vertrauen zu seinem Verbündeten Japan. Die starke Befestigung Singapores hat nur einen Sinn, wenn man dadurch japanisches Vordringen auf Indien zu abhalten will. Japan ist heute schon Englands erbitterter Konkurrent am indischen Wirtschaftsmarkte, wie auch in den Straits. Japan versucht heute seine moralische Eroberung in diesen Gegenden zunächst einmal mit Spionen und mit käuflicher weiblicher Arbeitsware. Sollten aber erst einmal auf Englands Ruf japanische Soldaten diese Enge passiert haben, so wäre das ein Keil im englischen Holze, der nur tiefer, nie wieder zurückginge. Deshalb beeilt sich England, seinen Kolonien Indien und Australien die Versicherung zu geben, daß man Japan nicht etwa frei schalten und walten lasse, sondern, daß es nach genau vorgeschriebenem Befehle zu handeln haben wird. Japan wird nur gegen die deutschen Besitzungen in Ostasien losgelassen, und wenn die Meute ihre Jagd beendet hat, werden die Hunde wieder hübsch an die Koppel gelegt. Jede Landung in China ist verboten, das wird mit schönem Augenaufschlag und im Hinblick auf chinesische Sympathien gesagt, und jede Betätigung in den chinesischen Gewässern, die nicht gegen Deutschland oder nicht zum Schutze der japanischen Schifffahrt geschieht, ist auch verboten. Japan ist Vollstrecker des englischen Willens, und das genügt dem heutigen Ehrgeize der japanischen Staatsleute, die nur Okuma und nicht mehr Ito oder Katsura heißen. England ist es, das mit den Völkern auch in Ostasien spielt, und es kann nur unser aller aufrichtiger Wunsch und härtester Wille sein, diesem England jetzt einmal für alle Zeit solches Tun unmöglich zu machen.

Dr. Franz Oppenheimer / Der Krieg und die Volkswirtschaft

I.

Als ich im Jahre 1900 mein Buch gegen Malthus schrieb, machte ich ein Eigentümliches „Gedanken-Experiment“, um zu zeigen, daß die Befürchtungen der Bevölkerungstheoretiker selbst

in dem schlimmsten denkbaren Falle gegenstandslos wären. Ich stellte mir vor, um Großbritannien herum wachse in einer einzigen Nacht, und zwar zur ungünstigsten Zeit des Jahres, unmittelbar vor der Ernte, eine Mauer aus dem Meere, wie sie nach der Odyssee der erzürnte Poseidon um Scheria herum aufsteigen ließ, um die Phäaken für die Heimführung des Odysseus zu bestrafen. Und ich versuchte zu beweisen, daß selbst nach einer so ungeheuren Katastrophe keine Gefahr für das Inselreich bestände, zu verhungern. Es würde sich nur anders einzurichten haben, und dabei freilich auf eine tiefere wirtschaftliche Stufe mit geringerem Wohlstand zurücksinken müssen: es müßte momentan aufhören, die „Stadt“, d. h. der Nahrung und Rohstoffe einführende und Fabrikate ausführende Teil der Weltwirtschaft zu sein und müßte wieder eine autokratische, sich selbst genügende, Volkswirtschaft werden. Es hätte einen bedeutend größeren Teil der nationalen Arbeitskraft auf die Nahrungsmittelproduktion und die ihr dienenden Industrien zu verwenden; ein Teil der Bevölkerung müßte zu dem Zwecke auf das Land zurückströmen, um ihm so viel Nahrungsmittel und Rohstoffe zu entreißen wie möglich — und dann würde sich das volkswirtschaftliche Gleichgewicht automatisch, nur durch die Gestaltung der Preise für Urprodukte einerseits und Gewerbsprodukte andererseits herstellen.

Als ich diesen Gedanken durchdachte, glaubte ich nicht, daß ich jemals in die Lage kommen würde, diesen extremen Grenzfall, den ich als die letzte theoretische Möglichkeit mit dem Bewußtsein konstruierte, daß er eine praktische Unmöglichkeit sei, in der Wirklichkeit beobachten zu können. Und doch hat dieser unerhörte Krieg das Unmögliche möglich gemacht. Deutschland mit seinem Bundesgenossen Oesterreich, von der Welt plötzlich, buchstäblich in einer einzigen Nacht, abgesperrt, ist mit einem Schlage aus seiner Stellung als „Stadt“ des Weltwirtschaftskreises herausgeworfen und gezwungen worden, sich auf der Basis der selbstverforgenden Volkswirtschaft neu einzurichten.

Unser Außenhandel hat im Jahre 1913 rund Einundzwanzigtausend Millionen Mark betragen, ziemlich gleichmäßig auf Ein- und Ausfuhr verteilt. Die ungeheuren Massen von Rohstoffen, die unsere Industrie gebraucht, vor allen Dingen die Stoffe der Textilindustrie, Wolle, Baumwolle, Jute, Seide, Kautschuk, Leinwandgarn, ferner Kupfer und andere Metalle, kommen ebenso wenig mehr in unsere Häfen, wie die gewaltigen Mengen menschlicher und tierischer Nahrungsmittel, Weizen, Schmalz, Butter, Eier usw.: wir haben für 6—700 Millionen allein an tierischen Produkten, davon fast 200 Millionen für Eier, etwa 125 Millionen für Butter, etwa 170 Millionen für Vieh und Fleisch und etwa 300 Millionen für Weizen importiert, dem allerdings eine bedeutende Roggenausfuhr gegenübersteht, und für ungefähr 1 Milliarde Mark für tierische Futtermittel eingeführt. Alles das ist fortgefallen. Ebenso ist der ungeheure Export abgeschnitten, der viele hunderttausende von Arbeitern beschäftigte und einheimische wie ausländische Rohstoffe bearbeitete.

Alle diese Arbeitskräfte müssen so weit wie irgend möglich, entsprechend der uns so plötzlich aufgezwungenen neuen gesellschaftlichen Arbeitsteilung auf der Basis der Volkswirtschaft im engeren Sinne, neu disponiert werden; alle die uns heute fehlenden Rohstoffe müssen entweder in eigener Produktion erzeugt oder durch Ersatzmittel ersetzt werden. Wir haben, um ein Beispiel für das erste zu geben, einen empfindlichen Mangel an Kupfer zu beklagen: wenn wir es absolut brauchen, müssen wir es aus den Erzen gewinnen, die Deutschland in großer Menge besitzt, die aber bisher, als zu arm, nicht die genügende

Rentabilität gewährten. Oder, um ein Beispiel für den zweiten Fall zu geben: wir haben nur geringe Mengen von Benzin im Lande und wenig Aussicht, es hereinzubekommen, brauchen es aber für den Kraftwagenverkehr auf das dringendste. Es ist sofort durch Spiritus ersetzt worden, kann, wenn das vorteilhafter sein sollte, im kolossalsten Maße durch Benzol ersetzt werden, das sich bei Massenfabrikation aus dem Steinkohlenteer nicht allzu teuer stellen würde. Und ich höre soeben von einem neuen, verblüffenden Ersatzmittel, über das ich noch nicht befugt bin, zu sprechen. Das ist ein charakteristisches Beispiel dafür, wie sich die Wirtschaft den neuen Bedingungen anzupassen vermag.

Wenn wir mit der Dauer dieses unerhörten Zustandes zu rechnen hätten, so würde die Anpassung mit äußerster Geschwindigkeit sich vollziehen; notwendige Opfer würden, so schmerzhaft es sein möchte, ohne Verzug gebracht werden; die Industrien und die ihnen dienenden Transportgewerbe, die bisher dem weltwirtschaftlichen Verkehr gedient haben, und diejenigen, die ihnen die hier mangelnden Rohstoffe zugeführt haben, würden verschwinden, und andere an ihre Stelle treten, wie ich das in jenem Gedankenexperiment zu zeigen mich bemühte. Zum Glück wissen wir, daß es sich nur um einen vorübergehenden, und hoffentlich bald vorübergehenden Zustand handeln kann. Unsere Gegner leiden ebenso schwer wie wir darunter, und vor allem hat die größte neutrale Macht, die amerikanische Union, bereits unzweideutig zu erkennen gegeben, daß sie nicht gewillt ist, für die europäischen Verwicklungen zu büßen. Der Verkehr wird wenigstens mit den kostbarsten und unentbehrlichsten Gütern wieder einsetzen, und es scheint nicht sehr wahrscheinlich, daß das Meer beherrschende Albion es wagen wird, allen amerikanischen Verkehr mit Deutschland zu unterbinden.

Alles das ist natürlich außerordentlich glücklich, und gibt die besten Aussichten für eine nahe Zukunft: aber im Augenblick wirkt es doch stark darauf hin, die Dinge zu verwirren, weil auch der entschlossenste Kaufmann nicht im Stande ist, zu disponieren, wo die Zukunft, auch die nächste, so dicht verschleiert ist.

Und dieses Moment der Unsicherheit trägt nun vor allem dazu bei, die schwere wirtschaftliche Krise noch zu erschweren, die uns dieser furchtbarste aller Kriege der ganzen Weltgeschichte, wie jeder Krieg, bringen mußte, und gebracht hat.

* * *

Jede Krise bricht dadurch aus, daß auf irgendeinem bedeutenden Markte aus irgendwelchen Gründen, inner- oder außerwirtschaftlichen, eine Absatzstörung auftritt. Das erschüttert den von mir so genannten „Kreditgeldverkehr“, das heißt die Abwicklung des Verkehrs durch „privates“ Geld: Wechsel, Schecks, Giroumschreibungen usw.

In den normalen Tauschverkehr tritt nämlich „öffentliches Geld“, das heißt Hartgeld und Banknoten, nur in sehr geringem Maße ein, in kaum weiteren Umfange, als zur Abwicklung des Kleinverkehrs zwischen Unternehmern und Arbeitern, resp. Angestellten in der Lohnzahlung und zwischen Konsumenten und Detaillisten im Warenverkehr der „letzten“ Konsumgüter erforderlich ist. Und sogar dieser Kleinverkehr vollzieht sich in ökonomisch höherstehenden Volkswirtschaften, z. B. in Großbritannien, schon jetzt normalerweise in ausgedehntem Maße durch privates Geld, nämlich die Schecks. Der ganze Großverkehr aber vollzieht sich innerhalb der einzelnen Volkswirtschaften und zwischen ihnen so gut wie ganz durch das private Geld der Wechsel und Konnossements usw. Der Rohstoff-

erzeuger wird vom Halbfabrikanten, dieser vom Fertigfabrikanten, dieser vom Großhändler, dieser vom Kleinhändler mit Wechseln bezahlt; jeder später ausgestellte Wechsel in diesem Verkehr lautet auf eine höhere Summe als jeder frühere, weil er neue zusätzliche Vorschüsse zu vergüten hat. Zuletzt schließt der Scheck den Kreis, indem sämtliche Produzenten in ihrer Eigenschaft als Konsumenten aus ihren durch das Zutreffen der Wechsel entstandenen Giroguthaben bei ihren Banken die Kleinhändler bezahlen und ihnen dadurch die Möglichkeit geben, aus ihren dadurch entstehenden Guthaben ihre Wechsel durch Uebertreibung einzulösen.

Dieser Kreditgeldverkehr mit privatem Gelde ist nichts als der adäquate Ausdruck dafür, daß die Volkswirtschaft Kooperation, Arbeitsteilung und Vereinigung ist und nichts anderes. Jeder kann seiner besonderen Arbeit nachgehen und alle anderen mit seinen Produkten versorgen, weil und so lange alle anderen ihrer besonderen Arbeit nachgehen und ihn mit ihren Produkten versorgen. Das öffentliche Geld, bezogen auf Goldwert, dient hier nur als Wertmesser, um das Brot und die Stiefel, die Maschine und die „Dienste“ auf den gleichen Generalnenner zu bringen, damit man wisse, welche Quantitäten sich gegeneinander zu tauschen haben.

So lange alle Preise halbwegs normal sind, läuft das ganz glatt ab. Sobald aber auf einem wichtigen Teilgebiet der Absatz stodt, sinken hier die Preise, und der Mechanismus fängt an zu knirschen und zu bocken. Sobald A.'s Preise fallen, kann er nicht mehr so viel wie normal von B. bis Z. kaufen, und das heißt nichts anderes, als daß B. bis Z. zu viel produziert haben, und daß auch hier der Absatz stodt. Das wirkt auf G. bis M. und von hier aus auf N. weiter durch das ganze Alphabet hindurch, bis die allgemeine Stodung, der „general glut“, da ist.

Unter diesen Umständen muß der Kreditgeldverkehr ganz abreißen. Er beruht auf der Sicherheit, daß B., der gegen Wechsel von A. gekauft hat, nicht nur überhaupt Absatz findet, sondern Absatz findet zu einem höheren Preise, genügend höher, um seine zusätzlichen Vorschüsse und seine eigene Arbeit zu vergüten. Sobald diese Gewißheit nicht mehr gegeben ist, kann niemand mehr gegen Wechsel kaufen oder verkaufen.

Und jetzt sind diejenigen übel daran, die in diesen unendlichen Kreisprozeß zufällig gerade in dem Moment des Krisen- ausbruchs mehr auf Wechsel schuldig sind, als ihnen geschuldet wird. Das Papier ist auf öffentliches Geld ausgestellt, gibt dem Bordermann das formelle Recht, Gold zu fordern. In normalen Zeiten denkt niemand daran, dieses Recht auszuüben, jetzt ist es anders. Er muß zu seiner Selbsterhaltung öffentliches Geld verlangen — und damit ist die Kette der volkswirtschaftlichen Kooperation gesprengt, und die Maschine steht still oder arbeitet doch nur noch stodend und mit geringstem Nutzeffekt. A kann nicht mehr für B bis Z arbeiten, weil M nicht mehr für N bis Z arbeiten kann!

Das Unheil wird noch gesteigert durch eine Nebenwirkung, die den Preis des öffentlichen Geldes plötzlich stark hinaufschneilt und dadurch den Preis der Waren noch stärker hinabschnellen läßt, als die Warenkrise allein vermocht hätte. Wo Geld teuer ist, ist Ware billig! Und Geld wird sehr teuer, Alle die Wechsel- und Giroschuldner des Großverkehrs stürzen sich notgedrungen auf die geringe Menge öffentlichen Geldes, die sich in Zirkulation befindet, um ihre Verpflichtungen erfüllen zu können. Das öffentliche Geld soll plötzlich außer seiner normalen Funktion des Kleinverkehrs auch die sonst vom privaten Geld geleistete Funktion des Großverkehrs über-

wenigstens seiner Reste mitvollziehen; darum fragt jedermann es aufs stärkste nach, und jedermann bietet es nur zögernd an, und so muß sein Preis stark steigen, und der Warenpreis stark fallen.

Das aber wirkt nun wieder auf den „Kreditverkehr“, den eigentlichen Darlehnverkehr zwischen Geldkapitalisten und Unternehmern, der vom „Kreditgeldverkehr“ aufs Sorgfältigste zu unterscheiden ist, verheerend zurück. Wo jeder öffentliches Geld braucht, um seine Existenz zu retten, bietet jeder zinstragende Papiere und Dividendenpapiere aller Art zum Kauf an. Auch diese „Waren“ fallen im Preise, wenn Geld im Preise steigt. Sinkender Kurs aber bedeutet steigenden Zinsfuß! Ein nominal dreiprozentiger Konsohl z. B. bringt beim Kurse 80 nicht 3, sondern 4 % Zinsen. Also steigt schon aus diesem Grunde der Diskont.

Er steigt aber auch, und noch viel stärker, aus dem Grunde, weil die Verwüstung der Warenmärkte, je mehr sie vorschreitet, in um so größeren Umfange das Vertrauen auf einen normalen Ablauf der wirtschaftlichen Kooperation und ihres Kreditgeldverkehrs untergräbt. Man borgt offenbar nur so lange einem Unternehmer, wie man gewiß zu sein glaubt, daß ihm seine Abnehmer ihre Wechsel bezahlen und seine Waren überhaupt Absatz finden werden. Dieses „Vertrauen“ kann man jetzt nicht mehr haben, und darum findet der Unternehmer beim Geldkapitalisten auch kein „Vertrauen“, d. h. keinen „Kredit“ mehr, oder wenigstens nur noch zu viel schwereren Bedingungen, d. h. bei steigendem Diskont.

Daß unter diesen Umständen viele Betriebe ins Stocken geraten müssen, die mit „fremdem Gelde“ arbeiteten, obgleich ihr besonderer Markt vielleicht noch gar nicht so stark gelitten hatte, versteht man leicht; und erkennt, daß auch von hier aus neue Störungen zu den alten hinzutreten, und daß in dieser Kombination von Absatzkrise, Geldkrise und Kreditkrise jede Einheimung der Gesamterkrankung alle anderen in einem circulus vitiosus fortwährend verstärken muß, bis die ganze Maschine mit einem Krach stille steht.

* * *

Das ist der Mechanismus jeder ernsthaften ausgebreiteten Krisis. Eine solche von unerhörter Gewalt haben wir soeben erlebt, und jeder Beobachter der abgelaufenen drei Wochen konnte Zug für Zug die geschilderte Symptomatologie an der Kriegskrisis von 1914 in den kriegführenden und ebenso in den unbeteiligten Staaten, z. B. der amerikanischen Union ablaufen sehen.

Diese Krisis wäre noch unendlich verderblicher für uns gewesen, wenn der Staat nicht für Kriegszwecke ungeheure Menschenmengen und Kapitalien in Bewegung gesetzt hätte. Er ernährt nicht nur die Millionen von Einberufenen und ihre zurückgebliebenen Familien, sondern durch seine Aufträge auch noch Hunderttausende von Arbeitern in Kohlenbergwerken, Eisenhütten, Waffen- und Munitionsfabriken, Verbandstofffabriken, Werften, Proviant- und Konservenfabriken usw., deren gewaltige Kapitalien er arbeiten läßt. Auf diese Weise hat er den verloren gegangenen Absatzmarkt für Güter und Käufer doch wenigstens zum Teil neu geschaffen.

Und das ist eine Anleitung dafür, wo, wenn nicht die Heilung, so doch die Linderung der schweren Erkrankung unserer Volkswirtschaft gesucht werden muß.

(Der zweite Aufsatz folgt.)

Gerhard Hildebrand / Landsturm

Drei Wochen nach Beginn der Mobilmachung, und wir sind mitten in der Aufbietung des Landsturms! Die erste Nachricht davon mag manchen erschreckt haben, denn das Wort Landsturm, wenn es in ernster Bedeutung gebraucht wird, erweckt die Vorstellung von brennenden Dörfern, dröhnenden Sturmglöden und plündernden Horden, die mit dem Aufgebot der letzten Volkskräfte Ort für Ort zurückgewiesen werden sollen. Aber das war vor 100 Jahren; heute bedeutet die Aufbietung des Landsturms nichts anderes als bereit sein! Zuborkommen!

Was ist der Landsturm?

Jeder Deutsche ist vom vollendeten 17. bis zum vollendeten 45. Lebensjahr „wehrpflichtig“. Aber man weiß, daß nicht alle Wehrpflichtigen und Wehrfähigen im Frieden zum Dienst mit der Waffe herangezogen oder wenigstens in die Ersatzreserve eingereiht werden können. Das ist aus volkswirtschaftlichen, finanziellen und gesundheitlichen Gründen unmöglich, namentlich, wenn die Ausbildung mit der Waffe den Anforderungen des Krieges und der Kriegstechnik entsprechend eine gründliche sein soll. Es bleiben also Wehrfähige geringeren Grades (Jugendliche, minder Taugliche, Unabkömmlinge) und auch Ueberzählige vom Militärdienst befreit, die für den Landsturm ersten Aufgebots bereitstehen haben. Für die übrigen Wehrpflichtigen und Wehrfähigen aber ist die Dienstpflicht im Heer oder in der Marine eine zeitlich beschränkte und sich gleichsam allmählich abschwächende: die aktive Dienstpflicht im stehenden Heere dauert zwei oder (bei Kavallerie und reitender Feldartillerie) drei Jahre, in der Marine ebenfalls drei Jahre. Dann kommt die Reservepflicht mit fünf oder vier Jahren, danach die Landwehrpflicht, im ersten Aufgebot mit fünf Jahren, im zweiten Aufgebot bis zum 31. März des Jahres, in dem der Dienstpflichtige sein 39. Lebensjahr vollendet. Von da ab bis zur Vollendung des 45. Lebensjahres gehört jeder Wehrfähige, ob gebient oder nicht, zum Landsturm zweiten Aufgebots.

Der Landsturm umfaßt also ungebiente Wehrfähige vom 17. bis 45., und gebiente vom 39. bis 45. Lebensjahre. Es liegt auf der Hand, daß diese letzteren trotz höheren Alters wegen ihrer militärischen Schulung im Landsturm gute Dienste leisten können, deshalb erfolgt das zweite Aufgebot zugleich mit dem ersten. Aus dem gleichen Grunde ist der freiwillige Eintritt ehemaliger Offiziere und Unteroffiziere, die das 45. Lebensjahr überschritten haben und deshalb nicht mehr wehrpflichtig, aber noch wehrfähig sind, sehr willkommen. Wenn also diese Kategorien zugleich mit dem ersten Aufgebot des Landsturms herangezogen werden, so liegt auch darin nicht etwa ein Grund zu besonderer Besorgnis, sondern nur der Wille zur bestmöglichen Bereitschaft und der Beweis für ihre planvolle Durchführung.

Daß sie zweckmäßig ist, ergibt sich aus den Aufgaben des Landsturms. Der Landsturm hat in erster Linie den Wachdienst in der Heimat zu versehen, d. h. militärische Gebäude, Bahnhöfe, Brücken und sonstige wichtige Kunstbauten, Gefangenen-Transporte und -Lager, Verwundeten-Transporte und dergleichen zu bewachen und zu begleiten. Es ist sehr wichtig, daß das eigentliche Militär von diesen Aufgaben entlastet wird, denn seine Verwendung im Felde ist sehr viel wichtiger, und es bedeutet eine empfindliche Einbuße an Gefechtskraft, wenn Zehntausende mit solchen Nebenaufgaben belastet sind. Aber für diese Zwecke wird ein verhältnismäßig kleiner Teil des Landsturms ausreichen.

Außerdem hat der Landsturm an der Verteidigung des Vaterlandes teilzunehmen. Dies muß man zunächst wieder in ganz schlichtem Wortsinne auffassen. Es wäre abermals wieder eine ungerechtfertigte Verschwendung militärischer Schlagkraft, wenn jedes kleine Dorf und Städtchen in der Nähe der Grenze, womöglich weit ab von allen strategisch wichtigen Verkehrswegen, durch die Truppen besetzt werden müßte, um die Bewohner vor Ueberfall und Plünderung durch Kosaken, Marodeure und sonstiges Gefindel zu schützen. Hier findet der Landsturm namentlich der Grenzprovinzen eine zweite wichtige und dankbare Aufgabe.

In Fällen außerordentlichen Bedarfs kann der Landsturm dann freilich auch noch zur Ergänzung des Heeres und der Marine auf den Kriegsschauplätzen selber herangezogen werden. Aber nichts deutet darauf hin, daß diese Absicht bei der Heeresleitung besteht. Alles spricht vielmehr dafür, daß, wenn sich die Dinge so weiter wie bisher entwickeln, für die eigentlichen Kriegsoperationen die gedienten Mannschaften im Alter bis zu 39 Jahren genügen. Warten doch noch viele Angehörige der Reserve und der Landwehr, die bisher noch als überzählig zurückgestellt wurden, gleich dem Schreiber dieser Zeilen auf den Augenblick, wo auch an sie der Ruf zu den Waffen ergeht, und ist doch die gewaltige Zahl der Kriegsfreiwilligen bisher auch nicht annähernd in den Ersatztruppenteilen unterzubringen gewesen.

Darum werden vom Landsturm zunächst neben den gedienten Unteroffizieren und Mannschaften auch nur die jüngsten Jahreshklassen wirklich einberufen, alle übrigen nur gemustert und in Listen eingetragen, um im Falle wachsenden Bedarfs jahrgangsweise allmählich herangezogen zu werden. Möglich, daß entsprechend der geschilderten Verwendungsabsicht in den Grenzprovinzen die Einstellung etwas weiter geht als in den inneren Provinzen. Ein Grund zu Besorgnissen ist aber dadurch nicht gegeben.

Wie Heer und Marine wird auch der Landsturm die ihm gestellten Aufgaben mit voller Hingabe erfüllen. Dafür bürgt der zuversichtliche und einmütige Geist, der unser ganzes Volk besetzt. Die Not ist es, die uns fester als je zuvor zusammengeschmiedet hat. Wir fürchten nichts, sind zum Äußersten entschlossen und werden den Beweis liefern, daß wir heute noch so stark sind, wie jemals unsere Väter waren. Auch der Landsturm soll mit dabei sein!

Otto Ehinger / Die Ueberwindung des Todes

Gedanken über das Selbentum der Nationen

Warum tun Menschen noch ihre Pflicht, wenn der Tod sie schon in den Fäusten hat? Wenn sie schon losgerissen sind von der Erde und der Gesellschaft, die über sie gebieten, sie mit ihrer Verachtung martern könnte? — Wie sieht das Herz des Helden aus, wenn er in den Tod geht?

Der Held bestimmt seinen letzten Kampf nach seinem Willen. Wenn es nur auf kleine Weise geschehen könnte, so weicht er dem Tod nicht aus. Ja, er genießt sogar das Bild seines Sterbens, in dem Bewußtsein, das Schwerste zu vollbringen. Daß er selbst dabei zugrunde gehe und sein großer Tod die letzte Freude sei, die er durchlebt, oder wie er nach dem Tod etwa weiterlebe, vermag nichts über sein Handeln. Nicht einmal der qualvollste Gedanke an jene bezwingt ihn, welche über seinen Tod verzweifeln werden.

Das Bewußtsein der menschlichen Größe vermag auch im Durchschnittsmenschen so stark und rein aufzuleben, daß die Erinnerung an einige schwere Schlachttage unseren ärmsten

Veteranen ihr langes trübes Alter durchleuchtet. Denn nie sieht der Mensch sich so gewaltig, als wenn er in sich die Kraft weiß, nach den Gesetzen seines Herzens sich selbst und die Welt in sich zu zerstören, weil das in Ursprung und Richtung gleich unbegreifliche Verlangen nach dem Erhabenen es so befiehlt, die Flucht vor dem Tod das eigene Bild besetzt und die vollendete Tat die sicherste Gewißheit der Größe verleiht.

Ein seltsamer Widerspruch, daß das Bedürfnis nach Größe den Menschen in den Tod führen kann, und daß er sich seinem hohen Ziel am nächsten fühlt, wenn das Schicksal sich vergeblich abmüht, ihm durch seinen Untergang seine Kleinheit recht vernichtend vor Augen zu halten. Umgeben von der Wahrscheinlichkeit oder Gewißheit des Todes sendet er Kugel um Kugel sorgfältig nach dem Ziel und beobachtet die Wirkung und rechnet, um sie zu erhöhen. Oder er erfasst seinen Körper und den seines Pferdes, um sie in der Attacke der unerschütterten Linie des Feindes entgegenzuschleudern: sogar entseelt wirkt sein gehorsamer Körper noch einen Augenblick als Geschloß; fast ist es, als ob der Mensch seinen Leib ein Stück Weges in die Ewigkeit hinüberjagen könnte.

Das Bewußtsein der Größe, zu der ihn ein schweres, doch liebendes Schicksal führte, bleibt auch beim langsam sterbenden Helden, solange er atmet, und geleitet ihn hinüber in das Unnennbare — wenn nicht unerträgliche Schmerzen ihm die letzten Augenblicke stehlen — die Gottheit ist häufig bitter genug — und seine Gedanken gewaltsam hinwringen auf eine zerfetzte Stelle seines armseligen Menschenkörpers.

In den Kulturstaaten brechen die Heere auf und marschieren nach dem Befehl ferner, fremder Menschen, bis der verwundete Körper dem eigenen Willen den Dienst versagt. Ob ein Krieg nach dem Herzen der Massen sei, ob eine zynische Regierung ihn aus kleinem Eigennutz oder eine unsfähige ihn durch Ungeschicklichkeit heraufgerufen habe, keiner darf versagen, den das Gesetz meint. Wer widerstrebt, wird gefangen im engmaschigen Netz der Landesverwaltung. Der moderne Staat ist ausgezeichnet darauf eingestellt, daß im entscheidenden Augenblick alle seine Kräfte ohne Reibungsverluste niederschlagen auf den Feind; daß der Wille der Individuen in ihm ebensowenig hemmend wirken könne, wie eine Hautzelle, welcher etwa Bedenken kämen, in der zum Sieb erhobenen Faust. Die Menschen sind so eng zusammengeschmiedet, die Interessen so unentwirrbar durcheinandergezwoben, daß die eigenen Gefährten des rebellischen Soldaten zu freiwilligen oder unfreiwilligen Polizisten werden.

So stehen nach der Kriegserklärung durch den höchsten Beamten vor dem friedlichen Arbeiter, dem Kaufmann, dem Bauern plötzlich der Tod und die Schrecken auf, die ihn von der glücklichen Heimkehr trennen.

Im Kampf mit sich selbst wird der Alltagsmensch zum Helden. Ihn hindern in den Stunden, wo die Möglichkeit des Todes lastet, Scham und Stolz und die Sorge um die Heimat, deren Schicksal von ihm und seinen Waffengenossen abhängt, sich zu retten. Der Tod erscheint ihm als ein Opfer, das er, wenn es sein muß, mit geheiligten Händen an sich selbst vollzieht.

Oder er wird zum geistigen Deserteur, wenn ihm die physische Möglichkeit dazu fehlt. Die eigene Person schmilzt ihm zur Welt, das Sterben zum Weltuntergang; sein Volk, das sind die anderen, Fremde — nicht der größere Leib, von dem er ein Atom ist. —

Eine Nation ist eine seelische Einheit. Wenn der Krieg kommt, überwindet sie den Tod. Oder sie geht unter dem Zwang des Verwaltungssystems, der Polizei ins Feld, und die Verbände lösen sich, sobald der Ring der Vorgesetzten zerreißt. Ein Volk, eine Armee wird beherrscht von einer Stimmung. Es gibt nichts Anstößenderes, als Größe und Kleinheit, Todesmut und die nervöse Sorge um die Unversehrtheit seines zerbrechlichen Körpers, die zur Panik führt. Rascher als der Hauch der Pest fällt der Helldemut über die bangen Massen, wenn erst einige vorangegangen sind, und treibt sie dem Tod entgegen.

Ob ein Volk imstande sei, den Tod zu überwinden, hängt weniger von seiner Kultur und seiner physischen Beschaffenheit ab, als von der Art seines Stolzes und der Gewöhnung an jenen Gedanken — von seiner Stimmung. Die zweifelhaften und verderbten Städter in Athen, Korinth, Karthago, kämpften für die Heimat ebenso heroisch, wie die eindringenden Eroberer, deren Religion vielfach eigens auf den Tod in der Schlacht zugeschnitten war oder denen die Pflicht gegen das Vaterland als oberstes Gebot vor der Seele stand.

Das Heldentum im höchsten Sinn steht — glücklicherweise für die Kulturwelt — in keiner Beziehung zu dem Glauben an das Jenseits. Nicht, als ob ein Offenbarungsgläubiger kein Held sein könnte! Aber der Held stirbt nicht im Kampf, um in den Himmel zu kommen, sondern er wandelt den Sternen zu, weil es sein mußte, wenn er ein Mann bleiben wollte.

An manchen Stellen ist der betäubende und in Anbetracht der tatsächlichen Verhältnisse in unserem Volk nicht unbedenkliche Irrtum ziemlich verbreitet, daß nur der Gläubige sich selbst und den Idealen treu zu sterben wisse. Daß jene Kreise sich in einer Selbsttäuschung befinden, vermag ihnen die eigene innere Gewißheit zu sagen, daß ihre Pflichttreue nicht schwinden wird, wenn ihnen der Offenbarungsglaube abhanden kommt, — eine Möglichkeit, mit der unsere seltsame, nachdenkliche Zeit immerhin zu rechnen lehrt.

Alle Größe ist angeboren. Das Tauschen mit den Freuden von Erde und Paradies ist nur kleinlicher Selbstsucht möglich und das Resultat eines Raffkults kein Heldentum.

In der Einsamkeit, fern von bewundernden oder dankbaren Erdenkindern und einem Gott, der belohnt, vermag der Mensch den Tod zu überwinden — auch den Tod für die Ewigkeit. Denn es lebt ein Zwang in ihm zu innerer Schönheit, der stärker werden kann, als der Wille zum Leben.

Helene Voigt-Diederichs / Augusttag

An höchsten Mittag weiße Sonnenkraft,
Licht wiederlichtend Himmels Silberglast.

Ersticht der Lüfte Seidenraschelleid,
Duftpulse stoßen und es stoßt die Zeit.

Im Sommerrund der ungeheure Tod
Duckt sich und lauscht des Lebens Reizenot.

Umgierend Aehrenfracht und Wiesenblust
Schon mit der Sense siegberstwiegender Lust.

Harry Söberg / Die Leute am Meer

Fortsetzung

Während die Sichel das Herbstlied zu Ende sang, nahm der ewige Sturm seinen breiten Weg übers Land.

Freucht und streitbar kam er von langer Fahrt, unseren hellen Sommer verjagend. So mächtig zog er durchs Land, daß jeder Busch und jeder Baum nach Osten geneigt stand.

Der flache Strand wurde eine weichende Grenzscheide zwischen Land und Meer. Von jeder Höhe stieg gellendes Pfeifen wie von einem geschwungenen Schwert. Und die Tage wurden schwer und grau von dem salzfeuchten Hauch.

Dann kamen die Vogelschwärme die Küste entlang. Wochen hindurch zogen sie dahin unter dem jagenden Himmel. Gänse und Schwäne, auf ihrem Weg von Norden her . . .

Drinnen in den flachen Fjorden, deren sturmgeschlagenes Schilf die goldnen Tropfen der Herbstsonne an den bärtigen Aehren, hausten die Strandvögel. In großen Scharen flogen sie von Ufer zu Ufer und füllten die Luft mit ihrem Geschrei. Bis sie plötzlich eines Tages mit dem Rauschen von tausend Flügeln aufzogen wie ein erwachender Wind.

Da blieb die Stille zurück . . .

Aber die langen Herbstnächte hindurch klang ihr Schreien unaufhörlich herab, als wäre die Luft gedrängt voll von geflügelten Schwärmen. Sie kamen und kamen wie ein endlos wanderndes Heer, und das Küstenland lag bis über den Herbst da als Weg der Vögel von Norden nach Süden.

Waren sie fort, dann hielt der Winter vor der Tür . . .

Eines Nachts stand Niels Klitten am Hügel und spähte übers Meer.

Er stand im Schutze des Kamms, und der Sturm ging über seinen Kopf weg. Es wehte in so heftigen Stößen, daß es manchmal war, als stürzte die Erde unter den Füßen ein.

Im Hause brannte Licht hinter zwei Fensterscheiben. Der rötliche Schein schwebte unten im Dunkel, das so dicht war, daß man keinen Umriss sah.

Lange stand Niels mit zusammengekniffnen Brauen, den Ruf des Sturmes in den Ohren.

Dann ging er einige Schritte hinauf, bis er den Gipfel erreichte. Seine Gestalt spannte sich im Bogen. Die Füße suchten hartnäckig festen Halt in dem losen Sand. In jede Falte seiner Kleider biß sich der Sturm fest. Und er stemmte ihm die Brust entgegen, als stände er mitten in einem reißenden Strom.

Seine Augen wichen nicht vom Meere.

Auf den Hügeln mußte er sich vorwärtstasten, von Gipfel zu Gipfel kriechend. Hob er den Kopf über den Kamm, so erblickte er unter sich im Dunkel den lodenden Fall der Brandung. Das Meer bräute heftig ans Land und brach zuweilen mit solcher Kraft gegen das Steilufer, daß der Gischt hoch über den Kamm aufspritzte und Schaumböen herübersandte. Und auf den Hügeln folgte Sturz auf Sturz; er mußte sich gut vorsehen, während er sich vorwärtsarbeitete.

Wo sich ein kleiner Gang nach dem Meere öffnete, wallte der Sand auf, so daß er beinahe nicht atmen konnte. Seine Kleider wurden schwer und feucht von dem meergesättigten Wind, und er schmeckte das Salz des Meeres auf den Lippen.

Von Zeit zu Zeit warf er sich auf den Hügel, um auszurufen.

Dann fühlte er unter sich den Schlag der Brandung, und ein schwindelndes Gefühl ergriff ihn wie einen, der auf flachem Strande wandert und von Angst gepackt wird, daß das Meer sich erheben und das Land überspülen werde.

Ihn überkam ein Gefühl, als wäre ein Abgrund dicht an seinen Füßen, und als hielte das Meer aus dieser oder jener unerforschlichen Gnade nur wenige Faden weit von ihm an und sank in die Erde.

Jetzt setzte er sich plötzlich aufrecht und hob den Kopf lauschend nach dem Sturm hin. Seine Augen starrten groß ins Dunkel hinein. Während er seine Handflächen hart gegen den nassen Sand drückte.

Vor seinen Ohren erschollen Schreie vom Meer. Sie kamen wieder . . . wieder . . . wieder, als würden sie von breiten rauschenden Flügeln tief über seinem Kopf herübergetragen.

Er war nicht mehr im Zweifel . . . In der ersten Nacht, als er auf dem Hügel stand, kamen sie. Und er wußte, wenn sie zum drittenmal gehört wurden, dann waren Leute in Seenot.

Er stand auf und arbeitete sich weiter nordwärts, bis er hinter dem Kamm eines hohen Hügels haltmachte.

Sein Blick schien von einem bestimmten Punkt da draußen angezogen zu werden, und über ihm war eine so große Stille, daß seine Herzschläge laut wurden, trotz des Sturms. Er sah die Wellen sich aus der Tiefe erheben, als würde die Nacht um ihn durchsichtig. Wie in einem Blitz sah er vor sich die drei Gesichter auftauchen, bläulich erstarrt von Grauen und Leiden — dort, wo das Meer sie, wie er wußte, erfasst hatte . . .

Der Sturm erscholl vor seinen Ohren. Jede Woge leerte ihre Stimme hinein. Es ertönten Schreie, stärker, als eine menschliche Kehle sie ausstoßen konnte. Sie schienen an Land getragen zu werden von Woge zu Woge, als spülte das Meer alle die Leben herauf, die es genommen hatte . . .

Da sah er eine See dicht vor seinen Augen emporstieigen. Ein schwindelerregendes Saugen durchfuhr ihn, als sank er ins Meer. Und unter sich fühlte er den Hügel stürzen. Alle seine Sinne wurden auf einmal geweckt. Seine Hände griffen in Sandhaargraswurzeln, und die Knie stemmten sich dagegen, damit er festen Halt fand. Während der Hügel mehrere Faden weit in die Brandung stürzte.

Einen Augenblick stand er zitternd da. Seine Füße stürzten im Sande vor, und er wich Schritt für Schritt zurück.

Er tastete sich zwischen die Dünen hinein, ohne einen Weg zu suchen, in Dünendorn und über stiebenden Sandrauch stolpernd, als wollte er das Meer fliehen. Dabei fühlte er durch jeden Nerv, wie die zähen Wurzeln sich unter seinen Stößen warfen, als wollten sie brechen und ihn dem Sturze folgen lassen.

Im weichen Boden arbeitete er sich vorwärts, um das Haus zu erreichen. Aber im Gehen wurde es still in seinem Sinn, und seine Schritte strebten wieder den Meerhügeln zu . . .

Als er einen der Gipfel erreichte, gewahrte er eine Laterne in gerader Richtung vor sich. Ihre Bewegung zeichnete die Form der Welle in die stockfinstere Nacht.

Er strengte seine Sehkraft an. Das Schiff war noch in Fahrt. Es würde auf den Nordrand von Stenöre stoßen, sah er.

Da lief er, so schnell er konnte, heim zum Hause. Der Wind folgte ihm saugend durch die Tür, daß das Talglut ausgelöscht wurde und die schlummernde Torfglut durch die Asche hervorleuchtete.

„Der Bursch muß schnell zu Kreften Ronge laufen und Bescheid sagen, auf Stenöre ist ein Schiff gestrandet,“ sagte er.

Die Frau machte mit einem Rienspan Licht und folgte ihm in die Stube. Er stand am Ofen und rüttelte die Knaben wach.

Fortsetzung folgt.

Gottfried Traub / Unvergeßlich

Wisse, daß dein Kaiser Recht hat
in diesem Streit. Außer.

Diese Woche meines Lebens werde ich bis an mein Ende nicht vergessen. Ich war in Lüttich, um Verwundete zu holen. Von dem zuletzt gefallenem Fort aus blickte ich ins sonnenbeschienene Land, sah unsere Truppen, hörte Entseßliches und schaute Erhabenes: ich lebte in einer andern Welt. Daß diese Welt wirklich da ist, das ist das Unfassbare.

Stark sind unsere Mannen, auf dem Marsch in Sonnenbrand und im Angriff. Man glaubt es diesen Menschen, die eben im lieben Mutterlaut der eigenen Sprache mit uns reden, die auf der Wiese herumliegen oder an den Gittern stehen, ich sage: man glaubt es dieser einförmig gekleideten Menschenmasse vielleicht zuerst nicht, welcher Geist in ihr wohnt. Aber ihre Stärke heißt Herzensbegeisterung, ihre Kraft heißt Jorn. Und diese brennende Glut ist ihr heiliger Geist. Weib und Kind, Haus und Land zu schützen vor drohender Flut, das ist ihr einziger heißer Wille. Der Mann, mit dem ich rede, hat Kinderaugen. Gerade er hat Duzende von Feinden getötet, er hat belgisches Volk an die Mauer gestellt und erbarmungslos niedergeschossen. Sie hatten ihn betrogen und seine Kameraden meuchlings überfallen. Ich fasse die Hand, die Blut vergossen, sie trägt einen Ring. Ich besehe mir dies Gesicht und taste nach der Seele, die dahinter liegt. Ich höre kein übermütiges Wort. Der Mann prahlt nicht mit dem, was er tun mußte. Es ist ihm nicht um Abenteuer zu tun. Aber sein Herz ist voll Galle; sein Hirn faßt es nicht, daß man so niederträchtig sein kann. Sobald seine Wunde verheilt ist, will er wieder in die vorderste Linie. Die Leidenschaft läßt ihn nicht. Er vergißt alles andere, aber er vergißt sein Volk nicht. Und als vor einigen Tagen ein belgischer Soldat aus den Trümmern der Festung herausgezogen wurde, besah er sich lange den schönen Leib. Seine Augen blühen hell auf und der Ton der Rede wird beinahe zitternd, wie er den Gliederbau dieses ehrenhaft gefallenen Feindes schildert, den er besatteten muß: der Arbeiter wird zum Künstler, die Seele spricht. Also das lebt alles in der gleichen Brust: Haß gegen die Gemeinheit des Verrats, Ehrfurcht vor dem gemeinsamen Menschentum, der Wille zu töten und die Kraft mitzuleiden. Das sind nicht verschiedene Gedanken, das strömt aus ein und derselben Quelle. Der Mensch hört auf dem Schlachtfeld nicht auf; er wird nur anders. Mein Herz bebt, als ich auf diesen Boden trat, wo Menschenblut, wo deutsches Blut die Reime der Ernte des nächsten Jahres getränkt. Hätte man nicht die Wachen schreiten, die Autos rasen sehen, wären die zerschossenen Türme und kahlen Mauern der Dörfer nicht greifbar vor mir gestanden: ich hätte gedacht, daß ich träumte. Aber es war Wirklichkeit. Ernst lagerte über der Gegend wie eine lichte Wolke. Die Faust hatte hier geschrieben, das Feuer buchstabiert, und die Kugeln setzten den Punkt hinter den Satz. Das Bild der Verwüstung scheint unmenschlich: es ist nichts anderes als Gerechtigkeit. Das sollen wir im deutschen Land unerschütterlich wissen, daß wir keine Tiere waren, sondern als Menschen kamen, daß aber viehische Grausamkeit voll Hinterlist ausgerottet werden muß, wo Menschen miteinander wohnen wollen. Das ist sittliche Pflicht. Drückt warm die Hände, die in Dornen faßten und noch in weit Schlimmeres und kritisiert nicht, weil ihr zu Hause saßet. Dankt den Müttern, deren Kinder unter belgischem Rasen schlafen; ihre Not der Geburt und ihre Arbeit der Erziehung war nicht vergebens. Dankt den

Brütern, denen ein lahmer Bruder zurückkommt und den Schwestern, zu denen ein Krüppel ins Haus tritt: die Mutter „Vaterland“ geht aufrecht hinterher und segnet die Toten und die noch weiterleben. Sie fragt jetzt nur noch uns, die wir hinter dem Ganzen sind: habt ihr ein tapferes Herz, die Totenliste zu lesen, habt ihr doppelt linde Hände, um ein zerbrochenes Menschenkind weiter auf dem Menschenweg zu leiten? Ja, ja, habt ihr das? Vaterland, nimm uns an der Hand und laß deine Kraft in uns wohnen wie den Atem unseres Lebens, damit wir uns vor den Toten nicht schämen müssen.

Sprechsaal

Sind wir bereit?

Paul Rohrbach hat in Nr. 33 der Hilfe sehr eindringlich davon geredet, daß wir siegen, wenn wir opferbereit seien. Darf ich das nach einer anderen Seite hin etwas weiterführen, nämlich in bezug auf die Art, wie infolge dieses Krieges viele ihren Lebensunterhalt erwerben müssen. Die Richtung ging bei uns auf Verfeinerung der Arbeitsmethoden und es hat vielfach am richtigen inneren Verhältnis von Arbeitsleistung und Arbeitsentgelt gescheit, wie ebenso auch oft eine falsche gesellschaftliche Wertung der Arbeit eingetreten ist. Der kaufmännische Angestellte reichte seine soziale Stellung in höherer Lage ein, als der Industriearbeiter, auch wenn der letztere im Verdienst weit über ersteren hinauskam und zwischen gelehrten und ungelerten Berufen machten sich Unterscheidungen ähnlicher Art geltend. Von der Kluft zwischen der Gelehrtenwelt und der Wirtschaftswelt gar nicht zu reden. Ich hörte im letzten Jahre in Leipzig unfreiwillig eine Unterhaltung mit an, von zwei Vätern über die Berufswahl ihrer Söhne, bei der der eine sagte, wenn er (sein Sohn) in mein Geschäft kommt, verdient er mehr, aber wenn er Professor wird, hat er eine ansehnlichere Stellung. Und wie viele haben um falscher Neugierlichkeiten willen ihre Berufe gewählt.

Aber nicht davon soll jetzt die Rede sein, sondern um die Frage drückt es sich für mich, werden wir bereit sein, wieder neu unter erschwerten Bedingungen und vielfach mit zunächst geringerem Ertrag in der Arbeit zuzugreifen.

Man täusche sich nicht, vieles, was auf der Höhe wirtschaftlicher Entwicklung und getragen von den weltweiten Handelsbeziehungen möglich war an käuflichen, literarischen, gewerblich sehr hochstehendem Schaffen, weil wir über die Zeit hinaus waren, da man um die eigentlichen Lebensnotwendigkeiten rang, wird jetzt für geraume Zeit auch im günstigsten Falle einfach ausgeglichen sein. Es werden Menschen gezwungen, um die Erhaltung ihrer Existenz sich zu mühen, die daran in so rauher Form nicht oder nicht mehr gewöhnt waren und viele Tausende müssen es unter erschwerten Bedingungen, mit größerem Kaufaufwand, und — das ist mir eben das bedenklichste für uns Deutsche — auf Arbeitsgebieten tun müssen, die ihnen selbst und anderen als gesellschaftlich minderwertig galten. Hier hätten wir zeitiger schon von dem Amerikaner etwas lernen können, damit nicht jetzt auch all diese inneren Widerstände und Erschwerungen zu überwinden wären im Augenblick wirtschaftlicher und politischer Not.

Gewiß, man sieht in der Richtung viel gute Ansätze, aber es ist alles doch nicht mit der Ueberlegung schon vor sich gegangen, eventuell seine Existenz ganz auf neuer Grundlage aufbauen zu müssen. Man hatte noch gar nicht Zeit und wohl auch noch nicht ausreichend Veranlassung, sich das zu vollem Bewußtsein zu bringen. Ich möchte darum auch keineswegs die Frage der Bereitschaft auch nach dieser Seite hin verneinen. Nur wird es notwendig sein und für die „Hilfe“ geeignet es sich im besonderen, das deutsche Volk beizugehen auf dieses Opfer unserer Selbstbehauptung hinzuweisen, damit der Wille zum Sieg und zum Durchhalten auch die Konsequenz entschlossen in sich aufnehmen. Es darf nicht sein, daß wir diejenigen, die eventuell das Opfer eines Berufes bringen müssen, die aus der Selbstständigkeit in die Abhängigkeit, aus feinerer durchgeistlicher Arbeit in größere Formen des Erwerbs hinein müssen, das Gefühl mitnehmen lassen, nun anders gewertet zu werden. Kommt es nicht oder nicht sehr stark, um so besser. Jedenfalls soll diese Schläge fallen im Schmelzofen der Kriegsnöte und unsere Krieger sollen erfahren, die Daheim sind bereit, ein Leben der Arbeit auch in der einfachsten Form auf sich zu nehmen für das Vaterland, das sie gegen die feindliche Macht gekämpft haben. Und ein Gedanke sei noch angefügt, das Vertrauen, daß wir in sozialer Arbeit erworben haben, muß uns jetzt helfen, die Kreise, denen unsere Arbeit galt, nun für die schwere Aufgabe innerlich zu gewinnen, die dem deutschen Volke in dieser Beziehung bevorsteht. Denn das ist keine Sache der Kriegskriegskrieg, sondern des sittlichen Willens, der Opferbereitschaft. Diese Kriegsgabe in der Heimat ist ebenso wichtig, wie alles große und in die Augen springende, denn sie entscheidet mit

darüber, ob der gigantische Kampf sich auch wirklich lohnt, ob unser Volk bereit ist, das volle Erbe anzutreten, das die sterbenden Krieger hinterlassen. Die staatsfördernde Kraft der Organisation wird in dieser schweren Zeit noch deutlicher als sonst zum Bewußtsein gebracht.

L. Fischer.

Soziale Bewegung

Der Umschwung. Die kriegerische Erziehung zu sozialpolitischem Denken hat schnell Erfolg gehabt. Die Erkenntnis, daß wahlloses, opferbereites Anbieten und Annehmen von freiwilligen Hilfskräften unter Umständen mehr Schaden als Nutzen stiften kann, ergreift immer weitere Kreise. Die mahnenden Stimmen führender Sozialpolitiker und Volkswirte sind zuerst bei den Behörden, dann bei den organisierten Unternehmerverbänden und schließlich auch bei den Wohltätigkeits- und Hilfsvereinen beachtet worden, die es anging. Die obersten Reichs- und Staatsbehörden geben nach vorheriger Vereinbarung amtlich die folgende Erklärung bekannt: „Alle diejenigen männlichen Personen, die sich in patriotischer Pflichterfüllung den Militär- oder Zivilbehörden für unentgeltliche Beschäftigung jeder Art zur Verfügung zu stellen gewillt sind, werden hiermit ersucht, sich in Zukunft nicht mehr direkt — weder mündlich noch schriftlich — an die Behörden (Großer Generalstab, Kriegsministerium, Admiralstab der Marine, Reichsmarinamt, oberste Reichsbehörden sowie sämtliche preussische Ministerien), sondern nur noch ganz ausschließlich an die zur Entgegennahme aller derartigen Meldungen begründete Vermittlungsstelle für freiwillige (unentgeltliche) nationale Hilfsarbeit, W.B. 7, Dorotheenstraße 8, zu wenden. Die Behörden ihrerseits werden ihren Bedarf an solchen unentgeltlichen Hilfskräften eintretendenfalls aus den bei der obengenannten Vermittlungsstelle eingegangenen Meldungen decken. Meldungen, die bei den obengenannten Behörden direkt eingehen, werden von diesen in Zukunft grundsätzlich der Vermittlungsstelle zur weiteren Verarbeitung überwiesen werden. Selbstverständlich beabsichtigen die Behörden nicht, Kräfte, die bisher gegen Entgelt tätig waren und durch den Krieg ihrer Tätigkeit entzogen sind, durch unentgeltliche Hilfskräfte zu ersetzen.“ — Wie die Unternehmerverbände ihre schwere sozialpolitische Pflichterfüllung gegenüber den kriegerischen Umständen erfüllt haben, mag an dem Kundschreiben des Deutschen Industrie- und Gewerbeverbandes gezeigt werden, dem wir folgende Sätze entnehmen:

„Unter den gegenwärtigen kriegerischen Verhältnissen wird einerseits bei einer Anzahl industrieller Betriebe ein Mangel an Arbeitskräften eintreten, während anderwärts Arbeitskräfte überflüssig werden durch die notwendige teilweise oder gänzliche Einstellung der Betriebe. Das gleiche, vielfach vielleicht gar in verstärktem Maße, gilt hinsichtlich der Angestellten. Ein Ausgleich würde zweifellos sehr segensreich wirken. Wir halten uns für verpflichtet, soweit wir dazu in der Lage sind, hierzu beizutragen. Demzufolge gestalten wir uns Fragebogen zu übermitteln usw. . . . Die namhaften Gewerkschaften haben uns erklärt, daß alle Angriffe ruhen und als solche anzusehende Lohnbewegungen von ihnen nicht unterstützt werden. Demgegenüber erwarten sie auch von unserer Seite, daß die gegenwärtigen Verhältnisse die Betriebe mit Arbeiterüberfluß nicht zur Aufhebung der bestehenden Arbeitsverträge und zu einer für die Arbeiterschaft ungünstigeren Gestaltung der Arbeits- und Lohnverhältnisse veranlassen werden. Es steht außer Zweifel, daß die patriotische Gesinnung und Opferfreudigkeit auch auf unserer Seite die vertraglichen Arbeits- und Lohnbedingungen bis an die Grenze der eigenen Existenzmöglichkeit und soweit als möglich auch die Fortsetzung des Betriebes überhaupt durchzuführen suchen wird.“ — Auch die nationalen Hilfsvereine, die zuerst unbedenklich die Menge der unentgeltlich angebotenen freiwilligen Arbeitskräfte nach Möglichkeit annahmen, suchen jetzt, soweit es ihnen möglich ist, bezahlte Helfer und Helferinnen zu beschäftigen. Es ist nicht nur die Massennot der brotlos gewordenen Arbeiter und Arbeiterinnen, die sie dazu nötigt, sondern auch das Elend der vielen Geistesarbeiter, die plötzlich ohne Verdienst den Hunger an ihre Türen klopfen hören.

Wirtschaftliche Kriegsausgänge bemühen sich in einzelnen großen Städten und in ganzen Bundesstaaten, den stöckenden Handel und das nolleitende Gewerbe zu stützen. Wie sie dabei vorgehen, mag am Beispiel des Wirtschaftlichen Kriegsausganges für Württemberg klargestellt werden. Er ist von der Württembergischen Zentralstelle für Gewerbe und Handel eingeleitet und durch sachkundige Unterleiler aus allen Zweigen des industriellen Lebens bis zum sozialdemokratischen Arbeiterssekretär verstärkt worden. Sechs Unterausschüsse unter dem Vorsitz je eines Beamten der Zentralstelle sind gebildet worden, um gesondert zu behandeln: 1. Gewinnung von Rohstoffen und Vermittlung von Aufträgen für das gesamte Gewerbe, 2. Vertriebsfragen und Lebensmittelversorgung, 3. soziale Fragen (Arbeitsvermittlung, Arbeitslosenfürsorge, Versicherungsfragen), 4. Fragen des Kreditwesens und Geldumlaufs, 5. Fragen der Aufrechterhaltung der Betriebe (Versorgung mit geeigneten Betriebsverwaltern usw.), 6. Beratung einzelner Handels- und Gewerbetreibender auf kaufmännisch-technischem

Gebiete. — Unser Freund, der württembergische Landtagsabgeordnete Fischer schreibt uns dazu: Nachdem man innerlich auf die neue Situation eingestellt ist, kommt auch der Wille wieder, sie wirtschaftlich zu meistern und vom Getriebe der Arbeit durchzuhalten, was irgendmöglich ist. Hier richtunggebend und ausgleichend zu fördern ist höchst bedeutsam. Die Gewerbeinspektion hat sich voll in den Dienst dieser Aufgabe gestellt, was bei ihrer genauen Kenntnis der Besonderheiten der einzelnen Betriebe von höchstem Wert ist. Ebenso wirken alle wirtschaftlichen und sozialen Organisationen der Arbeitgeber, Arbeiter und Angestellten mit. Die Demokratie der Not zeigt ihre konstruktive Kraft."

Arbeitgeberfürsorge kommt durch die Kriegsnot wieder zu Ehren. Sozialdemokratische Parteizeitungen und Gewerkschaftsblätter aller Richtungen veröffentlichen lange Ehrenlisten solcher weisichtigen und sozialempfindenden Arbeitgeber, die in besonderer Weise zur Linderung der Arbeiternöte beisteuern. Aus der wachsenden Fülle solcher Unternehmerfürsorge sei hier als Beispiel nur der Vorschlag eines größeren Arbeitgebers im „Vorwärts“ wiedergegeben. Er geht davon aus, daß die Entlassung den Nachteil der Abmelsung der Arbeiter von der Krankenkasse nach sich zieht und daß der Arbeiter ja meist nicht in der Lage sein wird, seine freiwillige Mitgliedschaft aus eigenen Mitteln aufrecht zu erhalten. Der Unternehmer macht alle Arbeitgeber hierauf aufmerksam und bittet sie, alles zu versuchen, um wenigstens dies Äußerste von ihren entlassenen Arbeitern abzuwenden. Dies sei in folgender Weise zu ermöglichen: „1. Der Arbeiter wird nicht entlassen, sondern er „steht nur aus“, bis wieder bessere Zeiten kommen (und diese müssen ja kommen), dann bleibt der Arbeiter im Verbands der Firma; er braucht nur zwei Drittel des Krankengeldes zu zahlen und ein Drittel zahlt sein Arbeitgeber für ihn. Kann er auch diese zwei Drittel nicht zahlen und will der Arbeitgeber ihm diese zwei Drittel nicht vergüten, so bleibt immer noch der Weg, daß er sie ihm als Vorschuß (als Vorausbezahlung für später zu leistende Arbeit) gibt. Dieser Weg ist rechtlich gangbar und gestattet dem Arbeitgeber, diese Beträge nach und nach vom Lohn wieder abzugiehen, während Krankentassenbeiträge nach vierzehn Tagen verfallen. 2. Werden die Arbeiter aber entlassen, so sollte der Arbeitgeber wenigstens für die nächsten Monate oder bis der Arbeiter neue Arbeit findet, für die Zahlung des Krankengeldes selbst sorgen. 3. Könnten nicht auch die Gewerkschaften hier für ihre Angehörigen eintreten?" Auf die dritte Anregung antworten übereinstimmend alle Gewerkschaften, daß ihre finanziellen Mittel voll auf für Arbeitslosenunterstützung gebraucht würden.

Kriegsrückwirkung auf die Gewerkschaften. Das Organ des Buchdruckerverbandes schreibt zu diesem Thema: „Es bedarf keiner Worte, daß der von dem halbzwangsweisen Rußland ureigentlich entfachte und von seinen sich ihrer Kultur rühmenden Spiegelgesellen geschürte Weltbrand unsere Gewerkschaften in große Bedrängnis bringt. Was sie im nationalen Interesse getan haben, das wird in der Geschichte Deutschlands nicht zu den dunklen Blättern gehören und darüber wird ein anderes Mal zu sprechen sein; was aber namentlich auf dem Unterstützungsgebiete zu geschehen hat, um die mannigfachen, in jedem Falle sehr schweren Folgen etwas weniger fühlbar zu machen, darüber sind die Akten noch nicht geschlossen. Man hat über den Umfang der Einberufenen und noch Einzuziehenden wie über den Grad der Arbeitslosigkeit einstweilen keine bestimmten Unterlagen. Die Verbandsleitungen haben mit der Generalkommission der Gewerkschaften Konferenzen abgehalten. Diese Ausprachen sind in prinzipieller Hinsicht gewiß wertvoll. Bei den aus den unterschiedlichen gewerblichen Verhältnissen sich von selbst ergebenden und aus organisatorischen Gründen schließlich noch vermehrten Abweichungen in den Leistungen und der Leistungsfähigkeit der einzelnen Verbände aber würde bei so außergewöhnlichen Umständen wie gegenwärtig eine schematische Wänderung statutarischer Bestimmungen — um ein Provisorium dieser Art werden die Gewerkschaften wohl sämtlich nicht herumkommen — sicherlich nicht das Richtige sein. In den meisten Organisationen haben denn auch nach dem Grundsatz, daß außerordentliche Verhältnisse außerordentliche Maßnahmen bedingen, bereits die Zentralverbände das nach Lage der Sache und nach dem Stande der finanziellen Mittel Notwendige angeordnet.“ Es wird dann im einzelnen ausgeführt, wie einige Verbände die Arbeitslosenunterstützung nach den statutarischen Bestimmungen weitergewähren, andere besondere Notstandsunterstützungen einführen, wieder andere ihre Unterstützungen nach Höhe, Dauer und Karenzzeit beschränken, Reisen, Streiks, Gemäßregeln, Umzugs-, Krankenunterstützung ganz aufheben. Eine Reihe von Gewerkschaften haben besondere Beihilfen für Kriegerfamilien und -hinterbliebenen vorgesehen, viele sparen durch Eingehenlassen oder Verkleinern ihrer besonderen Fachzeitungen. Das Verbandsorgan der Buchdrucker schießt diese längere Betrachtung mit den schönen Worten: „An das Verständnis der gesamten Mitglieder, die der Ruf des Vaterlandes nicht betroffen hat, muß appelliert werden, damit die so oft bewährte Einsicht mit unserer sprichwörtlichen Solidarität im Einklange steht. Das unerbittliche Schicksal, das uns fast mit jedem Tage neue Feinde bringt, und zwar immer hinterhältiger werdend, wie es das Beispiel von Japan so abschreckend zeigt, es muß uns diese harte Prüfung tragen lassen.

Das kann und wird der Fall sein, wenn die schwere Not der Zeit auch in uns Gewerkschaftern ein großes, starkes Geschlecht findet!"

Ein Kriegsausbruch der Hausbesitzer. In geradezu vorbildlicher Weise hat der Münchener Grund- und Hausbesitzer-Verein einen „Kriegsausbruch“ gebildet, der folgenden, auch anderen Hausbesitzervereinen zur Nachachtung dringend empfohlenen Aufruf erteilt hat: „Schwere Zeiten stehen unserem Vaterlande bevor. Bittere Sorge wird in manche Familie einkehren, die des Ernährers beraubt, jetzt ohne Erwerb und Geldmittel dahebt. Hier zu helfen und sicheres Obdach zu bieten, ist jetzt eine der edelsten und vornehmsten Aufgaben des Hausbesitzers. Der Krieg — das sei ausdrücklich konstatiert — hebt zwar keineswegs den sonst zu Recht bestehenden Mietvertrag auf; diese vertragsmäßige Vereinbarung behält auch während der Dauer eines Krieges volle, kommende Gültigkeit. Und die Verpflichtung zur Mietzinszahlung bleibt während eines Krieges unverändert in Kraft. Die etwa nicht gezahlten Mieten sind nur als „gestundet“ und selbstredend nicht als „geschenkt“ anzusehen. Früher oder später müssen sie nachgezahlt werden. Aber ebenso selbstredend ist es, daß dem minderbemittelten Wehrpflichtigen, wenn er vom Kriege zurückkommt und seine ganze Familie in Mietschulden gestürzt sieht, mit einer bloßen „Stundung“ herzlich wenig gedient ist. Der Münchener Grund- und Hausbesitzerverein steht deshalb auf dem Standpunkt, daß hier eine wirksamere Hilfe Platz greifen muß. Zu diesem Zwecke hat der Ausschuss in seiner Sitzung am 5. August beschlossen, einen Kriegsausbruch aus Mitgliedern zu bilden, dessen Tätigkeit in folgendem bestehen soll: 1. Aufklärung über die Pflicht zur Mietzahlung im Einvernehmen mit den Behörden. 2. Verhandlung mit Banken, Rentämtern usw. zwecks Stundung der fälligen Zahlungsverpflichtungen der Hausbesitzer. 3. Beschaffung von Wohngelegenheit und Mittel dazu für die arme Bevölkerung, deren Ernährer einberufen wurden. Wir ersuchen um sofortige Anmeldung von a) Hausbesitzern, welche gewillt sind, solchen Familien auf die Dauer des Krieges kostenlose oder billige Wohnungen zu geben, b) Mietern, welche infolge Einberufung des Ernährers durch Nichtzahlung der Miete die Wohnung gekündigt wurde. 4. Während der Dauer des Kriegeszustandes bildet der gewählte Ausschuss eine Vermittlungsstelle, die vor Klagestellung wegen Anspruch gegen Mieter, die im Felde stehen, von Vereinsmitgliedern angerufen werden muß, bei Weibung des Ausschlusses aus dem Hausbesitzerverein. 5. Uebernahme von Vermögens- und Hausverwaltungen von bedürftigen Hausbesitzern, die zu den Fahren berufen wurden, während der Dauer des Krieges. Die eingeleitete Kommission wird die Verhältnisse sowohl der einzelnen Hausbesitzer als der Mieter einer genauen Prüfung unterziehen. Da es aber auch eine große Anzahl Hausbesitzer gibt, welche zu ihrem Lebensunterhalt auf die Mieten angewiesen sind, ersuchen wir alle bemittelten Hausbesitzer um Gewährung von Geldspenden, um in einzelnen Fällen einen Ausgleich schaffen zu können. Die Organisation der Hausbesitzer hat die Sammlung mit folgenden Zeichnungen eröffnet:

Grund- und Hausbesitzerverein München e. B. 3000 M.
Bank für Haus- und Grundbesitz, G. m. b. H. 3000 „
Versicherungsgesellschaft für die Mitglieder
bayer. Grund- und Hausbesitzer-Vereine . . . 2000 „
Hausbesitzer Münchens! Erfüllt eure Pflicht, jetzt muß der Beweis erbracht werden, daß der Grund- und Hausbesitzerverein keine einseitige Interessenvertretung ist. Wir halten es für selbstverständlich und als unsere ernsteste Aufgabe, daß in diesen Zeiten allgemeiner Opferpflicht die Organisation des Hausbesitzes mit an erster Stelle steht. Damit aber diese Hilfsaktion auch wirklich tatkräftig durchgeführt werden kann, ist es doppelt notwendig, daß diejenigen Mieter, die zu zahlen in der Lage sind, unter allen Umständen prompt und pünktlich ihren Verpflichtungen nachkommen. Hier eine falsche, ganz unangebrachte Rücksicht zu üben, müßte zu den größten Verlusten und unabsehbaren Katastrophen führen. Und nur, wenn diese Kreise von Mietern ihre Pflicht erfüllen, wird es dem Hausbesitzerverein möglich werden, dem armen und wirtschaftlich Schwachen während des Krieges diejenige Hilfe zu bieten, deren sie so sehr bedürfen — sich wenigstens eines gasstlich gewährten Obdach zu erfreuen. — Die Prüfungen aber wo wirkliche, vielleicht „verschämte Armut“ und Bedürftigkeit vorliegt, können nicht wohl von dem einzelnen, sondern nur von der zielbewußt geleiteten Organisation eines Hilfskomitees vorgenommen werden. Darum hoffen wir, daß unsere Anregung in allen Kreisen warmherziges Entgegenkommen und notwendiges Verständnis finden möge. Ernst ist der Augenblick und ernst sind unsere Pflichten.“

Verantwortlich für den politischen Teil: Dr. Kaumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Das Thüringer Waldsanatorium Schwarzach in Bad Blankenburg, Thüringen, ist nach wie vor geöffnet. Der Betrieb wird in gleicher Weise wie in Friedenszeiten aufrecht erhalten. Am 3. Mobilmachungstage zählte das Sanatorium über 100 Kurgäste. Auch Gesunde, die sich in dieser unruhigen Zeit aus dem aufregenden Getriebe an einen ruhigen Ort mit guter Gesellschaft zurückziehen wollen, werden freundlichst aufgenommen. Dagegen können Kranke mit ansteckenden Krankheiten nicht aufgenommen werden.

Die Hilfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
.....
Vierteiljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungskiosk der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 5506,
Postfachkonto: Amt Berlin 8683
Unverlangt eingesendungen ist
keits das Rückporto beizufügen.
.....
Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite
Nonpareilzeile 40 Pfennig, die
90 mm breite Kellamezeile 1,50 M.
Einfache Beilagen: Laufend 12 M.
.....

Bei Wiederholungen Preis-
ermäßigung. Entwürfe und Kosten-
anschläge werden ohne Berechnung
gern jugelant. Annahme durch den
Verlag Berlin-Schöneberg u. durch
sämtliche Annoncen-Expeditionen
.....

Schluß der Anzeigen - Annahme:
Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

An unsere Leser. — Friedrich Naumann: Kriegschronik.
— Dr. Gertrud Bäumer: Heimatchronik. — Prof. D. Adolf
Deißmann: Ver sacrum. — J. Niegelsberger: Zur Vor-
geschichte des japanischen Ultimatums an Deutschland. —
Georg Stammer: Die Kriegsschlacht der „Goeben“. (Gedicht.)
— Pfarrer D. Gottfried Traub: Ein Tag in Lüttich.
— Harry Süßberg: Die Leute am Meer. — Dr. Paul Rohrbach:
Der Vater der Dinge. — Privatdozent Dr. Franz Oppen-
heimer: Der Krieg und die Volkswirtschaft. — Geh. Rat
Dr. jur. Max Seidel: Krieg und Versicherung. — Privatdozent
J. Haschagen: Deutschland und England. — Georg Stammer:
Zur Ausfahrt unserer Truppen. (Gedicht.) — Gottfried
Traub: Kopf och! — Soziale Bewegung.

An unsere Leser

Mitten in der allgemeinen Bewegung hält der Freundes-
kreis der „Hilfe“ treu zusammen, draußen bei der Truppe
und in der Heimat. Unser Blatt ist ein Gruß für viele
Kämpfenden. Wir erinnern an die Bestellung von Feld-
abonnements. Gleichzeitig haben wir die vorliegende
Nummer verstärkt und in größerer Auflage her-
stellen lassen, um sie unseren Freunden gratis für Soldaten,
Verwundete, Lazarette, Bahnhöfe, Lesehallen usw. anzu-
bieten. Wer eine im vaterländischen Sinne nützliche Ver-
wendung weiß, wird gebeten, möglichst genaue Adressen
bald anzugeben. Wir versenden gern.

Verlag der Hilfe,
Berlin-Schöneberg, Königsberg 6.

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 25. August.

Die Einnahme von Namur besteht zunächst in der Eroberung
von 5 Forts und der in der Tiefe gelegenen Stadt. 4 Forts werden
noch beschossen. Ob wir die alte Zitadelle direkt oberhalb der Stadt
schon haben, ist nicht gesagt, aber auch gleichgültig, denn was heute dort
noch nicht deutsch ist, wird es morgen sein. Von da oben habe ich
einmal in glänzendem Abendsonnenschein die Gegend gesehen, die
heute von Kriegstrümmern gefüllt ist. Wann wird das alles wieder
aufgebaut werden, und wem wird es gehören? Aus Brüssel erfährt
man, daß die Stadt von starkem deutschen Militär besetzt ist und daß
vorerst Zeitungen nur in deutscher Sprache erscheinen dürfen. Das
ist sicher gut zum Angehören; auf die Dauer kann man natürlich
in Belgien die französische Sprache nicht verdrängen wollen. Das
würde das sicherste Mittel sein, die belgische Bevölkerung zur sinnlosen
Empörung zu treiben. Etwas Deutsch aber verstehen dort so viele

Leute, daß es nur richtig ist, wenn neben die französischen und flä-
mischen (oder wallonischen) Aufschriften und Rundgebungen auch
amtliche deutsche Veröffentlichungen treten. Das Flämische muß
gepflegt werden.

Die österreichische Armee hatte bei Krasnitz auf dem Wege von
Kralau nach Warschau eine siegreiche Schlacht, bei der über 1000 un-
verwundete Russen gefangen wurden. Auch Maschinengewehre und
Geschütze wurden erbeutet. Gleichzeitig ein erfolgreiches Gefecht bei
Nowosieliza an der Grenze der Bukowina. Das scheint zu bedeuten,
daß jetzt auch der österreichisch-ungarische Aufmarsch vollendet ist
und daß die Oesterreicher der russischen Hauptarmee in die Flanke
rücken. Es kommt nach unserem Gefühl etwas spät, da wir uns um
Ostpreußen sorgen, aber wer von uns kann die Schwierigkeiten der
österreichisch-ungarischen Mobilmachung beurteilen? Große Ent-
fernungen und wenig Gebirgsübergänge über Tatra und Karpaten.

Mittwoch, 26. August.

Heute fahre ich mit einem der wieder eingerichteten Schnellzüge
westwärts, um morgen heimzukehren. Dabei sieht man ziemlich viel
Leichtverwundete, besonders Reiter mit Hand- und Armverletzungen.
Die Schwerverwundeten liegen weiter draußen an den Grenzen.
Der Ernst des Krieges wächst mit jeder Verlustliste. Auch ein siegendes
Heer zehrt von sich selbst.

Belgien ist, abgesehen von Antwerpen, unter deutsche Ver-
waltung genommen. Generalfeldmarschall von der Goltz ist zum
Generalgouverneur berufen, was allgemein in der Heimat zur Freude
gereicht. Das wird gerade er gut machen, denn er ist deutscher Militär
und internationaler Mensch zugleich. Unter seinen Hilfskräften be-
findet sich auch der Zentrumsabgeordnete Trimborn, dem voraussicht-
lich der Verkehr mit dem belgischen Alerus zufallen wird.

In Paris vollziehen sich unter dem Druck der bisherigen Nieder-
lagen gewisse Veränderungen in der Regierung. Eine Regierungs-
erklärung besagt, daß die französische Armee jetzt „defensiv bleiben“
wird, um die Offensive in geeignetem Moment wieder aufzunehmen.
Die Tatsachen beginnen zu sprechen. Dabei soll niemand von uns
die gewaltigen Energien unterschätzen, die noch im französischen Volk
vorhanden sind. Es gibt gelegentlich bei uns auf der Gasse einen
dummen Siegeston, bei dem diejenigen am stoltesten sind, deren sonstige
Untauglichkeit handgreiflich ist.

Der österreichische Sieg bei Krasnitz erweist sich als ein sehr
bedeutendes Ereignis. Die Schlacht hat drei Tage getobt und mit
dem völligen Siege der österreichisch-ungarischen Armee geendet.
Man schätzt die Stärke der russischen Armee auf mindestens 5 Armeekorps.
Die Kriegsfront betrug 70 Kilometer. Also auch hier erscheint
die langgezogene Schlacht der Neuzeit. Die Russen fliehen auf Lublin
zu. Gefangen sind 3000 Soldaten, 20 Geschütze, 7 Maschinengewehre.
Deutsche und Oesterreicher gratulieren sich gegenseitig. Wir erwarten
mit Spannung weitere österreichische Siege in Rußisch-Polen, weil
wir stündlich an unsere getreuen, schwergeprüften Ostpreußen denken.

Donnerstag, 27. August.

Alle Forts von Namur sind in deutschen Händen. Die
Durchschlagskraft der großen Geschosse ist fabelhaft, ein Grauen der
Gegner, eine Bürgschaft des Sieges für uns. Daß zwei Festungen
wie Lüttich und Namur in so kurzer Zeit fallen, ist vom Standpunkt
der Kriegsgeschichte aus unerhört, denn es sind beides moderne,
wohlausgestattete, theoretisch genau durchgerechnete feste Plätze

Nachdem diese zwei belgischen Festungen gebrochen sind, handelt es sich nun um Antwerpen und um die französischen Festungen, von denen nur Belfort, Epinal, Toul und Verdun in eine stärkere Klasse gerechnet werden.

Es beginnen die Kriegsberichte der jetzt zugelassenen Kriegsberichterflatter der größeren Blätter. Damit lockert sich die Knappheit des bisherigen Nachrichtendienstes. Auch werden viele Soldaten- und Offiziersbriefe abgedruckt, durch welche die Einzelheiten der großen Schlachten deutlicher werden. Das ganze Volk erlebt seinen Krieg mit.

Die Stadt Brüssel zahlt 200 Millionen Frank Kriegskontribution, die Provinz Lüttich 50 Millionen Frank. Es heißt, daß England den Belgiern 250 Millionen vorgeschossen habe. Uns kann es nur recht sein, wenn über Belgien englisches Geld in unsere Kassen kommt.

Mit dem deutschen Botschafter Graf Bernstorff ist Staatssekretär a. D. Dernburg in Neu-York angekommen, zunächst „um amerikanische Unterstützung für das deutsche Rote Kreuz zu gewinnen“. Es ist sehr gut, diesen Mann, der auch Ostasien kennt, gerade jetzt bei den Nordamerikanern zu wissen. Die Kanadier wollen Hilfstruppen nach England schicken.

Die Festung Longwy ist deutsch. Die Armee des deutschen Kronprinzen siegte gegen Truppen, die von Verdun her kamen.

Der kleine deutsche Kreuzer „Magdeburg“ ist im finnischen Meerbusen im Nebel auf den Grund geraten und von seiner Besatzung in die Luft gesprengt worden, um ihn nicht in russische Hände gelangen zu lassen. Der größte Teil der Besatzung konnte vom Torpedoboot V 28 gerettet werden.

In Frankreich hat eine Neubildung des Ministeriums stattgefunden. Es sind die bekanntesten Namen der Republik unter Hinzuziehung beider sozialdemokratischer Richtungen. Präsident des Ministeriums bleibt Viviani. Das auswärtige Amt hat wie bisher Delcassé, das Kriegsministerium übernimmt Millerand, die Marine der Fortschrittler Augagneur, der noch am Abend vor Pfingsten mit uns in Basel zusammenfaß. Wenn Zaurès noch am Leben wäre, so würde er mit im Ministerium sitzen. Marcel Sembat, sein Schüler und Nachfolger übernimmt die öffentlichen Arbeiten, und der alte Margit Jules Guesde ist Minister ohne Portefeuille, nur um zu bezeugen, daß auch die Radikalen dabei sind. Vom französischen Standpunkt aus ist dieses Ministerium eine sehr gute Leistung. Alle diese Minister können zunächst den Krieg nicht aufhalten, wollen es auch nicht, denn ein Großstaat wie Frankreich kann erst Frieden machen, wenn er unwiderruflich ins Herz getroffen ist. Das wird beiderseits noch viel Blut kosten, dann aber scheint dieses Ministerium am allerehesten die Möglichkeit eines Friedensschlusses zu bieten, weil es die Nation im ganzen darstellt, soweit das möglich ist. Wir unsererseits können nicht wünschen, daß in Frankreich die volle Unordnung eintritt, denn mit der Unordnung kann man keine Verträge schließen.

Freitag, 28. August.

Der deutsche Generalquartiermeister v. Stein, welcher dieselbe Berühmtheit als Nachrichtenvermittler bekommen wird, die 1870 sein Vorgänger v. Bobbielsky gewann, gibt heute eine Uebersicht über die Westarmeen. Dabei erfährt man zum ersten Male, in welche Gruppen die westlichen Truppen geteilt sind. Es gibt:

1. Die Armee des Generalobersten v. Kluck bei Maubeuge und südwärts, steht im Kampfe mit den Engländern, drängt sie an St. Quentin vorbei.

2. Die Armee des Generalobersten v. Bülow, kommt von Namur, steht an der Sambre, arbeitet zusammen mit der nächsten folgenden.

3. Die Armee des Generalobersten Freiherr v. Hausen steht westlich von der Maas, hat mit der zweiten Armee zusammen etwa 8 Armeekorps französischer und belgischer Truppen in mehrtägigen Kämpfen vollständig geschlagen und treibt sie jetzt östlich von Maubeuge vor sich her. Nach der Vollenbung der Beschließung von Namur ist der Angriff auf Maubeuge eingeleitet.

4. Die Armee des Herzogs Albrecht von Württemberg hat geschlagene Franzosen über den Semoisfluß nach Frankreich zurückgetrieben und die Maas in der Gegend von Sedan überschritten.

5. Die Armee des deutschen Kronprinzen ist über Longwy hinaus vorgebrungen und hat einen starken von Verdun herkommenden Angriff abgeschlagen.

6. Die Armee des Kronprinzen von Bayern hat zwischen Metz und Saarburg die gewaltige Schlacht geschlagen und drängt nun über Luneville nach Epinal.

7. Die Armee des Generalobersten von Heeringen kämpft im Oberelsaß gegenüber Belfort. Das Elsaß ist vom Feinde geräumt.

8. Unabhängig von dem Aufmarsch dieser 7 Armeen ist eine Armeeteilung zur Einschließung Antwerpens im nördlichen Belgien.

Ein solcher Aufmarsch ist in der Weltgeschichte noch nicht dagewesen. Während wir von ihm reden, ändert er sich schon wieder, aber es lebt eine überwältigende Systematik in diesem vielseitig-einheitlichen Drängen nach Paris. Das ist der Krieg, der 40 Jahre lang ausgedacht wurde, dem die Kriegsspiele galt, für den in den Kasernen geübt wurde, das ist der Krieg, den der alte Moltke nach 1870 geweissagt hat.

Wie steht es um die Franzosen? Die einzige Stelle, an der sie bis heute noch fest zu sein scheinen, ist zwischen Nancy, Toul und Verdun. Dort ist noch ein Block unzerbrochener Kraft, sonst aber haben schon alle anderen ihre Niederlage in den Knochen. Was nicht in den Festungen sitzt, wird rückwärts geschoben und getrieben. So lernt der Engländer seine Bundesbrüder kennen und flieht mit ihnen. Ob aus allen diesen Elementen noch eine große widerstandsfähige Armee zusammengegossen werden kann? Das ist jetzt die französische Frage. Wer kann das machen? Wer hat die organisatorische und moralische Gewalt, die dazu gehört? Der Franzose pflegt nach Niederlagen mißtrauisch zu sein, Mißtrauen aber tötet den Erfolg.

Die alten katalanischen Gefilde bei Chalons an der Marne und bei Rheims warten auf eine Entscheidungsschlacht. Ob die Schlacht aber noch zustande kommt oder ob die einzelnen Stücke der französischen Heereskraft einzeln weiter gebrochen werden, das ist es, was heute alle Wissenden in ganz Europa bewegt. Die Spitzen unserer Truppen sind soweit von Paris wie Magdeburg von Berlin. Ein Gerücht sagt, daß heute der erste Zeppelin über Paris fliegt.

Je weiter aber die deutsche Armee vordringt, desto mehr Truppen braucht sie für den Transport und für die Sicherung der eroberten Gebiete. Darum erfolgt die Mobilmachung des Landsturms. Wir haben zu Hause noch eine Menge von kräftigen Leuten, die gern in's Feld gehen wollen. Wie unererschöpflich ist doch unser Volk! Das ist das Werk der Mütter in den vergangenen Jahrzehnten. Jetzt kommt das Kinderbringen zu Ehren. Mögen in vielen Stuben schon heute Mütter ihre Söhne beweinen, mitten in ihren Tränen können sie sich dem nicht verschließen, was für herrliche Frauenarbeit diese gewaltige deutsche Armee ist.

In Belgien hat ein Ausfall aus Antwerpen stattgefunden und ist zurückgeschlagen worden. Wer zählt heute noch, wie viel Gefangene gemacht werden und wieviel Kanonen erbeutet? Das Hauptquartier weiß es selber nicht. Die rückfahrenden Eisenbahnzüge tragen Verwundete und Gefangene. Während aber also ein Ausfall aus Antwerpen zurückgeworfen wurde, haben sich in der alten Universitätsstadt Löwen die Bürger zu einem schändlichen allgemeinen Angriff gegen unsere Truppen aufregen lassen. Es hat ein Blutbad schrecklichster Art gegeben und nun erfolgt die notwendige Strafe. Es kann nicht anders sein, denn ein Heer, das den Bürgerkrieg gestattet, ist verloren. Das Schießen der Nichtsoldaten ist mitten im Krieg das Ende aller Ordnung, ist Rückfall in Barbarei. Erst durch Jahrhunderte ist erreicht worden, daß die Kriege zwischen zwei Heeren geführt werden, nicht zwischen zwei Bevölkerungen. Uns hängt um die Unschuldigen, die mit in den schrecklichen Strudel gerissen werden, und wir haben Sorge um die Vernichtung der wertvollen Baudenkmäler der Stadt Löwen, des alten schönen Rathauses und der Kathedrale, aber wichtiger als selbst die Erhaltung dieser Kostbarkeiten ist die Erhaltung des internationalen Grundsatzes, daß die nicht militärischen Bevölkerungen geschont werden. Dieser Grundsatz aber kann nicht hochgehalten werden ohne abschreckende Strafgerichte über alle Bevölkerungssteile, die das Gewehr in die Hand nehmen, obwohl sie nicht Soldaten sind. Das ist hart, aber der ganze Krieg ist hart und gewarnt sind die Belgier genug. Unser Generalstabschef v. Moltke hat

Recht, wenn er sagt, daß von unseren Truppen überall dort, wo sich die Bevölkerung feindseliger Handlungen enthalten hat, weder Mensch noch Gut freventlich geschädigt werden. Ich habe schon mit ziemlich vielen deutschen Verwundeten darüber gesprochen, und jeder sagt daselbe. Der Deutsche hat keine Lust am Zerstören, aber er wird wütend, wenn sein Nebenmann im Bürgerquartier heimtückisch erschossen wird oder wenn die Frauen heißes Petroleum in die Augen gießen. Dann stellt er Mann und Weib an die Wand und schießt sie nieder, nicht weil es ihm Freude macht, sondern weil er nicht anders kann.

Zur Ergänzung der umfassenden Nachrichten von heute früh wird nachmittags in den Berliner Straßen ausgerufen: die englische Armee völlig geschlagen! Bei St. Quentin ist es geschehen. Mehrere Tausend Gefangene, 7 Feldbatterien und 1 schwere Batterie! Das macht Freude, denn irgendwo muß doch eben die Möglichkeit sein, die Engländer zu fassen. Ihre Flotte kommt nicht, ihr Land liegt jenseits des Wassers. Sie rufen alle Welt gegen uns auf und sitzen selber dabei so weit vom Schuß. Wie gut, daß König Eduard dem Minister Delcassé versprach, ihm Landtruppen zu senden! Das wirkt jetzt erzieherisch. Mit dem Franzosen kann man Mitleid haben, denn er mußte wohl dem Zaren folgen. Wer aber hat England gezwungen, seine Hände in diesen Brei zu stecken? Am nächsten Dienstag werden es vier Wochen, da saß der englische Botschafter zuletzt dem deutschen Reichskanzler gegenüber und quälte ihn mit Moral und Drohungen. Noch nicht ein Monat, und England erfährt, daß Fürst Bülow recht hatte, als er sagte: wer auf uns beißt, der beißt auf Granit.

Sonnabend, 29. August.

Das stärkste französische Sperrfort, Manonvillers, ist in deutschem Besitz. Aber heute kümmert man sich wenig um die Festungen im Westen; die werden schon fallen, wenn ihre Stunde kommt. Heute hört man nach dem Osten, ob irgend etwas in der Luft klingt von Sieg und Säuberung deutschen Landes. Unsere Ostpreußen müssen aus den Händen der Russen herausgenommen werden! Seit gestern ist auf der Linie Gilsenburg, Reidenburg, Ortelsburg, also am Südrande der Provinz, eine große Schlacht in Gang. Das zwanzigste Armeekorps steht oder stand seit 24 Stunden im Feuer mit einem weit überlegenen Gegner. Keiner von uns allen zweifelt am schließlichen Siege der Deutschen, aber ob heute schon die nach dem Osten geschobenen deutschen Truppen ausreichen, das ist es, worauf wir lauern.

Früh kommt die Nachricht, daß zwei russische Armeekorps aufgetrieben seien. Mittags vervollständigt sich die freudige Botschaft: „Unsere Truppen in Preußen unter Führung des Generalobersten von Hindenburg haben die vom Rarew vorgegangene russische Armee in der Stärke von fünf Armeekorps und drei Kavalleriedivisionen in dreitägiger Schlacht in der Gegend von Gilsenburg und Ortelsburg geschlagen und verfolgen sie jetzt über die Grenze.“ Also das ist gelungen! Was wird es an Menschen gekostet haben? Aber es ist geglückt! Jetzt muß noch einmal auf der Linie Insterburg—Gumbinnen gesiegt werden, und dann können die ostpreussischen Flüchtlinge heimkehren und ihre verbrannten Häuser wieder aufbauen und die herbliche Ackerarbeit besorgen. Ganz Deutschland will und wird bei diesem Aufbau helfen, denn nächst denen, die ihr Leben geben, haben die ostpreussischen Dorfbewohner dem Vaterlande die größten Opfer gebracht. Und noch wissen wir nicht, was die Russen mit denen vorgenommen haben, die nicht rechtzeitig zur Flucht aufgefordert wurden. Ohne jetzt während des Krieges irgend jemand Vorwürfe machen zu wollen, muß doch für die Zukunft in Erinnerung behalten werden, daß die Mobilmachung der Rettungsarbeit nicht ebenso durchdacht war, wie die Mobilmachung des militärischen Aufmarsches. Sicherlich können die Verwaltungsbehörden nicht für alle überhaupt denkbaren Fälle fertige Anweisungen im Tisckkasten haben, aber dieser Fall war von vornherein vorausgesehen. Hier mußte die kopflose Hin- und Herfahrene vermieden werden. Ueberhaupt drängt sich die Beobachtung auf, daß die Kriegsvorbereitung der bürgerlichen Gewalten in Zukunft systematischer bearbeitet werden muß. Dasselbe gilt von den sozialen Tätigkeiten des Roten Kreuzes, die

etwa noch auf dem Standpunkt von 1870 stehen und den heutigen Anforderungen organisatorisch nicht genügen.

Während aber das Volk sich drängt und vom ostpreussischen Siege spricht, meldet man ein Mißgeschick der Flotte. Bei unsichtigem Wetter entwickelte sich nordwestlich von Helgoland ein Seegefecht zwischen englischen und deutschen kleinen Kreuzern, Torpedobooten und Zerstörern, wobei englische Schachtschiffe mit schwerer Artillerie im Hintergrund waren. Wir verloren „Ariadne“, „Röln“, „Mainz“ und Torpedoboot „V 187“. Die englischen Schiffe haben nach englischen Mitteilungen schwere Beschädigungen erlitten. Das ist noch keine große Niederlage, aber ernst ist es doch. Unsere liebe junge Flotte geht einen schweren Gang. Wir wissen aber, daß alle deutschen Herzen bei ihr sind und daß unsere Marine-mannschaft darauf brennt, ihre Tüchtigkeit zu beweisen. Leider wurde heute auch in der Heimat einer der besten Marineoffiziere, Konteradmiral Dänhardt, durch einen Automobilunfall der Arbeit im Marineamt entzissen.

Sonntag, 30. August.

Eine große österreichisch-russische Schlacht tobt weiter. „Die Lage unserer Truppen ist günstig.“ Mehr wissen wir noch nicht.

In den polnischen Landesteilen scheint es mit der Erhebung der russischen Polen wirklich Ernst zu werden. Wir waren bisher geneigt, die darüber umlaufenden Gerüchte nur halb zu glauben, hören nun aber doch, daß es nicht nur Worte und Proklamationen gibt, sondern ein Oberkommando der polnischen freiwilligen Legionen, das als polnische Staatsgewalt zu wirken versucht. Der Führer heißt Michael Solomni.

Der Magistrat von Osterode in Ostpreußen ruft sämtliche Flüchtlinge seines Gebietes in die Heimat zurück. Das ist die Folge des Sieges.

Von Ost und West erzählen die Soldatenbriefe von Greuel und Schrecken, aber auch von rührenden Zügen der Menschlichkeit auf allen Seiten. Man soll im Krieg nie, niemals vergessen, daß es hinter ihm wieder einen Frieden geben wird und daß in diesem Frieden die jetzt verlorenen internationalen Beziehungen wieder angeknüpft werden müssen. Und wenn wir ein mächtiges Weltvolk werden wollen, haben wir doppelt die Pflicht der Großherzigkeit. Wir freuen uns, wenn unsere Feinde niedergeworfen werden, können es aber nicht für nötig halten, sie ganz allgemein wie Banditen und Schufte hinzustellen. Das tut auch weder die Heeresleitung noch Armee, sondern eine Sorte von Kriegsunküftigen, die man als Siegesautomaten bezeichnen kann. Alle echten Soldatenbriefe stehen turmhoch über derartiger Gemeinheit. An ihnen erquickt sich die Heimat, und wir danken den Treuen, die vom Sattel aus oder von französischen Kaminen her schreiben.

Schöner heißer Sonntag. Ganz Berlin auf den Beinen. Viel Kriegsgeschichten; Wahrheit und Dichtung. Jedermann ein Stratege! Dabei bisweilen ein auffälliger Mangel gebiegener geographischer Kenntnisse. Aber guter Wille ohne Ende. Das ist die Hauptsache. Ueberall Vaterlandslieber, immer dieselben.

Nachrichten über Einnahme der nordfranzösischen Festung Lille, über 30 000 russische Gefangene in der gestern berichteten ostpreussischen Schlacht, über österreichische Fortschritte östlich von Lemberg klingen zu uns, können aber, da wir erst spät heimkehren, heute nicht mehr auf Herkunft geprüft werden. Abends 10 Uhr sollen die Gloden geläutet haben, also ein Sieg! Morgen ist der Schluß des ersten Kriegesmonats, eines Monats, wie im Leben des Volkes noch keiner gewesen ist. Wir danken der Vorsehung und gedenken alle, treu weiter auszuharren, mag auch noch viel Mühe im Hintergrunde des Krieges liegen. Wieviel klarer und freier ist heute schon alles als vor 4 Wochen! Wir danken den Toten.

Montag, 31. August.

Die guten Mitteilungen von gestern abend werden im allgemeinen bestätigt. Lille soll nach einer Nachricht der „Rölnischen Zeitung“ von der französischen Besatzung verlassen sein; daß die deutschen Truppen eingerückt sind, wird noch nicht gesagt. Die Polizei sei entwaflnet, und die Bürgerchaft werde zur Ruhe ermahnt. Welche militärische Bedeutung dieser Rückzug hat, hängt davon ab, wie hoch Lille als

Festung gewertet wird. Die Urteile darüber sind widersprechend. Wichtig ist, daß die Gefangennahme von 30000 Russen bei Tannenbergl bestätigt wird. Die Schlacht von Ortelburg war also ein ganzer voller Sieg. Was von den russischen Verwüstungen öffentlich und privatim berichtet wird, ist greulich. Viele Russen sind in die Sümpfe des Masurenlandes gebrängt worden. Die jetzt fünftägige Schlacht zwischen Österreichern und Russen in der Gegend von Krassnik und Lublin ist ungeheuer schwer, zeigt aber Fortschritte unserer tapferen Bundesgenossen.

Aber das Seegefecht bei Helgoland werden Einzelheiten bekannt, nach denen unsere Seeleute mit einem wundervollen Heldentum dem Tode ins Auge gesehen haben. Nachdem die „*Atalante*“ sank, haben Engländer die Besatzung in ritterlicher Weise aus den Fluten gerettet, die Boote mit den Geretteten aber sind kurz darauf wieder in deutsche Hände übergegangen. Dieser Vorgang zeigt, daß auch der Engländer im Krieg noch Mensch geblieben ist. Natürlich wollten die Engländer die Geretteten als Gefangene nach England schaffen, aber es verdient doch hervorgehoben zu werden, daß sie sie nicht einfach ertrinken ließen. Wir sind überzeugt, daß unsere Landsleute im gleichen Fall genau ebenso handeln werden. Abgesehen wird nichtamtlich mitgeteilt, daß die vereinzelt deutschen Kriegsschiffe, die sich in den verschiedenen Ozeanen befinden, der englischen Handelsflotte so zu schaffen machen, daß die Kriegsverversicherung für Handelsschiffe in London jetzt 30 bis 40 pCt. des Wertes beträgt, eine ungeheure Belastung für das erste Handelsvolk der Welt.

Einen betrübenden Vorgang müssen wir leider hervorheben, damit er sich nicht wiederholt. General Rein hat in der „*Täglichen Rundschau*“ die deutsche Diplomatie vom Reichskanzler bis zum letzten Attaché getadelt und der Gesamtregierung ein ganz allgemeines Mißtrauensvotum ausgestellt, weil sie nicht bei früherer besserer Gelegenheit schon von sich aus den Krieg begonnen habe. Das ist geradezu ein Bruch des Gottesfriedens! Jeder von uns hat an der bisherigen Diplomatie vielerlei auszusetzen, aber zur Ausstreuung von Mißtrauen im gegenwärtigen Zeitpunkt liegt keine Veranlassung vor, und die Einmütigkeit der ganzen Nation beweist, daß die den Frieden bewahrende Geduld des Kaisers und Reichskanzlers durchaus im Sinne der überwältigenden Mehrheit des deutschen Volkes war. Professor Hans Delbrück erwirbt sich ein Verdienst, indem er in der „*Vossischen Zeitung*“ dem Störungsversuch des gefährlichen Kriegstreibers entgegentritt. Ganz Deutschland ist bereit, den aufgedrungenen Krieg bis ans Ende durchzuführen, aber dazu gehört, daß sein Verteidigungscharakter nicht verwischt wird. Wenn jemals der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg der Vertrauensmann des deutschen Volkes war, dann gerade jetzt. Man verlangt mit Recht, daß die Sozialdemokratie jetzt ihre Kritik unterläßt, und freut sich, wie tatkraftig sie das tut. Dann aber dürfen auch keine alldeutschen Taktlosigkeiten gebuldet werden, und kein deutsches Blatt soll sich einem Störungsversuch von rechts oder links zur Verfügung stellen. Welche hohe Bedeutung es hat, den Krieg als Verteidigung zu erfassen und zu führen, zeigt unter anderem auch der Aufruf der vereinigten evangelischen Missionsgesellschaften. Sie sehen den Bruch der bisherigen Missionsarbeit vor sich und sagen: „Darin wissen wir uns mit allen Christen unseres Volkes einig, daß wir die Verantwortung für das furchtbare Verbrechen dieses Krieges und alle seine Folgen für die Entwicklung des Reiches Gottes auf Erden von unserem Volk und seiner Regierung abweisen dürfen und müssen.“ Diese Gewissenssicherheit soll uns von niemand verdorben werden.

Dienstag, 1. September.

Vom Generalquartiermeister liegt ein neuer Gesamtbericht vor: Vorbereitung der Entscheidungsschlacht zwischen Rheims und St. Quentin, falls die Franzosen dazu bereit und fähig sind. Der Bericht gibt zu, daß die Franzosen der Armee des Herzogs von Württemberg an der Maas ernstliche Schwierigkeiten bereitet haben. Bei St. Quentin aber ist von der Armee des Generalobersten v. Bülow eine überlegene französische Armee vollständig geschlagen. Ein englisches Infanteriebataillon gefangen! Die erste Armee des Generalobersten von Kluck scheint die Engländer und Franzosen westlich umgehen zu wollen, sie befindet sich in der Gegend von Comblès auf dem Wege nach Amiens. Montmédy gefallen.

Der Sieg im Osten wird noch täglich größer: drei russische Armeekorps vernichtet, 60 000 Gefangene, zwei Generale, viele Geschütze! Ungeheure Feldschlacht! Die russischen Truppen im nördlichen Ostpreußen gehen zurück. Möge bald der Freudenton erklingen: Ostpreußen geläubert! Dann wird wieder aufgebaut, gleich jetzt!

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 25. August.

Die Flüchtlinge! Tausende haben bedrohte Gebiete des Ostens verlassen müssen. Mit eilig zusammengebündelten Kleidungsstücken, notdürftig verschuürten Kartons oder auch ohne alle fahrende Habe sind sie verladen, in Viehwagen, ja in die Tender der Lokomotiven, mit Kranken und Säuglingen in Zügen von über 60 Achsen 50 Stunden bis hierher gefahren. Man hat sie zunächst in Massenquartieren untergebracht und wird sie auf das Land und nach kleinen Städten weiter befördern, wo sie bleiben sollen, bis sie zurückkehren können. Die Beratungsstelle des Roten Kreuzes für Flüchtlinge stattet sie mit Kleidungsstücken aus, wenn ihnen solche fehlen. Dort drängen sie sich zu Hunderten und mehr. Lauter kleine Leute aus der Aderbürgerstadt oder bäuerliche Stellenbesitzer, Blockwärter, Eisenbahnangestellte — meist Leute, die noch nie in Berlin gewesen sind. Viele haben hier Angehörige, die sie erst aufnehmen, aber doch nicht dauernd beherbergen können. Ein Fleischer aus Goldap mit sechs Kindern von ½ bis 14 Jahren kampiert bei seiner Schwester in Stube und Küche. Das ist ein typischer Fall. Man sieht, wieviel Zugezogene aus dem Osten Berlin schon hatte, darum drängen jetzt so viele hierher.

Aber vielleicht können sie bald zurück: der Kleinstadtfleischer zu seinen lebendigen Schweinen, von denen er mit Besorgnis und Stolz erzählt, und der kleine Bauer auf seine Stelle, wo vielleicht! — noch die Ernte unter dem herrlichen Sommerhimmel auf ihn wartet.

Im übrigen klärt sich das Bild der organisierten Kriegswohlfahrtspflege mehr und mehr. Bis die laufenden städtischen Unterstützungen flossen, ging es von der Hand in den Mund, d. h. von der Hand der provisorischen Verteilung von Speisemarken und Lebensmittelgutscheinen unmittelbar in den Mund Hungernder. Das war für beide Teile ein Notbehelf, der mit Hast und Unruhe verbunden war. Jetzt fangen mehr und mehr die laufenden Unterstützungen an regelmäßig zu fließen. Sie decken die Not nicht, aber sie decken einen Teil, und man hat etwas festen Boden unter den Füßen, von dem aus man sich weiter umsieht.

Mittwoch, 23. August.

Die deutschen Universitäten sollen für Russen, Serben und Japaner gesperrt werden. Ist das richtig? Im Augenblick sagen Gefühl und Ueberlegung ja. Es ist ein fataler und empörender Gedanke, daß wir unseren Feinden einen Teil ihrer Waffen selbst geliefert haben. Und dennoch. Soll das Weltreich des deutschen Geistes durch Absperrungen verkleinert werden? Nach Rußland haben Hunderte das Feuer deutscher Wissenschaft getragen als Waffe gegen den asiatischen Geist, gegen das herrschende Regime, gegen die Knete. Soll der Kulturaustausch gebunden werden an politische Bündnisse?

Die Arbeitslosigkeit! Arbeitsreichtum ist bei Schlächtern, Bädern, Brauereiarbeitern, Zimmerern, Böttchern, Sattlern und Schneidern. (Bei den 4 letzten Gruppen durch Militärlieferung.) Aber die Arbeitslosenheere sind viel größer. Von 88000 organisierten Metallarbeitern in Berlin sind 11000 arbeitslos. Von 52000 Transportarbeitern 5000, von 27000 Holzarbeitern 14000, von 12000 Bauarbeitern 2500. Diese drei größten Verbände sind mit ihren Ziffern zugleich bezeichnend für viele andere — ungerechnet die großen Scharen unorganisierter Arbeitsloser.

Mit den Frauen ist es verhältnismäßig noch schlimmer. Immer noch ruht die Damenkonfektion ganz. Und man wartet. Es muß ja einmal anfangen, wenigstens in kleinem Maßstabe, wenigstens mehr als jetzt.

Donnerstag, 27. August.

Volkstunfeste. Der Verband der Freien Volkstheatern hat einen Aufruf erlassen, in dem es heißt:

„In allen Räten wird sich die Kunst als seelisches Bedürfnis der Volksgesundheit wirkend behaupten. Wohl ist die Verteidigung des Vaterlandes die erste aller Pflichten, die Aufrechterhaltung der materiellen Existenz des Volkes das dringendste Gebot; zugleich aber fordert die Stunde gebieterisch den Schutz aller geistigen Güter, die den Wert der Nation ausmachen. Darum rufen wir die ausübenden Künstler — Schauspieler, Rezitatoren, Sänger und Musiker — auf, jetzt mit ihrer Kunst ins Volk zu gehen. Hier werden sie noch eine große Aufgabe finden, hoffentlich auch eine kleine Hilfe gegen die allerschlimmste Not. Der Verband der Freien Volkstheatern wird für die weniger bemittelte Bevölkerung, insbesondere auch für die Arbeiterschaft Berlins in großen und kleinen Sälen, vor allem in Räumen, die uns der Magistrat von Berlin freundlichst zur Verfügung gestellt hat, regelmäßig sich wiederholende Volkstunfeste veranstalten. Das Eintrittsgeld wird 10 Pfennig betragen. Das Programm dieser Abende soll sich von allem Platten und Oberflächlichen weit entfernt halten, es soll der geistigen Vertiefung dienen und der Stärkung der sittlichen Werte, die in unserem Volke lebendig sind. Die Daheimgebliebenen, Frauen und Männer, sollen den Gefahren der Vereinsamung und der Straße entzogen werden. Sie werden in Scharen kommen, um in Not und Betrübnis bei der Kunst Trost und Erhebung zu suchen. Unser Volk aber wird höchsten geschichtlichen Ruhm erwerben, wenn es auch in den Wettern des Weltkrieges nicht aufhört, das Volk Goethes und Schillers, Beethovens und Mozarts zu sein. Wir bitten alle Opfertwilligen, die öffentlichen Körperschaften und Organisationen um tätige Hilfe bei dem bedeutungsvollen Werk. Der Verband der Freien Volkstheatern.“

Es ist in der Tat notwendig, irgend etwas gegen die seelischen Gefahren dieser Wochen zu tun und der inneren Vereinstätigkeit zu Erhebung und Größe entgegenzukommen, die jetzt in ungezählten Seelen lebendig ist. Die üblen Volkunterhaltungen haben das Feld geräumt, das Gute kann kommen. Und es muß kommen, um die innere Unruhe, die dumpfe Sorge und Erwartung einmal aufzulösen in das reine Gefühl des Großen, das in unserem Volk geschieht. — — —

Es sind Ausfuhrverbote für Zucker und Leder erlassen. Das Leder braucht das Militär, und den Zucker behalten wir als ein wichtiges Volksernährungsmittel. Die Hausfrauen mögen nur sehen, daß sie ihn ausnützen, indem sie auch das geringstwertige Obst noch irgendwie verwenden.

Der Vaterländische Frauenverein (Preußen) hat an seine Zweigvereine einen Erlaß herausgehen lassen, der vor der freiwilligen Arbeit auf gewerblichen Gebieten warnt. Der Krieg ist für die Frauen, die sich um volkswirtschaftliche Dinge nicht kümmern, eine große Lehre. Sie lernen Zusammenhänge fassen, die ihnen sonst ganz fern lagen. Wie entrüstet waren noch vor zwei Wochen die wohlmeinenden Damen, wenn man ihnen sagte, daß es besser sei, Abwaschfrauen im Lazarett zu bezahlen, als sich selbst zweimal in der Woche nachmittags hinzustellen und fürs Vaterland Teller zu waschen. Jetzt stehen an den Wäschebänken große Anschläge: „Lohnende Näharbeit vermittelt der Vaterländische Frauenverein.“

Freitag, 28. August.

Berlin hat eine Arbeitslosenunterstützung eingeführt und eine halbe Million pro Monat dafür ausgesetzt. Die freien Berufe sind eingeschlossen. Wenn auch die Unterstützung (4 M. wöchentlich für den Alleinstehenden, 5 M. für den Familienernährer bzw. die Ernährerinnen) nicht hoch ist, so schützt sie mit allem anderen zusammen gegen die unmittelbare Not. Die Stadt Berlin hat damit ein Beispiel gegeben, das hoffentlich Nachfolge finden wird.

An der geistigen Vereinheitlichung unseres Volkes arbeiten alle inneren Kräfte, und ihre Wirkungen zeigen sich hier und dort in vielen kleinen Zügen. Der Ausschluß der sozialdemokratischen Presse und Literatur aus dem Heer ist in Bayern aufgehoben. Der kirchlich-liberale Zentralverein in Berlin ermahnt seine Mitglieder, sich in dieser Zeit parteipolitischen Kämpfe zu enthalten. Jeder fühlt von selbst

die Belanglosigkeit aller Parteifragen angesichts der großen Volksfrage: Sieg oder Untergang.

Die Stadt Breslau bestimmt 16 Millionen für ihre Lebensmittelversorgung. Von überall her wird bestätigt, daß sowohl die deutsche Volkswirtschaft im ganzen wie auch die Einzelhaushalte der Städte für alle Notwendigkeiten längerer Selbsterhaltung unter Kriegszustand gut gerüstet sind. Und wenn das Material da ist, ist die rechte Verteilung das leichtere Problem.

Sonntag, 29. August.

Im Reichstag war unter Führung des Roten Kreuzes eine Sitzung aller Vereine des Wöchnerinnen- und Säuglingschutzes in Groß-Berlin einberufen. Es soll der Pflege und Erhaltung von Mutter und Kind in dieser Zeit besondere Fürsorge gewidmet werden. Freilich wird das Schwerkriegsamt dieser Fürsorge schließlich auch ferner auf die städtische Verwaltung und die schon arbeitenden Vereine fallen, und die Zentralisation unter dem Namen des Roten Kreuzes wird im wesentlichen nur dazu dienen, einen Überblick zu gewinnen über das Vorhandene und die Anregung zu Neueinrichtungen zu geben, wo sie notwendig sind.

Die Siegesallee streckte sich unter der schon herbstlich verschleierte Vormittagssonne breit und weiß, von dem spätsommerlichen Graugrün der Bäume gesäumt. Wie ein mattes Aquarell. Nur von dem Sockel der Statue Wilhelms I. brannten kleine naive Sträucher gelber und roter Herbstblumen. Als hätten Kinder oder kindlich pietätvolle Menschen sie hingestellt.

Allmählich kommen wir im Ausland gegen die Lügengeschichten Englands auf. Die englisch-französischen Niederlagen lassen sich ja auch nicht verschleiern. Die Bemühungen Björnsons in seiner nordischen Korrespondenz haben gute Nachfolge gefunden. Der deutsche Handelsrat unter Präsident Kaempf hat seine Mitglieder angeregt, ihre Auslandsbeziehungen systematisch zur Verbreitung der Wahrheit über Deutschland auszunutzen. Der deutsche Michel trabt hinter der smarten ganz geschäftsmäßigen Masche der englischen Regierung hinterher, aber mit ihm keine Siege, und die Strafen die Tatarengefahrten der englischen Presse gründlicher Lügen als sein ehrliches Wort. Ein Heidelberger Professor hat eine goldene Medaille der Royal Society für die Hinterbliebenen der badiischen Krieger zur Verfügung gestellt. „Als ein Zeichen des Abscheus vor der englischen Denkwaise.“

Heute haben die Schulen wieder frei, und die Flaggen wehen zur Feier der Siege von St. Quentin und der ostpreussischen Erfolge. Aber dann kam die Nachricht von dem mißglückten Seegesicht. Ein Arbeiter hatte das Zeitungsblatt in der Hand, als ich aus unserem Bureau kam. Er sagte: Ich bin bloß ein Arbeiter, und ich weiß nicht, ob ich recht habe, aber ich kann die Fahnen und das Geschrei nicht leiden. Es geht mir immer kalt über, wenn ich das so höre. Wir sind doch noch lange nicht fertig, und bis dahin sollten sie stille sein. — — Hat er nicht recht??

Die flüchtigen Ostpreußen in Berlin haben sich selbst geholfen. Das bloße Abziehen aufs Land tut es nicht. Es ist eine individuellere Fürsorge und Beratung notwendig. Sie hatten eine Versammlung und haben ihren eigenen Ausschuß für diese Zwecke gebildet.

Sonntag, 30. August.

Ein Reichsausschuß für deutsche Form ist unter Führung des Werkbundes gegründet. Vaterländische, ästhetische und wirtschaftliche Rücksichten drängen gleichzeitig auf eine Befreiung von der französischen Mode und auf Versuche — nicht einer einseitig deutschstämmlichen uneuropäischen Tracht, denn wir sind ein Exportland — aber der Schaffung eines eigenen künstlerischen Zentrums. Dies soll der Ausschuß vorbereiten. Sein Erfolg wird weniger von einem augenblicklichen Aufwallen des vaterländischen Gefühls abhängen als davon, wie sicher und klar unter der Einwirkung der Werkbunttätigkeit schon die Fähigkeit zu einem deutschen Stil geworden ist, der wie gesagt, nicht hinterwäldlerische Eigenbrödelei, sondern weltläufig und europäisch zugleich sein muß.

Auch ein Stück seelischer Mobilmachung!

An dieser seelischen Mobilmachung wird mit zunehmender Einbringlichkeit gearbeitet. In den ersten Wochen hat jeder nur Sinn für Tatsachen, Nachrichten, Ereignisse gehabt, niemand hatte Ruhe für seelische Dinge, Gesinnungsmittelung. Jetzt bricht durch die kurzatmige Unruhe das Verlangen danach, etwas von dem inneren Geist der Zeit zu erfassen. Wilamowitz, Eucken und andre geistige Führer halten „Reden an die deutsche Nation.“

Montag, 31. August.

Die Verlustlisten erscheinen nicht mehr in den Tageszeitungen, nur noch im Reichsanzeiger.

Man fühlt und sieht, wie das ganze Volk der Zurückgebliebenen sich auf das Verlieren rüstet. Traub hat ein Flugblatt in einer Sammlung „Eiserne Blätter“ herausgegeben, — es heißt „Trost“ und ist eines der ersten Worte an die Tausende, die jetzt schon trauern.

Der englische Exminister Burns hat eine Rede an seine Wähler gehalten, die ein menschlich schönes, aufrichtiges und mutiges Bekenntnis zu Deutschland ist. Über die insulare Beschränktheit der englischen Politik hinaus fühlt dieser Arbeiterführer stark und klar die Kraft unseres Volkes, die unter allen Umständen durch den Weltkampf hindurch sein Dasein und seine Größe in irgendeiner Weise sichern wird.

Adolf Deißmann / Ver sacrum

Im August 1914.

... Daß Dein Kellter das Chauffeurexamen glücklich bestanden hat und endlich beim Leibregiment als Kriegsfreiwilliger angenommen ist, ist herrlich. Jetzt hat er ja auch die Aussicht auf Erfüllung seines größten Wunsches, baldigt zum Fliegerbataillon kommandiert zu werden. Für Dich, liebe Schwester, ist die mütterliche Erlaubnis dazu gewiß kein leichter Entschluß gewesen, aber ich bleibe doch bei der Mitfreude. Schon daß ein Primaner die Kraftwagenführerprüfung ablegte, wäre in unseren Zeitläuften eine ganz tüchtige Leistung. Da hat die alte Begabung fürs Bosseln, die er schon als kleiner Bube im Guten und Schlimmen zeigte und die ich vorm Jahr beobachtete, als er hier bei uns am See aus Bambus und Tuch den riesigen und scheußlichen rosablauen japanischen Drachen konstruierte, doch einen schönen ersten Erfolg gezeitigt, und mein Vertrauen, daß diese Begabung ihn auf die technische Laufbahn weise, ist neu gestärkt.

Jetzt freilich denkt er nicht an Technische Hochschule, Doktor-Ingenieur, Gebrauchsmuster und Patente, jetzt stürmt er, wie sein Primaner-Vetter bei den Garde-Dragonern, mit der Jugend unseres Volkes in die Laufbahn der soldatischen Pflicht und Ehre, ein einzelner der Zwölfmalhunderttausend, die sich landauf landab freiwillig zur Fahne gestellt haben.

„Freiwillige vor!“ — Niemand hat diesen Ruf ergehen lassen, und doch hatten die weiten Höfe unserer Bezirkskommandos und Regimentskafernen keinen Raum für die sich stoßenden und tretenden Massen junger Mannschaft, die aus Werkstatt und Gymnasium, aus Hörsaal und Seminar, aus den Laboratorien, Kliniken und Ateliers kriegsfreiwillig herbeifluteten im Norden und im Süden. Leuchtenden Auges die meisten, sorgenvoll einzelne, aber nur weil sie bangten, zu schmal zu sein oder zu kurzichtig, und dann als untauglich abgewiesen zu werden. Heute in Berlin abgelehnt, versuchten diese Unsicheren ihr Glück am nächsten Tage in Neuruppin, und mit der Freiwilligenbescheinigung des Ortsvorstehers in der Tasche, unbegrenzt bahnmobil, fuhren sie in den Militärlokalzügen tagelang weiter, bis sie endlich glücklich aus Thorn den Erfolg melden konnten: „Seit Montag bin ich Kriegsfreiwilliger im Inf.-R. Nr. 7.“

Rascher ging's bei den unzweifelhaft Tauglichen. Nach Wesel geht der eine meiner jungen Theologen zur Feldartillerie und wird über den Parakleten vorläufig nicht weiterarbeiten; zu den Garde-Schützen in Bichterfelde kommt der andere, zum 4. Garde-Regiment ein dritter. Der junge österreichische Doktor aus dem Küstenland, der seine Koffer gepackt hatte, um eine epigraphische Reise nach dem Ostjordanland anzutreten, eilt nach Kärnten zum I. I. Inf.-R. Nr. 7.

So bringt jede Post neue Botschaften der Kriegsfreiwilligen. Was wir alle, Lehrer und Hörer, in den letzten akademischen Vorlesungen am 30. und 31. Juli fühlten, mit Unerwartung fühlten, als von den Linden her die Wachtparade, von Tausenden vaterländisch erregter Bürger begleitet, die Wacht am Rhein zur Universität herüberschmetterte und der Trommelwirbel der Verkündigung der drohenden Kriegsgefahr unser neustamentliches Profeminar auseinanderstieben ließ, — in diesen Hunderten, Tausenden, Hunderttausenden junger Menschen, die nicht Soldat sein mußten und doch aus freiester Entschließung heraus nicht anders konnten, als ihre blühende Jugend und ihre ganze Zukunft dem Vaterland auf Leben und Tod zu weihen, stießen ungeheuer reiche Quelladern sittlicher Kraft in mächtigen Strömen an den Tag.

Was da Dein Junge sich vornahm und ausführte, ist ein kleines Teilchen dieser freien Energieentfaltung unserer Jugend. Darauf darfst Du stolz sein! Da kommt das edelste Erbteil von seinem frühvollendeten Vater und unseren Eltern und allen anderen her zur Wirkung. Wer früher vergeblich vielleicht in dieser Generation nach dem Echtesten suchte, lernt jetzt, daß er latent vorhanden war und nur auf den wuchtigen Schlag wartete, der es auslöste zu kraftfroher Betätigung.

Es war vor einigen Jahren in London, ich glaube in Queen's Hall. Da hatte ich eine Friedensbotschaft unserer deutschen Kirchen an die englische Christenheit zu übermitteln. Tief erregt über die englische Kriegserklärung, schäme ich mich heute jener Botschaft doch nicht. Du weißt, welche Gesinnung für England wir hatten, von Jugend auf durch so viele persönliche Bande mit den Menschen dort vertraut, seit den Tagen, als wir mit unseren Gästen Artur und Wilfried im rheinischen Pfarrhaus über die Bilder der großen Londoner Blätter kauerten, mit der Ermordung Lulu Bonapartes durch die Kaffern. Du gingst dann später selbst hinüber, auch unsere Mutter und Schwester lernten das Land kennen, und einen wirklichen englischen Vetter bekamen wir durch Heirat in unsere Familie. Zuletzt meine eigenen Besuche Englands und meine englische Freundschaften — mit voller Hingabe an eine große Sache konnte ich jene Friedensbotschaft überbringen, ein kleines Glied in einer großen Kette deutscher bona voluntas. Sie reut mich nicht. Aber einen Fehler, einen Uebersetzungsfehler, den ich damals passieren ließ, bedauere ich heute. Ich wollte der deutschfreundlichen englischen Versammlung klarmachen, daß unser Volk, dessen politische Macht auf der allgemeinen Wehrpflicht beruhe, gerade deshalb nicht kriegslüster sein könne; der Krieg sei für uns eine Sache des allerfurchtbarsten Ernstes, weil er in jedes Haus hineintwirke, oft dreifach, zehnfach in einer einzigen Familie Leib und Leben, Gut und Blut fordernd.

Da hatte die englische Dame, die meine Rede in ihre Muttersprache übersetzt hatte, den Begriff „allgemeine Wehrpflicht“ durch einen englischen technischen Ausdruck wiedergegeben, der soviel bedeutete wie „Zwangsdienst“.

Heute erst empfinde ich mit voller Deutlichkeit, wie völlig falsch dieses englische Wort war, wenn es das Wesen unserer Volkswehrhaftigkeit wiedergeben soll. Gewiß ein Zwangs-

dienst, wenn man auf den Buchstaben unserer Wehrgesetze sieht, — blickt man auf den Geist, so spürt man bei denen, die „müssen“, jenes Muß, das dem eigensten freien Willen verdankt wird, und aus denen, die nicht „müssen“, kommen mehr als zwanzig Armeekorps kriegsfreiwilliger Rekruten.

Und alle, Freiwillige und Wehrpflichtige, nicht ein Abhub bezahlter Söldner aus der Hefe des Lumpenproletariats, zusammengetrommelt durch Reklame und Schnaps, sondern die Blüte unserer Nation: Bauernsöhne aus schwer-goldener Ernte auf väterlicher Scholle forteilend, gelernte Arbeiter der feinsten technischen Berufe, Schüler vom Sophokles und vom Ruderboot weg, Kaufleute und Bankbeamte, Studenten mit den feinsten eigenen Problemen, lustige Füchse nach raschem Abschied, bemooste Häupter, denen das ach so erwünschte Notexamen das Sprungbrett wird, von dem sie sich in den Krieg stürzen, — einzige Söhne, Brüderpaare und Brüderreihen, die auf die höchsten Ideen eingestellten Gehirne der Lernenden und die kunstfertigen Hände der Schaffenden, sechs Kaiserprinzen und hunderttausend Proletariatsöhne, Adel und Volk, alle Fakultäten, alle Berufe, alle Stämme, alle Konfessionen: fürwahr ein *ver sacrum*, ja der heiligste Lenz, den die deutsche Erde jemals geschaut hat!

Die Väter, die nicht selbst mitziehen können, geben den Ausziehenden mit, was sie haben: „Ich kann's ihm nicht wehren!“ mit dieser ruhigen Selbstverständlichkeit geben sie den einzigen Herr, und die Mütter sind nicht minder tapfer. Nicht unmütterlich sollen sie sein, nicht zu heucheln brauchen sie, als wäre dieses Hergeben ein leichtes, aber wenn das Schwere, das ihnen unser heiliger Lenz bringt, sie niederdrücken will, dann soll mütterlicher Stolz sie aufrichten.

Du stehst bei den Müttern, wie Dein Sohn bei den Freiwilligen. Er gibt, was die große und harte Zeit fordert: Wagemut, Todesverachtung, Pflichtgefühl, — nochmals: darauf sei stolz! Was seit einigen Jahren in der mächtig erstarkenden Jugendbewegung knospte, die neue Jugend, die in Hörsaal, Sonne und Freiluft nüchtern und mannhaft ihre Kräfte am Edelsten übte, unser heiliger Krieg von 1914 hat die Blüte gebracht, und kostbare Frucht wird nicht fehlen.

So sei denn Gott mit Deinem Jungen, auf der alten Erde und in den Lüften, die er erobern will, um kühnen Späherdienst zu leisten dem Vaterland! Gott auch mit Dir und allen anderen tapferen Müttern!

J. Riegelsberger / Zur Vorgeschichte des japanischen Ultimatus an Deutschland

Mit Recht erregt das japanische Ultimatum in seiner ehrverletzenden, gemeinen Form in Deutschland einen Sturm der Entrüstung. Man findet es unerhört, daß der Schüler seinem Lehrer auf geistigem und materiellem Gebiet mit schändem Undank lohnt. Die große Mehrzahl der Deutschen steht vor einer Ueberraschung.

Und doch werden die Kenner der ostasiatischen Verhältnisse durch diesen Gang der Entwicklung in keiner Weise überrascht. Sie sehen darin nur eine logische Folge unserer Politik vom Jahre 1895. — Man erinnert sich, daß nach dem japanisch-chinesischen Kriege 1894/95 ein in seiner Zusammensetzung merkwürdiger Dreiverband — Rußland, Frankreich, Deutschland — den Japanern in den Arm fiel und sie hinderte, am asiatischen Festlande Fuß zu fassen. Die deutsche Regierung wollte offenbar der Welt und insbesondere England zeigen, daß

sie auch mit Frankreich eine gemeinsame politische Aktion unternehmen könne. Aber schon war ihr die englische Falle gestellt. England hatte während des ganzen japanisch-chinesischen Krieges eine für Japan unfreundliche Haltung eingenommen. Sobald es merkte, daß Russen, Franzosen und Deutsche seine Sache besorgten, so ließ es mit behaglicher Schadenfreude diese drei das japanische Odium auf sich laden und zeigte in seiner gewandten Chamäleonsart den Japanern ein wohlwollend neutrales Gesicht. Wenn man den japanischen Chauvinismus und Nationalismus kennt, gegen den der französische das reinste Stinderspiel ist, so wird man verstehen, was es heißt, sich den Haß Japans zuzuziehen. Deutschland war vor dem Jahre 1895 in Japan unstreitig das beliebteste und geschätzteste Land. Nichts war erwünschter in Japan als ein japanisch-deutsches Bündnis. Schon zu Bismarcks Zeiten, als die russisch-deutsche Freundschaft erkühlte, trat der japanische Gesandte in Berlin, Vicomte Mori, mit Bündnisvorschlägen an den eiserernen Kanzler heran. Bismarck hatte jedoch noch keinen Grund, durch ein deutsch-japanisches Bündnis Rußland unnötig zu reizen; hatte er ja doch mit Rußland den bekannten Rückversicherungsvertrag, und war ja doch der französisch-russische Zweibund noch nicht geschlossen. Anders lagen die Verhältnisse unter seinen Nachfolgern. Statt nun in die dargebundene japanische Hand einzuschlagen, wurde Japan von uns unnötig vor den Kopf gestoßen. Die russische Intervention beim Frieden von Shimonoeki nach dem japanisch-chinesischen Kriege 1895 verstand man in Japan; denn Rußland war der natürliche Feind Japans in China und Korea. Auch Frankreichs Verhalten war begreiflich; denn es mußte infolge seines Bündnisses im russischen Fahrwasser segeln und zudem für seine Besitzungen in Indochina fürchten. Aber Deutschlands Haltung kam dem Japaner so überraschend wie ein Blitz aus heiterem Himmel, unbegreiflich und unfasslich. Hatte doch Deutschland damals in Ostasien nur Handelsinteressen, und verband doch Deutschland und Japan ein inniges Freundschaftsbündnis. Je größer Japans Liebe und Wertschätzung für Deutschland war, um so größer wurde jetzt durch Deutschlands unvorhergesehene Haltung Japans Haß gegen Deutschland und sein Ruf nach Rache. Das Bureau Reuter und die in Ostasien erscheinenden englischen Zeitungen griffen zu den gemeinsten Mitteln, zu bewußter Lüge und Verleumdung, um Japan gegen Deutschland vollends zu verhexen. Mit zusammengebißenen Zähnen wartete der krankhaft nationalistische, chauvinistische gelbe Mann seine Zeit ab. Daran konnte auch nichts ändern, daß Deutschland vor der Intervention der drei Mächte sich ausbedang, Japan von diesem Schritt der Mächte vorher in freundschaftlicher Weise in Kenntnis zu setzen, damit es bei den Friedensbedingungen sich von selbst bescheiden konnte, ohne dann vor aller Welt eine Demütigung erleben zu müssen. Dieser Freundschaftsdienst Deutschlands kam nie zur Kenntnis des japanischen Volkes. Der damalige Ministerpräsident, der verschlagene Marquis Ito, ließ dieses deutsche Schriftstück unter den Tisch fallen. Nach gereizter wurde das japanische Nationalgefühl, als in den Jahren 1898/99 Deutschland Kiautschou, Rußland die Kwantunghalbinsel, England Weihaiwei, Frankreich die Bucht von Kwantung von China „pachteten“. Wieder wandte sich die japanische Gereiztheit hauptsächlich gegen Deutschland, „weil es bei den Pachtungen den Reigen eröffnet hätte“. Die Erbitterung Chinas gegen die Fremden machte sich im Boxeraufstand 1900 Luft. Das weitere Vorgehen Rußlands in der Mandschurei und in Korea im Anschluß an die Niederzwingung des Boxeraufstandes mußte notwendig zu einem kriegerischen

Zusammenstoß mit Japan führen. Jetzt erntete England die Früchte seiner Politik vom Jahre 1895. Es schloß mit Japan im Mai 1902 ein Bündnis, das seine Spitze entschieden gegen Rußland richtete. Dieses Bündnis ermöglichte es Japan, den vom ganzen Volke sehnlichst gewünschten Krieg 1904/05 gegen Rußland zu führen. Wie fast alle Kriege in der Welt seit vielen Jahrzehnten wurde also der russisch-japanische Krieg von England angezettelt. Daselbe Rußland, dem England die schmachvolle Niederlage von 1904/05 eingebracht hat, ist heute der Bundesgenosse Englands. Welche Schicksalsironie! Die anderen beiden Mächte des Dreiverbandes vom Jahre 1895 mußten ruhig zusehen, wie ihr Partner Rußland von Japan auf die Knie gezwungen und aus Korea, Kwantung und der Mandschurei vertrieben wurde. Dieser Krieg war eine moralische Ohrfeige für Deutschland und Frankreich, die beiden Partner Rußlands vom Jahre 1895. Was die drei Mächte 1895 verhüten wollten, die Festsetzung Japans am Festlande, setzte jetzt Japan mit englischer Hilfe durch. Japan wurde vollständig ins englische Schlepptau genommen und systematisch Mißtrauen und Haß gegen Deutschland im Lande des Sonnenaufgangs gefät. Die englische Drachensaat fand um so fruchtbareren Boden in Japan, als der Japaner von Natur zu Mißtrauen neigt. Der deutsche Gesandte in Tokio erschöpfte sich in Freundlichkeiten gegen Japan, um dieses Mißtrauen zu beseitigen. Alle Liebesmühe war umsonst. „Wenn mir einer ein Leid zugefügt hat, und er schenkt mir nachher einen Kuchen, um sein Unrecht wiedergutzumachen, so esse ich den Kuchen nicht, aus Angst, er wolle mich vergiften.“ Das war die Antwort Japans auf alle Freundlichkeiten der deutschen Regierung. Es trieb den im Osten ansässigen Deutschen die Schamröte ins Gesicht, wenn sie die japanischen Zeitungen vor, während und nach dem russisch-japanischen Kriege lasen. Fast die ganze japanische Presse war von der englischen Brunnenvergiftung durchseucht. Deutschland wurde von den japanischen Zeitungen mit einem „Feuerdieb“ verglichen, der einen Brand stiftet, um bei der allgemeinen Verwirrung nach Herzenslust stehlen zu können. — Nachdem die eisernen Würfel 1904/05 zuungunsten Rußlands gefallen waren und Japan seinen Fuß auf das asiatische Festland gesetzt hatte, war Kiautschou für Deutschland ein verllorener Posten. Bei der Besitzergreifung der Kiautschoubucht war Deutschland zudem von der Hoffnung beseelt, später das Hinterland Schantung daquertreiben zu können. Der Ausgang des russisch-japanischen Krieges hat durch diese Rechnung endgültig einen Strich gemacht. So hing Kiautschou sozusagen in der Luft. Im richtigen Gefühl für die kommenden Dinge machte die „Frankfurter Zeitung“ noch vor dem Friedensschluß von Portsmouth der deutschen Regierung den Vorschlag, das Pachtgebiet von Kiautschou China zurückzugeben und sich die dortigen deutschen Schöpfungen vom Himmlischen Reich gut bezahlen zu lassen, was letzteres ohne Zweifel mit Freuden getan hätte. Offenbar wollte das mächtige Deutsche Reich sich diese Blöße nicht geben. Aber selbst ein Blinder muß einsehen, daß Kiautschou im Ernstfalle gegen Japan schwer zu halten sei. Die in Japan ansässigen Deutschen begrüßten damals größtenteils diesen Vorschlag des Frankfurter Blattes, da sie bei der Stimmung in Japan bestimmt voraussahen, daß Japan bei der ersten besten Verlegenheit Deutschlands uns Kiautschou wegnehmen werde. Die japanischen Zeitungen drohten schon während des russisch-japanischen Krieges mit dieser Wegnahme als Antwort auf die angeblich russenfreundliche Haltung der deutschen Regierung während des Krieges. — Naive Gefühlspolitikern veranstalteten

beim Ausbruch des europäischen Krieges vor der japanischen Gesandtschaft in Berlin eine begeisterte Demonstration und jubelten dem japanischen Geschäftsträger zu in der törichten Annahme, Japan greife Rußland im Osten an. Optimisten faßten von einem österreichisch-japanischen Bündnis gegen Rußland. Das ist ein trauriger Beweis, wie wenig große Teile des deutschen Volkes die Auslandspolitik verfolgt und zu verstehen gesucht haben. Mußte nicht schon die vor etwa zehn Tagen erfolgte Einberufung der japanischen Studenten durch die japanische Gesandtschaft zunächst nach Berlin auch dem Harmlosesten die Augen öffnen. Wozu brauchten denn die Japaner aus Deutschland abzureisen, wenn Japan eine feindliche Haltung gegen Rußland oder wenigstens eine uns freundliche Stellung einnehmen wollte? Kenner Japans erklärten schon vor Wochen: „Diese Verlegenheit Deutschlands benützt der verschlagene gelbe Mann, um uns Deutschen Kiautschou wegzunehmen. Japan wird so handeln, wie England wünscht.“

Die niederträchtige Form des Ultimatums, wie der ganze Schritt überhaupt, ist natürlich, wie aus obigem ersichtlich, auf Rechnung Englands zu setzen. England warf Japan diesen Köder hin, um es dauernd mit uns zu verfeinden und um sich nach seinem bewährten Grundsatz durch andere die Kastianen aus dem Feuer holen zu lassen. Ob freilich England dieser Wurf geglückt wäre, wenn der deutschfreundliche japanische Ministerpräsident Graf Katsura noch am Leben und Ruder wäre an Stelle des englisch gefinnten Grafen Okuma ist eine andere Frage. Aber England treibt ein gefährliches Spiel mit dem Feuer. Schon nach dem russisch-japanischen Krieg erklärte der jetzige japanische Ministerpräsident Graf Okuma anlässlich der Erneuerung und Ausdehnung des englisch-japanischen Bündnisses: „Wir gebrauchen jetzt die Fremden, um, wenn wir erstarkt sind, alle Fremden aus Ostasien zu vertreiben.“ Die einzige Macht, die jetzt gegen das unverschämte Ultimatum Japans Protest einlegen könnte und sollte, Amerika, hat schon seit einer Reihe von Jahren die Absicht Japans gemerkt, China unter alleinige Vormundschaft zu nehmen und die Weißen aus dem Osten zu verjagen. Rußland mußte 1905 den Anfang machen, Deutschland kommt jetzt an die Reihe, Amerika und Frankreich werden folgen. Zuletzt, wenn auch spät, wird auch das Land dem fernen Osten „farewell“ sagen müssen, das all diese Totengräberarbeit besorgt hat, das perfide Albion.

Georg Stammer / Die Kriegsflagge der „Goeben“

Bei der Ausfahrt aus Messina, die im Angesicht feindlicher Schiffe erfolgte, ließ der Kommandant der „Goeben“ die Flagge oben am Mast festnageln. „Die deutsche Flagge sinkt mit dem Schiff, aber sie wird nicht heruntergeholt.“

Das war bis jetzt nur Proben,
Dies Senken und dies Hissen.
Jetzt halten Riegel oben,
Jetzt heißt's: sich festgebissen!

Wen so der Sturmwind faßte,
Der lernt ein stolzes Fliegen.
Ich eins mit meinem Mastel
Das ist der Weg zum Siegen.

Kanonen, singt die Vieder,
Wenn ich mich wirbelnd bläuel
Kein Brite holt mich nieder —
Ich sinke, oder wehe.

Gottfried Traub / Ein Tag in Lüttich

Mit meinem Freund, Herrn Kaufmann Volle, durfte ich eine Autofahrt nach Aachen machen, um dort geschäftliche Dinge zu erledigen. Hätten wir einen Auftrag gehabt, dann wären wir gern noch weiter gefahren, aber nur um etwas Interessantes zu sehen, hielten wir es nicht für recht, uns in Feindesland zu begeben und den Staub des Automobils unseren Truppen ins Gesicht zu jagen. Strahlend ging am nächsten Morgen, den 20. August, die Sonne auf. Es war ein herrlicher Tag. Man hörte von siegreichen Gefechten in der Nähe von Brüssel, die Truppen seien bei Namur, alles war in Erregung. Man stand in Gruppen, unterhielt sich, die Autos rasten, 95 Schwestern aus Stettin kamen zum Frühstück. Wir kamen durch die Vermittlung des liebenswürdigen Hotelbesizers ins Gespräch mit einem Stabsarzt. Er machte uns das Anerbieten, daß wir unser Auto in den Dienst der Verwundeten stellen sollten, und gab uns die Adresse eines befreundeten Kollegen, wir könnten uns da anschließen und aus Lüttich Verwundete holen. Eine solche Aussicht war mehr wie verlockend, und mit einem solchen bestimmten Auftrag konnte man die früheren Bedenken zum Schweigen bringen. Rasch hielt ich noch die Besprechung mit unserem Freunde Kaiser wegen der Ausgestaltung der „Christlichen Freiheit“ ab, dann ging es in die Jesuitengasse zum dortigen Realgymnasium. Dort erfuhren wir, daß die Kolonne schon weggefahren sei. Wir erhielten die weiße Fahne für den Wagen und einen Ausweis für Lüttich an das Justizgebäude, und wir fuhren los. Zuerst ging es noch durch kleine Dörfer mit schwarz-weiß-roten Fahnen; dann kam die Grenze, die wir freilich nur an einer Uhr bemerkten, die die belgische Zeit aufwies. Bald kamen die Zeichen des Krieges, und sie kamen so schrecklich, wie wir nicht vermutet. Der Weg geht über Drenth Chappelle, Herbe. Von den Häusern und Dörfern, die an der Straße liegen, steht nichts mehr als die nackten Mauern. Ausgebrannt, vollständig verwüstet, kahl, aber so kahl, daß alles nur wie ein großer Steinhaufen aussieht. Abgesehen von Herbe, wo wir am Bahnhof auch deutsche Eisenbahnwagen entdeckten. Da und dort sieht man weidendes Vieh, lachende Gärten, die zwischen zerstörten Kirchen und einsamen Häusern doppelt schmerzlich anmuten. In dem Straßengraben liegt ein verendetes Pferd, rechts und links Karren mit verbogenen Rädern; in der Straße konnte man alle 200 Meter einen Einschnitt bemerken, der wieder zurechtgemacht war. Wir hörten nachher, daß in diesen Einschnitten Explosionskörper lagen, um die deutsche Artillerie zu Fall zu bringen. Dazwischen unsere Truppen, das Heim einzelner Posten, ab und zu ein Haus, das verschont geblieben, weil es die weiße Fahne zur rechten Zeit aufgesteckt, im großen und ganzen ein unvergeßliches Bild vollster Zerstörung. Auf der Straße neben uns fahren Autos in wild jagendem Tempo, marschiert Infanterie und endlose Züge von Train. Küchen, Futtermittel, Kriegswagen, Lastautos, alles, was man nur will, in prächtiger Ordnung auf dieser Höhenstraße, von der man rechts und links hinabsieht in lachendes Land. Da und dort geht ein Belgier oder eine Belgierin. Die Männer nehmen demütig die Mühe ab, grüßen von weitem und machen in dieser verdächtigen Höflichkeit einen desto widerlicheren Eindruck. Wir kommen vorbei an starken Verhaufen, Drahtgittern und Gräben und sind in einem der ersteingenommenen Forts. Die Posten, die davor stehen, gehören nicht zu denen, welche das Fort eingenommen. Sie erzählen uns von den Greuelthaten der Belgier, sie leben von dem Vieh, das auf der Weide ist, einer hat sich eben einen Hahn gekauft. An einer anderen Stelle haben sie sich eine ganze Schar von Kühen zusammengefangen, um regelmäßig Milch zu haben. Das Fort selbst können wir nicht betreten; es ist eins von denen, die zuerst genommen wurden. Die Besatzung ist schon längst gefangen und weggeführt. Nun geht es weiter und weiter. Je näher Lüttich, desto mehr verschonte Häuser, auch mehr Publikum auf den Straßen. Die Männer sitzen da und rauchen Pfeifen oder Zigaretten, die Weiber tragen

Nahrungsmittel. Am unangenehmsten erscheinen die Mädchen und halberwachsenen Jungen. Sie schauen dem Schauspiel, das an ihnen vorbeizieht, ziemlich apatisch zu, aber sie sind wahrhaftig nicht harmlos, wie es scheint. Noch jetzt wird abends, wenn die Nacht kommt, geschossen, und was den tiefsten Eindruck auf mich machte, war, daß mir ein Offizier in Lüttich erzählte, daß selbst in Lüttich des Abends aus Häusern jetzt noch auf ihn geschossen worden sei. Langsam senkt sich der Weg herunter nach der wunderbar gelegenen Stadt Lüttich. Unser Herz ist ganz erfüllt, es ist zum Springen voll von all den Eindrücken. Diese Ruinen, deren Linien sich vom blauen Himmel abheben, die zertretenen Wiesen und abgehauenen Bäume, dieser Boden, der getränkt ist von deutschem Blut, und diese Wände, an denen belgische Frauen und Männer aufgestellt wurden, um der Reihe nach abgeschossen zu werden — das alles sieht jetzt unser Auge, und wir atmen diese Luft, und wir stehen mitten darin. Es ist unbegreiflich, und es ist doch volle Wirklichkeit. Das Leben auf der Straße wird stärker. Die obersten Häuser von Lüttich sind alle noch demoliert. Langsam geht es herunter. Es ist dasselbe Treiben wie in einem Industrieort. Auf einmal stoppt der Verkehr: wir halten mit dem Auto und besetzen uns einen Zug von belgischen Soldaten. 800 belgische Soldaten in voller Uniform werden hier als Kriegsgefangene vorbeigeführt. Mitten durch die Stadt, begleitet von wenigen deutschen Soldaten, muß hier die belgische Armee vorbeiziehen an ihren eigenen Brüdern, Frauen, Kindern. Wie Mauern steht die Bevölkerung, und jeder sucht nach seinem Angehörigen. Man ruft hin und her, hört kurze Worte von Soldaten, sieht tränende Augen bei Weibern und Kindern, auch einige Offiziere würdig und in guter Haltung. Die Gruppen selbst sehr verschieden, viele lachend, die Mehrzahl ernst, teilweise ganz junges Volk, einige Grimassen schneidend, viele mit schlechtem Schuhwerk, — so geht der Zug vorbei. Wir stehen außen und schauen zu; es gehört etwas dazu, sich klarzumachen, daß man in einer Hauptstadt eines feindlichen Landes steht und hier dieses Schauspiel leibhaftig vor sich sieht. Aus solchen kurzen Ueberlegungen wird man herausgerissen durch ein kurzes Wort eines deutschen Leutnants: „Hier ist ein bleibter Belgier, der kann nicht mehr weiter, nehmen Sie ihn ins Auto und fahren Sie ihn auf den Bahnhof.“ Er wird ins Auto gehoben, neben ihn setzt sich ein deutscher Soldat. Wir schließen uns dem voranmarschierenden Gefangenenzug an, und die Blicke der Bevölkerung lenken sich erst recht auf diesen Wagen, der einen der ihrigen führt. Wir geben unserem Soldaten etwas vom Obst; er zerschneidet die Birne und reicht die eine Hälfte dem belgischen Mann. Wir haben etwas Schokolade bei uns und geben sie unserm Soldaten, auch was wir an Obst noch bei uns haben. Ich biete einem Offizier an; er dankt: „Geben Sie das unserer Mannschaft.“ Belgier winkten. Sie möchten auch etwas haben. Ich bringe es nicht übers Herz. Hier schlägt Blut zum Blut, und auf diesem blutgetränkten Boden, da ist die Liebe zunächst Nächstenliebe im vollen Sinne des Wortes. Ich möchte unsere Soldaten umarmen und ihnen Dank sagen, aber ich muß zum Auto. Belgier haben einstweilen die Türe geöffnet und reichen Kaffee und Kognak herein, weil wir bereits einen zweiten Mann ins Auto hereinnehmen mußten, der des Weges nicht mehr weiter konnte. Auch unserm Soldaten wird von einem Belgier Kaffee angeboten, er dankt höflich, aber bestimmt. Ich werde den Augenblick nie vergessen, wie ich da mitten unter Weibern und Männern stand, diese Hände und Arme sah, die in das Auto hereinbegehrten, ich dann aber das Auto wieder schloß, um weiter zu fahren, auf dem Trittbrett stehend. Die lange Reihe kam auf dem Bahnhof an, und die Gefangenen wurden dort in den Zug nach Aachen geleitet. Eine alte Dame winkte noch mit der Hand dem letzten Offizier nach, und wurde dann schmerzlich bewegt von ihrer Tochter weggeführt. Langsam verließ sich die Menge. Was mögen die Leute gedacht haben? Der Offizier dankte uns. Wir waren mit den Posten allein: „Dort haben sie uns mit siedendem Wasser empfangen!“ Zwei von unseren Truppen setzten sich in unsern Wagen. Wir wollten sie zu dem Fort, von dem sie gekommen waren, herauf-fahren. Zuerst ging es aber ins Justizgebäude. Das ließ sich

dieser ehrwürdige Justizpalast nicht träumen, daß er nun von Pferden und Mannschaften, von Wagen und Truppen, von Männern und Frauen, von Gewehren und Lederzeug, von Benzin und Futtermitteln erfüllt wird. Wir trafen einen bekannten Offizier, nachstehend ein paar Worte, sahen unsere Truppen, wie sie Auslese hielten unter alle dem, was ausgebreitet war an Waffentüden und Monturen, ein Leben und Treiben, das sich nicht beschreiben läßt. Wir kamen im Augenblick nicht an und beschloßen darum, zuerst die beiden Soldaten auf ihr Fort zu bringen. Das war leichter gesagt als getan. Wir besaßen keine Karte, die Angaben der Belgier widersprachen sich: der eine wies dahin und der andere dorthin. Eine alte Festungsstadt, durch welche im verschlungenen Weg die Maas führt, bietet an und für sich schon für Orientierung Schwierigkeiten. Die Hauptbrücke war von Belgiern gesprengt; deutsche Ingenieure hatten eine vorzügliche Schiffsbrücke gelegt. Endlich gelang es uns, den Weg zu finden. Steil ging es in die Höhe. Ich werde nie vergessen, wie ein ganz harmloser alter Mann, den ich auf der Höhe nach dem Weg fragte, mir mit einer Handbewegung gelassen die falsche Richtung wies. Endlich kamen wir an das Fort. Wir verabschiedeten uns von unseren Truppen. Alle sind mutig, tapfer, alle voll Siegeszuversicht, aber ohne Uebermut im vollen Ernst der Lage, dabei so, daß man nur stolz sein kann und jedem Mann die Hand drücken möchte. Wir fahren wieder zurück, die Stadt ist kaum beschädigt. Wir aßen im Grandhotel Suppe und Beefsteak, wo Offiziere jeden Ranges, Post- und Eisenbahnbeamte saßen, bezahlten mit deutschem Geld und tranken dann noch Kaffee im nebenstehenden Restaurant. Das Treiben auf der Straße — die hin und her rasenden Autos, die dazwischen marschierenden Truppen, die endlosen Rüge der Bagage, dazwischen Karten verkaufende Belgierinnen, bettelnde Kinder, herumstehende Männer und Weiber — das alles kann man nicht mit Worten beschreiben; das ist ein solches Fluidum von Eindrücken, die an Herz und Verstand, an Auge und Ohr gleichzeitig die größten Anforderungen stellen. Mir war bezeichnend, daß hinten im Restaurant eine Gruppe belgischer Polizisten saß, welche mit Leidenschaft — Karten spielten! Wir stellten uns wieder im Justizgebäude ein; der Stabsarzt war inzwischen fortgegangen, wir sollten später kommen. So benutzten wir die Zeit, um das Fort zu sehen, was zuletzt gefallen war. Es war die Festung Doucein. Es war nicht leicht, dahin zu kommen. Weit übers flache Feld führten die Wege, über enge Feldwege, zwischen Heiden und kleinen Häusern, endlich kamen wir dahin. Ich weiß nicht, wieviel mitgeteilt werden darf, ich weiß nur, daß ich mir ein solches Bild grauenhafter Verwüstung auch nicht in den verwegensten Träumen vorgestellt hatte. Das deutsche Herz war stolz auf das, was deutsche Kanonenindustrie geschaffen und deutsche Technik fertiggebracht. Hier hatte ein Belagerungsmörser gearbeitet, den uns nicht leicht jemand nachahmt! Die Quadern der Festung lagen umhergestreut wie Kiesel in einem Wildbach. Einige Hunderte von der Besatzung hatten die Deutschen bestattet, man sah noch die Gräber; andere lagen noch unter den Trümmern, man kam schlecht in die Gänge, weil Gefahr der Explosion vorhanden war. Manche Belgier, die der Tod noch nicht erlöst hatte, lagen da unten im Todeskampf. Einige hundert Meter weit arbeiteten Belgier im Zwangsdienst zu gutem Tageslohn. Unsere Soldaten standen hier unter der Führung ihres Hauptmanns, dem wir auch hier unseren herzlichsten Dank aussprechen, ein Bild ritterlicher Mannhaftigkeit und geschlossener Energie — deutsche Wacht in der Ferne. Alle sehnten sich nur in den Kampf, alle freuten sich, etwas von der Heimat zu hören, alle fragten, wie es stünde, alle waren voll Zuversicht und innerer Siegeskraft: Lieb Vaterland magst ruhig sein! Bis an das Ende meines Lebens werde ich diese halbe Stunde auf diesem Fort nicht vergessen. Das also ist Krieg! So sieht er aus. Und doch vergißt man das alles über die Scheußlichkeit, mit der gegen uns gewirtschaftet wurde, über die gemeine Niedertracht, mit der dieses Volk sich sein Schicksal selber verdient hat. Wir fahren weiter und werden auf einmal umringt von deutscher Mannschaft, die uns erkennt und uns bittet, Feldpostkarten mitzunehmen. Im Handumdrehen haben wir die Hände voll; wir haben alles in Köln

später eingeworfen. Ein Fragen und ein Händeschütteln, blinzelnde Augen auch da, wo der Schweiß über's Gesicht rann. Unter ihnen allen ein Mann voll bildschöner Kraft. Wenn diesen Mann Meunier gesehen hätte! Aber es liegt mir noch in den Ohren, was mir der deutsche Unteroffizier erzählte da oben auf dem Fort: „Wir haben da einen Belgier herausgezogen, so ein Bild von schönem jungen Leib haben wir überhaupt noch nie gesehen; wir haben ihn bestattet. Eine Schande, daß er sterben mußte!“ Wir schüttelten uns die Hände, wir sahen uns in die Augen, wir jubelten, wir teilten aus, was wir an wenig Vorräten hatten, und das Herz konnte nicht verarbeiten, was es an Eindrücken in diesen wenigen Augenblicken und Stunden ersuhr. Vorbei an einer Kirche, aus der offenbar geschossen wurde, und die nun in Trümmern gelegt ist — ein dunkles Kapitel aus der Volkserziehung —, geht es wieder in das Justizgebäude. In der ehrwürdigen Bibliothek, wo die Bücher der Rechtsgelehrten verwundert durch die Glascheiben schauen, sitzen die Herren deutschen Offiziere und stellen die Verlustlisten zusammen. Kurz und knapp lauten die Meldungen: Herr Major gefallen, Herr Leutnant verwundet, Musketier vermißt. Wir melden uns wieder und werden zum Hospital Wabière gewiesen. Dort angekommen, hören wir, daß eben Verwundete abgeholt worden sind. Wir fahren zu einem anderen Hospital. Dort wird uns die Mitteilung, daß eine holländische Aergzin eine Reihe deutscher verwundeter Soldaten beherbergt, die gern in die Heimat ziehen möchten. Ein liebenswürdiger Leutnant zeigt uns den Weg. Telephonieren kann man ja nicht, da die Belgier die Leitungen zerstört. Wir kommen an. Vier sollen mit, drei können wir nur nehmen. Da sagen sie alle vier, sie wollten lieber beisammen bleiben. Wir besetzen uns unkreuzt Wagen noch einmal. Die Leute haben nur Schußwunden durch den Fuß, sie können sitzen, dann geht es; fünf Personen in den Wagen und ich vorn. Sie sind voll Freude und Dank. Die Papiere werden unterzeichnet. Langsam, gestützt von den Schwestern, treten sie an den Wagen. Da kommt noch ein Auto von Nachen zufällig des Weges; es nimmt uns einen der Verwundeten ab, so führen wir drei und der andere Wagen vor uns einen. Nun geht es in lauter Fahrt beim Abendsonnenschein zurück; wir möchten vor Abend die deutsche Grenze erreichen. Wir fahren vorbei an den Orten, die wir morgens gesehen: es sind dieselben Stätten, wo gerade diese Tapferen, die wir jetzt zur Heimat geleiten, ihre Wunden erhielten. Wir halten da und dort; sie sind ganz aufgereggt. Sie erzählen, wie sie in einer Schule einquartiert wurden. Der Leutnant gab ihnen noch die Weisung, sie könnten ganz ruhig sein und sollten sich anständig benehmen. Es seien ja alles anständige Leute, diese Lehrer. So handelten sie danach. Aber allmählich wird es ihnen unheimlich; sie sehen alle möglichsten verdächtigen Bewegungen, sie merken, wie sie abgeschnitten werden, sie sehen, wie hinterrücks auf einen Major geschossen wird, und da sehen sie sich ihr Haus an und merken auf einmal, wie Gewehr an Gewehr sich auf sie richtet und wie alle diese Lehrer nichts anderes sind als Fronttireurs. Mut packt sie. Was sie nun tun und was nun kommt, das erklären die zerstörten Häuser, und einer von unseren Soldaten erzählte, als wäre es die selbstverständlichste Sache, wie er sieben an die Wand stellte und mit einer Kugel abschloß. Ja, so sieht der Krieg aus. Nein, nicht der Krieg, das ist ein Schlachten, an dem das belgische Volk ganz allein schuld ist. Zu solcher Gewalttat zwingt uns die verrohte Bevölkerung. Wir wissen heute, daß wahr ist, was in den Zeitungen stand von Verstümmelung, alles, alles wahr! Man muß es gesehen haben, und ich lege Wert darauf, gerade diesen ersten Eindruck festzustellen. Wir sind nicht mit vorgefaßter Meinung hingegangen; wir haben die Tatsachen einfach auf uns wirken lassen. Die stärkste Tatsache, die wir sahen, war, daß auf dem Bahnhof hinter dem Justizgebäude Hunderte und aber Hunderte von Gewehren, Flinten, Armbrüsten, Messern und allem möglichen Waffenzug lag, das jetzt noch Tag für Tag wagenweise aus den Wohnungen abgeholt wird. Man wende nicht ein, daß Lüttich die Gewehrstadt ist und die Gewehrproduktion dort im Kleinbetrieb vorgenommen wird. Ich war einstens selbst in Lüttich und wunderte mich, wie die Gewehrteile über die

Straße getragen wurden von einem Meister zum andern. Das war noch im Jahre 1895, es ist seitdem nicht anders geworden. Das erklärt vieles, sicherlich. Aber trotz alledem, die Gewehre werden in die Häuser bis an die Grenze hingeschafft. Sie waren geladen und nicht nur in Lüttich selbst, sondern weit hinaus. Einer unserer Soldaten erzählte uns selbst, wie er gesehen hat, daß einer der Lehrer ein Gewehr nach dem andern wegwarf, nur um wieder das frisch geladene zu nehmen und abzubrühen auf sie, die ohne Arg in die Wohnung gekommen. Ein Duzend Gewehre lag so bereit zum Mord. So vorbereitet, so systematisch ging die Bevölkerung vor. Schreiendes Unrecht wäre es, wenn hier nicht mit der schärfsten Rücksichtslosigkeit deutsches Blut, deutsche Art und deutsche Mannhaftigkeit behütet und bewahrt bliebe. Darum klagen die Ruinen der Dörfer nicht Deutschland an; sie sind ein unauslöschliches Zeichen von der Schmach, die das belgische Volk auf sich geladen hat. Daß Barbarei so nah der Grenze wohnte — wer hätte das gedacht. Wenn sie sich herübergewälzt hätte nach Aachen, Eupen, Jülich — unausdenkbar! Es schüttelt den Menschen, es läuft einem kalt über den Rücken, wenn man sich klarmacht, daß diese Leute da unten, die eben die Mützen lüften, womöglich heute abend noch aus irgendeinem Hinterhalt einen deutschen Wagen beschießen oder sonst ein Hindernis bereiten. Die Abendsonne vergoldete das Land. Sonne, warum bist du so grausam? Wir waren doch erleichtert, nicht aus Furcht für uns, aber aus Sorge für die, die uns anvertraut waren, als wir den deutschen Boden wieder unter uns hatten und über Moresnet nach Aachen kamen. In einem Kloster barmherziger Schwestern nahmen wir Abschied von unseren vier Soldaten, möge Gott sie behüten und bald gesund nach Hause führen. Sie wollten nur wieder an die Front, das war ihr Hauptbegehren. Tief erschüttert sagten wir uns, wo solche Leute stehen, da muß der Sieg an unsern Fahnen hängen.

Das war ein Tag!

Harry Söberg / Die Leute am Meer

Fortsetzung

„Per, ihr müßt zu Kresten Ronge rennen und Bescheid sagen, auf Stenöre ist ein Schiff gestrandet,“ wiederholte er.

Sie trat neben ihn und hob das Licht zu den Gesichtern der Knaben empor, während sie von der Seite zu Niels aufschaute. Sie sah nur den triefendnassen Bart und die vom Wetter rot und rauh gescheuerte Haut.

Auch Bodil prallte heraus.

„Willst du nicht ein bißchen warmen Kaffee haben, Niels?“ fragte sie.

„Nein, dazu ist keine Zeit, Mutter.“

Aus einem Schrank in der Bettwand nahm er ein paar Pechfadeln und eine windsichere Laterne. Die Knaben spuleten sich, ohne zu fragen. Ihre Augen ruhten ernst auf dem Vater, während er die Laterne anzündete.

„Du hältst was Warmes bereit, Mutter,“ sagte er dann.

„Ihr sollt sagen, daß das Schiff trieb, als ich es sah.“

Und er ging. Durchs Fenster konnten sie ein Ende weit die Laterne verfolgen, die vor keinen Schritten herfschwankte und die Erde beleuchtete . . .

Als er die Meerhügel erreichte, war nichts zu sehen. Lange stand er und starrte hinaus in der Richtung, in der er das Schiff suchte.

Da schlug eine rotfladernde Flamme aus dem Dunkel hervor. Im Nu zerschnitt sie der Wind, er löschte sie aus, aber sie kam wieder, wie fliegendes Feuer.

Niels suchte eine geschützte Stelle auf und zündete die Fadeln an. Stellte sich dann auf den Hügel und schwenkte sie im Kreise über seinem Kopf. Der Sturm riß brennende

Pechtropfen mit sich und ließ sie die Böschung hinabrieseln, wo sie still ausbrannten. Und er fuhr fort, sie zu schwingen, bis er nur noch die glühenden Hölzer in der Hand hielt.

•

Zwei Stunden später tauchte unten auf dem Dünenweg Licht auf.

Bodil stand am Fenster des südlichen Giebels und sah, wie die Kommenden aus den Hügeln herausbogen. Sie rief es der Mutter draußen in der Herdstube zu: nun seien sie da.

Die Mutter kam ans Fenster. Und die beiden blieben dort stehen und verfolgten die Lichter, wie sie sich langsam über die Ebene bewegten . . .

Als die Leute am Hause anlangten, nahm jede der Frauen eine Schale mit warmem Bier und stellte sich an den Weg hin.

Sie traten erst aus dem Dunkel hervor, als der Laternenchein sie streifte.

Die Männer traten in Lee hinter das Boot, während der warme Trunk von Mann zu Mann dargereicht wurde. Sie standen mit dem Rücken gegen den Sturm und neigten beim Trinken die Köpfe tief.

Von den Laternen fiel ein blankes Streiflicht auf die Deluchkleider. Die Stiefel traten mit schwerer Wucht auf den Sand. Und das Dunkel gab den Gestalten einen größeren Umfang.

Kresten Ronge ging zu Niels Klittens Frau hin. Er hob seine Laterne in die Höhe, während er sich ganz nach zu ihr beugte.

„Niels ist wohl am Strand, Mari,“ rief er.

Sie packte seinen Arm fest.

„Er war die ganze Nacht da.“

Sie nickte eifrig, als glaubte sie, nicht gehört zu werden.

Bodil hatte sich den Pferden, die vor Anstrengung prustend dasanden, einige Schritte genähert. Eine Hand reichte ihr die Schale zurück. Erst bei der Berührung gewahrte sie, daß es Martin war. Er fuhr das vorderste Gespann.

Der eine konnte das Gesicht des anderen nicht sehen, und doch stieg ihr das Blut in die Wangen. Seine Hand legte sich fest um die ihre, und zwischen ihnen war beredtes Schweigen . . Da rief Kresten Ronge, und er ließ los.

Die vier Gespanne wurden angetrieben. Das Prusten der Pferde ward in den Sturm geschleudert. Die Männer setzten die Schultern an und packten zu. Ihre Rufe zeigten, worauf es ankam.

Nicht weit vom Hause drang Kresten Ronge zusammen mit einem anderen in gerader Richtung vor. Während das Boot dem Wege folgen mußte, der sich beschwerlich und in bedächtigen Schwingungen zwischen die Dünen hineinwand und den Strand weiter nördlich erreichte.

Draußen auf den Meerhügeln sahen sie Niels Klittens Laterne. Er ging nach Süden, wie sie sahen. Als er sie gewahrte, wartete er, bis sie ankamen.

„Es steht auf dem äußeren Rand . . . Mich dünkt, ich kann die Sturzseen da draußen sehen.“

Niels Klitten rief die Worte Kresten ins Ohr. Sein Blick suchte das Dunkel zu durchdringen.

„Haben sie Signale gegeben?“ fragte er.

Der Wind riß den Laut von seinen Lippen, so daß man hinter den Hügel in Lee gehen mußte.

„Sie haben dreimal Feuerzeichen gegeben . . . Ich glaube auch, Schreie gehört zu haben, als ob schon jemand ertrunken wäre.“

Dann ging man nach Norden.

Niels folgte ein Stück, wandte sich dann aber wieder nach Süden.

Als er bis vor Stenöre gelangt war, begann er von Rinne zu Rinne zu suchen. Wo er konnte, watete er hinaus, so daß das Strandwasser ihn umströmte. Und suchend ging er an den breiten Schaumhügeln entlang, die die Brandung aufhäufte.

Vielleicht trug das Meer Menschen heran . . .

Weiter nach Süden fand er Wracktrümmer, das Schiff mußte also zerschellt sein.

Erst bei Tagesanbruch war das Boot klar zur Ausfahrt. Ohne sich eine Raft zu gönnen, schnallten die Männer einander die Rettungsgürtel um.

In tiefem Ernst hielten sie die Gesichter zum Meer gewandt. Die Sandbänke leuchteten durch die Morgendämmerung, und sie konnten den stampfenden Sturzwellen ein Ende weit folgen.

Kresten Ronge nahm seinen Platz am Ruder ein.

„Nun müssen wir's versuchen, Leute,“ sagte er mit verhaltener Kraft.

Dumpf und fest klang ihr Aufgesang zu denen, die in den Dünen zurückblieben. Dann wurde das Boot von der Widersee gepackt . . . ein paarmal sah man seine Umrisse senkrecht in dem weißen Gischt schimmern, als würde es festernd an den Strand geworfen werden. Und das Dunkel legte sich dazwischen.

Im Süden tauchten rings auf den Hügeln Leute auf, die den Tag erwarteten. Die schäumenden Rämme leuchteten hervor, weiter und weiter hinaus, als reichten sie dem Tage die Hand hin.

Da wurde der Schiffsrumpf unter den weißen Sturzseen sichtbar. Die Tafelage wand sich aus der Dämmerung hervor wie Bäume im Nebel. Man sah, daß der Besanmast über Bord gegangen war.

Die Menschen standen in kleinen Gruppen und spähten nach dem Boot. Die Frauen saß zwischen den Männern. Es war nicht zu sehen, welchen Mann mit da draußen war.

Jens Ronge kam auf dem Dünenweg zum Vorschein. Der Enkel hatte ihn unterm Arm. Mühsam schleppte er den Fuß in dem sandigen Weg nach. Er wollte ganz bis zu den Meerhügeln hinaus; darum dauerte es lange, bis sie vorträtamen.

Der Tag legte sich grau und gedrückt unter den wolkenbefpannten Himmel, der das Land hinter's Meer hinabzudrücken schien.

Das Boot kam gegen den Sturm geritten. So oft es die See nahm, sah man es deutlich. Zuweilen schien das schäumende Meer sich über ihm zu schließen . . .

Dann verloren die Frauen den Halt gegen den Sturm, als wich die Kraft aus ihren Knien.

Jetzt wurden die Leute draußen in der Tafelage sichtbar. Das Schiff krängte stark nach Steuerbord hinüber. Die Segel hingen zerfetzt von den Rahen und gestlten meilenteit übers Meer.

Als das Boot näher kam, sah man einige höher emporhocken und winken und winken . . .

Auf dem Meerhügel, wo Jens Ronge auftauchte, gingen die Leute zu ihm hin. Seine gekrümmte Gestalt war stark geneigt. Er drückte den Stod tief in den Hügel, und die Füße traten und traten, um Widerstand zu leisten.

Sein Blick wich nicht von dem Boot.

„Sie sind gewiß zu weit nach Norden gekommen . . . Ich glaube nicht, daß sie es erreichen,“ sagte er.

Die Leute wiederholten seine Worte rings im Kreise.

Er hatte seinerzeit selber das Boot geführt . . .

Nach stundenlangem Schweigen fügte er hinzu, als hätte er soeben gesprochen:

„Nein, sie rudern nicht heran . . . Sie sind müde geworden, ebenfogut können sie sich jetzt ergeben.“

Seine Augen blickten mit solcher Macht, als hätte der Sturm zwanzig Jahre aus seiner Seele getilgt.

„Nun sind sie wohl bald wieder zurück . . . Kresten kommt wohl nicht in Verlegenheit wegen neuer Leute?“

Ein großer Mann mit ruhigen, entschlossenen Augen beugte sich zu ihm vor.

„Nein, Jens Ronge, so gewiß es dir in deinem Boot nie an Leuten gefehlt hat.“

„Gut, Per Dig.“

Kurz darauf fuhr das Boot wieder dem Lande zu. Als die Schiffbrüchigen es gewahrten, schrien sie. Schreie, die vom Sturm zerrissen wurden, so daß sie nur stückweise herüberdrangen.

Die Männer strebten zu den Stellen am Strande, wo die Landung am leichtesten war, bereit zu helfen, wenn etwas geschehen sollte. Aber die See stieß das Boot unter den Meerhügeln ans Land. Viele Hände packten zu, als es anprallte, und ohne Zögern wurde es auf den Wagen geladen und nach Norden gefahren.

Die Frauen und das junge Volk standen in Trupps den Weg hinauf. In einem fort tönten die Schreie wie von großen Vögeln, die über den Köpfen der Menschen dahinsflogen. Jrgendwo, nah oder fern, in den Dünen erstarben sie. Bevor das Boot ankam, fiel der Großmast.

Der Sturm schleuderte die Todesschreie herüber. Die Frauen wandten die Gesichter ab und murmelten den Namen des Herrn. Eine kurze Weile konnte man ihren Kampf um's Leben verfolgen.

Männer liefen am Gestade entlang und spähten, ob das Meer jemand heraufspülen werde.

Am Fockmast waren nur noch drei Mann zurückgeblieben. Das Wrack war mittschiffs durchgebrochen, so daß jede See eine Pflanze herausriß, als wollte das Meer das Schiff verzehren, Bissen um Bissen . . .

Da tauchte Niels Klitten südlich auf den Hügeln auf. Er hatte sich die ganze Zeit den Leuten ferngehalten. Die Notschreie waren auch zu ihm gedrungen . . . Aber als der Mast fiel, ging er nach Norden.

Von einem der Gipfel sah er das Boot sich von neuem über die Sandbänke hinausarbeiten. Und er blieb stehen und folgte ihm mit den Augen . . .

Da geschah es plötzlich, daß eine Sturzsee es traf und alle Ruder vom Steuerbord mitnahm. Einen Augenblick sah es aus, als wäre das Boot verloren. Aber als die See fortrollte, sah man, wie die Leute sich auf die Ruderbänke zurücksetzten und die Backbordruder untereinander tauschten. Sie wollten sich nicht ergeben.

Niels maß den Abstand zwischen ihnen und dem Wrack. Auch diesmal würden sie nicht hingelangen . . . nein, sie würden nicht.

Dann suchten seine Blicke nach den Leuten auf dem zerschellten Schiff. Sie klammerten sich an den Mast, der aus dem Meer herausragte wie ein Baum aus einer Sturmflut. Sie hegten offenbar keine Hoffnung mehr, hatten aber die Gesichter dem Lande zugewandt.

Auf einmal senkte er den Blick auf den Hügel hinab, als folgten seine Gedanken den ihren . . .

Ja, er wollte es versuchen.

Fortsetzung folgt.

Paul Rohrbach / Der Vater der Dinge

Moltke hat vom ewigen Frieden gesagt, er sei ein Traum, und nicht einmal ein schöner. Für dies Wort ist er von den Pazifisten hart angegriffen worden. 2400 Jahre vor unserem großen Schweiger und Schlachtenkenner lebte im kleinasiatischen Jonien Heraklit, der Philosoph. Man nannte ihn den „Dunkeln“ wegen der Tiefe und Schwierigkeit seiner Aussprüche. Einer ist uns erhalten, der gar nicht dunkel, sondern hell und deutlich wie eine Schlachtenfanfare klingt: Der Krieg ist der Vater aller Dinge. Aller Dinge — wörtlich so hat Heraklit gesagt. Es ist, in der Sprache eines naiven Zeitalters ausgedrückt, der Hegelsche Satz vom Fortschritt der Entwicklung in Aktion, Reaktion und Synthese: Stoß, Gegenstoß und Ausgleich. Wenn aber die Zeiten wahrhaft groß werden, dann werden sie einfach; darum sprechen wir heute nicht mit den abstrakten Worten des Philosophen aus dem Schwabenlande, sondern in der kräftigen Redeweise des Alten von Ephejus.

Es hat selten einen großen Aufschwung menschlichen Wesens gegeben, dessen Vater nicht auf irgendwelche Weise der Krieg gewesen ist. Die ältesten Schriftzeichen, die uns erhalten sind, etwa aus der Mitte des 4. Jahrtausends vor Christus, stellen den Namen eines ägyptischen Königs dar, eingegraben auf dem Knauf seiner Schlachtkelle. Noch ein Schritt weiter in die Vergangenheit, und wir sehen, wie die Schlachtenschilderung die Vorstufe des Schreibens hervorbringt: Gefallene werden zum Kriegsoffer übereinandergeschichtet. Aus solchen Bildern sind die Hieroglyphen entstanden. Das erste wirklich große Kunstwerk, das uns erhalten ist, ist das Siegesrelief des alten Babylonierkönigs Naram-Sin am oberen Tigris bei Diarbekir. Es stellt die Niederlage der Feinde vor dem gewaltig an der Spitze seines Heeres ins Gebirge vordringenden Herrscher dar. Von der Komposition dieses Bildes hat man gesagt, sie bilde einen der großen Marksteine in der Weltgeschichte der Kunst.

Als die Vorstellung Israels durch die Heereszüge der großen Assyrikerkönige sich weitete und der Kontrast des neuen gewaltigen Weltenlaufs mit den Zuständen in der Enge Samariens und Jerusalems die Frage nach Jahwes Regiment stellte und nach dem inneren Wesen der Religion, fanden die Propheten die Antwort: Wer seid Ihr Israeliten denn! Habe ich nicht auch die Philister und Aramäer in ihr Land geführt? Entbiete ich nicht die Assyrer von den Enden der Erde?

An den Perserkriegen hat sich der griechische Genius entzündet. Ohne Salamis kein perikleisches Zeitalter, kein Sokrates, kein Erbe Platos. Was wüßten, was hätten wir von allem, das die Antike erarbeitet hat, ohne den Militärstaat der Römer? Was wäre Germanien ohne die furchtbar blutige Energie, mit der Karl der Große die Sachsen in sein Reich, in das Christentum und in den Bildungsprozeß der germanisch-romanischen Kultur des Mittelalters hineinzwang? Wie anders hätte Preußen, die Wiege Deutschlands, zusammengezimmert werden können, als durch die ungeheure militärische und moralische Kraftprobe des Siebenjährigen Krieges!

Bismarck, der Schmied unserer Einheit war es, der den Satz Heraklits auf das Problem der deutschen Einheit umprägte, als er im Landtag den Abgeordneten zurief, diese Frage werde keine andere Lösung finden können, als die durch Blut und Eisen. Jetzt haben wir es in unseren Tagen selber erlebt, wie der Ausbruch des deutschen Krieges uns nach dem Wort eines Mannes, der an sich selbst die überwältigende Erfahrung machte, in nationaler Beziehung um fünfzig

Jahre vorwärtsgerissen hat. Wo ist der Pazifist, der sagen kann, wie das ohne Krieg in einem einzigen, die Herzen zusammenschmelzenden Augenblick hätte geschehen sollen. Wenn dieser Krieg zu Ende ist, so wird niemand mehr diejenigen Deutschen, die sich zur sozialdemokratischen Partei zählen, vaterlandslose Gesellen zu nennen imstande sein. Kein Deutscher wird es wagen, keinem wird es in den Sinn kommen, dem anderen geringeren Opferwillen fürs Vaterland vorzuzwerfen. Ist das nicht etwas Ungeheures? Hat da nicht eine Erzeugergewalt gewirkt, wie sie in Wahrheit einem Vater aller Dinge zukommt?

Es ist wahr, der Krieg ist auch furchtbar. Er ist grausig, zerschmetternd! Aber wie viele sind, die da wissen, daß in den siebenzig Jahren von 1848 an bis heute in Europa durch Selbstmord mehr Menschen geendet haben, als auf den Schlachtfeldern und in den Kriegshospitälern? Auf einer Walstatt wie der von Gravelotte türmen sich Tod, Blut und Schmerzen mit einem Male bergeshoch, aber wenn man auf der einen Seite allen Schlachtentod und alle Wunden vor dem Feinde, allen Kummer von Eltern, Gatten und Kindern und alle Verluste zusammenhäufen könnte, die der Krieg gebracht hat, auf der anderen aber alle Qual, die schließlich damit endete, daß ein Mensch zum Gift, zur Pistole, zum Strid griff und allen Jammer, den er danach hinter sich zurückläßt — wer wollte entscheiden, was schwerer, schrecklicher wüßte? Wir Menschen sind nun einmal so, daß Massenwirkungen uns mehr als alles andere erschüttern. Aber bei den Tropfen, die einzeln fallen, denken wir nicht an den Strom, der aus ihnen entsteht. Und wie nutzlos zerstörend sind jene Einzelfälle, wie großer Dinge Vater aber ist der Krieg!

Während des Deutsch-Französischen Krieges 1870/71 betrug unser Gesamtverlust an Toten, einschließlich der an Krankheiten Gestorbenen, zwischen 49000 und 50000 Mann. Das war ungefähr der sechste Teil der damaligen jährlichen Zuwachsrates Deutschlands; auf die heutige Zuwachsrates berechnet, würde es kaum ein Zwölftel des einmaligen Jahresüberschusses der Geburten über die Todesfälle sein. Auf der französischen Seite war der Verlust hauptsächlich infolge der mangelhaften sanitären Einrichtungen, allerdings mehr als dreimal so hoch. Durch die französischen Kriegsgefangenen wurde eine Podenepidemie nach Deutschland eingeschleppt, die etwa zwei Jahre andauerte. Sie forderte über 80000 Opfer, also fast doppelt soviel, als der Krieg gekostet hatte. Wahrscheinlich werden die meisten Leser von dieser verlustreichen Nachwirkung des Krieges heute nicht mehr viel wissen. Aber das Verhältnis der beiden Zahlen, derer, die durch den Krieg, und derer, die durch die Seuche fortgerafft wurden, ist auch ein Beweis dafür, daß es im Kriege hauptsächlich die Massenhaftigkeit und Plötzlichkeit der Verluste, die ungeheure Häufung des Leidens auf dem Schlachtfelde ist, wodurch der Eindruck des Schrecklichen erzeugt wird. Gerade die Epidemie nach dem Kriege gab aber den Anlaß zur gesetzlichen Durchführung der Schutzpodenimpfungen in Deutschland, durch die während der letzten vierzig Jahre ohne Zweifel Hunderttausende von Menschen am Leben erhalten und mit ihrer Arbeitskraft unserem allgemeinen Fortschritt zugeführt worden sind. Ebenso hat die Aufgabe, die Sterblichkeit der Verwundeten in den Kriegslazaretten zu verringern, den stärksten Anstoß dazu gebildet, daß durch die Einführung der modernen und Wundbehandlung die Nachwirkungen der Schlacht in bezug auf den Verlust an Menschenleben viel weniger schrecklich geworden sind als früher. Die Fortschritte der Kriegschirurgie haben mit denen des medizinischen

Operationswesens im allgemeinen so günstig zusammengewirkt, daß das Messer des Arztes jetzt auch im Frieden unzählige Menschenleben zu erhalten imstande ist, die früher dem Tode verfallen gewesen wären.

Unendlich groß sind die materiellen Werte, die durch den Krieg vernichtet werden, und mit doppelter Schwere treffen die Verluste den besiegten Teil. Trotzdem ist es ein Irrtum zu sagen: wirtschaftliche Rücksicht müsse Kriege verhindern. Bevor der Weltkrieg ausbrach, in dem wir jetzt stehen, konnte man an vielen Stellen in Deutschland wie in der übrigen Welt die Meinung geäußert hören, die weltwirtschaftliche Verschlechterung der Nationen, die Entwicklung des Geschäftslebens, die Größe der in Industrie, Handel, Schifffahrt investierten Werte sei so überwältigend, daß Kriege überhaupt nicht mehr vorkommen könnten, oder wenn sie doch ausbrächen, in kürzester Frist beendet werden müßten. Wir sehen jetzt, wie falsch diese, die materiellen Wirtschaftswerte so überaus hoch einschätzende Meinung ist. Die deutsche Nation ist vollkommen darauf gefaßt, nicht nur Wochen und Monate an die Durchkämpfung dieses Krieges zu setzen, sondern einfach soviel Zeit und Kraft, wie erforderlich sind, um die Gegner niederzuwerfen, die uns überfallen haben. Gerade wenn es wirklich wahr wäre, daß Handel und Wandel, Erwerb und Gewinn, das Geschäft im gewöhnlichen Sinne des Wortes, drauf und dran wären, uns die Entschlußkraft zum Kampfe um Zukunft und Ehre zu nehmen, so würde sich das Wort doppelt bewahrheiten: der Krieg ist der Vater der Dinge! Dann ist es der Krieg gewesen, der uns aus dem Geschäftsmaterialismus noch zur rechten Zeit in den nationalen Opfermut zurückgerissen hat. Wen unter uns gibt es, mag er selbst vorher im Herzen pazifistisch gesonnen gewesen sein, der nicht zugäbe, daß dieser Krieg, alles gegen alles gehalten, für uns ein Bad sittlicher Wiedergeburt bedeutet? Wer könnte zweifeln, daß auf weite Strecken hin die häßlichen Schladen, die sich bereits auf der Glut unseres von innen heraus genährten nationalen Feuers zu bilden begannen und gleich dunklen Flecken auf der Oberfläche schwammen, jetzt wieder in die Tiefe gerissen werden und schmelzen?

Der Krieg bewährt sich auch darin als der Vater der Dinge, daß er zu Boden stürzt, was das Gericht verdient. Gottes Mühlen mahlen langsam, aber wir sehen jetzt an dem Beispiel Englands, wie fein sie mahlen. Vor einem Jahrhundert stand England im Kampfe gegen Napoleon. Der eigentliche Gegenstand des Streites war Belgien. Die französische Republik hatte den Grundsatz der „natürlichen Grenzen“ Frankreichs aufgestellt und Belgien wie Holland für Anschwemmungen französischer Flüsse erklärt. England sah sich dadurch, daß die bevölkerten, reichen, in Industrie und Seefahrt tüchtigen Länder an der südlichen Nordsee französisch geworden waren, in seiner Sicherheit bedroht und führte den Krieg, um Frankreich zu ihrer Herausgabe zu zwingen. Um diesen einen Preis hätte die englische Regierung sofort mit Napoleon Frieden gemacht. Napoleon verfügte die Sperre des gesamten europäischen Kontinents für den englischen Handel, um England von der wirtschaftlichen Seite her niederzuzwingen. Die Verluste der englischen Geschäftswelt wurden allmählich so groß, daß die City von London das Ministerium anflehte, Frieden zu machen, sei es selbst mit Ueberlassung Belgiens an Napoleon. Die Männer an der Spitze, unter Führung des Ministers Pitt, blieben aber unbeugsam. Sie verteidigten die Zukunft Englands, und sie hatten außerdem recht, wenn sie zugleich verkündeten, im englischen Lager sei die Freiheit Europas. England hat

damals in einem zwanzigjährigen Kriege das Seinige getan, um die Zukunft der Welt vor der Gewaltherrschaft der napoleonischen Militärdespotie zu bewahren. Man sagt mit Recht, daß in jener Zeit der englische Charakter, so wie er heute ist, sich gebildet hat. Der unerschütterliche Mut von 1794—1814 war der Vater der englischen Größe auf ein Jahrhundert hinaus.

Drei Menschenalter lang schien es, als ob es tatsächlich das Schicksal der Welt sein würde, englisch und immer englischer zu werden. Da erhob sich Deutschland. Das deutsche Volk dehnte erst seine weltwirtschaftlichen, dann seine weltpolitischen Lebensinteressen aus und pochte neben England an die Tore immer größerer und wichtigerer überseeischer Gebiete. England aber will uns in seinem Herzen die Lebensluft weigern, die wir brauchen, um ein Weltvolk zu werden. Es will allein Weltvolk sein und neben sich, wenigstens in Europa, nur Nationen dulden, die seine überseeische „Suprematie“ anerkennen. Es fürchtete, wir würden Frankreich niederschlagen und dann ihm selber drohend gegenüberstehen. Unsere Regierung bot die feste Zusage, Frankreich zu schonen, es überhaupt nicht anzugreifen, wenn es neutral bliebe. Das alles aber half uns nichts. Nicht daß Frankreich erhalten blieb, sondern daß Deutschland aufhörte, Englands Konkurrent zu sein, war das eigentliche Willensziel der englischen Politik. Was brauchen wir weiter Gründe zum Kriege gegen Holland, gestanden die englischen Staatsmänner vor 250 Jahren offen ein — wir wollen den Handel haben, den die Holländer haben! Nichts anderes ist auch heute der Grund.

Diese innerlich frevelhafte Gesinnung, diese politische „Sünde gegen den heiligen Geist“, wie sich kürzlich in einem Briefe an mich jemand über das Verhalten Englands ausdrückte, wird jetzt das Gericht über England heraufführen. England hat den Kampf gewollt, ohne ein sittliches Recht zum Kampfe zu haben. Hundert Jahre zurück war das Recht auf der Seite der Engländer gegen Napoleon. Heute wollen Leute wie der Minister Grey selber den Napoleon spielen, der den rücksichtslos verfolgten Vorteil Englands allein zum Maßstab der Dinge macht. In unserem Lager aber ist das Recht, nicht nur das Recht des deutschen Volkes, sondern das Recht der Menschheit. Im Kriege haben wir es zu verteidigen, im Kriege wird England stürzen, werden wir steigen. Indem wir aber steigen und uns ausbreiten, beginnt ein neues Geschichtsalter. Der Krieg ist der Vater der Dinge! An uns wird es sein, nach diesem Kriege so zu leben, daß nicht aber in hundert Jahren durch einen neuen Weltkrieg das Urteil über uns ebenso gesprochen wird, wie einst über Napoleon und jetzt über England.

Dr. Franz Oppenheimer / Der Krieg und die Volkswirtschaft

II.

Seit ich den ersten Aufsatz schrieb, hat sich so unendlich viel geändert, daß ich fast zweifle, ob es nötig ist, den versprochenen zweiten hinterherzujenden. Unsere braven Jungen vor dem Feinde haben in der kurzen Woche, die vergangen ist, so Unerhörtes geleistet, unser militärischer Generalstab hat unsere kühnsten Hoffnungen so wunderbar weit übertroffen, daß der volkswirtschaftliche Generalstab, den ich sofort bei Beginn des Feldzuges einzusetzen empfahl, vielleicht ganz überflüssig ist und jedenfalls ein viel geringeres Feld der

Wirksamkeit hat, als damals selbst Männer annehmen mußten, die sich selbst Optimisten schalten. Heute früh kam die Nachricht vom Sieg auf der ganzen Linie von Cambrai bis zu den Vogesen und heute nachmittag die nicht minder erhebende Nachricht von der vernichtenden Niederlage, die unser herrliches Heer der englischen Armee beigebracht hat. In solcher großen Stunde hat man nur das eine Bedürfnis, sein Glück, seinen Stolz hinauszurufen, hinauszuschreien, daß man diesem einzigen Volke voll Kraft, Begeisterung und Zucht angehört, und es fällt schwer, sich zu der wissenschaftlichen Ruhe zu zwingen, die man braucht.

Aber dann besinnt sich der Patriot, daß er doch auch Volkswirt ist, und erkennt mit tiefem Dank, daß unsere Siege an der Maas und Mosel auch die schwierigsten der volkswirtschaftlichen Probleme mitgelöst haben. Sie haben den Kredit des Reiches im Innern und im Auslande unendlich gehoben: wenn keine schweren Rückschläge mehr kommen — und woher sollten sie jetzt kommen, wo Frankreich, Belgien und England bereits entscheidend geschlagen sind? Rußland fürchtet niemand in Deutschland, daß von inneren Kämpfen zerrissene, von der Pest der Korruption zerfressene unbehilfliche Reich —, wenn keine schweren Rückschläge mehr kommen, dann ist jede Banknote, die unser Reich drucken läßt, jeder Reichskassenschein und jeder Reichs-Darlehensschein vollwertig, und unsere Anleihen werden vielfach überzeichnet werden. Die Gefahr, die uns ein verllorener, ja auch nur ein lange dauernder Krieg gebracht hätte, daß wir in eine uferlose Papiergeldwirtschaft, schlimmstenfalls sogar in eine Assignatenwirtschaft hineingesteuert wären, ist schon jetzt so gut wie behoben: die deutsche Volkswirtschaft wird die Kosten dieses Krieges nicht zu tragen haben.

Und mehr noch! Auch alle diejenigen Erscheinungen der Kriegs-Krise, die auf nichts anderem beruhten, als auf dem Zusammenbruch des Vertrauens, sind bereits im Schwinden begriffen und werden mit jedem Fortschritt unserer Waffen weiter schwinden. Wir wissen heute, daß, mit geringen und gewiß nicht lange währenden Ausnahmen die Schäden des Krieges nicht unser deutsches Land, sondern unsere Nachbarn treffen werden; wir wissen, daß der Friedensschluß unserer Volkswirtschaft nicht eine ungeheure Belastung durch unerquickliche Kriegsauslagen und Entschädigungsanleihen bringen wird, sondern das Gegenteil. Unsere Geschäftswelt hat nicht mit der Einschränkung, sondern mit der Ausweitung ihrer Beziehungen, mit der Ausdehnung ihres Marktes, mit der Vermehrung des unschätzbaren Prestige zu rechnen; fast unbegrenzte politische und wirtschaftliche Möglichkeiten erscheinen am Horizont; man darf hoffen, daß alte Hemmungen fallen werden, die unsere Industrie, unseren Handel verhängnisvoll einschränkten — und schon regt die Unternehmungslust ihre Flügel aufs neue; die Krise kann insoweit als überwunden gelten, wie sie durch die Unsicherheit der nächsten Zukunft bedingt war. Und dazu kommt, daß unser alter Alliierte von Leuthen ein Erntewetter beschert hat, wie es seit vielen Jahren nicht mehr erlebt wurde: unsere Landwirtschaft, die so viele Männer und Pferde zum Heere hat stellen müssen, hat mit dem Minimum von Arbeit das Maximum von Frucht in die Scheuern gebracht, jedes Korn vom Felde, und jedes Korn trocken und gesund!

Aber — ist auch das Schlimmste durch Verdienst und Glück, die sich verketteten, von uns abgewendet worden; es bleibt immer noch genug zu tun, um die Schäden dieses ungeheuren Krieges zu mildern, vielleicht zu heilen. Noch immer ruht unser Seehandel ganz, noch ist Albion Herr der Meere und

läßt unsere Exportartikel nicht aus- und unsere unentbehrlichen Rohstoffe nicht eingehen. Noch immer ist auch unser Landhandel fast gelähmt, da wir mit unseren besten Kunden: Rußland, Belgien, Frankreich im Kriege liegen und — vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus, leider! — gezwungen sind, sie arm, lafunträftig zu machen. Noch immer haben wir eine schwere Arbeitslosigkeit zu bekämpfen, wenn sie auch, dank unseren Siegen, nicht entfernt so schwer geworden ist, wie man fürchten mußte.

Was ist dagegen zu tun? Als der Krieg eben ausgebrochen war, erhob ich sofort den Ruf: der Staat muß Arbeit schaffen! Kein Privater kann das, sagte ich, denn er hat weder Geld noch Kredit; und hätte er selbst beides, so hat er doch keinen Absatz, und niemand kann produzieren, der nicht gute Aussicht hat, sein Produkt wieder zu verkaufen. Hier muß, sagte ich, der Staat eintreten. Wie das Kriegerrecht und die Kriegsverwaltung weithin an die Stelle von bürgerlichem Recht und bürgerlicher Verwaltung getreten sind, so muß auch die Kriegswirtschaft weithin an die Stelle der bürgerlichen Wirtschaft treten. Wir müssen nicht nur in friederizianischer Weise vor dem Feinde siegen, sondern auch daheim in friederizianischer Weise die Volkswirtschaft organisieren.

Der „Staat“, d. h. das Reich und die ihm untergeordneten öffentlichen Körperschaften, Einzelstaaten, Provinzen, Kreise, Gemeinden usw., kann Dinge produzieren oder bestellen, für die er selbst der „letzte Abnehmer“ ist, wie z. B. Eisenbahnwagen, Uniformen, Waffen, neue Bergwerksanlagen mit ihren Maschinen — oder kann Dinge produzieren oder herstellen lassen, die überhaupt nicht für den Absatz berechnet sind, wie Eisenbahnen, Chaussees, Talsperren, Landesmeliorationen wie Moorkulturen, Heidekulturen usw. Der Staat kann daher auch in Krisenzeiten selbst produzieren oder Bestellungen aufgeben, wo es ein Privatmann nicht kann, der ja regelmäßig auf Absatz, auf Wiederverkauf angewiesen ist.

Der Staat aber hat ferner, sagte ich, so viel Geld und Kredit, wie er braucht. Er hat so viel Geld, wie er braucht, denn er kann es drucken lassen: und hat so viel Kredit, wie er braucht: denn die Reichsbank muß seine Wechsel diskontieren, und im schlimmsten Falle kann er seine Bürger zwingen, ihm Kredit zu geben: Zwangsanleihe!

Daß ein solches System gefährlich ist, ist mir einige Male gesagt worden, obgleich es wirklich nicht erst erforderlich gewesen wäre, es mir zu sagen. Aber ich konnte den Einwand regelmäßig mit der Erwiderung zum Schweigen bringen, daß der Staat ja doch unwiderrstehlich gezwungen sei, diesen gefährlichen Weg der Papier- und Anleihenwirtschaft zu beschreiten, um seine Kriegsausgaben zu decken und seine Existenz, die Existenz unserer ganzen Nation, zu erhalten. Da könne es nicht darauf ankommen, zu den sage 10 Milliarden wirtschaftlich unproduktiver Kriegsausgaben noch eine oder zwei Milliarden für produktive Friedenszwecke aufzunehmen und auszugeben. Das würde erstens den Kredit des Reiches ungeheuer heben und seinen Anleihen besseren Kurs und geringeren Zinsfuß sichern; denn Inland wie Ausland würden zu einem Staatswesen von solcher Kraft und solchem Selbstvertrauen, daß es fertigbekäme, mitten im Tumult des gewaltigsten Weltkrieges mutig allen Friedenszwecken zu dienen, ihrerseits das größte Vertrauen haben. Es würde aber zweitens, und das sei fast noch mehr, die ganze ins Stocken geratene Maschinerie der volkswirtschaftlichen Kooperation wieder in Gang setzen: wenn der Staat hunderttausend Paul

an die Arbeit stelle, so würden Millionen von Peter, Friß, Lise und Anna für Private Arbeit erhalten. Der Staat müsse die Volkswirtschaft ankurbeln, dann laufe sie aus eigenen Kräften weiter.

Zu meiner größten Freude haben bereits eine Anzahl von Reichs- und Staatsbehörden öffentlich erklärt, daß sie die im Frieden vorbereiteten Arbeiten nicht nur nicht einzuschränken, sondern im Gegenteil zu beschleunigen beschlossen haben. Und schon sind einige große Gemeinden dem guten Beispiel gefolgt. Der Anfang ist gemacht, jetzt gilt es nur, nicht stehen zu bleiben. Jetzt erst recht muß es schnell vorgehen! Jetzt, wo die Gefahr der Überspannung des öffentlichen Kredits und der Assignaten-Wirtschaft beschworen scheint, wo jede Note unserer Reichsbank schon fast wieder ihren Nominalwert in Gold wert ist und jeder Konsol des Deutschen Reiches wieder „goldgerändert“ ist, wie nur je, jetzt sollte man mit aller Kraft darangehen, von Öffentlichkeits wegen für alle Arbeitslosen Arbeit zu schaffen. Es ist vielleicht nicht ganz leicht, den alten Amtsschimmel in Galopp zu setzen, aber es muß geschehen. Heraus mit den Aufträgen, heran an die Arbeit, ihr Behörden in Reich und Staaten, in Provinzen, Kreisen und Gemeinden! Wo das Geld fehlt, soll das Reich es darleihen: ist auch der Zinsfuß hoch — das Reich borgt faktisch für sich selbst zu 5 bis 6 % —, so ist doch Arbeit und Material so billig, daß man dennoch heute wohlfeiler kauft und baut, als jemals früher oder später.

Wir, die wir daheimbleiben mußten, Reid im Herzen, in dieser großen, wunder schweren Zeit, weil wir nicht jung oder stark genug sind, um vorn an der Front für unser Bestes zu kämpfen, und, wenn es sein muß, zu bluten, wir haben die heilige Pflicht, den Braven draußen das Haus so zu bereiten, daß sie in Freuden darin wohnen können, wenn sie, hoffentlich bald, lorbeergetränkt heimkehren. Nicht soll ihnen das Gespenst der Sorge, des Mangels, der Not, auf der Schwelle der Heimat entgegenreten, sondern grüßend soll unser Deutschland seine Kinder empfangen: „Hier, mein tapferer Sohn, ist deine Werkstatt, hier dein gedeckter Tisch, hier das sichere Heim für dich, dein Weib und deine Kinder!“ Das vorzubereiten, das ist unsere Ehrenpflicht; das sollen wir — und das können wir, wenn wir nur wollen. —

Max Seidel / Krieg und Versicherung

Sparfassen und Banken haben bei Ausbruch des jetzigen Weltkrieges und in den stürmischen Tagen, die ihm vorausgegangen sind, die Probe auf ihre Kriegsrüstung glänzend bestanden, und die weise Politik unserer Reichsbank hat sich glänzend bewährt. Auch unsere Finanzverwaltung war auf dem Platze, als sie sofort den gesetzgebenden Faktoren des Deutschen Reiches fünf wichtige Finanzgesetze zur Verabschiedung vorlegte, welche während der Kriegszeit unter aller Aufrechterhaltung der Sicherung unserer Zahlungsmittel die Kredit- und Verkehrsbedürfnisse von Industrie, Landwirtschaft und Handel in weitgehendstem Maße befriedigen sollen. Diesen staatlichen, vom Bundesrat und Reichstag gebilligten Aktionen sind noch auf Selbsthilfe der gewerblichen Kreise gegründete Darlehnskassen in mehreren Großstädten hinzugegetreten, welchen die Reichsbank ihre Mit Hilfe durch Rediskontierung ihrer mit dem Giro einer Großbank versehenen Wechsel bis zu einem festgesetzten Höchstbetrage zugesagt haben soll.

Bei der Betrachtung dieser Vorgänge taucht in zweiter Linie die Frage der finanziellen Kriegsbereitschaft unserer Privatversicherung auf.

Aus dem schon lange in jedem gärenden Gefühl heraus, daß ein Weltkrieg in Europa eines Tages entbrennen könne, haben sich Männer des Versicherungsfaches, Volkswirte und Politiker mit der Frage beschäftigt, welche Einwirkungen ein großer Krieg auf unser deutsches Versicherungswesen haben würde.

Mit Recht hat man darauf hingewiesen, daß sich bei der unendlichen Verschiedenartigkeit der Bedürfnisse, welche die einzelnen Versicherungszweige zu befriedigen haben, die Einwirkungen des Krieges auf ihre Finanzen in sehr verschiedenem Maße geltend machen müssen.

Von größter Bedeutung ist für alle Versicherungszweige die Gestaltung der Prämieeneingänge im Kriege. Ohne Zweifel wird mit einem Ausfall an Prämieeneinnahmen gerechnet werden müssen. Aber die Größe des Ausfalles wird in den einzelnen Versicherungszweigen eine sehr verschiedene sein nach dem Maße, in dem den Versicherungsnehmern der Versicherungsschutz zu einem unentbehrlichen Bedürfnis geworden ist. Versicherungen, die der Versicherungsnehmer als einen gewissen Luxus anzusehen geneigt ist, wird er leichter durch Einstellung der Prämienzahlungen verfallen lassen, als z. B. eine Todesfallversicherung, mit der man so oft die Vorstellung eines Sparzwanges verknüpft, oder als eine Versicherung, deren Risiko gerade durch den Sparzwang gesteigert wird. Die Transportversicherung kann sogar, wie von versicherungstechnischer Seite betont wird, eine Belebung auf einzelnen Gebieten ihres Geschäftes, soweit sie das Kriegsrisiko einzuschließen bereit ist, erwarten.

Da andererseits, wie die Verhandlungen bei den maßgebenden Stellen erkennen lassen, der Erlaß eines allgemeinen Moratoriums nicht zu erwarten steht, so wird die Neigung mancher Schuldner, die Zahlung fälliger Prämien und Zinsen zu unterlassen, keine gesetzliche Unterstützung finden. Dagegen hat das für Wechselverpflichtungen erlassene dispositive Moratorium für die Versicherungsunternehmungen keine Bedeutung.

Auch bei den Ausgaben der einzelnen Versicherungszweige ist die Einwirkung eines Krieges im finanziellen Endergebnis eine sehr ungleichartige, wenn sich auch einheitliche Einzelercheinungen feststellen lassen. Eine besonders starke Erhöhung ihrer Versicherungsleistungen haben die Transport- und die Lebensversicherung zu gewärtigen, bei der Feuerversicherung ist sie dann zu erwarten, wenn der Krieg auf deutsches Gebiet übertritt.

Es entsteht nun die Frage, ob und in welcher Höhe den Versicherungsgesellschaften Mittel zur Verfügung stehen, um den gesteigerten Ansprüchen an die Versicherungsleistungen genügen zu können.

In erster Linie kommt für die Gesellschaften die Selbsthilfe in Betracht. Bargeld, Bankguthaben, Wechsel, Lombarddarlehen und Wertpapiere sind die Mittel, welche die finanzielle Kriegsbereitschaft der deutschen Privatversicherung ausmachen müssen. Direktor Dr. Müller-Gotha hat in einem Ende vorigen Jahres im Verein für Versicherungs-Wissenschaft gehaltenen Vortrage die Gesamtsumme an diesen die Kriegskasse füllenden Mitteln wie folgt berechnet: für die Lebens- und Rückversicherung mit je 177 Mill. M., für die Feuerversicherung mit 159 Mill. M., für die Unfall- und Haftpflichtversicherung mit 58 Mill. M., für die Transport-

versicherung mit 57 Mill. M. und für die Viehversicherung mit fast 4 Mill. M. In der Lebensversicherung könnten demnach die Versicherungsleistungen im Kriege nochmals um etwa 50% der Schadenzahlungen des Jahres 1911 steigen, ehe die liquiden Mittel — von Kurs und anderen Verlusten abgesehen — aufgebraucht wären. In der Unfall- und Haftpflichtversicherung könnte die Steigerung 140%, in der Hagelversicherung 125%, in der Rückversicherung 115%, in der Feuerversicherung 100%, in der Transportversicherung 75% und in der Viehversicherung 20% betragen. Hiernach hat die deutsche Privatversicherung im allgemeinen keinen Anlaß, den finanziellen Anforderungen des Krieges mit schweren Besorgnissen entgegenzusehen. Um aber allen Wechselfällen dieses Krieges gegen drei Großmächte gegenüber gerüstet zu sein, sind die Versicherungsgesellschaften gegenwärtig darüber in Beratung getreten, ihre Liquidität weiter zu sichern. Sie sind sämtlich im Besiz großer Posten erster Hypotheken, die nach den für die Kriegsdarlehnskassen geltenden Bestimmungen nicht beliehen werden dürfen.

Sie sind daher grundsätzlich übereingekommen, ein Bankinstitut zu gründen, welches ausschließlich die Beleihung, und wenn möglich, wohl auch die Wertverwertung von Hypotheken übernimmt, an denen die an dem Institut beteiligten Institute interessiert sind. Das kaiserliche Aufsichtsamt, welches neben den Organen der Gesellschaften in Friedenszeiten dafür gesorgt hat, daß die Versicherungsgesellschaften in Kriegszeiten kräftig dastehen, steht dem Plane der Neugründung wohlwollend gegenüber. Ueber die Höhe des Kapitals und die Art seiner Beschaffung sind die Erwägungen noch nicht abgeschlossen, es liegen aber bereits ins einzelne gehende Vorschläge vor. Die neue Bank würde sich an die Reichsbank anlehnen, in ähnlicher Weise wie die anderen privaten Darlehnskassen. Diese Bank würde allerdings der Liquidität der Versicherungsgesellschaften in ganz hervorragender Weise dienen. Aber abgesehen von solcher außergewöhnlichen Hilfe bietet sich für letztere auch die Möglichkeit, ihre Inhaberpapiere bei der Reichsbank zu lombardieren. Die in dieser Beziehung in dem oben erwähnten Vortrage zum Ausdruck gebrachte, etwas pessimistische Auffassung kann wenigstens insoweit nicht als berechtigt anerkannt werden, als die Reichsbank unzweifelhaft in der Lage sein würde, eine solche Unterstützung in weitgehendem Umfange zu gewähren, und diese darlehnsweise Unterstützung unter Umständen, namentlich bei einem längeren Kriege, doch sehr wertvoll sein würde. Denn der neueste Ausweis der Reichsbank vom 15. August bietet ein für die Kriegslage recht erfreuliches Bild, wozu freilich der sofort nach der Mobilisierung erfolgte Erlaß entsprechender Finanzgesetze wesentlich beigetragen hat. Namentlich ist hier die Bestimmung hervorzuheben, daß die Reichsbank bis auf weiteres von der Verpflichtung entbunden ist, eine Notensteuer an das Reich zu entrichten, sobald das steuerfrei gelassene Notenkontingent überschritten ist. Die Lombardanlage ist aber seit dem 7. August dadurch, daß der Lombardverkehr zum Teil von der Reichsbank auf die Darlehnskassen übergeleitet werden konnte, um rund 45 Millionen Mark zurückgegangen. Sie hat dadurch einen möglichst großen Raum für die Wechselanlage frei bekommen, die ja mit als Basis des Notenumlaufs dient. Vor allem hat aber der Goldbestand infolge von umfangreichen Rückflüssen aus dem Verkehr eine Zunahme von 31 Mill. M. erfahren mit dem Ergebnis, daß der Gesamtvorrat der Reichsbank an Gold sich jetzt auf mehr als 1½ Milliarden M. beläuft. Endlich ist die bankmäßige Deckung des Notenumlaufes

durch Metall und Kassenscheine in der letzten Bankwoche von 43,4 auf 44,2 % gestiegen, so daß man zuversichtlich hoffen darf, es werde der Reichsbank gelingen, auch fernerhin die Vorschriften des § 17 des Bankgesetzes (Verpflichtung für den Betrag der umlaufenden Noten mindestens ein Drittel in kursfähigem deutschen Gelde zu halten) erfüllen können.

Dieser Status der Reichsbank muß aber der gesamten Liquidität unserer Volkswirtschaft und somit auch der unserer Versicherungsgesellschaften zugute kommen.

J. Hasehagen / Deutschland und England

Am 26. August 1870 schrieben die „Daily News“ nach den ersten deutschen Siegen folgendes: „Ein starkes und einiges Deutschland dient für uns als Gegengewicht gegen Rußland und Frankreich. Alle deutschen Siege werden aus Deutschland keinen maritimen Nebenbuhler Englands machen. Es gibt keinen Punkt, auf dem Deutschland und England zusammenstoßen könnten, während im Gegenteil Rasse, Sprache, Charakter, sogar die Religion sie auf allen Teilen der Erde in herzliches Einvernehmen bringen.“ Die „Daily News“ hatten schlecht prophezeit. Es ist gerade umgekehrt gekommen. Die Rassenverwandtschaft hat die wachsende Feindschaft nicht herabgestimmt.

Welches sind die Perioden in der Geschichte der deutsch-englischen Beziehungen? Die herrschende Ansicht geht dahin, daß auf eine lange ältere Periode des guten Einvernehmens in den neunziger Jahren eine Periode der ständigen Verschlechterung der deutsch-englischen Beziehungen gefolgt sei, und den Anstoß dazu habe Deutschlands Uebergang zur Weltpolitik geliefert. Diese herrschende Ansicht enthält einen umfänglichen richtigen Kern; aber sie vereinfacht die verwinkelten Linien der wirklichen Geschichte doch allzusehr: sie vergrößert den historischen Tatbestand. Wahr ist vielmehr, daß sich ein deutsch-englischer Gegensatz schon lange vor den neunziger Jahren und vor dem Uebergang Deutschlands zur Weltpolitik bemerkbar macht, und wahr ist ebenso, daß auch unter Kaiser Wilhelm II. mehr als eine gütliche Auseinandersetzung zwischen Berlin und London erfolgt ist.

Bei genauerem Zusehen ist an den deutsch-englischen Beziehungen eine Innen- und eine Außenseite zu unterscheiden. Blickt man auf die Innenseite, d. h. vornehmlich auf das handelspolitische Verhältnis der beiden Mächte, so ist schon wenigstens seit zwei Menschenaltern der Kampf zwischen ihnen an der Tagesordnung. Aber die Diplomatie beider Länder hat sich nun lange Zeit mit Erfolg bemüht, diesen tiefinnerlichen, handelspolitischen Gegensatz abzumildern. Diese Bemühungen machen die äußere Geschichte der deutsch-englischen Beziehungen aus.

Von allen Gegensätzen zwischen Deutschland und England ist der handelspolitische der älteste. Schon mit den ersten Anfängen des wirtschaftlichen Zusammenschlusses Deutschlands setzt er ein. Als Preußen 1818 die Zinnzölle abschafft und ein verheißungsvolles, einheitliches Zollgebiet herstellt, erregt es bereits den Widerspruch Englands, und zu den heftigsten Gegnern des deutschen Zollvereins von 1833 gehört bereits England. Es ist bezeichnend, daß man sich

über den Zollverein mehr entrüstet, als über die Eroberung Algiers durch die Franzosen. In den folgenden Jahrzehnten bereits hat England der preußisch-deutschen Handelspolitik z. B. in Belgien und den Niederlanden, aber auch in den Vereinigten Staaten von Amerika und in Brasilien entgegen gearbeitet. Einerseits von Hannover und den Hansestädten und andererseits von Dänemark aus bereitet England dem Zollverein die größten Schwierigkeiten. Wenn es sich dann im Zeitalter der deutschen Einheitskriege mehr zurückhält, so ist das nicht nur der Bismarckschen Diplomatie zu verdanken, sondern auch englischer Rücksichtnahme auf andere Konkurrenten, wie namentlich die Vereinigten Staaten. Die Reichsgründung hat England geduldet, was ihm freilich von modernen Imperialisten wie Homer Lea (*The Day of the Saxon*, „Des Britischen Reiches Schicksalsstunde“) als schwerer Fehler angerechnet wird, wenn er sagt: „Als England die Einigung der germanischen Rasse erlaubte, zimmerte es seinen eigenen Sarg.“

Trotz alles englischen Wohlwollens gegen das neue Reich wird auch in den ersten beiden Jahrzehnten nach 1871 der handelspolitische Urgrund des Gegensatzes deutlich sichtbar. Während nämlich England den ganzen sonstigen deutschen Fortschritt der siebziger und achtziger Jahre noch ruhig über sich ergehen läßt, wird es doch durch den wirtschaftlichen Fortschritt in äußerster Erregung versetzt. Der deutsche Reichszankler verwandelt sich, was ihm kein Engländer zugetraut hätte, im Jahre 1879 (übrigens nach langjähriger Vorarbeit) in einen höchst energischen Wirtschaftspolitiker und 1884 sogar in einen Kolonialpolitiker. Die englische Antwort ist schon damals die Heiße gegen den deutschen Konkurrenten. Und das englische Dogma ist schon damals: der Aufschwung des deutschen bedingt mit Notwendigkeit den Niedergang des englischen Handels. Deshalb wird sogleich im Jahre 1879 eine parlamentarische Commission of Depression of English Trade, zur Untersuchung des Niedergangs des englischen Handels eingesetzt, denen weitere folgen, entsprechend den späteren aufsteigenden Konjunkturen in Deutschland. Das Jahr 1879 bereits ist ein Epochenjahr in der inneren Geschichte des deutsch-englischen Verhältnisses.

Von dieser inneren Entwicklung hebt sich aber damals die äußere noch deutlich ab: die Beziehungen in der hohen Politik beider Länder bleiben durchaus freundlich. Besonders gegenüber Bismarcks Bündnispolitik beobachtet England eine wohlwollende Neutralität. Es hindert weder den Dreikaiserbund von 1872, noch das Bündnis mit Oesterreich-Ungarn von 1879, noch den ersten faktischen Dreibundvertrag von 1882. Der junge Dreibund wird namentlich im Hinblick auf seine scharfe antirussische Spitze von England geradezu begünstigt. Bismarck seinerseits leistet England auf dem Berliner Kongresse und in der ägyptischen Frage wesentliche Dienste. Aber Bismarcks Entgegenkommen gegen England hat sich doch, je länger, je mehr, was heute noch oft übersehen wird, in bestimmten Grenzen gehalten. Das ist ersichtlich aus der zweiten Auflage des Dreikaiserbundes, die unbeschadet des deutsch-österreichisch-ungarischen Bündnisses von 1879 in St. Petersburg 1884 zustande gekommen ist. Der deutsch-russische Teil dieses Abkommens ist offenbar weiter nichts als der vielberufene von Bismarck nachträglich im Jahre 1896 in den „Hamburger Nachrichten“ veröffentlichte Rückversicherungsvertrag, der 1884 auf 3 Jahre geschlossen und 1887 auf 3 Jahre verlängert wird. Die Spitze dieses Rückversicherungsvertrages ist aber, wie neuerdings Graf Ernst zu Reventlow mit Recht betont hat, besonders gegen England

gerichtet. Der deutsch-russische Rückversicherungsvertrag von 1884/1887 bedeutet die Schranke der Englandsfreundlichkeit Bismarcks.

Auch diese Schranke ist von seinem Nachfolger Caprivi niedergelegt worden, indem er die Erneuerung des Rückversicherungsvertrages ablehnt. Darin liegt vor allem ein starkes Entgegenkommen gegenüber England, und es folgten nun einige Jahre des engen Zusammenarbeitens zwischen Berlin und London, gerade in einer Zeit, in der sich der Uebergang Deutschlands zur Weltwirtschaft und zur Weltpolitik nicht mehr verschleiern läßt.

Der innere Gegensatz wird aber in diesen Jahren auch sonst verschärft. Man muß den Beweggrund dazu nicht immer nur in der deutschen, sondern auch in der englischen Entwicklung suchen. Die Stimmung Englands gegenüber Deutschland ist in den ersten Regierungsjahren Kaiser Wilhelms II. wie später nicht nur durch den Brotneid und die Selbstüberhebung gegenüber einem angeblichen Parvenu bestimmt worden. Es spielt dabei auch eine neue positive Strömung im englischen Geistesleben eine Rolle: der Imperialismus, die Lehre vom Britischen Weltreiche, von dem unauflöslichen Zusammenhange der Kolonien, besonders der „weißen“ Kolonien mit dem Mutterlande. Dieser Imperialismus verhilft der gesamten englischen Weltwirtschafts- und Weltkolonialpolitik zu ganz neuer Wertschätzung. Der Cambridgeer Geschichtsprofessor John Robert Seeley hat ihm 1884 in seinem Buche über die englische Ausdehnung (*The Expansion of England*, Tauchnitz) ein großartiges Denkmal errichtet. Der deutsch-englische Gegensatz hatte sich trotz der englandfreundlichen Politik des neuen Kurses nicht so rasch und so hoffnungslos verschärft, wenn nicht ganz unabhängig von dem deutschen Aufschwunge in der öffentlichen Meinung Englands jener gewaltige imperialistische Umschwung eingetreten wäre, für den es kein größeres Schreckbild geben kann, als die manchesterlichen Sünden der älteren englischen Kolonialpolitik. Man ist entschlossen, sie nicht wieder zu begehen. Das ist aber nur möglich, wenn man der Weltpolitik aller anderen Völker und besonders der deutschen den Krieg erklärt. Daher sieht der englische Imperialismus z. B. in den vielen und tief einschneidenden kolonialpolitischen Verträgen, die zwischen Deutschland und England seit 1890 abgeschlossen worden sind, mehr oder weniger schwerwiegende Zugeständnisse an Deutschland. Fast keiner dieser Verträge ist in England nicht der abfälligsten Kritik unterzogen worden.

Fortsetzung folgt.

Georg Stammer / Zur Ausfahrt unserer Truppen

Der Kampftruf jauchzt, es knirschen die Äschen. —
Mehr Feindel! So erst werden wir wachsen;
Wachsen zu unserer eignen Kraft.
Laß sie wie Tiger auf uns springen:
Nur doppelt an, wir werden's zwingen!
Es ist die Not, die Riesen schafft.

Gottfried Traub / Kopf hoch!

Die Rationalität der Deutschen erhalten kann nur der, welcher einseht, daß sie ganz und gar noch zu werden ist.
Lagarde.

Kopf hoch! nicht weil uns mancher Sieg zuteil geworden ist. Ach, Freunde, wir sind ja dafür von Herzensgrund dankbar. Unsere Väter und Söhne und Brüder in Feindesland sollen's hören, wie wir ihnen zujubeln mit tausend, aber tausend Stimmen. Aber wir wollen nicht verwöhnt werden. Die Versuchung ist groß, daß wir uns innerlich verwöhnen lassen.

Die draußen haben ihre Aufgabe. Der Morgen gibt sie ihnen, wenn die Trompete zum Angriff bläst, und die Nacht stellt sie neu, wenn sie auf kaltem Boden ein kargliches Lager bietet. Wir aber müssen uns unserer Aufgaben bewußt bleiben und sie mit gleichem Herzblut erfüllen, wie die Tapferen im Lager. Ich will heute nur von einer einzigen reden: die volle Gewissensruhe über die heilige Notwendigkeit dieser Stunde. Kam da ein feingestimmtes Menschenkind zu mir und sprach voll unberäuselter Vaterlandstreue. Aber immer kam wieder die Frage über seine Lippen: „ist es denn recht, daß wir ein Weltvolk werden wollen? Verlieren wir nicht sittliche und geistige Werte, um äußerer Macht willen? Wäre es denn nicht besser, wir würden uns beschränken und bleiben der Herd sittlicher und geistiger Kraft, an dem sich Europa wärmen könnte?“ Da wurde ich zornig, weil mir diese Gedanken im Augenblick wie Verrat erschienen. Als ich jedoch merkte, wie bitter unrecht ich getan, da sammelte ich mir die Gedanken und sagte: gut! wir wollen annehmen, daß wir Deutsche um nichts besser sind, als die anderen. Es wird mir zwar schwer, bis an diese Grenze dieses Zugeständnisses zu gehen. Denn so gewiß der einzelne unter uns nicht besser und nicht schlechter ist, als der einzelne Feind, den wir heute bekämpfen, so gewiß ist die geistige und sittliche Erbschaft unseres Volkes unbestreitbar größer. Und voll überströmenden Dankes erkennen wir heute diese Erbschaft in ihrem kostbaren Wert. Aber gut! Wir wollen uns auch ihrer nicht trotzig rühmen. Wir wollen einfach die Tatsache sprechen lassen, und diese heißt: heute wird die Welt, nicht Europa aufgeteilt. Nun lautet die Frage gar nicht einmal: wollen wir ruhig zusehen, wie Romanen oder Engländer sich darin breit machen, sondern die Frage heißt: bist du nicht ein feiges Volk, das von vornherein darauf verzichtet, sich große Aufgaben geben zu lassen? Da gibt es nur ein rundes „Ja“. Feig, erbärmlich feig wären wir Deutsche, wenn wir die Durchbringung der Welt heute anderen Völkern überließen. Das wäre nicht nur ein Selbstverzicht auf Macht, das wäre eine Flucht vor sittlichen Forderungen. Unser Volk würde sich ausschalten, nicht aus dem materiellen Wettbewerb, sondern aus der Verantwortlichkeit, die es tragen muß, ebenso wie andere Völker sie tragen wollen. Das ist unmöglich Gottes Wille.

Darum Kopf hoch! du liebes deutsches Vaterland. Du handelst recht, du handelst aus sittlicher Not, wenn du mit dabei sein willst, nicht nur am Rhein und an der Memel, sondern auch am Euphrat und am Nyassa. Ob du deine Aufgabe, die dir gestellt wird, gut lösen wirst, das wird die Weltgeschichte zeigen. Aber niemand hat ein Recht, dich von dieser Aufgabe wegzudrängen und zu sagen: „Bescheide dich.“ Kopf hoch! wir müssen uns alle erziehen, daß wir den sittlichen Kern dieser Entscheidungstunde erfassen, der lautet: „Das deutsche Volk hat der Welt etwas zu sagen.“ Es ist unsittlich, sich vor

gewaltigen Aufgaben zu ducken. Kopf hoch! wir gehen den rechten Weg, wenn wir nicht meinen, wir wären etwas, aber wenn wir dem Schicksal danken, daß wir jetzt etwas werden können, will's Gott, ein Salz der Erde. Darüber wird jetzt gekämpft nicht mit Pulver und Blei allein, sondern mit unserer Ehrfurcht vor dem Willen, den die Weltgeschichte mit uns hat.

Soziale Bewegung

Die Mobilisierung der Arbeit, die Anpassung und Einstellung unserer gesamten heimischen Volkswirtschaft auf den Krieg macht zusehends Fortschritte. Der täglich zunehmenden Arbeitslosigkeit tritt täglich planvoller eine Organisation der Abwehr entgegen. Das preussische Kriegsministerium hat angeordnet, daß in den Reservelazaretten die freiwilligen Helfer und Helferinnen für niedere Dienste mit herzlichem Dank für ihre patriotische Dienstbereitschaft entlassen und an ihrer Stelle arbeitslose, bezahlte Hilfskräfte eingestellt werden möchten. Die Große Berliner Straßenbahn will ihre in erster Not eingestellten Schaffnerfrauen, für die sie ohnedies durch Weiterzahlung des Gehalts sorgt, nach und nach durch arbeitslose Männer anderer Berufe ersetzen. Auch in zahlreichen Privatbetrieben müht man sich jetzt, Ueberweisungen der ersten Kriegswache wiederqzumachen. Dabei haben die mahnenden und befehlenden Stimmen berufener Volkswirte und maßgebender Behörden erheblich mitgewirkt. Wieviel jedoch noch immer zu tun ist, das sagt in diesen Tagen ein hervorragender Organisator unseres heimischen Wirtschaftslebens, Geheimrat Rießer, der Vorsitzende des Hansabundes, in folgenden padenden Sätzen: „Einer für alle! so lautet die Parole, mit der unsere tapferen Krieger in Ost und West ihr Leben einsetzen für die Erhaltung des Ganzen des Vaterlandes. Diese Parole muß ein mächtiges Echo finden auch in unserem wirtschaftlichen Verfehr, der nur dann in der heutigen schweren Zeit aufrechterhalten werden kann. Niemand vergesse, daß in dem kunstvollen Uhrwerk des wirtschaftlichen Betriebes ein Rad das andere treibt, keines fehlen und keines versagen darf. Zahlt die Privatindustrie ihre Schulden an die Kleinkaufleute und Handwerker nicht pünktlich und bar, dann können diese die Zwischenhändler und letztere die Fabrikanten nicht bezahlen. Gehen Fabrikanten, Großkaufleute, Banken und Syndikate rigoros gegen ihre Kundschaft, insbesondere den Zwischenhandel, vor, oder entziehen sie ihr generell die ihr zugesagten Kredite, so kann der Zwischenhandel den Kleinkaufleuten und Handwerkern keine Aufträge überweisen und diese können der Privatindustrie nicht liefern. Werden Angestellte über das absolut notwendige Maß hinaus entlassen und Betriebe aus Kleinmut und Mangel an Vertrauen auf die Zukunft eingestellt, so bedeutet dies eine Lähmung des Gesamtorganismus, der doch unter allen Umständen gesund und leistungsfähig erhalten werden muß. — In dieser ersten Zeit gibt es nur ein richtiges Verhalten: Jeder denke auch an das andere Not, nicht lediglich an sich selbst. Jeder handele so, als ob der Bestand der Gesamtwirtschaft allein von seinem richtigen Verhalten abhängt, und jeder, ob Gläubiger oder Schuldner, sage sich, daß nur bei gegenseitiger Rücksichtnahme aller Beteiligten der Kreislauf des Wirtschaftsorganismus erhalten werden kann. Geschieht dies, so darf jeder einzelne sich sagen, daß er treu und selbstlos mitgearbeitet hat am Siege des Vaterlandes!“

Krieg und kaufmännische Angekellte. Der „schwarze Sonnabend“ heißt in der kaufmännischen Gehilfenwelt der 15. August 1914, an dem zahlreiche Firmen des Handels, des Gewerbes und der Industrie in Ost und West ihren Angestellten auf den 30. September gekündigt haben. Aus einem Rundschreiben des „Vereins für Handlungsgehilfen von 1858“ geht hervor, daß allein in Hamburg, Berlin und Dresden vielen Tausenden von Handlungsgehilfen ohne Rücksicht auf die Person, den Familienstand und die Beschäftigungszeit gekündigt worden ist. Viele Gehilfen setzen ihre Hoffnung jetzt darauf, daß sie beim Aufgebot des Landsturms berücksichtigt werden und so der Not der Stellenlosigkeit entgehen. Was aber geschieht mit den übrigen „Opfern des Krieges“? fragt die erwähnte Kundmachung des 1888er Vereins und gibt folgende Antwort: „Dankenswert ist die große Hilfsbereitschaft aller Schichten des deutschen Volkes, das dem Roten Kreuz und anderen Hilfsorganisationen reiche Geldmittel zur Verfügung gestellt hat; noch dankenswerter aber wäre es, wenn die Arbeitgeber ihre bisherigen Angestellten behielten, damit diese nicht fremde Hilfe in Anspruch zu nehmen genötigt sind. Auch für geringere Entlohnung wird mancher noch arbeiten wollen, ja dankbar sein, noch arbeiten zu können. Wir bitten deshalb durch diesen Aufruf die Arbeitgeber aller Art, insbesondere aber die Prinzipale im Handel, ihr bisheriges Personal nicht zu entlassen, sondern lieber, wenn es nicht

andere geht, unter Gehaltskürzungen die Arbeitskräfte weiterzuhalten. Wir wenden uns an das nationale Gemeinschaftsgefühl in diesen ersten Zeiten und bitten deshalb, die ausgesprochenen Kündigungen am 1. Oktober nicht wirksam werden zu lassen! Bei dieser Gelegenheit sei auf einen Beschluß des Arbeitgeberverbandes (Sitz Arnberg) verwiesen, für das Vertragsverhältnis der nicht einberufenen Angestellten vom 15. August ab besondere Vereinbarungen zu treffen. Es soll den Angestellten freigestellt werden, mit Einhaltung der gesetzlichen Kündigungsfrist zu kündigen oder sich für die Dauer des Kriegszustandes mit einem Drittel bis zwei Dritteln ihrer bisherigen monatlichen Bezüge je nach den persönlichen und besonderen Verhältnissen und dem Umfange der Tätigkeit der Betriebe zu begnügen.

Krieg und Innentolonisation. Sehr zeitgemäß macht der verbiente Organisator des Vereins für soziale Kolonisation, Hans Ostwald, auf die hervorragende Arbeitsgelegenheit und Verdienstmöglichkeit aufmerksam, die sich gerade jetzt, während des Krieges, in der Kultivierung deutschen Weidlandes bietet. Wir haben, schreibt er, in Deutschland noch 2½ Millionen Hektar kultivierbare Moore. 1912 waren Pläne und Entwürfe vorhanden oder in Vorbereitung für rund 700 000 Hektar. Es könnte also mit der Arbeit sofort begonnen werden. Sie hätte drei Vorzüge: 1. sie verhindert die Demoralisation der Unbeschäftigten in den Großstädten, 2. die Unterstützung, die jetzt gegeben werden muß, könnte in Arbeitslohn umgewandelt und damit große Werte, die sonst verloren gehen, dem deutschen Volke gewonnen werden, 3. sie vermehrt beträchtlich die Anbaufläche und damit auch die Nahrungsmittelversorgung in Deutschland.

Die Wirtschaftlichkeit der Moor- und Weidlandkultur ist erwiesen. Bayern, das noch 140 000 Hektar kultivierbare Moore hat, gab in einem Jahre für Kultivierung etwa 2 400 000 M. aus. Die kultivierten Flächen stiegen im Werte auf nahezu 7 Millionen. Durchschnittlich ergibt sich eine Wertsteigerung von 700 M. pro Hektar, ein jährlicher Erlös von 160 bis 220 M. pro Hektar. Das Weidewirtschaft auf Moorswiesen zeigte nach Prof. Tacke von der Bremer Moorversuchstation eine Zunahme von 163 kg pro Tier, während beste Marschweiden durchschnittlich auch nur 150 kg pro Tier Zunahme ergaben. Wir könnten durch die Kultivierung der Moore jährlich 80 000 Doppelzentner Fleisch und außerdem noch beträchtliche Mengen an Alder- und Gartenfrüchten erzeugen. Ferner haben wir in den ostelbischen Provinzen noch große Strecken von Sandböden, die unkultiviert oder schlecht benutzt sind. Durch Kultivierung könnten auch dort noch große Flächen für Anbau von Roggen, Kartoffeln, Hafer und anderen Feld- und Gartenfrüchten gewonnen werden.

Es ist selbstverständlich, daß in diesen Zeiten alles vorhandene Weidland ohne vorherige lange Verhandlungen mit Eigentümern in Arbeit genommen werden muß. Die Eigentümer mögen später in irgendeiner Form nach dem durch Sachverständige ermittelten, angemessenen Wert entschädigt werden. Der Verein hat bewiesen, daß auch diese Arbeit wirtschaftlich vorgenommen werden kann. Auf Sandböden hätte ein Arbeiter 100 bis 120 Tage Beschäftigung pro Hektar. Im Moor dagegen muß man 150 bis 200 Tage rechnen. Wir haben also hier genügende und gesunde Arbeit für Hunderttausende von Arbeitslosen.

Unfallversicherung und Krieg. In höchst erfreulicher, entgegenkommender Weise hat sich das Reichsversicherungsamt mit den Vertretern der Berufsgenossenschaften über eine Reihe durch die Kriegslage notwendige Maßnahmen verständigt, von denen folgende hervorgehoben seien: Die Herabsetzung und Aufhebung von Renten ist, abgesehen von besonderen Einzelfällen, auf die Dauer von zunächst drei Monaten zu unterlassen. Einspruchsbescheide über die Herabsetzung oder Aufhebung von Renten sind mit der Erklärung zurückzunehmen, daß die Genossenschaft sich vorbehält, ihre Rechte aus der bisher eingetretenen Veränderung der Verhältnisse zu geeigneter Zeit geltend zu machen. Von Kapitalabschreibungen an Verletzte ist bis auf weiteres abzusehen. Die Zahlung von Verletztenrenten der im Felde stehenden Rentenempfänger zu Händen der Angehörigen ist nach Möglichkeit zu erleichtern. Zu diesem Zweck werden sich die Genossenschaften mit einer möglichst vereinfachten Form der Lebensbecheinigung und Auszahlungsbevollmächtigung der Post gegenüber einverstanden erklären.

Angestelltenversicherung und Krieg. Beim Tode eines versicherten Angestellten während des Krieges können dessen Angehörige auf Rente keinen Anspruch erheben, da dies ja frühestens 10 Jahre nach dem Inzesttreten der Versicherung möglich ist. Dagegen steht der hinterlassenen Witwe oder, falls eine solche nicht vorhanden ist, den Kindern unter 18 Jahren ein Anspruch auf Erhaltung der Hälfte der für den Verstorbenen einzuschaltenden Beiträge zu. Bei der freiwilligen Versicherung werden drei Viertel der von dem freiwillig Versicherten eingezahlten Beiträge zurückerstattet. Der Anspruch muß jedoch innerhalb eines Jahres nach dem Tode geltend gemacht werden.

Krieg und Schuldennot. Der Schutz der Mieter und anderer Schuldner während des Krieges ist durch eine neue Bundesratsverordnung im Anschluß an die Verordnungen vom 7. und 8. August abermals erhöht worden. Die „Soziale Praxis“ legt ihren Inhalt dahin aus, daß der Richter nicht nur eine Zahlungsfrist bewilligen, sondern auch auf Antrag des Schuldners im Urteil anordnen kann, daß die besonderen Rechtsfolgen, die wegen der Nichtzahlung oder nicht rechtzeitigen Zahlung einer vor dem 31. Juli 1914 entstandenen Geldforderung nach Gesetz oder Vertrag eingetreten sind oder eintreten (zum Beispiel Verpflichtung zur Räumung wegen Nichtzahlung des Mietzinses, Fälligkeit des Kapitals wegen Nichtzahlung von Zinsen) als nicht eingetreten gelten. Das Gericht kann auch anordnen, daß die Folgen (also die Ermäßigung) nur unter einer Bedingung, insbesondere erst nach dem fruchtlosen Ablauf einer auf höchstens drei Monate zu bemessenden Frist eintreten. Hat der Gläubiger für seine Forderung einen vollstreckbaren Titel, so kann der Schuldner den Antrag, die Rechtsfolgen der Nichtzahlung oder nicht rechtzeitigen Zahlung zu befeitigen, durch Einwendung gegen die Zulässigkeit der Vollstreckungsklausel geltend machen. Diese neue Verordnung bezieht sich auf alle Arten Schuldverhältnisse. Für die große Menge ist sie insbesondere für Mietverhältnisse und Abzahlungsverhältnisse von Erheblichkeit. Sie bezieht sich auf alle Schuldner, also insbesondere auch auf diejenigen Schuldner, von denen kein Verwandter ins Feld gerückt ist. Auch findet die Verordnung Anwendung zugunsten von Hausbesitzern gegenüber Hypothekengläubigern. Die Fälligkeit des Hypothekenkapitals kann hinausgeschoben, und dadurch können auch scheinbare Gründe für eine Härte gegen Mieter beseitigt werden.

Gewerkschaften und Krieg. Die Gewerkschaften sehen sich im Kriege zwei schweren Aufgaben gegenüber: der Selbsterhaltung und der Unterstützung der Mitglieder. Nichts beweist schlagender, daß die Gewerkschaften weit davon entfernt sind, ihre einzige Aufgabe im Lohnkampf zu suchen, als daß sie jetzt in ihrer großen Mehrzahl sich mit allen flüssig zu machenden Geldmitteln der Heilung der Kriegswunden auf dem Arbeitsmarkte zur Verfügung stellen. Doch muß auf der anderen Seite den mit unendlicher Mühe aufgebauten Organisationen auch das Recht zugestanden werden, an die eigene Zukunft zu denken und um ihretwillen die Hergabe des letzten Pfennigs zu vermeiden, vor allem aber auch unablässig die zurückgebliebenen Kollegen, soweit sie Arbeit haben, zum Zahlen der Beiträge selbst dann anzuhalten, wenn es im Augenblick schwer wird, sie noch aufzubringen.

Trotz der beträchtlichen Höhe der Gewerkschaftsvermögen ist es vollkommen unmöglich, die Unterstützungen im selben Umfange wie im Frieden aufrechtzuerhalten. Einige Kassenzweige müssen völlig brachgelegt werden, so vor allem die Streik- und Gemahregelunterstützung; es wäre Torheit, jetzt Lohnkämpfe ausfechten zu wollen, und es wäre auf Arbeitgeberseite nicht zu verantworten, jetzt Maßregelungen vorzunehmen oder aufrechtzuerhalten. Eingestellt können zumeist auch die Kranken-, Wöchnerinnen- und ähnliche Unterstützungen werden; hier müssen sich jetzt die Betroffenen in der Regel mit den reichsgesetzlichen Unterstützungsansprüchen begnügen, obgleich auch diese herabgesetzt worden sind. Der Schwerpunkt der ganzen gewerkschaftlichen Arbeit liegt jetzt in der Unterstützung der Arbeitslosen. Freilich kann oft auch diese nicht in Friedenshöhe gewährt werden, weil sonst die zur Verfügung stehenden Mittel allzu rasch verbraucht würden, womit in der Voraussicht eines langen Krieges weber den Gewerkschaften, noch ihren Mitgliedern, noch dem Gemeinwohl gedient wäre. Mit Nachdruck und Eifer haben sich aus allen diesen Erwägungen heraus die verschiedenen Gewerkschaften an eine Neuregelung ihres Unterstützungswezens herangemacht, indem sie es auf den Kriegsfall zugeschnitten haben. Man muß anerkennen, daß sie dabei solidarisch gehandelt und ohne nachliegende Streitigkeiten Lösungen gefunden haben, mit denen alle Beteiligten zufrieden sind. Um so mehr muß man aber auf der anderen Seite diejenigen Stadtverwaltungen tadeln, die in ihren städtischen Unterstützungen die Gaben der Organisationen in Abzug bringen wollen. Glücklicherweise sind sie nur vereinzelt. Die allermeisten Stadtverwaltungen berücksichtigen die Gewerkschaftsunterstützungen bei ihren Feststellungen nicht weiter.

Eine amtliche Warnung vor Bezug nach Industrieorten hat sich als notwendig herausgestellt. Es heißt in ihr: Wenn auch manche Gewerbe zurzeit gut beschäftigt sind, so ist doch in den meisten infolge des Krieges eine Stodung eingetreten, die erst langsam überwunden werden kann. Daher sind in allen Industrieorten zurzeit überschüssige Arbeitskräfte vorhanden und im allgemeinen umfomehr, je größer die Stadt ist. Es kann daher nicht dringend genug davor gewarnt werden, jetzt nach Berlin oder anderen Industrieorten zu verziehen. Die Hoffnung, dort Arbeit zu finden, wird in den allermeisten Fällen enttäuscht werden. Behörden, wirtschaftliche Vertretungen, Arbeitgeber und Arbeiterorganisationen sollten nach Kräften darauf hinwirken, daß der Bezug Arbeitsloser ferngehalten wird.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Kaumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Die Hülfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
.....
Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lüchow 5506.
Postcheckkonto: Amt Berlin 8683
Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.
.....

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hülfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareilzeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Kellamezeile 1,50 M.
Einfache Zeilen: Tausend 12 M.
.....

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen
.....

Schluß der Anzeigen-Aannahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Dr. Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Der Kriegstod. — **Dr. Ernst Jäch:** Dschihad. — **Privatdozent Dr. J. Hasbagen:** Deutschland und England. — **Berthold Molden-Wien:** Oesterreich-Ungarn im Kampfe. — **Sig. Dr. Paul Rohrbach:** Die Furcht vor dem Frieden. — **Ernst Bissauer:** Spruch 1914. — **Harry Söberg:** Die Leute am Meer. — **Pfarrer D. Gottfried Traub:** Gemüt. — **Biehweg:** Auf der Walfstatt. (Gedicht.) — **Soziale Bewegung.** — **Büchertisch.** — **Briefkasten.**

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 1. September.

In den Abendblättern steht, daß die Zahl der russischen Gefangenen in Ostpreußen 70 000 beträgt, darunter 300 Offiziere. Das gesamte Artilleriematerial der besiegten Armeekorps ist vernichtet.

Abgeordneter Erzberger läßt durch die „Neue Züricher Zeitung“ dem Ausland erzählen, wie das Geheimnis der Herstellung der neuen deutschen Belagerungsmörser im Deutschen Reichstag gewahrt worden ist. Erzberger kennt die Sache, denn er ist Berichterstatter der Kommission. In rein nationalen Kreisen wirkt es überaus günstig, daß festgestellt wird, daß auch die Sozialdemokraten sich ebenso wie alle anderen Parteien an dieser und anderen Geheimhaltungen beteiligt haben, was der größeren Öffentlichkeit bis jetzt unbekannt war. Ueberhaupt vollzieht sich die längst notwendige Wandlung in der Beurteilung der deutschen Sozialdemokratie sichtlich: von heute an dürfen sozialdemokratische Blätter im Heer verbreitet werden, sofern sie nichts bringen, was die Tätigkeit des Heeres stört. Der „Vorwärts“ in den Spandauer Werfstätten! Auch ein Wunder dieser großbewegten Zeit.

Mittwoch, 2. September.

Heute ist Sedanstag. Für Mittag ist in Berlin ein Aufzug gefangener Geschütze angelegt. Dabei soll irgendetwas gute Siegesnachricht ausgegeben werden. Ehe wir uns diese holen, denken wir, wie es vor 44 Jahren war. Ich habe es im Sächsischen Erzgebirge erlebt, als das Telegramm kam: der Kaiser gefangen! Es war mit blauer Tinte geschrieben und rund um eine Telegraphenstange herumgeklebt. So unglaublich wie diese Nachricht war uns nichts anderes, denn wir waren voll scheuen Respektes für den Namen Napoleon. Mit dieser Botschaft rannten wir Jungen in der kleinen Stadt herum und brüllten die Nacht am Rhein. In allen Gassen flatterten beseidene, frohe Fahnen, und die Stadtmusikanten bliesen hoch vom Turm: Nun danket alle Gott! Man dachte, der Krieg sei nun zu Ende, denn der Krieg wurde ja anfangs „nur gegen Napoleon“ geführt, nicht gegen das französische Volk. Es wogte durch ganz Deutschland ein namenloser, früher nie erfahrener Jubel, in welchem das neue Deutsche Reich entstand. Wer dieses Zittern in seiner Jugend mit-

erlebt hat, der verliert es nie aus seinem Gedächtnis. Und jetzt steigt alles das aus weiter Ferne wieder auf: welche Wendung durch Gottes Fügung! Ein reichliches Menschenalter liegt dazwischen; wir Knaben von damals sind inzwischen schon durch das Militäralter hindurchgewachsen und fühlen uns reich, in einem Menschenleben zwei solche Jahre des Staatesaufbaues zu verzeichnen. Wie werden einst die Knaben wieder die Welt vor sich sehen, die jetzt da drüben auf dem Schulhof über die 70 000 gefangenen Russen etwa so sich freuen, wie wir damals über die Armee von Sedan?

In der Mittagszeit wird in Berlin ein kleiner Triumphzug gefeiert mit französischen und russischen Beutestücken; einfach militärisch, nicht theatralisch. Unendlich viel Menschengedränge — alles, was arbeitsfrei ist, wagt auf die Straßen. Was soll der Mensch zu Haus, da er doch für nichts anderes Interesse hat als für seine Arbeit und den Krieg? Am ganzen Nachmittag steht das Volk unter den Linden, mehr weiblich als männlich, und wartet auf die Sedannachricht. Sie kommt aber nicht. Kleinere Kriegsergebnisse wie die Einnahme der Feste Givet machen schon keinen rechten Eindruck mehr. So verwöhnt ist die Menge am Anfang des zweiten Monats! Wer weiß, ob sie sich nicht doch noch an dankbare Beachtung geringerer Erfolge gewöhnen muß, wenn erst der zweite Teil des Krieges heranrückt?

Ueber Paris sind mehrfach deutsche Flieger gesehen und haben Bomben und Proklamationen abgeworfen. Ob das einen erkennbaren Wert hat, läßt sich von hier aus nicht beurteilen. Die Wichtigkeit der Flugmittel für die Erkundung feindlicher Heeresbewegungen wird allseitig hervorgehoben.

Am Abend treffen zwei große und ernsthafte Nachrichten ein, die nicht für das Sedanfest zurechtgemacht sind, die eine aus Frankreich und die andere von der polnisch-galizischen Grenze. In Frankreich ist gestern die mittlere Heeresgruppe der Franzosen, etwa 10 Armeekorps, zwischen Reims und Verdun von unseren Truppen „zurückgeworfen“. Die Verfolgung wird heute fortgesetzt. Französische Vorstöße aus Verdun wurden „abgewiesen“. Der Kaiser befindet sich bei der kämpfenden Truppe. Man merkt aus dem Wortlaut, daß die große Schlacht der zweiten Linie in Gang ist und daß die Unfrigen dabei im Vordringen sind. Es beginnt der Kampf auf den katastrophischen Gefilden; was die Franzosen an Armee zusammenbringen konnten, haben sie sicher dorthin nach der Mitte geschoben. Etwa 10 Armeekorps. Das ist über eine halbe Million Menschen, vielleicht viel mehr. Die alle schießen, und ebenso viele schießen von unserer Seite, und der Tod fliegt millionenfach über das Feld. Dabei weiß haben und drüben jede einzelne Gruppe nur von sich selbst und ihren allernächsten Nachbarn. Bei den unheimlichen Entfernungen und Massen ist die Schlachtleitung eine telephonische theoretische Arbeit geworden. Alles hängt von der Ordnung des Aufmarsches ab, und dieser ist für die siegende Seite unvergleichlich viel leichter als für die unterliegende.

Vom österreichisch-russischen Kriegsschauplatz lautet die Mitteilung etwas doppeltönig. Der linke österreichische Flügel, die Armee Auffenberg, hat einen vollen Sieg errungen, Gefangene gemacht, 160 Geschütze erbeutet, die Russen zum Rückzug gezwungen. Die österreichische Mitte, die Armee Dankl, hat im Vormarsch auf Lublin ununterbrochene Erfolge. Auf der rechten Seite der Oesterreicher sieht es aber offenbar bedenklich aus: „in Ostgalizien ist Lemberg noch in unserem Besitz; gleichwohl ist dort die Lage gegenüber dem starken und überlegenen russischen Vorstoß sehr schwierig“. Heißt das so viel, als daß die Russen Lemberg umlagern und das übrige ganz-

Galizien bereits überschwemmt haben? Oder heißt es weniger? Wie soll man sich den weiteren Fortgang denken, wenn die Oesterreicher Lublin nehmen und die Russen Lemberg umspannen?? Noch braucht man den Kopf nicht hängen zu lassen, denn das, was den Galiziern geschieht, haben unsere Ostpreußen schon hinter sich; wenigstens hoffen wir, daß sie es haben. Noch wissen wir nichts von Wehlau, Insterburg, Gumbinnen, Tilsit. Nichts!

Donnerstag, 3. September.

Einige weitere Angaben über die Schlacht des Generalobersten v. Bülow bei Saint Quentin: 4 französische Armeekorps und drei Reserve divisionen geschlagen, energische Verfolgung. Man kann sich aus den Telegrammen des Hauptquartiers kein hinreichendes Bild der französischen Truppenstellungen machen. Wahrscheinlich ist dieses die seitherige belgisch-französische Armee, die auf Paris zurückgedrängt wird.

Paris regt sich über die deutschen Flieger auf und protestiert gegen Luftbomben. Dabei sollen nur die Pariser nicht vergessen, welchen Phantasien über die Wirkungen ihrer Flugapparate sie sich früher hingegeben haben. „Der Kriegsminister befahl,“ so wird über Rom aus Paris berichtet, „daß ein Geschwader gepanzerter und mit Mitrailleusen ausgerüsteter Aeroplane gebildet werde.“ Als ob das so leicht ginge! Die französische Regierung soll beabsichtigen, ihren Sitz nach Lyon oder Bordeaux zu verlegen. Wer es kann, verläßt die gefährdete Stadt. Die Verproviantierung soll natürlich vorzüglich sein, Tausende von Schafen im Bois de Boulogne, Hirtin mit Hund und langen Peitschen und was alles sonst dazu gehört, die Pariser bei gutem Mute zu halten.

Es erscheint der Aufruf des Präsidenten Poincaré und des gesamten Ministeriums an das französische Volk: während die russischen Armeen weiter vorrücken, um den entscheidenden Stoß in das Herz des Deutschen Reiches zu führen, ist es Aufgabe der republikanischen Regierung, hartnäckigen Widerstand zu leisten. Dazu muß die Regierung freie Hand behalten und begibt sich deshalb nach Bordeaux. Der Schlußsatz der Rundgebung lautet: „Eine Nation, die nicht untergehen will und die weder vor Leiden noch vor Opfern zurückschreckt, ist sicher, zu siegen.“

Und während so die französische Regierung ins Exil geht, wählt das Kardinalskollegium den Bischof von Bologna Kardinal della Chiesa zum Papst. Er gilt als politischer Papst und wird sich Benedikt XV. nennen. Er ist 60jährig, rüstig, aristokratisch, welterfahren; so viel man von ihm hört, mehr Leo XIII. als Pius X. Unmittelbar wird er jetzt im Weltkrieg sehr wenig machen können, aber es ist nicht vorherzusagen, ob bei den unübersehbaren Friedensverhandlungen nicht auch der Heilige Stuhl zur Vermittlung berufen sein wird, da er eine der wenigen Stellen ist, die nicht selber Krieg führen oder gerüstet an den Grenzen stehen. Die deutschen Katholiken haben bei Gelegenheit der Papstwahl den ausländischen Kardinälen in guter Weise Deutschlands Lage und Absichten vorgetragen.

Auf den Straßen wird die türkische Kriegserklärung gegen England und Rußland ausgerufen, aber bei weiterer Erkundigung erhalten wir die Nachricht, daß sie bis zur Stunde nicht vorliegt und daß noch keine allerletzte Entschließung am goldenen Horn gefaßt ist. Türken, Bulgaren und Rumänen warten, ob ihre Schicksalsstunde schlägt oder nicht. Überall ringen zwei Strömungen miteinander. Das Eingreifen der türkischen Regierung kann von unabsehbarer Bedeutung sein, da es überall, auch in Ägypten und Indien, den mohammedanischen Geist aufweckt.

Freitag, 4. September.

Die Siegesbeute in Ostpreußen ist noch größer geworden. Jetzt sind es 90 000 Gefangene. Drei russische kommandierende Generale sind gefangen, der russische Heerführer ist gefallen. Alle Augen sind auf die weiteren Taten der Armee des Generalobersten von Hindenburg gerichtet. Noch wissen wir immer nichts von Insterburg, Gumbinnen und Tilsit. Viel Bemühungen zur Einberufung der ostpreussischen Rot, dabei auch Anklagen gegen Zivilverwaltung, über deren Berechtigung nach dem Kriege zu reden sein wird.

Der österreichische Generalstab veröffentlicht eine längere Darstellung des bisherigen Verlaufs der Riesenschlacht zwischen

Lublin und Lemberg. Es ist sehr schwer, sich daraus ein klares Bild der Vorgänge zu machen, nur soviel ist gewiß, daß der linke Flügel der österreichisch-ungarischen Armee im unzweifelhaften Siege begriffen ist: „zweihundert Geschütze und viele Maschinengewehre fielen in unsere Hände. Der Feind ist in vollem Rückzuge und unsere Armee verfolgt ihn mit ganzer Kraft.“ Was der nach Lemberg zurückgedrängte rechte Flügel erlebt, wissen wir nicht. Beide Heere scheinen sich umeinander herumzudrehen, so daß möglicherweise schließlich die Oesterreicher von Rußland aus und die Russen von Galizien aus einander gegenüberstehen. Es ist das keine Schlacht mehr im alten Sinne, sondern ein fast unübersehbares Gegeneinanderstieben von Streitkräften auf einer Fläche, die beinahe so groß ist wie das Königreich Sachsen. Zum Sieg gehört neben allen sonstigen militärischen Eigenschaften eine Leitung, die die Fäden in der Hand behalten kann. Ganz Deutschland wünscht den Oesterreichern einen vollen mächtigen Sieg. Das ist das Beste für die Staatserhaltung der Doppelmonarchie.

Das Zusammenwirken der Deutschen und Oesterreicher bewährt sich an den verschiedensten Stellen. Bei der Beschließung Ramurs haben österreichische schwere Motorbatterien vortrefflich geholfen. Gegen Montenegro hat die kleine deutsche Sturtruppe mitgekämpft. Was im Einzelnen zwischen Herzegovina, Bosnien, Serbien, Dalmatien, Albanien vorgeht, läßt sich von hier aus nicht verfolgen. Fürst Wilhelm von Wied ist von Albanien abgereist. Es wird ihm eine Erinnerung sein. Französische Schiffe haben die Seebefestigungen von Cattaro beschossen, was in Frankreich als Sieg gilt.

Das wichtigste aber ist heute der große deutsche Bericht aus Frankreich. Es geht unaufhaltsam, wunderbar vorwärts. Sperrforts und Festungen fallen oder werden verlassen: Hirson, Les Ayvelles, Condé, La Fère und Laon sind ohne Kampf genommen. Nur Rauberg ist an der Nordgrenze noch französisch. Gegen Reims ist der Angriff eingeleitet. Die Kavallerie des Generalobersten von Klud „streift bis Paris“. Das Westheer, also die Armeen Klud, von Bülow, von Hausen und Herzog von Württemberg sind über den Aisnefluß gegangen und drängen die französische Zentralarmee vor sich her an und über die Marne. Die Armee des deutschen Kronprinzen fand von Verdun aus erneut Widerstand, blieb aber siegreich. Der Feind wurde an dieser Stelle nach Süden zurückgeworfen, also wohl von Verdun abgedrängt.

Das alles ist von einer Wucht, die das ganze heimische Volk zum Staunen zwingt. Das deutsche Heeresystem ist gerechtfertigt durch sich selber. Wir denken vieler Militärdebatten in den vergangenen Jahrzehnten; hier ist die Antwort.

Während des Vorwärtsdrängens in der Mitte Frankreichs bleibt die französische Macht im Westen auf ihrem Posten. Unter dem Schuß der starken Festungen wird im französischen Lothringen weiter gerungen, ja „im oberen Elsaß streifen deutsche und französische Abteilungen unter gegenseitigen Kämpfen“. Das klingt wie ein fremdartiges Spiel: deutsche Reiter streifen bis Paris und französische Reiter streifen bei Mülhausen oder Colmar! Für das Endergebnis ist es gleichgültig, zeigt nur, wie einzigartig wichtig der Besitz der Festung Belfort ist. Es wird viel über Wert und Unwert von Festungen gesprochen. Kleine und schwache Festungen haben, wie wir sehen, ihren Zweck verloren, große, wohl ausgerüstete Festungen sind aber nach wie vor ein starkes Kriegsmittel.

An vielen Stellen wird darüber geklagt, daß die Kulturvölker des Westens Dum-Dum-Geschosse verwenden, die den Körper zerreißen. Die einfachen Schußwunden heilen, wenn nicht lebensnotwendige Teile verletzt sind, im allgemeinen gut. Deutsche und fremde Verwundete liegen bereits in allen Landesteilen. Die Gefangenen werden, wenn sie verwundet sind, nicht anders gepflegt als unsere eigenen Leute. Von dem großen ostpreussischen Schlachtfeld verbreiten sich trotz fleißigen Beerbigens schlimme Dünste. Wie mag das in Galizien sein?

Sonnabend, 5. September.

Die Festung Reims ist von den Franzosen ohne Kampf verlassen worden. Damit ist die Reihe der inneren Festungen erlebte und der Marsch auf Paris ist festungsfrei. Man fragt sich, warum die Franzosen einen so gut gepflegten festen Platz aufgeben

und hält für wahrscheinlich, daß sie für eine Feldschlacht alle Truppenteile zusammenziehen, die noch nicht durch eine Niederlage entmutigt sind. Aber das freiwillige Verlassen einer solchen Festung ist doch auch keine Stärkung des kriegerischen Willens! Ob eine große Feldschlacht noch zustande kommt, ist von der Heimat aus nicht zu beurteilen, es scheint aber, daß unsere Armeen so schnell vordringen, daß ein Haltmachen unmöglich wird. Paris rüstet sich zu Belagerung oder Angriff. Wer fliehen kann, flieht.

Die Armee des Generalobersten von Bülow hat bis Ende August ihre greifbaren Erfolge gezählt: 6 Fahnen, 233 schwere Geschütze, 116 Feldgeschütze, 79 Maschinengewehre, 166 Fahrzeuge und 12 934 Gefangene. Gute Buchführung mitten im angestrengtesten Krieg!

Die englische Zeitung „Times“ fordert die Franzosen zum äußersten Widerstande auf, indem sie die englische Absicht ausdrückt, den Krieg in die Länge zu ziehen, damit Deutschland daran wirtschaftlich zugrunde gehe. Diese Mahnung ist, soweit sie sich an die Franzosen richtet, das Gegenteil eines Freundschaftsdienstes, denn für Frankreich bedeutet die Verlängerung ein völliges und hoffnungsloses Verbluten. Frankreich müßte von seinem Standpunkte aus möglichst bald mit Deutschland einen erträglichen Separatfrieden machen. Dann könnten wir ja einmal sehen, wer es länger aushält, Deutschland oder England? Die Engländer sollen uns ihre schönen Truppen nur weiterhin stückweise zuschicken, so wie sie sie fertig haben! Soviel Brot, um sie mitzuernähren, haben wir schon noch. Vorläufig warten wir einmal, bis die deutschen Truppen Calais und Boulogne für Mer besetzen, dann wird weiter geredet.

Das berühmte Rathaus in Löwen ist bei der Feuerbrunst und Zerstörung erhalten geblieben.

Die preußische Regierung bestreitet auf das Entschiedenste, daß die ostpreussischen Verwaltungsbeamten es an Tapferkeit haben fehlen lassen und teilt mit, daß mehrere ostpreussische Landräte durch treues Ausharren in russische Gefangenschaft geraten sind. Gegen die Verbreiter unwahrer Gerüchte wird vorgegangen werden.

Lemberg ist von den Oesterreichern geräumt, und zwar „aus strategischen Gründen freiwillig“. Nähere Angaben über die neue Stellung der österreichischen Armee in Galizien fehlen; wahrscheinlich schieben sie sich unter die Festeung Przemyśl. Ruhepause nach einem gerabazu unmenschlichen Kampfe.

Aus einem Briefe des Großherzogs von Hessen werden folgende Worte bekannt: „Man erlebt zu viel. Der Tod wird Nebenache. Man sitzt zwischen Toten, Verwundeten, Pferden usw. Es ist, als ob es so sein müßte. Aber dann überkommt einen doch das Gefühl, wie das alles so unnatürlich ist.“

Sonntag, 6. September.

Zunächst beschäftigt uns ein unerfreulicher Vorgang im deutschen Parteiwesen. Es hat im Reichstagsgebäude unter dem Vorsitz von Vizepräsident Baasche eine kleine Privatsitzung von „Mitgliedern der bürgerlichen Parteien“ stattgefunden, bei der einige Resolutionen über weiteren Flottenbau gefaßt wurden. Sachlich mögen diese Resolutionen ganz richtig sein, aber es ist ein während der Kriegszeit schlechtweg unzulässiger Vorgang, daß etwas derartiges ohne Beziehung aller Parteien besprochen wird. Wir hoffen, daß ein ähnlicher falscher Schritt von jetzt an unmöglich ist. In vaterländischen Angelegenheiten gibt es keine Parteien!

Die Regierung läßt Zusammenstellungen machen über russische Greuel in Ostpreußen. Das ist um so nötiger, als in allen neutralen Staaten über „deutsche Greuel“ geschrieben wird.

Das Sonntagsgespräch ist Lemberg und Paris. Bei Ueberfüllung von Kirchen gibt es Predigten auf freien Plätzen. Viele eingekleidete Landsturmvolk auf den Straßen. Großes Gekwoge ohne besondere Aufregung. Wie anders mag es heute in Paris aussehen? Überall, wo Leute zusammenjagen, die Paris kennen oder sich wenigstens eine Vorstellung davon zu machen vermögen, wird über die Frage diskutiert, ob die Stadt belagert werden kann, ob an einer Stelle ein Einmarsch erzwungen werden soll oder wie

ich sonst die deutsche Oberleitung das Verfahren vorstellt. Das Vertrauen, daß die Heeresleitung schon das Richtige tun wird, ist allgemein, aber auch der Privatmensch möchte doch gern vorher den Plan mit ausgedacht haben.

Es scheint, daß die französische Armee sich nicht zu einer großen Schlacht an der Marne stellt. Ob sie nach Paris geht oder nach der Loire, ist unsicher. Rouen ist geräumt. Maubeuge ist halb erobert und brennt an verschiedenen Stellen. Nancy wird in Gegenwart des Kaisers bestürmt.

Mehrere englische Kriegsschiffe sollen durch Minen untergegangen sein. Wichtiger aber ist noch die Nachricht, daß ein russischer Truppenteil von 60 000 oder 80 000 Mann von dem nordrussischen Hafen Archangelst um Schweden herum auf englischen Schiffen nach englischen Häfen gebracht, und von da weiter nach Frankreich transportiert sei. Man sieht, daß mit großen Mitteln gearbeitet wird. Die französische Armee kann auf diese Weise allmählich ein sehr buntes Aussehen erhalten: Engländer, Russen, Algerier, Senegalesen! Einige Leute glauben, daß bald auch noch Japaner dazukommen werden. Oberfeldherr dieser gemischten Gesellschaft zu sein, muß für General Joffre keine sehr beneidenswerte Aufgabe sein. Und selten in der Geschichte haben so bunt zusammengesetzte Heere gesiegt. Eine üble Folge freilich hat dieser Zustrom von Fremden unter allen Umständen: er erschwert es den Franzosen, zur rechten Zeit einen für sie erträglichen und für uns nützlichen Separatfrieden zu machen.

Montag, 7. September.

Die Vertreter der verbündeten Gegner haben eine gemeinsame Erklärung abgefaßt: „Die Regierungen Großbritanniens, Frankreichs und Rußlands verpflichten sich wechselseitig, keinen Einzelfrieden im Laufe dieses Krieges zu schließen.“ An sich ist dieser Beschluß nicht wunderbar, denn auch wir werden nicht ohne unsere Verbündeten Frieden schließen, es liegt aber in jenem Falle sachlich die ganze Hauptlast auf Frankreich. Die von London ausgehende Erklärung bedeutet, daß Frankreich willig ist, sich solange vom Krieg zertreten zu lassen, als es Engländern und Russen gefällt. Wie lange es das aushalten kann, ist aber in London nicht beschlossen worden. Auch ist noch nicht mitgeteilt, ob England für alle drei, im Falle der Niederlage, die Kriegskosten zahlen will.

An verschiedenen Stellen werden falsche Gerüchte verbreitet. Es scheint, daß Warschau nicht von den Russen verlassen worden ist, und daß es in Odessa keine Revolution gegeben hat. Der Generalquartiermeister teilt mit, daß die Unregelmäßigkeiten der Feldpost von Kriegsrückichten bedingt waren. Im allgemeinen wird die Leistung der Feldpost sehr anerkannt.

Paris beginnt sich abzuschließen, und stößt fortwährend überflüssige Eier ab. Große Arbeitslosigkeit. Ueber belgische Orte wie Termonde, Gent, Ostende kommen Nachrichten, aus denen sich zeigt, daß sie erst einzeln eingenommen werden müssen und sich nicht ohne weiteres öffnen. Ob in Ostende englische Truppen sind oder waren, ist hier unbekannt. Antwerpen wird enger umschlossen.

Der Reichskanzler macht im Auftrag des Kaisers den amerikanischen Journalisten sehr ernste und eindringliche Mitteilungen über den „Feldzug der Lüge“, der von England aus gegen Deutschland geführt wird. Dabei werden schreckliche Dinge erwähnt: belgische Mädchen, die wehrlosen Verwundeten die Augen ausgestochen haben, Beamte belgischer Städte, die unsere Offiziere zum Essen geladen und über den Tisch hinüber erschossen, Hausfrauen, die schlafenden einquartierten Soldaten die Hälse durchschnitten haben. Solche Mitteilungen von höchster amtlicher Stelle sind nötig, weil offenbar im Auslande der Deutsche wie ein wildes Tier hingestellt wird, was er wahrscheinlich nicht ist. Er muß sich aber wehren gegen derartiges Gesindel.

Dienstag, 8. September.

Bei einem Sturmangriff zwischen Lunéville und Epinal ist Donnerstag, 3. September der sozialdemokratische Abgeordnete Dr. Frank durch Kopfschuß gefallen. Wir alle haben viel an ihm verloren. Lebe wohl, treuer Freund!

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 1. September.

Die große innere Umwandlung, die der Krieg mit unseren Seelen vorgenommen hat, zeigt sich bedeutungsvoll in der Auswahl der Stücke, die von den Bühnen herausgebracht werden. Bezeichnend, daß die modernen Stücke wie weggeblasen sind. Wie sehr unsere Kunst und ihre Probleme eine Kunst der Müßigen, Erlebnislosen, eines schattenhaften überfeinerten Privatdaseins war, ist nie so deutlich wie jetzt. Von Ibsen bis Schnitzler und Sternheim — gibt es etwas, das man heute anhören könnte! Wie unheroisch, wichtigtuerei, verzärtelt sieht das aus!

Jetzt werden die „Räuber“ gespielt — der Prinz von Homburg, die Hermannschlacht; man macht einen Versuch mit Otto Ludwigs „Zorgauer Heide“. Wenn ordentliche Zentenarstücke vom vorigen Jahr da wären! Wenn Gerhart Hauptmann etwas hätte schaffen können!

Die Vernichtung der Kulturschätze von Löwen wird bei uns aus schmerzlichste empfunden. Es ist wahrhaft tragisch, daß auf Deutschland der Fluch der Zerstörung dieser Stadt fällt. Vielleicht hängen mehr Deutsche als andere Ausländer mit Liebe an ihr. Sicher aber hat kein Volk eine stärkere, lebendigere Empfindung für Vergangenschätze des Auslandes als unser deutsches. Es ist ein schrecklicher Wider Sinn, daß wir durch die Unbesonnenheit belgischer Franktireurs zu den Straßenkämpfen von Löwen gezwungen waren, daß der deutsche Name mit der Zerstörung von Löwen verknüpft ist.

Es hat sich in Berlin ein Ausschuß für objektive Preßberichte im neutralen Ausland gebildet, mit Vertretern der neutralen europäischen Länder.

Mittwoch, 2. September.

Sedan. Man feiert den Tag durch feierliche Einbringung erbeuteter Geiseln. Der Fahnen schmut der Straßen wird von Tag zu Tag bunter und bewegter. Kaum ein Haus, von dessen Dach nicht die große Flagge weht, und kaum ein Balkon, an dem nicht die Fähnchen der Kinder flattern. Ein strahlender Tag. Der Westen mittags einfach ausgestorben, weil alles den Zug sehen will. Man konnte an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche eine Stunde auf eine Fahrgelegenheit warten und zusehen, wie ein Straßenhändler seinen Fahnenvorrat im Nu verkauft hatte, als die Kinder von ihren Schulfeiern kamen.

Die kleinen, häßlichen, dauerhaften Rosalenpferde bringen den Zuschauern das Russische am nächsten. Man muß sie versteigern, weil sie nur russische Kommandos verstehen. Aber die Oesterreicher Landsturmeute, die einen Fahnenstapel mit ein paar Fegern daran, die erste russische Fahne, die erbeutet ist, trugen, verdienen eigentlich eine andere Form der Huldbildung als die stürmischen Paraden, die Unter den Linden zur Tagesordnung geworden sind.

Nein, noch sollten wir nicht jubeln. Wenn Tag um Tag der Jammer der flüchtigen Ostpreußen nur wenige Schritte weiter sich um die Beratungsstelle im Reichstag sammelt.

Donnerstag, 3. September.

Es ist prachtvoll, was im Volk jetzt die gegenseitige Hilfe leistet, mit der die offizielle Wohlfahrtspflege sozusagen gar nicht rechnet. Hauspflegerinnen werden seltener verlangt als sonst, weil die Nachbarinnen sich untereinander ausbilden. Wir hatten einen Fall, daß ein Hauswirt eine Wöchnerin ermitteln wollte, ihr alle ihre Sachen auf den Hof schleppen ließ, und die Kinder des Häuserblods, während seine Leute ein Fuhrwerk holten, Stück für Stück wieder herauftrugen.

Seit gestern rollen an unserem Vorort Tag und Nacht wieder die Truppenzüge vorüber — in umgekehrter Richtung, zu anderer Front als vor einem Monat. Aber die Stimmung, das Grün, das die Wagen kränzt, die Kreidaufschriften, alles ist dasselbe. Und wie vor einem Monat begegnen sich von der Brücke oben und von den rollenden Zügen unten die Purrarufe und das Schwenken der Mützen und Lächer.

Ich war unter den ostpreußischen Flüchtlingen im Reichstag. Eine alte Frau mit spiegelglattem weißen Scheitel, einem altmodischen, oft und sorgfältig gebürsteten Mantel und einem Tuch um den Kopf wurde von ihrer Umgebung beschwichtigt, weil sie nicht mit „schlechten Leuten“ in einem Haus wohnen wollte. Hier ist das so, erklärte man ihr, daß in einem Haus arme und reiche Leute wohnen. Aber sie wollte und wollte das nicht glauben. Wieviel harte Arbeit und Ringen um bürgerliche Achtbarkeit mag in dem Häuschen stecken, das sie irgendwo in der Kreisstadt stehen hat — und das sie vielleicht nicht wieder sieht.

Eine Zentralauskunftsstelle der Berliner Arbeitsnachweise ist von sämtlichen Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbänden gegründet. Sie empfiehlt Halbtagschichten, damit mehr Arbeiter beschäftigt werden können.

Eine kleine Hebung des Arbeitsmarktes in der Damenkonfektion ist schon zu spüren. In Berlin ist die Arbeitslosigkeit der Frauen nicht in der Konfektion am schlimmsten, sondern in Metallindustrie, Zugschpapierbranche und anderen solchen Zweigen, in denen eine Belebung nicht zu erwarten ist. Wir wollen die Verarbeitung gebrauchter Kleidungsstücke als Notstandsarbeit in großem Maßstab und Umfang einführen, wenn es gelingt, die Mittel zu beschaffen. Das hätte zugleich den Vorzug einer nützlichen Schule für Arbeiterinnen, die sonst zum Nähen nicht kommen.

Freitag, 4. September.

Die Ernährungsfrage für die breite Bevölkerung richtig zu lösen, ist nicht leicht. Bis jetzt hat man eigentlich nur die Speiseanstalt. Wenn jetzt Tausende, besonders von Kindern, durch öffentliche Speisungen ernährt werden, wird die Qualitätsfrage eine sehr wichtige sozialhygienische Angelegenheit. Ärztliche Aufsicht besonders über die Kinderernährung scheint fast unerlässlich. Die Speiseanstalt ist ohne Zweifel das Defonomischste. Aber sie hat sehr viel gegen sich. Vor allem die Zerreißung der Familie und die Entleerung des schon so verarmten Frauenlebens. Auch die Abneigung gerade der besten Elemente der Bevölkerung gegen die Massenabfütterung. Man sollte statt dessen Lebensmittelgutscheine geben, damit die Frau selbst kochen kann. Dann aber ist wieder die Fleischnahrung fast ausgeschlossen, denn sie ist im Einzelkonsum zu teuer. Die Frauen haben im ganzen viel lieber Lebensmittelgutscheine. Wir geben in Berlin wöchentlich jetzt etwa für 14 000 Mark Speisemarken durch die Hilfskommissionen des Nationalen Frauendienstes an die Bevölkerung aus.

Sonabend, 5. September.

Alle Fragen der großstädtischen Fürsorge werden zeitweise überdeckt durch die unentrinnbare Eindringlichkeit der Flüchtlingsfrage. Der Verlust in Ostpreußen durch Zerstörung von Ernte, Vieh, Geräten und Gebäuden wird auf 3½ Milliarden geschätzt. Es gibt tapfere Besitzer, die sich mit dem Gedanken schnell vertraut gemacht haben, daß sie wieder von vorn anfangen werden. Frauen, die, ehe die Russen kamen, nachdem ihre Männer eingezogen waren, in Schmierstiefeln und Reithose mit ihren Kindern „in vier Tagen ebenso viel geschafft hatten, wie sonst die vollbesetzte Wirtschaft“, werden sich auch jetzt nicht entmutigen lassen. Aber dann sind die vielen kleinen Leute, die das Ungewohnte ganz hilflos macht — sie geben der Flüchtlingsberatungsstelle im Reichstag ihren Typus.

Sonntag, 6. September.

Immer noch reißt sich ein wolkenloser Spätsommertag an den anderen. Die mond hellen Abende sind schon herbstlich kühl, und damit hängt es zusammen, daß das Leben spät abends auf den Straßen stiller wird. Vielleicht aber werfen auch die Verluste der Einzelnen ihren Schatten auf die Stimmung, und der von allen verstandene Ernst der Lage schränkt den Siegesjubiläum ein. Es ist gut so. In der Großstadt bekommt jede Volksstimmung leicht etwas Lärmendes, Rüdhaltloses. Wer den Krieg nicht nur aus der Zeitung kennen lernt, sondern selbst gesehen oder in bitteren Verlusten erlebt hat, wird kaum mehr imstande sein, den schrankenlosen Siegesjubiläum der Unbeteiligten zu ertragen.

Bei den Notleidenden wächst der Mut etwas. Die Arbeitslosenunterstützung — so gering sie ist — ist eine neue kleine Sicherheit und weckt das Vertrauen, daß eine geordnete Fürsorge da ist.

Montag, 8. September.

Es kommt Nachricht von Löwen, daß die Zerstörung doch nicht alles ergriffen hat. Das Rathaus hat man schützen können. Von der Kathedrale ist der Turm eingestürzt, das Schiff erhalten. Die Universitätsbibliothek ist verbrannt. Es werden deutsche Kunstwissenschaftler nach Belgien geschickt, um sich der bedrohten Kunstwerke anzunehmen.

Raumann / Der Kriegstod

Der Postbote kommt und bringt einen schwarzumrandeten Brief. Ein Todesfall! Wer wird es sein? Wer ist an die Reihe gekommen?

Eine Dame geht und klingelt an der Haustür, macht sich ernst und gütig mit der Frau bekannt und fängt dann an, ihr schonend zu sagen, was die Kriegsbehörde erfahren hat.

Ein älteres Ehepaar sitzt und schweigt, — es hat so gar keinen Zweck, etwas zu reden.

Ein Musikkorps bläst: „Was Gott tut, das ist wohlgetan; es bleibt gerecht sein Wille; wie er fängt meine Sachen an, will ich ihm halten stille.“

Dazwischen schreiben die kleinen Sechsjährigen: „Fest steht und treu, und treu, die Wacht, die Wacht am Rhein!“

Und das alles sind nur Zwischenspiele im großen Ringen mit dem Tode.

*

Wir alle wissen, daß wir einmal sterben müssen. Täglich sterben in Deutschland 3200 Personen. Das betrübt die Angehörigen und Freunde, macht aber sonst keinen besonderen Eindruck, weil es schon immer so war. Früher wurde sogar verhältnismäßig noch viel mehr gestorben, als es die Seuchen und Hungersnöte noch gab und das Volk noch ärmer und weniger gepflegt war als heute. Auch jetzt während des Krieges wird ganz in der Stille ruhig in alter Weise weiter gestorben. Der Tod sitzt eben alle Tage am Wasser des Lebens und fängt sich seine Fische, kleine und große, alte und junge, wie sie ihm gerade in die Hand kommen.

Neben diesem alten, guten Tode, der am Wasser sitzt und fängt, gibt es nun aber den anderen Tod, der aus den Tötungsinstrumenten herausfährt. Der gewöhnliche Tod, auf den wir alle heimlich warten, erscheint als ein Wille Gottes oder Zwang der Natur, als Folge von Krankheit oder als Ausatmen von Schwachheit, der andere Tod aber ist von Menschen hergestellt, wird von unseren und fremden Soldaten versendet; er wurde in den Militärverpfändungen zurechtgemacht. Das gibt ihm seine besondere Härte, aber auch seine hohe sittliche Eigenart, denn während der Mensch sich vor dem alten, gewöhnlichen Tode zu verstecken sucht, solange er irgend kann, geht er dem Kriegstode mit Willen entgegen: Sieh', ob du mich bekommst! Die angreifende Truppe weiß, daß drüben hinter den Wällen und zwischen den Gartenzäunen der Tod lauert, und zwar der ganz unpersonliche, mechanische Tod, trotzdem aber steigt sie ihm entgegen, das Gewehr in der Hand: Tod gegen Tod!

Daß Menschen überhaupt in dieser Weise dem Tode entgegengehen können, ist etwas Uebervältigendes und wirft alle rein materialistische Weltanschauung beiseite. Vereinzelt kommt so etwas auch im Frieden vor, jetzt aber wird die Todesverachtung Massenerscheinung. Auch schwache Menschen, die

in ihren Friedensstellungen nie besonders mutig sein durften, bringen es fertig, den Kriegstod wie etwas längst Vertrautes anzusehen. Sie erleben ihre eigenen größten Augenblicke, indem sie aus ihrer gewöhnlichen Kleinheit herausgehoben werden und mit dem Tode spielen, wie er mit ihnen.

Wie es in den Seelen derer aussieht, die einen vom Feinde besetzten Berg hinaufklettern müssen und dabei wie im Fluge merken, daß es ihre Nebenmenschen bereits nicht mehr gibt, wird sich nicht beschreiben lassen, weil das Selbstbewußtsein derer, die es durchgemacht haben, keine Einzelerlebnisse mehr genau kennt. Der Kausch, das Fieber, der Lärm, die Geschosse beschäftigen die Stürmenden. Auch diejenigen, die nicht im Kausche sterben, sondern ruhig an einem Feldrand geschossen werden, können nicht sagen, wie der Tod kommt. Aber das wissen wir ja auch beim alten guten gewöhnlichen Tode nicht. Er hat seine Geheimnisse und behält sie.

Sicherlich findet sich in jeder Seele ein Rest von Scheu vor dem Tode und vielleicht noch mehr Scheu davor, vom Tode nur halb erfaßt zu werden. Der halbe Kriegstod kann schlimmer sein als der ganze. Kleine Verwundungen schaden wenig, größere müssen ertragen werden, aber lange vom Kriegstode hin- und hergezogen zu werden, zerschossen dazuliegen und doch nicht zu sterben, das macht Bangen bis in den Grund der Seele hinein. Es lehrt mancher sehr erschrocken heim. Das zu sagen, ist keine Unehre. Eine Ehre aber ist es, ein wunderbarer Beweis von Willen und Gesundheit, daß die meisten Verwundeten wieder in den Kampf hinaus wollen. Der Krieg hat ihr Herz gewonnen trotz des Todes, der in ihm herumwirrt. Sie haben etwas, was stärker ist als das Bangen. Dieses bei so vielen Volksgenossen zu erleben, das ist die tiefste Erhebung dieser Zeit. Den Tod nicht fürchten, das heißt ganz lebendig sein.

*

Auch Naturvölker gehen in den Tod. Da ihr Leben weniger wert ist, verlieren sie es leichter. Um was für Kleinigkeiten schlagen sich die Wilden! Aber gegenüber den Sprenggeschossen der Artillerie und den unheimlichen Wirkungen der Maschinengewehre reicht gewöhnlich die Lebensverachtung des Naturmenschen nicht aus. Wir werden ja sehen, welche Erfahrungen unsere Gegner mit ihren unkultivierten Hilfstruppen machen. Der jetzige Kriegstod ist ein zu mechanisches Ding für den Sohn der Steppen und Wälder. Um ihm entgegenzugehen, dazu gehört Kultur, Erziehung, Disziplin, Pflichtbewußtsein, Idealismus. Obwohl das Grauen vor dem Tode mit steigender Kultur wächst, steigt noch mehr die geistige Kraft, das Grauen zu überwinden. Vor dem Kriege waren wir nicht ganz sicher, ob das der Fall sein würde, aber nun wissen wir es. Unsere Kultur hat sich als besser bewiesen, als ihr vielfach zugetraut wurde, denn sie hat die Menschen nicht an Tapferkeit verlieren lassen. Seht, wie sie hinausmarschieren: jeder verläßt etwas, was mehr wert ist als eine russische Hütte, aber jeder geht wie ein schlichter Held! Die wachsenden Lebensgüter haben die Nerven noch nicht zerfressen und auch nicht den Glauben an die höheren Ziele, für die man kämpft.

*

Glücklicherweise ist der alte Soldatentrost wahr, daß nicht jede Kugel trifft. Es trifft heute wohl kaum die zweihundertste. Es ist wahr, daß auch in den mörderischsten Schlachten nur ein gewisser Prozentsatz in den Tod geht. Schon vor einiger Zeit hat Dr. Rohrbach an die Verlustziffern von 1870/71 erinnert. Ich finde auf Grund offizieller Angaben folgende Ziffern:

in der Schlacht gefallen . . . 17 255
 an Verwundungen gestorben . 11 023
 an Krankheiten gestorben . . 14 904
 Gesamttriegsverlust 43 182

Damals sind etwas über 1 Million Soldaten in Frankreich gewesen. Der Krieg hat von Mitte Juli bis in den Februar gedauert. Rechnen wir von dieser Grundlage aus weiter, so ergibt sich zunächst, daß in derselben Zeit zu Hause der Tod etwa vierzehnmal so viel Menschen abgerufen hat, als an Kriegsfolgen gestorben sind. Der Kriegstod tritt gewaltsamer auf, erschreckt und stört wilder, schleppt aber weniger Leute fort als der gute, alte Tod, mit dem wir uns abgefunden haben. So schmerzlich und beweglich die Kriegsverluste für die Hinterbliebenen sind, so sind sie für ein Volk, das noch kinderbringende Mütter besitzt, nicht unerseßlich. Noch immer beträgt unser jährlicher Zuwachs (Ueberschuß) etwa 800 000. Nehmen wir also selbst einen Kriegsverlust an, der dreimal so stark ist als der oben genannte, so genügen verhältnismäßig kurze Zeiträume, um ihn auszugleichen. Wo es Kinder gibt, wächst Gras über die Hügel der Gefallenen.

*

Denken wir noch etwas weiter an die 43 000 Gestorbenen des Deutsch-Französischen Krieges! Ihr Tod hat uns gerade eine 43jährige aufsteigende Nationalentwicklung gesichert. Falls die angegebenen Ziffern richtig sind, kann man sagen, daß die Jahreszahlung an den Kriegsgott je ein Tausend Mann betragen hat. Das ist sehr günstig, das ist außerordentlich glücklich, aber es ist eben das, was gerade unser Volk erlebt hat. Sie sind in der Tat für das Vaterland gestorben.

Ein geschlagenes Volk hat natürlich eine sehr viel üblere Rechnung, denn der Kriegstod hält seine Haupternte in den besiegten Armeen. Die Todesziffer Frankreichs wird, allerdings nicht amtlich, auf 139 000 angegeben. Eine amtliche Zusammenstellung fehlt. So groß ist der Unterschied! Und schwer muß es sein, für ein unterliegendes Volk in den Tod zu gehen, obgleich auch dieses Pflicht ist.

Für die überlebenden Kämpfer, die durch den Kugelregen hindurchgekommen sind, ist einer der Hauptantriebe zum tapferen, rücksichtslosen Weiterkämpfen, daß der Tod der gefallenen Brüder nicht vergeblich sein darf. Ueber ihrem Tode soll Sieg sein, damit es auch hier heißen kann: Der Tod ist verschlungen in dem Sieg!

*

Die Meisten von uns kennen auf den Friedhöfen die Gräber der Kämpfer von 1866 oder 1870. Auch haben viele von uns die Denkmäler der Tapferen von Wörth, Spichern, Weißenburg oder Mars-la-Tour besucht. Das ganze Volk wird still, ernst und tief dankbar an solchen Stellen. So wird man in Zukunft die Heldengräber besuchen, die jetzt entstehen.

Ehre und Dank den gefallenen Brüdern!

Laßt uns arbeiten und nicht müde werden!

Ernst Jäch / Dschihad

Wer jetzt einen Blick in arabische Flugschriften tun kann, der wird dort etwas vom „Dschihad der Deutschen“ lesen: „Der heilige Krieg“ der Deutschen ist das. Wir Deutsche wissen es, daß dieser deutsche Krieg für uns ein heiliger Krieg ist, ein Krieg um unser Volkstum und um unsere Zukunft. Aber auch die mobilisierte Türkei macht sich fertig, und der zitternde Islam horcht auf, von den Säulen des

Herkules bis über die chinesische Mauer: soll endlich und wirklich der Dschihad sich erheben, der heilige Krieg Mohammeds, um das Volkstum und um die Zukunft auch der Mohammedaner?

Oft schon ist vom Dschihad die Rede gewesen; aber noch nie seit Jahrhunderten hat der Kalif die Gläubigen in drei Weltteilen dazu aufgerufen. Um Marokko nicht und wegen Tripolis nicht und im Balkankrieg nicht. Marokko und seine Sondersultane sind für Konstantinopel politisch längst schon Gefusa gewesen, und das marokkanische Schicksal hat der abgelegenen Türkei nie zu schaffen gemacht. Auch Tripolis ist eine afrikanische Provinz gewesen, um die das ferne Asien sich nicht kümmern hat können — noch wollen. Der Balkankrieg hat Bulgaren und Griechen, Serben und Montenegriner in Europa gegolten, gegen die kaum Anatolien, geschweige denn Arabien sich zwingen hat lassen. Bei allen drei Entscheidungen hat dem gemeinsamen Islam der drei Weltteile das Gefühl einer gemeinsamen Sache und eines gemeinsamen Feindes ebenso gefehlt wie das Bewußtsein eines einheitlichen Willens und einer zuverlässigen Führung. Und selbst wenn der Kalif in Konstantinopel die grüne Fahne des Propheten hätte entfalten wollen — der Druck Englands oder Rußlands, auch Frankreichs hätte den drohenden Arm rasch niederhalten können. Darin war der Dreiverband immer einig: in der gemeinsamen Anechtung des Islam von Marokko hinüber bis Indien und über Persien hinauf zum Kaukasus. Die Mehrheit des Islam murt unter der Macht Englands, Frankreichs und Rußlands; nur Deutschland hat die geringste Zahl von Mohammedanern in seiner Kolonie. So wird — heute zum erstenmal in der Weltgeschichte — der Islam gegenüber dem Dreiverband darin einig: in dem gleichen Bewußtsein und Willen gegen den gemeinsamen Feind, ob er nun Frankreich oder England oder Rußland heißt. Daß diese drei Mächte vor einer Erhebung des Islam sich fürchten, das beweisen sie bereits durch ihre Vorsichtsversuche in ihren islamischen Gebieten. Frankreich verjagt aus dem „internationalen“ Marokko den deutschen Vertreter, damit Deutschland keinerlei Verbindung mit den Eingeborenen pflegen könne, und England vertreibt aus dem „türkischen“ Ägypten gleichfalls den deutschen Vertreter in der gleichen Berechnung. Der Kampf um den Islam gibt sich zunächst in der Form eines Ringens zwischen Wahrheit und Lüge: das englische Kabel und der französische Telegraph überschütten jetzt die Welt des Islam mit „deutschen Niederlagen“ und mit „Dreiverbandsiegen“, ähnlich wie 1870, wo der drohende Aufbruch in Algier nur durch französische Siegesdepechen niedergehalten worden ist: als dann endlich die Wahrheit bis nach Algier durchdrang, war Frankreich wieder fähig geworden, durch Truppen zu wirken. Heute nimmt mit der politischen Lügenmethode des Verbands der Wille der islamischen Brüderschaften und Priesterboten den Wettbewerb auf.

Schon haben in Marokko die Beduinen Marrakesch besetzt und von Franzosen gesäubert, und schon belagern ihre Scharen auch Casablanca. Und schon überziehen die Senussi aus Zenerafrika mit ihren Sendboten das weite nordafrikanische Reich und organisieren planmäßig einen allgemeinen Aufbruch. Schon glaubt England in Ägypten sich schützen zu müssen und zu können durch eine Entwaffnung und Wegbeförderung der einheimischen Regimente und durch eifrige Schanzarbeiten an der ägyptisch-türkischen Grenze gegenüber den arabischen Beduinenmassen. Und schon muß

Rußland seine Truppen aus dem mohammedanischen Kaukasus zurückziehen und das Grenzgebiet an der türkischen Grenze preisgeben. Und noch hat der Kalif keinen Dschihad, keinen allgemeinen heiligen Krieg predigen lassen. Persien wartet mit zehn Millionen Mohammedanern, die gegen Rußland und gegen England sich wenden können. Rußland gebietet über zwanzig Millionen Mohammedaner und England gar über hundertfünfzig Millionen in Afrika und in Asien, über sechzig allein in Indien. Ein Alexander der Große hat Indien erreichen können, ein Napoleon Ägypten treffen können: sollten solche Unternehmungen heute nicht ebenso gelingen als vor hundert und vor zweitausend Jahren? Wer in Ägypten zugreifen kann, zerbricht das Rückgrat der englischen Weltherrschaft, die Verbindung zwischen der Heimat und den Kolonien.

Der Islam betet für eine solche Wendung und für den Sieg der deutschen Waffen. Deutschland ist im Vergleich zu den Ziffern der Dreiverbandsmächte islamfrei und islamgünstig. Alle verschüttete Zusammenhänge tauchen wieder empor: türkische Zeitungen erzählen vom ersten Deutschen Kaiser, Karl dem Großen, und dem Kalifen Harun al Raschid, die zwischen Mächen und Bagdad durch Gesandtschaften und Geschenke sich begrüßt haben; und vom geistesgewaltigen Stauferkaiser Friedrich, der als sizilianischer König und Sarazenenliebhaber den deutschen Norden und den mohammedanischen Osten verbunden hat. Und von Kaiser Wilhelm, der am Grab Saladins in Damaskus das Wort dem Islam gegeben hat: „Ich bin der Freund der Millionen Mohammedaner!“ Ist es von ungefähr, daß der deutsche Generalstab jetzt die in Frankreich gefangenen Mohammedaner aus Afrika besonders vorsichtig behandeln läßt und daß der Deutsche Kaiser sie dem mohammedanischen Kalifen in Konstantinopel zur Verfügung stellt: „Deutschland führe keinen Krieg gegen Mohammedaner.“ Ist es nicht die gleiche Weisheit, die schon während des chinesischen Boxerkrieges die deutsche Armeeführung veranlaßt hat, für die Mohammedaner in China eine besondere Rechtsprechung vorzuziehen? All diese kleinen, aber bemerkenswerten Züge einer klugen Islampolitik, ebenso wie die Kaiserreisen nach Konstantinopel und nach Palästina und nach Tanger — sie deuten die Tatsache an: nicht nur daß Deutschland und die Türkei eine Interessengemeinschaft haben, sondern auch daß die weite Millionenwelt des Islam mit dem deutschen Geschick und jetzt mit dem deutschen Krieg sich verbunden fühlen kann.

Noch hat der Kalif den heiligen Krieg des Islam nicht verkündigt; schon aber geht die Stimmung des Dschihad durch die Völker des Islam. Als wir im türkischen Hauptquartier vor vier Jahren durch die albanischen Berge ritten, da notierte ich in meinem Buch: „Einst kann kommen der Tag, da Deutschland in Konstantinopel den türkischen Hebel für die islamische Massenwucht in Bewegung setzen kann....“

Der Tag scheint zu kommen. Dann erst wird der deutsche Krieg zum Weltkrieg.

J. Hasehagen / Deutschland und England

Schluß

Obwohl aber die kolonialpolitischen Verträge vom Helgolandvertrage (1890) bis zur Samoaakte (1899) und zum Yangtsevertrage (1900) als Zugeständnisse an Deutschland erschienen, so sind sie gleichwohl abgeschlossen worden. Und auch nach der Entlassung Caprivis, in dem kritischen letzten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts bis zum Tode der Königin Viktoria und bis zum Ende des Burenkrieges im Jahre 1901, gibt es Beweise genug für ein offiziell gutes Einvernehmen zwischen Deutschland und England. Die russenfreundliche und entsprechend antijapanische Haltung, die Deutschland nach dem Frieden von Schimonoseki einnahm, 1895, erregt zwar in England lebhaftes Mißfallen, nicht minder die Befestigung Tientsin im Jahre 1897. Allein ein ernsthafter Konflikt wird gleichwohl vermieden. Der Boxeraufstand von 1900 wird von Deutschland und England gemeinsam bekämpft. In der Burenfrage scheint Deutschland zwar seit der Krügerdepeche vom 2. Januar 1896 dem nach wie vor natürlich ungeschwächten inneren Gegensatz auch nach außen hin kräftigen Ausdruck verleihen zu wollen, wie es denn schon seit 1884 in seiner Afrikapolitik die notwendigen Zusammenstöße mit England auch amtlich keineswegs gescheut hat. Aber während des Burenkrieges selbst beobachtet es im Gegensatz zur öffentlichen Meinung nicht nur die sorgfältigste Neutralität, sondern bringt nach kurzem Schwanken auch eine gegen England gerichtete Intervention des Zweibundes zum Scheitern. Die eindrucksvolle Schlußzene dieser Periode findet Ende Januar 1901 in London statt, als Kaiser Wilhelm bei der Beerdigung seiner Großmutter, der Königin Viktoria, in London erscheint.

Diese und andere Vorgänge gehören jedoch nicht in die innere, sondern nur in die äußere Geschichte der deutsch-englischen Beziehungen. Die inneren Beziehungen verschlechtern sich ständig: aus den alten handelspolitischen, seit den ersten beiden deutschen Flottengesetzen von 1898 und 1890 aber auch aus marinepolitischen Gründen. Insofern bietet aber die Lage gegenüber der früherer Zeiten keine besonderen Ueberraschungen. Denn für die deutsch-englischen Beziehungen ist bisher fast immer ein Doppeltes bezeichnend: die ständige und notwendige Verschärfung des inneren Gegensatzes, aber daneben die mehr oder minder erfolgreichen Bemühungen, äußerlich trotzdem den Frieden zu wahren, wie das ja auch in den Beziehungen von Mensch zu Mensch oft genug vorkommt. Zwei Menschen wissen genau, daß eine wirkliche Verständigung zwischen ihnen niemals möglich ist. Das kann sie aber doch nicht abhalten, sich äußerlich des korrektesten Benehmens im Verkehr miteinander zu befleißigen. Dieser Vergleich mag die deutsch-englischen Beziehungen bis zum Ausgange des Jahrhunderts einigermaßen zutreffend charakterisieren.

Die Jahrhundertwende ist die Schicksalswende für das Verhältnis der beiden Großmächte. Diese Verflechtung ist nicht nur durch den Burenkrieg (1899—1902) und durch den englischen Thronwechsel (1901) hervorgerufen worden, sondern durch zwei weitere Erscheinungen, von denen die letzte die unmittelbare Folge des Thronwechsels ist.

Während des ersten Jahrzehnts des neuen Jahrhunderts vermehren sich die weltpolitischen Reibungsflächen in geradezu bedrückender Weise, indem zu den zahlreichen afrikanischen und pazifischen die asiatischen und besonders die orientalischen mit voller Deutlichkeit hinzutreten. In der Auslegung des Yangtsevertrages stoßen Wilson und Salisbury bereits heftig

aufeinander. Das ist aber nur der Anfang einer Reihe weiterer Zerwürfnisse. Sodann aber tut Eduard VII. (1901 bis 1910) den verhängnisvollen Schritt von der Bekämpfung der deutschen Weltpolitik zur Bekämpfung der deutschen Europapolitik. Das für Deutschland gefährlichste Stück des von Eduard VII. gezogenen Kreises ist das die deutschen Bündnispolitik in Europa berührende. Englands Versuch, Oesterreich-Ungarn zur Teilnahme an der gegen Deutschland unternommenen Einkreisung zu bewegen, dann sein Kampf gegen das bündnistreue Habsburgerreich während der bosnischen Krise, ferner die Herausarbeitung einer deutschfeindlichen Spitze der anglorussischen Entente von 1907, vor allem die innere offene Unterstützung der französischen Marokkopolitik seit 1904 bis zur Rede Lloyd Georges 1911: dies und vieles andere bringt die öffentliche Meinung, aber auch die amtliche Politik des Reiches immer wieder in Harnisch. Hätten wir 1905 um Marokkos willen mit Delcassé und mit den Franzosen Krieg geführt, so hätten wir schon damals nicht nur den russischen Bundesbruder gegen uns gehabt, sondern auch England, und ebenso 1911 während der zweiten und schwersten Marokkokrise.

Im Hintergrunde aber bleibt auch in dieser Zeit, wo auch die äußerliche Korrektheit in die Brüche geht, die Unlöslichkeit des inneren Gegensatzes zwischen den beiden Mächten. Besonders die Engländer haben ihn nicht als das gewürdigt, was er ist, nämlich als das notwendige Ergebnis der beiderseitigen wirtschaftlichen Entwicklung, sondern sie haben den Deutschen immer mehr nicht das Streben nach Gleichberechtigung, sondern das Streben nach der Weltherrschaft imputiert. Deutschland wolle die Rolle spielen, die in früheren Jahrhunderten Spanien, die Niederlande und Frankreich im Kampfe gegen England gespielt haben; es wolle die englische durch eine deutsche Weltherrschaft verdrängen.

Die wachsende Spannung zwischen Deutschland und England, wie sie unter Eduard VII. bis 1910 hervortritt und in dem Marokkosommer 1911 noch bedrohlich nachzittert, ist aber dann seit 1911 scheinbar von einer Entspannung abgelöst worden. Zum Beweise dessen ließen sich eine Fülle von Stimmungstatsachen aus den Jahren 1911—1914, bis zum Kieler Flottenbesuche, anführen. Man braucht nur die öffentliche, oftensiblen Entwicklung der deutsch-englischen Beziehungen in diesen Jahren mit dem Verhältnis zu Frankreich zu vergleichen, wo ein Span auf den anderen folgte, um das zu erkennen. Aber das Ganze ist eine Komödie gewesen, durch die viele von uns sich haben täuschen lassen. Und es liegt eine gewaltige Ironie der Geschichte darin, daß der seit bald einem Jahrhundert drohende Krieg mit England in unmittelbarem Anschlusse an diese scheinbare Entspannungsperiode zum Ausbruch gekommen ist, eine Ironie der Geschichte, aber noch mehr ein sicheres Zeichen für die Verlogenheit der englischen Politik. Denn gerade am Anfange der offiziellen Entspannungsperiode, im Jahre 1912, haben Sir Edward Grey und der französische Botschafter Paul Cambon den Bund von 1905 und 1911, wenn auch verlausuliert à la anglaise, von neuem geschlossen. Der alte Satz vom perfiden Albion, den übrigens die jetzigen Ententebrüder der Engländer, die Franzosen, in den Kämpfen vor hundert Jahren zuerst geprägt haben, hat einen neuen greifbaren Inhalt bekommen. Das hat England jetzt selbst aller Welt mitgeteilt.

Da können nur noch die Waffen sprechen. Auch unser Kampf gegen England ist nicht vom Zaune gebrochen. Ein uralter, tiefinnerlicher Gegensatz, der von der amtlichen Politik zwar oft mit Erfolg verdeckt worden ist, aber doch

auch die amtliche Politik des Reiches schon in früheren Zeiten hat aufbegehren lassen, findet jetzt endlich den Ausdruck, der ihm zukommt. Englischer und deutscher Imperialismus treten in die Schranken: auf den ersten Blick ein ungleicher, hoffnungsloser Kampf. Aber vor Deutschland wachen nicht nur die Flotte und Helgoland. Auch die Batten und die Nordsee sind mit uns verbündet von Vorkum bis nach Romde. Der Geist der alten Wassergeusen wird unter uns aufstehen. Der Geist der alten Friesen und Sachsen wird wieder lebendig werden. Levee dot as Slov!

Berthold Molden / Oesterreich-Ungarn im Kampfe

Wien, Ende August.

Die Kriegsergebnisse haben einen so außerordentlichen Umfang angenommen, daß darüber der Winkel fast vergessen wird, aus dem sie hervorgewachsen sind. Wer denkt jetzt an den zwanzigjährigen Mörder Princip und an den serbischen Major, der ihn im Schießen hat einüben lassen? Der Pistolenschuß von Sarajewo hat das Gewölbe des europäischen Friedens zum Zusammenstürzen gebracht, aber wie loder mußte es gefügt sein, wenn diese Ursache genügte, und wie ungeheuer groß muß die symbolische Bedeutung des Attentats gewesen sein! In der Tat war es gegen das Herz der habsburgischen Monarchie gerichtet. Sie sollte tödlich getroffen werden, damit das südslawische Reich, von dem die Großen träumen, von Belgrad aus geschaffen werden könne.

Der europäische Krieg ist ein Ausbruch lang angesammelter nationalistischer Leidenschaften, wie seine Veranlassung ein nationalistischer Eroberungsvorstoß war. Die großserbische Propaganda diente seit Jahren Russen und Franzosen als Werkzeug zur Verwirklichung von Revanchegedanken; mit ihrer Hilfe wollten sie Europa aus den Angeln heben. Die Beweise dafür liegen jetzt reichlich vor, und der letzte davon ist die Raschheit, mit der am Zarenhofe die Situation ausgenützt wurde. Die Serben hatten, wie schon öfter, wenn sie merkten, daß sie ernstlich zur Rechenschaft gezogen werden sollten, ausweichen wollen, aber die Telegramme aus Petersburg forderten sie zum Widerstand auf. Der Zar und seine Umgebung fanden, daß Rußlands Ansehen erfordere, eine Kraftbetätigung Oesterreich-Ungarns gegen Serbien nicht zuzulassen. Die Welt sollte unter dem Eindruck bleiben, daß sich unsere Monarchie auf dem Balkan nicht rühren dürfe, selbst zur Abwehr nicht. Im Plane der russischen Politiker war bis in die letzten Monate ein Krieg erst für spätere Zeit vorgesehen, seit lange gehörte es jedoch zu ihren Vorbereitungen, die Monarchie als schwach und hilflos erscheinen zu lassen, um die Balkanstaaten desto leichter gegen sie mobilisieren zu können. Man wollte Oesterreich-Ungarn umzingeln, herabsetzen und innerlich zerrütten und dann vor die Wahl stellen, sich entweder Rußlands Diktat zu unterwerfen oder unter den ungünstigsten Bedingungen zu schlagen. Gelang der Plan, so war Deutschland isoliert und konnte von Rußland, Frankreich und England leichter niedergeworfen werden: König Eduard, der Schöpfer der Entente, hat es Oesterreich-Ungarn nie verzeihen können, daß es sich nicht vom Deutschen Reiche lossagen wollte; die ablehnende Antwort, die er auf sein Verlangen, Deutschland zum Einstellen des Flottenbaues zu bestimmen, in Jisch von Kaiser Franz Joseph erhielt, wurde der Ausgangspunkt des Feldzuges der Tripleentente

gegen die Annexion von Bosnien, die das Vorspiel des jetzigen Krieges war.

Rußland hat in zweihundertjährigen Kämpfen, die zu meist durch Anstiftung von Unruhen und Aufständen eingeleitet wurden, seine Grenzen weit nach Westen und Süden hinausgerückt und über seine neuen Grenzen hinaus seinen Einfluß ausgedehnt. Die Zeit kam, in der es bei diesem steten Vorwärtsgen mit der habsburgischen Monarchie zusammentraf, und fast ein Jahrhundert lang war es die Aufgabe der Diplomaten, zu verhindern, daß sich das Zusammen treffen in ein Zusammenstoßen verwandle. Beobachter, die nicht in die Tiefe blickten, konnten glauben, daß der Gegensatz in dem Augenblick beseitigt sein müsse, in dem die Türkei bis an den Rand der Meerengen zurückgedrängt und durch unabhängige Staaten ersetzt war. Dem Programm Oesterreich-Ungarns entsprach vollständig die Errichtung solcher Staaten, vorausgesetzt, daß sie friedlich leben wollten; dem Programm Rußlands entsprach sie nur dann, wenn die neuen Staaten seinen Zwecken dienten. Diese Willensrichtung konnte man an der russischen Politik seit langem feststellen, sie wurde aber immer stärker, je mehr sich die Balkanfrage ihrer Lösung näherte. Sie wurde stärker auch mit der zunehmenden Macht der öffentlichen Meinung. Von Regierung zu Regierung wuchs der Einfluß des Panславismus; von Nikolaus I. zu Alexander II., von diesem zu Alexander III., von ihm zu dem jetzigen Zaren läßt sich ein stetiges Aufsteigen verzeichnen. Er ist schließlich zu solcher Höhe gelangt, daß der jetzige Kaiser, ein schwacher und schwankender Monarch, ihm im entscheidenden Moment keinen Widerstand mehr entgegensetzte. Die Befreiung der christlichen Balkanvölker war vollzogen; aber nun sollten sie den Preis bezahlen und sich unter der Führung Rußlands und mit Serbien an der Spitze zum Angriff gegen Oesterreich-Ungarn vereinigen.

Nach der festen Absicht der österreichisch-ungarischen Staatsmänner, die damit der bestimmten Tendenz der ungeheuren Mehrheit der Bevölkerung jeden Stammes entsprachen, sollte unsere Monarchie ihren Besitz auf dem Balkan nicht über Bosnien hinaus ausdehnen und nur suchen, ihre geographisch günstige Stellung zur Erweiterung der schon von alters her bestehenden handelspolitischen Beziehungen zu benützen. Daß es der Plan Oesterreich-Ungarns sei, Mazedonien zu erobern, um auf diesem Wege nach Saloniki vorzudringen, war eine tendenziöse Legende, deren verschwindend kleinen Kern eine im Jahre 1879 gehaltene Wahlrede eines gestürzten Ministers des Innern, des rhetorisch glänzend begabten Giska, bildete. Das Wort, das Graf Andrassy nach der Besetzung Bosniens an den Kaiser richtete: „Die Tore des Orients sind Eurer Majestät geöffnet“, hatte nur den Sinn, daß sich auf Grund dieser neuen Position bei einer vollständigen Zertrümmerung der Türkenherrschaft engere Beziehungen zu einem autonomen Mazedonien würden herstellen lassen, so daß unserem Handel der Weg zum Ägäischen Meere nicht abgeschnitten und eine Umklammerung durch russische Basallenstaaten verhindert werden könne. In den Reichstädter Vereinbarungen von 1875 hatte Rußland die Berechtigung dieses Verlangens vollauf anerkannt — vollauf, aber nicht aufrichtig, wie der Vertrag von San Stefano bewies. Die Zertrümmerung dieses Vertrages haben die Russen weder uns noch dem Deutschen Reiche verziehen, und noch weniger konnten sie es uns verzeihen, daß sich nach der Vertreibung des Wattenbergers durch den Zaren Graf Kalnoth dem russischen Anspruch entgegensetzte, in Bulgarien als Herr

und Meister aufzutreten; es wäre aus diesem Anlaß beinahe zum Kriege gekommen, und damals geschah es, daß im ungarischen Reichstage Graf Tisza, der Vater des jetzigen Ministerpräsidenten, das Balkanprogramm Oesterreich-Ungarns dahin formulierte, daß wir die selbständige Entwicklung der Balkanstaaten verlangen. Dieses Programm ist seither immerfort in Kraft geblieben, und auch während der großen Krisis von 1912 und 1913 ist es unverletzt festgehalten worden. Daß es auch die Selbständigkeit und Unabhängigkeit Albaniens in sich schloß, war konsequent und für uns höchst wichtig, da sonst die gefürchtete Umklammerung, die wir um jeden Preis abwenden mußten, vollzogen worden wäre. Im Verein mit Italien, das gleichfalls ein Interesse daran hatte, nicht einen Gefolgsmann Rußlands an die Adria zu lassen, wurde der schon im Jahre 1897 zwischen den beiden Reichen vertragsmäßig festgelegte Gedanke, ein selbständiges Albanien zu schaffen, unter Beihilfe Deutschlands durchgeführt.

Der Erfolg Oesterreich-Ungarns war in diesem Falle wie in so vielen vorangegangenen ein rein defensiver, wurde aber von Rußland, das sich immer mehr in die Vorstellung hineinlebte, auf dem Balkan den ihm dienbaren Panславismus zur Herrschaft bringen zu müssen, als schwere Niederlage empfunden. Der unter russischer Hegel ge schlossene Balkanbündvertrag hatte den Serben ziemlich deutlich Albanien schon zugeteilt und sogar die Möglichkeit eines Krieges gegen Oesterreich-Ungarn in Aussicht genommen, zu dem aber unsere vorsichtige Politik keinen Anlaß bot, womit wohl damals der Zar selbst zufrieden gewesen sein mag. Aber die Mißstimmung gegen Oesterreich-Ungarn häufte sich, floß mit der Mißstimmung gegen das rastlos aufsteigende Deutsche Reich zusammen, das für die unbegrenzte russische Herrschsucht höchst unbequem wurde, und den Zer störungspolitikern und den Kriegsfreunden wurde dadurch die Arbeit am Petersburger Hofe sehr erleichtert. Das geflügelte Wort: Dieses Tier ist sehr boshaft: es wehrt sich, wenn man es angreift — wendeten die Russen auf Oesterreich-Ungarn an; es verteidigte sich auf dem Balkan, es verteidigte sich gegen die orthodoxe und russophile Propaganda in den Ostkarpathen Ungarns und in Galizien, und zuletzt verteidigte es sich in höchst kategorischer Form gegen Serbien, das an der Unterwühlung unserer südlichen Gebiete arbeitete und dessen von Offizieren und Beamten geführte Geheimbünde den Thronfolger töten ließen. Es verteidigte sich auf der ganzen Linie — welche Beleidigung der Majestät Rußlands!

Man kann es nicht oft genug und nicht stark genug betonen: Oesterreich-Ungarn war in der Verteidigung gegen die Herrschaft Rußlands und gegen die Expansions such t Serbiens. Schon die Besetzung Bosniens war eine Verteidigungshandlung. Unsere Monarchie durfte den Schwerpunkt der serbo-kroatischen Nation nicht nach Belgrad verlegen lassen, ohne befürchten zu müssen, daß ihr eines Tages auch Dalmatien und die Küste des Quarnero entzissen würde; wir durften uns nicht der Gefahr aussetzen, vom Meere abgesperrt zu werden. Ein großes Reich ohne Atmungsraum nach der See hin muß erstickn. Unser höchstes Lebensinteresse stieß daher mit dem großserbischen Gedanken zusammen, der übrigens, da die Kroaten und Slowenen und die Mohammedaner Bosniens, mit Ausnahme einiger weniger Phantasten, von den Serben nichts wissen wollen, ein mehr als nationaler, ein „imperialistischer“ ist, der aber durch die Berufung auf Sprachgleichheit und Sprachähnlichkeit seinen Imperialismus rechtfertigen will.

Dieser scheinbare Nationalismus und tatsächliche Imperialismus zog seine Nahrung aus einer verhängnisvollen Täuschung. Er glaubte an seinen Sieg, weil er den Sieg des italienischen Einheitsgedankens vor sich sah, der den Serben ein sicheres Anzeichen dafür schien, daß sich der nationale Gedanke überall ohne Rückstand durchsetzen und daß die habsburgische Monarchie ihm erliegen müsse. Daher auch die Geringschätzung der Schlagkräftigkeit Oesterreich-Ungarns, das den Serben eine zweite Türkei dünkte, die nach einiger Unterwühlungsarbeit, in der sie aber nicht durch vorzeitige Herbeiführung eines Entscheidungskampfes gestört werden wollten, leicht umzustößen sein würde. Die Hoffnung war, daß, wenn der richtige Augenblick gekommen sei, Rumänien, welches zwei Millionen Volksgenossen in Siebenbürgen und in Südostungarn hat, mithelfen werde, und daß sich Bulgarien ebenfalls als Hilfskraft werde heranziehen lassen, wenn ihm dafür die mazedonischen Gebiete, die der Friede von Bukarest an Serbien gebracht hat, zurückgegeben würden. Speziell diesen mazedonischen Plan hat der verstorbene russische Gesandte Hartwig offen anempföhlen.

Nicht Oesterreich-Ungarn also wollte nach dem Balkan vordringen, sondern ein Teil des Balkans, nämlich Serbien, wollte nach Oesterreich-Ungarn vordringen. Unser Programm war bis zum Schluß: Der Balkan den Balkanvölkern! Das großserbische Programm war: Albanien, die gesamte nordadriatische Küste und das kroatische und bosnische Hinterland den Serben! Unser Programm war friedlich. Bei der komplizierten Zusammenlegung unserer Monarchie scheuten wir vor einem Zuwachs an neuem Gebiet zurück, durch welches das nationale Gleichgewicht in Oesterreich, in Ungarn und in der Gesamtmonarchie zerstört worden wäre, und es mußte uns genügen, unsere geographische Lage handelspolitisch und in gewissem Sinn kulturpolitisch auszunützen, das heißt die Vorteile zu ziehen, die sich daraus ergeben, daß für Südosteuropa unsere Industrie und unsere Kultur eine durch die Nachbarschaft gesteigerte Anziehungskraft besitzt, wie die große Zahl von hier angezogenen oder hier studierenden Griechen, Mazedoniern, Rumänen und Serben seit lange beweist. Dieses friedliche Programm erforderte schon vor Jahrzehnten ein großes Aufgebot an Kraft, weil Rußland ihm entgegenwirkte. Die Anstrengung mußte aber wachsen, seit in Serbien der uns feindselige, auf unsere Vernichtung abzielende nationalistisch-imperialistische Gedanke immer stärker, drängender, fanatischer und seit die Unterstützung, die ihm Rußland gewährte, immer nachhaltiger wurde. Jeder urteilsfähige Politiker in unserer Monarchie wußte, daß die Situation sozusagen durch sich selbst immer gefährlicher wurde, daß Rußland sein Ansehen immer mehr für die uns feindlichen Kräfte einsetzte und daß sich der Friede nur durch die größte Behutsamkeit erhalten lasse. Wir gingen in unserer Behutsamkeit so weit, daß unsere Gegner, insbesondere die Serben selbst, darin einen sich stets erneuernden Beweis unseres Schwächegefühls erblickten und immer noch fester und herausfordernder auftraten. Sie glaubten es ungestraft tun zu können, weil sie entschlossen waren, wenn wir zum Schlage ausholten, so lange zurückzuweichen, bis der Zar bereit sein würde, uns selbst durch Drohung oder Tat zum Rückzug zu nötigen. Der Zar hat diesmal entschieden, daß nicht länger zu zögern sei. Der Panславismus und das alte Zarenbedürfnis, zu herrschen, zu befehlen und der Welt zu imponieren, haben ein Bündnis geschlossen, das Rußland und Europa in Brand steckt.

Das Programm Oesterreich-Ungarns: Der Balkan den Balkanvölkern — stand im Gegensatz zu den panslawistisch-selbstherrscherischen Gefühlen und Vorstellungen, aber nicht notwendig im Gegensatz zu den russischen Interessen. Erst wenn sich das amtliche Rußland für jene Gefühle und Vorstellungen einsetzte, konnte das Aufrechterhalten dieses verfehlten Standpunktes zu einem scheinbaren Interesse werden. Die wirklichen Interessen Rußlands zeigten andere Ziele, und wenn man die Diplomatie ruhig und sachlich hätte arbeiten lassen, so würde es vermutlich mit der Zeit gelungen sein, zwischen den beiderseitigen Programmen einen Ausgleich zu finden. Wenn Rußland die Selbständigkeit Rumäniens und Bulgariens respektierte und Serbien nicht als Jagdhund gegen uns benützte, wenn es nicht in Albanien gegen uns intrigieren half, dann konnten wir über alles Sonstige durch Konzessionen und Gegenkonzessionen einig werden. Wenn aber Panславismus und Befehlssucht seine Politik leiteten, dann allerdings wurde der Krieg unvermeidlich.

Vergessen wir übrigens nicht, daß Rußland auch durch seine und unsere innere Politik gegen uns gestimmt wurde! Während es uns beständig als slawenfeindliches Staatswesen denunzierte, als ein Gefängnis für Nichtdeutsche und Nichtmagyaren, und dadurch die Slawen unserer gemischtsprachigen Länder aufzuwiegeln suchte, um Oesterreich-Ungarn zu schwächen und hier russophile Strömungen zu schaffen, zitterte es vor dem Beispiel, das durch die Bewegungsfreiheit gegeben ist, deren sich die slawischen Stämme der habsburgischen Monarchie in Wirklichkeit erfreuen. Daß die Ukrainer Südwestrußlands, ein Volk von mehr als zwanzig Millionen, mit Neid auf ihre Sprachgenossen in Galizien sehen, war ihnen noch viel schlimmer als der Vergleich zwischen der Stellung der Polen hien und drüben, denn die Ukrainer können nicht wie die Polen unter die Fremdvölker gerechnet werden. Für Oesterreich ist die Bewegungsfreiheit der Nationen eine innere Daseinsbedingung, und wir konnten sie nicht um Rußlands willen opfern, wobei überdies noch die unaussprechliche Folge gewesen wäre, daß Rußland seine Klagen über unsere Unterdrückungssucht gesteigert und seine Agitation auf österreichischem Boden verstärkt hätte. Rußland braucht für die Zwecke seiner auswärtigen und seiner inneren Politik ein bis zur Lebensunfähigkeit unzufriedenes Oesterreich-Ungarn. Falsche Berichte und ungenügendes Urteil scheinen den Regierenden Rußlands vorgespiegelt zu haben, daß dieses Ziel schon ungefähr erreicht sei. Wie außerordentlich sie sich aber getäuscht haben und getäuscht worden sind, konnten sie schon aus den Nachrichten über die Aufnahme des serbischen Attentats und über den Verlauf der Mobilisierung ersehen. Noch niemals hat eine solche Einhelligkeit in unserer Monarchie geherrscht wie jetzt: Deutsche, Magyaren, Slawen und Rumänen, Konservative und Liberale, Christlichsoziale und Sozialdemokraten — alle erhoben sich zu einer Stimmungshöhe, die man hier seit Menschengedenken nicht gekannt hat, und wer in den ersten Tagen noch schwankte, wurde bald von der allgemeinen Bewegung mitgerissen. Das Gefühl, das in engen Kreisen seit Jahren immer stärker geworden war, das Gefühl, daß Oesterreich-Ungarn um seine Existenz spiele, wenn es die nächste Herausforderung nicht mit voller Kraft und auf jede Gefahr hin abwehre, wurde mit einem Male Gemeingut. Die unsinnige Theorie, daß Oesterreich-Ungarn im Begriffe sei, in sich selbst zu zerfallen, war mit einem Schlage widerlegt, die grenzenlose Leichtfertigkeit im Denken und Handeln unserer Gegner war aufgedeckt. Wie die Franzosen im Jahre

Siebzig auf den Abfall der Sachsen, Bayern, Schwaben, Rheinländer, Hannoveraner gerechnet hatten, so diesmal die Moskowiter auf das Auseinanderbröckeln der Nationen Oesterreich-Ungarns, und das Fiasco ist das gleiche wie damals. Am Kriege gegen Rußland wird unsere Monarchie gesunden, wie sich einst Deutschland geeinigt hat im Kriege gegen Frankreich.

Wenn Kampfesmut, Schulung und Organisation und Vertrauen in die Führer den Sieg verbürgen könnten, und wenn nicht im Kriege auch das Glück ein gewichtiges Wort mitzureden hätten, so dürften wir eines guten Ausganges sicher sein. Die Folge eines solchen Ergebnisses würde für das südöstliche Europa in der Herstellung gesicherter, ausichtsreicher Verhältnisse bestehen. Die Maßlosigkeit, mit der die Balkanvölker die ihnen zugefallenen Erfolge ausnützten, hat unhaltbare Zustände und neue orientalische Fragen geschaffen. Dies würde sich vollständig ändern; Südosteuropa hätte allen Grund, sich zu einem Siege Oesterreich-Ungarns zu beglückwünschen. Ein Sieg Rußlands dagegen würde seine Schatten verbunkeln über das ganze Gebiet zwischen dem Schwarzen Meer und der Adria werfen. Selbst Serbien, Rußlands Vorposten, wäre von der Jubelstimmung über die Vergrößerung, die ihm zufiele, bald geheilt, denn ein Zeitalter beständiger Unruhen, Attentate und Palastrevolutionen würde für das durch Prätorianertum und fanatischen Nationalismus tief korrumpierte Land anbrechen. Wahrscheinlich würden auch Rumänien und Bulgarien unter dem beherrschenden Einflusse Rußlands in krankhafte Zustände verfallen. Das Schicksal der Türkei aber würde nach einem Siege Rußlands besiegelt sein; sie würde nur noch zum Scheine ein selbständiges Staatswesen bleiben, in Wirklichkeit wäre sie ein russischer Vasallenstaat, soweit ihr Besitz nicht überhaupt in russische, englische und französische Hände übergegangen wäre.

Der Kampf zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland wird darüber entscheiden, ob westliche Kultur und Ordnung nach dem Osten oder ob östliche Unkultur und Unordnung nach dem Westen vordringen werden, ob der Grundgedanke des österreichisch-ungarischen Programms zur Geltung kommt, daß die Unabhängigkeit der Völker des nahen Orients verlangt, oder der Grundgedanke des russischen, daß die Unabhängigkeit gar nicht oder nur zum Scheine fortbestehen lassen will. Wie einst hinter den Wällen des belagerten Wien wird unter dem Doppeladler auch heute für das Dasein der habsburgischen Monarchie und für die Freiheit und den Fortschritt des Ostens gekämpft.

Paul Rohrbach / Die Furcht vor dem Frieden

Klingt das nicht wie Frevel, von Friedensfurcht zu sprechen, wo draußen Verwundete und Zerschmetterte in Qualen liegen und zu Hause die Arbeitslosen ums Brot sorgen? Nein, es ist kein Frevel, es ist höchste Pflicht, dies Wort, Furcht vor dem Frieden, auszusprechen und zu erläutern, wenn man die Gefahr ahnt, die es ausdrücken soll.

Was ist das für eine Gefahr? Noch kennt sie niemand von Angesicht, noch ist sie etwas Ungreifbares, Unbestimmtes, ein Schemen, der unsichtbar doch spürbar umzugehen anfängt, wie der Beginn der alles Lebendige in Unruhe stürzenden unheimlichen Verbunklung des Tageslichts bei Sonnenfinsternis. Niemand weiß es oder wagt es zu sagen, woher das Geräusch kommt, das in die Häuser, in die Bureaus, in die Straßen-

bahntwagen, in das Gespräch der Menschen auf den Plätzen einbringt, unwillig, ungläubig, entrüstet abgeschüttelt und verjagt wird, aber immer von neuem geschlichen kommt. Man sagt . . . , man hört, . . . es wird geflüstert, . . . , es soll . . . „Frieden“ gemacht werden, sobald es irgend angeht!

Wehe denen, die da rufen Friede! Friede! und ist doch kein Friede! Wir hätten auch Frieden haben können anstatt dieses Krieges, wenn wir den Oesterreichern geantwortet hätten: Fügt euch der russischen Drohung! Nehmt äußersten Falls Belgrad und geht dann auf die europäische Konferenz, die euch von der Medizin gegen die russisch-serbischen Bomben und Dolche gerade so viel zumessen wird, daß ihr auch weiterhin nicht leben und nicht sterben könnt und schließlich bei lebendigem Leibe auseinanderfallt! Wir hätten auch Frieden haben können, wenn wir Oesterreich-Ungarn den Russen ausgeliefert und als Judaslohn die deutsch-österreichischen Länder für uns nahmen — um dann desto sicherer nachher ohne Bundesgenossen zerdrückt zu werden. Wir können auch morgen den Frieden haben! Wir brauchen nur Engländern, Russen und Franzosen zu sagen: kommt, es soll alles vergeben und vergessen sein, zahlt uns unsere Kosten, tretet uns dies oder das Fekchen Land ab, eine Grenzberichtigung, ein Stück Afrika — und jedes Millionenheer und alle Schiffsmannschaften hüben und drüben ziehen heim zu ihren Häusern.

Wofür hätten wir dann gekämpft? Wofür wäre dann das große Feuer in unseren Herzen entbrannt? Wofür hätten wir erlebt, was im Dasein eines Volkes vielleicht in tausend Jahren, vielleicht überhaupt nie zum zweitenmal derart wiederkehrt, wie Gott es jetzt durch unsere Herzen hat strömen lassen? Für nichts und wieder nichts. Für ein Linsengericht, das uns unsere Erstgeburt kostet! Für eine vermehrte und verbesserte Auflage der vierzig Jahre sogenannten „Friedens“, unter dessen Waffendruck wir bloß darum nicht erlegen sind, weil uns mehr Kräfte wuchsen, als wir selber mußten. Wer von unseren Gegnern ist denn jetzt schon zu dem Frieden reif, den wir haben müssen, wenn wir als wirkliches Weltvolk unseren Volksgedanken auf Erden ausbreiten wollen?

Allenfalls die Franzosen. Auch die sind es noch nicht ganz. Erstens weil sie immer noch ein Stück Weges auf ihre Bundesgenossen hoffen, und zweitens weil sie die letzte Schlacht mit uns noch nicht geschlagen haben. Es ist nicht so wie 1870, daß Paris das letzte Reduit von Frankreich wäre. Vielleicht nehmen wir Paris eher als wir denken, aber dann stehen uns noch zwei Millionen Franzosen unter den Waffen gegenüber: geschlagen, erschüttert, aber nicht überwunden. In diesem Heerlager ist dann Frankreich, nicht in Paris oder Verdun oder Bordeaux. Gut, sagen wir, schlagen wir auch noch diese letzten lebendigen Maucrn Frankreichs. Menschlicher Voraussicht nach wird es uns gelingen, vielleicht schneller, vielleicht langsamer. Wenn die Franzosen dann bereit sind, ihren Frieden mit uns zu machen, so sollen sie ihn haben, und sind wir menschlich und klug genug, bringen wir genug Selbstüberwindung dazu auf, so sollte es ein glimpflicher Friede sein. Von Frankreich wissen jetzt nicht nur wir, sondern die Franzosen selbst, daß es vergeblich ist, gegen den Stachel zu löden. Frankreich ist für immer besiegt, weil es selbst die Wurzeln seiner Kraft zerschnitten hat. Mag der französische Soldat auf dem Schlachtfelde noch so tapfer kämpfen, er macht damit den feigen Verrat an eigenen Volkstum nicht wett, den seine Mutter und sein Vater begingen, als sie zueinander sprachen: ein Kind, zwei Kinder, mehr nicht . . . mehr Kinder — weniger vom „Leben“!

Nach diesem Schicksalserlebnis, das Frankreich selbst über sich heraufbeschworen hat, bleibt der Nation in Zukunft nichts übrig, als neben den Idealen der Rente und des Zweikindersystems als drittes noch das des Weltfriedens aufzupflanzen. Welchen Wert hätte es da, diesen wenig gefährlichen Gegner noch mehr ausbluten zu lassen, der Polypenmasse im Osten aber, die Millionen Fingarme regt und Völker als Opfer frisst, nur ein kleines Stück von ihrem unförmlichen Körper abzutrennen und vor den Seeräubern über dem Kanal vollends zurückzuschrecken? Nicht einmal den Versuch zu machen, sie dort zu fassen, wo ihre Zwingherrschaft vom festen Boden aus erschüttert, zertrümmert werden kann? Was könnte England demnächst gelegener kommen, als ein billiger Friede mit dem deutschen Michel! Worüber würde es froher sein, als über eine bequeme Frist, es später geschickter und mächtiger zu probieren, wie man uns von den Wegen wegdrängt, auf denen es Pfunde und Schillinge zu verdienen gibt! Wir würden mit unserer Quasi-Siegesfeier noch nicht zu Ende sein, so würden die Kontinente und Ozeane schon widerhallen von den Telegrammen, daß Deutschland eigentlich der Besiegte sei. Die Deutschen, das stupide Militärvolk, haben mit der barbarischen Walze ihres Millionenheeres zwar das arme Frankreich erdrückt, aber weder das riesige Rußland noch Britannien, den Fels der Redlichkeit und Weltkultur, haben sie überwältigt!

Es gibt überhaupt nur ein einziges Mittel, den Völkern Glauben an den deutschen Gedanken beizubringen und damit der deutschen Zukunft freie Bahn zu machen. Dies einzige Mittel heißt: Sieg über England! Wenn nicht Chinesen und Hindus, Nordamerikaner und Argentinier, Romanen und Slawen miteinander das unwiderlegliche Schauspiel des um Frieden bittenden und zur Herausgabe seines Jahrhunderttraubs gezwungenen England erleben, so können wir anstellen was wir wollen: der Brite wird immer den ersten Platz vor dem Deutschen behaupten. Ueber vierzig Jahre lang haben unsere Regierung, unsere Großkaufleute, unsere Industriellen, unsere Banken, unsere Präsmagnaten Zeit gehabt, um zu allen ihren Erfolgen auch noch das eine, unerlässliche zu schaffen: Verbindungen, die noch was taugen, um Zutrauen zur deutschen Kraft zu erhalten, als alle Skabel der Welt anfangen, Lügen über Deutschland auszuspeien. Das ist die eigentliche, die einzig wirkliche Niederlage, die wir bisher erlitten haben, und sie war wohlverdient, denn niemand trug die Schuld daran außer uns. So war es, so ist es, und so wird es rettungslos bleiben, wenn wir nicht den Entschluß fassen: kein Friede mit England, bevor der Engländer seine Waffen streckt!

Wenn England unbefiegt bleibt, so wird es neue vierzig Jahre lang gegen uns lügen, hegen, intriguierten, Spießgesellen dinge und die Welt in Bewegung halten, bis die Neueinfassung fertig ist und wir wieder da stehen, wo wir standen, als Mr. Grey auf die Frage, welche Bedingungen denn England uns für seine Neutralität stelle, die höhnische Antwort gab: solche Bedingungen sei er überhaupt nicht zu nennen in der Lage. Da hatten wir die Früchte unserer jahrzehntelangen Friedfertigkeit und Ehrlichkeit auf einem Teller beisammen. Wir werden sie ebenso herrlich reifen sehen, und sobald es Zeit ist mit ebenso edler Geste präsentiert bekommen, wie jetzt, wenn wir statt ein für allemal durchzukämpfen, nach dem englischen Frieden schießen, wie die Schuljungen nach den unreifen Äpfeln hinterm Baum. Zu zwei Dingen müssen wir entschlossen sein, wenn die Zukunft nach diesem Kriege nicht unseren Aufschwung und unsere Opfer nutzlos machen soll.

Das eine heißt: Mäßigung nach dem Siege, das andere aber: den Sieg nicht unvollendet lassen. Sündigen wir gegen das erste, so wartet unser die Vergeltung. Sündigen wir gegen das zweite, so wird das Blut all der Opfer, die jetzt fallen, über uns kommen, wenn einst unsere Enkel dafür zahlen müssen, was man uns versäumen hieß!

Ernst Vissauer / Spruch 1914

Nun ward die Zeit.
Wir stehn gedrängt,
Dicht Mann an Mann
Und Weib an Weib,
Ein Volk,
Sechzig Millionen als ein einz'ges Heer,
Die mit der Wehr,
Die ohne Wehr,
Zu Land, zu Luft, zu See,
Das Eiserne Kreuz,
Das Rote Kreuz,
Gen Ost und Nord und West,
Wir stehn gedrängt,
Karree.

Harry Söberg / Die Leute am Meer

Fortsetzung.

Langsam ging er hinunter, bei jedem Schritte grübelnd, rascher und rascher schritt er aus, auf den Rettungsweg hin, wo man wieder die Gespanne nach Süden führte.

Es waren viele Leute dabei. Er suchte seine Söhne unter ihnen. Sie gingen neben Martin her.

Er trat auf sie zu.

„Hört, Jungen, habt ihr Angst, euren Vater zu begleiten?“ fragte er.

Seine Stimme klang gedämpft.

Fragend sahen sie ihn an, als verstanden sie ihn nicht sofort. Die Männer kamen herzu und stellten sich dicht um sie.

„Die See hat den Leuten die Steuerbordruder weggenommen, drum müssen sie wieder ans Land,“ erklärte er. „Unser Boot liegt so, daß wir, wenn wir vom Lande wegkommen, ans Wrack heranrudern können... Es bleibt sicher nicht viel Zeit, drum wollen wir nicht zögern, Burschen.“

Die beiden wurden auf einmal nachdenklich. Ihre Gesichtszüge schienen zu verraten, was geschehen konnte.

„Habt ihr Angst, so lassen wir's,“ sagte er und sah sie fest an.

„Nein, wir fürchten uns nicht, Vater,“ erwiderte Per und schob den Kopf nach Anabenart empor. „Nicht wahr, Wölle?“

Die Männer bewegten sich unruhig, als wollten sie sich ins Mittel legen.

„Mich dünkt, du mußt dir die Sache erst ein bißchen überlegen, Niels Klitten,“ sagte der, der ihm am nächsten stand. „Kannst du's verantworten, das Leben deiner Kinder so aufs Spiel zu setzen?“

Niels sah die Leute an.

„Von euch anderen will wohl niemand mitkommen?“

„Es ist ein tolles Unternehmen, Niels Klitten,“ erwiderte einer.

„Ich hab' das Leben meiner Kinder schon oft aufs Spiel setzen müßten fürs tägliche Brot... da kann ich's wohl auch verantworten, wenn das Leben der anderen auf dem Spiel steht.“

Er schlug den Weg zum Meere ein, und die Burschen folgten.

Einige der Männer kamen ein Ende hinter ihnen. Martin gab den Zügel ab und folgte.

Als sie das Boot klarmachten, trat er zu Niels Klitten hin.

„Du hast wohl Verwendung für noch einen Mann?“ fragte er.

„Für dich, Martin?“

„Ja, ich möcht' gern mitfahren.“

Er überlegte einen Augenblick und antwortete dann:

„Gut denn, Martin... gut denn.“

Als sie sahen, daß es wirklich geschehen sollte, gingen einige von den Männern hinzu, um das Boot hinausbringen zu helfen, wenn es möglich war.

Niels Klitten stand am Achterteil. Seine Augen folgten den herankommenden Wellen. Die neunte gab gewöhnlich den Weg hinaus frei. Da schwangen die Burschen sich hinauf. Wie eine Mauer barst die Brandung gerade vor ihnen, so daß die Männer zurückwichen. Aber Niels Klitten ließ nicht nach. Einen Augenblick sah es aus, als ränge er wahnsinnig mit dem Meer. Das Wasser umschäumte seine Brust und drohte, ihn und das Boot zurück an den Strand zu werfen... Aber bevor die nächste See brach, war es klar von der Brandung.

Die Männer sahen erstaunt zu.

Als es im Süden bekannt wurde, strömten draußen alle auf den Meerhügeln zusammen.

Frauen nahmen ihre Kinder bei der Hand und gingen fort. Sie wollten es nicht mitansuchen... Männer liefen nordwärts, um so nah wie möglich zu sein, wenn es geschah. Denn es konnte nicht gut gehen.

Jens Ronge stand schweigend still, als man ihm die Botschaft brachte, daß Martin mitgefahren sei. Ane stand dicht bei ihm. Sie wand ihre Finger fest in den Schal, als preßte sie ihre Hände hilflos gegen ihre Brust.

Seine Hand berührte sie schwach.

„Das heißt Gott versuchen, mein Kind,“ sagte er.

Aber kein klagendes Wort kam über ihre Lippen.

Das Rettungsboot versuchte gerade zu landen, als man da draußen die Ausfahrt Niels Klittens wahrte. Und man ruderte nach Norden in das Riffwasser, um bei der Hand zu sein, wenn er glücklich zurückkommen sollte.

Auf dem Hügel an Niels Klittens Haus standen seine Frau und Bodil. Sie sahen das Boot, wie es über den Sandbänken zum Vorschein kam.

Bleich leuchteten ihre Gesichter gegen den sturmgrauen Tag. Die Hände der Frau waren in rastloser Bewegung. Ihre Rippen bewegten sich krampfhaft, als flüsterte sie vor sich hin. Voller Ahnung und Unruhe war sie gewesen... aber daß es dazu kommen würde... Sie bemerkte nicht, daß Bodil sich entfernte. Drinnen in der Stube warf sie sich auf die Knie, das Gesicht auf die Ruhebank gestützt und schluchzte laut. Ein Name drängte sich aus ihrem Jammern hervor... Die helle Sommernacht, als seine Lippen die freudige Sehnsucht in ihr weckten, strömte jetzt wie das Leben selbst zu ihrem Herzen hin.

Es durfte nicht geschehen... nein, es durfte nicht geschehen, betete sie. Und flehend rang sie die Hände. Jede

Minute konnte das Meer nehmen, was der Schmerz dieser Stunde in ihrer Brust gebär.

Sie verbarg sich in dem dunkelsten Winkel des Alkovens, vergrub ihr Gesicht in die Kissen, als erwartete sie jeden Augenblick jene Kunde, bei der ihr das Herz stillstehen mußte...

Unter starker Spannung sah man, wie das Boot sich zum Bruch hinaus vorwärtstämpfte. Keine der Seen, die sich auf seinem Weg erhoben, traf es. Auf jedem Wellengipfel kam es zum Vorschein wie ein großer Vogel, der von Klippe zu Klippe übers Meer davonslog.

Die Seelente kletterten auf die Fockrah, und man warf ihnen mit Mühe ein Tau zu. Die See spülte um sie auf, so daß sie oft ganz verschwanden, während sie sich hinabfierten.

Das Rettungsboot fuhr aus, um die Ankommenden über die Sandbänke zu begleiten.

Die Leute scharten sich zusammen, wo sie landen mußten. Es war ein Wunder Gottes, wenn es gut ablief...

Eine Stunde später setzte die Brandung die Geretteten ans Land.

Die Burschen blieben auf den Ruderbänken sitzen, die Riemen mit den Händen umspannend, als könnten sie nicht loslassen. Die Seelente waren schlaff zusammengesunken, nun, da das Leben gerettet war. Man half ihnen aus dem Boot heraus und führte sie durch die Dünen. Sie gingen schwanzend, als wollten die Knie jeden Augenblick zusammenknicken. Die Köpfe hingen mit dem Sinn auf die Brust.

Mit einem Schwindelgefühl hielten sich Martin und Per an der Reling fest, als sie ausstiegen. Jeder wollte ein Ruder nehmen, aber ihre Arme sanken tot hinab.

„Könnt ihr selbst, Jungen?“ fragte Niels Klitten.

Er erschien ruhig, als ob nichts geschehen wäre. Sie nickten: sie wollten allein gehen.

Dann nahm er Wolle, der sich nicht von der Ducht rührte, und trug ihn die Düne hinauf.

Kresten Ronge kam zu ihm hin.

„Er muß wohl bis morgen bei uns bleiben,“ sagte Kresten. „Ihr habt weit nach Hause.“

Und er ging weiter und half den Leuten das Boot bergen.

Niels Klitten folgte mit dem Knaben auf seinem Arm, Martin und Per waren dicht hinter ihm.

Seine Schritte wurden schwer von Müdigkeit, und seine Augen blickten gerade vor sich hin.

Jens Ronge und Ane gingen voraus...

Der Alte hatte kein Wort über das Geschehene gesagt.

Eine Stunde später stand er in der Haustür.

Draußen überm Meer war der Sturmhimmel zersprengt, und die blaue Luft leuchtete hier und da hervor. Die schwere Wolkendecke trieb überm Lande dahin, und die Sonne brach in den Tag vor.

Aus den Dünen kam ein Wagen. Ein paar Männer begleiteten ihn schweigend. Die Mäuler der Pferde hingen tief auf den Weg hinab.

Jens Ronge folgte ihnen mit den Augen zum Gehöft hinauf.

Es waren zwei Leichen, die schon an Land getrieben waren.

„Das Meer rächt sich, liebe Kinder!“ murmelte er und stolperte zu dem westlichen Tor hin.

Fortsetzung folgt.

Gottfried Traub / Gemüt

Nicht die Gewalt der Arme, noch die Lichtigkeit
seht der Waffen, sondern die Kraft des Gemüts
ist es, die die Siege erlämpft. Ziehle.

Im goldigen Sonnenschein lag der alte Friedhof. Begraben wurde dort nicht mehr. Unter alten Bäumen schallte Kindergefang. Es summt von Jungvölk und hütenden Müttern wie in einem Bienenschwarm. Das Leben stand auf und freute sich seines Rechts. Ich war neugierig und wollte zusehen, wie sich „das Volk“ benahm. Die Frauen, die da saßen, erzählten sich von ihren Angehörigen, die „fort“ gemußt. Jeder hatte „auch einen dabei“. Man strickte und nähte, dazwischen liefen die Kleinen und schrien die Kleinsten. Wer Kinder geführt hat, besonders in Menge, weiß, wie manchmal der Geduldsfaden reißt. Ich wunderte mich aber, mit welcher Ruhe hier alles vor sich ging. Kaum daß ich ein Scheltwort hörte. Das war Freude. Ich glaube, die Sonne hatte auch ihren Spaß daran. Sie verschwendete ihr Licht und ihr Gold; zwischen Bäumen, Gittern, Steinen und Gräbern lag eitel Sonntagsfrieden.

Selbstverständlich laufen keine Engel herum. Ich weiß das von mir und von anderen. Aber es ist geradezu eine Weihnachtsbotschaft, daß die Masse unseres Volkes innerlich gesund, opferwillig und von gutem Anstand ist. Weihnachtsbotschaft nenne ich das, denn sie lautet: Fürchtet euch nicht; euch ist Freude widerfahren. Wir haben oft gesündigt durch Mißtrauen und haben herabgesetzt, was sich heute in seinem natürlichen Wert zeigt. Wir galten manchmal wie eine Stimme in der Wüste, wenn wir trotzdem nur zum Vertrauen aufforderten und unerschütterlich die Gewißheit verteidigten, daß die beste Medizin für ein Volk ist: Zutrauen.

Eine schwere Probe steht uns nun bevor. Das ist weniger die äußere Not. Sie wird viel, sehr viel zu schaffen machen. Hungern ist gar noch lange nicht das Schlimmste. Aber andere hungern sehen müssen, die man liebhat, das schneidet schon tiefer. Doch das Häßlichste ist die Gefahr der Verrohung. Früher dachte ich immer, die Soldaten würden roh. Denn zwischen Leben und Tod in Pulverdampf und Straßenstaub sterben manche Gefühle. Man schränkt sich auch im Gemütsleben ein; das elementare genügt. Und doch ist die Gefahr der Verrohung zu Hause größer als im Felde. Vor dem Feind stehen, heißt stets dem Ernst unmittelbar ins Auge sehen, und in dieser höchsten Spannung werden auch die großen Tugenden stark. Auf dem Schlachtfeld stehen Gerechtigkeit und Barmherzigkeit nebeneinander. Der ritterliche Geist stirbt nicht. Aber bei uns? Wir sind aufs höchste gespannt, hin und her geworfen zwischen Zusehen, Erleben, Trauer, Sorgen, ohne doch das Kriegerische selbst in seinen Tiefen mitzumachen. Da wächst die Versuchung, das Kriegerische nachzumachen, gar nachzuäffen. Man meint, Herzlosigkeit sei Tapferkeit, und deutsch sein heiße, in jedem anderen einen Schuft sehen. Ich verstehe so gut, wie man in diese Stimmung gerät. Nicht Häßlichkeit treibt dazu; vielmehr der Wille, nicht seitab zu stehen, zu zeigen, daß man auch tapfer ist. Aber es mißrät. Diese Tapferkeit wird ein Feuerwerk mit niederträchtigen Worten, ein Vergessen, daß wir hier im Friedensland leben,

wo jeder seine Pflicht so gut zu erfüllen bestrebt ist, wie er kann, und daß Männer und Frauen in gleicher Würde nebeneinanderstehen und arbeiten. Ein Verwundeter, der nach Hause kommt, will hier keine Prahlhänse finden, sondern Herzen, die ihn verstehen und die auch für des Krieges Ernst und heilige Größe, die er da draußen geschaut hat, den inneren Ton finden. Der Weg zum Frieden muß ihm geebnet, nicht erschwert werden.

Geist macht den Krieg siegreich, Geist macht den Frieden segensvoll. Ohne Geist werden beide Zerrbilder. Sie gehen dann vor sich, aber sie erziehen nicht. Wir Deutsche führen den Krieg voll geistiger Gewalt im Feld. Dieses Atems starken, vollen Hauch soll man allüberall bei uns zu Hause verspüren, daß die liebe Sonne ihre Freude an uns allen habe. Dann steigt auch aus den frischen Gräbern neues Leben, und ein starkes Geschlecht dankt den Toten, und ihre Kinder spielen über grünem Rasen alter Friedhöfe.

Biehweg / Auf der Walfstatt

Wenn unsre grauen Leiber der Tod gemäht,
wer blidt nach uns?

Der Geier, der über der Heide sich dreht,
Die Sonne, die bleich über den Wolken steht,
die blicken nach uns.

Wenn unsre jungen Leiber der Tod gemäht,
wer weint um uns?

Ein jeder Seufzer, zum Himmel geweht,
Der Sturmwind, der über der Walfstatt sich bläht,
sind Klagen um uns.

Wenn unsre kühnen Leiber der Tod gemäht,
wer segnet uns?

Die Schar, die schon durch die Sterne geht,
Das Volk der Zukunft, das herrlich ersteht,
die segnen uns.

Soziale Bewegung

Praktische Vorschläge zur Einschränkung der Arbeitslosigkeit
enthält eine Uebersicht, die nach Verhandlungen zwischen Reichs- und preussischen Behörden zusammengestellt worden ist und jetzt halbamtlich veröffentlicht wird. Die aufgestellten Richtlinien entsprechen den Ratschlägen von Dr. Franz Oppenheimer und anderen Volkswirten und geben Winke zur zweckmäßigen Verteilung der vorhandenen Arbeitsmenge und zur Beschaffung vermehrter Arbeitsgelegenheit. Wir entnehmen der Zusammenstellung folgende Punkte: Wo Behörden freiwillige Kräfte als Boten, Schreibpersonal usw. eingestellt haben, sollen diese unverzüglich entlassen und durch bezahlte Kräfte ersetzt werden, so lange arbeitsfähige Arbeitslose vorhanden sind. Auch Privatunternehmer sollen darauf hingewiesen werden, daß es gegenüber der bevorstehenden großen Arbeitslosigkeit patriotischer ist, bezahlte Kräfte einzustellen, als sich freiwilliger Helfer zu bedienen, ganz abgesehen davon, daß bei dem Unfall eines ungeübten Helfers aus der Haftpflicht erhebliche Lasten erwachsen können. Die Behörden sollen nach Möglichkeit auf die freiwilligen Organisationen der Liebesätigkeit einwirken, daß sie grundsätzlich ihre Arbeiten möglichst durch bezahlte Kräfte

ausführen lassen und sich für die Leitung und die Organisation ehrenamtlicher Kräfte bedienen. Wer bisher bezahlte Kräfte als Diensthboten, Wäscherinnen, Kinderfräulein usw. in seinem Hause beschäftigt hat, soll dies nach wie vor tun. Wer Aufträge vergeben kann, soll damit nicht zurückhalten und z. B. demnächst die Wintersachen einkaufen. Die Behörden sollen vor allem durch die Handels- oder sonstige Vertretungen die Unternehmer darauf hinweisen, ihre Betriebe möglichst aufrecht zu erhalten und, wo angängig, auf Lager oder mit verkürzter Arbeitszeit zu arbeiten. Damit möglichst viel Personen Beschäftigung erhalten können, soll gegenwärtig grundsätzlich keine Ueberarbeit gemacht werden. Aus dem gleichen Gesichtspunkt erscheint es geboten, daß Behörden, besonders auch Kommunalverwaltungen, starker Körperschaften und Private ihren Angestellten oder Beamten Nebenarbeit nicht mehr nach Hause geben und diese Arbeit an Beschäftigungslose übertragen. Wie das Reich alle noch rückständigen Bauten am Kaiser-Wilhelm-Kanal weiterführt, wie die Marineverwaltung verfährt, so gehen auch die Staaten vor, führen die angefangenen Bauten weiter und erteilen nach Möglichkeit neue Aufträge. An Strafanstalten sollen Aufträge möglichst nicht mehr erteilt werden, sondern der privaten Industrie vorbehalten werden. In vielen Teilen Deutschlands sind große Moore und Debländereien vorhanden, zu deren Urbarmachung die Projekte in den Ministerien teilweise schon fertiggestellt sind. Sie werden sofort in Angriff genommen werden. Durch Zusammenwirken der Behörden mit den Arbeitsnachweisen und der Arbeitgeber- und Arbeiterorganisationen soll dahin gestrebt werden, daß möglichst niemand nach solchen Orten zieht, wo bereits Arbeitslosigkeit herrscht. — Man kann diesen amtlichen Vorschlägen nur rückhaltlose Zustimmung aussprechen. Wäre von Anfang so, wie hier gewünscht, verfahren worden, so wäre manche überreife wirtschaftliche Maßnahme Anfang August unterblieben, die ihren Urheber und die Allgemeinheit geschädigt hat.

Sozialdemokratische Gewerkschaften und Krieg. In den Drängen der Gewerkschaften aller Richtungen gibt es nur eine einheitliche Beurteilung des gegenwärtigen Krieges. Immerhin dürften einige Stimmen aus sozialdemokratischen Gewerkschaftsblättern wegen ihrer rückhaltlosen Schreibweise besonders interessieren. In der „Schiffahrt“, dem Organe der Seeleute und Binnenwasserfahrer, schrieb beim Kriegsausbruch der bekannte Gewerkschaftsführer Paul Müller u. a.: „Rußland wollte den Krieg, weil es die Revolution im Innern gegen die Knete fürchtet, sein grausam-despotisches Zarsystem und Salzenregiment festigen und ausbreiten will; Frankreich unterstützt den Zaren, weil es hofft, so seine Revanchegelüste von 1870/71 befriedigen zu können, und die uns Deutschen stamm- und blutsverwandten germanischen Briten kämpfen an der Seite von Franken, Slawen und Kalmücken, weil sie, dem neidischen Gefühl ihrer Krämerseele folgend, hoffen, Deutschland als friedlich vordringenden Konkurrenten auf dem Weltmarkt und den Weltmeeren wieder zurückdrängen zu können. Deshalb beugt sich Frankreich feige unter die Jarentruke, deshalb bricht England mit seiner ganzen Exaltation, übt Verrat an seinen germanischen Stammesgenossen. Welch eine Weltchande für dieses stolze Albion!“ Und einem Kriege gegen den blutdürstigen Zarismus, gegen Kosaken, Kalmücken und ihre fränkischen und britischen Vasallen sollten wir philosophisch-zögernd tatenlos gegenüberstehen? Nein, sagen wir, tausendmal nein! Unser Herz ist erfüllt mit tiefem Abscheu vor jedem Krieg. Aber wenn kein Opfer mehr hilft, um das Verhängnis aufzuhalten, wenn wir uns dann der namenlosen Schändlichkeiten erinnern, die der Zarismus an seinen eigenen Volksgenossen verübt hat, wenn wir uns weiter vorstellen, die Schergen dieser barbarischen Gewalt könnten als trunfene Sieger unser Land betreten, dann dringt ein Schrei über unsere Lippen: Nur das nicht! Und heute steht das deutsche Volk einmütig, ohne Unterschied der Partei, des Standes, der Klasse zusammen, um Babels heisererhehten Wunsch zu erfüllen, denn eine Niederlage Deutschlands Rußland gegenüber wäre unerträglich. Sie wäre gleichbedeutend mit Zusammenbruch, Vernichtung und namenlosem Elend für uns alle. Unter aller Gedanken bäumen sich gegen diese Möglichkeit auf. Die „vaterlandslosen Gesellen“ werden ihre Pflicht erfüllen und sich darin von den Patrioten in keiner Weise übertrumpfen lassen. Hat Wilhelm II. uns die offene Hand geboten, Worte der Versöhnung zur Tat in ernster Stunde gefunden, so schlagen wir ein als ehrliche Republikaner, bereit, den inneren Kampf ruhen zu lassen angesichts des Feindes unseres gemeinsamen Vaterlandes; bereit zum Kampf gegen alle, die uns in Ost, West und Nord bedrohen. Der Verteidigung nimmher unsere ganze Kraft!“ — Der „Grundstein“, in dem die Mannarbeiter ihr Sprachrohr erblickten, entwickelte am Ende der dritten Kriegswoche folgende Gedanken: Eine Niederlage Deutschlands würde für die europäische Zivilisation, für das staatliche und wirtschaftliche Leben unseres Volkes und damit auch für die deutsche Arbeiterklasse schlimme Folgen haben; Folgen, die sich nach Art und Umfang kaum ausdenken lassen, die man nur ahnen kann, wenn man sich die Schicksale der Völker vergegenwärtigt, die heute schon unter der Herrschaft des halbasiatischen Knutenregiments stehen. Geschichtlich betrachtet handelt es sich in diesem Krieg um einen Vorstoß der moskowitischen Unkultur gegen die europäische Zivilisation. Diese Tatsache wird

nur schlecht durch die Hilfe verdunkelt, die sie dabei durch drei Westmächte erfährt. Hier ist es tatsächlich der Kampf der herrschenden Klassen untereinander um den größten Anteil an der kapitalistischen Ausbeutung der übrigen Welt. Aber das kann selbstverständlich für die deutsche Arbeiterklasse kein Anlaß sein, die Sache ihres Landes aufzugeben: die Absichten der herrschenden Klassen Deutschlands, sich ihren Anteil am Weltprofit zu sichern, fallen durch die unnatürliche Verbindung der Westmächte mit Rußland mit dem Lebensinteresse nicht nur der deutschen, sondern der ganzen europäischen Arbeiterklasse zusammen, die kulturelle und politische Zukunft Europas vor der Vernichtung durch das Moskowitertum zu schützen. — Die gleiche Auffassung wie in den beiden vorgenannten Blättern kommt in der gesamten Gewerkschaftspresse, auch in der sozialdemokratischen, zum Ausdruck.

Eine löbliche Kriegsfrucht. In den Arbeiterblättern findet sich jetzt vielfach die stehende Rubrik „Vorbildliche Unternehmer“. In ihr werden die Betriebe laufend aufgezählt, die besondere Opfer für ihre Arbeiter bringen. Ihre Zahl ist erfreulich groß. Auch uns ist eine Reihe Zuschriften zugegangen, worin auf solche hilfsbereiten Unternehmer aufmerksam gemacht wird. Leider fehlt uns der Raum, sie abzudrucken. Aber auch ohne öffentliche Namhaftmachung dürfen die sozial und patriotisch handelnden Arbeitgeber des Dankes aller Vaterlandsfreunde und besonders der Gesamtarbeiterchaft sicher sein. Allerdings fehlt es in dem lichten Wilde auch nicht an dunklen Schatten. Es sind leider Fälle zu verzeichnen, wo Unternehmer durch schlimmste Lohnrückerei, z. B. in der Konfektion, in der Porzellanfabrikation, durch ausbeutende Verlängerung der Arbeitszeit, durch selbstsüchtige Betriebseinstellung und harte Entlassung von Angestellten und Arbeitern geradezu das Gemeinwohl schädigten. Aber, so schreibt dazu die „Soz. Praxis“, wie wir erwarten, daß hier durch scharfes Eingreifen von oben Hilfe, wo es nottut, geschaffen wird, so wissen wir, daß die leitenden Männer in Industrie und Handel solche Ausschreitungen der Profitgier aus der herbeiteil beurteilen und ihrerseits eifrig und mit großen Opfern bemüht sind, ihre sozialen und wirtschaftlichen Pflichten zu erfüllen. Namentlich die Leiter unserer großen Industrieverbände treten, von starker Verantwortung erfüllt, entschieden ein für die Gemeinsamkeit der Arbeitgeber mit den Arbeitern in diesem Kampf ums Dasein, der unserem Volke auszuweichen ist. Die Kundgebungen, die fortgesetzt von berufenen Arbeitgeberverbänden veröffentlicht werden, werden aus wirksamste unterstützt durch das Verhalten zahlreicher großer Betriebe und Einzelunternehmer. Und aus vielen Weisen dürfen wir schließen, daß diese Bemühungen, den Arbeitern Beschäftigung oder Unterstützung zu gewähren, namentlich bei den organisierten Arbeitern und Angestellten Verständnis, Anerkennung und Vertrauen findet. Dieser Gemein Sinn, diese Solidarität zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, die sich sonst so oft bekämpfen, ist eine löbliche Frucht, die uns das gewaltige Schicksal beehrt hat, und wir wollen ihre Segnung auch bewahren für die Friedenszeiten, die herrlich vor dem aussehenden Blick am Horizont aufsteigen. Daß es jetzt keine Arbeitskämpfe, keine Streiks und Sperren mehr gibt, soll uns nicht genug sein. Wir hoffen und vertrauen, daß auch dauernd in der Zukunft der Geist der gegenseitigen Achtung und Versöhnung sich stark und wirksam erweise. Nicht daß es an Kämpfen dereinst fehlen wird, vermessen wir uns zu meinen. Wohl aber glauben wir, daß beide Parteien fortan sich gegenseitig Anerkennung ihrer Rechte und billiges Abwägen ihrer Bestrebungen verbürgen und auf dem Wege der Verhandlungen und Verträge den Frieden im Gewerbe und die Wohlfahrt aller sichern werden. Soll dies aber geschehen, so müssen die vorhandenen Organisationen der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer aufrecht erhalten werden. Denn nur sie können die Träger des sozialen Friedens und des wirtschaftlichen Ausgleichs der Kräfte sein, nur sie allein können Verhandlungen führen, Verträge schließen, ihre Einhaltung verbürgen.

Die deutschen Hausbesitzer und der Krieg. Der Schutzverband für deutschen Grundbesitz, den seine scharfe Interessenvertretung sonst vielfach zur Feindschaft gegen soziale Fürsorgebestrebungen getrieben hat, erklärt in einem Aufruf, daß alle wirtschaftlichen Interessensverschiedenheiten jetzt zurücktreten müssen, vielmehr jeder seine Pflichten gegenüber der Gesamtheit vor allem ins Auge fassen müsse. Von den beachtenswerten Mahnungen des Aufrufs geben wir hier die folgenden wieder: „Die Truppenbewegung wird den Bedarf an Quartieren für Offiziere und Mannschaften bedeutend steigern. Wir bitten alle Hauseigentümer, über ihre gesetzliche Verpflichtung hinaus geeignete Räume zur Verfügung zu stellen, insbesondere auch leerstehende Wohnungen für solche Zwecke bereitzustellen. . . Dem Hausbesitzer erwachsen ernste Schwierigkeiten. Die Häupter der Familien, die in seinem Hause wohnen, sind vielfach in den Krieg gezogen. Einem erheblichen Teile von ihnen ist, wie wir mit Befriedigung feststellen müssen, dadurch die Sorge um die Ihrigen erleichtert oder abgenommen worden, daß die dem Verbands angeschlossenen Anstalten und Unternehmungen in großer Anzahl die Weiterzahlung des Gehalts vorzunehmen beabsichtigen. Hier sind also die Mieten nicht gefährdet; denn ein gesetzliches Recht, mit

der Miete im Rückstand zu bleiben gibt es nicht. Auch der Ausbruch des Krieges ändert daran nichts. In den Fällen aber, in denen die zurückgebliebenen Angehörigen der zu den Forderungen berechtigten Mieter in Not geraten, erwarten wir, daß die Grundbesitzer in der Anforderung der Mieten Nachsicht üben werden. Zugleich erwarten wir auch, daß die Hypothekengläubiger, insbesondere die Hypothekenbanken, Versicherungsgesellschaften und Sparkassen in solchen Fällen den Zeitverhältnissen Rechnung tragen und nicht sofort wegen unpünktlicher Zinszahlung mit Zwangsmaßnahmen vorgehen werden. Da, wo die Grund- und Hausbesitzer ins Feld gerufen sind, und wo die Familie des Rates bedarf, um ihre wirtschaftlichen Angelegenheiten, insbesondere ihre Vermögensverwaltung ordnungsgemäß und ohne Nachteil durchzuführen, stellt sich der Schutzverband gern zur Verfügung. Er wird an sämtliche angeschlossenen Organisationen des städtischen und ländlichen Grund- und Hausbesitzes mit geeigneten Vorschlägen baldigst herantreten."

Eine vorbildliche Arbeitslosenfürsorge darf die von der Not der Zeit erzwungene der Stadt Berlin genannt werden. In der Begründung der von Magistrat und Stadtverordneten einstimmig angenommenen Vorlage heißt es:

„Der Kriegsausbruch hat für eine große Zahl von Personen eine Beschränkung der Arbeitsgelegenheit zur Folge gehabt. Wenn auch zu erwarten ist, daß eine Reihe von Betriebsunternehmern bald wieder in der Lage sein wird, die Arbeit in ihren Fabriken und Werkstätten in weiterem Umfang zu betreiben, und daß sie sich, ihrer patriotischen Pflicht eingedenk, nach Möglichkeit bemühen werden, ihren Arbeitern Lohn und Brot zu gewähren, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß immer noch zahlreiche Familien und Einzelpersonen durch kürzere oder längere Arbeitslosigkeit in Schwierigkeiten geraten sind. Auf Grund der Beratungen der von den Gemeindefürsorgeeinrichtungen gemischten Deputation haben wir beschlossen, unsererseits Maßnahmen zu ergreifen, durch welche dieser Lage während der Kriegszeit nach Möglichkeit geentworfert werden kann. Wir sind dabei Hand in Hand gegangen mit den Arbeiterorganisationen, welche bisher schon ihren Angehörigen Arbeitslosenunterstützung gewährt und sich uns gegenüber anheischig gemacht haben, während der Kriegszeit nach ihren ganzen Kräften die Zahlung derartiger Unterstützungen fortzusetzen. Weiterhin haben wir uns mit der Landesversicherungsanstalt Berlin in Verbindung gesetzt, welche beabsichtigt, in weitherziger und umfassender Weise die bei ihr versicherungspflichtigen, arbeitslos gewordenen Personen zu unterstützen, soweit dieselben den Unterhalt ihrer Angehörigen aus ihrem Arbeitsverdienst ganz oder überwiegend bestritten haben. Es wird geplant, die städtische Hilfsaktion in enger Verbindung mit derjenigen der Landesversicherungsanstalt durchzuführen. Auf Grund aller dieser Verhandlungen sollen Unterstützungen gewährt werden:

- a) Angestellten und Arbeitern, welche trotz Arbeitsfähigkeit und Arbeitswilligkeit eine Beschäftigung nicht finden können;
- b) Kleineren Gewerbetreibenden und Angehörigen freier Berufe, die unter der gegenwärtigen Wirtschaftslage außerstande sind, sich und ihre Familien zu ernähren.

Die Unterstützung beträgt: für Personen, welche den Unterhalt von Kindern bestreiten, 5 M. wöchentlich, für die übrigen 4 M. wöchentlich. Soweit es sich um Personen handelt, welche von einer Angestellten- oder Arbeiterorganisation laufend Arbeitslosenunterstützung beziehen, wird die Unterstützung in der Form eines Zuschlags von 50 v. H. zu dieser Arbeitslosenunterstützung gewährt, mit der Maßgabe jedoch, daß Arbeitslosenunterstützung der Organisation und städtischer Zuschlag mindestens 5 M. bzw. 4 M. die Woche betrage. Soweit die Arbeitslosenunterstützungen der Organisation unter Zuschlag derjenigen der Stadt den Betrag von 12 M. die Woche übersteigen, wird der Zuschlag gekürzt bzw. kommt er in Fortfall. (Genter System!) Die städtische Unterstützung wird nur solchen Personen gewährt, welche seit dem 1. Juni 1914 in Berlin ununterbrochen ihren Aufenthalt haben und, sofern sie sich im Angestellten- oder Arbeitsverhältnis befinden, 14 Tage lang ohne Beschäftigung sind. Ausgeschlossen von der städtischen Unterstützung sind Renten- und Krankengeldempfänger, Bezieher von Militärpensionen, Veteranenlohn usw. Ebenso Personen, welche sich in der Fürsorge der Armenverwaltung befinden oder aus Stiftungen angemessen unterstützt werden. Desgleichen sind von der Arbeitslosenunterstützung alle Personen ausgeschlossen, welche Unterstützungen auf Grund des Gesetzes vom 28. Februar 1888 bzw. 4. August 1914, betreffend die Unterstützung von Familien in den Dienst eingetretener Mannschaften beziehen. Die Stadtgemeinde behält sich vor, insbesondere an unverheiratete Personen anstelle der Barunterstützung Speisemarken zu gewähren, deren Wertbetrag auf die Unterstützung zur Anrechnung kommt. Wie weit im übrigen anstelle der Barunterstützung die Gewährung von Naturalien tritt, bleibt besonderen Beschlüssen vorbehalten. Die Festsetzung der Unterstützungen und die Kontrolle der Unterstützungsempfänger geschieht durch besonders zu bildende Kommissionen."

Büchertisch

(Kriegsliteratur)

Rathismus für Helferinnen vom Roten Kreuz von Medizinalrat Dr. Eschle. München, bei Otto Smelin. 70 Pf.

Inhalt: Die freiwillige Krankenpflege im Krieg; die Pflichten und Obliegenheiten der Helferinnen; die Hauptlehren der Gesundheitspflege; die erste Hilfe bei Verletzungen und drohender Gefahr; Wochenbett und Säuglingspflege.

Außerordentlich verständlich und praktisch, nützlich für jede Pflegekraft.

Erster Unterricht in der Krankenpflege in Frage und Antwort von Dr. J. Fekler. 4. Auflage. München, bei Otto Smelin. 2 Mark.

Dieses Buch ist nicht für den Kriegszweck geschrieben, dient aber gerade jetzt allen Pflegern und Pflegerinnen auch bei Hauspflege, ist ausführlicher, als das vorhergenannte Heftchen. Uebersichtlich.

Die Unterstützung von Familien der infolge Mobilmachung einberufenen Mannschaften; die Gewährung von Beihilfen an Kriegsteilnehmer; die Aufwandsentschädigungen an Familien usw. von C. Mathos, Oberverwaltungssekretär. Braun'sche Hofbuchdruckerei und Verlag, Karlsruhe. 1,80 M.

Sehr brauchbares Hilfsmittel für Verwaltungsbeamte, Gemeindevorsteher, Armenpfleger. Gesetze, Gesetzesauslegungen, Formulare zunächst für Baden, aber zum größten Teil allgemeingültig.

Prozessrechtlicher Schutz der Kriegszeit, ein Kommentar zum Gesetz betreffend den Schutz der infolge des Krieges an Wahrnehmung ihrer Rechte behinderten Personen vom 4. August 1914 von Dr. J. Sieckin, Landrichter. Berlin, Guttentags Verlag. 1,60 Mark.

Erklärung des wichtigen Notgesetzes sowohl für Juristen als auch für die Betroffenen, die bei unerledigten Rechtsstreitigkeiten zur Fahne gerufen wurden. Ausführung wie sonst in den Guttentagschen Ausgaben.

Russisches Tornikermörterbuch, bearbeitet von Oberleutnant G. Frank. Berlin-Schöneberg, Mentorverlag.

Polnisches Tornikermörterbuch, bearbeitet von Albin Timgrodzki. Derselbe Verlag.

Englisches Tornikermörterbuch. Derselbe Verlag.

Französisches Tornikermörterbuch, bearbeitet von Oberleutnant Welzien. Derselbe Verlag.

Jeder Band 60 Pf., empfohlen vom Kriegsministerium; Aussprache nach der Methode Toussaint-Langenscheidt. Kleine Landkarten, Ortsnamen, Uniformbezeichnungen, kurze Sprachlehre, Mustergespräche über militärische Dinge, Gespräche mit Quartierwirten, Ärzten, im Wirtshaus usw. Anerkannt brauchbar.

Kriegs-, Zivil- und Finanzgesetze vom 4. August 1914. Berlin, Guttentags Verlag. 1,50 M.

Gesetze und Bekanntmachungen über Kriegsversorgung, Krankenversicherung, sozialpolitische Ausnahmen, Darlehnskassen, Reichsskassenscheine, Wechsel- und Scheckrecht, Zeitgeschäfte, Kriegsschlag, Reichsschuldenordnung, Höchstpreise, Einfuhrerleichterungen.

Briefkasten

Da durch den Krieg der Verkauf der „Hilfe“ an verschiedenen Straßen-Verkaufsstellen nicht fortgesetzt werden konnte, ist es gekommen, daß die Meinung entstand, als sei die „Hilfe“ überhaupt nicht mehr zu bekommen. Natürlich ist das falsch; Bezug durch Buchhandel und Post ist immer und überall möglich! Störungen bitte an uns zu melden.

Allen Bestellern der Nummer 86 für Lazarette, Krankenhäuser und ähnliche Anstalten, sowie an militärische Einzeladressen danken wir für ihre Mitarbeit. Eine briefliche Antwort im Einzelfall ist unmöglich. Weitere Bestellungen erwünscht.

Verlag der „Hilfe“

Berlin-Schöneberg, Königsberg 6.

Verantwortlich für den politischen Teil: Dr. Kaumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

**Versprecher: Amt Lüchow 5506,
Postfachkonto: Amt Berlin 8888
Unverlangten Einsendungen ist
keits das Rückporto beizufügen.
oooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooo**
Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

oooooooooooooooooooooooooooo

Schluss der Anzeigen - Annahme:
Freitag der vorhergehenden Woche

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Aufforderung. — **Friedrich Raumann:** Kriegschronik. — **Dr. Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Geh. Rat Prof. Friedrich Meinecke:** Deutscher Friede und deutscher Krieg. — **Biz. Dr. Paul Rohrbach:** Die Stimmung der Neutralen. — **Gustav Mayer:** Die Belgier und ihr Staat. — **Dr. Theodor Henß:** Ludwig Frank †. — **Julius Bab:** Kleists Verklärung. — **Helene Lange:** Kriegssommer 1914. (Gedicht). — **Harry Eiberg:** Die Leute am Meer. — **D. Gottfried Traub:** Freude. — **Soziale Bewegung.**

**Der Verlag der „Hilfe“
Fr. Neumann.**

Der Deutsche Kaiser richtet an den nordamerikanischen Präsidenten Wilson ein Telegramm, in dem er sich über den Ge-

Der sozialdemokratische Parteivorstand erläßt eine hinreichend deutliche Erklärung gegen das Komitee des internationalen sozialistischen Bureaus in Brüssel, das in Gemeinschaft mit dem Vorstand der sozialistischen Partei Frankreichs einen „Aufruf an das deutsche Volk“ erlassen hat, ohne dabei die Verbindung mit der deutschen Sozialdemokratie auch nur zu suchen. „Das Exekutivkomitee hat damit keine Befugnisse, die ihm von der Internationale übertragen worden sind, überschritten.“ Der betreffende Aufruf segelt durchaus im französischen Fahrwasser und mißachtet alle deutschen Veröffentlichungen. „Wir fühlen uns verpflichtet festzustellen, daß die deutschen Soldaten, die zu Millionen durch die Schule der deutschen Partei und Gewerkschaft gegangen sind, keine Barbaren sind und an Bildung des Geistes und Herzens hinter dem Soldaten eines Volkes der Welt zurückstehen.“ Gut!

In allen Blättern erscheinen Aufforderungen zur Zeichnung der ersten großen deutschen Kriegsanleihe: „Deutsche Kapitalisten, zeigt, daß ihr von gleichem Geiste befeelt seid, wie unsere Helden, die in der Schlacht ihr Herzblut versprigen! Deutsche Sparer zeigt, daß ihr nicht nur für euch, sondern auch für das Vaterland gespart habt!“ Das ist alles richtig, nur bleibt die Frage, wie man in jetziger Finanzlage so große Privatgelder flüssig machen kann, ohne die Volkswirtschaft noch mehr zu lähmen. Die meisten Aktien und Staatspapiere können überhaupt nicht verkauft, sondern nur beliehen werden. Auch die Sparkassen können nur bis zu einer gewissen Grenze auszahlen, da sie ihre hypothekarisch festgelegten Werte nicht zu Gelde machen können. Der Verlauf dieser finanziellen Unternehmung wird zur Erkenntnis der Wirtschaft im Krieg viel beitragen. Guter Wille ist stark.

Prinz Joachim von Preußen ist ungefährlich verwundet und in ein Garnisonlazarett gebracht worden. Auch sonst tragen die fürstlichen Familien ihren Anteil an den persönlichen Opfern für das Vaterland. In vielen Familien aller Volkstriebe werden Trauernachrichten tapfer aufgenommen.

Das Hauptquartier teilt mit, daß zwischen Reaug und Montmirail östlich von Paris nach schweren zweitägigen Kämpfen ein gewisses Zurückgehen nötig geworden ist. Der Feind folgte an keiner Stelle. Vor dem Rückzug sind 50 französische Geschütze und einige tausend Gefangene genommen worden. Soviel wir erfahren, verkündigen die Gegner, daß sie gesiegt haben. Begreiflicherweise wirkte die Nachricht bei uns etwas dämpfend, denn wir alle ahnen, wieviel auf dem Spiele steht, und sind der Heeresleitung ernstlich dankbar, daß sie das ganze Volk an ihren Mühen teilnehmen läßt. Eine wirkliche Sorge ist aber noch nicht vorhanden.

Ein englischer Hilfskreuzer hat an der Nordseeküste von Schottland Schiffbruch erlitten. Ob durch deutsche Minen, die bis dorthin gelegt wurden? Es wird zur See ein energischer Kleinkrieg geführt, die Hauptmacht aber aufgehoben, bis wir sie eines Tages brauchen.

Aus der unbekannten afrikanischen Welt dringt ein tapferer Ruf an unser Ohr: Die deutschen Südwestafrikaner haben die englische Walvischbai besetzt. Also sind sie noch frei und munter!

Freitag, 11. September.

Freudenbotschaft aus dem Osten: „General von Hindenburg hat mit dem Ostheer den linken Flügel der noch in Ostpreußen befindlichen russischen Armee geschlagen und sich dadurch den Zugang in den Rücken des Feindes geöffnet. Der Feind hat den Kampf aufgegeben und befindet sich in vollem Rückzuge. Das Ostheer verfolgt ihn in nordöstlicher Richtung gegen den Njemen.“ Das wirkt wie Erlösung für alle, die mit unseren Ostpreußen sich gesorgt haben. Wir durften in den letzten Tagen nicht sagen, was durch Briefe und Flüchtlinge bekanntgeworden war: Kanonendonner vor Königsberg, Gefecht bei Preußisch-Eylau und ähnliches. Auch war das alles zu unsicher und nicht vom bloßen Gerücht zu trennen. Jetzt hat der Wind die Wolken weggeblasen. Gott sei Dank! General v. Hindenburg ist eingeschrieben in das Gedächtnis der deutschen Ostmark und mit ihm alle die Tapferen, die erst bei Heidenburg und Ortelzburg und jetzt am Memel siegten und auch starben. Daß der Memelfluß im Telegramm als Njemen bezeichnet wird, scheint anzudeuten, daß die russische Flucht bereits außerhalb preussischen Gebietes angelangt ist. Von der Maas bis an die Memel; nie vorher war dieser Klang des Vaterlandsliebes so handgreiflich als heute, denn gleichzeitig kommt ein Sieg des deutschen Kronprinzen südwestlich von Verdun. „Teile der Armee greifen die südlich Verdun liegenden Sperrforts an. Die Forts werden seit gestern durch schwere Artillerie beschossen.“

Man macht sich über die Tätigkeit unserer westlichen Armeen etwa folgende Vorstellung: Da das Durchbrechen durch die französische Festungsreihe Verdun, Toul, Epinal, Belfort von der deutschen Grenze aus offenbar unmöglich oder wenigstens sehr opfervoll und langdauernd erscheint, wird der Angriff vom französischen Inlande aus erfolgen müssen. Schon vor etwa sechs Tagen wurde von Osten her die Bestürmung von Nancy in Gegenwart des

Kaisers gemeldet; seitdem aber ist nichts Neues von dieser Seite her zu berichten gewesen, also auch keine Einnahme von Nancy und der in seiner Nähe befindlichen Sperrforts. Die deutschen Marine-Armeen müssen einen Teil ihrer Kräfte rückwärts auf den Festungskrieg verwenden. Es ist anzunehmen, daß die Hauptstärke der französischen Westfestungen nicht an ihrer Innenseite liegt. Der ganze Vorgang aber beweist von neuem, wie notwendig der Durchmarsch durch Belgien war.

Da über den Bruch der belgischen Neutralität noch immer viel geredet wird, so ist es notwendig, alle Beweisstücke dafür zu sammeln, daß die Belgier in Wirklichkeit von vornherein mit den Franzosen verbunden waren. Das einzelne dabei läßt sich von hier aus nicht nachprüfen. Belgien beanspruchte das Recht, selber eine kriegsführende Macht zu sein, protestierte aber dagegen, als eine solche behandelt zu werden. Niemand garantierte uns, daß es nicht von sich aus mit Franzosen und Engländern zusammen gegen Deutschland marschierte, und niemand war sicher, ob es seine Truppen gegen die Franzosen warf, sobald diese es für angezeigt hielten, ihrerseits über Namur und Lüttich vorzudringen. Diese Art unsicherer und unzuverlässiger Neutralität macht für den Nachbarstaat eine geordnete Kriegsführung geradezu unmöglich. Wie anders ist es mit Schweiz und Holland! Beide sind in der Tat und Wahrheit neutral. Ebenso Dänemark! Das gibt mir Gelegenheit, einem dänischen Freunde auf seine Frage zu antworten, mit welchem Rechte die deutsche Verwaltung sich von den Belgiern Kriegskontributionen zahlen läßt, da doch die Belgier nichts anderes taten, als ihre Neutralität zu verteidigen. Es scheint mir, daß Belgien über bloße Neutralitätsverteidigung sehr weit hinausging, als es von Anfang an französische Truppen ins Land hinein holte. Von da an war Belgien kriegsführender Gegner wie jeder andere und trägt alle Folgen dieser feindlichen Handlungsweise.

Die Türkei kündigt am 1. Oktober die sogenannten Kapitulationen, das heißt die Vorrechte der Abendländer innerhalb des türkischen Staates, insbesondere die Konsulargerichtsbarkeit der Ausländer. Die Engländer, Russen und Franzosen wollten dies gestatten, falls die Türkei sich dafür neutral erklärt, haben sich aber die schöne Antwort geholt, daß die türkische Neutralität nicht käuflich sei. Langsam, aber sicher wächst die gegenseitige Spannung zwischen den Türken und ihren Hauptgegnern. Die Lage in Rumänien und Bulgarien ist noch immer dunkel. Man wartet auf das Endergebnis der neu begonnenen Lemberger Schlacht.

An der serbischen Grenze wird ein österreichischer Erfolg gemeldet, aber leider auf österreichischem Boden. Wann wird denn dort unten einmal ganzer Ernst gemacht? Bis jetzt leiden die am meisten, die von Anfang an am wenigsten Schuld hatten.

Sonnabend, 12. September.

Im „Vorwärts“ findet sich ein Bericht über eine Besprechung, die der sozialdemokratische Abgeordnete Südekum in Rom mit führenden italienischen Genossen gehabt hat. Es ergibt sich daraus, daß bei den italienischen Sozialisten die Vorliebe für Frankreich alle Erwägungen beherrscht. „Das französische Banner ist das revolutionärste trotz seiner Fehler und Irrtümer.“ „Der deutsche Kaiser ist nicht liberaler als der Zar.“ Ähnliche Stimmungen finden sich nach Angabe des „Vorwärts“ auch bei den sozialdemokratischen Parteien anderer neutraler Länder. Was alle diese theoretischen oder praktischen Republikaner von der deutschen Sozialdemokratie fordern, ist etwas ganz Unmögliches; sie verkennen, daß es für alle deutschen Staatsbürger ohne Unterschied nur einen gemeinsamen rückhaltlosen Kampf um die Erhaltung unseres Staates und unserer Freiheit geben kann.

Bei Lyd in Ostpreußen ist das 22. russische Armeekorps (Simland) geschlagen worden, als es von Osten her die Armee des Generaloberst v. Hindenburg an der Umgehung und Einschließung der auf dem Wege nach Königsberg stehenden russischen Truppen verhindern wollte. Der Feldzug in Ostpreußen scheint nicht nur praktisch äußerst wertvoll, sondern auch strategisch ganz ungewöhnlich interessant und glänzend zu sein. Wir erwarten mit Spannung die weitere Entschleierung der dortigen Vorgänge.

Nach englischen Nachrichten haben koloniale Kämpfe zwischen Deutschen und Engländern an der Südgrenze von Deutsch-Ostafrika und in Kamerun stattgefunden. Der innerafrikanische Krieg ist also überall in Gang. Diese Übertragung des europäischen Krieges in die afrikanischen Gebiete ist eine der unverantwortlichsten Handlungen Englands. Der deutsche Kreuzer Nürnberg hat den englischen Kabel zwischen Australien und Kanada zer schnitten. Auch beklagen sich die Engländer über schnelle deutsche Kreuzer im atlantischen Ozean. Was an überseeischen deutschen Kräften noch besteht und was bereits versunken ist, wissen wir nicht, soviel aber steht schon heute fest, daß überall in der weiten Welt die vereinzelt deutschen Stationen und Schiffe ihr Leben teuer verkaufen.

Das Gerücht, daß russische Truppen von Archangelst auf dem nördlichen Seewege nach Frankreich gebracht seien, wird sehr bestimmt in Abrede gestellt.

Wir alle wissen, daß in Frankreich und bei Lemberg mit aller Erbitterung von ungeheuren Heeren um Sieg gerungen wird. Die Luft ist sozusagen voll von der doppelten Völkerschlacht. Es ist unglaublich, wie sicher wir dazwischen sitzen, was nur das Verdienst der Heeresleitung und der Soldaten ist. Man fragt, ob Telegramme eingelaufen sind. Nichts wesentliches!

Für diese Zeit der inneren Unruhe gibt der Generalquartiermeister eine kleine Aufmunterung, indem er die bisher in Deutschland untergebrachten Gefangenen aufzählt. Franzosen: 1680 Offiziere, 86 700 Mann; Russen: 1830 Offiziere, 91 400 Mann; Belgier: 440 Offiziere, 30 200 Mann; Engländer: 160 Offiziere, 7350 Mann. Im Ganzen 220 000 bereits in Deutschland befindliche Kriegsgefangene! Eine große Zahl weiterer Kriegsgefangener befindet sich auf dem Transport zu den Gefangenencampen. Diese Gefangenen sind auch ein Teil der sozialen Frage im Krieg und kein leichter. Man will sie etwas arbeiten lassen, darf aber doch in dieser Zeit vieler Arbeitslosigkeit keinem Deutschen Arbeit wegnehmen. Und essen müssen sie auch und Beaufsichtigungskräfte werden der Truppe entzogen. Trotzdem ist es hundertmal besser, die Schwierigkeiten des Sieges zu erleben als umgekehrt.

Sonntag, 13. September.

Raum ist gestern die Zahl der Gefangenen auf 220 000 angegeben, da kommt schon die Berichtigung, es seien wesentlich mehr. Mögen es also 300 000 sein! Bald ist dann die Gefangenenziffer des Krieges 1870/71 erreicht.

Die Siegesnachricht aus Ostpreußen vervollständigt sich. Der Rückzug der Russen auf Njemen ist zur Flucht geworden. Generaloberst von Hindenburg hat die Grenze überschritten. Bisher mehr als 10 000 unverwundete Gefangene, etwa 80 Geschütze. Die Kriegsbeute steigt sich fortgesetzt. Heil und Ehre dem Hindenburg und seinen Leuten!

Da wieder einmal Sonntag ist und es dabei regnet, haben wir Zeit, uns mit einem niederländischen Aufsatz zu beschäftigen, der in eindringlicher Weise uns Deutschen das „gute Gewissen“ bestreitet. Es sei ein Wahn, wenn wir sittlich mit uns selbst zufrieden wären, derselbe Wahn, in dem sich die Engländer zur Zeit des Burenkrieges befunden hätten, daß alles, was vaterländisch nützlich sei auch sittlich gut sei. Was ist da zu antworten? Erstens, daß es uns nicht einfällt, ein gutes Gewissen in dem Sinn zu haben, als sei jede Einzelheit unübertrefflich und tadellos! So denkt bei uns kein Mensch. Wir alle wissen aus unserer Lebenserfahrung, daß man nie etwas bedeutendes schaffen kann ohne dabei andere Menschen zu verletzen und zu kränken. Das muß überall mit in Kauf genommen werden. Auch gibt es keinen Sieg ohne Fehlgriffe. Wenn wir darum vom guten Gewissen reden, so ist das keine pharisäische Rechthaberei sondern das Gefühl der „Abhängigkeit vom Absoluten“, das heißt: wir tun, was wir müssen und wie gerade wir es können! Das ganze Volk ist der Willkür enthoben und folgt vom Kaiser bis zum Rekruten einem Zwange, der gar keine Unsicherheit zuläßt. Diesen Zustand eines von fremder Gewalt aus dem Frieden herausgeworfenen starken Volkes kann sich der moralische Briefschreiber in Holland nur unvollkommen vorstellen, weil er ja eben nicht unter dem gleichen Zwange lebt. Und zweitens darf man Englands Verletzung der Selbständigkeit der Buren nicht

mit unserem Einmarsch nach Belgien auf eine Linie stellen, denn für Großbritannien war die Eingliederung von Transvaal keine Lebensfrage, während für uns an dem Sieg im Westen die nationale Existenz hing. Wir haben den Belgiern durch den deutschen Reichskanzler die Möglichkeit geboten, ihren Staat zu erhalten, während England von vornherein entschlossen war, den Burenstaat zu vernichten.

Vor acht Tagen sagten wir, das Sonntagsgespräch sei Paris und Lemberg. Heute ist die Sache an beiden Stellen etwas weiter gerückt, ohne daß man mit Sicherheit sagen könnte, ob sie besser geworden ist. Paris ist nicht mehr so sehr im Mittelpunkt der Gedanken als der beiderseitige Heeresaufmarsch zwischen Verdun, Reims und Belfort. Ihn genauer zu bezeichnen sind wir nicht in der Lage, da wir nur ältere Vorkommnisse derjenigen Armeeteile erfahren, die zur Überwachung der Umgebung von Paris berufen sind. Aber Schweigen bedeutet, wie wir noch neuerdings in Ostpreußen erfahren haben, nicht etwas ungünstiges, sondern nur, daß Heeresbewegungen nicht mitgeteilt werden sollen. Dunkler aber lagern die Wolken über Lemberg. Zwar als ich heute nachmittag in die Stadt kam, wurde wieder „großer Sieg“ ausgerufen. Das ist ein elender Unfug, den anständige Blätter nicht mitmachen sollten! Es steht nämlich zwar in dem Telegramm des österreichischen Generalstabes, daß südlich von Lemberg 10 000 Gefangene gemacht wurden und zahlreiche Geschütze erbeutet, alles andere aber ist sehr bedenklich formuliert: „Der Erfolg konnte nicht voll ausgenutzt werden, da unser Nordflügel bei Rawaruzka von großer Uebermacht bedroht ist und überdies neue russische Kräfte sowohl gegen die Armee Danik als auch in dem Raum zwischen dieser Armee und dem Schlachtfeld von Lemberg vordrangen“. Man fühlt aus diesen Worten die Tapferkeit, die auch nach maßlosen Anstrengungen nicht nachgeben will, aber blutsauer mag es sein. Ein Kriegsberichterstatter behauptet, daß die Russen auf dem polnisch-galizischen Kampfplatz 350 000 Mann mehr zur Verfügung haben als die Oesterreicher. Ist nicht ganz undenkbar. Manches österreichische Regiment habe alle Offiziere verloren. Die Russen betreiben ja, wie auch von Ostpreußen berichtet wird, das Abschießen der Offiziere.

Montag, 14. September.

„Auf dem westlichen Kriegsschauplatz wird eine neue Schlacht geführt, die günstig steht. Die vom Feinde mit allen Mitteln verbreiteten, für uns ungünstigen Nachrichten, sind falsch.“ Das ist alles, was wir wissen, aber da wir zu den Mitteilungen unserer Heeresleitung Vertrauen haben, ist es nicht wenig.

Ein Ausfall aus Antwerpen ist zurückgeworfen worden.

In Ostpreußen schiebt die russische Armee in voller Auflösung. Bisher mindestens 150 Geschütze erbeutet und 20 000 bis 30 000 unverwundete Gefangene.

Der deutsche Reichskanzler verbreitet durch „Rixaus Pressebüro“ in Kopenhagen eine sehr kräftige Anrede an das dänische Volk, welche den unaufhörlichen englischen Verdächtigungen Deutschlands entgegenarbeiten soll. Die Neutralität der skandinavischen Staaten ist viel eher von England bedroht als von Deutschland. England verletzt gewohnheitsmäßig das Recht schwächerer Völker „im Namen der Freiheit“. Es wird an die Buren erinnert, an Ägypten und die malaiischen Schutzstaaten. Die Freiheit ist dem deutschen Schwert zur Wahrung übertragen.

Dienstag, 15. September.

Heute lautet der Bericht aus Frankreich: „Im Westen finden am rechten Heeresflügel schwere, bisher unentschiedene Kämpfe statt. Ein von den Franzosen versuchter Durchbruch wurde siegreich zurückgeschlagen. Sonst ist an keiner Stelle eine Entscheidung gefallen.“ Also noch abwarten.

Im Osten geht es fröhlich weiter. Die Vernichtung der russischen ersten Armee schreitet fort. Das Gouvernement Ewaki wurde unter deutsche Verwaltung gestellt.

Aber Lemberg?? Man mag nicht alles sagen, was man denkt. Und wer weiß, ob man richtig denkt?

Gertrud Bäumer/Heimatchronik

Dienstag, 8. September.

Daß eine moderne Umkehrung der Kontinental Sperre, wie England sie sich denkt, tatsächlich undurchführbar ist, zeigt sich immer mehr. Wie bei kräftigem Herzschlag ein guter Blutkreislauf Hemmungen überwindet, indem er sich seine Nebenbahnen bildet, so findet der deutsche Außenhandel von Tag zu Tag neue Wege, um seine Verbindungen aufrecht zu erhalten. Der internationalen Verkettung des Wirtschaftslebens, die den Abschluß der Länder von einander so weittragend und folgenreich macht, entspricht doch auch eine Vermehrung der Beziehungen, die es ermöglicht, die einen gegen die anderen auszuwechseln.

Nachdem das erste unwillkürliche Atemhalten — der abwartende Stillstand nach den Kriegserklärungen sich gelöst hat, zeigt der deutsche Handel eine wachsende Elastizität in der Anpassung an die veränderten Verhältnisse.

Dagegen knarrt die Maschine der Kriegswohlfahrtspflege immer noch etwas. Die Schwierigkeit ist — nicht nur in Berlin —, die „Rotes Kreuz“, die im Augenblick der Mobilmachung wie Athene aus dem Haupt des Zeus in die Zivilwohlfahrtspflege hineinspringt, mit den großen gegebenen Trägern dieser Aufgabe — den Kommunen — in eine geordnete Verbindung zu bringen. Das muß künftig besser vorbereitet werden.

Der Tod von Dr. Frank richtet die Gedanken auf die innere Zukunft Deutschlands. Indem man zu ermessen versucht, was mit ihm verloren gegangen ist, welcher Art seine Mitwirkung an der späteren Gestaltung der Dinge gewesen wäre, muß man sich irgendeine Vorstellung von diesem „Später“ machen. Daß der Krieg, wie er auch ausgehen mag, eine Epoche in der inneren Entwicklung Deutschlands bilden wird und muß, ist wohl selbstverständlich, wie es 1813 und 1870 selbstverständlich war. Welche Form wird dem neuen Volksgeist gegossen werden, dessen Dasein der entscheidende Augenblick offenbarte? Es ist keine Zeit für Parteikampf, aber es ist große Zeit für das Nachdenken über innerpolitische Ideale.

Mittwoch, 9. September.

Auf dem wirtschaftlichen Kriegsschauplatz, den man fast mit ähnlicher Spannung verfolgt wie den militärischen, begegnet man den Maßnahmen Englands gegen den Handel der kriegführenden Staaten mit Gegenmaßnahmen. Von Budapest fordert der Landes-Industrieverein die ihm angehörenden Importfirmen auf, ihre Wareneinkäufe aus überseeischen Ländern mit Ausschaltung des englischen Marktes durch österreichische, ungarische oder deutsche Firmen zu leiten.

Der deutsch-amerikanische Wirtschaftsverband und die deutsch-amerikanische Handelskammer werden einen drahtlosen Mitteilungsdienst und Kabelverbindungen über neutrale Länder zwischen Deutschland und Amerika herzustellen versuchen. Skandinavische, italienische, holländische, amerikanische Dampferlinien stellen ihre Dampfer für die Aufrechterhaltung unseres Außenhandels zur Verfügung.

In Kopenhagen ist eine Zentrale für neutrale Telegramme begründet, unter Zensur des dänischen Staates.

In Christiania wird mit Genugtuung begrüßt, daß Deutschland das Ausfuhrverbot für die meisten Sorten Kohle, für Werkzeugmaschinen, Farbstoffe, Roheisen, Röhren, Blech, Metalldraht, Dampfkeessel, Eisenbahnschienen, Räder, Gespinnte aus Wolle und verschiedene ähnliche Waren aufgehoben hat. Man hofft, daß die Ausfuhr auch für andere Waren, wie Zucker, Tabak, Apothekerwaren gestattet werden wird. Die deutschen Chemikalien fehlen allenthalben.

Der deutsche Landwirtschaftsminister fordert zum Ausbau der Kartoffeltrocknerei auf, der unter Führung der Spirituszentrale in die Wege geleitet ist. Es werden, um Kartoffeln als Futtermittel und zu Ernährungszwecken zu konservieren, Darlehen für die Errichtung von Trocknungsanstalten gewährt. Billige Frachttarife sollen die Zufuhr zu den Trocknereien erleichtern.

Im Straßenbild von Berlin erscheint ein neuer Typus: der leichtverwundete. Der Mann in eingestaubter Felduniform mit

dem Arm in der Schlinge, nach dem sich jeder teilnehmend und neugierig umschaut.

Und noch etwas Neues: die Jugendkompagnien. Die Geländespiele, die wir kannten, verwandeln sich in ernsthafte militärische Vorübungen derer, die demnächst vielleicht auch noch an die Reihe kommen. Berlin hat bis jetzt drei Jugendkompagnien formiert.

Donnerstag, 10. September.

Zeichnet die Kriegsanleihe! Eine Milliarde 5%iger Reichsschatzscheine werden ausgegeben, außerdem eine 5%ige Reichsanleihe zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt. Es scheint, daß sie gut gezeichnet wird.

Unter den Männern, die in Berlin „Deutsche Reden in ernster Zeit“ halten, hat Eucken gesprochen. Jeder findet eine andere Kulturformel für den Stand der Dinge. Für Eucken ist es „Die asiatische Masse gegen die europäische Individualität.“ Das ist die Formel, die sich aus der Euckenschen Individualitätsphilosophie ergibt. Sie begreift aber das eine nicht mit ein, was wir jetzt alle in seiner Herrlichkeit erleben: das Volksein, das Einssein aller. Die Gemeinschaft mit ihren Ansprüchen an den Einzelnen und ihrem unerklärlichen, aber so unbestreitbar tatsächlichen Lebenbigein im Einzelnen — die Erfahrung, daß das Wort Individualität etwas ganz Starkes und Wesentliches in uns nicht trifft: das hat in Euckens Philosophie nie eine große Rolle gespielt.

In den Süddeutschen Monatsheften kommen eine Reihe deutscher und österreichischer Hochschullehrer zu Wort über die Kriegslage, die äußere und die innere, die politische und die geistige. Es ist das Heft auch ein Dokument dafür, wie nun durch den eisernen Sturmtritt der Taten hindurch die inneren Mächte wieder zu leben und zu reden beginnen. Allen Wortführern gemeinsam ist das freudige Staunen über die unerwartet mächtige nationale Tatkraft des deutschen Geistes. Selbst wer 1870 erlebt hat, sagt Max Lenz, sei beschämt von dem Glänzen und Leuchten des deutschen Geistes. Meinede spricht über Kultur und Politik und meint, daß der mächtige innere Aufschwung des Volksbewußtseins, den diese Zeit gebracht habe, eine bessere Verschmelzung von Kultur und Politik bringen werde. Heigel (München) gibt einen Ausblick auf die innere Politik der Zukunft — auf einen weitherzigeren Sozialismus, der die schöne Gesinnungseinheit unseres Volkes in größerer sozialer Gerechtigkeit besessigen werde.

Freitag, 11. September.

Auf weiten Umwegen kommen englische Zeitungen an. Wie peinlich leuchtet aus jeder Zeile der bornierte sittliche Hochmut! Aus einem Aufsatz der Times mit dem schönen Titel „Der Marsch der Hunnen“ (gemeint ist der Marsch der deutschen Truppen durch Belgien): „Wir haben nur allzulange dem Blöken von Professoren gelauscht, die von einer läugerischen Philosophie träumten, die das deutsche Heer jetzt selbst in den Staub tritt.“ „Der moderne Attila achtet weder die Gesetze der Völker noch die Gesetze Gottes. Seine Uebel-taten schreien laut zum Himmel und zu den Nationen, die vor Schreck erstarrt ihm zusehen“ usw., daß man gar nicht begreift, wie die Bildungsschicht einen so geringen Einfluß auf die Presse hat, daß sie solchen ordinären Traktatenton dulden muß.

Ein dunkler Fleck auf der sittlichen Kraftleistung unseres Volkes in dieser Zeit sind die nicht ganz seltenen Ausbeutungen der notleidenden Arbeiter. Daß bei den Militäraufträgen die Zwischenmeister Hungerlöhne zahlen, ist eine Klage der Arbeiterverbände, die immer noch wieder neuen Zündstoff erhält.

Andererseits hören die unfreiwilligen Sünder des guten Herzens immer noch nicht auf. Mit Recht haben die Arbeiterverbände darauf hingewiesen, daß die wohltätigen Veranstalter von Konfektions-Notstandsarbeiten aus Mangel an geschäftlicher Fachkenntnis teurer arbeiten, ohne daß den Arbeiterinnen das eigentlich zu gute kommt. Das Richtige wäre, die gewerblichen Betriebe zu stützen. Der Verband der Berliner Spezialgeschäfte wendet sich an die laufenden Hausfrauen und bittet, daß sie nicht am falschen Ende sparen — falsch für die Volkswirtschaft. Uebrigens hat auch der Nationale Frauenbundesrat schon ein Flugblatt gegen die falsche Sparsamkeit herausgegeben.

Die Stadtverordnetenwahlen kommen. Es besteht der Wunsch, daß die Parteien sich über die Mandate verständigen und jetzt keine kommunalen Wahlkämpfe entfesseln.

Sonnabend, 12. September.

Zu den seelischen Gefahren der Zeit gehört, daß wir einen hinterwäldlerischen, Kleinbürgerlichen deutschen Patriotismus bekommen. Ich las in einer großen deutschen Tageszeitung einen Aufsatz über Frankreich. Zu der Verfasserin wird von „französischer Kultur“ gesprochen, und sie rühmt sich der Gegenfrage: „Was ist das?“

Nein — und noch einmal nein! Wer den Sinn dieses europäischen Krieges versteht, wer weiß, daß es um die kulturelle Weltführung geht, der wird gerade in der Fähigkeit des deutschen Geistes, fremde Kulturen in ihrem besonderen Wesen zu empfinden, eine Hauptverantwortung auf diese Weltführung sehen. Das deutsche Volk wird sich geistig nicht geeignet machen für die Rolle in der Welt, um die jetzt das Blut seiner Söhne fließt, wenn es gleichzeitig die ihm — und nur ihm in dem Grade — eigene Fühlung für Kultur, auf welchem Grunde sie gewachsen sein mag, abkumpft. Wer das als die höhere patriotische Tugend anspricht, tut der Zukunft sicherlich keinen Dienst.

Sonntag, 13. September.

Heute ist der erste herbstlich kühle Regentag. Während Stunde für Stunde die schweren Tropfen auf das Fensterblech prasseln, gehen die Gedanken zu den Heeren im Felde. Das bedeutet neue Strapazen.

Die Arbeitslosenfürsorge der Stadt Berlin liegt nun in fertiger Geschäftsordnung vor und tritt am 15. September in Kraft. Ihr Grundsatz ist mehr möglichste Breite der Unterstützungsberechtigten als volle Zulänglichkeit der Unterstützung. Die Unterstützung beträgt nur 4 Mark wöchentlich für den alleinstehenden Arbeiter, 5 Mark für solche, die Familien erhalten müssen. Dagegen ist der Begriff Arbeiter so weit gefaßt, daß kleine Gewerbetreibende und Angehörige der freien Berufe, sofern sie sich und ihre Familien nicht ernähren können, die Unterstützung bekommen. Man wird praktisch sehen müssen, wie weit dies die Not deckt. Jedenfalls ist es eine Erlösung, daß eine Form der Unterstützung geschaffen ist, die weder öffentliche Armenunterstützung noch freie „Liebestätigkeit“ ist.

Montag, 14. September.

Die Sorge um den 1. Oktober beschäftigt Angestellte, Arbeitgeber, Mieter, Hauswirte mit steigender Dringlichkeit. Wenn es auch richtig ist, daß der Arbeitsmarkt sich allmählich wieder etwas zu beleben beginnt, so bleibt doch die Unsicherheit. Der Verband Deutscher Handlungsgehilfen, der seinerseits eine mustergültige Kriegsfürsorge für seine Mitglieder getroffen hat, bittet in einem Anschreiben die Arbeitgeber um möglichste Rücksichtnahme von Ankündigung, indem er darauf hinweist, daß die Erhaltung der Kaufkraft der Massen durch Verhinderung der Arbeitslosigkeit auch eine Bedingung für den Bestand von Handel und Gewerbe sei. Auch im Handel wird die Wechselwirtschaft empfohlen.

In den Zeitungen bedecken sich die Anzeigenseiten mit Eisernen Kreuzen — den Zeichen des Vaterlandstodes. Um jeden von uns herum lichten sich die Reihen der Angehörigen, Freunde — verändert sich die Welt unserer seelischen Beziehungen.

Friedrich Meinecke / Deutscher Friede und deutscher Krieg

Uns Deutschen ist es vielleicht gegeben, mit tieferem Atemzuge als andere Völker das Glück des Friedens wie die Größe des gerechten Krieges in unsere Seele aufzunehmen. Wir schufen im Frieden durch unserer Hände und Köpfe Arbeit Wert auf Wert, unsere Schaffenslust war schier unbegrenzt. Wir

wurden nicht nur reicher an äußeren Gütern, sondern wir empfanden auch die Verpflichtung, in jener edleren menschlichen Geisteskultur, die Goethe und Schiller unserer Nation einst erschlossen hatten, wieder emporzudringen. Und voran regte sich in unserer Jugend ein freudiger Lebensdrang. Sie schloß sich zusammen, sie begann wieder zu wandern und zu singen, sie warf sich an den Busen der Natur, nicht um in unfruchtbarer Sehnsucht zu träumen, sondern um sich zu stärken für Arbeit und Kampf des Lebens. Und uns Älteren war es ein beglückender Gedanke, daß diesem frischen Geschlechte vielleicht gelingen könne, die tatensfrohe und zweckbewußte Energie des modernen Menschen mit der Innerlichkeit und poetischen Lebensstimmung unserer Großväter zu vereinigen. Dafür aber waren zwei Voraussetzungen unumgänglich. Wir mußten uns einmal wünschen, daß unserem deutschen Volke auch ferner ein ehrlicher und ehrenvoller Friede gegönnt werde, um alle jetzt keimenden Triebe zur ruhigen Reife zu bringen. Wir mußten uns hüten vor abenteuerlichen Gelüsten nach kriegerischen Eroberungen, die unsere Geistesrichtung und unser Streben nach vorwärts vergrößert und veräußerlicht haben würden. Aber wir mußten andererseits, weil wir uns rings von Feinden und Neidern umgeben sahen, auch unser Schwert scharf erhalten. Wir mußten kriegerische Fähigkeiten und Tugenden in uns nähren, aber die kriegerischen Leidenschaften fest im Zaume behalten. Mit reinem Gewissen dürfen wir uns jetzt sagen, daß wir bis zum letzten Augenblick hieran festgehalten haben. Unser Kaiser und unsere Reichsregierung haben sich in dem ganzen Jahrzehnt zuvor, in dem so oft die Versuchung an uns herantrat, die Spinneneindschaft unserer Gegner mit deutschem Hiebe zu erwidern, nicht beirren lassen in ihrer ruhigen und festen Friedenspolitik, und die scheltenden Vorwürfe einzelner Ueberpatrioten fanden weder bei ihnen noch bei der breiten Masse unseres Volkes Gehör. Als wir im vorigen Jahre durch Heeresvermehrung und Wehrbeitrag neue große Opfer für die Rüstung unseres Reiches brachten, war es der tiefste Wunsch der ganz überwiegenden Masse unseres Volkes, daß sie dem Frieden dienen möchten, daß unsere Feinde angesichts unseres stolzen Willens, alles an unsere Ehre zu setzen, endlich aufhören möchten, gegen uns zu hetzen.

Es hat nicht sollen sein. Wir haben die vernünftige Einsicht unserer Feinde überschätzt und ihre Leidenschaften unterschätzt. Die wilde, zügellose Leidenschaft des Slaventums, auf Zerstörung Oesterreichs gerichtet, mit den rohen Mitteln des Meuchelmords, der Heuchelei und des Ehrenwortbruches arbeitend, hat diesen Krieg verkündet. Der überreizte Chauvinismus und Rachedurst der Franzosen aber hatte zu lange mit dem Feuer gespielt, um es jetzt noch meiden zu können und zu wollen, — während die kalt berechnende Krämerleidenschaft der Engländer unserem wirtschaftlichen Wettbewerb jetzt ein Ende mit Schrecken bereiten zu können hoffte.

Alle diese trüben und gemeinen Leidenschaften haben wir nun durch die edleren und größeren Leidenschaften eines gerechten Kampfes, eines heiligen Krieges zu überstrahlen begonnen. Das friedlichste der Völker, die jetzt miteinander ringen, hat die gewaltigste Kriegskraft entwickelt, — schier zu unserem eigenen freudigen Erstaunen. Wer von uns hat vorher geglaubt, daß mit so plötzlichem und gewaltigem Rude alle inneren Klüfte sich schließen und nur der eine hinreißende Gedanke jetzt alle erfüllen würde: Wir werden siegen, denn wir müssen siegen, weil wir sonst schimpflich zertreten werden würden. Denn schlechthin alle, hohe wie niedere Güter unserer nationalen Kultur, unser Wohlstand wie unser Geistesleben, unsere Freiheit wie unsere Einheit stehen jetzt auf

dem Spiele, weil der Haß und die Erbitterung unserer Gegner unermesslich und unmenschlich sind. Und mehr noch! Ueber die unmittelbare Aufgabe hinaus, mit dem Grimme der Notwehr unsere Feinde niederzuwerfen, leuchtet in unsere Seele hinein das Bild einer deutschen Zukunft, die unser Volksleben auf eine höhere und edlere Stufe führen soll. Sie wird, so hoffen wir, den Segen unserer bisherigen Friedensarbeit mit dem Segen dieses Krieges verknüpfen. Wir wollen nie und nimmer ein brutales Eroberervolk werden, aber wir wollen die innere Geschlossenheit und Einmütigkeit, die dieser Krieg uns beschert hat, mit allen Mitteln pflegen. Wohl wird es in der Stimmung der Alltagsorgen auch in Zukunft an Reibung und Unzufriedenheit zwischen den Parteien nicht fehlen. Aber die Erinnerung an den Sonntag, den wir jetzt alle miteinander erleben, wird die bittersten Scheltworte im Munde verstummen lassen. Gemeinsame große Erlebnisse sind der Kitt der Nationen. Wir haben wieder Vertrauen zueinander gefaßt, wir haben unerbürdete, unverbrauchte große Kräfte sittlicher Art in allen Schichten und Tiefen unseres Volkslebens miteinander emporsteigen sehen. Wir haben erfahren, daß das deutsche Volk auf seinem Marsche durchs Leben gewissermaßen eine eiserne Nation von Heldentum und Vaterlandsliebe mitführt, mit der man bis ans Ende der Welt gelangt.

Unserem großen und heldenhaften Kriege wird ein ebenso großer und an heldenhafter Arbeit reicher Friede folgen. Denn das deutsche Volk wird innerlich einiger, reiner und stärker aus diesem Kampfe hervorgehen.

Wir, die wir daheim bleiben mußten, können nur mit Leistungen und Opfern, die gering sind im Vergleiche zu denen unserer Krieger, mitkämpfen und oft nur unsere Wünsche, Empfindungen und Worte hinzutun. Aber auch Empfindungen und Worten kann eine Macht entströmen, wenn sie getragen sind von dem Strome eines allgewaltigen Willens. Möchte unsere Kämpfer im Felde in keinem Augenblicke das Bewußtsein verlassen, daß alles, was den Namen eines Deutschen trägt, im Geiste mit ihnen ist und ihnen zuruft: Wir sind stolz auf euch und eure Siege; wir drücken euch mit heißem Danke die Hand; harret aus auch in allen Schrecknissen, denn ihr führt für unser Volk einen neuen Lebensmorgen herauf.

Paul Rohrbach / Die Stimmung der Neutralen

Meine Tätigkeit während des Krieges bringt es mit sich, daß mir oft Stimmen über Deutschland und den deutschen Krieg aus den neutralen Ländern zugetragen werden. Ebenso spreche ich häufig mit Vertretern der Neutralen unter uns: Standinavien, Holländern, Italienern, Spaniern, Amerikanern. Die meisten dieser Gespräche laufen nach einem sehr ähnlichen Muster. Der Fremde versichert zuerst, welch einen großen Eindruck ihm die Haltung des deutschen Volkes und die Erfolge der deutschen Truppen machten; er bekennet seine freundschaftliche Teilnahme an unserem Geschick; er wünscht uns den Sieg, den wir verdienen — und fährt dann fort: leider denken meine Landsleute zu Hause anders über Deutschland! Leider ist das Empfinden dort ablehnend, unfreundlich, gegnerisch!

Es ist nicht anders, und wir dürfen uns nicht darüber täuschen, daß Deutschland auch in dieser seiner schweren Stunde wenig Freunde hat. Woher das kommt, das ist eine Frage, die während des Krieges nicht erörtert werden kann, weil sie

uns in unsere inneren Parteigegegensätze hineinführen würde, und das wäre ein Bruch des gegenseitig gelobten Burgfriedens. Wenn der Gegner am Boden liegt, wird es Pflicht sein, gründlich darauf zurückzukommen; bis dahin lassen wir das Warum beiseite und sehen allein der Tatsache, daß es so ist, ins Auge.

Am freundlichsten denkt man über uns noch in Schweden. Das schwedische Volk wünscht uns überwiegend den Sieg, die Leute auf der Rechten ohne Vorbehalt, die auf der Linken mit einigen Vorbehalten, aber ausgesprochene Deutschenfeindschaft und Franzosenfreundschaft, wie noch 1870, gibt es heute in Schweden nur wenig. Ich habe die Redaktion der Hilfe gebeten, in nächster Nummer aus anderer Feder einen besonderen Artikel über Schweden und Deutschland aufzunehmen. Er schildert die schwedische Sinnesart gegen uns und zeigt an einem kleinen, aber lebendigen Beispiel, von welch äußerlichen Dingen es mitunter abhängt, daß wir uns im Auslande mißliebig machen und den Vorwurf der Unkultiviertheit einheimen. Der gebildete Schwede aber sieht über derartiges hinweg und ist imstande zu erfassen, worum es sich in der Tiefe der Dinge handelt. So hat eine bedeutende schwedische Schriftstellerin, die Freiin Annie Alsterhjelm, in der Zeitung Göteborgs Morgenspost einen Artikel über Rassenympathie veröffentlicht, der vollständig übersetzt im „Größeren Deutschland“ (Nr. 22 v. 5. Sept.) zu lesen steht. Er ist so wahr und so schön, daß ich einiges auch hier wiedergebe.

Die Verfasserin sagt, daß es sich bei diesem Kriege um viel mehr handle, als um Sieg und Niederlage. Es handelt sich ihrer Ueberzeugung nach um das Germanentum in seiner ganzen Bedeutung: die germanische Kultur, das germanische Recht, die germanische Art zu denken und zu fühlen. „Kurz, es geht um die germanische Existenz. Das ist keine Redensart. Man kann sich mit einem Romanen oder Slawen vorzüglich über Wetter und Wind unterhalten, Höflichkeiten tauschen, plaudern; geht man in die Tiefen des Lebens, so merkt man, wie wesentlich fremd man der fremden Rasse gegenübersteht. Selbst die romanische Leidenschaft erscheint uns trocken und kalt und übertrieben. Sicher wirkt unser Wesen ebenso fremd auf die romanischen Rassen. . . . Es gibt nur eine Kulturwelt, wo wir uns heimisch fühlen können, und das ist die germanische. Die Mitte des Germanismus, sein Herz und seine feste Burg ist Deutschland. Geht Deutschland unter, so gibt es nur noch Ruinen der germanischen Welt. Die letzte, entfernteste Ruine des Germanentums heißt England. . . . England mit seiner Inselseele, seiner Unfähigkeit, anderes als das spezifisch Englische zu verstehen und zu schätzen, kann niemals für das Germanentum das werden, was Deutschland ist. Zum Schutze unserer Zukunft, unserer Lebensanschauung, unserer Gefühle und Gedanken, für das Eigentliche in uns

„steht fest und treu die Wacht am Rhein.“

Möge diese Wacht nicht fallen! Es kann unmöglich gegen unsere Neutralitätspflicht verstoßen, diesen Wunsch auszusprechen.“

Diese schwedische Stimme vertritt das beste Verständnis, das in dem uns verwandten Volk jenseits der Ostsee für unsere Lage und unsere Aufgabe zu finden ist. Es denken lange nicht alle Schweden so, aber in den Worten der Freiin von Alsterhjelm gipfelt die schwedische Stimmung für uns. Sehen wir einen Schritt weiter nach Norwegen, so wird die Temperatur merklich kühler. Man kann nicht sagen, daß Norwegen im Durchschnitt feindselig gegen uns ist, aber nur bei wenigen existiert ein Verständnis dafür, daß es sich bei dem großen deutschen Krieg nicht um eine bloße militärisch-politische, sondern um eine Entscheidung von unermesslicher, weltgeschicht-

licher Tragweite handelt. So etwas weiß ein Mann wie Björn Björnson, aber der Durchschnittsnorweger ist verstimmt gegen uns wegen der Beschwerden, die das stammverwandte Dänentum gegen uns hat. Für gewöhnlich ist es auch der Durchschnittsschwede, und zwar aus demselben Grunde. Der ganze skandinavische Norden sagt: Ja, wie kann man Sympathien für die Deutschen haben, wenn sie ein Stück skandinavisches Volkstums schlecht behandeln? Ich betone, daß ich hier nicht für oder wider die preussische Politik in Nordschleswig schreibe, sondern ich sage: diese Politik steht zwischen uns und dem übrigen germanischen Norden.

Die Schweden sind diejenigen, die jetzt, wo das Kriegsschicksal Deutschland bedroht, diese kleine, aber schmerzlich wundete Stelle noch am ehesten vergessen. Merkwürdigerweise, muß man sagen, tun es auch manche Dänen. Ich habe mit einem dänischen Politiker eine Unterhaltung über die Stimmung in Dänemark gehabt und berührte dabei die nordschleswigsche Frage. „Heute,“ erhielt ich zur Antwort, „ist Nordschleswig ein Stück Streit innen im germanischen Hause. Wir Dänen können nicht wünschen, daß Deutschland besiegt wird. Siegen England und Frankreich in der Nordsee, so werden sie, um Deutschland vollends zu überwältigen, die dänische Neutralität brechen und gewaltsam in die Ostsee eindringen. Dann werden unsere Inseln der Kriegsschauplatz.“ In dieser Rede gehörte der Satz vom germanischen Gesamtthum dem Redner persönlich; das übrige aber ist heute dänisches Durchschnittsempfinden. Recht überlegt, will es schon eine ganze Menge heißen, daß die dänische Stimmung heute nicht einfach auf den Wunsch nach Vengung für 1864 und auf Artikel 5 des Prager Friedens hinauskommt, sondern daß sie eher England als uns den Wunsch nach Verletzung der Neutralität Dänemarks zuträut, und die politisch reifsten Elemente sogar deutliche Einsicht in die Nothwendigkeit der germanischen Gemeinschaft gegen das englisch-französisch-österreichische Bündnis zeigen. Trotzdem: im ganzen freundlich ist Dänemark uns lange nicht!

Wir kommen zu Holland. Vor einiger Zeit hörte ich Mitglieder der holländischen Kolonie in Berlin, Herren und Damen, fragen, ob sie nicht etwas für die Aufklärung ihrer Landsleute zu Hause tun könnten? „Gewiß,“ sagte ich, „nichts einfacher als das! Bitte, sorgen Sie doch dafür, daß objektive Berichte über den Stand der Dinge bei uns in Deutschland, über die Stimmung des Volkes und der Truppen, über die Sicherheit unserer Volksernährung, über die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz usw. in die Presse Ihres Vaterlandes gelangen. Noch mehr würden wir uns in Deutschland darüber freuen, wenn die Holländer sich erzählen ließen, daß unser Volk und unsere Regierung diesen Krieg nicht gesucht haben, daß er ihnen von den Gegnern aufgezwungen worden ist und gerade dies Erlebnis die beispiellose Einheit der Nation und ihren festen Siegeswillen hervorgebracht hat. Wohl möglich, daß manche Dinge, z. B. der Einmarsch in Belgien, bei Ihren Landsleuten Befremden erwecken. Um so mehr liegt uns daran, daß man unsere Gründe anhört, unsere Lage versteht!“

Auf solche und ähnliche Bitten habe ich mehr als einmal die freundlichsten Anerbietungen von holländischen, in Deutschland lebenden Männern und Frauen erhalten. Ich sah und spürte es selbst, wieviel ihnen daran lag, das, was sie selbst gesehen und erlebt hatten, unter dessen Eindrud sie standen, ihren Landsleuten mitzutheilen. Nach einer Weile kamen dann jedesmal die Briefe und Berichte: „Wir haben es versucht, wir sind selbst traurig darüber, aber es geht schlichterdingens nicht! Die Stimmung ist gegen Deutschland, und unsere Zeitungen

können nichts im deutschen Sinne bringen, weil sie damit gleich den Zorn ihrer Leser erregen würden.“ Ich bemerkte, daß es sich bei diesen Dingen nie um die Zumutung gehandelt hat, daß Holländer selbst die Verteidigung Deutschlands übernehmen sollen, sondern nur um den Wunsch, von deutschen Persönlichkeiten ausgehenden und unterzeichneten Zuschriften in ruhigster Tonart Aufnahme in der holländischen Presse zu verschaffen. Das ist, scheint es, unmöglich!

Vor etlichen Tagen erhielt ich eine holländische Zeitung, die an erster Stelle in deutscher Sprache einen „Offenen Brief an unsere deutschen Freunde“ brachte. Als Motto stand darüber: „Jedoch der schrecklichste der Schreden, das ist der Mensch in seinem Wahn.“ Anwendung: ihr Deutschen seid in einem Wahn befangen, wenn ihr euch vorstellt, daß all die Karten, Briefe und Zeitungen, die ihr uns Holländern jetzt schickt, den gewünschten Eindruck auf uns machen. Eure Kanonen sind gut, aber eure Gründe sind schlecht; vor allen Dingen eure Gründe für den Bruch der belgischen Neutralität. Das müssen wir euch ehrlicherweise sagen! Dasselbe Blatt hat eine illustrierte Beilage: der Kölner Dom klagt über das Schicksal Löwens und spricht: Löwen, das war Stein von meinem Stein und Geist von meinem Geist!

Ich glaube, es wird in Deutschland verhältnismäßig nicht weniger Menschen geben, denen das Schicksal Löwens ein tiefer Schmerz ist, als in Holland. Die Holländer sollten sich aber einmal vorstellen, es wären nicht unsere, sondern ihre Brüder, Väter und Söhne, die in den Krieg zur Verteidigung des überfallenen Vaterlandes ziehen, siegreiche Schlachten schlagen, müde und ruhebedürftig in der Stadt, die sich ihnen übergeben hat, ins Quartier rücken, und plötzlich werden sie aus den Fenstern der Bürgerhäuser mit einem mörderischen Feuer überfallen. Da kann nichts anderes gelten, als das Wort des deutschen Generals: den offenen Feind mit den Abzeichen des Krieges in der Schlacht in Ehren, aber bei solch einem heimtückischen Ueberfall muß das Leben unserer Soldaten mehr gelten, als Häuser, Hausrat und Kunstwerke! Was hat neulich die große englische Zeitung „Westminster Gazette“, das Londoner Hoffblatt, über Löwen geschrieben? Sie schrieb: „Wenn die feindliche Bevölkerung plötzlich aus den Häusern auf die deutschen Soldaten feuerte, so mußte dieser wahnsinnige Akt zu den gerechten Folgen führen. Lord Roberts hat auch bei dem gleichen Vorgehen die Farmen der Buren einäschern lassen.“

Das bekennen selbst unsere erbittertsten Gegner. Der Schreiber in der „Westminster Gazette“ ist sogar „ein führendes englisches Parlamentsmitglied“. Was aber Belgien betrifft, so ist es uns Deutschen darum besonders schmerzlich, daß die Holländer uns nicht hören wollen, weil gerade in diesem Punkt unser Gewissen so rein wie möglich ist. Die Dinge ständen anders, wenn Deutschland der Angreifer gewesen wäre. Je mehr Aktenstücke aber ans Licht kommen, desto unwiderleglicher wird für das gerechte Urteil der Eindruck, daß die deutsche Regierung und vor allen Dingen der Kaiser selbst das Allerbeste für die Erhaltung des Friedens getan haben und mit der Mobilmachung noch zurückhielten, als es fast schon zu spät war, den Vorsprung der Gegner rechtzeitig einzuholen. An dem Einbruch der Russen nach Ostpreußen und ihrem Vormarsch mit ungeheuren Kräften nach Galizien haben wir ja gesehen, welchen Vorteil der Feind im Osten davon hatte, daß er heimlich schon lange mobil machte, während uns der Zar, die höchsten Militärs und Minister das Ehrenwort gaben, von Mobilmachung sei keine Rede. Wir sahen nicht nur, daß wir angegriffen werden sollten, sondern daß es um Tod und Leben

für uns ging. Der Sieg gegen diesen Ueberfall war militärisch für uns allein zu erringen, wenn wir Frankreich niederwarfen, bevor die ganze russische Macht zur Stelle war. Die Franzosen auf der kurzen und ungeheuer stark befestigten deutsch-französischen Grenzstrecke schnell und entscheidend zu schlagen, war nicht wohl möglich. Dazu kam die Nachricht, daß eine französische Armee sich an der belgisch-französischen Grenze sammelte. Wir haben die Belgier um die Erlaubnis friedlichen Durchmarsches gebeten und ihnen ihre Unabhängigkeit samt allem Schadenersatz nach dem Kriege garantiert. Wir haben dasselbe Angebot wiederholt, nachdem wir Lüttich erobert hatten. Als die belgische Regierung es auch zum zweiten Male nicht annahm, erklärte sie sich selber als Feind Deutschlands. Wer also unter diesen Umständen, wo Deutschland keinen Angriffs-, sondern einen Verteidigungskrieg führt, von uns verlangt, wir sollten auf den Durchmarsch durch Belgien verzichten, der verlangt unseren Verzicht auf den Sieg überhaupt, der verlangt, daß wir die Unmöglichkeit unseres Sieges im Voraus unterschreiben und hinnehmen sollen.

Vergleicht man die Haltung des schwedischen und des holländischen Volkes, so tritt ein deutlicher Unterschied zutage. Auch die Schweden wahren die Selbständigkeit ihres Urteils und sind keineswegs ohne Kritik gegen uns, aber sie fühlen mit uns und sehen ein, worum es sich für uns handelt. Sie erkennen auch das verpflichtende Band der Stammesverwandtschaft an. Daß die Niederländer das anscheinend nicht tun wollen, daß sie bei der belgischen Neutralität nach dem Stück Papier und nicht nach dem Untergang oder dem Erhaltenbleiben Deutschlands fragen, das ist es, was uns befremdet. Von der belgischen Neutralität gilt das Wort, daß der Buchstabe tötet, der Geist aber lebendig macht. Wer Deutschland den belgischen Paragraphen entgegenhält, der will damit, wissentlich oder unwissentlich, Deutschlands Zukunft töten. Vielleicht ist das den Niederländern nicht so klar wie uns, aber dann sollen sie es sich in Ruhe von uns vortragen lassen und nicht einfach sagen: eure Kanonen sind gut, eure Gründe sind schlecht. Wenn es dabei bleibt, so wird dieser Krieg das deutsche Volk dem stammesverwandten holländischen Volke gegenüber um keine gute Erfahrung reicher gemacht haben: um die Erfahrung, daß man sich nicht gerecht, sondern übelwollend gegen uns verhalten hat. Sieg oder Niederlage Deutschlands hängen heute nicht mehr an dem Wohlwollen der Neutralen. Nicht wenige unter uns sagen: so laßt doch die Bemühungen um die Neutralen! Hört auf, Deutschland vor ihnen zu verteidigen! Es ist ja doch kein Wohlwollen und kein Sinn für Gerechtigkeit bei ihnen; unser Schwert aber ist scharf genug, um auf dem Schlachtfelde die Sprache zu sprechen, die alle Welt mit oder ohne Wohlwollen gleichgut versteht:

Wir möchten nicht, daß diese Stimmung bei uns die Oberhand gewinnt, und wir werden fortfahren, das unserige gegen sie zu tun. Nur sollten unsere eigenen Verwandten es uns leichter machen!

Gut und freundlich gegen Deutschland denkt die deutsche Schweiz. Die Schweizer glauben es uns, daß wir nicht die Angreifer gewesen sind, sondern uns verteidigen. Die Schweizer und die Schweden haben beinahe allein das richtige Urteil über England als diejenige Macht, die eigentlich verantwortlich ist für den Ausbruch des Kampfes, und die ihm den Charakter als eine Art von Piratenkrieg gegen Deutschland aufgedrückt hat. Eine gewisse republikanische Sympathie ist bei den Schweizern von Natur für Frankreich vorhanden; aber Frankreich hat sie in diesem Kriege selbst zerstört, weil es aus

Haß gegen Deutschland sich zum Schildknappen des blutigen Moskowiters mit Schnapsflasche und Knute hergibt.

Von den romanischen Völkern ist nicht viel mehr zu sagen, als daß sie ihrem Charakter entsprechend sich verhalten. Portugal ist Englands Sklave. Spanien ist Frankreichs Freund nicht, aber es ist auch abhängig von England. Derjenige Teil der spanischen Nation, der politisch zu denken vermag, sieht wohl ein, daß Spanien durch die Niederlage Englands wie Frankreich an Bewegungsfreiheit und nationaler Zukunft nur gewinnen kann. Außerdem gibt es Sympathien mit dem katholischen Oesterreich, aber sie sind undeutlich, weil die tiefere Anschauung der Weltverhältnisse im Volke fehlt, und die französisch-englische Kette — Gibraltar und die Pariser Börse — klirrt den Spaniern am Bein, sobald sie selbständig tun wollen.

Italien — ja was ist uns heute Italien! Die Italiener wollten Großmachtpolitik treiben und der dritte im Dreibund sein; als sie sich umsahen, erblickten sie den drohend aufgerissenen Rachen des englischen Löwen! Darauf hätten sie kühn alles an alles setzen, der englischen Flotte vier Wochen lang ihre Küsten preisgeben und dertweil das große nordafrikanische Reich, das wahre zweite Italien sich erkämpfen können. Die Besorgnis vor dem Rachen Englands war aber stärker als der Wille zur nationalen Größe. Jetzt sitzt Italien da und wartet ab, an welches Siegers Tisch es sich nachher mit einem Platz ausbitten soll. Wir würdigen seine schwierige Lage und wir bedauern die italienischen Politiker, die unter dem Mißverhältnis des Wollens, der Kräfte und der Einsicht bei ihrer Nation leiden. Das genaue Seitenstück zu den Italienern sehen wir in den Rumänen. Der König und ein paar wirkliche Staatsmänner um ihn sind sich klar darüber, wo die nationale Zukunft des Rumänentums liegt, aber weder die Masse, noch die Mehrheit der Gebildeten besitzt die Reife zur politischen Kühnheit.

Am wunderbarsten steht es bei den Amerikanern. Dies kühne und selbstbewußte Hundertmillionenvolk hat die groteske, ja eigentlich niederschmetternde Erfahrung gemacht, daß es durch seine völlige Abhängigkeit von der englischen Nachrichtenübermittlung drei Wochen lang hilflos in eine Wolke von Lügen eingehüllt und in die unsinnigste Gegnerschaft gegen Deutschland geheßt wurde. Erst an den letzten amerikanischen Zeitungen, die herübergekommen sind, beginnt man einen starken Umschwung zu merken. Die deutschen Nachrichten sind stellenweise sogar schon fetter gedruckt als die englischen. Wenn die Amerikaner nicht große politische Kinder sind, so nehmen sie sich aus dieser Erfahrung eine Lehre. Je schneller sie es tun, desto aufrichtiger und wohlwollender gegen Deutschland wird auch ihre Stimmung werden. Wir Deutschen freuen uns jedes ehrlichen Zuschauers, Freundes und selbst Gegners! Für alle drei aber wird das Bestmögliche der Sieg des deutschen Schwertes sein!

Gustav Mayer / Die Belgier und ihr Staat

Nicht nur das Kräfteverhältnis der Völker, das politische wie das ökonomische, nicht nur die politische und ökonomische Struktur im Innern der einzelnen Staaten wird durch den gegenwärtigen Weltkrieg tiefgreifend verändert werden, sondern selbst unsere wissenschaftliche Erkenntnis wird, von den rein abstrakten Disziplinen abgesehen, seine Nachwirkung spüren. Vor allem werden dabei die Begriffe der Soziologie, dieser ungesfestigten und verhältnismäßig jungen Wissenschaft, den

Einfluß einer Krisis erfahren, deren Subjekte und Objekte Staaten, Nationen, Völker, Rassen, Stämme, Sprach- und Kulturgemeinschaften sind!

Voll tiefen Glücksgefühls erleben wir Deutschen jetzt, wieviel es bedeutet, daß uns der Staat, dem wir angehören, als eine den nationalen Idealen und der historischen Notwendigkeit entsprechende Organisation unserer physischen und sittlichen Volkskraft gelten kann. Um so ernsthafter wird sich Deutschland, wenn es aus dem schweren Kampf um seine Weltmachtstellung siegreich hervorgeht, die gewichtige Frage zu prüfen haben, ob es auch für die Zukunft ein im wesentlichen homogener Nationalstaat bleiben will oder ob es sich der gefährlichen Aufgabe unterziehen soll, fremdartige Bevölkerungen seinem starken Staatsgefüge einzugliedern. Aber das ist eine Frage der Zukunft, die zu erwägen frivolo wäre, bevor wir gesiegt haben! Sie wurde hier nur gestreift, weil das durch den bisherigen Verlauf des Krieges uns als Faustpfand zugefallene Belgien ein lehrreiches Beispiel dafür ist, was es bedeutet, wenn der Staat, der ein Landesgebiet umspannt, seiner Bevölkerung nicht als die schlechthin notwendige Organisation ihrer eigentümlichen Kräfte gelten kann!

An den Flußläufen der Maas und Schelde, in den seit Anbeginn unstrittenen Grenzgebieten des germanischen und romanischen Macht- und Kulturbereichs hat der Verlauf einer bunten Geschichte Trümmer des alten lotharingischen Zwischenreichs bis in unsere Tage fortbestehen lassen, ohne sie einem der drei benachbarten Nationalstaaten unwiderruflich einzugliedern. Während der in sich kulturell homogene nördliche Teil der Niederlande sich in dem Staate der Oranier eine feste bodenständige Tradition und eine selbständige Existenz errungen hatte und bewahrte, verloren die südlichen Niederlande mit ihrer nebeneinandergewürfelten keltisch-romanischen und germanischen Bevölkerung ihre nationale Selbstbestimmung auf Jahrhunderte. Zuerst brachte der Untergang des Burgunderreichs sie in den Besitz der habsburgischen Hausmacht; der Reihe nach gehörten sie zu Spanien und zu Oesterreich, dann kamen sie an Frankreich, schließlich aus der Liquidation der napoleonischen Erbmasse auf dem Wiener Kongreß an das Haus Oranien, das hinfort die wiedervereinigten Niederlande regieren sollte. Aber zu bald zeigte es sich da, daß die grundverschiedenen Schicksale, die seit der Reformationszeit über Holländer und Flämänder hinweggegangen waren, sogar diesen beiden so nahe bluts- und sprachverwandten Stämmen ein staatliches Zusammenleben nicht mehr gestatteten. Die unheilvolle Wirkung der Gegenreformation trat jetzt mit sinnfälliger Deutlichkeit vor aller Augen. Im hartnäckigen Widerstand gegen die gewaltsame Geistesknechtung spanischer Fremdherrschaft hatte das holländische Volk, von trotzigem kalvinistischen Geist beseelt, in Krieg, Handel und Kunst sich eine eigentümliche Tradition geschaffen, die seiner nationalen Gesinnung Farbe und Richtung verlieh. Von dieser blieben ihre flämischen Brüder ausgeschlossen, denen in jahrhundertelanger Fremdherrschaft ihr nationales und kulturelles Rückgrat, wenn auch nicht gebrochen, so doch verkrümmet wurde.

Auf ihrem ersten Siegeszug hatte die Reformation im heutigen Belgien kräftigen Anklang gefunden. Aber schon Karl V. verhalf dem Wormser Edikt, das in Deutschland versagte, hier in seinen Erblanden mit erbarmungsloser Strenge zur Geltung. Und Antwerpener Augustiner wurden so die ersten Blutzengen des evangelischen Bekenntnisses! Von Gewissensfreiheit stand nichts in den Freiheitsbriefen der Provinzen, mit Blut und Eisen vollendete deshalb Philipp II. die väterliche Politik der Staats- und Glaubenseinheit. So breitete sich über die südlichen Niederlande, die einstige Heimat blühen-

den städtischen und provincialen Sonderlebens, friedhöfliche Ruhe. Während in Holland die Oranier frühzeitig Bücher und Volksschulen als die wirksamsten Waffen wider die geistige Knechtung erkannten und priesen, unterwarf in Belgien Albas Blutregiment das Volk dem starren Grundsatz des allerkatholischsten Königs: „une foi, une loi, un roi!“ Mit Stumpf und Stiel wurde das Bedürfnis nach religiöser und geistiger Selbstständigkeit dem flämischen Volke ausgetrieben. Und bis auf den heutigen Tag ist nirgends in germanischen Gauen, selbst nicht in den Tälern der österreichischen Alpen, die Herrschaft des katholischen Klerus eine so unbedingte wie in den ländlichen Distrikten der Provinzen Flandern, Limburg und Antwerpen. Die Revolution von 1830 und 1831, die Belgien endgültig von Holland losriß, war im wesentlichen das Werk der katholischen Geistlichkeit. Bereits Richelieu hatte den Gedanken erwogen, aus den spanischen Niederlanden eine katholische Republik zu bilden, die dem streitbaren Calvinismus der Holländer die Wage halten sollte. Im neunzehnten Jahrhundert ging dieser Traum nahezu in Erfüllung!

Das Volk, das sich durch die belgische Revolution seine Selbstbestimmung errang, wurde mehr durch seine kirchliche als seine politische Gesinnung zusammengehalten, und deshalb konnte es geschehen, daß in dem neuen Staat die Kirche eine Macht erhielt, wie nirgends sonst in Europa. Auf diesem Boden, der sie Jahrhunderte hindurch nicht gekannt hatte, wird mit dem Ideal der Freiheit, das seit der Julirevolution wieder zu Ehren kam, bis auf den heutigen Tag Unfug getrieben. Freiheit bedeutet hier leicht Ablehnung jedes staatlichen Zwanges, jeder Einordnung und Unterordnung für höhere Zwecke! So wurde gleich zu Anfang unter der Fahne der elterlichen Freiheit das ganze Volksschulwesen einem bildungsfeindlichen Klerus ausgeliefert, dessen höchster Ehrgeiz bis heute darin besteht, den erschreckend hohen Prozentsatz des Analphabetentums nicht herabdrücken zu lassen. Ich selbst entsinne mich einer Predigt in St. Gudule in Brüssel, bei der ein Mönch sich für die seelenvollen braunen Augen der kastilianischen Gassenbuben begeisterte, die nicht in die Versuchung kämen, aus gottlosen Zeitungen aufrührerische Gedanken zu schöpfen!

Preußen hätte es 1831 am liebsten gesehen, wenn Belgien mit Holland vereinigt geblieben wäre, denn es sah voraus, daß der neue Staat rettungslos dem französischen Einfluß anheimfallen würde. Um solches womöglich zu verhindern, schlug es die Neutralisierung Belgiens vor. Die franzosenfreundliche Stimmung, die von vornherein im befreiten Brüssel herrschte, zeigte sich deutlich darin, daß die Krone zuerst einem Sohne Louis Philipps angeboten wurde; aber auch als dieses Projekt am Widerstand der Ostmächte scheiterte, hielt der schlaue Koburger, der den neuen Thron gewann, es für geraten, eine Tochter des Bürgerkönigs zu heiraten. Unter den langen Regierungen der beiden einander wesensgleichen ersten Könige wurde dann der belgische Staat gleichzeitig und abwechselnd vom Klerus und einer kapitalistischen Großbourgeoisie, deren fähigster Kopf der reiche Leopold selbst war, beherrscht. Diese Großbourgeoisie huldigte ursprünglich den Ideen des älteren doktrinären Liberalismus. Als aber mit dem Erwachen und Erstarken der Arbeiterbewegung die liberale Partei notgedrungen demokratischen und auch sozialen Forderungen Zugeständnisse machte, verständigte sie sich immer sichtbarer mit jenem Geschäftsklerikalismus, der hier seit dreißig Jahren ohne Unterbrechung an der Staatskrippe sitzt. Alle nicht klerikal gesinnten Elemente, die ein raffiniertes Wahlgesetz zur Ohnmacht verurteilt, standen bis zum Einmarsch der deutschen Heere grollend abseits.

Die flämischen Provinzen bilden die Hochburg des Klerikalismus, während die Sozialdemokratie in den großindustriellen wallonischen Landesteilen die großen Massen hinter sich hat. Da das Proportionalwahlssystem eingeführt ist, so kommt diese Einteilung in Schwarz und Rot bei den Wahlen nicht ganz kraß zum Ausdruck; die Liberalen besitzen ihre Mandate in den Städten beider Landesteile. Ihre Abhängigkeit von den Wählermassen des flämischen Sprachgebiets hat in den letzten Jahrzehnten die klerikale Regierung genötigt, den kulturellen Wünschen der Flämländer Zugeständnisse zu machen. Aber diese reichten nicht aus, um der fortschreitenden Franzöisierung des öffentlichen Geistes, die für das Land jetzt verhängnisvoll geworden ist, Einhalt zu gebieten.

Die geographischen Ursachen, die seit dem Sieg des französischen Königtums über die territorialen Mächte immer wieder Flandern dem politischen und kulturellen Einfluß Frankreichs preisgaben, wirken bis in die Gegenwart fort. Weil die dem Deutschtum ganz wesensfremden wallonischen Landesteile dazwischen liegen, konnte keine unmittelbare nachbarliche Berührung dieser westlichen Vorhut germanischen Volkstums mit der deutschen Kultur stattfinden. Nach Holland spielten trotz der religiösen Gegensätze mancherlei Fäden hinüber. Aber Hollands kulturelle Autarkie ist nicht stark und mannigfaltig genug, um gegen eine so lockende und geschlossene, so bequeme und selbstbewußte Kultur wie die französische, angriffsweise vorgehen zu können, gegen eine Kultur, die den wallonischen Teil des Landes uneingeschränkt beherrscht.

Hugo Grotius hat ausgesprochen, daß den Wallonen und den germanischen Niederländern nichts gemeinsam war, als der Haß gegen die Spanier. Auch heute haftet das gemeinsame belgische Staatsgefühl diesen beiden so wesensverschiedenen Volksbestandteilen nur äußerlich auf der Epidermis. Eine höchst liberale Verfassung erlaubte den Belgiern, ohne daß militärische, soziale oder kulturelle Aufgaben an ihren Sädel beträchtliche Anforderungen stellten, ihren Privatinteressen ungehindert und uneingeschränkt nachzugehen. Jeder ist deshalb auf den eigenen Vorteil bedacht und sorgt sich nicht um die andern oder gar um die Gemeinschaft als solche. In ganz Europa gibt es wohl kein materieller empfindendes Volk als die Belgier. Wofür sollten sie sich auch als Belgier begeistern? Für ihre Dynastie? Leopold I. und Leopold II. waren weder königlich in ihrem Gebaren noch Liebe erweckend durch ihren Charakter und ihre Wirksamkeit. Könige mit dem Kurzzeitel in der „Zasche“ hat man sie genannt, und „jeder Zoll kein König“ konnte man besonders von Leopold II. sagen, der bis über den Tod hinaus bemüht war, die Chronique scandaleuse Europas zu bereichern. Eine gemeinsame Literatur gibt es nicht: flämisch schreiben die einen und erzielen im besten Falle provinzielle Wirkung, französisch die anderen; diese bilden eine wenig beachtete Gruppe der französischen Schriftwelt. Sind sie wirkliche Dichter, die aus dem Seelenleben ihres germanischen Volkstums schreiben, so müssen ihre Schriften, sofern sie eine große Gemeinde finden sollen, ins Deutsche übertragen werden. Staaten mit großen geschichtlichen Aufgaben können vollkliche und religiöse Gegensätze nicht nur zur Entfaltung, sondern auch zur höchststrebenden Fortentwicklung bringen. Die Kraft zu einer solchen schöpferischen Synthese fehlte dem Verlegenheitsstaat Belgien. Für sich haben Flämländer und Wallonen ein kräftiges, bodenständiges Volkstum. Aber das Schicksal, das diese Stämme außerhalb der sich zusammenschließenden großen Kulturnationen beließ, hielt sie damit auch fern von dem gewaltigen ethisch-politischen Erziehungsprozeß, den jede von diesen auf ihre Weise durchläuft.

Ob die Wirrnis, in welche die Kurzsichtigkeit ihrer Regierung diese selbstgefällige Bevölkerung verwickelt hat, sie zur Selbstkenntnis führen wird? Sie hat niemals verstehen wollen, daß die überlegene staatliche und militärische Erziehung der Deutschen, die ihre Wortführer als Drill und „Unfreiheit“ verächtlich abtaten, auch eine ungeheure ethische Kraft darstellte, deren Geist sie nur deshalb nicht begriff, weil sie ihm zu wenig glich.

Mit der zeitweiligen Besetzung des Landes durch diese östlichen Nachbarn hat für die Belgier eine ganz neue Epoche ihrer Geschichte begonnen, deren Verlauf heute niemand absehen kann. Unseren uns entfremdeten Brüdern, den Flämländern, wollen wir wünschen, daß die Rauheit der ersten Berührung, in die sie seit Jahrhunderten wieder mit der germanischen Zentralmacht gekommen sind, sie nicht in die Irre führen möge. Die lange spanische und französische Umstridung hatte ihren prachtvollen Instinkten den zu diesen gehörenden geistigen und ethischen Oberbau geraubt. Die starken Wurzeln ihrer Kraft werden sich zu neuer Blüte entfalten, wenn sie sich künftig gleich den Holländern, die es seit jeher so hielten, williger von dem reichen Strom der stammverwandten deutschen Kultur befruchten lassen.

Theodor Heuß / Ludwig Frank †

Wir sehen diese letzten Augenblicke: ein Dorf schleudert Blei und Verderben. Der Tambour schlägt zum Sturm, die Leiber keuchen voran, die Kugeln zer schneiden die Luft, hier fällt einer, ein Aufschrei, weiter, und da stürzt auch er, dieser starke, große, mutige und schöne Mann, einer zwischen vielen, Kamerad seiner Kameraden, ein Stück von ihnen, ihr Bruder im Tode wie im Leben.

Die deutsche Volkszukunft verlor einen ihrer stärksten und notwendigsten Führer.

Welch einen Abschluß fand dieses Leben! Man hatte sich gewöhnt, in Frank einen zweiten Lassalle zu sehen: Ähnlichkeit der äußeren Erscheinung führten dazu, Gleichmäßigkeiten der geistigen Art, im Politischen wie im Kulturellen verstärkten diese Empfindung — nun drängt der Zufall den Vergleich zu einem schauerlichen Abschluß. Am 31. August waren es eben fünfzig Jahre, daß Lassalle, im gleichen Alter wie jetzt Frank, vierzigjährig, durch eine Kugel fiel; Franks Todesstag ist der 3. September.

Sie vereinigten in sich, beide dem Boden jüdischen Kleinbürgertums entstammend, die Bildung ihrer Zeit; es war immer Freude und Genuß, zu beobachten, mit welcher Kenntnis und welchem inneren Verständnis Frank über die literarischen und künstlerischen Dinge sprach, die den meisten Männern des öffentlichen Lebens eine ferne und fremde Welt bleiben. Beide unbefangene Köpfe, die über Parteigrenzen hinaus geschichtlich denken konnten, große Redner, die neben Wucht und Pathos die Waffe der Ironie und des Witzes meisterten; vor allem aber innerhalb der sozialistischen Bewegung die zwei Männer, die, gegenüber der nur ökonomischen Wertung der öffentlichen Dinge, den ausgeprägtesten Sinn für den Staat und das staatliche Machtproblem bejaßen. Hier gerade lag Franks geschichtliche Aufgabe (und man darf glauben, daß sie ihm selber immer mehr bewußt wurde), verloren gegangene Ansätze Lassalles in der sozialistischen Bewegung neu zu erwecken und in Entscheidungen der Tat zu vollenden.

Vielleicht war Lassalle in seiner Vielseitigkeit blendender, auch er ein Kind seiner Zeit, in seinem eiteln Ehrgeiz naiver, durchaus Ichperson. Franks Führertum fehlt das genial Improvisierte seines Vorgängers; er ist gewachsen innerhalb Organisation, Disziplin, Selbstzucht, Verantwortung. Er ist nicht durch die geistreiche Formel, durch Schwung und Gebärde Führer geworden, sondern durch Bewährung. Und hier endet der Vergleich: Frank wurzelte wirklich im Volkstum. Seine politische Arbeit löste sich auf in fleißige, schlichte Sachlichkeit; seine persönliche Lebensart war einfache Herzlichkeit und Wärme, die immer etwas Gewinnendes, manchmal durch ihre Güte Hinreißendes hatte. Der Mann, der in der Polemik von vernichtender Schärfe sein konnte, sprach als Mensch vom Gegner nie lieblos. In diesem starken Körper wohnte eine zarte Seele; wie konnte er mit Kindern spielen, wie erzählte er von Heimat und Jugend! Und hatte immer das markig Aufrechte, Grade der Leute, die vom Schwarzwald kommen.

Es soll hier nicht von seinem Weg in der deutschen Sozialdemokratie gesprochen werden, von den Kämpfen um Budgetbewilligung, Steuer, Großbloß; die Zeiten sind nicht dazu angetan, Parteigeschichte des letzten Jahrzehnts auszubreiten. Die deutsche Sozialdemokratie verlor in ihm einen ihrer unbefangenen und fähigsten Köpfe, ihrer stärksten Charaktere, die badische ihr Haupt. Mehr als die Partei verlor das deutsche Volk.

Wenige unter uns mögen die Notwendigkeit des hereinbrechenden Völkerkrieges so schmerzlich empfunden haben wie er; denn er kannte und schätzte England, ein Freund der Fabier, und es war ihm bis zuletzt eine seiner innersten Angelegenheiten, gemeinsam mit Jaurès für die deutsch-französische Verständigung zu wirken. Aber mit der Entschlußkraft des Tatsachenmenschen folgte er dem Gebot der Stunde ohne ängstliches Zögern, und er tat den letzten Schritt, durch eigene Hingabe den vaterländischen Gedanken zu weihen. Daß er als Kriegsfreiwilliger in das aktive Heer trat, war keine Demonstration, sondern der Schluß einer Ueberzeugung. Die Tat allein hat Beweiskraft.

Aber während er, mit innerer Lust und Freudigkeit, in dem gewaltigen Volksheer den Soldatendienst leistete, flogen Gedanken und Erwartung zu dem Nachher. Seine große Spannkraft zitterte den Aufgaben entgegen, die nach dem Frieden sich erheben werden: denn er wußte, daß das ungeheure Erlebnis dieses Krieges neue Formen, Gesinnungen und Notwendigkeiten unserer Zukunft aufzwingen wird. Und keiner, keiner war so erwählt und berufen wie dieser, durch Verstand, Charakter, Autorität, Klugheit und Verantwortung, für die ganz neu zu lösenden Fragen unserer inneren Politik Entscheidungen zu prägen. Uns allen, dem Volk und den Regierungen, ist er der schmerzlichste Verlust, den dieser Krieg bisher gebracht.

Ich denke jetzt an die vielen Tage und Stunden einer langjährigen Freundschaft: an den ersten Abend vor bald acht Jahren, der unter seiner Erzählerkunst bis in den frühen Morgen wuchs, an die letzte gemeinsame Fahrt vor drei Monaten, da er uns, noch ganz erfüllt vom Eindruck der Basler Konferenz, den Weg einer demokratischen Auslands-politik entwarf. Seine Zuversicht wollte alle Zweifel niederbringen und er freute sich auf den Tag, da er im späten Sommer als ein Vertreter des deutschen Parlaments in Frankreich für die Gemeinsamkeit der westeuropäischen Kultur werben wollte.

Als er die Grenze überschritten hatte, warf ihn eine französische Kugel nieder, und in raschem Schmerz schloß sich für immer der Mund, der ein Prediger staatlicher Freiheit und deutscher Kultur gewesen ist.

Julius Bab / Kleists Verklärung

„Das Kriegsgefeß, das weiß ich wohl, soll herrschen, jedoch die lieblichen Gefühle auch.“

Ein ganzes Jahrhundert mußte vergehen und zum dritten Mal mußte der Kriegsturm über dein Grab brausen, dein selbstgegrabenes Grab am Havelsee zwischen den Kiefern, dreimal mußte Kanonendonner dein Volk zu sich selbst rufen, bis sie dich endlich erkannten, dich begriffen in deinem wahren Wesen und Wert, als ihren eigentlichsten und größten Dichter, den Preußenfänger: Heinrich v. Kleist!

Als vor hundert Jahren der Befreiungskrieg jenen deutschen Aufschwung brachte, für den Kleist aus äußerster Kraft geworben hatte und dessen zeitigere Entfesselung vielleicht seinem Leben Schwung genug gegeben hätte, die dunklen Todeslodungen zu überfliegen, damals als Arndt, Körner und Schenkendorf die Sänger der Preußen hießen, da mußten nur wenige aus zerstoßenen literarischen Zirkeln etwas von dem Dichter Kleist, der Germanias wilden Verzweiflungsruf an ihre Kinder so erschütternd hatte laut werden lassen — damals, als anno 1809 die Oesterreicher mit dem Zwingherren Europas rangen und Preußen still stand! Mehr schon hatten von dem Herrn v. Kleist gehört, dessen Selbstmord am Wannensee ein großer deutscher Gesellschaftsstandal gewesen war — aber diese kleine Sensation ging nun in der großen des Völkerkrieges unter. — Sechs Jahre nach dem Wiener Kongreß erst erschien das Werk der Kleistschen Meisterschaft: „Prinz Friedrich von Homburg“ wurde 1822 von Lind zum Druck befördert. Sein Dichter lag schon elf Jahr im Grabe!

Als der Krieg 1870 das deutsche Reich neu schuf, war der Dichter Kleist immerhin schon ein interessantes Diskutierobjekt fortgeschrittener literarischer Kreise. In Literaturgeschichten war er bald zu den „Klassikern“ bald zu den „Romantikern“ fortiiert worden; seine hysterisch-phantastischen Züge, seine Maßlosigkeiten wurden als eben noch entschuldbare Schwächen eines beachtlichen Talents behandelt; der „Prinz von Homburg“ galt wegen der Szene, in der der Held ganz menschliche Todesfurcht zeigt, noch immer nicht so recht für möglich. Der Ruf Hebbels, der hier schon vor einem halben Menschenalter das große dramatische Genie Deutschlands angezeigt hatte, verhallte ungehört. Das hier der repräsentativste Geist Preußens zu suchen sei, wußte niemand. Gespielt wurde Kleist selten und lustlos. Die „Hermannschlacht“ entdeckten die Bühnen sich nach dem Friedensschluß 1871 als Novität!

Als aber nun im Jahre 1914 der Krieg von allen wider Deutschland den großen Entscheid herausforderte über das in Preußen geeinten Deutschlands Daseinsrecht und Daseinswert, da endlich schien man erfaßt zu haben, was dieser Heinrich v. Kleist der Nation bedeutete. Alle die diesen Krieg mit Bewußtsein und Sinn zu führen suchten, hatten seinen Namen im Gedanken, und als die Theater der Reichshauptstadt ihre Kriegsspielzeit eröffneten, da spielten sie beinahe alle Kleist: „Die Hermannschlacht“ und den „Prinz von Homburg“.

Geschah das nur, weil die „Hermannschlacht“, wie vielleicht kein anderes dramatisches Gedicht der Welt vor Kriegswut zittert, und weil der „Prinz“ mit „In Staub mit allen Fein-

den Brandenburgs“ schließt? War hier nicht mehr zu holen als ein Schlachtruf, eine Fanfare? Die hätte so manch anderer auch geblasen! Aber dieser Kriegeruf kam nicht aus dem Blechinstrument der fertigen Worte, war auch nicht der besinnungslose Schrei gereizter Tiernatur — er war und blieb Menschenrede, Aussprache einer Seele, Lösung höchsten Wollens. In diesen Worten ist die Brücke geschlagen, die eine schwankte, hohe, die von dem schaffenden Leben wachsten Kulturgeistes hinüberführt zu den finsternen Notwendigkeiten des Völkermordes. Der Krieg als Notwendigkeit einer großen Seele ist hier gestaltet — nirgends sonst.

Hat denn schon jemand ganz gesehen, mit welcher echten, aus dem vorhandenen Keim der eigenen Brust gewachsenen, natürlichen Prophetie die „Hermannsschlacht“ das Einigungswort Bismarcks darstellt? (Nicht mit der billig rückwärts gewandten Verkündung der Wilbenbruch oder Lauf!) Hier ist Bismarck bis in die kleinsten Einzelheiten seines Menschentums — bis zum scherzenden Spiel mit der Frau und zum plötzlich aufschluchzenden Gefühlstampf — und Bismarck bis in die Fasern seines riesigen Schmelzwerks, bis zum diplomatischen Winkelzug und der überrumpelnden Schlagkraft des Unterredners! Bismarck-Hermann. — Der preußische Herrscher aus dem innersten Wesen des Junkers v. Kleist herausgesetzt — da steht er: in seines Herzens Herz die furchtbare Unerbittlichkeit seiner Tat, die tödlich geniale Sachlichkeit, die um des Ganzen will kein Einzelnes mehr sehen will; Hermann, der die Latier doppelt haßt, die ihm gutes tun, — der die Leiche der Geschändeten zerteilt zur Botschaft den Stämmen — der den galanten Legaten der Bärin seiner Frau überläßt und der des Volksfeindes spitze Vernunft mit der vernunftlos schrecklichen Wahrheit des Todesurteils überdonnert:

Führt ihn hinweg und werf das Haupt ihm nieder —
Was gilt's, er weiß jezt, wo Germanien liegt?

Im Gang, selbst in der Wut unseres Blutes, im Rausch von Kampf und Tod weiß dieser Dichter Gewissheiten, Entscheidungen, Offenbarungen, die keine Vernunft erklimmt — groß wie die des höchsten Gottesfriedens, der Liebe. Aber dieser Todesmarsch einer mächtigen Individualität, die ihre nationalen Bestandteile als unveräußerliches Gut verteidigt, er ist gefaltet, von einem großen Dichter in vollkommener Uebersicht gestaltet! Das vergesse man nicht im Anblick dieser edlen Barbarei, das sie durch eine künstlerische Kraft von höchster Kultur dargestellt ist! Tes ist Beweis jedes Wort, das immer aus den Quellen menschlichen Gefühls vom Grunde steigt; des ist Beweis das stolze leidvolle Leben, in dem auch des Feindes Gestalten durch diese Szenen wandeln; des ist Beweis die auch in diesem Gedicht tausendfach ausgebreitete Freude am zarten, milden, anmutig hinspielenden Leben. Aus einer heiligsten Lebensfreude ist dieser Todeszorn geboren:

„Du bist so wild, o Sohn der Götter,
Der Frühling kann nicht wilder sein,
Sei schrecklich fest, ein Schlossenvetter,
Und Blitze laß dein Antlitz sein.“

Es ist der Weg eines Dichters, eines tief Lebendigen in die Schrecken des Todes.

Und nun der „Prinz von Homburg“! Das Schauspiel tiefster Menschenziehung. Der Schlafwandler, der im Traum Liebe und Lorbeer zu erraffen glaubt, bis er durch Schrecken der Todesangst furchtbar erwacht, den Lebensweg zu Glück und Glanz findet, den Weg williger Hingabe, Einordnung — die „tragische Freude zu dienen“. Das ist so allmenschlich, so ewig im Thema wie Hamlet und Faust, Don Quixote und Peer Gynt. — Aber das Symbol, in dem das überpersönlich Er-

habene hier auftritt, als Nation, als Vaterland, — der Weg, der hier zum höchsten Erziehungsziel führt, der Weg durch das Soldatenprinzip der Subordination, das ist das spezifisch preußische an diesem Gedicht! Aus der mechanischen Sphäre des Kasernenhofs, aus der Gamaschendisziplin ist hier die soldatische Subordinationsidee — die ein mit höchster eigenster Lebenskraft bewahrtes Individuum Todesangst niederzwingend selber wählt — gehoben in jene Sphäre sittlicher Freiheit, die Kant, Fichte, Schiller gelehrt haben — in die Sphäre der gewollten Pflicht, der bejahten Notwendigkeit. Und hier oben scheint das Licht jener höchsten seelischen Erhebung hinein, die religiöse Leidenschaft, die der deutscheste Friedrich Theodor Vischer die „tragische Freude zu dienen“ nannte. So ist der „Prinz von Homburg“ ein preußisches Weltgedicht.

Mit allem traumhaft zarten, mit allem menschlichen, allzumenschlichen selbst ist dieses Weltgedicht nicht minder verschwifert wie mit der Wildheit des Krieges und der Erhabenheit des Feldens. Alle Härte der Welt ist schützend um alle Milde geschmiegt — erhabenste Lust schwingt um jedes Wort, aus jedem Bild, jeder Wendung: die zarte Natalie tut die gewagtesten Männer Schritte (fälscht kurfürstliche Befehle!), und der Held auf dem Todesgange genießt den Duft der Nachtblöle. Außen gilt hier wie innen, was mit so erhaben kindlichen Worten gesagt ist:

Das Kriegsgesetz, das weiß ich wohl, soll herrschen,
Jedoch die lieblichen Gefühle auch.“

Die unter den Feinden Deutschlands lebenden Menschen von gesteigertem Kulturbewußtsein möchten jezt ihr Gewissen und ihre nationale Notdurft dadurch in Einklang bringen, daß sie zwischen einem liebenswerten Deutschland Goethes und einem hassenswerten Deutschland Bismarcks ingrimmig unterscheiden. Die Praxis zu dieser Theorie, der mörderische Angriff auf das ganze Deutschland, ist nicht gescheitert, als ob ich das prächtige Herz eines Menschen dadurch zu retten denke, daß ich ihm den bösen Kopf herunterschlage. Aber schon die Theorie ist falsch! Selbst bei Goethe hört das feinere Ohr den Quell bismarckischen Willens rauschen, wenn auch an der Oberfläche sein Mangel an nationalpolitischem Bewußtsein als eine zeitbedingte Schwäche seiner Größe sehr deutlich ist. Bismarck aber ist schon gar nicht mehr ohne die Basis der von Goethe gebauten Welt zu denken! Der in seiner Jugend ein Romantiker von fast kleistischer Melancholie war und in seiner Reife ein Nervenmensch von tiefster Sensibilität blieb, er hat sein riesiges Werk nicht als ein wilder Barbar vollbracht, sondern weil eine große Kultur seine ungeheure Vitalität bis ins kleinste durchgearbeitet und geschmeibigt hatte.

Brauchen wir aber eine Gestalt, die uns das Zueinanderleben des Goethedeutschen und des Bismarckdeutschen verkörpert, so werden wir keine vollkommeneren finden als Heinrich v. Kleist, der mit der Kraft und Zartheit Goetheschen Künstlertums eine Bismarckisch gerichtete Menschlichkeit aus sich herausgestaltet hat! Er war der erste — er hat die ungeheure Spannung dieses frühesten Brüdenbaues, hat die Verschmelzung von Kriegerzucht und Künstlertraum in seiner Brust mit schrillen, schweren Kämpfen und schließlich mit dem Leben bezahlt. Er ist in seiner ganzen jähren Härte durchaus ein Johannes — und wir wissen, daß sein Messias noch nicht gekommen ist. Wir täuschen uns nicht, daß an der vollen Durchseelung preußischer Kraft durch deutschen Geist, an der vollkommenen Stählung deutschen Geistes durch preußische Kraft noch manch schmerzhaft empfundenes Stück fehlt. Aber wenn wir von diesem Krieg, in den jeder Deutsche in irgend-

einer Form seine Existenz einsetzen muß und einsetzen will, einen höchsten Lohn erwarten, so kann es nur der sein, daß dies Reich komme: dies Deutsche Reich, in dem Goethijcher Geist und Bismarckische Tat so ineinander gelebt, preußisches Kriegsgefeß und deutsches Gefühl so vereint sind, wie es sich im Werke Kleists zuerst ankündete. Wir können den Krieg deshalb in keinem höheren Zeichen führen als in dem des preußischen Offiziers und deutschen Dichters Heinrich v. Kleist. In diesem Zeichen mögen wir siegen — werden wir siegen!

Helene Lange / Kriegsjommer 1914

Ein Sommer, wie ihn noch keiner sah,
Blaut über deutschen Landen.
Es rasseln die Flüge fern und nah,
Wie ehernes Wogenbranden.
Sie tragen zur Heimat, was draußen war
In Wald und Wiesen und Klippen, —
Sie tragen zur Grenze gewappnete Echar,
Zum Fuß mit stählernen Lippen.

Ein feuriger Sang, ein warmer Gruß,
Ein letztes Winken den Lieben,
Der Mut des schicksalgewaltigen Muß
Auf jedem Antlitz geschrieben. — —
Und um sie verwandelt sich jäh die Welt,
Die grüne, freudige, schöne —
Nicht mehr um goldenes Erntefeld
Summen die Glockentöne:

Statt der jubelnden Lerche Laut,
Hoch über Brandung und Düne,
Hört man das Singen der Kriegesbraut,
Das Surren der Zeppeline.
Knirschend schlagen Geschosse ein,
Schwer wie kyklopische Mauer,
Schmettern zu Scherben gepanzerten Stein,
Fellen urrewiger Dauer.

Waffen gräbt sich das mordende Erz,
Und wo die Kugel getroffen,
Hat in der Heimat ein armes Herz
Aufgehört zu hoffen. — —
Aber mit rauschendem Fittich zieht
Sieg vor uns her durch die Fluren,
Wie Orgelton brauset sein Hohes Lied
Vom Frankenreich bis Masuren!

Und wo er noch heute das Antlitz verhüllt,
Weißt er in schimmernde Ferne:
Da glühen durch dunkler Wolken Gebild
Des heiligen Krieges Sterne!
Ueber der Städte rotchwelendem Brand,
Ueber dem Blachfeld der Toten,
Leuchtet, geschrieben von ewiger Hand,
Was uns das Schicksal geboten:

Nicht nur um Länder geht es und Gut —
Nein! Um den deutschen Gedanken
Rollten die Würfel und fließt das Blut,
Verstehen die eisernen Planken.
Schirme ihn, Deutschland! der Tag ist da,
Um den Weltpreis zu ringen.
Einen Sommer, wie keiner ihn sah,
Sollst du zur Ernte bringen!

Harry Söberg / Die Leute am Meer

Fortsetzung

Der folgende Morgen brachte einen stillen Tag über das Küstenland.

Nah und fern standen die Höhen mit scharfen Linien in der kühl-blanken Luft. Längs den gewölbten Dünenzügen rankte das Sandhaargras seine feinen Halme. Heidekraut und kriechende Weide hoben ihre Blätter, schwer von Tautropfen, über die Erde wie zahllose kleine Hände, von denen jede ihre Perle zum Licht hielt.

Die Dünenlerche schwang sich von Höhe zu Höhe und grüßte den Morgen mit ihren Trillern. Alles, was fliegen konnte, zog zum Meer. Die Wildenten hatten die erste Sonne auf den Flügeln. Und die Silbermöwen schrien in der Dämmerung am Strand entlang vor Wonne und Hunger.

Draußen, wo das Schiff stand, schäumte die Dünung auf. Aber nur ein paar zerfesselte Planen überragten das Meer.

Soweit das Auge reichte, war der Strand schwarz von Bradstrümmern. Und die Brandung fuhr fort, herbeizutragen und herbeizutragen, als gäbe das Meer seinen Raub zurück . . .

Still traten die Leute über die Schwelle in den friedvollen Tag. Sie blieben in der Tür stehen, die Arme schwer von Ruhe. Während ihre Augen lauschend in die morgenfrische Luft strebten.

Gedankenschwere Stille lag zwischen den Häusern, als trüge der Tag dieselben Gedanken in die niedrigen Stuben hinein. Kein Lärm erscholl irgendwoher. Nur die ewige Stimme des Meeres tönte hinein wie ein Laut, der so genau in die Seelen eingestimmt war, daß die Ohren ihn nicht mehr hörten.

Oben auf dem Dünengehöft erwartete man Zeichen. Im Laufe der Nacht waren vier angespielt worden.

Jens Ronge saß in der Wohnstube und schlürfte seinen Morgentrunke hinunter. Sein Kopf war über den Tisch gebeugt. Und er schien auf nichts um sich herum zu achten. Ane stand in der Tür zur Herdstube und sah ihn an.

Er stopfte seine Pfeife und saß still da.

„Wie geht es den Deuten da drinnen?“

„Sie haben die ganze Nacht geschlafen, daß es ein Vergnügen war,“ antwortete Ane.

Da trat Martin ein. Mit einem Lächeln reckte er seine Glieder nach dem gesunden Schlaf und wünschte guten Morgen.

Jens Ronge erhob sich und ging um den Tisch herum auf ihn zu.

„Du mußt wissen, Junge, für ein andermal, daß es hier bei uns ein altes Wort gibt, das sagt, man soll weder furchtsam noch verwegen sein . . . Du weißt wohl nicht, daß es heißt: Das Meer rächt sich . . . Es war ein Wunder, daß es gestern gut ging . . . Aber niemand kann wissen, was noch folgt.“

Er stolperte zur Stube hinaus.

Draußen in der Scheune hantierte Kreften barhäuptig und mit sonderbar stillen Tritten umher. Ueber einige Fischkästen legte er eine Leiter, das Seitenbrett eines Wagens und ein paar Planen.

Jens Ronge blieb in der Scheuentür stehen und nahm die Mühe ab, bevor er eintrat.

Grau und hellhörig lag der Tag unter dem strohgedeckten Dach. An der Wand ruhten die beiden Leichen vom Tage vorher, mit einem Segeltuch bedeckt. Ihre Stiefel staken wunderbar groß hervor. Und auf dem lehmgestampften Fuß-

boden hatte das Meerwasser sich in dunklen, ausfließenden Streifen verbreitet.

Jens Ronge entblößte das Gesicht des einen . . . und deckte es wieder zu.

Seine Hände griffen behutsam an, und in seinen Augen lag tiefe Wehmüt.

„Wir bergen sie wohl alle,“ sagte er.

„Ja, das gebe Gott, Vater.“

Als man die Leichen brachte, trug man sie herein und legte sie Seite an Seite nieder, so daß sie eine Reihe bildeten.

Niemand sagte ein Wort . . .

Es waren junge Menschenkinder. Der eine noch ein Knabe. Zwei trugen Verlobungsringe an den Fingern. Das rote Gold leuchtete seltsam in den dunklen Raum und erzählte, was die stummen Lippen verschwiegen . . .

Man blieb eine Weile in der Tür stehen. Die Stille war so stark, daß man den Fall jedes Tropfens auf den Boden hörte . . . einen nach dem anderen . . . oder zwei und zwei . . . oder viele auf einmal . . . Was in diesem Laut lebte, ließ sich nicht fassen. Aber es war, als trüge er die Sorge von fernem Orten herüber, von Menschen, deren Gedanken noch diese fremden Seeleute auf ihrer Fahrt begleiteten . . .

Ohne Lärm schloß Kresten die Scheunentür.

Aber es kamen immer mehr Leute zu dem Gehöft, um die stummen Meer Gäste zu grüßen . . . Und alle hörten das gleiche.

Auch die drei Verwundeten wollten ihre Kameraden sehen. Sie gingen von einem zum anderen und nannten Namen und Heimatsort.

Im Laufe des Tages fing ein Hund an, der Leichen wegen zu heulen. Er stand mit gehobener Schnauze vor dem Westtor, so daß der unheimliche Laut durch jeden Raum des Gehöfts und in die Häuser hinein drang.

Martin ging hinaus und jagte ihn fort. Aber er kam wieder und hatte mehrere bei sich, so daß Ane und er genug damit zu tun bekamen, sie dem Hof fernzuhalten. Die Nacht hindurch hielt das Geheul der Hunde die Leute wach . . . Am nächsten Tage band man sie zu Hause an, um den Toten Ruhe zu verschaffen.

Noch drei Leichen trug das Meer ans Land. Die letzten kamen am Tag vor dem Begräbnis. Viele Meilen längs der Küste wartete man noch auf zwei. Aber sie kamen nicht.

Die Nachbarinnen halfen Ane, sie zu kleiden und einzufargen.

Die jungen Mädchen schnitten auf den Dünen Dünensrosen, Dorn, Erdweide und Erika und banden Kränze für jeden einzelnen.

Ein grauer Tag wurde es, als die fremden Seeleute in die Erde hinab sollten. Ein heftiger Wind trug eisigen, salzfeuchten Meerdunst über die Küste hin. Wie schmutziger, dunkler Nebel hing er rings um alle Höhen, umspannte das öde Land, so daß die Leute, als sie in Feiertagskleidung zum Dünengehöft kamen, seine Schwermut in jeder Falte ihres Gewands mitzubringen schienen.

Neun Wagen hielten in einer Reihe.

Am Tor und auf dem Hof versammelte man sich. Jede Familie hielt sich für sich, blieb stehen und wartete da, wo sie Aufstellung genommen hatte.

Niels Klitten, seine Frau und Bodil standen vor dem Tor, als fühlten sie sich fremd auf dem Gehöft. Niels hielt den Blick gesenkt, und eine unsichere Haltung war über seiner Gestalt zu spüren. Die Leute schienen sich abseits zu halten,

und nur wenige kamen und reichten ihnen die Hand, wie es Sitte war.

Die Frau hatte ein schweres Gesangbuch unter dem Schal. In ihren Augen rang die Andacht des Tages mit der Angst, wie sie bei Frauen zu spüren ist, die Unfrieden zwischen den Männern befürchten.

Als die drei Seeleute Niels Klitten erblickten, gingen sie hin und drückten ihrem Retter die Hand. Sie hatten der Rederei von dem Geschehenen Bericht erstattet, und er und seine Söhne sollten eine Belohnung erhalten.

Seine Lippen bewegten sich ein wenig, als wollte er antworten. Als er jedoch aufsaß und ihrem Blick begegnete, schwieg er.

Bevor man die Särge hinaustrug, wurde das Vaterunser gebetet, und man sang ein Lied.

Einige von den alten Leuten fanden Platz auf den Wagenbrettern. Und der lange Zug fuhr in bedächtigem Schritt vom Hof den sandigen Weg entlang, der sich zwischen den Häusern und nach Süden hin wand, wo der Kirchhof lag.

Dem letzten Wagen folgten die Kameraden, Kresten Ronge, Ane und Martin, und den Schluß des Gefolges bildete Niels Klitten mit den Seinen.

Die Hufe der Pferde, die Räder und die Tritte der Menschen waren auf dem weichen Wege nicht zu vernehmen. Bald schlossen sich die dunklen Höhen der Dünen um das Fischerdorf, dessen strohgedeckte Dächer die Farbe des Landes trugen. Das Heidekraut glitt unter der schweren Luft hervor wie ein schwarzer Fluß, der seines Landes Schwermut mitbrachte.

Eine halbe Meile Wegs hinauf lag der Kirchhof. Eine ärmliche Kapelle mit verwitterten Steinen hob ihr Kreuz zum Weg hin und über die öde Gegend, die erst Meilen landeinwärts Höfe, Häuser . . . und Kirchen bekam. Der Flugsand hatte sich gegen seine Mauer aufgehäuft.

Nur einige Pfähle rahmten die geweihte Erde ein. Und struppiges Sandhaargras wuchs auf den Gräbern, die der Wind und der Sand geebnet hatten. Nur ein Kreuz, ein armseliger Stein oder ein welker Kranz zeigte, wo sie lagen . . . Keine Blume konnte in der unfruchtbaren Erde gedeihen.

In einem gemeinsamen Grab sollten die fremden Seeleute ruhen. In einem Boden, der viele von denen barg, deren Leben das Meer genommen hatte, und von deren Namen und Heimat nie Kunde zu ihren Gräbern drang.

Tief und wichtig tönte der Kirchengesang von den Lippen, als die Särge hinabgesenkt wurden. Als die Leute schwiegen und der Pfarrer vortrat, standen sie so andächtig still wie die Baumstämme im Walde.

Martin kam in Bodils Nähe zu stehen. Solange die Predigt währte, schienen sie einander nicht zu bemerken. Er stand mit der Mühe zwischen den Händen und starrte auf die Särge hinab. Sie hatte ihren Kopf ganz im Schal verborgen.

Doch als das Begräbnis zu Ende war und man dem Pfarrer und den anderen die Hand gegeben hatte, schloß er sich ihr an.

Langsam zerstreute sich das Gefolge auf Wege und Pfade. Wer auf den Wagen Platz fand, fuhr zurück.

Fortsetzung folgt.

Traub / Freude

Nach 6jähriger Trübnis geht alles
wieder gut. Reers an Friedrich L.

Am 11. Dezember 1708 ging ein brandenburgisch-preussisches Schiff nach Argua. Es trug den Namen: „Die Gerechtigkeit“. Sieben Marinesoldaten waren darauf und bewachten die Lebensmittel für die ferne Garnison an der Westküste von Afrika. Der tapfere Führer Reers konnte bald seinem König melden, daß nach 6jähriger Trübnis, die auf der dortigen Kolonie gelegen hatte, alles wieder gut gehe. Es war mir seltsam zumute, als ich diese Geschichte wieder las. Wie ist das seither so anders geworden, und doch wieder wie manche Ähnlichkeit! Der französischen Uebermacht mußte damals deutsche Treue zum Opfer fallen. Aber der deutsche Geist ließ sich nicht einschüchtern. Er nahm das Wort der Väter wieder auf. Das Meer rief, und der deutsche Adler flog über die See. Heute versuchen sie ihm über den Wassern wieder einige Federn auszurupfen. Es werden keine „sechs Jahre Trübnis“ kommen, und die deutsche Arbeit hat wieder ihren Boden gewonnen.

Aber auch, wenn nicht! Was ist es für eine Freude, heute alles das Ungeheure mitzuerleben. Ich denke nicht an lärmende Siegesfanfaren, die mit innerem Herzensjubiläum nichts gemein haben. Man kann ganz stille sein und doch sein Herz übervoll wissen. Ich meine auch nicht die bloße Freude an äußeren Erfolgen, obgleich sie nichts „Neuheres“ sind, sondern ein Ausdruck des Geistes und der Kraft. Aber ich denke an die Freude, daß wir in eine solche Zeit hineingestellt sind. Wir, wir Menschen mit unseren Schwächen, mit unseren Blößen, wir dürfen diese Entscheidungstunden der Weltgeschichte mit unseren Augen schauen. Wir sind doch nicht besser, als unsere Väter und nicht tüchtiger, als unsere Söhne. Wie haben wir uns gegenseitig noch vor wenigen Wochen eingeschätzt! Wir haben keine Vorrechte zum Prahlern. Aber doch stellt uns der Himmel heute vor die Tür einer weiten Zukunft, öffnet sie mit Donnergeräusch und fragt uns: „Traut ihr euch zu, hindurchzugehen?“ Es kam mir so ein alter Spruch ins Gedächtnis, der heißt: „Gott ist in den Schwachen mächtig.“ Heute verstehe ich, was er sagen will. Er besagt nichts von un männlichem und unwahrem Sündengefühl, das aufbraust, sobald man mit dem Vorwurf persönlich Ernst machen wollte und den, der uns so predigt, seiner eigenen Sünde zeihen wollte. Nein, nichts von solcher falschen Demütigkeit liegt darin. Wohl aber birgt dies Wort die klare Erkenntnis, daß große Stunden zu uns kommen, ohne daß wir es verdient. Man kann sich innere Größe ebensowenig verdienen, wie Liebe. Sie wächst und ist da; staunend sehen wir sie, aber dann, dann, wenn wir sie erkennen, kommt die einzige große Probe, ob wir sie halten, ihrer würdig sind und stolz auf den Ruf des Schicksals ihm folgen. Diese Freude zu erkennen, ist heute unsere Pflicht, sie zu verkündigen, unser Evangelium. „Deutsches Wesen“ ist noch lange nicht fertig, aber es hat frohe Reime angefaßt; es soll bald zur Reife kommen; erst dann kann „die Welt daran genesen“. Nur nicht verzweifeln! Nur keine Splitterrichterei! Freude an der Aufgabe muß da sein, will man sie lösen. Der innere Stolz, einen Auftrag der Weltgeschichte zu haben, macht besser. Frage nicht, ob du ihn in allen Einzelheiten richtig deutest; nur sei bereit und zage nicht! Es kommen Stunden, da muß man längere Schritte machen, wie sonst, will man seinem Verderben entgehen. Unser einziges Verderben heißt heute: die Stunde nicht verstehen, in die wir geführt werden. Dann stehet in Tagen der „Trübnis“ der Mut in unerschütterlicher Ruhe und „es gehet gut“.

Soziale Bewegung

Zeichnet die Kriegsanleihen! Am 4. August schon hat der Reichstag in seiner denkwürdigen Kriegssitzung einen Kriegskredit von 5 Milliarden Mark bewilligt. Aber bis jetzt ist dieser Kredit noch nicht in Anspruch genommen worden. Daß wir so lange ohne ihn ausgekommen sind, obwohl gerade die ersten Kriegsmomente einige Milliarden verschlingen, ist wunderbar und bezeugt die glänzende gelbliche Kriegsrüstung, für die unsere Finanzstrategen mit dem Reichsbankdirektor Hakenstein an der Spitze in Friedenszeiten gesorgt haben. Auch jetzt benötigt man erst einen Teil der gewaltigen Summe. Und selbst der Teil braucht erst in Raten am 5. und 26. Oktober und am 25. November bar eingezahlt zu werden. Aber aus banktechnischen Gründen hat man gleich die ganze 5 Milliarden-Summe zum Zeichnen aufgelegt. Eine Milliarde soll in Form von Reichsschatzanweisungen begeben werden, die schon von 1918 ab eingelöst werden sollen, von den übrigen 4 Milliarden soll so viel als möglich in Form einer (bis 1924 unkündbaren) Reichsanleihe heringebracht werden. Schatzanweisungen und Reichsanleihe werden zu 97,50 Mark ausgegeben und mit 5 Prozent verzinst. Man kann schon Stücke für 97,50 gleich 100 Mark erwerben. Es handelt sich also um hochverzinsliche und zugleich durchaus sichere Papiere, durch deren Erwerb man sich obenein noch um das Vaterland verdient macht. Denn je reistloser die 5 Milliarden gleich bei der ersten Auflegung gezeichnet werden, um so bedeutender ist das für unseren finanziellen Kredit in der Welt. Um so weniger werden unsere Feinde uns durch lange Kriegsführung niederrücken zu können hoffen. Würden dagegen nicht genug Anteilscheine gezeichnet, kämen also die notwendigen Barmittel für die Kriegsführung nicht zusammen, so wäre Kraft und Blut vergeblich geopfert. Deshalb darf niemand, der auch nur hundert Mark flüssig hat, versäumen, die deutschen Kriegsanleihen zu zeichnen. Zeichnungen sind bis zum Sonnabend dieser Woche (19. September) bei allen Banken und Sparkassen möglich.

Staatliche Anregung zur Gemeindevorteilung im Kriege. Der preussische Minister des Innern hat unter dem 28. August einen Erlaß an die Gemeinden herausgegeben, der zwar keine neuen Mittel und Wege weist, aber auf Grund der bisher vorliegenden Erfahrungen eine Zusammenfassung allgemein beachtenswerter Gesichtspunkte für die Vinderung der wirtschaftlichen und sozialen Wunden, die der Krieg schlägt, versucht. Als eine sozialpolitische Urkunde dieser ersten Zeit sei der Erlaß darum auszugsweise hier wiedergegeben: Die vornehmste Pflicht der Gemeinden ist das Eintreten für alle infolge des Krieges hilfsbedürftigen Personen, das sich aus Ausfluß des Armenrechts darstellt, das aber in den jetzigen Zeitverhältnissen weder rechtlich noch praktisch unter dem engen Begriff der Armenpflege in die Erscheinung treten darf. Es wird dafür zu sorgen sein, daß die Gemeinden für alle infolge des Krieges hilfsbedürftig werdenden Personen — mögen sie im bisherigen Sinne als Arme oder als Kranke oder als Arbeitslose usw. zu betrachten sein — eine aus dem Rahmen der gewöhnlichen Armenpflege völlig heraustretende Kriegswohlfahrtspflege üben. Rechtlich werden dadurch alle Folgen die mit dem Bezug von Armenunterstützung verbunden sind, auch außerhalb des Reichsgesetzes vom 15. März 1909 beseitigt; sachlich eröffnet sich eine erwünschte Beweglichkeit in der Art und dem Umfang der Zuwendung, die nicht an die engen Grenzen der Armenpflege gebunden ist. Die in den einzelnen Gemeinden hervortretenden Bedürfnisse, deren Befriedigung in das Gebiet der Kriegswohlfahrtspflege fällt, werden sich naturgemäß örtlich sehr verschieden gestalten. Es muß darauf verzichtet werden, von hier aus allgemeine reglementierend einzugreifen. Nur darauf sei hingewiesen, daß eine Vermehrung der Zahl der Obdachlosen unbedingt zu vermeiden ist. Die Gewährung harter Unterstützung zur Ermöglichung der Mietzahlung wird sich im allgemeinen nicht empfehlen, vielmehr ist eine direkte Einigung der Kommunen mit den Vermietern vorzuziehen. Es ist anzunehmen, daß diese, angesichts der Unmöglichkeit, die Wohnungen anderweitig zu vermieten, zu einem Entgegenkommen gegenüber den Kommunen eher als gegenüber dem einzelnen Mieter geneigt sein werden. Es wird sich hier die Ueberlassung der Wohnung zu einem Teile des bisherigen Mietzinses, zum mindesten bis dem Wirte eine anderweite Vermietung gelingt, erreichen lassen, wenn ihm die Gemeinde wenigstens den pünktlichen Eingang dieser verringerten Miete verbürgt. Besondere Aufmerksamkeit wird auch dem Schlafstellenwesen in den Großstädten zuzuwenden sein. Auch hier ist die Erhaltung der bisherigen Unterkunft in gleicher Weise zu erstreben. Im übrigen werden leerstehende Wohnungen, außer Betrieb befindliche Fabrikräume, Herbergen zur Heimat, Wanderarbeitsstätten u. dgl. der Beseitigung der Obdachlosigkeit dienlich gemacht werden müssen. Das wirksamste Mittel gegen Obdachlosigkeit bleibt natürlich in allen Fällen die Schaffung von Erwerbsmöglichkeiten. Indem ich in dieser Richtung im allgemeinen auf frühere Erlasse verweise, hebe ich nochmals besonders den Gesichtspunkt hervor, daß es wesentlich darauf ankommt, möglichst vielen Personen einen wenn auch nur bescheidenen Verdienst zu erhalten. Sehr ungewöhnlich wird es daher sein, wenn seitens der Kommunen größere Lieferungen nur in einer Losung vergeben werden.

Das Submissionsverfahren hat unter den jetzt geltenden Gesichtspunkten besondere Bedenken gegen sich. Auswüchse des gewerblichen Lebens, wie sie im finanziellen Interesse der Kommunen wesentlich durch das Submissionsverfahren beseitigt werden sollen, sind gegenwärtig kaum zu befürchten. Wo sie gleichwohl auftreten sollten, sind in den wirtschaftlichen Gesetzen, die das Reich aus Anlaß des Krieges erlassen hat, äußerstenfalls in dem Inhalt der militärischen Kommandogewalt, genügende Bekämpfungsmöglichkeiten gegeben. — Vielfach sind wirtschaftliche Schwierigkeiten darauf zurückzuführen, daß die Bevölkerung sich an Irrtum über den Einfluß des Kriegsausbruchs auf vertragliche Verpflichtungen, insbesondere auch hinsichtlich der Mietzahlung, befindet. Hier wird eine allgemein verständliche Belehrung von Nutzen sein über die allgemeine Rechtslage und den Inhalt der wirtschaftlichen Kriegsgesetze, insbesondere der Bekanntmachung über die gerichtliche Bewilligung von Zahlungsfristen vom 7. August d. J. betreffend die Anordnung einer Geschäftsaufsicht zur Abwendung des Konkursverfahrens vom 8. August d. J., über die Folgen der nicht rechtzeitigen Zahlung einer Geldforderung vom 18. August d. J. — Allgemein wird sich die Wohlfahrtspflege besser und wirksamer als durch Hergabe von Vorräten auf dem Wege der Naturalleistung üben lassen. Dies wird besonders dann möglich sein, wenn die Kommunen ihre Arbeit in engen Anschluß an diejenige der freiwilligen Liebestätigkeit bringen. Darauf, daß insbesondere in den lokalen Instanzen die Wohltätigkeitsbestrebungen sich nicht zerplittern dürfen, sind die Landräte und Bürgermeister mit Nachdruck hinzuweisen.

Die Genossenschaften und der Krieg. Viel segensreicher als im Frieden bewähren sich die Genossenschaften im Kriege. Wie sie hier den Notleidenden stützen, dem Kreditbedürftigen aushelfen, das zeigt sich jetzt an tausend und abertausend Beispielen des täglichen Lebens. Das ganze weite Gebiet des Majestonsiums wird gerade in Kriegszeiten durch die Genossenschaften in wirksamer Weise beeinflusst. Wie weit auch die genossenschaftlichen Produktivbetriebe den Kriegszwecken dienstbar gemacht werden, melden die Genossenschaftsblätter. Zur Ernährung der Soldaten wurden die Bäderei und Fleischerei der „Produktion“ (Hamburg), die Lübecker Genossenschaftsbäderei und die Brotfabrik des Konsumvereins für Jüchloe und Umgegend von der Militärbehörde herangezogen. Aus Mitteldeutschland wird berichtet, daß der Konsumverein für Dessau und Umgegend ganz plötzlich den Auftrag erhielt, für die Militärverwaltung Brot zu liefern, weil ein vertraglich verpflichteter Bäckermeister nicht imstande war, — es fehlten ihm die erforderlichen Einrichtungen —, seinen Verpflichtungen nachzukommen und auch die übrigen Bäckermeister am Orte nicht zu helfen vermochten. Die Konsumvereinsbäderei lieferte dann in knapp drei Tagen die erforderliche Brotmenge. Auch in Braunschwieg konnten die vertraglich verpflichteten Bäckermeister, da ihre Gesellen eingezogen waren, nicht liefern. Sie wandten sich deshalb an die Geschäftsleitung des Allgemeinen Konsumvereins mit der Bitte, die Lieferung zu übernehmen, was auch geschah. Neben ihrer täglichen Produktion für die Vereinsangehörigen stellte die Bäderei in den ersten fünf Tagen der Mobilmachung noch rund 12 000 Brote für das Militär her. Die Bäderei des Konsumvereins „Vorwärts“ in Brandenburg (Havel) wurde seit dem 8. August von der Garnisonverwaltung in Anspruch genommen; ihr blieben zwei Defen, die kaum zur Befriedigung des Brotbedarfes der Mitglieder ausreichten. Ähnlich werden die Dinge jedenfalls noch an vielen andern Orten liegen. Die Konsumgenossenschaften freuen sich natürlich, wenn sie helfen können, wo und soweit es in ihren Kräften steht. Auch auf diesem Gebiet gibt es keine Parteien mehr, nur noch Deutsche.

Staatssozialismus und Krieg. An zahlreichen Maßnahmen kann man das ungeahnte Vordringen des staatssozialistischen Gedankens in diesem großen Kriege verfolgen. Das geht so weit, daß ein namhafter Volkswirt, Professor Paul Arndt, den Vorschlag macht, auch den gesamten Produktionsprozeß, nicht nur im Handel, und Verkehr, unter staatssozialistische Kontrolle zu stellen. In der „Frankfurter Zeitung“ schreibt er: „Heute kann der kommandierende General Geschäfte, in denen Wucherpreise verlangt werden, einfach schließen. Warum soll der Staat nicht auch das Recht haben, vor schnell geschlossene Arbeitsstätten, von denen die Existenz von Hunderten abhängt, wieder zu eröffnen, und, wenn nötig, unter seiner

Leitung den Betrieb fortzuführen? Dadurch würde auch der Bergedant von jetzt besonders wertvollem nationalen Kapital Einhalt getan. Wenn gütliches Zureden nicht hilft, so braucht man in einer Zeit, wo das Höchste auf dem Spiele steht, vor rücksichtslosem Eingreifen in die private Verfügungshoheit zum Wohle der Gesamtheit auf wirtschaftlichem Gebiet ebenso wenig zurückzusprechen wie auf militärischem. Erlahmen wir nicht in unserer Fürsorge für die in Not Befindlichen, aber ergänzen wir diese Liebestätigkeit durch eine zweckmäßige Organisation unserer nationalen Gütererzeugung! Dazu müssen neue Organe mit weitgehenden Befugnissen geschaffen werden. Mir scheint, es sollten in allen Mittelpunkten unseres Wirtschaftslebens, besonders also in den größeren Städten, Ausschüsse eingesetzt werden, die aus erfahrenen Vertretern der Industrie, des Handwerks und der Landwirtschaft bestehen, und deren Aufgabe es sein würde, auf eine zweckmäßige Verwendung der vorhandenen nationalen Kapitalien, die bei planlosigem Vorgehen bald knapper und knapper werden würden, mit Rat und Tat hinzuwirken und so die in dieser schweren Zeit unbedingt notwendige Neuorientierung unserer Volkswirtschaft in die richtigen Wege zu leiten. Wenn bei dieser Neugestaltung auch viele eine neue ungewohnte Arbeit übernehmen müssen und nicht darauf rechnen können, sofort ebensoviel zu verdienen wie früher, so werden sie doch außerordentlich froh darüber sein, wenigstens von dem Fluche der Arbeitslosigkeit befreit zu werden. Ein wirksameres Mittel zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit als die richtige Anpassung der Produktion an die durch den Kriegsausbruch so jäh veränderten Verhältnisse gibt es nicht.“ — So beachtenswert die praktischen Vorschläge Arndts erscheinen: Die Wiedereröffnung und Durchhaltung fälschlich stillgelegter Arbeitsstätten durch staatliche Verwaltungsgorgane möchten wir doch nicht das Wort reden. Wir scheuen weniger das „rücksichtslose Eingreifen in die private Verfügungshoheit“, als vielmehr die praktisch-technischen Schwierigkeiten derartiger Maßnahmen.

Auch ein Weg. Die Mittel und Wege zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit in diesen furchtbaren Kriegszeiten sind mannigfache. Daß sie überall versucht werden, ist sehr erfreulich. So wird aus der keramischen Industrie gemeldet, daß Fabrikanten und Händler zur Beratung der Lage zusammentraten und gemeinsam beschlossen, im Interesse der nationalen Wohlfahrt die Betriebe der Porzellanfabriken in beschränktem Maße bis auf weiteres selbst unter erheblichen Opfern auf beiden Seiten aufrecht zu erhalten. Nach eingehender Besprechung der nötigen technischen Einzelheiten wurde ferner mit Einstimmigkeit ein Beschluß gefaßt, durch welchen den Händlern, der herrschenden Notlage entsprechend, die Zahlung erleichtert, den Fabriken aber die Möglichkeit gewährt wird, nach Aufnahme des regelmäßigen Güterverkehrs sofort mit ihren Lieferungen zu beginnen. Es wäre sehr zu wünschen, daß das verbrauchende Publikum die bis zum Ausbruch des Krieges blühende deutsche Porzellan-Industrie dadurch unterstützen möge, daß es die in letzter Zeit geübte Zurückhaltung in Einkäufen auf diesem Gebiete, soweit es die Mittel zulassen, aufgibt.

Briefkasten

Froch, München. Wir können die fehlende Nummer leider nicht nachliefern, wenn Sie uns Ihre Wohnung nicht nennen. Am schnellsten kommen Sie zu dem ausgebliebenen Hefte, wenn Sie die Zehnstellung Ihrem Briefträger oder Postboten machen.

Verlag der „Hilfe“.

Der Aufsatz von Privatdozent Dr. Lederer haben wir trotz Ankündigung auf dem Umschlag leider für dieses Mal zurückstellen müssen, weil andere Aufsätze länger wurden, als wir vorher wußten.

Denkt an die Erneuerung des Abonnements! Helft der „Hilfe“
Fr. R.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Kaumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Wir machen unsere Leser darauf aufmerksam, daß die Post wieder nach allen Orten Deutschlands Patete beibringt (mit Ausnahme einiger Grenzbeirte), und daß jedermann sich Waren durch die Post oder auch durch die Bahn von auswärtigen Lieferanten lassen kann. Hieran schließen wir die Bitte, die Inserenten unseres Blattes wieder mit Bezeichnungen zu bedenken.

Der Krieg und die wirtschaftlichen Zustände ändern an der Tatsache nichts, daß der Kranke und Nervenschwache auch in der Kriegszeit sich nach einer friedlichen Stätte sehnt, an welcher ihm dasjenige sachgemäß geboten wird, was ihm nützt. Als Notwehr für solche empfiehlt sich **Kurbad Sommerfeld** bei Saalfeld in Thüringen, das auch während des Krieges geöffnet und besucht ist. Dort finden nicht nur Leidende und Re-

konvaleszenten, sondern auch verwundete Krieger liebevolle Aufnahme. Und da Bad Sommerfeld ein wohlgeordnetes, sonnenreiches und hygienisches Plätzchen ist, das sich auch durch seine vorzügliche harnsäurefreie Mineralquelle auszeichnen soll, so dürften ebenso altentstehende Damen und Herren während der Kriegszeit in diesem herrlichen Waldrieden gut aufgehoben sein. Näheres durch die Direktion. Letztere hat sich auch die Aufgabe gestellt eine Schrift über wichtige Ernährungsfragen zur Kriegszeit an Interessenten kostenlos abzugeben.

Der Krieg verwandelt viele Sanatorien in Lazarette. Der Betrieb des **Sanatorium Hainemühle** erleidet jedoch keine Unterbrechung. Kranke und Erholungsbedürftige finden dort fortgesetzt beste Verpflegung und die aufmerksamste ärztliche Behandlung. Der Eisenbahn- und Schnellverkehrs ist wieder aufgenommen worden. Das herrliche Spätkommerwetter bietet die bestgeeignete Gelegenheit zu einer gründlichen Erholung. Hainemühle bleibt auch während des Winters für Winterkuren und Sport geöffnet.

Die Hilfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
.....
Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark, beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark, beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.
Fernsprecher: Amt Köpenick 5506, Postfachkonto: Amt Berlin 8883
Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.
.....
Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareilzeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reflammezeile 1,50 M.
Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

.....
Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

.....
Schluß der Anzeigen-Aannahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Mitteilung. — **Friedrich Naumann:** Kriegschronik. — **Dr. Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Dr. Ernst Jäck:** Die Weltlage. — **Kell Walden:** Skandinavien und Deutschland. — **Friedrich Naumann:** Deutsche Organisation! — **Wilhelm Vogelshohl:** Der Sturm. — **Privatdozent Dr. Emil Lederer:** Die Volkswirtschaft im Kriege. — **Sprechsaal.** — **Prof. Dr. von Schulze-Gaevernitz:** Russische Reisebriefe. — **Dr. D. Hachtmann:** Der Krieg und die Lehrer der neueren Sprachen. — **Harry Silber:** Die Leute am Meer. — **D. Gottfried Traub:** Wahrheit. — **Kurt Arnold Finkelsen:** Arbeiterbataillone 1914. (Gedicht.) — **Bruno Geck:** Neuer Glanz. (Gedicht.) — **Soziale Bewegung.** — **Büchertisch.**

Mitteilung

Auf vielfachen Wunsch sind die **Kriegschronik** und die **Heimatchronik** vom Monat August in einem Heft gesammelt. Wir verlaufen dieses Heft „Kriegschronik der Hilfe“ in der Heimat

Einzel exemplar mit Porto . . 30 Pf.

10 Exemplare mit Porto . . . 2 M.

Bestellungen sind bald erwünscht. Bezug durch jeden Buchhändler ist möglich.

Für **Soldaten im Felde** und für **Pazarette** sind wir gern bereit, auf Wunsch **gratis** zu versenden. Name und Truppenteil müssen genau angegeben werden.

Um die Gratisversendung zu ermöglichen, werden **freiwillige Beiträge** entgegengenommen. Für jeden Rat wie die „Hilfe“ ihre „Kriegschronik“ in den Dienst des Heeres und der Verwundeten stellen kann, sind wir herzlich dankbar.

Verlag der „Hilfe“
Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 15. September.

Der deutsche kleine Kreuzer „Gela“ ist untergegangen; Besatzung fast ganz gerettet. Die englische Nordseeflotte wird in der „Times“ offiziell gelobt, weil sie die deutsche Flotte von der hohen See fernhält. Eine große Seeschlacht zwischen der englischen und deutschen Flotte könnte, so heißt es in dem englischen Weltblatt, genau die Lage herbeiführen, die in der Begründung des deutschen Flottengesetzes von 1900 vorgesehen ist, daß nämlich England in der Seeschlacht siegen würde, aber der Preis könnte so hoch sein, daß England

eine Zeitlang aufhören würde, die größte Seemacht zu sein. — Herr v. Tirpitz wird das mit Befriedigung lesen, denn genau das hat er uns immer vorgetragen.

Aus englischen Quellen werden Einzelnachrichten über Kämpfe an den Grenzen von Deutsch-Ostafrika verbreitet, kleine Streifzüge, die nur zeigen, daß die Unrigen noch gut bei Atem sind. Auch Gefechte an der Grenze von Südwestafrika.

Mittwoch, 16. September.

Die Nachricht aus Frankreich besagt, daß auf der ganzen Linie bis nach Verdun gekämpft wird. „An einigen Stellen des ausgedehnten Kampffeldes waren bisher Teilerfolge der deutschen Waffen zu verzeichnen. Im übrigen steht die Schlacht noch.“

Von Lemberg aus oder vielmehr vom Hauptquartier, das wohl bei Przemyśl zu suchen ist, erfahren wir, daß der Rückmarsch der Armeen Dank und Auffenberg auf die galizische Hauptarmee sich ohne besondere Schwierigkeiten vollzogen hat. In Oberschlesien verbreitete Gerüchte über drohende Gefahr sind nach Erklärung des deutschen Hauptquartiers nicht begründet. So weit sind die Russen noch nicht und werden hoffentlich auch nie so weit gelangen.

Es kommen über Amsterdam sehr merkwürdige Nachrichten aus Asien: Japan habe der chinesischen Regierung eine offizielle Mitteilung zugehen lassen, worin der Ausbruch der Revolution in Indien bestätigt wird. Auf die Bitte Englands habe Japan militärischen Beistand gegen Indien zugesagt, aber unter schweren Bedingungen: freie Auswanderung für Japaner nach allen britischen Besitzungen am Stillen Ozean, ein Darlehen von 200 Millionen Dollar und freie Hand in China. England solle diese Bedingungen angenommen haben. — So wie es lautet, ist es ganz unglaublich. Aber man sieht, was im Weltkrieg alles für möglich gehalten wird. Es scheint sich um eine japanische Phantasie zu handeln. Immerhin geht im Stillen Ozean mehr vor, als wir wissen, denn sonst würden die Vereinigten Staaten ihre dortige Flotte nicht verstärkt und nicht ein Geschwader nach den Philippinen gesendet haben.

Donnerstag, 17. September.

Die Lage auf dem westlichen Kriegsschauplatz ist seit gestern unverändert. Die Schlacht steht noch immer. Einzelkämpfe finden beständig statt. Die französischen Siegesmeldungen hören auf. In den deutschen Führerstellen haben Personalveränderungen stattgefunden. An Stelle des erkrankten Generaloberst v. Hausen tritt der frühere Kriegsminister von Einem. Der Generalquartiermeister v. Stein wird kommandierender General eines Reservekorps. Also wird er uns die Nachrichten nicht mehr senden. Er war ein guter Vot!

Französische Gefangene beklagen sich bitter, daß ihnen alle Tapferkeit nichts hilft, weil ihre roten Hosen meilenweit zu sehen sind. „Das verfluchte Rot!“ Wir denken dabei daran, daß es bei uns Weibel war, der als einer der allerersten die feldgrauen Uniformen empfohlen hat. Auch seine Gedanken über Jugendwehr finden jetzt allgemeine Anerkennung, nur werden sie da und dort leider nicht parteilos durchgeführt. Reichs- und Staatsbehörden haben ihre Teilnahme am Lobe vom Abg. Frank ausgesprochen. Sein Bild wird von den Blättern aller Richtungen gebracht.

Die „unabhängige Arbeiterpartei“ in England, das ist die politische Vertretung der dortigen Sozialdemokraten, veröffentlicht

ein Manifest, in dem es heißt: „Man sagt, der internationale Sozialismus sei tot. Das ist nicht wahr. Aus der düsteren Tiefe rufen wir den Genossen jedes Landes unsere herzlichsten Grüße zu. Durch das Gebrüll der Kanonen senden wir unsere Sympathie den Sozialisten Deutschlands.“ Dabei ist aber zu berücksichtigen, daß die große Menge der englischen Arbeiter nicht sozialistisch organisiert ist. Die Gewerkschaftsleitungen fordern zum freiwilligen Eintritt in die Armee auf, damit die allgemeine Wehrpflicht nicht eingeführt werden müsse.

Es wird zwischen Dreiverband und Zweibund ein äußerst zäher Kampf um die Seelen der Neutralen gekämpft, wobei England die besseren Nachrichteninstrumente und Vorbereitungen in der Hand hat. Alle neutralen Staaten werden unter einen englisch geleiteten moralischen Hochdruck gesetzt. Die Hauptflüde sind: die Zerstörung von Löwen, die Gefahr des deutschen Kaiserismus, die Unmöglichkeit des deutschen Sieges! Um dieses letztere glaubhaft zu machen, wird von deutschen Wirtschaftsschwierigkeiten, Hunger, Revolution und wer weiß was sonst berichtet. Demgegenüber erklärt die deutsche Regierung, daß unser deutsches Volk in dem ihm ruchlos aufgezwungenen Krieg die Waffen nicht eher niederlegen wird, „bis die für seine Zukunft in der Welt erforderlichen Sicherheiten erstritten sind“.

Dänemark erklärt gegenüber erneuten französischen Anregungen, den englischen Kriegsschiffen den Zugang zur Ostsee zu öffnen, daß es unter allen Umständen streng neutral bleiben werde.

Aus Ostpreußen werden entsetzliche russische Greuel berichtet. Im allgemeinen sind wir etwas mißtrauisch gegen Räubergeschichten, die ein Volk vom anderen erzählt, hier aber handelt es sich offenbar um ganz bestimmte gemeine Verbrechen: abgeschaltete Hände und Beine, abgeschnittene Ohren, Nase, Finger, zerschnittene Frauen. Die einzelnen Vorkommnisse werden, soweit sie feststellbar sind, von den Offizieren zu Protokoll genommen. Ueberhaupt muß der von den Russen besetzte Teil von Ostpreußen unglaublich gelitten haben. Ganze Städte sind nichts als Schutt und lahle Mauern, und zwar oft nur durch Zerstörungswut der Kosaken, nicht durch den Kampf. Auch anständige russische Gefangene finden das, was in Ostpreußen geschehen ist, unmenschlich. Noch irren Einzelhorben im Lande umher und müssen abgefangen werden. Es ist Krieg wie im Mittelalter, viel schlimmer als 1866 und 1870. Die Flüchtlinge wagen sich vielfach noch nicht wieder in ihre Heimat und lagern mit dem geretteten Vieh in den Wäldern. Unsaßbares Leid vieler treuer, einfacher Familien. Große Aufgabe der Verwaltung. Ein neuer Oberpräsident wird eingesetzt!

Die Türkei wird zwar von Engländern und Russen bedroht, aber man will ihr noch „Zeit zum Ueberlegen“ lassen, das heißt wohl, Zeit für Bestechungsversuche gewinnen. Aber die heutige Türkei ist nicht mehr ganz dasselbe, was die frühere Türkei war. Von Arabien aus scheint der heilige Krieg gegen England zu beginnen. Möge Allah ihn segnen!

Freitag, 18. September.

In der Riesenschlacht zwischen Duse und Maas in Frankreich ist die endgültige Entscheidung immer noch nicht gefallen, aber „gewisse Anzeichen deuten doch darauf hin, daß die Widerstandskraft des Gegners zu erlahmen beginnt“. Frankreich macht gewaltige, unheimliche Anstrengungen, in der letzten größten Schlacht seiner Geschichte mit Ehren zu bestehen. Obwohl unsere Brüder und Landleute dabei sterben, werden wir diesem heldenhaften Abschiedsschauspiel unsere Achtung nicht versagen. Noch wissen wir nichts anderes als die vorsichtigen und farblosen Mitteilungen des Hauptquartiers, aber niemand zweifelt, daß schließlich am Ende des unendlichen Ringens zweier Völker der deutsche Sieg erscheinen wird. Eine solche allerletzte und allergrößte Kraftprobe zweier Völker war wohl noch nie vorhanden. Alle übrigen Dinge der Menschengeschichte werden klein vor dem, was sich jetzt vor uns entfaltet: durch Tod steigt ein Volk und sinkt ein anderes. Dabei nicht selbst mitzugreifen zu können, quält die, die zu Hause sitzen müssen. Seid ruhig, seid still, denn die Weltgeschichte selber will reden! —

Prinz Friedrich Karl von Hessen, der Schwager des Kaisers, ist verwundet und liegt zusammen mit seinem gleich-

falls verwundeten Sohne in einem Hilfslazarett bei Chalons sur Marne. Offenlich ist das Lazarett im wogenben Kampfe nicht schon verlorengegangen. Es wird im Volk als sehr wohlthuend empfunden, daß auch die Fürsten sich den ernstesten Gefahren aussetzen.

Die Serben sind bei einem Einfall in österreichisches Gebiet glücklich zurückgeschlagen worden, aber man fragt sich doch, wie es überhaupt möglich ist, daß ein einziger Serbe über Save oder Donau herüberkommt. Hier hat es gleich in den ersten Tagen am richtigen Zugreifen gefehlt. Oesterreich mußte doch keine Kanonen fertig stehen haben, als es das Ultimatum abschickte. Inzwischen sind fast zwei Monate verflossen, und der Serbe wird noch in Oesterreich besiegt.

— Es stürmt das Wetter. In der Nachbarstraße brechen zwei Bäume um. Und in dieses Naturgetöse hinein klingen die Klöden: Sieg! Es ist zwar noch keine endgültige Nachricht vom großen französischen Kampfplatz, aber doch ein guter Anfang: „Das französische 13. und 4. Armeekorps und Teile einer weiteren Division sind gestern südlich Royon entscheidend geschlagen und haben mehrere Batterien verloren. Feindliche Angriffe gegen verschiedene Stellen der Schlachtfront sind blutig zusammengebrochen. Bei Erstürmung des Chateau Brimont bei Reims sind 2500 Gefangene gemacht worden.“ Man ersieht aus den Ortsnamen Royon und Brimont, wo jetzt eigentlich die deutschen Truppen stehen. Daß die vorgeschobenen Teile bei der Aufstellung zur Völkerschlacht zurückgezogen werden mußten, ist selbstverständlich, wo aber die Linie in Wirklichkeit steht, war aus deutschen Rundgebungen bisher nicht zu erfahren. Es scheint, daß das schnell erwordene Reims ebenso schnell wieder aufgegeben wurde, denn Brimont liegt nördlich.

Sonabend, 19. September.

Beim Uebertragen des Krieges auf russisches Gebiet beginnt in vielfacher Art eine ganz neue Kriegsführung. Die andere Spurweite der Eisenbahn muß durch Schienenlegung oder Wagenänderung überwunden werden. Die Proviant- und Munitionsbeschaffung muß sich an ein eisenbahnarmes Land gewöhnen. Zunächst wird das Gouvernement Suwalki weiter besetzt, und die kleine Grenzfestung Osowiec wird angegriffen.

Der englische Minister Grey versendet eine Antwort auf die an die Dänen gerichtete Rundgebung des deutschen Reichskanzlers, wobei festgestellt wird, daß eine klare Anerkennung der dänischen Neutralität umgangen wird. Da England, wie es behauptet, den Krieg wegen Verletzung der belgischen Neutralität begonnen hat, mußte es alle Garantien geben, daß es nicht selber, und zwar ohne Not, das tut, dessen es uns beschuldigt.

Der nationalliberale Abgeordnete Baffermann wurde Major der Landwehr und bekam das Eisene Kreuz.

Sonntag, 20. September.

Nun ist es schon der achte Sonntag des Krieges! Die Zeit vergeht, auch wenn sie voll großer Ereignisse ist. Man fühlt, daß der Krieg noch lange dauern kann und daß Herbst und Winter ihn für unsere Truppen schwerer machen. Sein Anfang war jeder Todes- und Siegesritt im Sonnenschein, nun aber wird er recht eigentlich nationale Arbeit, drinnen und draußen.

In Frankreich streiten die zwei größten Heere noch immer um jeden Kilometer. Jetzt ist das ungeheure Marschieren unserer ersten und zweiten Armee zu Ende. Es muß den Offizieren und Mannschaften wie ein unglaubliches Märchen erscheinen, daß sie auf ihren eigenen Füßen mit solcher Schnelligkeit vom Rhein über Belgien bis vor Paris gekommen sind. Durchschwitzte Kleider und oft nur gerade Brot für den Hunger, weil der Transport nicht Schritt halten konnte! Dabei wird in diesen Tagen nachgehoben, was nur möglich ist. Der Zweifrontenkrieg zeigt sich darin, daß in Frankreich diejenigen Armeekorps fehlen, die nun das Uebergewicht geben würden. Auf diese Weise hilft tatsächlich der Russe dem Franzosen. Es würde alles für uns viel einfacher gegangen sein, wenn die russische Mobilmachung nicht so über alles Erwarten

zeitig fertig gewesen wäre, was sich nur aus monatelanger heimlicher Vorbereitung erklärt. So aber, wie es nun geworden ist, hat der Osten seinen großen deutschen Sieg vor dem Westen erlebt, denn unser Sieg an der lothringischen Grenze war ein Zurückwerfen des Angriffs, aber noch kein Niederwerfen der französischen Armee. Die französische Armee hat noch ihre Westfestungen in der Hand, hindert das Eindringen über die lothringische und elsässische Grenze und wirft gelegentlich Truppen bis an den Fuß der Vogesen. Hinter ihrer Festungskette aber steht sie mit dem Mute der letzten großen Verzweiflung. Der Hauptsatz des heutigen Telegramms lautet: „Die Lage im Westen ist im allgemeinen unverändert.“ Dann freilich wird hinzugefügt: „Auf der ganzen Schlachtfont ist das englisch-französische Heer in die Verteidigung gedrängt. Der Angriff gegen die starken, zum Teil in mehreren Linien hintereinander besetzten Stellungen kann nur langsam vorwärts gehen.“ Also während vorher die Deutschen über Reims zurück und bis an die Aisne gedrängt wurden und Angriffe zurückschlugen, hat sich das Blatt gewendet, und die Deutschen treten wieder als Angreifer auf. Das ist ein sehr wesentlicher Unterschied. Nicht ohne Sorge lesen wir aber den Satz: „Im Elsaß stehen unsere Truppen längs der Grenze französischen Kräften dicht gegenüber.“ Was heißt das „im Elsaß“? Man wird so vorsichtig gegenüber den einzelnen Worten, da uns die Kriegswahrheit mit der Apothekerswaage zugemessen wird.

Berichte aus der Schweiz schildern die äußerst schwierige Wirtschaftslage dieses vom Krieg umgebenen Friedensstaates. Fast alle Schweizer Ausfuhr ist unmöglich gemacht. Ueberschuß an Schweizerkäse und beginnender Mangel an Getreide. Kriegslast ohne Kriegsbegeisterung.

Daß bei uns die nötige Kriegswilligkeit vorhanden ist, beweist der Erfolg der Reichsanleihe mit über dreieinhalb Milliarden Mark. Da vielfach gesagt wird, die Reichsfinanzverwaltung habe es gar nicht nötig gehabt, sich mit Zinsversprechungen Kapital zu leihen, da sie beliebig viele papierne Zahlungsmittel herstellen könne, so sei nur erwidert, daß es für jeden Staat sehr gefährlich ist, Geldscheine herzustellen, hinter denen keine wirklichen verkaufbaren Werte stehen. Man kann ohne weiteres zugeben, daß auch die hinter den 3½ Milliarden befindlichen sachlichen Werte (Grundstücke, Industriebeteiligungen, Staatspapiere, Auslandsaktien) sich nicht ohne weiteres jetzt im Kriege in bewegliches Geld umwandeln lassen, aber sie dienen doch eben dem notwendigen Glauben an das Reichsgeld als Grundlage. Das Geldsystem aller Staaten ist im Krieg schwankend, wir aber geben bisher das Beispiel der größtmöglichen Solidität, haben kein allgemeines Moratorium, halten Zahlungspflichten und Vorschriften über die Ordnung der Staatskassenscheine aufrecht.

Am Abend wird über Handelsfragen im Krieg gesprochen. Der merkwürdige tatsächliche Zustand ist, daß wir eine Zollgrenze nur noch gegenüber dem verbündeten Oesterreich und gegenüber der Schweiz besitzen. Zollvereinsgedanken. Zukunftspläne.

Militärbriefe aus Frankreich reden von den unerhörten Strapazen. Leichengeruch zwischen beiden Heeren. Masse und kalte Nächte. Tiefe Laufgräben in der Erde. Unaufhörliches, schreckliches Getöse. Dabei trotzdem guter Mut.

Montag, 21. September

Reims wird beschossen! Es bestätigt sich also, daß es von den Deutschen aufgegeben wurde und wieder erobert werden muß. Das Hauptquartier sagt: „Gezwungen, das Feuer zu erwidern, beklagen wir, daß die Stadt dadurch Schaden nimmt. Anweisung zur möglichsten Schonung der Kathedrale ist gegeben.“ Man will keinen zweiten Fall von Löwen schaffen. Ich denke an wunderbare Stunden, die ich noch Ostern in dieser Kathedrale gehabt habe. Aber auch die Kirche St. Remi ist ein unersetzbares Wertstück der Kunstgeschichte.

Wieder einmal ist oberhalb Schirmer in den Vogesen gekämpft worden. Können unsere Truppen dort nicht vorwärts oder wollen sie nicht? Beides ist denkbar.

Einzelnachrichten vom deutschen Kreuzer „Emden“ im Golf von Bengalen und von der Ruinierung des englischen Kreuzers

„Pegasus“ durch unsere „Königsberg“. Das sind ausleuchtende Meteore aus einer Welt, die wir nicht kennen. Freudig sind wir nur, zu wissen, daß die Unseren selbst in der Weite der für uns jetzt verlorenen Zonen tapfer und findig geblieben sind. Daß vereinzelte deutsche Kriegsschiffe so lange nach Kriegsbeginn noch den Gegnern gefährlich werden konnten, übertrifft unsere Erwartungen.

Dienstag, 22. September.

Es wird um Reims weitergefochten. Gewaltige Kanonenschlacht! Kleine Fortschritte östlich von Verdun in Richtung auf Toul. Sonst Lage unverändert.

Die Russen glauben, daß Hindenburg auf Warschau marschiert, wir glauben es auch.

Reichsanleihe bis gestern 4,2 Milliarden.

Gertrud Bäumer/Heimathronik

Dienstag, 15. September.

Wie wird man die Frage der Mietzahlung am 1. Oktober in Berlin regeln?

Vorortgemeinden haben städtische Mietzuschüsse beschlossen. Aber erstens werden dieselben nirgends so hoch sein, um die Hausbesitzer sicherzustellen, und zweitens ist die Frage in Berlin bei der Größe des Problems nicht so einfach auf Kosten der Stadt zu lösen.

Bei den Frauen des Volkes spielt die Angst um die Miete doch eine große Rolle. Selbst wenn sie wissen — und das wissen sie nur zum Teil —, daß sie nicht ermittelt werden dürfen, ist die Sorge um die Miete eine zu festgewurzelte Seelenbelastung der Proletariatsfamilie, als daß sie nicht ein Alp wäre, auch wenn die Exmission vorläufig nicht droht. Alles schuldig bleiben und die Aussicht haben, daß nach dem Krieg erst einmal diese Last abgearbeitet werden muß — das ist ein schreckliches Gewicht zu der drückenden Schwere des Mangels, der Arbeitslosigkeit und des Darbens. Viele Frauen haben aus Angst und Pflichtgefühl viel mehr von ihren Unterstützungen für die Miete hingegeben, als eigentlich möglich war. Natürlich gibt es auch solche, die weniger tun als ihre Schuldigkeit. Aber schon weil die Reibung zwischen Hauswirt und Mieter zu den zündfähigsten Unruhestiftern gehört, sollte irgendeine sichere gleichmäßige Abfindung mit den vorhandenen Schwierigkeiten vorgesehen werden, statt die ganze Angelegenheit im Stadium des Hin- und Hergehens, der Notbehelfe und Entscheidungen von Fall zu Fall zu lassen.

Es ist endgültig Herbst. Das abendliche Leben auf den Straßen geht zu Ende. Die Spannung, die sich in den letzten sommerlichen Wochen in der freudigen Unruhe des Straßenlebens entlud, kriecht in die Häuser, zittert hinter den erleuchteten Fenstern. Wie viele klopfende Herzen hinter den schweigenden Straßenfassaden! Schon dadurch, daß die Menschen nicht mehr so viel in Massen zusammen sind, wird ihre Stimmung zurückhaltender und stiller. Aber man sieht, daß die Flamme des Vertrauens nicht stirbt, sondern sich in ruhige, ausdauernde Glut wandeln will.

Sozusagen der exakte Ausdruck dafür ist die Zeichnung der Kriegsanleihe. Die Spartassen werden heute gestürmt von Leuten, die zeichnen wollen, kleinen Leuten, deren bescheidene Beiträge um so größere Beweise für das Volkstrauen sind. Ich sah in einer Depostitenkasse der Deutschen Bank eine bescheiden gekleidete alte Frau 40 Mark bringen, die sie mit den 100 ihres Kontos zeichnen wollte.

Mittwoch, 16. September.

Wir denken über die Versorgung der Notleidenden mit Kohlen nach und über einen Plan der Frühfürsorge für Frauen, die Kinder erwarten. Man muß den Gefahren vorbeugen, denen diese Frauen durch Angst, Niedergeschlagenheit und Ratlosigkeit ausgesetzt sind. Es schwebt einem immer vor, daß es möglich sein muß, für jeden Fall ein Zueinandergreifen der Hilfsleistungen zustande zu bringen, das wirklich der Not auf erträgliche Weise abhilft.

Wir haben zunächst zwei große (jede zu 200) Strickstuben für Arbeiterinnen solcher Industriezweige eingerichtet, die jetzt keines-

falls in erheblicherem Umfang wieder in Gang zu bringen sind: Luxuswaren, Papierwaren usw. Die Schwierigkeit liegt darin, daß diese Frauen kaum stricken können. Es ist ein mühsames Anlernen. Trotzdem muß es gemacht werden, denn erstens ist andere Arbeit nicht da, und zweitens reicht die Maschinenherstellung für den Winterarmeebedarf, wie es scheint, tatsächlich nicht aus.

Man braucht überhaupt für die Kriegswohlfahrtspflege auch etwas Draufgängertum und eine ausdauernde Angriffslust auf Schwierigkeiten. Es gibt Leute, die immer schrecklich sind, aber jetzt noch schlimmer, die erzählen einem mit besonderem Behagen und immer als erstes von dem, was nicht klappt, daß eine Arbeiterin Garn gestohlen hat, oder daß ein Mann auf der Anweisung für das Bekleidungsdepot aus 1 Paar Stiefel 3 gemacht hat — wer das nicht verschmerzen kann, der soll gar nicht erst anfangen. Die Menschen sind nicht von gestern auf heute Engel geworden, man kann froh sein, wenn sie nicht begehrlicher und rücksichtsloser werden als sonst.

Donnerstag, 17. September.

Die Lebensmittelpreise halten ziemlich stand, nur Hülsenfrüchte (russische Einfuhr!) werden knapp und teuer. Das Oberkommando hat den Vätern das Aushängen von Tarifen und das Aufstellen einer Wage verordnet, auf der das Publikum die Waren nachwiegen soll. Das schadet auf keinen Fall, wenn auch erhebliche Preistreiberien — zu Ehren der Väter sei es gesagt — nicht vorkommen.

Die Gemüskonserven werden eine kleine Preiserhöhung zum Herbst erfahren. Der Verband der Konservenfabriken erklärt aber, daß von einer Preiserhöhung sämtlicher Konserven um 10 Proz. gar nicht die Rede sein könne.

Ein sehr charakteristischer Ausdruck für unsere Volksstimmung ist die Lyrik, die alles anstimmt. Ich meine nicht die gedruckte allein, sondern die ungedruckte. Davon wissen die Redaktionen zu sagen. Jeder dichtet. Das deutsche Volk bewacht die beiden Seiten seines Rufes durch seine Waffen und seine Lieder. Immer noch — das sagt dieser Ueberfluß von Rhythmus — ist die Stimmung auf der Höhe. Immer noch schreiten die Dahheimgebliebenen gehobenen Sinnes wie durch eine feierliche Zeit.

Freitag, 18. September.

Es tobt ein richtiger Herbststurm. Danksen von raschelnden Blättern auf den Wegen. Gefruchtete Zweige auf den Rasenplätzen und fliegende Regengüsse.

Au solchen Tagen wird die Beschämung darüber, daß man ein beschütztes Großstadtleben führt, während die Millionen draußen unjagbare Strapazen überstehen, zur richtigen Qual. Alles, was uns erzählt wird von dem Grauen der Kämpfe und Märsche, was wir sehen von den Leiden der Verwundeten, steht um uns herum. Und wenn wir Dahheimgebliebenen noch so viel tun, was ist es gegen das, was dort draußen verlangt wird!

An den Beratungsstellen unseres Nationalen Frauendienstes erscheinen jetzt in wachsenden Zahlen die Witwen der Gefallenen. Da war eine Frau mit einem kleinen Mädchen an der Hand, die brachte eine Geburtskarte: „Frau Schmidt, teile Ihnen mit, daß Ihr lieber guter Mann und Vater Georg Schmidt am 29. August in der Schlacht bei Hohenstein gefallen ist. Ich, sein Freund Gustav Schulz, hatte die Ehre ihn am Sonntag zu beerdigen gehabt. Wenn ich sollte wieder zurückkommen, so können Sie sich von mir Bescheid holen. Meine Frau wohnt in Neudölln, Siegfriedstraße 14. Hochachtungsvoll Reserwist G. Schulz, ... Res.-Inf.-Regt., ... Komp., ... Armeekorps.“

Solche einfachen Zeugnisse zeigen wie nichts anderes den Geist unserer Soldaten. Man sieht sie vor sich, die beiden Berliner Arbeiter Schulz und Schmidt, die draußen im ostpreussischen Feld Kameraden wurden und einander Weiß und Rind anvertrauten für den Fall, den sie ruhig voraussehen. Wie wunderbar schön ist der Satz: Ich, sein Freund, hatte die Ehre, ihn zu beerdigen ...

Sonnabend, 19. September

Heute hatten wir eine Freude: eine alte englische Zeitung, der „Daily Chronicle“ vom 15. August, kam in unsere Hände mit einem Aufsatz von H. G. Wells, dem uns wohlbekannten Mitarbeiter der „Neuen Rundschau“ und einem der geistvollsten Schriftsteller Englands: „Die Notwendigkeit einer neuen Landkarte von Europa.“ Herr Wells stellt am 15. August (!) fest, daß „die deutsche Niederlage vor Lüttich nur der Anfang eines Unglücks (disaster) Deutschlands sei, das so groß sein würde, wie das Frankreichs 1871“ ... „es kann sein“, so sagt Herr Wells, „daß Deutschland keinen zweiten Plan hat, nachdem sein erster fehlgeschlagen ist, daß es in Stücke gehen wird nach seiner ersten Niederlage. Es scheint mir, daß es so ist — ich wage es zu prophezeien und möchte, daß wir uns gegen die Versuchungen des Sieges wappnen.“ Und nun — am 15. August, nach dem „deutschen Unglück“ von Lüttich — nimmt sich Herr Wells eine Landkarte und diktiert im Namen Englands eine gerechte Verteilung Europas. Zunächst wird das liberale England natürlich nicht gestatten, daß Deutsch sprechende Gebiete unter ein fremdes Joch kommen. Unsere Freiheit will man uns allerdings verbürgen. „Wie groß auch Deutschlands Sturz sein mag, wir werden dafür sorgen, daß bei der endgültigen Regelung alle Deutschen freie Männer bleiben.“ Rothringen wird an Frankreich kommen und Elsaß soll die Wahl haben zwischen Frankreich und — der Schweiz. Usw. Herr Wells hat ja unterdessen noch mehr Zeit gehabt, sein Volk „gegen die Versuchungen des Sieges zu wappnen“ und seine Karte zu revidieren, ehe, wie er in seinem Aufsatz sagt, „England sie in das Antlitz Europas einzeichnet.“

Ich habe niemals einen so erschütternden Eindruck von den imperialen Voreingenommenheiten Englands gehabt wie aus diesen Worten eines seiner geistvollsten Männer. Nichts zeigt schlagender als dieser unkundige Hochmut, daß England jedenfalls nicht das Land für die europäische Staatenregelung ist.

Sonntag, 20. September.

Allmählich wird der Umfang der ostpreussischen Zerstörung festgestellt. Es gibt Städte, zu denen die Bewohner überhaupt vor dem Frühjahr nicht zurückkehren können.

Wer wird so lange auf die Wiederherstellung der Heimat warten können?

In einer Handwerkererversammlung sagte freilich der Vorsitzende, daß es für alle Ostpreußen Ehrensache sei, zurückzukehren und mit fünfjähriger Zähligkeit die zerstörte Existenz wieder aufzubauen.

In einer englischen Zeitung wurde wegwerfend von Ostpreußen als „those dreary plains“ gesprochen.

Universitäten und Fachschulen werden das Wintersemester eröffnen. Angehörige feindlicher Staaten sind vom Besuch ausgeschlossen.

Gegen die Lügen im neutralen Ausland kommen die deutschen Gegenmaßnahmen langsam durch. Wir haben so ein idealistisches Widerstreben dagegen, uns gegen so plumpe und lächerliche Unwahrheiten zu verteidigen. Das war uns einfach nicht gut genug. Es hat lange gedauert, bis die deutschen Geblöden ansingen, von sich aus durch Nachrichtenverbreitung diesen Lügen entgegenzuwirken, und es ist gut, daß es nun energisch geschieht.

Es sind 4,2 Milliarden Kriegsanleihe gezeichnet. Das ist wie ein Sieg.

Montag, 21. September.

Manche deutschen Zeitungen befolgen jetzt das Wort, daß die beste Frau die ist, von der man nicht spricht, bis zu dem Grade, daß sie überhaupt nur von den schlechten sprechen. Es ist unerhört, wie die Zudringlichkeiten von ein paar Frauen den Gefangenen gegenüber breitgetreten werden. Ueber die Widerwärtigkeit dieser Vorkommnisse ist kein Wort zu verlieren. Wo man aber den empörten Berichten nachgegangen ist, wie z. B. in Stuttgart, hat man noch immer gefunden, daß sie entweder aus der Luft gegriffen waren, oder daß es sich um ganz vereinzelte Fälle handelt. Man versteht schlechtweg nicht, warum davon ein solches Aufheben gemacht und dem Ausland damit der Eindruck gegeben wird, als täten die deutschen Frauen jetzt nichts, als Gefangene belästigen.

Ernst Jüch / Die Weltlüge

Noch nie ist die Welt so belogen worden wie in diesem Krieg, noch nie in solchem Maß und Stil, noch nie in solcher Einheitlichkeit und Erbärmlichkeit. Größer und umfangreicher als je ist die Weltweite dieses Völkerkriegs; und auch die paar Völker, die noch nicht selbst vom Feuer der Granaten verwüstet werden, tauchen schon in den gefährlichen Dunst der sie umnebelnden Weltlüge. Mit dem Kampfplatz der Lüge sind auch ihre Mittel gewachsen im Zeitalter der Technik und des Verkehrs: das versteckte Kabel in der Meeresstiefe und der unsichtbare Funke in Luftweite sind die neuen Diener mit Windeseile. Und wer sie beherrscht und beschligt, mißbraucht und mißleitet, ist die Weltmacht einer Insel im Ozean: selbst unerreichbar für die anderen, aber von dort verfügend über alle anderen. Die Milliarde Gold, die England in seinem Weltkabelmonopol angelegt hat, ist zu einer Mauer geworden, bedrohlicher als die Macht einer Armee. Und der Wille, der die Weltlüge durch die Länder jagt und in die Sinne peitscht, ist der haßerfüllte Wille zur Vernichtung Deutschlands, zur Zerstörung des Glaubens an die deutsche Art. Dieser Wille erniedrigt selbst die bisherigen „Gentlemen“ der englischen Diplomatie zu förmlichen Lügern und Fälschern, die draußen in den Großstädten der Welt an ihre Botschaftsporte und Konsulatsstühle mit Wissen und Willen verlogene Depeschen oder gefälschte Extrablätter anheften lassen. Wer einmal die apokalyptischen Reiter dieses Weltkrieges sehen und darstellen wird, der wird in die Visionen aller bisherigen Dichter und Künstler eine neue Gestalt einfügen müssen: den englischen „Reuter“ der Weltlüge, jenes englische Depeschbüro, das von London aus die öffentliche Meinung der Welt leitet und mißbraucht. Wir Deutsche säubern jetzt unsere Sprache von unnötigen und sinnlosen Fremdwörtern; wir sollten umgekehrt jetzt ein sauberes und sehr nötiges Fremdwort übernehmen und gebrauchen: so wie einst Lloyd und Tram, so jetzt „Reuter“ als eine Steigerung dessen, wozu die einfache Bezeichnung von Lüge und Verleumdung nicht ausreicht.

Noch nie ist die Welt so betrogen, so „berentert“ worden, wie in diesem Weltkrieg von England aus. Was Frankreich Anno 1870 geleistet hat, das leistet sich heute wie eine ergötliche Unterhaltung; und auch was Paris heute Frankreich vorsetzt, klingt „amüßant“, „charmant“ und geradezu harmlos, teilweise vorzüglich, sicher phantasievoll — verglichen mit der nüchternen Niedertracht des englischen Reuter. Für die Pariser Vorstellung, die ans Baubeville erinnert, nur ein Beispiel, das wie ein Scherz lustiger Blätter sich gibt. Der „Rasim“ meldet:

Bei der Wiederbesetzung von Rantouil-Le Raubouin fanden die eindringenden Franzosen in einem Hause, als sie starkem Köchelgeräusch nachgingen, total betrunkenen bayerische Jäger furchtbar schnarchend. Der Oberleutnant hatte sich unter den Fagbägen gelegt: der Wein tropfte ständig in seinen offenen Mund. Trotz Schütteln, Rütteln und Kreisen erwachte keiner; sie fanden sich erst wieder als Gefangene auf dem Wege nach La Touraine.

Von solchen Geschichten wimmeln jetzt die Pariser Blätter. Solche unschuldig-falsche, humorvolle Vorstellung fehlt der englischen Presse; sie ist vielleicht noch in der belgischen Phraseologie zu finden, die noch am Tage von Lüttichs Fall sich so hören ließ:

Auf ewig wird es Lüttichs Ruhm sein, die ersten Orden aufzuhalten zu haben. An seinen Mauern hat sich die erste Woge gebrochen. Es ist davon mit Blut bespritzt worden: sein Schmutz ist darum um so schöner. Der Purpur paßt zu seiner tragischen Schönheit. Wenn man es fragen könnte, würde es antworten: Mein Gewand war nicht rot genug. Seht sie, die Stadt, aufgerichtet, groß, mit ihrem entschlossenen Gesicht, mit ihren Fieberaugen unzählige Heere herausfordernd. Ihr Mund zuckt trampfhaft. Sie ruft: Man kommt nicht durch! Man wird nicht durchkommen! Das ist

die erhabene Haltung Spartas vor Xerxes! Man kommt nicht durch! Das fiebernde Europa richtet den Blick auf sie, von der ganzen Erde schallen Rufe der Bewunderung. In diesem tragischen Augenblick beherrscht sie die Welt, schön, mild, aufgerichtet in Ruhmesthaltung. Die Ehrenlegion flammte auf ihrer leuchtenden Brust: sie hat ihr etwas mehr Purpur gegeben!

Das sind komische Täuschungen; aber die englische Weltlüge ist schlechterdings gemein. Kaum war ein deutscher Seeoffizier in englische Kriegsgefangenschaft geraten, da behauptete die gesamte Londoner Presse: er habe unter dem Druck wiederholter Drohungen, daß er erschossen würde, die deutschen Stellungen verraten! Oder: aus London wird ein Bild durch die Welt verschickt, das Deutsche darstellt, wie sie aus einem Sanitätswagen des Roten Kreuzes heraus ein Maschinengewehr abfeuern! Glücklicherweise ist die Darstellung militärisch-technisch so falsch geraten, daß sie sich selbst Lügen strafte. Aber die Gesinnung ist Gemeinheit. Gewiß suchen im Kampf die Gegner diplomatisch sich ins Unrecht zu setzen; gewiß gehört es zur Kriegsführung, Tatsachen zu gruppieren und zu redigieren, sie zurückzuhalten oder herauszugeben. Aber es ist dem englischen Spion des 20. Jahrhunderts vorbehalten geblieben, in der Erfindung von gemeiner Gesinnung und in der Verbreitung von gemeinen Handlungen die Welt zu führen, irre zu führen.

Der englische Verleumdungskampf wird zur Weltlüge — dank der englischen Beherrschung nicht nur der Weltkabel, sondern auch zahlreicher Zeitungen selbst in „neutralen“ Staaten. Es wird die Zeit kommen, wo die Summen genannt werden können, die England und Frankreich in Zeitungen außerhalb ihrer Grenzen angelegt haben. Der Ertrag solcher Anlagen sind Meldungen wie diese:

Die Wildheiten der teutonischen Rasse entgleiseln sich in Blut. Eine dieser Tage von Deutschland zurückgekommene Person bringt uns einen Fall von geradezu empörender Ungeheuerlichkeit zur Kenntnis. Die deutschen Frauen verschiedener Städte haben begonnen, um den Hals Ketten zu tragen, welche aus Augen gebildet sind, die deutsche Soldaten den französischen Verwundeten ausgestochen haben. Derselbe Person versichert uns, daß sich sogar deutsche Frauen in gleich bestialischer Weise wie die deutschen Soldaten gegenüber französischen Verwundeten benehmen, die in den Kämpfen zwischen Reg und den Bogesen zu Gefangenen gemacht worden sind. Eine der vorstehend beschriebenen Halsketten ist uns überbracht worden.

Es will schon was heißen, wenn eine spanische Zeitung selbst gegen solche Weltlügen sich wehrt und warnt:

So oft sie von Deutschland zu reden haben, so tun sie es regelmäßig in solchen Ausdrücken, als ob es sich um einen innerafrikanischen Negerstaat handele. Die Offiziere seines Heeres sind nichts als Balletttänzerinnen, seine Priester sind die allergrößten Wüsten im vollsten Sinne des Wortes, die deutschen Kanonen sind Orgelpfeifen, die Gewehre sind Schilfrohre, die deutschen Aeroplane die reinsten Spahen, die Luftschiffe Seifenblasen, ihr Pulver ist Streusand, ihre Angeln Baumwolle; ihre Pferde sind aus Pappe und ihre Schlachtschiffe und Kreuzer Papiertäue.

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht — auch für die Weltlüge. Die deutschen Siege reden eine Sprache der Wahrheit — schärfer und schließlich wirksamer als der Lügenkrieg Englands. Der „Salonismus“ der deutschen Depeschen wird über den Wortschwall der französischen Phrase wie über die Weltlüge der englischen Berechnung triumphieren. Aber auch das wird sich zeigen; daß auch nach dem für uns siegreichen Kampf der deutsche Krieg gegen die englische Weltlüge erst zu beginnen hat; einmal weil die Welt langsam und schwer erst von Englands Lügen zu säubern sein wird, und sodann, weil wir für die Zukunft uns besser und sicherer rüsten müssen als dies vor diesem Krieg gelungen war.

Nell Walden / Skandinavien und Deutschland

Für Deutschland ist Skandinavien ein feststehender Begriff. Trotzdem sind die drei Länder, die unter diesem Namen vereinigt werden, in jeder Hinsicht verschieden. Die Sprache, die Lebensart, die Sympathien und Antipathien, die Presse, sie alle bilden starke Unterschiede, obgleich flüchtige Reisende diesen Eindruck wohl nicht so stark gewinnen. Heute, wo das Interesse Deutschlands den drei neutralen Staaten, Dänemark, Schweden und Norwegen, besonders stark zugewandt ist, dürfte es angebracht sein, sich über diese Unterschiede genauer zu orientieren, um so mehr, als zweifellos die Presse, zum Teil vielleicht mit Rücksicht auf die erklärte Neutralität, nicht der Stimmung des Volkes Ausdruck gibt. Daß Dänemark keine besondere Herzlichkeit für Deutschland aufbringen kann, ist ja klar. Der Krieg von 1864 ist noch nicht überall, namentlich bei der älteren Generation, vergessen. Außerdem ist die Literatur und Presse Dänemarks stark von französischer Kultur beeinflusst. Die Presse kann man fast eine Kopie der Pariser Boulevardpresse nennen. Im Verhältnis zu seiner Größe hat Kopenhagen kolossal viel Zeitungen. Fast jede Stunde erscheint ein neues Blatt auf der Straße, mit Zeichnungen und Karikaturen sowie photographischen Klischees versehen. Auch die großen politischen Zeitungen sind auf diese Weise ausgestattet, sie enthalten zahlreiche Anekdoten und persönliche Dinge, Klatsch aus der Gesellschaft und von der Bühne. Die Zeitungen werden zu unglaublich billigen Preisen im Straßenhandel verkauft. So kostet zum Beispiel das „Estrablade“, das etwa der Berliner „S. Z. am Mittag“ entspricht, 2 Öre. Alle diese Blätter versuchen ähnlich wie in Paris sich gegenseitig den Rang in der Wiedergabe möglichst unerhörter wahrer oder unwahrer Sensationen abzulassen. Auch die größte und im Ausland verbreitetste Zeitung Kopenhagens „Politiken“ unterscheidet sich in allen diesen Dingen nicht von den kleineren Blättern. Man wird verstehen, daß für eine Presse mit derartigen Tendenzen die Nachrichten der französischen „Agence Havas“ und des englischen Reuterbureaus interessanter sind als die Meldungen von Wolffs Bureau. Die Franzosen und Engländer geben den Zeitungen reichlich Stoff und vor allem „Details“. Die Deutschen teilen nur kurz Tatsachen mit. Ein interessantes, wenn auch unwahres Detail ist für die Sensation besser auszunutzen als zehn wahre Tatsachen. Wenn den Dänen mitgeteilt wird, daß Lüttich gefallen ist, so ist damit journalistisch nichts geschehen. Wenn die Franzosen mitteilen, daß von den Deutschen die soundso vierte Kompanie des soundso vierten Regiments des soundso vielen Armeekorps siegreich nach heftigem Vordringen und starker Gegenwehr südöstlich in den und den Wald zurückgeschlagen sei, daß man „zahllose“ Tote und Verwundete, Kanonen, Gewehre und Tornister erobert habe, daß die Franzosen selbst nur den Verlust eines Pferdes zu tragen hätten und daß ihre Mannschaft trotz des heftigen Kampfes in vorzüglicher Stimmung und tabelloser Haltung geblieben sei, so ist damit mehr gesagt. Und das ist das Wichtige für eine Boulevardpresse. Sieht man sich eine Nummer der „Politiken“ an, so verschwinden die ungeheuren und ungeheuer kurz und knapp gehaltenen Siegesnachrichten des deutschen Generalstabs vollständig unter den zahllosen Meldungen der alliierten Truppen über siegreiche Einzelgefechte, glänzend gelungene Wegnahme von Handelsschiffen, genial erdachte Rückzüge, ausführliche Beweise über die Wertlosigkeit der deutschen Artillerie und über die Hungersnot und die Greuelthaten der deutschen Soldaten. Aber

selbst wenn man die journalistischen Motive als wesentlich für die Berichterstattung der dänischen Zeitungen erkennt und erkennen muß, so bleibt doch noch ein Mehr. Wenn auch nicht an Deutschenfeindlichkeit, so doch an Franzosenfreundschaft übrig. Eine große dänische Zeitung hat einen eigenen Berichterstatter nach Paris gesandt, der die Lügenmeldungen der Agence Havas noch bei weitem übertrumpfte und es soweit trieb, daß schließlich die dänische Regierung energisch gegen die Tätigkeit dieses Herrn protestierte. Eine Zeitung leistete sich das Vergnügen, die Befestigungsstärke von Lüttich und Kopenhagen zu vergleichen, mit dem Resultat, daß Kopenhagen uneinnehmbar sei. Aber selbst die franzosenfreundlichen dänischen Zeitungen wurden in der letzten Zeit durch die Wucht der deutschen Erfolge anscheinend so bestürzt, daß sie sich wenigstens zu der Neutralität in der Berichterstattung herbeiließen, die das dänische Volk und ganz besonders die dänische Regierung auf das denkbar korrekteste wahrte. Es gibt zweifellos zahlreiche Dänen, die mit Deutschland sympathisieren, wie auch aus den Äußerungen der dänischen Kolonien in Deutschland hervorgeht. Es wird ja auch bald die Zeit kommen, wo Deutschland mit „Details“ reichlich aufwarten kann.

Norwegen interessierte sich im Anfang des Krieges mehr für die Engländer, da diese beiden Länder ausgebehnte Handelsbeziehungen zueinander haben. Volk und Presse verhielten sich sehr reserviert. Die norwegische Presse entspricht in ihrer Aufmachung mehr der deutschen. Aber auch hier sind in der letzten Zeit wesentliche Veränderungen zu beobachten. Seitdem die letzten entscheidenden Siege auch in Norwegen bekanntgeworden sind, glaubt man dort allgemein an Deutschlands Sieg über Europa. Norwegen ist auch in seiner Haltung wesentlich von Schweden beeinflusst. Obgleich Norwegen sich selbständig gemacht hat, hängt sein Geschick eng mit dem Schwedens zusammen. Aus diesem Grund ist ja jetzt auch das bekannte Bündnis zwischen Schweden und Norwegen geschlossen.

Schweden ist vor allen Dingen russenfeindlich, wozu es auch mehr als genügend Gründe hat. Man weiß, daß Schweden 1870 auch franzosenfeindlich war. Von dieser Neigung ist in gewissen Kreisen, besonders Nordschwedens, noch etwas zu verspüren, während das schwedische Volk im allgemeinen während des letzten Jahrzehnts Sympathien für Deutschland bekundete. Man findet Deutschland zwar immer noch etwas „barbarisch“, aber daran sind die deutschen Reisenden schuld. Ich erwähne eine Kleinigkeit, um zu beweisen, wie die nicht genügend gekannte und beobachtete Sitte eines Landes in vielen Kreisen ein ganzes Volk in Verruf bringen kann. Schweden besitzt das sogenannte berühmte „smörgåsarbord“, einen Tisch mit zahlreichen feinen Delikatessen, die den Appetit anregen sollen. In Restaurants kostet die Benutzung dieses kalten Buffets eine Krone. Die Schweden nehmen von dieser oder jener Schüssel eine Kleinigkeit und beginnen nachher das Mittagessen. Zahllose deutsche Reisende bilden sich ein, sie dürften von diesen kalten Platten sich satt essen. Sie halten es sogar für ihre Pflicht, und selbst deutsche Journalisten rühmen, daß man in Schweden für eine Krone an Kaviar, Sardinen und kaltem Gänsebraten sich mästen kann. Man kann sich vorstellen, wie die Schweden, und namentlich die schwedischen Gastwirte darüber denken. Aber glücklicherweise reisen die Schweden seit den letzten Jahren viel nach Deutschland, und diese schwedischen Reisenden brachten große Eindrücke und deutsche Sympathien mit in die Heimat. Die deutsche Kunst und die deutsche Wissen-

schaft wird jetzt in Schweden besonders hochgeschätzt. Auch besinnt man sich dort mehr und mehr auf sein Germanentum und weiß, daß Deutschland die einzige zuverlässige Stütze gegen ein etwaiges Vordringen des Slaventums ist. Die südschwedische und westschwedische Presse hat seit Beginn des Krieges diese Gesinnung der Bevölkerung zum Ausdruck gebracht. Im Gegensatz zu Dänemark und Norwegen haben mehrere einflussreiche schwedische Zeitungen Wahres über den Ausbruch des Krieges mitgeteilt. Das Verhalten Englands und Japans wurde besonders scharf kritisiert. Die berühmte Schriftstellerin Freiin Annie Alsterhielm erklärte fast ganz offen in einer großen Tageszeitung ihre Sympathie für die Sache Deutschlands, die sie für eine Sache des Germanentums hält. Auch zahlreiche Privatbriefe aus Schweden, die zum Teil in deutschen Zeitungen veröffentlicht wurden, drücken dieselbe deutschfreundliche Gesinnung aus. Die Sozialdemokratie hat in Schweden eine große Macht. Man entsetzt sich, daß im schwedischen Parlament während des letzten Winters große Kämpfe um die Verstärkung der Wehr- und Seemacht stattfanden. Der König und die Bevölkerung im weitesten Sinne des Wortes waren im Gegensatz zum Parlament von der Notwendigkeit der verstärkten Verteidigungsmaßnahmen überzeugt. Es fanden große Demonstrationen nach Stockholm für den König und gegen die Minister statt. Durch Sammlungen kamen freiwillig große Summen für die Wehrmacht und Flotte zusammen. Heute hat auch das damals gestürzte Ministerium zugegeben, daß die geforderte Verstärkung der Wehrmacht vollständig nötig ist. Auch die sozialdemokratische schwedische Presse stellt sich auf Seiten Deutschlands in diesem Kriege. Eine starke schwedische Neutralität von Seiten Schwedens bedeutet für Deutschland eine erhebliche Stütze, auf die man auch unbedingt rechnen kann.

Ein großes Stockholmer Blatt zeigte sich zu Beginn des Krieges reichlich französischfreundlich, aber auch bei diesem Blatt scheinen die letzten deutschen Siegesmeldungen einen erheblichen Umschwung hervorgerufen zu haben. Man fängt an, und das ist sehr wichtig, den französischen und englischen Meldungen mißtrauisch gegenüberzustehen. Die kurzen inhaltsreichen Wolffdepechen rücken jetzt an die auffallendste Stelle der Zeitung. Die letzten deutschen Erfolge gegen Rußland werden in Schweden ungeheuren Jubel erregen und die Sympathien für Deutschland vertausenfachen.

Raumann / Deutsche Organisation!

Es wird in aller Welt verkündet, daß die sieghafte Stärke des deutschen Volkes in seiner Organisation besteht, und wir selber fühlen, daß unsere besondere Kraft auf einer Fähigkeit beruht, die gesellschaftlicher Natur ist. Als Einzelmenschen sind wir Deutschen nicht stärker oder willensmächtiger als andere Menschen auch, wenigstens nicht in erheblichem Maße. Auch ist der Verstand der anderen oft mindestens ebenso groß als der unsere. Aber wenn wir gemeinsam auftreten, dann wächst unser Können durch die Gemeinsamkeit in höherem Grade als es bei anderen Völkern der Fall ist. Wir bringen es fertig, zusammen zu arbeiten, sei es militärisch, sei es industriell. Gerade wir bringen es fertig, obwohl wir so viele brave Querköpfe unter uns haben! Das ist unser Nationalgeheimnis. Wenn Deutschland im Weltkrieg siegt,

so siegt es durch diese seine wohlgeordnete geregelte Gemeinschaftskraft. Sie also ist es, die wir erkennen wollen, um sie zu steigern.

Die Ausländer sehen von unserer Organisation meist nur die Außenseite, den Militarismus, den Drill, die Bürokratie, den Schematismus. Es kommt ihnen das alles so seelenlos und beinahe unmenschlich vor, daß sie uns bedauern, weil wir durch lauter Regelmäßigkeit, Pünktlichkeit und Dienstbarkeit zu mechanischen Wesen herabgedrückt wurden. Oft fanden wir bei feinen und hochgestellten Ausländern ein echtes Mitleid mit unserer seelischen und gesellschaftlichen Gebundenheit: ihr seid nur Bestandteile von Apparaten, aber keine eigentlichen Menschen! Und wenn wir uns jetzt in diesen Kriegszeiten oft und mit Schmerzen überlegt haben, woher es denn kommt, daß so viele tüchtige Menschen im Auslande zwar unsere militärischen und industriellen Erfolge bewundern, aber uns selbst als Volk im ganzen durchaus nicht lieben, so werden wir bis auf diesen tiefsten Unterschied hinabsteigen müssen, der zunächst zwischen uns und den Westvölkern besteht: wir sind tatsächlich seelisch anders, weil wir von allen europäischen Nationen am meisten organisierbar und organisiert sind.

Für alle unorganisierten Einzelmenschen ist nämlich der organisierte Mensch etwas Unfassbares. Das zeigt sich auf allen Gebieten. Der englische Unternehmer sieht die deutschen Syndikate, fühlt ihre internationale Macht und kann sie doch nicht nachahmen, da er selber kein Verbandsmensch ist. Der englische Arbeiter hat zwar die berufliche Organisationspflicht zeitiger erfaßt als der deutsche, weil er früher industriell wurde, aber zur Vollendung kam die Ordnung erst in der deutschen Arbeiterbewegung. Die Franzosen haben den modernen Heeresmechanismus erfunden, aber zur reinen Durchführung gelangte er bei den Preußen. Der französische Bürger ist politisch interessiert, aber parteimäßig schlecht organisiert. Der südländische Arbeiter ist Syndikalist im Sinne der vulkanischen Ausbrüche, aber nicht der Klassenorganisation. Alles englische, französische und italienische Wesen, so verschieden es unter sich ist, fühlt sich gleichmäßig abgestoßen vom deutschen Betriebe. Am ersten kann uns wohl der Amerikaner verstehen, aber auch er ist eine andere Mischung. Alle diese Ausländer bezeichnen den Deutschen als „unfrei“. Das ist keineswegs nur ein Urteil über Verfassung, Wahlrecht und dergleichen, sondern es ist die innere Abneigung vor der zur zweiten Natur gewordenen Ordnung. Dabei bestreiten sie nicht, daß diese Ordnung uns wirtschaftlich, technisch und finanziell vorwärts bringt. Aber gerade, je mehr wir vorwärts kommen, desto größer wird die Kluft.

Uns selber erscheint oft der Unterschied gar nicht so groß, weil wir ein sehr feines Gefühl dafür haben, wie unorganisiert wir noch sind. Jetzt eben im Kriegsanfange halten wir die gute Organisiertheit der Truppe und der Eisenbahn für selbstverständlich und begreifen kaum, daß Rotes Kreuz und Zivilverwaltung nicht gleich ebenfugut für den Krieg eingerichtet sind. Aber schon dieses unser feines Gefühl für die vorhandenen Mängel der Ordnung bezeugt unseren inneren Trieb zur reiflos durchgeführten Organisation. Wir verlangen ungeheuer viel ordnende Vernunft. Und sicher ist, daß jeder Tag des Krieges draußen und drinnen uns noch organisierter macht. Alles wird praktisch geregelt, um zu sparen, um zu helfen, um zu siegen.

Man kann die Sache so ausdrücken: der Russe ist im allgemeinen noch vorkapitalistisch, d. h. naturalwirtschaftlich

gerichtet: er arbeitet, um satt zu werden. Der Engländer und Franzose ist kapitalistisch im ersten Grade, d. h. sie arbeiten, um als Einzelmenschen Geld zu gewinnen. Der Deutsche beginnt kapitalistisch im zweiten Grade zu werden, d. h. er arbeitet für den Betrieb als solchen. Das ist nicht so zu verstehen, als wollte er etwa nicht satt werden oder kein Geld gewinnen, aber beides erwartet er vom Betrieb, vom Geschäft, von der Verwaltung, zu der er gehört. Man kann das auch Sozialismus nennen, aber das Wort ist zu vieldeutig, um hier ohne Gefahr des Mißverständnisses gebraucht zu werden. Es handelt sich nicht im geringsten um eine Wirtschaftstheorie, sondern um eine Eigenschaft, eine Art der Lebensauffassung. Der Deutsche ist in der Stufenfolge der Entwicklung, weil er später industriell und politisch wurde, nicht dort hängen geblieben, wo die Westvölker stehengeblieben sind. Das aber wurde uns selber nur langsam und teilweise klar, und wir brauchen Zeit, um unsere Eigenart zu verstehen. Insbesondere diejenigen von uns, die nur wenig im Auslande gelebt haben, können den Lebensunterschied der Nationen kaum ganz begreifen, denn er will gefühlt und erfahren sein. Es ist nicht etwa ein lernbarer technischer Kniff, den wir voraus haben, nein, etwas, das gar nicht in Formeln beigebracht werden kann.

Der deutsche Bund der Landwirte, das deutsche Zentrum, die deutsche Sozialdemokratie, die deutschen Beamten, die deutschen Angestellten, der deutsche Buchhandel, der deutsche Hafenverkehr, das deutsche Frachtwesen und über dem allem das deutsche Heer! Alle diese Dinge haben allem Auslande gegenüber einen gemeinsamen Charakter. Am ehesten können noch Österreicher und Skandinavier diesen Charakter von innen heraus verstehen. Sie sind uns nahe genug, um die große Kraft der Freiwilligkeit innerhalb der Ordnung zu erfassen. In Sport und einigen Zweigen seiner Arbeit hat der Engländer dasselbe, aber in Staat und Volkswirtschaft hat er es fast nicht. Er besitzt eine große Regelung der Sitten und des Straßenverkehrs, aber er will nicht mit Bewußtsein vom Verbandsdirektor kontrolliert sein.

Es ist merkwürdig, daß wir kein deutsches Wort für „Organisation“ haben. Vielleicht kommt es noch im Laufe der Zeit. Das Fremdwort organisieren heißt etwa soviel wie lebendige Glieder einsetzen. Es will mehr besagen als bloß instrumentalisieren. Ein Organismus ist ein lebendiger Körper, der im Kampfe ums Dasein seine inneren gegenseitigen Abhängigkeiten geregelt hat. Beides soll zugleich im Worte liegen, das geschichtlich Gewordene und das mit Vernunft Herge stellte. Das Wort Verwaltung besagt zu wenig. Auch Selbstverwaltung reicht nicht. Es ist der Idealismus des körperchaftlichen Daseins, für den erst mit dem Zeitalter des Verkehrs und der Technik die Wachstumszeit angebrochen ist. Großbetrieb auf Grundlage vieler Einzelwillen! Durchdachter Gemeinschaftswille!

Auch diese Eigenart hat ihre Schwächen. Jetzt aber dreht es sich nicht darum, was für seelische Vorzüge andere Volkseigenarten haben, sondern darum, daß uns die unsere in schwere Kämpfe hineingebracht hat, aber auch durch sie hindurchtragen wird. Denkt nochmals an das deutsche Heer: da halten sie aus wie ein Mann und sind zusammen ein Körper, und wer stirbt, der lebt weiter in der Gemeinschaft! Dieses Heer verteidigt ein Volkstum, das mit ihm eines Blutes ist in allen seinen starken Teilen!

Wilhelm Vogelpohl / Der Sturm

Nun sind wir so weit, daß jeder seinen Platz im Gange der neuen Dinge und Ereignisse gefunden hat. Wie ein Wanderer ist es gekommen, daß wir einig geworden sind: einig untereinander und mit dem, was das Schicksal von uns verlangt.

Wie ganz anders sah dagegen die letzte Juliwache aus. Ich vergesse den Abend nicht wieder, der die gewaltige Kunde in den Frieden unseres kleinen hannoverschen Dorfes brachte. Tagelang hatte die Not Europas unsere Seelen geängstigt. Überall in den Dörfern standen die Männer zusammen und verlebten die kostbare Zeit. Und die reifen Felder warteten.

„De Mannslüe sind to niks mehr to bruken!“ rief eine Bauernfrau mir zu, als ich die letzten Nachrichten vom Postamt brachte.

Am Sonnabend war alles auf dem Felde seit dem frühen Morgen. Der Tag war hell, die Sonne brannte: der Roggen sollte herein heute. Stunde um Stunde verrann, Garbe um Garbe ward glücklich geborgen. Die Spätnachmittagssonne verschwendete ihr Gold — und alles schien wie immer. Und doch fieberte jeder in angstvoller Ungewißheit.

Da — gegen sieben Uhr schrie eine Glocke im Nachbardorfe: Sturm! Sturm! — Nur wenige harte Stöße. Dann war sie still, als wäre dies gegen ihre Natur. Aber über die Felder stob es hin: Sturm! Sturm! Und der Schrei stieß an die friedlichen kleinen Dorfglocken ringsum. Sturm! Sturm! schrien sie mit.

Für Augenblicke war alles wie gelähmt. Die Frauen standen hochaufgerichtet auf den Erntewagen. Müde fielen die Arme herab, und dumpf schlugen die Forken die Erde.

„Nu es et so wiet“, sagte mein Vater. Wie aus einem langen, dunkeln Traume wachten wir auf zu dem, was da war und was noch kommen sollte.

„Dat es nu nich mehr to ännern. Doar mot jeder to-paffen un an sin'n Plaze don'n, wat he kann. Nu het et eenmol: Mit Gott für König und Vaterland.“ Ich weiß nicht, wer von uns diese Worte sagte. Aber sie lösten die Glieder. Schnell wurde überrechnet, wer im Dorfe mit mußte. Nur wenige Familien sandten keinen ins Feld, die meisten einen oder zwei, andere gar fünf oder sechs Jüngens. Die waren am schlimmsten dran, weil ihnen die flinksten und kräftigsten Hände bei der Sommer- und Herbstarbeit fehlten.

„Doar find't sit auf Hülpe“, tröstete einer. Dann ging die Arbeit weiter, und der meiste Roggen kam glücklich herein.

Am Sonntagmorgen läuteten die Kirchenglocken eine volle Stunde. Eine volle Stunde — wie an hohen Festen: Und zu einem hohen Feste versammelten sie sich alle: die einen zu brünstigem Gebet, die anderen zu Schutz und Wehr:

Auf dem Wege traf ich dann schon junge Krieger, Freunde und Schulkameraden, die sich in Wilhelmshaven, Emden oder Osnabrück zu stellen hatten. Lauter Niedersachsen, blond und hoch und sommerbraun, mit breiten Bauernfäusten.

„Wi wüllt et woll maken!“ ruft einer und reckt seinen Arm aus dem Wagenfenster, daß es eine Lust ist. Und vor dieser Zuvorsicht und verborgenen Frömmigkeit muß die zage Bellemmung weichen. — Sei ruhig, du liebe, gesegnete Heimat, dir sind herrliche Wächter und Hüter bestellt!

Emil Lederer / Die Volkswirtschaft im Kriege

Der Krieg hat unser ganzes Leben in allen seinen Beziehungen von Grund aus umgewandelt, so daß die Zurückbleibenden, welche in den gewohnten Formen weiterarbeiten müssen, für ihre Gedanken und Ziele neue Bahnen, für ihr Wollen und Handeln, ja für ihre bloße Existenz neue Gründe sichern müssen. Der Mann, welcher ins Feld zieht, läßt zwar alles hinter sich; aber so sehr sein Gedanken in der Heimat weilen mag, er dort seinen Schwerpunkt fühlt, er weiß doch auf der anderen Seite, daß er gerade der Mittelpunkt dieser Heimat geworden, daß er in der Ferne und Fremde das Rückgrat unseres Staates, unserer Gesellschaft bildet. All unsere Stärke und Kraft haben wir in die Ferne ziehen gesehen, unser alltägliches Leben hat den Schwerpunkt verloren, und die Aufgabe, sich hier, im Lande selbst innerlich behaupten zu können, wird von Tag zu Tag belastender, bedrückender, schwerer. Sie kann nur geleistet werden, wenn wir uns immer wieder sagen, daß auch viele Arbeit im Innern notwendig ist zum endgültigen Sieg, daß der Erfolg der Waffen letztlich auch von unserer inneren Stärke abhängt.

Diese innere Stärke müssen wir auf allen Gebieten des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens bewahren. Es wird möglich sein. Denn soweit man sieht, wird die Ausbildung der Jugend, wird die Tätigkeit des Staates auf allen Gebieten keine Unterbrechung noch Schädigung erfahren. Unserem Lande wird, menschlichem Ermessen nach, das Schicksal erspart bleiben, in größerem Umfang zum Kriegsschauplatz zu werden. Das tägliche Leben des Friedens wird sich, geschützt von den deutschen Armeen, ruhig weiterabwickeln. Die wirtschaftliche Grundlage hierfür ist im großen und ganzen in den ersten Tagen der Mobilmachung geschaffen worden. Deutschland war, in weit höherem Grade, als es die Feinde angenommen haben dürften, selbst den gefährlichsten Situationen finanziell gewachsen. Große, ja größere Aufgaben als bisher aber erwarten uns in der Zukunft auf dem Gebiete unseres wirtschaftlichen Lebens, und es soll hier versucht werden, zu zeigen, in welcher Richtung sich unsere Tätigkeit wird bewegen müssen.

Auf die Gefahr hin, bereits andernwärts Gesagtes nur zu wiederholen, sei an die erste kritische Etappe zu Beginn der Mobilisierung erinnert, weil wir uns das Wesen dieses ersten Abschnittes kriegswirtschaftlicher Entwicklung ganz klarmachen müssen, um nicht den eigentlichen Inhalt der späteren Ergebnisse zu verkennen. Durch die Mobilisierung und den Krieg wurde die Wirtschaft in eine Geld-, Kredit- und Produktionskrise gestürzt. Darauf mußte man bei Ausbruch des Krieges gefaßt sein; denn außer den leitenden Persönlichkeiten im Generalstab wußte niemand, was in Wirklichkeit ein Krieg, noch dazu ein Krieg auf allen Fronten bedeutet.

Vom Tage der Mobilmachung an fühlte jeder und konnte es deutlich sehen, daß der militärische Apparat jeder Eventualität gewachsen sei, sah jeder mit wachsendem Erstaunen, wie sich unser ganzes Leben, auch das des ganz unbeteiligten Bürgers innerhalb eines Militärorganismus und auch einer Militärwirtschaft bewegte. Innerhalb der militärischen Organisation fühlte sich jeder geborgen, sicher an seinem Platz und dementsprechend leistungsfähig. Im privaten Leben aber war alles fragwürdig, unbestimmt, veränderlich geworden, der Ausblick in die Zukunft verschleiert, das Schicksal ungewiß. Auch der wirtschaftliche Prozeß konnte nicht seinen ruhigen Fortgang nehmen. Denn alle wirtschaftlichen Kräfte

und Tatsachen hatten ihre Stellung und Bedeutung verändert. Niemand wußte mehr, was er wirtschaftlich bedeute. Einige Gruppen sahen sich wirtschaftlich gesteigert (Landwirte, Seereslieferanten), andere bedroht (Exporteure, Erzeuger von Luxusgegenständen). Dazu kam noch die Durchlöcherung des gesamten Erwerbslebens durch die Heraushebung der waffenfähigen Staatsbürger aus allen, auch den wirtschaftlich wichtigen Stellungen. Das wirtschaftliche Gewicht jedes einzelnen war verschoben, und es mußte an die Stelle ruhiger, auf lange Zeit verteilter Abwicklung der Geschäfte und Verbindlichkeiten allgemein das Bemühen treten, sofort alle wirtschaftlichen Beziehungen zur Abrechnung und zur Erledigung zu bringen. Sonst verteilt sich die wirtschaftliche Abrechnung der einzelnen Produktionsabschnitte auf Wochen und Monate, es wird von dem Hersteller des Rohproduktes, dem Erzeuger des Halbfabrikates, von diesem wieder dem Hersteller des Fertigfabrikates Kredit gewährt — so daß die Zahlungen der Konsumenten zurücklaufend die Abrechnung aller Zwischenstationen ermöglichen. In normaler Zeit ist daher der Bedarf an Umlaufsmitteln vergleichsweise (im Hinblick auf die umgesetzten Werte) gering, es vollzieht sich ferner auch die endgültige Abrechnung zum guten Teil nur in den Büchern der Banken, ohne bares Geld. Mit einem Schlag war das anders; denn durch die ganze Volkswirtschaft hindurch verlangt man plötzlich, vom Tage der Mobilmachung ab, infolge der Unsicherheit vor den kommenden Ereignissen, nachbarer Zahlung; plötzlich war in größtem Umfang die Kreditwirtschaft beseitigt, der bare Zahlungsverkehr an die Stelle gesetzt. Solchen Anforderungen kann keine auf Kredit ruhende Wirtschaft plötzlich genügen, und das Beispiel Englands zeigt, daß die deutsche Volkswirtschaft beim ersten Ansturm noch ziemlich glimpflich davongekommen ist. Gerade die schwierige politische Lage Deutschlands, die Abschließung von der ganzen Außenwelt hat, so widerspruchsvoll das auch klingt, die Abwicklung dieser Geld- und Kreditkrise erleichtert. Sie hat ermöglicht, durch reichliche Notenausgabe dem gesteigerten Zahlungsbedarf zu Hilfe zu kommen und gleichzeitig durch die ganze Autorität des Staates, die er gegenüber seinen Bürgern besitzt — und diese ist ja im Augenblick der Mobilmachung gesteigert —, die Währung zu stützen und mit einem Schläge die notwendigen, gesteigerten Umlaufsmittel mit voller gesetzlicher und tatsächlicher Zahlkraft zu schaffen. So konnten die schwebenden Geschäfte im Wesen abgewickelt, die Geldpanik verhütet, die Verluste und Zusammenbrüche auf das notwendige Minimum beschränkt werden.

Waren auch die Aufgaben in den ersten Wochen des Krieges schwere und große, wurden sie auch über alle Hoffnung hinaus glänzend gelöst, so dürfen wir darüber doch nicht vergessen, daß uns die gegenwärtige Lage neue, schwere Aufgaben auf wirtschaftlichem Gebiete stellt: es handelt sich nicht mehr bloß um Abrechnung und Abwicklung aus der Zeit des Friedens her, sondern um Einrichtung der Wirtschaft für die Kriegszeit. Auch nach dieser Richtung ist schon viel geschehen; hier sei versucht, zu zeigen, wie wir die Wirtschaft für einen längeren Kriegszustand, der immerhin möglich ist, einrichten müßten.

Durch den Krieg haben schon die Voraussetzungen alles Wirtschaftens tief einschneidende Veränderungen erfahren; Menschenzahl, Bedürfnisgestaltung, Struktur der Arbeitskräfte, Kapitalanlagen usw. sind durch den Krieg grundlegend verändert; der Arbeitsmarkt ist durchlöchert, die Bedürfnisse der Menschen im Wesen vermindert, zum Teil umgelenkt; die Möglichkeit, darin mit dem Ausland zu tauschen, ist auf ein Minimum verringert, die Frage der Rohstoffzufuhr ist

brennend geworden, und über diese rein tatsächlichen Veränderungen hinaus ist die Verbindung der kapitalkräftigen Kreise zu den einzelnen Industrien gelockert. Diese entscheidenden Veränderungen in den Grundlagen unserer Wirtschaft können wir nicht einmal als Krise im gewöhnlichen Sinne bezeichnen. Denn in einer Krise handelt es sich in der Regel um die Folgewirkungen einer Ueberspannung berechtigter Tendenzen wirtschaftlicher Entwicklung. Krisen entstehen, wenn sich zu viel Kapital, zu viel Arbeit aussichtsreich scheinenden Industriezweigen zuwendet, und wenn diese unerhältnismäßige Entwicklung einzelner Wirtschaftszweige mit den übrigen Teilen der volkswirtschaftlichen Entwicklung nicht in Einklang gebracht werden kann. In der gegenwärtigen Lage aber leiden wir nicht an einer Ungleichmäßigkeit der wirtschaftlichen Entwicklung, sondern darunter, daß die Voraussetzungen unserer Volkswirtschaft weggefallen oder grundsätzlich verändert sind. Damit aber paßt unser ganzer Produktionsapparat nicht mehr zum gegenwärtigen Stande der Gesellschaft, und es ergibt sich daraus, trotzdem es gelungen ist, die akute Geld- und Kreditkrise zu überwinden, die Notwendigkeit, den Kern des wirtschaftlichen Prozesses, die Gütererzeugung, der gegenwärtigen Lage anzupassen.

Theoretisch läßt sich nur im allgemeinen sagen, in welcher Richtung die notwendigen Maßnahmen liegen. Zunächst ergibt sich aus den Schwierigkeiten des Verkehrs mit den neutralen Ländern, daß unsere Industrie mit einer Knappheit an Rohstoffen, unsere Landwirtschaft mit dem Mangel an Futtermitteln wird rechnen müssen. An Baumwolle, Wolle, Kupfer, Petroleum, Fetten usw. wird sich bald ein fühlbarer Bedarf geltend machen, wenn die Versuche, diese Rohstoffe über neutrale Staaten zu erhalten, nicht den gewünschten Erfolg haben sollten. Für die Landwirtschaft wird der Mangel an Futtermitteln (die wir in großem Umfang aus Rußland beziehen) Schwierigkeiten für die Erhaltung des Viehbestandes mit sich bringen. Infolge weitgehender lokaler Arbeitsteilung unserer Industrie (Spielwaren im Erzgebirge, Konfektion in Berlin usw.) machen sich diese Veränderungen in einzelnen Industriegebieten besonders scharf bemerkbar. Zu all dem kommt endlich noch die Veränderung des Bedarfs im Inland selbst; der Soldat im Felde konsumiert — wofür er privat überhaupt noch deutsche Erzeugnisse verbraucht — andere Waren als im bürgerlichen Leben, und die Heeresverwaltung, welche nunmehr den Konsum eines großen Teiles der männlichen Bevölkerung darstellt, tritt mit ihrem Milliardenbedarf nicht in die Räden der privaten Nachfrage ein, sondern sucht andere Ware auf dem Markte, als die Soldaten und Offiziere in ihrem bürgerlichen Leben konsumierten.

Anderer Tatsachen wieder wirken günstiger als die eben angeführten: die glänzende Ernte hat die normale Kaufkraft der landwirtschaftlichen Bevölkerung erhalten, vielleicht noch gesteigert; ebenso wichtig ist die Kaufkraft, welche sich in der Rüstungsindustrie (im weitesten Umfang) ansammelt; hier ist Nachfrage vorhanden; sie gilt es, für die Industrie lebendig und wirksam zu machen.

Folgende wären danach die wichtigsten innerwirtschaftlichen Aufgaben auf dem Gebiete der Industrie: 1. den Import von unentbehrlichen Rohstoffen, soweit er nicht mehr möglich ist, durch Erzeugung von Surrogaten zu ersetzen (z. B. Kunstwolle, Kunstleder usw.); 2. den Verbrauch von vorhandenen Rohstoffen (deren Mengen festgestellt werden müßten) (Dieser Vorschlag wurde auch schon von anderer Seite (Professor Jastrow in der „Vossischen Zeitung“ vom 5. September 1914) gemacht.) rationeller zu gestalten; hierbei

wäre die Erzeugung der notwendigen Bedarfsartikel vorweg festzustellen; 3. die Exportindustrie, soweit ihr Absatz nicht doch bewerkstelligt werden kann, nach Möglichkeit auf den inländischen Markt umzulenken, überhaupt die Industrie im Inland zur Produktion für die kaufkräftigen Schichten des inneren Marktes anzuregen — in ständiger Fühlung mit den Verbänden dieser kaufkräftigen Schichten (Landwirtschaft in erster Linie).

In der gleichen Linie bewegen sich bereits die erfreulichen Bestrebungen innerhalb der Landwirtschaft: es ist in größerem Umfang die Kultivierung von Dehland in die Wege geleitet, und die stärkere Ausrüstung mit Maschinen, welche angebahnt wird, hat den Zweck, die Mengen von Rohstoff, welche wir sonst billiger vom Ausland beziehen können, auch um den Preis größerer Aufwendungen, in größerem Umfang im Inland (für die Dauer des Krieges) herzustellen.

Wenn und insoweit für solche Produktionen die Investition von Kapitalien notwendig sein sollte, wird man auch hier vor nicht zurückschrecken dürfen. Allerdings sollte als Grundsatz gelten, lieber in bestehende Betriebe mehr Arbeit hineinzustecken, als eigene Kapitalanlagen zu schaffen, die ihrerseits wieder erst amortisiert werden müssen. Trotzdem werden sich Investitionen nicht vermeiden lassen. Welche Gefahren mit solchen größeren Investitionen verknüpft wären, sei noch dargelegt, weil gegenwärtig Notstandsarbeiten (also Investitionen größten Umfanges) vielfach gefordert werden. Aus der Klarlegung dieser Frage wird sich dann die Richtung der jetzt notwendigen Wirtschaftspolitik noch deutlicher ergeben.

Veranschaulichen wir uns zunächst die wesentlichsten Teile des gegenwärtigen Güterumschlages:

Wir haben auf der einen Seite die agrare Gütererzeugung; Getreide, Butter, Eier, Fleisch usw. Der Absatz dieser Güter findet auf dem Markt keine Schwierigkeit. Fernerhin die Gütererzeugung für den Heeresbedarf: Geschützmaterial, Lederzeug, Automobile usw.; diese erfolgt auf Bestellung und gegenbare Bezahlung. Alle Lieferungen an den Staat und das Reich (Agrar- und Industrieerzeugnisse) erfolgen (bisher) gegen Zahlungsmittel, welche sich der Staat durch die Notenpresse beschafft. Also steht den Lieferungen an den Staat nicht eine Erzeugung von Gütern gegenüber. In Friedenszeiten ist dieser Prozeß nicht ganz in dieser Weise gegeben, weil den Lieferungen an den Staat die gleichmäßige Entwicklung der Steuereinnahmen entspricht; es erfolgt also die Erzeugung von Gütern im Staat, welche letztlich gegen die Lieferungen ausgetauscht werden, in allen Einzelwirtschaften, welche durch ihre Steuerleistung einen Teil ihrer Erzeugung (durch den Geldschleier hindurch gesehen) an den Staat abgeben. Gegenwärtig ist nicht nur das Mengenverhältnis vom Gesamterzeugnis der Volkswirtschaft und Lieferung an den Staat grundlegend geändert, es ist auch nicht, wie im Frieden, auf eine normale Finanz- und Anleihenwirtschaft gegründet und nicht durch den Kontakt unserer Volkswirtschaft mit dem Ausland gestützt. Es besteht also gegenwärtig tatsächlich eine Hingabe großer Massen von Gütern an den Staat für Zwecke der Kriegführung, eine Finanzierung des Reiches in größtem Umfang, ohne daß dieser Hingabe an einer Stelle der Volkswirtschaft eine gesteigerte Gütererzeugung entsprechen würde. Es liegt also eine — natürlich notwendige — Verschuldung der öffentlichen Körper vor. Für die Währung bedeutet das dann, daß sich die Masse der Zahlungsmittel vermehrt, ohne daß die verfügbaren Gütermengen reichlicher geworden wären. Die Zahlungsmittel steigen rascher, als es der Bedarf des Güterumschlages erfordern würde, es ist damit eine Inflation, d. h. ein Ueberfluß an Zahlungsmitteln

gegeben. Die Lage ist nicht verändert, wenn die Zahlungsmittel als Depositen an die Banken zurückkehren; es hat sich in der Volkswirtschaft allenthalben nominelle Kaufkraft gebildet, ohne eine parallele Kauflust und ohne Gütererzeugungen hervorzurufen, welche dieser Kaufkraft entsprechen würden.

Nach allgemeinen volkswirtschaftlichen Gesetzen müßte eine solche Vermehrung der Umlaufsmittel bei gleichzeitiger Verminderung der umgetriebenen Waren eine allgemeine Steigerung der Preise mit sich bringen. Daß diese bisher nicht eingetreten ist, verdanken wir der energischen Einwirkung der militärischen Behörden, welche ihre Kommandogewalt auch zur Festsetzung von Preisen benutzen konnten, ferner der Preispolitik der Kommunen, welche (wie in Berlin) Lebensmittel bereits zu früherer Zeit angekauft hatten und so in der Lage waren, die Preise zu beeinflussen — und wir verdanken es nicht zuletzt der Gegenbewegung auf der Nachfrageseite: die Verminderung der Nachfrage infolge der sinkenden Bedürfnisse der Privatwirtschaften hat trotz der Vermehrung der Zahlungsmittel nicht die Preise steigen lassen, so daß sich bisher auch bei den auf feste Bezüge angewiesenen Schichten eine ungünstige Einwirkung des Krieges noch nicht fühlbar machte. So dürften sich wachsende Geldbestände bei den Personengruppen anhäufen, welche gegenwärtig in erster Linie verkaufen (Agrarwirtschaft, Rüstungsindustrie in weitestem Umfang) — und wenn diese Kreise die Kriegsanleihe zeichnen, so verschuldet sich bei ihnen in erster Linie die Allgemeinheit. Das dürfte in erheblichem Umfange geschehen.

Dieser Prozeß würde nun in einer bedenklichen Weise, bis zu ungünstigen Wirkungen, verschärft werden, wenn wir neben diesen notwendigen Aufwendungen für die Kriegsführung und die fortlaufenden Investitionen, welche aufrecht bleiben sollen, noch in größerem Umfang Kapitalsinvestitionen, letztlich auch wieder durch Vermehrung der Umlaufsmittel, vornehmen würden. Wenn gesteigerte Kredite für Kapitalanlagen gewährt werden, so setzen sich diese letztlich wieder in Arbeitslöhne, also Ausgaben für landwirtschaftliche Erzeugnisse in erster Linie, um. So würden allenthalben im Inland Arbeitsleistungen in Bewegung gesetzt, deren Gegenwerte erst in kommenden Wirtschaftsperioden in Erscheinung treten würden. Die Löhne der Arbeiterschaft aber werden sofort, meist in Nahrungsmitteln, umgesetzt. So würde die Vermehrung der Zahlungsmittel, beziehungsweise die Verschuldung an die Landwirtschaft immer größer. Da hiervon auch unsere Währung auf die Dauer — selbst bei völliger Abschließung vom Ausland — bedroht würde, ist es die wichtigste Aufgabe, diese schädlichen Wirkungen steigender Investitionen auszugleichen; es geschieht am besten durch die Herstellung oder Erweiterung des Umlaufs an Gütern; dann nämlich kehren, wenn Konsumgüter in der industriellen Sphäre in wachsendem Umfang für den Bedarf der Landwirtschaft erzeugt werden, die Zahlungsmittel wieder vom Landwirt zum Industriellen zurück, der nun zur Fortsetzung der Erzeugung nicht neuer Zahlungsmittel bedarf. Es tauschen sich dann letztlich Agrarprodukte gegen Industrieerzeugnisse, nicht aber gegen Zahlungsmittel, welche in den Händen der Landwirte verbleiben. Auf Grundlage eines solchen ausgedehnten, sich erweiternden Umlaufsprozesses von Waren sind dann auch Kapitalisierungen eher möglich. Daher ist die Belebung der Industrie von Fertigfabrikaten, die Forcierung des Absatzes von Industrieerzeugnissen die wirtschaftlich wichtigste Aufgabe der Gegenwart. Alles Geld, welches in die Industrie absatzfähiger Fertigfabrikate hineingesteckt wird, tritt einen Kreislauf an; denn es tauscht sich gegen Agrarprodukte und kehrt so wieder an

den Erzeuger zurück — alles Geld, das in weitausschauende Unternehmungen hineingesteckt wird, tauscht sich zwar gegen Agrarprodukte, Rohstoffe usw. aus, bleibt aber zum großen Teil in der landwirtschaftlichen Sphäre stecken, bewirkt keinen sofortigen Umlauf, sondern höchstens erst, bis die zu errichtende Unternehmung in Betrieb kommt.

Ferner: in normalen Zeiten geht die Kapitalansammlung nach Maßgabe der Ersparnisse aus den privaten Einkommen vor sich oder geschieht in Form einer Verschuldung an das Ausland; es ist ein gewisses Verhältnis zwischen der Erzeugung von Gegenwart- und Zukunftsgütern in der Volkswirtschaft gegeben, dessen Regulierung im Wesen der Wirksamkeit des Rentabilitätsprinzips überlassen werden kann. Gegenwärtig sind es ganz andere Maßstäbe, nach denen die Kapitalisierung (d. h. Aufwendung von Arbeit in weitausschauenden Unternehmungen) erfolgt; hauptsächlich der Wunsch, Arbeitslose zu beschäftigen. Es ist notwendig, auf die Gefahren einer „Ueberkapitalisierung“ in dem Sinne hinzuweisen, daß die Ueberleitung von Arbeit in weitausschauende Unternehmungen in einem Umfange erfolgen könnte, welcher dem Umfang der Erzeugung an Gegenwartsgütern nicht entspricht. In Friedenszeiten ist es nicht nötig, auf dieses Verhältnis besonders zu achten; denn die Verbindung der eigenen Volkswirtschaft mit den fremden eröffnet die Möglichkeit der Verschuldung (in Form der Einfuhr von Rohstoffen, Nahrungsmitteln usw.) und späterer Tilgung aus den Erträgen dieser Unternehmungen. Gegenwärtig aber ist unser Vorrat an Nahrungsmitteln und Rohstoffen begrenzt und kann im Wesen aus dem Ausland nicht vermehrt werden.

Daher können die in Krisenzeiten üblichen Aushilfsmittel heute nicht angewendet werden, weil die Lage eine grundlegend verschiedene ist. In Krisen können große Investitionen über eine Lähmung des wirtschaftlichen Prozesses hinweghelfen; dieselben Mittel könnten jetzt, übersteigert verwendet, schädlich wirken, die Währung gefährden. Hingegen ist es immer dringlicher, die vorhandenen Kräfte und Stoffe in der Wirtschaft nach einem wohlüberlegten Plane zu verwenden. Der Gesichtspunkt der Rentabilität könnte hierbei leicht irreführen. Die Aufgabe der verantwortlichen Leiter unserer Wirtschaftspolitik, mit deren Lösung einzelnen Symptomen nach zu schließen schon begonnen wurde, besteht zunächst darin, einen Ueberblick über die vorhandenen Agrarprodukte, Rohstoffe, Arbeitskräfte zu erhalten. Ferner über die Bedürfnisse der Reichsverteidigung, welche vorweg zu befriedigen sind. Darüber hinaus aber ist es notwendig, einen Umlaufprozeß der Güter in der Volkswirtschaft herzustellen. Hierzu ist notwendig möglichste Vermehrung aller wichtigen Rohstoffe, sei es durch Surrogate, Herstellung von Endprodukten, welche sich gegen andere Endprodukte austauschen, Verhinderung der Erzeugung von Waren, welche keiner wirksamen Nachfrage begegnen und kostbaren Rohstoff erfordern. Wird ein solcher Umlaufprozeß eingeleitet — und es ist unter Mitwirkung der Interessenten möglich —, dann wird man bald einen Ueberblick darüber bekommen, ob über die bereits eingeleiteten großen Kapitalsinvestitionen hinaus noch weitere weitausschauende Unternehmungen ins Leben gerufen werden dürfen. Nicht ohne weiteres dürfen wir in der Gegenwart die gebräuchlichen Heilmittel für richtig halten. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir in einer geschlossenen Volkswirtschaft leben, daß an unseren Kapitalmarkt ohnedies die größten Ansprüche gestellt werden; Kapitalverwendung darüber hinaus setzt bei der Unmöglichkeit des Warenexports, an der Deutschland jetzt leidet, Verschuldung an das Ausland voraus; auch

diese ist aber unmöglich; also erfolgt Verschuldung „in sich“, d. h. aber bei unserem Geldsystem nichts anderes, als steigende Vermehrung der Umlaufsmittel, Gefährdung der Währung. Uebermäßige Investitionen haben dann eine ähnliche Wirkung, wie die schrankenlose Ausdehnung des Unterstützungswesens. Die Aufgabe ist also, möglichst viele Gegenwertsgüter zu erzeugen, einen möglichst lebendigen Güterumlauf einzuleiten, auch wenn diese Verkaufsgüter mehr Arbeit erfordern würden, d. h. wenn der Ertrag der zusätzlichen Arbeit sinken würde. Das wichtigste ist, daß sich möglichst alle Arbeit in derselben Wirtschaftsperiode in einem verwendbaren Gut reproduziert, nicht erst in den Jahren des Friedens einen Ertrag bringen wird. Wir müssen uns ja schließlich darauf besinnen: Kapitalverwendung bedeutet Ersparnis. Das deutsche Volk als Ganzes ist aber jetzt weniger als je imstande, zu ersparen. Es muß, bei den großen notwendigen Ausgaben der Kriegsführung, trachten zu leben. Leben aber bedeutet wirtschaftlich den Umlauf von Verbrauchsgütern. Eine lebendige, angeregte Zirkulation von Verbrauchsgütern ist daher die wichtigste und eigentliche Aufgabe der Gegenwart.

Sprechsaal

Kriegsgedanken einer Friedensfreundin

Wir haben ihn nicht gewollt. Den Krieg. Wir vor allen nicht. Wir halten die Fahne hoch für den Frieden in der Welt.

Für den Frieden? Was wissen wir jetzt von ihm? Wo Millionen Menschen, der größte Teil der bewaffneten Macht unseres Europa, in Kämpfen ringen, wo wahnwitzige Greuel, Grausamkeiten, die uns das Herz stille stehen lassen, geschehen, an Männern, Frauen, Kindern — ja, auch an Kindern! Wo der Haß erwacht ist unter den Völkern, die blinde Wut des Pöbels, wo die Not in die Welt lugt aus weit-aufgerissenen, hungrigen Augen.

Unsere Friedensfahne — wo blieb sie? Liegt sie zerfetzt, besudelt am Boden? In bitter ernster Stunde gilt's klar zu sehen. Der gewaltige Moment herrscht, und der heißt Krieg. Auch wir, die wir für den Frieden werben, müssen uns unterwerfen. Müssen? Nein. Wir wollen. Denn ob wir auch die Hände ausstrecken und um Erhaltung des Friedens flehen, ein letztes Mal noch, als rings schon die ersten Flammen aufloderten — es war vergebens, unser Bitten, wie wir es bange vorausgeföhlt hatten —, jetzt beugen wir uns ehrfürchtig vor dem großen Geschehen. Wenn auch mit verhaltenem Schmerz um die Not der Stunde, jetzt stehen auch wir mitten im Kampfe, und tapfer wollen wir ihn durchhalten, wie unsere Liebsten draußen in erhebendem Beispiel es uns zuvortun. Nicht Fahnenflüchtige sind wir, die der Uebermacht der Gegner als Schwächlinge in die Hände gefallen sind. Das ist ja das Wunderbare: wir halten unsere Friedensfahne hoch, mitten im Kriege — heute fester denn je — im unerschütterlichen Glauben an unseren dereinstigen Sieg.

Während der ersten Tage der Rüstung, da waren wir — ich gestehe es — Mutlose. Uns ersafte nicht der Rausch der Begeisterung, nüchternen Auges sahen wir den verderbenbringenden Weg, der vor uns lag. Muß dieser Weg gewählt werden, dieser unnatürliche, blutige? Wer in der ganzen Welt ist stark genug, die Verantwortung zu tragen für all die jäh zerbrochenen Leben, für die wahnsinnige Verschwendung an Kraft und Gut, für die unabsehbaren Schreden, die ein Krieg heute hervorbringen muß?

Wir wollen keinen Krieg! Nie, nie! Helft, ihr Brüder, ihr Schwestern; im Namen der Menschlichkeit, laßt das Unmenschliche nicht zu! —

Niemand hat helfen können.

Mit eisenharter Faust schlugen die Ereignisse sich Bahn. Der Krieg brach aus. Wir standen abseits. Erschüttert. Einen Augenblick war's, als mühten wir die Augen schließen; wir wollten das Furchtbare nicht miterleben.

— — — Aber dann — fand da nicht der junge Bruder vor uns, der die Hand zum Abschied reichte, bevor er hinauszog ins Feld?

Unser Herz zuckte schmerzhaft auf, aber preßten wir nicht die Lippen zusammen, als wir ihn anschauten? Er, der so tapfer, mit solch grandiosem Gleichmut sein junges Leben in die Waagschale warf, sollte der eine Schwester haben, die nicht einmal stark genug war, den Abschiedsschmerz zu ertragen? Und als wir uns dann allein wählten in der weiten Bahnhofshalle, dem davonbrausenden Zug, der unser Liebstes entführte, wie gebannt mit den Blicken folgend, hörten wir nicht die Stimme eines kleinen Knaben, der der neben ihm stehenden, aufschluchzenden Mutter tröstlich zusprach: „Weine nicht, Mutter, Vater kommt ja wieder.“ Wie wir um uns blickten auf die vielen alten und jungen Verlassenen, die mutig ihren Schmerz niedertämpften, durften wir da länger in teilnahmsloser Verjunkenheit stehen? Waren diese nicht unsere Brüder und Schwestern, trugen wir nicht alle gemeinsames Leid? Galt es nicht, Kinder zu schützen, Schwachen beizustehen, zu raten, zu helfen? Hatten wir nicht Pflichten, einer für den anderen, rief nicht die Arbeit von allen Seiten? Kaum konnten wir die Zeit abwarten, sie zu beginnen. Anfangs staunten wir über die vielen Gleichgesinnten, die mit uns von stolzer Schaffensfreude erfasst schienen, deren Widerschein auf jedem Gesicht leuchtete als ein neues, ernstes Glück. Traurig waren nur die Kranken und Schwächsten, die untätig bleiben mußten. Zogen nicht ein paar kräftige Knaben und Mädels an uns vorüber mit Ackergeräten über der Schulter?

„Wohlan, ihr jungen Menschenkinder, seid froh und stolz bei eurer schönen Arbeit, die als die vornehmste gilt, seit die Erde besteht!“

Aber wie denn — war nicht eine Zeit, da wir die Schönheit der Landarbeit fast vergessen hatten?

Geschah es aus Gleichgültigkeit?

Gut, daß sie von uns wuß, wie die Schwäche, wie unsere Trägheit! Ueberreich sind die Tage an innerem Erleben. Kein Raum ist für Kleinlichkeiten.

Neid, Geiz, Parteienhader — zerstoßen sind sie wie Streu vor dem Winde.

Menschen stehen neben Menschen. Von einer Art sind sie. Das Gute wollen sie. Nur das.

O heilige Not der Stunde, wie mächtig hast du uns aufgerüttelt!

Wir, die wir für den Frieden werben, wir beugen uns vor der feierlichen Größe dieser Kriegstage. —

Werden nun die Gegner unserer Sache mit Genußnahme feststellen, ihre alte Behauptung habe recht behalten, der Weltfrieden sei eine ebenso schädliche wie unmögliche Utopie?

Wir denken, sie werden uns heute gerechter beurteilen.

Wir glauben daran, daß der Frieden nach dem jetzigen Kriege anders gewertet wird als zuvor.

Der Sturm, der heute unser Land gewaltig schüttelt, war der letzte Anstoß, den wir brauchten, um uns unserer Kraft bewußt zu werden.

Diese ersten Wochen des Krieges — noch sind wir kaum über den Anfang hinaus — genügten zu beweisen, welch wunderbare innere Entwicklung wir in den letzten Jahrzehnten durchgemacht haben.

Wohl gab es zu allen Kriegszeiten Hilfsbereitschaft und Opfermut, aber wie weit entfernt waren sie von der selbstverständlichen Solidarität, die wir bis ins kleinste heute in Deutschland erleben. Wie sehr hat sich unser Verantwortlichkeitsgefühl geschärft. Heute könnten wir nicht mit gelassener Miene dem zum Krüppel geschossenen Soldaten die Bettelpfennige in die Mäke werfen, wie wir's noch vor zwanzig Jahren taten. Damals trieb es uns nicht die Schamröte ins Gesicht, wenn wir den Aermsten, dessen einziges Existenzmittel das jämmerliche Drehorgelspielen war, mit gebieterischer Gebärde vom Hofe jagten. —

Die Gegner der Friedensidee, die ihr altes Argument anbringen wollten, ein Volk würde entnervt durch anhaltenden Frieden, werden mit uns darin übereinstimmen, daß ein sittlich reifes Volk wie Deutschland den Frieden nicht nur vertritt, sondern richtig zu werten versteht. Lehrtens das schon die verflossenen vierzig Jahre, die Zeit nach diesem Kriege wird es in weit größerem Umfange tun. Deutschland ist heute reif für den Frieden wie kein anderes Volk auf dem ganzen Erdball. Nichts kann uns irren machen in dem Glauben, daß mit dem kommenden Frieden die eigentliche Edelreife unseres Landes anbrechen wird.

Daß nicht von Deutschland allein der Weltfrieden abhängig ist, wissen wir leider zu gut. Solange Mordtaten geschehen können, wie die in Serajewo, so lange müssen wir schmerzlich erkennen, daß wir von dem großen Ziele, dem wir zustreben, noch weit entfernt sind.

Endet aber der gewaltige Weltbrand jetzt, wie wir alle es zusehnsüchtig hoffen, mit dem gerechten Siege edlen Menschentums über rohe Barbarei, dann müssen wir unserer guten Sache um vieles näher kommen — ja, dann läge es im Bereich der Möglichkeit, daß wir in absehbarer Zeit das Wunder erleben: den Frieden einer ganzen Welt.

Alice Wittmund.

Schulze-Gaevernig / Russische Reisebriefe

Das Folgende sind Auszüge aus Briefen, die der bekannte Volkswirtschaftslehrer und Politiker in den Jahren 1892–95 an seine Familie schrieb, und von denen einiges in sein größeres Werk überging: „Volkswirtschaftliche Studien aus Rußland.“ Leipzig, Dunder & Humblot. 1899. 618 Seiten. Die Briefe, in anschaulicher Weise die unmittelbaren Eindrücke wiedergebend, sind besonders auch deshalb interessant, weil sie vorahnend die Gründe für die heutigen Verwicklungen enthüllen. — Das Werk selbst, das dem Verfasser den Ruf eines guten Kenners russischer Verhältnisse eintrug, enthält eine Fülle dauernd wertvollen volkswirtschaftlichen und banktechnischen Materials. Die Tendenz des Verfassers war eine durchaus friedliche: Er wollte durch gegenseitige Kenntnis und besseres Verständnis Deutschland und Rußland einander näher bringen; durch den russisch-japanischen Krieg wurde in dessen die starke slawische Flutwelle wieder vom Osten nach Westen zurückgeworfen, bis von Rußland aus der europäische Weltkrieg entstand. Gerade weil wir mit Rußland auf Tod und Leben zu kämpfen haben, müssen wir es kennen lernen.

I. Das baltische Deutsch-Rußland.

Lied, von Deutschen in den baltischen Provinzen gesungen
(Weihn. 1893):

Und wehen auch von Turm und Tore
Der Feinde Fahnen jetzt herab,
Und rissen sie die Trikolore
Mit harter Faust von Kreuz und Grab,

Und sollten wir nach diesen Tagen
Bon Herd und Heimat bettelnd geh'n,
Wir wollen darum nicht verzagen:
Mag, was da soll, mit uns gesch'eh'n!

Und wenn wir freudelos verderben,
Wo niemand unsre Schmerzen kennt:
Wir lassen unsern späten Erben
Ein treu besiegeltes Testament.

Denn kommen muß das große „Werde“,
Das auch bei uns die Nacht besiegt,
Der Tag, wo diese deutsche Erde
Im Schuß des großen Reiches liegt!

Brief vom 30. Juni 1892 aus Dorpat (Deutsch-Rußland).

Alle Schwierigkeiten, mit denen früher das Reisen verknüpft war, lernt man hier im Lande kennen. Selbst die Straßen der Städte sind zum Teil grundlos, so daß die kleinen, offenen und äußerst billigen Droschken manchmal bis an die Achse einsinken. Die Stadt Dorpat ist, abgesehen von dem schlechten Pflaster, ganz eine deutsche Universitätsstadt mit sehr hübschen Spaziergängen, einer mächtigen, frühgotischen Domruine, vielen Villen und Gartenhäuschen. Die Kreise, die ich kennen lernte, hätten ebensogut in Halle oder Jena sein können. Dagegen spricht das Volk estnisch, die Beamten und die neu eingeschobenen Professoren russisch.

Brief vom 6. Juli 1892 aus Riga.

Auch diese Stadt macht wie Dorpat einen durchaus deutschen Eindruck, sie erinnert in vielem an Breslau, so die innere Stadt, die Promenaden, sowie die Vorstädte. Prachtvoll ist die Düna, breiter als der Rhein bei Köln. Nächste Woche denke ich auf das Land zu gehen; die ersten Männer gehören eben hier zum Grundbesitz und Adel.

Brief vom 12. August 1892 aus Riga.

Von meiner Tour durch die Güter Nordlivlands bin ich recht befriedigt zurückgekommen. Bei weitem der anziehendste Mann, den ich kennen lernte, war Herr v. K., auf dessen Gut ich länger blieb. Vieles war für mich sehr interessant. Ich sah zum erstenmal eine sogenannte extensive Wirtschaft, d. h. eine Wirtschaft, worin das Land einen geringen, auch die Arbeit keinen bedeutenden Wert hat, dagegen das Kapital relativ sehr selten ist, also enorme Felder, weite, noch unbebaute Landstriche, Ueberfluß an Holz, welches als Baumwie Brennmaterial noch allen Bewohnern der Gegend nach Belieben zur Verfügung steht, weite, gänzlich kulturlose Moore, in denen das Elend haust.

Soeben ist allen Eisenbahnbediensteten der Bahn von Dorpat und Riga die Wahl gestellt worden, entweder griechisch-katholisch zu werden, oder ihre Stellen zu verlieren; die meisten dieser armen Leute blieben ihrem lutherischen Glauben treu und wurden lieber Bettler.

Brief vom 25. August 1892 aus Berchtesgaden.

Der Deutsche muß heute heraus, und es ist die Kenntnis des Auslandes mit einer der besten Dienste, den man seinem Vaterlande leisten kann. Es wurde mir recht schwer, für jetzt (wegen der Cholera) die Reise zu unterbrechen, da sich mir eben eine völlig neue Welt zu erschließen begann — eine Welt, deren Entwicklung im nächsten Menschenalter uns Deutsche sehr beeinflussen muß.

In den letzten zehn Tagen war ich auf dem Lande in Kurland, hier mehr in Pastoraten, während ich in Livland Gast des Adels gewesen war. Welche echt deutschen Häuser im besten Sinne des Wortes, diese Pastorate — wie viel Opfermut in ihnen! Das wichtigste aber war, daß sich mir hier Gelegenheit bot, mit den lettischen Kreisen zusammenzukommen, besonders den kurischen Großbauern, welche an Wohlhabenheit vielfach wie Rittergutsbesitzer erscheinen. Ebenso sah ich den Führer der Jungletten, bisher der äußerste Feind der Deutschen, nun aber bereit, sich mit den Gutsbesitzern zu verbünden. Ich sah und hörte vieles, was die meisten baltischen Herren selbst nicht wissen; denn noch sind die Brücken zwischen beiden Lagern abgebrochen.

In einem etwaigen deutsch-russischen Kriege wäre die Stellung dieser Leute von großer Bedeutung. Rußland, das ich noch sehen muß, wäre ohne diese Einfallsporte unmöglich richtig zu verstehen. So kann ich dankbar zurückblicken; möge all diese Arbeit für das Vaterland einen gewissen Nutzen bringen!

II. Moskau, das Herz Rußlands.

1. Allgemeine Eindrücke.

Brief vom 12. November 1892 aus Moskau.

Die Eindrücke sind merkwürdig und äußerst fremdartig. Die Stadt hat über 800 000 Einwohner und ist sehr weitläufig gebaut; die Straßen sind ungeheuer belebt. Die unteren Klassen gehen im Nationalkostüm, dem langen Rock, den Peter der Große vergeblich abzuschneiden sich bemühte. Alle Augenblicke bleiben die Leute stehen und bekreuzigen sich vor den zahllosen Heiligenbildern. Meist prägt sich große Gutmütigkeit, oft tiefer religiöser Ernst auf den Gesichtern aus. Einen nicht unbeträchtlichen Bruchteil der unteren Klassen machen auch Tataren aus, die Mohammedaner sind; besonders sind alle Kellner Tataren. Was das Äußere der

Stadt angeht, so fallen die zahllosen Kirchen auf. Moskau besitzt über tausend Kirchen, alle mit bunten oder goldenen Kuppeln und Kuppelchen. Wahrhaft imposant und höchst fremdartig ist der Kreml, eine Welt von Palästen, Klöstern und Kirchen, umgeben von einer hohen Verteidigungsmauer mit starken Türmen, fast alles mittelalterlich anmutend. Von der Terrasse nach dem Flusse zu hat man einen weiten Blick auf die Stadt. Der Kreml selbst besteht aus meist schneeweiß getünchten Gebäuden mit zahllosen goldenen Kuppeln — eine wunderbare Farbewirkung. Erst wenn man hier steht, wird man sich der ganzen Merkwürdigkeit der Tatsache bewußt, daß daselbst Napoleon mehrere Wochen residierte.

Brief vom 4. Februar 1893 aus Moskau.

Im Vergleich mit Petersburg zeigt sich die alte Zarenstadt in ihrem vollen Glanze, insbesondere bei dem unvergleichlichen Wetter. Denke dir einen blendend blauen Himmel, den nicht das geringste Wölkchen trübt, eine stille, klare Luft, rein von allem Rauch und Staub, da hier nur Holz und in den Fabriken Petroleum gebrannt wird, eine Luft, wie wir sie etwa nur auf dem Hochgebirge kennen, denke dir hierzu das Weiß des Schnees und der Mauern, die goldenen Kuppeln, in denen sich die Sonne spiegelt, eine Art von italienischem Volkstreiben, worin Bettler und Verkäufer zahlreich vertreten sind, brennende Holzstöcke auf allen Straßen, woran sich das Volk wärmt — das ist Moskau im Winter. Farbe und Licht ist der erste Eindruck, den der Westeuropäer beim Betreten Moskaus empfängt, und den er in gleicher Stärke südlich erst in Neapel und Palermo wiederfindet.

Gestern abend ging ich gegen elf Uhr auf dem Kreml spazieren; das Mondlicht spiegelte sich auf den Kuppeln — ein in Europa einziger Anblick! Die stille Kälte war ganz erträglich, und ich war erstaunt, daß das Thermometer statt 12 Grad, wie ich vermutete, 22 Grad anzeigte. — Aus Petersburg habe ich mir einen nervösen Kopfschmerz mitgebracht, welcher als elektrisches Läuterwerk an der Maschine zum Nachlassen der Dampfspannung mahnt.

2. Religiosität des Volkes.

Brief vom 19. Dezember 1892 aus Moskau.

Hier befindet man sich gleichsam im Lande des Ostens, wo das Volk Farbensinn und Freude an der Farbe hat. Neben der hervorragenden Basiliskathedrale erwartet man die Wipfel morgenländischer Palmen zu sehen, einen derart echt orientalischen Eindruck macht dieses Gebäude. Aber wenn man es bei hellem Wetter und bedeckt von glühendem Schnee sieht, so gewinnt man doch den Eindruck, daß diese farbenfreudige Baukunst hierher paßt, wo kein Rauch westlicher Großstädte die Farben schwärzt und das Licht eines meist heiteren Himmels das halbe Jahr hindurch vom Schnee reflektiert wird. Vor allem ist die überragende Bedeutung der Erlöserkathedrale hervorzuheben, im Innern eine der schönsten Kirchen der Welt, erbaut zur Erinnerung an die Befreiung Moskaus von Napoleon! Gestern am Sonntag und zugleich hohen Feiertag besuchte ich sie. Ich wußte keinen Eindruck, der die ungeheure Entfernung Rußlands vom Westen so deutlich vor Augen führte, als den Anblick der Tausende, welche sich dort bekreuzigten, verneigten und beteten. Ich habe buchstäblich gesehen, wie einzelne mit den Stirnen den Boden berührten. Besonders um die gold- und juwelenbedeckten Heiligenbilder drängt sich das Volk, um die

Füße der Heiligen zu küssen. Fernher ertönder, zuweilen unterbrochener Gesang, sowie Kerzenschein und Heiligenscheine mit jenen typischen byzantinischen Heiligen, die — so anders als die Heiligen der katholischen Kirche — nichts von individuellen und persönlichen Zügen aufweisen — dieses bildet die Hauptelemente des Gottesdienstes. Haben doch die alten Kirchen des Kreml im Innern überhaupt nicht einen Hauptraum, gleich den gotischen Domen, sondern sie bestehen aus einer Menge kleiner Kapellen, die durch schmale Gänge miteinander verbunden sind — so auch die Basiliskathedrale. Jedoch trotz aller Unterschiede zwischen dem katholischen Mittelalter, das hier heute im Volke noch fortlebt, müssen jene mittelalterlichen Massen in den gotischen Domen des Westens einen ähnlichen Eindruck gemacht haben, wie hier die Andächtigen in den russischen Kirchen. Wie einst in jenen die Idee der Kreuzzüge, so lebt in diesen noch jetzt der Wunsch, das Kreuz auf der Sophienkirche in der „Zarenstadt“ aufzupflanzen — letzteren Namen trägt Konstantinopel beim Volke immer noch. Uebrigens war in der Erlöserkirche, als ich sie besuchte, auch Predigt; aber die Furcht, in dem Gedränge von Charakterköpfen unliebsame kleine Gäste aufzulesen, hielt mich ab, mich dem Prediger zu nähern. Einen Begriff von der Neußerlichkeit der religiösen Formen gibt auch die Tatsache, daß die echten Russen sich vor jedem neuen Glase, das sie trinken, nicht etwa Prosit zurufen, sondern sich bekreuzigen — und dabei vielleicht betrinken. — Uebrigens sind unter den besseren Ständen religiöse Interessen mit Bildung häufig verbunden. Besonders interessant ist für mich in dieser Beziehung die Familie der Fürstin K., welche hier zu meinen wertvollsten Bekanntschaften gehört.

Fortsetzung folgt.

D. Sachtmann / Der Krieg und die Lehrer der neueren Sprachen

Es erscheint vielleicht fast frivol, bei all dem entsetzlichen offenbaren Leid, das der Krieskrieg bringt, auf das stille Leid eines Standes hinzuweisen, der von ihm in ganz eigenartiger Weise schmerzlich berührt, ja, bei besonders zart organisierten Naturen in dem Gefühl seiner inneren Daseinsberechtigung erschüttert wird: ich meine die Lehrer der neueren Sprachen, die nicht mitdürfen. Wohl denen, die ins Feld ziehen: ihnen bleibt keine Zeit und Stimmung, innerlich zu dem Kriege mit Frankreich und England Stellung zu nehmen. Ihnen wird ihre Stellungnahme durch höhere Gewalt angewiesen, und außerdem sehen sie ja nur einen kleinen Ausschnitt aus den beiden Nationen, das Heer, dem gegenüber ohne hin nur eine Stellung möglich ist: für sie handelt es sich nicht um französische und englische, sondern um feindliche Soldaten. Von den nicht Mitziehenden werden die Universitätslehrer der neueren Sprachen gewiß auch durch den Krieg berührt — soll doch einer sogar seinen Beruf aufgegeben haben!, aber doch längst nicht so intensiv wie die anderen Lehrer: einmal gilt ihre Arbeit nur zum kleineren Teil den jetzigen Engländern und Franzosen, und diejenigen früherer Jahrhunderte genießen eine gewisse Zeitneutralität, und dann verlangt ihr Beruf nicht die naive, selbstverständliche Begeisterung für ihr Fach, die bei dem Lehrer der neueren Sprachen Grundbedingung jeglichen Unterrichtserfolges ist.

Gerade diese Begeisterung ist nun uns Neusprachlern entzogen worden. Natürlich nicht durch den Angriff an sich, sondern durch seine Persidie, und ferner durch die erschreckende Verlogenheit der französischen und englischen Presse. Mögen wir uns noch so oft sagen, daß die herrlichen Erzeugnisse beider Literaturen, daß ihre Kunst- und Kulturschöpfungen in

ruhiger Erhabenheit über den Zeitläuften schimmern, mögen wir uns doch so eindringlich klarmachen, daß die Majorität in beiden Ländern den Krieg nicht will: es hilft alles nichts. Die tiefe Liebe zu Franzosen und Engländer, die den echten Lehrer der neueren Sprachen befeelen soll und tatsächlich meist befeelt, sie hat einen Sprung bekommen. Wir können unsere beiden Gegner in ihrer Gesamtheit noch nicht hassen, aber wir müssen sie verachten, gerade die Edlen unter ihnen: wie konnten sie es so weit kommen lassen? Ihre Schwäche macht sie uns verächtlich. Und die anderen, die gewissenlosen Heher, hassen wir als Patrioten ebenso bitter wie jeder andere. Und nun sollen wir die Sprachen von Völkern lehren, die wir halb verachten, halb hassen? Die Grazie des französischen Geistes wird uns plötzlich zu unmännlicher Ziererei, sein patriotisches Pathos zur hohlen Phrase, der englische derbe Wirklichkeitsinn wird uns zu hinterlistiger Verliebtheit, Maeterlinck, der chaunivistische Boyer übersteigt Maeterlinck, den sinnigen Seelenkunder. In ruhigeren Stunden wissen wir wohl, daß wir falsch sehen. Gleichviel: die naive Begeisterung ist dahin, das schöne Bild im Spiegel unserer Seele ist zertrümmert.

Und wenn wir selbst jene Begeisterung noch hätten, die Schüler würden sie nicht verstehen, ja, sie uns verübeln. Sie kämen sich unpatriotisch vor, wenn sie uns darin folgten. Selbst wenn sie sich aus Liebe zu ihrem Lehrer Mühe gäben, sie würden es gar nicht können, weil sogar die reifsten Primaner von den Köstlichkeiten französischen und englischen Geistes nur einen oberflächlichen Begriff haben können. Wir können von ihnen wirklich nicht eine Gerechtigkeit verlangen, die wir selbst kaum aufbringen. Sie finden es einfach lächerlich, sich mit vieler Mühe die Sprachen von Völkern anzueignen, die ihnen hassenswerth oder verächtlich erscheinen müssen. Gerade die Begabten und Feinsühlenden werden am schwersten zu behandeln sein, und wenn die stumpfsinnigen aus Gewohnheit und Angst vor Strafe ihre Pflicht weiter tun, so ist das für den Lehrer ein kümmerlicher Trost!

Jetzt ist aber jede Klage schmachvoll. Wir Lehrer der neueren Sprachen müssen deshalb zusehen, wie wir uns mit unserer schwierigen Lage abfinden. Zweierlei kann uns vor Mutlosigkeit bewahren: Das Pflichtgefühl und die Vaterlandsliebe. Der Krieg verlangt von allen Schweres: nun denn, tun wir auch Schweres, vollbringen wir aus Pflichtbewußtsein, was wir vorher aus Begeisterung taten. Weiter: Der Krieg hat uns Deutschen eine wundervolle Erneuerung geschenkt; nun denn: freuen wir uns dessen, erinnern wir uns, daß wir doch in erster Linie Deutsche sind, daß unser Amt nicht von uns verlangt, den Schülern die Ueberlegenheit der ausländischen Kulturen zu beweisen, sondern im Gegenteil: gerade durch die tiefste Erkenntnis von deren unleugbarem bedeutenden Wert den Schülern in Geist und Gemüt die erhebende Ueberzeugung einzuprägen, daß wir Deutschen in einer Hinsicht höher stehen als die höchststehenden Nationen des Weltalls, durch unsere tiefeingewurzelte Wahrhaftigkeit.

Solche Selbstbefinnung tut manchem Neusprachler not, und deshalb wollen wir den Krieg, der uns die Freude am Beruf raubt, schließlich doch preisen. Haben wir die Ausländerei bisher nicht zu weit getrieben, haben manche Einrichtungen, wie z. B. die der ausländischen Assistenten an deutschen Schulen nicht einen bedauerlichen Mangel an nationalem Selbstgefühl gezeitigt, der bis zur Untwürdigkeit gegenüber jungen, unerfahrenen Menschen ging, die vor dem Lehrer der neueren Sprachen nur die ausländische Abstammung „voraus hatten“? Haben es doch Neusprachler fertiggebracht, solche Jüngelchen zu Richtern ihres eigenen Unterrichts zu machen, indem sie demütig am Schluß der Stunde anfragten, welche Aussprachefehler sie selbst gemacht oder bei den Schülern durchgelaufen hätten! Und weiter: entsprang der Gebrauch der Fremdsprache im Unterricht wirklich immer aus dem Bestreben, die Schüler zu fördern, sprach da nicht bei vielen eine gewisse Eitelkeit mit, eine Sucht, mit der im Ausland erworbenen Sprachfertigkeit vor den Schülern zu prunken, sich ihnen gegenüber als Ausländer zu gebärden? Früher wollten die Altsprachler aus den Schülern Griechen und Römer machen, dann die Neusprachler Engländer und Franzosen. Möge der Krieg, der so manches Ungeheuer weg-

setzt, auch uns dazu verhelfen, daß der neusprachliche Unterricht mehr in nationalem Sinne gestaltet wird. Lehren wir unsere Schüler auch jetzt noch Achtung vor französischen und englischen Geisteserzeugnissen, hüten wir uns aber, nach dem Kriege wieder in die alte Ausländerei zu verfallen!

Harry Söiberg / Die Leute am Meer

Vorlesung

Niels Klitten und seine Frau schlugen einen Pfad gerade nach Norden ein, den sie und die Ihren quer durch Heide und Düne ausgetreten hatten. Martin und Bobil folgten ein Ende hinter ihnen.

Martin ging mit, ohne ein Wort zu sagen, als hätte er den gleichen Weg. Langsam schritten sie dahin. Er wanderte durchs Heidekraut und überließ ihr den fußschmalen Pfad.

Von Zeit zu Zeit schweifte sein Blick an den Hängen hinauf. Das Heidekraut stand in zerstreuten, knorrigen Büschen, die schimmelige grüne Flechte trugen. Er konnte ihre Schritte zwischen den eigenen heraushören. Sie hatte die Arme unter dem Schal, der sich um ihre Schultern straffte, und ging so still, als lauschte sie in die Ferne.

Die Stille zwischen ihnen wurde so stark, daß sie glaubten, der eine könne den Herzschlag des anderen hören. Sie hatten das Gefühl, als lebten ihre Seelen um sie herum und teilten sich einander mit. Aber er fand kein Wort...

Da berührte seine Hand plötzlich ihren Arm.

„Bobil,“ sagte er.

Gleich ließ seine Hand wieder los. Aber ihr Arm glitt herab.

„Bobil,“ wiederholte er.

Sie blieben stehen... Und entschlossen ergriff er ihre Hand und sah sie fest an. Da hob sie ihre Augen zu ihm. Er blickte hinein. Sie waren tief wie ein Brunnen. Und er legte den Arm um ihren Leib und küßte sie... und küßte sie... Sie setzten sich auf einen Heidekrauthügel, und die Gedanken begannen die Worte zu ihren Lippen zu leiten.

„Ich bin nur ein armes Mädchen, Martin,“ sagte sie still, als hätte sie lange darüber nachgedacht. „Ich glaube nicht, daß ich deinem Vater und Großvater recht bin.“

„Ich hab' nicht im Sinn, in dieser Sache nach ihrer Ansicht zu fragen, kannst mir's glauben,“ erwiderte er.

„Und dann sind dein Vater und mein Vater einander wohl nicht so ganz wohlgesinnt.“

„Das sollen wir nicht entgelten haben.... Ich will dir was sagen, ich will auf die See, wie Großvater in seinen jungen Tagen. Und wenn ich zurückkomme, dann werd' ich selbst bestimmen, wen ich zur Frau nehme.... Du hast mir im Sinn gelegen seit dem Festtag, liebe Bobil, und nie wird das anders werden.“

Lange saßen sie und schauten über die Höhen hin, die niedrig und gedrückt unter der schweren Luft lagen.

„An dem Tag, als du mit Vater und meinen Brüdern aufs Meer fuhrst, hab' ich zu Hause für dich gebetet,“ erzählte sie, und suchte ihm fest ins Gesicht zu sehen. „Ich hab's mir nicht erklären können, warum du mitfuhrst.“

„Es war ja dein Vater, Bobil, und es mußte ja einer mit, da keiner von den anderen wollte.“

Bald darauf erhoben sie sich und gingen Hand in Hand den Pfad entlang. Er begleitete sie ganz bis ans Haus.

Die Dämmerung füllte mehr und mehr den dunklen Tag

Hinter der Düne, wo sie standen, sahen sie Licht in der Stube.

„Du wirst mich bald wiedersehen, Bobil,“ sagte er und küßte sie, bevor sie sich trennten.

Er blieb stehen und schaute ihr nach.

Dann ging er durch den Hohlweg heim.

Sie saßen alle in der Wohnstube, als er kam. Jens Rønge in seinem Stuhl am Kachelofen, die anderen um den langen Tisch herum.

Er hängte die Mütze an die Tür.

„Du hast wohl einen langen Weg gemacht,“ sagte Kresten.

„Ja, das hab' ich.“

Er setzte sich auf die Ruhebank.

„Vielleicht sollen wir die Tochter vom Heiligen Niels auf den Hof kriegen?“ fragte Kresten.

Martin stand auf, mit einer Bewegung, als werde es ihm zu eng in der Stube.

„Darauf werde ich dir Antwort geben, wenn es Zeit ist,“ sagte er und ging hinaus.

„Wir werden's wohl sehen,“ bemerkte Jens Rønge.

In seiner Stimme war ein Klang, der Ane nach ihm hinsehen ließ.

Aber seine Augen begleiteten Martin zur Tür.

Es fiel schwarzer, heftiger Regen, der Wind trieb ihn in Böen gegen die Scheiben, so daß man das nasse Wetter bis ins Haus merkte. Nacht und Tag über dauerte es an. Und nun in der Abendkühle goß es herab, als wollte der Himmel ein Meer über die Erde entleeren.

Drinnen in der Stube stand Niels Klitten und ordnete Angelschnüre.

Er spannte die Leinen über Pflöcke, die im Querbalken unter der Decke saßen, daß die Angeln fertig zum Köderanbringen waren. Er brauchte den Arm nicht zu strecken, um die Decke zu erreichen; so niedrig war die Stube.

Am Tisch war Per eingeschlummert. Wollte lag drinnen im Alkoven und schlief. Sie waren an dem Tag auf dem Meer gewesen.

Die Tür nach der Herdstube stand offen. Dort waren die Frau und Bobil dabei, Fische zurechtzumachen.

Auf einem Stuhl dicht vor ihnen brannte ein Talgllicht. Und auf der Herdstelle glühten Torfstücke unter einem schnurrenden Kessel. Der Schein des Talglichts leckte gierig in dem Blut an den Händen der Frauen und goß einen blanken Ton über die Messerlinge, so oft sie vom Rauch des Fisches in die Luft bligte.

Es war traulich warm drinnen. Abendruhe lag über den Frauen, wie sie da saßen und mit der letzten Arbeit des Tages beschäftigt waren. Bobil hatte den Kopf gebeugt wie eine, die wohl auf ihre Augen acht gibt. Ihre Hände griffen geschickt zu.

Die Mutter hatte gesehen, wie sie trotz dem Regen auf dem Hügel stand und verträumt aufs Meer starrte, und hatte sie den ganzen Tag eine alte Weise singen hören von einem Burschen, der auszog und viele Jahre lang von der Heimat und der Braut getrennt war . . . Sie hatte das Lied einst selber gesungen. Darum dachte sie sich ihr Teil.

Die Fischtage gaben guten Fang. Sie sah und rechnete nach: ging es gut mit dem Winterfischfang, so konnte Niels Klitten das Boot bezahlen, und das kommende Jahr würde eine sorglosere Zeit ins Haus bringen. Die Belohnung, von der die Seeleute gesprochen hatten, konnte vielleicht zurückgelegt werden . . . Denn ihr Mann mußte ein schwereres Boot bekommen. Das, das er jetzt hatte, war das schwächste am Strand.

So lange hatte man keine ruhige Stunde . . .

Hinter Bobil her sah sie zu ihm hinein. Er stand mit dem Rücken nach der Tür hin und bewegte die Hände bedächtig von Angel zu Angel.

Sein schweigames Wesen hatte die Familie so beeinflusst, daß es still in der Stube wurde, wenn er eintrat. Es hatte sie auch unangenehm berührt, daß die Leute sich an dem Begräbnistag von ihnen fernhielten. Lange hatte die Frau sich vorgenommen, mit Niels darüber zu reden, aber sie kam nie dazu.

Draußen hörte man Schritte. Und dann wurde hart an die Tür geklopft.

Ein großer Mann beugte sich unter dem Rahmen vor und grüßte: „Guten Abend, und der Friede Gottes sei mit euch.“

Ein triefendnasser Mantel hing ihm über den Schultern. Die Augen glänzten blank aus dem regenfeuchten Gesicht.

„Guten Abend,“ erwiderte die Frau und betrachtete ihn prüfend. „Sind bei solchem Wetter Leute unterwegs?“

Sie stand auf und machte Platz.

Niels Klitten erschien in der Tür.

„Guten Abend, Niels Klitten, kannst du mir Obdach für die Nacht geben?“

Der Fremde ging hin und reichte ihm die Hand.

„Was, ist das nicht der Prediger? Mir scheint doch, ich sollt' ihn wiedererkennen,“ sagte die Frau.

Ihre Augen schweiften von ihm zu ihrem Manne, als wollte sie sein Gesicht erforschen.

— „Wenn du vorlieb nehmen willst mit dem, was wir bieten können, dann sei willkommen,“ antwortete er und stellte sich wieder an seine Arbeit.

Jener hängte seinen Mantel an die Tür, schnallte den Rucksack ab, ging zum Ofen und rieb sich die Hände warm.

Per erwachte und sah ihn neugierig an, während die Frau sich beeilte, etwas zu essen aufzutragen.

„Bist du die ganze Zeit hier im Norden gewesen?“ fragte sie.

„Ja . . . und nun denk' ich, wieder ein wenig mit euch zu reden.“

Bobils Augen verfolgten ihn durch die Tür.

„Sind das all deine Kinder, Niels Klitten?“

„Ja . . .“

Er setzte sich an den Tisch.

„Wie heißt du?“

„Per Klitten,“ erwiderte Per und schob sich an der Bank entlang zur Herdstubentür hin.

Wollte erwachte und guckte neugierig in die Stube. Dann steckte er die Füße zum Alkoven hinaus, schlich hervor und folgte Per in die Küche.

„Bitte schön! Wer bei solchem Wetter draußen war, kann wohl etwas brauchen,“ lud die Frau ein.

Die beiden standen und guckten ihm zu, während er seine Hände faltete. Dann setzte sich die Frau wieder an die Arbeit. Niels Klitten blieb schweigend stehen und spannte die Schnüre über die Pflöcke. Seine Augen strebten nicht über seine Hände hinaus.

„Hier ist ein Schiffbruch gewesen?“ fragte der Missionar.

„Ja . . . es sind viele Menschen ertrunken.“

Der Missionar sah auf, aber Niels Klitten bewegte seine Augen nicht von der Stelle.

„Ich wäre gern vor dem Begräbnis hier gewesen, aber ich war zu weit nach Norden gekommen und konnte nicht rechtzeitig hierher gelangen.“

Gottfried Traub / Wahrheit

Nicht der Geist der ruhigen, bürgerlichen Liebe der Verfassung und der Geseze, sondern die verzehrende Flamme der höheren Vaterlandsliebe, die die Nation als Gasse des Ewigen umfaßt, soll uns regieren.

S i c h t e.

Draußen regnete es in Strömen. Die Bäume bogen sich im Wind. Wir gingen zum Essen. Mit einem Male sagte einer am Tisch: „Unsere armen Truppen.“ Da wollte nichts mehr schmecken. Der wahnsinnige Widerfinn, daß wir hier in aller Gemütsruhe unsere Suppe essen und einstweilen unser Fleisch und Blut niedergeschossen wird, ging leidhaftig durch die Stube. Was wird unserer Seele heute zugemutet! Und wir aßen doch; wahrhaftig! wir aßen zu Ende. War es vielleicht nur so eine Nüchternheit des Augenblicks, die uns rasch unserer armen Helden denken ließ, um nachher desto beruhigter dem eigenen Genuß uns hinzugeben, wie man sich oft mit einem gedankenlosen Vaterunser gegen Gewissensbisse versicherte? Nein, nein! Es war ganz echt, was wir empfanden, aber ebenso echt war der Hunger, der gestillt sein wollte, und daß beides wahr war und beides sein Recht begehrte, das war gerade der Widerspruch, der erschrecken machte.

In Friedenszeit geht es allerdings auch nicht anders zu. Wir sind nur gewöhnt, die Schrecken des Tages nicht mehr zu sehen. Auch da geht irgendwo ein Mensch zugrunde, während du am Tisch sitzt, und kommt des Unglück nicht bloß über ein einziges Haus. Man ist allmählich abgestumpft, weil man jeden Tag dasselbe in der Zeitung liest. Jetzt in Zeiten des Schießens und Feuerns wird man sich der Gemeinsamkeit viel rascher bewußt. Die Zeit fordert von dir, daß du im ganzen lebst, das ist gut. Wir lernen hoffentlich auch für spätere Friedenszeit, uns mehr ins Ganze hineinzustellen und die Lebenskraft, die zugleich schafft und zerstört, in ihrer unsagbaren Größe nicht zu verschleiern. Die Wahrheit ist immer rätselhaft, weil sie größer ist als unser Hirn und Herz.

Ist es gefühllos, wenn ich sage: ich danke, daß wir vor Wahrheiten gestellt werden. Keiner unter uns hat den Krieg herausbeschworen. Aber nachdem er da ist, wollen wir seiner innerlich Herr werden, wie über jedes andere Geschick. Das tun wir, indem wir auch zu ihm sprechen: du mußt uns segnen, wenn du auch nicht magst. So unterliegen wir nicht, sondern tragen sittlichen Gewinn davon. Ich sehe ihn in der Erkenntnis, daß die reine bürgerliche Ruhe, welche Gesetz und Verfassung hält, noch nicht der höchste Wert ist. Sie muß nach ihren Wurzeln gefragt werden. Wo sie aus Selbstsucht und bequemem Rechengeist herkommt, ist sie schlecht, mag ihre Aeußerung noch so angenehm und gerecht erscheinen. Nur wenn sie von einem höheren Geist getragen wird, gewinnt sie sittliche Macht. Dieser „höhere Geist“ ist keine Redensart. Man hat ihn auch nicht etwa jetzt erfunden, um die Massen in einen Rausch zu versetzen. Er war immer da in den Menschen, die ihre Vaterlandsliebe nähren ließen nicht vom Erwerb, nicht vom Verein, nicht vom Mund, sondern von einer glühenden inneren Flamme der Begeisterung über das, was eines Volkes Größe ausmacht. Sie mußten, daß die Kraft eines Volkes im Verborgenen ruht und daß hinter der Geschichte unseres Geschlechts das Ewige nicht ausgestorben war. Krieg ist Revolution, die dem Gesetz des Staates folgt und unter den Augen der Regierung vor sich geht. Er verlegt Geseze, um Gesezmäßigkeit zu schaffen; er hebt Ordnungen auf, um höhere Ordnungen zu gründen. Er vertraut dem Volk das Gut des Staates an, damit es dieses Gut vor der Gefahr rette und seine

Heiligkeit desto unantastbarer werde. So steigt aus Kriegszeit die Flamme der höheren Vaterlandsliebe unverzüglich hoch, und es ist Sünde, das mit einem Rausch zu vergleichen, was aus der höchsten sittlichen Begeisterung entflammt. Frauenliebe und Männerfreundschaft nähren sich auch von ewigen Wurzeln und sind in ihren Wirkungen unberechenbar; sie verachten aber den, der sie des Rausches bezichtigen wollte, nur weil sie Ungeahntes schaffen und vor nichts zurückscheuen. Freilich muß unser Herz viel größer werden, um diese Wahrheiten zu erkennen, die wie Karrheit scheinen, aber Segen stiften. Manchmal mag das Herz fast zerspringen, weil seine Kammer zu winzig ist, um alle Widersprüche zu bergen und sie zu einigen. Dann besteht doch die frohe Gewißheit, daß der, der Lasten trägt, der Wahrheit näher ist, als der, der sie überhaupt nicht ansieht.

Kurt Arnold Findeisen / Arbeiterbataillone 1914

Hinter dem Schraubstock kam er hervor:
Nun bückt er sich über Lafette und Rohr.

Aus Feuern und Ofen rief es ihn her:
Nun reißt er zur Wange das heiße Gewehr.

Das Förderwerk hob ihn aus Schutt und Schacht:
O Tag! O Sattelglück und Reiterschlacht!

Rauchfahnen hauchten uns Haupt ihm verworren:
Des Reiches Standarten knifern um seinen
Germanenzorn.

Bruno Goetz / Neuer Glanz

Von wannen kommen diese Strahlen
und dieser Glanz?
Entrissen sich die alten Qualen
zu neuem Tanz?

Strömt aus den schon versiegten Brunnen
verjüngte Blut?
Entkreisen nie geschaute Sonnen
erneutem Blut?

Sieht irgendwo mit frommem Neigen
am Meeresjaum
ein Knabe junge Götter steigen
aus heiligem Schaum?

Soziale Bewegung

Die wirtschaftliche Bedeutung der gezeichneten Kriegsanleihe. Die Aufbringung von 4½ Milliarden Mark Kriegskosten durch das deutsche Volk bedeutet eine gewaltige Stärkung des wirtschaftlichen Selbstgefühls unserer Nation und zugleich eine unerwartete Steigerung seines finanziellen Ansehens in der Welt. Was schon der Augenchein an den Tausenden von Zeichnungsstellen letzte Woche lehrte, wird durch die nachträglichen Feststellungen bestätigt: Das gesamte deutsche Volk, die Großkapitalisten und die kleinen Sparer, die Weltfirmen und die kleinen Geschäfte, die reichen Rentner und die mäßig Begüterten, alle, alle haben dazu beigetragen, die ge-

waltigste finanzielle Kraftleistung zustande zu bringen, die Deutschland je erlebt hat. Wenn man sie mit der Zeichnung der Kriegsanleihe von 1870 vergleicht, kommt der ungeheure wirtschaftliche Aufschwung erst recht zum Ausdruck, den Deutschland inzwischen gewonnen hat. Damals wurde eine fünfprozentige Anleihe im Betrage von 360 Millionen zum Preise von 88 M. nicht voll gezeichnet, diesmal eine ebenfalls nur fünfprozentige Anleihe zum weit höheren Preise von 97,50 M. in der unerhörten Höhe von 5 Milliarden nahezu gedeckt! Freilich, daß diesmal bereits glänzende Siege unserer tapferen Truppen und ein unerschütterliches Vertrauen zur Seeresleitung vorlag, das in den ersten Augusttagen 1870 noch nicht da sein konnte, hat mächtig mitgeholfen. Aber trotzdem bleibt die Zeichnung von 4½ Milliarden Mark auf Anhieb ein ragendes Zeichen deutscher Wirtschaftskraft. Das reiche Frankreich brauchte zur Aufbringung ungefähr der gleichen Summe nach dem letzten Kriege volle zwei Jahre! Die deutsche Reichsfinanzverwaltung verfügt aber noch über so reichliche Mittel, daß sie freiwillig den Termin der Einzahlung der gezeichneten Beträge hinausschieben kann. Sie wird ja auch die gewaltige Summe erst nach und nach verbrauchen. Rechnet man, daß ihr aus dem Etat für 1914 für Heeres- und Marinezwecke noch rund 1200 Millionen, aus dem aufgefüllten Juliusturm 300 Millionen, aus der ersten Wehrbeitragsrate 300 Millionen zur Verfügung standen, dazu die dreifache Summe Papiergeld in Höhe von 3600 Millionen, so hatte sie zur Kriegsführung bereits über 6 Milliarden Mark disponibel. Mit den neu gezeichneten 4½ Milliarden sind die Mittel vorhanden, um den Kampf um die Existenz Deutschlands im seitberigen Rahmen zunächst einmal bis zum kommenden Sommer ohne alle Geldsorgen durchzuhalten. Unsere verbündeten Feinde, die sich so gerne mit Deutschlands wirtschaftlicher Ohnmacht über ihre militärischen Niederlagen gegenseitig hinwegzutäuschen suchten, sollen erst einmal ähnliche finanzielle Leistungen aufweisen! Wir können's in Ruhe abwarten.

Die Zerstörung des deutschen Außenhandels ist das Schreckgespenst, mit dem besonders England Unkundige von seinem angeblichen Endsieg zu überzeugen versucht. Allein, bangemachen gilt nicht. Die Zerstörung des deutschen Außenhandels dürfte für England ebenso unerwartete Schwierigkeiten bieten, wie die militärische Niederzwingung der deutschen Truppen. Die deutschen Kunden in der Welt, seine Warenabnehmer, sind mit Uingenmelbungen über englisch-französische Siege noch lange nicht abgespenst gemacht, sie müssen vor allem vollwertigen englischen Ersatz für deutsche Warenlieferungen erhalten. Da aber haperis erheblich, England produzierte seither doch nur einen verhältnismäßig geringen Teil seiner Warenausfuhr selber. Sein Hauptgeschäft bestand mit in der Vermittlung deutscher, französischer, belgischer Rohstoffe und Waren. Die bleiben aber jetzt aus. Wie will es Ersatz schaffen? Und selbst, wenn das Unmögliche gelänge, die englische Produktion trotz der Kriegswirren so enorm zu steigern, daß der deutsche Exportausfall dadurch wettgemacht würde, so wird die Ausfuhr dieser englischen Waren über See dank der Wachsamkeit der deutschen Kriegsschiffe auf den Weltmeeren derart gefährdet, die Versicherungsprämien der verfrachteten Waren so stark gesteigert, daß die Waren selbst ganz bedeutend verteuert werden würden. Niemand kann glauben, daß die Abnehmer im Ausland das nicht merken würden. Sie werden um so weniger in Massen englische Waren zu kaufen bestrebt sein, als alle Staaten, auch die nicht am Krieg unmittelbar beteiligten, in gegenwärtiger Zeit aufs schwerste finanziell mitgeschädigt sind. Ihnen fehlen ja auf dem Weltmarkt zur Abnahme ihrer eigenen Landesprodukte die Käufer aus Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Frankreich, Rußland und Belgien! Dafür kann England keinesfalls Ersatz bieten. So bleibt das englische Rechenegemmel falsch, die Spekulation auf die Vernichtung des deutschen Handels wird ebenso gründlich scheitern wie alle die anderen sauberen Pläne, die die englische Regierung bewogen haben, Deutschland den Krieg zu erklären.

Eine gewerkschaftliche Zurückweisung. Das schweizerische Organ der Buchdruckerhilfen, die „Helvetische Typographia“ hatte Anfang September geschrieben: „Und zur selben Stunde stehen Hunderte von Typographenbundesmitgliedern im Wehrkleid an der Grenze mit ihren Kameraden, um zu verhindern, daß aus der Schweiz ein Kampf- und Trümmerfeld gemacht wird, wie dies aus dem unglücklichen Belgien und Luxemburg seitens der deutschen Militärkamarilla gemacht wurde.“ Das deutsche „Bruderorgan“, der „Korrespondent für Deutschlands Buchdruckerhilfen“ erwidert darauf folgende geharnischte Antwort: „Der Artikelschreiber hat keine blasse Ahnung, daß dieser fürchterliche Krieg als ein Nachwerk von dem profitierenden England und dem despotischen Rußland Deutschland aufgezungen worden ist. Die „deutsche Militärkamarilla“ trifft für die traurigen Vorgänge in Belgien keinerlei Schuld, damit sind die schwer belastet, die den unseligen Frankfurterkrieg dort auf dem Gewissen haben, die sind aber unter den Belgiern selbst zu suchen. Was von deutscher Seite geschehen ist, erfolgte aus bitterer Notwehr. Man muß nur die Briefe von Bekannten und Freunden draußen in Belgien über die heimtückischen Ueberfälle

der deutschen Soldaten gelesen haben. Luxemburg aber, das zwar beiegt worden ist von deutschem Militär, sich aber als Kulturvolk benimmt, ist alles andere denn ein Trümmerfeld. Ja, die luxemburgische Regierung hat in der vergangenen Woche Belgien sogar gewarnt, die Zivilbevölkerung dort weiter aufzufordern, an den Kämpfen teilzunehmen. Es ist in höchstem Maße bedauerlich, daß der zitierte Passus durchgehen konnte. Der Verfasser hätte sich lieber über die Niederträchtigkeit der französischen und englischen Militärkamarilla mit der Verwundung der völlerrechtswidrigen Dum-Dum-Geschosse und über die Schrecken der Russen aufregen sollen. Deutschland vermag diesen Krieg nicht zuletzt deshalb nach den Regeln des Völlerrechts führen, weil seine zu Millionen im Felde stehende Arbeiterschaft gewerkschaftlich wie politisch so gut organisiert und diszipliniert ist und daher auch im Kriege menschlich fühlt und handelt.“

Unbegreifliche Lohnpolitik. Der „Vorwärts“ teilt mit: Im Waldburger Grubenrevier herrscht über rücksichtsloses Vorgehen der Grubenverwaltungen bei den Lohnzahlungen eine derartig starke Bewegung, daß es am Dienstag und Mittwoch bereits zu partiellen Arbeitseinstellungen gekommen ist. Zunächst hat es böses Blut unter den Belegschaften erregt, daß vom Kreistage beschlossen worden ist, die vom Bergarbeiterverband gewährten Kriegsbeihilfen auf die Kreisunterstützungen der Gemeinden anzurechnen. Dieses Verfahren ist um so unverständlicher, als gerade die Bergarbeiter auf Anregung der Grubendirektionen sich bereit erklärt hatten, den Ertrag einer halben Schicht monatlich für die Frauen und Kinder der im Kriege Stehenden zu opfern. Die Grubendirektionen haben außerdem einen anderen Abschlagszahlungsmodus eingeführt, und dabei die Abschlagssumme um etwa 5 M. reduziert. Die Lohnkürzungen bei Einzelschichten betragen bis 50 Pf. und mehr. Der Unwille der Bergleute wird von den Beamten mit der Nebenart abgetan: „Wem's nicht paßt, kann gehen. Es gibt heute Arbeitslose genug.“ Mit dieser Schroffheit werden geradezu wirtschaftliche Konflikte provoziert, die hier am Dienstag und Mittwoch dazu geführt haben, daß die Schleppe mehrerer Schichten nicht anfuhrten und auch die anderen Schichten zur Arbeitseinstellung zu beeinflussen suchten.

Tüchterbildung in Kriegszeiten. Man schreibt uns: Der Ernst der Zeit läßt die Sorge für die Ausbildung der Jugend doppelt ernst erscheinen. Allen Eltern sei es ans Herz gelegt: je weniger Arbeits- und Erwerbsgelegenheiten für ihre Töchter augenblicklich gibt, um so mehr ist es Pflicht, die Bildungsgelegenheiten zu benutzen, die sie für später arbeits- und erwerbstätig machen. Die Leitung der Viktoria-Fortbildung- und Fachschule (Berlin, Kurfürstenstraße 160) weist auf die verschiedenen kaufmännischen, gewerblichen und hauswirtschaftlichen Abteilungen der Tages- und Abend Schule, auf ihr Gewerbelehrerinnen-Seminar und ihr Handelslehrerinnen-Seminar, wie auf die Seminar-Vorbereitungskurse hin, die sämtlich trotz der schwierigen Zeitverhältnisse — wenn auch unter großen Opfern — in Gang gehalten werden. Neu hinzu kommt noch ein Kursus für Bureaubeamtinnen. Tüchtige weibliche Arbeitskräfte werden in absehbarer Zeit überall im gewerblichen Leben und im Lehrberuf gebraucht werden. Man benutze die jetzige Pause auf dem Arbeitsmarkt zu geordneter und gründlicher Ausbildung der weiblichen Jugend.

Verkündigte Behördenmaßnahmen. Die deutsche Seeresverwaltung hat wiederholt solchen Firmen, die das Gehalt ihres Personals und die Löhne der Arbeiterinnen gekürzt haben, Aufträge auf Auslieferungsgegenstände wieder entzogen oder keine neuen Aufträge wieder erteilt. Diese Maßnahmen der Seeresverwaltung sind in doppelter Beziehung erfreulich. Einmal deshalb, weil dadurch die Unternehmer, die so rücksichtslos gegen Arbeiter und Angestellte vorgehen, an ihrer empfindlichsten Stelle, am Geldbeutel, getroffen werden, und zum andern deshalb, weil diese Erfahrungen nicht nur der Seeresverwaltung, sondern auch den übrigen Regierungs- und Verwaltungsbehörden zweifellos Veranlassung geben werden, das egoistische Treiben und Verhalten gar mancher Unternehmer gegen die Arbeiter im allgemeinen mit etwas andern Augen als bisher zu betrachten. — Anfang April hatten wir Veranlassung, scharfe Kritik an einer Verfügung des Berliner Polizeipräsidenten zu üben, wonach eine Reihe von Gewerkschaften als politische Vereine anzusehen und deshalb ihre Satzungen sowie ein Verzeichnis ihrer Vorstandsmitglieder einzureichen verpflichtet seien. Abgesehen davon, daß wir dieses Vorgehen an sich für unbedeutend hielten, bestand die Gefahr, daß auch gegen andere Arbeitervereine dieselben Maßnahmen getroffen würden. Die in Betracht kommenden Verbände haben seinerzeit gegen die Verfügung Klage beim Bezirksauschuß erhoben. Die ganze Angelegenheit hat aber jetzt insofern eine erfreuliche Entwicklung gefunden, als der Polizeipräsident von Berlin die Zurücknahme der Verfügung angeordnet hat. — In verschiedenen Großstädten haben die militärischen Befehlshaber durch strenge Strafandrohungen die ungerechtfertigte Verteuerung der

Lebensmittel verhindert und Härten gegen zahlungsunfähige Mieter unmöglich gemacht. In einigen Fällen sind sie für Beschränkung der Arbeitszeit zwecks Bekämpfung der Arbeitslosigkeit eingetreten. Nach allen diesen Maßnahmen wird es verständlich, daß selbst in entschieden sozialdemokratischen Kreisen die Achtung vor dem durch den Krieg gebotenen Militärregiment steigt; man sagt sich eben, daß es vielfach die wirkliche Lage und ihre möglichen Folgen besser beurteile und auch tatkräftiger zu handeln verstehe als manche bürgerliche Korporationen und Behörden.

Die „Soziale Frauenschule“, Direktorin Dr. Alice Salomon, Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 65, beginnt am Freitag, den 2. Oktober einen 6 Wochen-Kursus, der jeden Dienstag und Freitag von 6–8 Uhr nachm. stattfinden soll und folgende Themen umfaßt: „Bürgerpflichten der Frau“, Dienstag 6–7 Uhr, Frä. Margarete Treuge, „Sozialhygienische Aufgaben der Zeit“, Dienstag 7–8 Uhr, Frau H. Stelzner, Dr. med. (4 Stunden). „Praktische Einrichtungen“ je eine Stunde am 3. resp. 10. November, Frä. Lili Droscher und Adele Berensson. „Öffentliche Fürsorge und ihre Organe“, Freitag 6–7 Uhr, Frä. Dr. Frida Duensing. „Was die heutige Zeit von uns fordert“, Freitag 7–8 Uhr, Frä. Dr. Gertrud Bäumer.

Der Abendkursus der „Sozialen Frauenschule“, der von Oktober bis Dezember dauert, beginnt am Donnerstag, den 1. Oktober, abends 8½ Uhr. Frä. Margarete Treuge wird über „Die politischen Ereignisse“ sprechen; D. Raumann hält seine Vorträge am Montag, den 7., Donnerstag, den 10. und Sonnabend, den 12. Dezember; Thema vorbehalten.

Das Honorar beträgt für den 6 Wochen-Kursus 15 M.; die Teilnahme an Einzelkursen wird mit 5 M. pro Wochenstunde berechnet. Das Honorar für den Abendkursus beträgt 6 M.; Karten für Einzelvorträge werden nicht abgegeben. Das Honorar ist vor Beginn der ersten Vorlesung im Bureau der „Sozialen Frauenschule“, Barbarossastr. 65, zu entrichten. Prospekte daselbst.

Der Nationale Frauenbündel hat das folgende Merkblatt für die Hausfrauen herausgegeben:

Was verlangt das Vaterland von den Hausfrauen? In jeder Frau ist heute der brennende Wunsch, ihre Kraft für das Vaterland einzusetzen. Jede fragt sich, was sie tun kann, um dem Ganzen zu nützen, jede möchte die große Sache, für die unsere Satten, Söhne und Bräuer ihr Leben einsetzen, so viel sie irgend kann, fördern helfen.

Tausend und abertausend Hände bieten sich zu freiwilligem Dienst, und unsere Zeit erlebt ein großartiges allgemeines Aufblühen weiblichen Gemeinnsinns.

Aber die große patriotische Mission der Frau liegt heute nicht nur auf dem Gebiet freiwilliger Liebestätigkeit. Fast noch wichtiger ist die verstärkte Mitwirkung der Hausfrau an dem Fortbestand unseres Wirtschaftslebens. Ebenso bedeutsam wie die Siege unseres Heeres im Felde ist für den Ausgang des Krieges die Erhaltung der Menschenmassen zu Hause.

Die Arbeitslosigkeit im Lande ist ein ebenso gefährlicher Feind wie die Armeen, die unsere Grenzen bedrohen.

Die Hausfrauen können viel dazu tun, diese große innere Gefahr zu verringern, und wenn es zu erreichen wäre, daß alle hier ihre patriotische Pflicht erfüllen, so hätten sie unserem Volke einen Dienst von unermeßlichem Werte geleistet.

Diese patriotische Pflicht hat drei Gebote.

Das erste Gebot: Vermehre nicht die Arbeitslosigkeit durch Entlassung von Dienstboten.

Es soll nicht verkannt werden, daß viele Hausfrauen zu Einschränkungen einfach gezwungen sind und sich ohne Dienstboten behelfen müssen. Aber wer irgend dazu imstande ist, sollte bedenken, daß die Aufrechterhaltung einer Stelle, auf der ein Mensch von seiner Arbeit leben kann, eine wertvollere Liebesgabe für das Vaterland ist, als Almosen und Opfer.

Das zweite Gebot: Vermeide die falsche Sparsamkeit.

Es ist so natürlich, daß die Hausfrauen in dieser Zeit zunächst an Sparen denken, und es ist wiederum ohne weiteres zuzugeben, daß viele nur dadurch hoffen können, dieahren durch schwere Zeiten hindurchzubringen. Aber wer nicht so schlimm daran ist, mache es sich zur Pflicht, auch solche Luxusbedürfnisse möglichst aufrechtzuerhalten, von denen andere Menschen gelebt haben. Geht nicht die Wuschstunde auf, ihr schaffst sonst Tausende von arbeitslosen gebildeten Frauen, die schwer andere Beschäftigung finden. Es ist selbstverständlich, daß keine Frau jetzt Luxus in Kleidern treiben wird, und doch sollten die Frauen helfen, daß unser Bekleidungs-gewerbe etwas zu tun behält und nicht noch mehr als bisher Arbeiter und Arbeiterinnen in Scharen entlassen muß. Sie sollten ihr Vertrauen in die deutschen Siege dadurch beweisen, daß sie nicht jeden Groschen für schlimmere Zeiten in der Tasche behalten, sondern unserer Industrie helfen, ihre Betriebe in gewissen Grenzen

mindestens im Gange zu halten. Es ist seelisch besser und gesünder für unser Volk, daß die Volkswirtschaft und damit die Arbeit erhalten wird, als daß Arbeitslose unterstützt werden müssen.

Das dritte Gebot: Besonnenheit in der freiwilligen Arbeit. Der große Hilfs- und Arbeitsdrang der Frauen in dieser Zeit ist etwas sehr Schönes. Aber gerade, weil solche Anzahl von Frauen zu jeder unentgeltlichen Arbeit bereit ist, verdrängt dieses Angebot viele von denen, die dringend nach Arbeit verlangen, um leben zu können. Deshalb sollte jede Frau, die freiwillige Arbeit tun will, sich zuvor fragen, ob es nicht irgendeine Möglichkeit gibt, statt dessen für Einstellung einer bezahlten Kraft zu sorgen. Nur wo das durch die Natur der Arbeit ausgeschlossen ist, haben die freiwilligen Kräfte ihre Berechtigung.

Denkt daran, daß nichts so niederdrückend ist, wie die vergeblichen Wege, die Tausende von Menschen täglich machen, um eine Möglichkeit zu finden, sich durch ihrer Hände Arbeit ehrlich zu ernähren!

(Exemplare davon können bei Frau Alice Bensheimer, Mannheim 2 12, 18; das Tausend zu 7,50 M. bezogen werden.)

Büchertisch

(Kriegsliteratur.)

Die Wahrheit über den Krieg. Verlag von Mittler u. Sohn, Berlin. 25 Pf. 173 Seiten.

Wir haben schon an anderer Stelle über diese zunächst für die Amerikaner in englischer Sprache (truth about the war) hergestellte Schrift gesprochen. Sie bringt in der hier vorliegenden deutschen Ausgabe alles Material zur Beurteilung des Kriegsbeginns, Thronrede, Reichstanzlerrede, Reichstag, Mobilmachung, Neutralitätsfrage usw. Verdient weiteste Verbreitung.

La verità sopra la guerra. Dasselbe in italienischer Ausgabe mit einigen besonderen Aufsätzen über die politische Lage Italiens. Preis 25 Pf. Verlag wie oben.

Deutscher Geschichtskalender, Juli 1914. Der europäische Krieg in altermäthiger Darstellung. Herausgegeben von Dr. Puritz. Verlag von Felix Meiner, Leipzig. 1,20 M.

In der bewährten Weise des Geschichtskalenders werden alle wichtigen Aktenstücke und Nachrichten geordnet. Die Darstellung greift bis in den August hinüber. Oesterreich-Ungarn ist ausführlich berücksichtigt, auch sonstiges Ausland. Die nächste Lieferung soll in diesen Tagen erscheinen.

Ueber die Wahrscheinlichkeit eines Krieges zwischen Deutschland und England. Von Marino Pergelet-London. Bei D. Wigand, Leipzig. 1,50 M.

Vor dem Krieg geschrieben, in Antiqua gedruckt, aber trotzdem gut deutsch und voll von langjährigen eigenen Beobachtungen. Sir Edward Grey ist hier richtig erkannt worden zu einer Zeit, wo er in Deutschland noch als Friedensliberaler galt. — Die fünf großen Abenteurer der Gegenwart sind Chamberlain, Alexejew, Delcassé, Jewolski und Grey. „Das deutsche Meer ist die harmloseste Sache von der Welt, solange man uns in Ruhe läßt.“ Ueber die politischen Zusammenhänge von England mit Rußland und Frankreich steht zum Teil Falsches in der Broschüre: England werde den Krieg allein führen müssen. Sonst aber ist der Verlauf in Einzelheiten auffallend richtig vorhergesehen. Professor Lamprecht berichtet, daß er die Schrift mit Interesse gelesen hat. Etwas so auch wir.

Empor, mein Volk. Kriegslieder. Bei Eug. Diederichs. 25 Pf.

Ein Hähnlein woll'n wir rupfen. Neue Kriegslieder. Derselbe Verlag. 25 Pf.

Altes und Neues, gut, dorb und muter. Man wird sehen, was davon sich ins Volk einjingt. Mit Noten. Wird fortgesetzt.

Ernst Moritz Arndts Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann. Für unsere Lage bearbeitet von D. Pennig-Hamburg. Agentur des Rauhen Hauses.

Arndt ist immer gut. Es scheint, daß leider einige seiner kräftigsten Stellen gestrichen sind.

Die persönliche Feldausrüstung des deutschen Offiziers, Sanitäts-offiziers und Militärbeamten sowie der Mannschaften. Von Generalarzt Dr. C. Kötter, München, Lehmann's Verlag. 50 Pf.

Sehr geeignet für alle, die auf ihre Abberufung warten. Bezugsquellen aller Ausrüstungsgegenstände angegeben.

Kriegsbeibüchlein für Soldaten im Feld. Von Professor D. Wurker, Evang. Gesellsch. Stuttg. 15 Pf.

Seelenpeise für fromme Soldaten.

Trostbüchlein für die Trauer um die fürs Vaterland Gefallenen. Von Prof. D. Wurker, wie oben.

Kräftiger frommer Haustrost der Hinterbliebenen.

Unsere Helden, Blätter für unsere Kämpfer, herausg. von Generalleutnant z. D. Rohne, bei Georg Bath, Berlin, Bernburger Straße.

Vaterländisches Soldatenblatt.

Der Weltkrieg 1914. Kleine Feste mit Bildern. Herausg. von E. F. Malkowsky. Reutlingen. Bei Enßlin & Laiblin, jedes Heft 10 Pf.

Geschicht zusammengestellte Kriegsgeschichten. Hauptdokumente abgedruckt.

Vater, ich rufe dich! Lieder und Gebete für Feldschlacht und Weivacht. Zusammengestellt von H. Schanze. Bei Fr. Brandstetter, Leipzig. 15 Pf.

Vaterländisch und freigeitlich.

Das Soldatenbuch. Neue, schöne und lustige Soldatenlieder. Von A. de Nora, Leipzig. Bei Staackmann. 60 Pf. geb.

Gut, frisch, herb, fröhlich. Lebensritt und Liebe, auch Kasernenpoesie. Bayrisch.

Flugblätter für unser evangelisches Landvolk. Verlag E. Preschmann, Würzburg. 10 Stüd 20 Pf.

Zum Einlegen in Briefe an kämpfende und verwundete Soldaten. Kriegsseelsorge.

Mit Gott für Kaiser und Reich. Von Oberpfarrer Teller-Lyden. 100 Exempl. 7 M.

Was sagt uns die Bibel in dieser Kriegszeit? Evangelische Gesellschaft Stuttgart.

Kriegspredigten. Herausgegeben von Prof. D. Wurster, Evang. Gesellschaft Stuttgart. Jedes Heft 40 Pf.

Gute Mitarbeiter: D. Schlatter, D. Häring, Dr. Meyer, Stadtbekan Traub, Amtsbezan Gros, D. Schöll, Stadtpf. Bähringer. Insbesondere den Geistlichen zu empfehlen, die in dieser Zeit jeden Sonntag zu predigen haben.

Acht Dorfkriegspredigten. Seinen vier ausmarschierten Brüdern gewidmet von Pfarrer Kirn in Brauweiler, Reutlingen. Bei Enßlin & Laiblin. 30 Pf.

Gott mit uns. Lieder von Krieg und Sieg. Evangelische Gesellschaft Stuttgart.

Unsere Volkreligion. Von Dr. A. Fritsch und Dr. E. Hunkel, Kulturbund. Dranienburg-Eben. 50 Pf.

Kurz vor seinem Tode übersendete uns Gustav Simons, der Einführer des Simonsbrottes, dieses Schriftchen. Es ist nicht eigentlich Kriegsliteratur, aber wir wollen es trotzdem erwähnen, weil es ernsthaft ist und manchem, der von der Kirche nichts mehr erwartet, jetzt helfen mag, sich mit den Zeitnöten abzufinden. Hauptgedanke ist völkische Religion. „Wir wollen weiter gar nichts, als das uns angeborene deutsche Wesen in Freiheit lebendig entfalten und üben. Die Religionswissenschaft hat dabei nur eine helfende und vorbereitende Aufgabe.“ Selbstverantwortung und Selbsterlösung eines zur Bewusstheit aufgestiegenen Volkes! Am Schluß ein Literaturverzeichnis, in dem Ebba, Meister Edehart, Luther, Fichte, Lagarde, Chamberlain, Dühring, Hädel, Schwaner und andere vorkommen.

Der Krieg. Von Ernst Horneffer. Verl. Reinhardt in München. 50 Pf.

Monistische kräftige Vaterlandspredigt.

Der deutsche Jörn. Von M. Hilbrandt. Schriftsteller-genossenschaft Charlottenburg. 10 Pf.

Das sind die Krupphauben,
Die mit dem großen Loch;
Und wo die einmal sitzen,
Da schaffen sie es noch. —
Der liebe Gott im Himmel
Sieht lustig dabei zu:
„Nun, ihr verfluchten Lummel,
Gebt ihr wohl endlich Ruh?“

Deutschland und der Weltkrieg. Der Tag der Abrechnung! Von Frhr. v. Maday. 80 Pf. Hans Sachs Verlag, München. Ein Weiterdenken Friedrichscher Gedanken: wenn ihr versinkt, versinkt die ganze Menschheit! Gute Bemerkungen über England, überhaupt voll Anregung.

Die Mächte des Dreiverbandes. Von Dr. Veit Valentin, Privatdoz. in Freiburg. Verlag Olbenbourg in München.

Kurze Darstellung der drei gegnerischen Staaten: russischer Nationalhaß, französischer Nachhubst sind Volkseidenschaften und haben darum etwas Schicksalsmäßiges, England aber hat ohne Haß den Krieg erklärt mit der verruchten Herzenskälte, mit der ein Trümmernat dem kleineren fleißigen Konkurrenten den Dohfott ansagt, um ihn zu ruinieren.

Deutschland im Weltkrieg ohne Hungersnot und Epidemien. Von W. Kaiser. Tatkräftverlag, Leipzig-Connewitz. 20 Stüd 5 M. Wirkt trotz unzweifelhaft guten Willens unangenehm, weil der Krieg dazu helfen soll, antialkoholische, vegetarische und naturheilkundliche Bestrebungen zu unterstützen. Diese Bestrebungen sind an sich durchaus berechtigt, und niemand wird ihrer Verklüngung etwas in den Weg legen wollen, aber ein allgemeiner Takt sollte es jetzt jeder Sonderbestrebung ganz von selbst verbieten, sich in den Vordergrund zu rücken. Es ist durchaus möglich, daß der Krieg in der hier

angegebenen Richtung wirkt, wir halten es sogar in mancher Hinsicht für sehr wahrscheinlich, aber wir lehnen es ab, wenn jetzt irgendwelche Reformtheorien vertreten werden. Das muß warten bis hinter den Krieg! Dieselbe Selbstsucht, die von den politischen Parteien, von den Gewerkschaften und fast allen Interessentenverbänden geleistet wird, muß auch von den Vertretern der Lebensreform und ähnlichen Bewegungen gefordert werden. Jetzt im Krieg gibt es keinen Streit über Alkohol oder Nichtalkohol, keine Theorie über Fleisch oder Nichtfleisch, keinen Staatssozialismus als Theorie und keine Bodenreform als Prinzip, jetzt gibt es nur praktischen Menschenverstand auf allen Gebieten ohne belehrende Nebenabsichten.

Briefkasten

Verschiedene Bahnhofsbuchhandlungen und Straßenverkaufsstellen im Reich wollen wegen des jetzigen durch den unregelmäßigen Zugverkehr bedingten verspäteten Eintreffens von Wochenblättern die „Hilfe“ nicht mehr führen. Wir bitten alle Freunde, die unser Blatt an diesen Stellen sonst gekauft haben, sich an die Buchhandlungen oder die Post zu wenden oder uns zu schreiben, wenn sie die „Hilfe“ nicht pünktlich erhalten können.

Verlag der „Hilfe“

Berlin-Schöneberg, Königsberg 6.

*

Quittung. Erz. 3. 10 M., Pfr. R., B. 5 M. für Sendung der „Hilfe“ an Lazarette und Soldaten.

L., R. 1,20 M., P. B., R. 3,50 M., Pfr. B., L. 7 M., Gb. R., Pfrst. 4,70 M., Dr. S., B. 1,20 M. für Auslands-Abonnements „Hilfe“ zur Verbreitung wahrer Nachrichten.

Besten Dank!

Von einer Seite wird angeregt, daß jeder Leser gleichzeitig noch Geld für eine Soldaten-„Hilfe“ einleihen solle. Wir geben diese Anregung weiter, ohne sie zur Pflicht machen zu wollen.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Kaumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäume, Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Ueber die **Dürerschule Hochwaldhausen**, Reform-Erziehungs- und Erziehungsschule für Knaben und Mädchen, mit dem äußeren Gehör des Realgymnasiums und der Oberrealschule, orientiert der Erste Bericht der Dürerschule Hochwaldhausen, Leipzig 1914.

Einige Urteile über die Dürerschule:

„Es ist klar, daß eine gewissenhafte, sorgfältige Durchführung solcher Erziehungsgrundsätze im Einzelnen die Zöglinge nicht nur gesund an Körper und Geist machen werden lassen, sondern gleichzeitig auch ihre Willensstärke, ihren Charakter aufs Beste fördern muß.“ Neue Korrespondenz 1914, Nr. 66. „Der lebendige und anschauliche Bericht sei allen Reformern zur Lektüre warm empfohlen.“ Die höheren Mädchenschulen 1914, Heft 13. „Wenn die Schüler mit solcher Frische und Freude zur Weiterarbeit von der Schule ins Leben gehen, mit so viel dankbarer und liebevoller Gesinnung und mit einem guten Zeugnis noch dazu, dann kann man eine Schule zu diesem schönen Resultat ihrer Arbeit nur beglückwünschen.“ Laura Frost, Bonn.“ Volksbildung 1914, Nr. 14.

Preussischer Beamten-Verein zu Hannover, Lebensversicherungs-Verein auf Gegenseitigkeit für Beamte, Rechtsanwälte, Ärzte, Geistliche, Beamte, Ingenieure und Privatangehörige.

Im Jahre 1914 wurden bis Ende August in allen Abteilungen des Vereins 3414 Versicherungen über 19 323 100 M. Kapital und 19 950 M. jährlicher Rente beantragt. Gesamter Versicherungsbestand Ende August 1914: 101 078 Versicherungen über 463 220 450 M. Kapital und 1 385 608 M. jährlicher Rente. Die seit Bestehen des Vereins bis Ende August 1914 geleisteten Zahlungen aus Versicherungsverträgen ergeben rund 115 770 000 M. Die den Mitgliedern seit Errichtung des Vereins zugewiesenen Jahresdividenden und gezahlten Schlussdividenden beliefen sich einschließlich der für das Jahr 1913 zur Verteilung gelangenden Jahresdividenden auf rund 43 453 000 M. Der Vermögensbestand betrug Ende August 1914 rund 173 590 000 M. Der Ueberschuß im Jahre 1913 belief sich auf 5 787 611 M.

Kriegs-Erfrischungen. Schwere Tage voller Entbehrungen stehen unseren Lieben, die für uns ins Feld gezogen sind, bevor. Die Dabeimgebliebenen gedenken der Fernen mit banger Sorge und wohl bei den meisten wird der Wunsch rege, die Strapazen des Feldzuges zu mildern, soweit es in ihrer Macht steht. — Zu denselben Nahrungsmitteln, denen die Wissenschaft eine besondere Nährkraft zugesprochen hat, gehört vor allen Dingen die Schokolade. Sie hat sich schon in früheren Kriegen trefflich bewährt und sie wird in den kommenden Zeiten im Felde eine noch größere Rolle spielen. Sie nimmt wenig Platz ein und läßt sich darum leicht im Tornister verpacken. Auf anstrengenden Märschen unterdrückt sie nicht nur das Hungergefühl, sondern beugt auch der vorzeitigen Erschlaffung vor. Diesem Umstande Rechnung tragend, hat die bekannte Schokoladenfabrik von Gebrüder Stollwerck A.-G. in Köln eine besondere Abteilung, die R.-Abteilung eingerichtet, bei der Bestellung auf Nachsendung nicht nur von guter Schokolade sondern auch von erfrischenden Pflaumen-Pastillen an die im Felde stehenden Soldaten angenommen werden. Die Abteilung und alle Geschäfte, die Stollwercksche Waren führen, versenden diese Kriegs-Erfrischungen in frankierten Feldpostbriefen von etwa 25 Gramm und zwar auf Wunsch nur Schokolade oder nur Pflaumen-Pastillen oder auch beides abwechselnd oder beides gemischt. So ein Doppelbrief kostet mit 20 Pf. Porto 1 M. Außerdem bringt die Firma auch kleinere etwa 50 Gramm schwere Feldpostbriefe in den Handel, die keiner Postpflicht unterworfen sind und nur 20 Pf. kosten. Wir machen auf die heutige Angelegenheit der genannten Firma aufmerksam, aus der alles Nähere hervorgeht.

Die Hülfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
.....
Beitragsspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lüchow 5506.
Postfachkonto: Amt Berlin 6083.
Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.
.....
Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hülfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigenkosten: die 40 mm breite Nonpareilzeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Kellamezeile 1,50 M., einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Aannahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Dr. Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Das sittliche Recht der Neutralität. — **Hr. Dr. Paul Rohrbach:** Reims und Löwen. — **Privatdozent Dr. Franz Oppenheimer:** Rumänien. — **Geh. Rat Max Seidel:** Krieg und Lebensversicherung. — **Aus dem Elsaß:** — **Prof. Dr. von Schulze-Gaesvernig:** Russische Reisebriefe. — **Prof. Dr. Paul Schubring:** Alte Sprüche mit neuem Sinn. — **Harry Sölberg:** Die Leute am Meer. — **D. Gottfried Traub:** Denkmal. — **Soziale Bewegung.** — **Büchertisch.**

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 22. September.

Die Kathedrale von Reims brennt also doch! Es ist ein Jammer! Aber wer deshalb die Deutschen als Kunstschänder hinstellt, der lügt! Ich weiß, daß diese wunderbaren herrlichen gotischen Bauwerke in Frankreich von einer kleinen Zahl wahrhaft gebildeter Menschen außerordentlich verehrt und verstanden werden, daß aber im Durchschnitt der Deutsche mehr Sinn dafür hat als der Franzose. Dem Deutschen nachsagen, daß er aus irgendwelcher herausbrechenden Wildheit auf den Turm der Kathedrale von Reims zielt, ist blöde. Es gibt keinen Artillerieoffizier, der seine Verantwortung nicht kennt. Sobald freilich die Franzosen ihre Wachtposten auf den Turm stellen und ihre Kanonen hinter der heiligen Wand schießen lassen, dann sind sie es, die aus dem Denkmal eine Festung machen. Es muß im übrigen wütend zugehen um Reims herum: Blut, Brand, Geschrei und Tod. Eine Granate flog ins englische Hauptquartier, von dem wir allerdings nicht genau wissen, wo es liegt.

Aus englischer Quelle erfährt man, daß die Buren in Südafrika den Krieg gegen Deutsch-Südwest ablehnen. Sie sind „loyale britische Untertanen, halten aber die Offensive gegen Deutsch-Südwestafrika für unpolitisch, unweise und überflüssig“. Sehr richtig!

Mittwoch, 23. September.

Drei englische Panzerkreuzer vernichtet. Das deutsche Unterseeboot „U 9“ schoß nordwestlich von Hoel van Holland drei englische Panzerkreuzer in den Grund. Es sind die Schiffe „Gressy“, „Aboukir“ und „Hogue“. Ein beträchtlicher Teil der Mannschaften ist gerettet. Der Erfolg unserer Unterseeboote weckt besondere Freude, da es die erste große Probe ihrer Leistung ist, von der die Öffentlichkeit weiß.

Der deutsche Reichskanzler setzt seine Mitteilungen an das dänische Nachrichtenbüro Kopenhagen fort und erklärt gegenüber den noch immer in der Welt geglaubten Lügennachrichten des englischen Büro Reuters, daß deutscher Boden nirgends im Besitz

russischer oder französischer Truppen ist, daß auch in Elsaß-Lothringen die Franzosen zurückgeworfen sind, daß alle Versuche, die deutsche Linie in Frankreich zu durchbrechen mißlungen sind, daß in dem von deutschen Truppen besetzten Belgien vollständige Ordnung herrscht und daß die beiden ostpreussischen Siege über die Russen noch größer waren als man bisher annahm. Nach vorläufiger Zählung sind allein bei Tannenberg und in den masurenischen Seen 150 000 Russen umgekommen. Bis Mittwoch, 18. September, waren in den deutschen Lagern 260 000 Gefangene, darunter 5000 Offiziere. Gesamtzahl der Gefangenen über 300 000. Es sind über 2000 Geschütze verschiedener Art erbeutet worden. Ein schöner, stolzer Kriegsbericht, bei dem sich das menschliche Gefühl an das Massensterben der Feinde nur schwer gewöhnt. Aber hier heißt es: wer nicht getötet sein will, muß töten! Das ist der Krieg. Wie groß unsere Opfer sind, läßt sich noch nicht zusammenrechnen, da die Verlustlisten begreiflicherweise Zeit brauchen. Sicher ist, daß die deutschen Verluste, auch wenn sie als stark angenommen werden, gar nicht entfernt an das heranreichen, was die Gegner verlieren.

Donnerstag, 24. September.

Das Unterseeboot „U 9“ ist glücklich heimgekehrt. Kapitänleutnant Weddingen mit 25 Mann. Die Besatzung der drei englischen Panzer betrug etwa 2700 Mann; es sollen ungefähr 700 gerettet sein. Dazu wird bekanntgegeben, daß auch der Verlust des englischen Kreuzers „Pathfinder“ am 5. September durch ein deutsches Unterseeboot „U 21“ herbeigeführt wurde. Die kleinen heimlichen Schiffe mit ihren Torpedos werden den großen Beherrscherinnen der See gefährlich. Unsere Seeleute sind glücklich, daß sie den Engländern richtig gezeigt haben, was sie können. Bravo, ihr Wasserhelden! In London soll man schön erschrocken sein. Die dortigen Zeitungen tadeln die Marineleitung.

Langsam entschleiern sich ältere Vorgänge im Westen. Vom 11. bis 13. September hat ein Ausfall aus Antwerpen fast bis nach Löwen hin als starke Schlacht getobt, wobei deutsche Seesoldaten und andere Truppenteile viele Opfer brachten. Das Ergebnis war die völlige Zurückwerfung der Belgier hinter die Befestigungen. Dieser Ausfall scheint der Anlaß gewesen zu sein zu den hartnäckigen falschen Gerüchten von der Entsetzung Brüssels. Ebenso wird jetzt bekannt, daß vor etwa einer Woche die Armee Klud von der Armee Bülow abgedrängt und dadurch in ernste Schwierigkeiten gebracht wurde. Die Lücke ist inzwischen durch neu eingeschobene Truppen ausgefüllt und die Gefahr beseitigt. Amiens wurde aufgegeben. Von einigen Seiten wird das Hauptquartier getadelt, daß es solche Vorgänge nicht sofort mitteilt, aber es leuchtet allen Verständigen ein, daß schwere Verschiebungen, über die der Feind noch im unklaren ist und die noch nicht abgeschlossen sind, nicht offiziell in alle Welt hinein verkündigt werden können.

Die größte Spannung herrscht selbstverständlich hinsichtlich des Endausganges der Riesenschlacht in Frankreich im ganzen. Die knappen Meldungen von heute früh bekagen, daß der rechte Flügel nördlich von Paris, also wohl die Armeen Klud und Bülow, mit nachgeschobenen Armeekorps in Schlacht befindlich sind. Umfassungversuche der Franzosen haben keinerlei Erfolg gehabt. Das spielt sich wohl rechts der Duse ab oder an ihren Ufern. Von da an ist über Reims hin bis an den Argonnenwald kein größerer Kampf. Beide Teile sind wohl jetzt eingewühlt, matt und warten auf Ver-

stärkungen. Ostlich vom Argonnenwald wurde Varennes genommen, 25 km von Verdun. Die Sperrforts südlich von Verdun bis nach Toul hin (Luftlinie 50 km) werden mit schwerer Artillerie beschossen. Angriffe aus Verdun und Toul zugleich wurden siegreich abgeschlagen. Endlich scheint also ein Zugang zur Beschießung des gewaltigen Festungsbezirkes Verdun-Toul gefunden zu sein. Nun mögen die großen Kanonen wieder spielen! Auf ihr Kanoniere, ihr Voten der Macht! Drüben an der elsass-lothringischen Grenze steht noch alles ungefähr wie vorher. Es zeigt sich immer mehr, daß Frankreich vom Rhein aus nicht zu bezwingen gewesen wäre. „Eine wirkliche Entscheidung ist noch nirgends gefallen.“

Daß in der ganzen Welt über die Zerstörungswut der Deutschen gelogen wird, ist allmählich so gewöhnlich geworden, daß wir uns erstaunt umsehen würden, wenn dieses Bombardement mit Worten eines Tages aufhören sollte. Man hebt nur den Kopf ein wenig, wenn ein ganz besonderes Lügengeschloß durch die Luft faßt. So wird jetzt von Belgien nach London geschrieben, es sei der Befehl des deutschen Kaisers zur Zerstörung der Kunstwerke gefunden und es habe der Feldmarschall v. d. Golz Auftrag zu Massakern gegeben. Es soll uns nur wundern, wie lange solches Zeug noch von irgendwem wirklich geglaubt wird.

Die Franzosen sehen sich, wie aus Paris gemeldet wird, genötigt, ihre afrikanischen Truppen in die Heimat zurückzuführen, weil sie das Herbstwetter nicht aushalten und weil „die Verstärkung der Truppen in Tunis, vor allem aber in Marokko, eine durch die Verhältnisse bedingte dringende Notwendigkeit“ sei. Das letztere wäre ja sehr erfreulich. Dahinter stehen vielleicht die Mohammedaner der Wüste und die braunen Freunde unserer Gebrüder Mannesmann in Westmarokko.

Freitag, 25. September.

Der Kampf an der Aisne hat nach französischen Berichten vielfach den Charakter des Festungskrieges erhalten, wie schon früherzeit die Schlacht bei Muiden in der Mandschurei. Überall sind Laufgräben und Drahtzäune. Oft kommt es vor, daß mit der Arbeit eines Tages nur ein Fortschritt von 500 Metern gewonnen wird. Unsere herkömmlichen alten Begriffe von der Feldschlacht müssen aufgegeben werden. Die Stärke der Franzosen liegt in einer sehr geschickt verborgenen und indirekt schießenden Artillerie und in der merkwürdigen Fähigkeit, sich beim Eingraben dem Boden anzupassen. Gestern sprach ich mit einem Freunde, der wiederholt im Feuer gewesen ist, und der als seine Meinung sagte, das gefährlichste für die Deutschen sei, daß in ihnen noch zu viel von der alten vorwärtstürmenden Kämpfernatur übrig sei, während die anglichsieren Nerven vieler Franzosen sich glänzend in das System des unpersönlichen Kampfes einfügen. Auf deutscher Seite stehen als unzweifelhafte Vorzüge die Wucht der starken Artillerie und die körperliche Ausdauer der Mannschaften.

Der Bürgermeister von Brüssel, Herr Max, mußte vorübergehend in Haft genommen werden, bis er sich in die neuen Verhältnisse fügen lernte. Er ist sehr geschickt, aber man weiß natürlich nur von einem Tage zum anderen, wie man mit ihm daran ist.

Gegenüber den Serben scheinen ernsthaftere Erfolge vorzuliegen. Der Einbruch auf österreichisches Gebiet hat zu einer fürchterlichen Niederlage der Serben geführt. 7000 Gefangene. In Albanien will man wieder einmal eine neue Regierung einrichten.

Der deutsche Reichskanzler sendet dem neuen Erzbischof von Gnesen seinen Glückwunsch. So umworben wie jetzt sind die Polen seit Anfang der Welt noch nicht gewesen. Der russische Zar schreibt auch an seine „lieben Polen“.

Die Engländer fangen an, über Deutschland zu fliegen, wohl um unsere Zeppeline in gebührender Form einzuladen. Im übrigen beschäftigen sie sich natürlich noch stark mit den drei versunkenen Kreuzern. Der Verlust selber macht bei der Größe der englischen Flotte nicht allzuviel aus, aber es ärgert sie und vermindert das Ansehen ihrer gewaltigen schwimmenden Burgen. Auch bei uns hat man im Marineamt lange Zeit nicht an den

Wert der neuen unterseeischen Waffe glauben wollen. Sonst würde die Zahl unserer Unterseeboote noch größer sein, als sie glücklicherweise ist.

Der deutsche Kreuzer „Emden“ soll den Engländern in Indien bereits einen Schaden von 18 Millionen Mark zugefügt haben. Zuletzt schoß er zwei große Delbehälter bei Madras in Brand. Eine und eine halbe Million Gallonen Del sind verloren. So berichten englische Zeitungen.

Aus England und Frankreich kommen Nachrichten vom Geldmarkt, die sehr zu denken geben. Der Oktobercupon der 4½prozentigen Obligationen der International Mercantile Marine Company, die zum Morgantrust gerechnet wird, bleibt unbezahlt. Der Crédit Lyonnais zahlt die im Herbst fälligen Teildividenden in Höhe von 12½ Millionen Frank nicht aus. Wenn das beim altberühmten Crédit Lyonnais der Fall ist, so kann auf kleinere Banken ohne weiteres ein Schluß gezogen werden. Und wie ist es mit den Renten der Staatspapiere im Ausland? Da Frankreichs ausländische Anlagen auf 40 Milliarden angegeben werden, wovon allein 20 Milliarden in Rußland, so ist ein vollkommener Sturz aller Renten am 1. Oktober scheinbar unausbleiblich. Im Krieg leidet immer der Gläubiger und nicht der Schuldner. Da nun Frankreich das größte Gläubigerland ist, so trägt es auch in dieser Hinsicht größere Kriegslasten als alle anderen. Arme Franzosen! Aber — ihr habt es gewollt!

Das Endergebnis der deutschen Anleihe ist 4460 Millionen Mark

Sonnabend, 26. September.

Man hört gar nichts von der Dstgrenze, gar nichts. Daraus zu schließen, daß dort kein Krieg sei, würde verfehlt sein. Beide Teile sammeln Kräfte und suchen Stellungen.

Auch hört man bis heute offiziell nichts von den deutschen Schiffen „Göeben“ und „Breslau“. Viele Leute aber denken an sie. Die englische Mittelmeerflotte kreuzt vor den Dardanellen.

In Frankreich wird am äußersten rechten Flügel, also wohl westlich von Royon und St. Quentin, von neuem gekämpft. Die sonstige Schlachtreihe ist ziemlich ruhig, nur zwischen Verdun und Toul dröhnen die Belagerungsgeschütze. Das Sperrfort Camp des Romains bei St. Mihiel ist in deutscher Macht. Damit beginnt endlich die Durchbrechung des fabelhaften Grenzverschlusses, den die Franzosen eingerichtet haben.

Staatssekretär Solf, jetzt zeitweilig Kolonialminister ohne Kolonien, schreibt: „Ich will zunächst unsere Kolonien wieder haben. Was sonst vom Friedensschluß erhofft wird und erreichbar ist, darüber wollen wir uns später unterhalten. Vom Standpunkt meiner Kolonialverwaltung aus werden Sie es mir nicht verübeln, wenn ich jetzt schon den Wunsch hege, die Friedenspalme für ein größeres Deutschland in Afrika zu pflanzen.“

Sonntag, 27. September.

Die deutschen und französischen amtlichen Darstellungen der Kriegslage im Westen stimmen im ganzen überein. Die Zeit, wo die Franzosen Siege logen, scheint vorbei zu sein. Beide Heere lagern seit Wochen gegenüber, und nur am rechten und linken Ende werden Umgehungsversuche oder Seitenangriffe gemacht. Ein Umgehungsversuch ist von unserer ersten Armee bei Bapaume zurückgewiesen worden. Bapaume liegt stark nordwestlich von St. Quentin, also schon etwas im Rücken der deutschen Linie. Als westliches Kampfgebiet wird man sich das Land zwischen Amiens und St. Quentin vorzustellen haben. An dem Ostende der Doppelaufstellung sind aber die Deutschen zweifellos im Vorgehen. Die angegriffenen Sperrforts südlich von Verdun haben ihr Feuer eingestellt. „Unsere Artillerie steht nunmehr im Kampfe mit Kräften, die der Feind auf dem westlichen Maasufer in Stellung brachte.“ Also wohl ein neuer Ausfall aus Verdun.

In beiden Ländern sorgt man sich um den Gesundheitszustand der Soldaten unter den Einwirkungen des herbstlichen Wetters. Die Nächte sind schon sehr kalt. Man hofft bei uns, daß nun endlich etwas bessere Ordnung in die Transportverhältnisse des roten Kreuzes kommt. Warum versagt die sonst

so gute deutsche Organisation an dieser Stelle? Es scheint, daß freiwillige Kriegshilfe von vornherein ein falsch gedachter Gedanke ist. Die Gaben sollen natürlich freiwillig sein, ihre Vermittlung aber muß mit beiden Füßen im Heeresorganismus drin stehen. Auch fehlt an der Spitze dieser Versorgungen ein Mann, dem die Deffektivität die Kraft der Organisation zutraut. Das muß jetzt offen ausgesprochen werden, da uns jeder Tag dem Winter näher bringt. Um nur etwas zu erwähnen: Hosenträger und Taschentücher fehlen, ohne daß sie bisher unseres Wissens von der Heimat in größeren Mengen geliefert oder gefordert sind.

Bei trübem Wetter sitzen die Menschen am Sonntag in den Häusern. Manche lassen dabei wohl die Köpfe hängen, weil sie sich den Krieg leichter gedacht haben, aber das ist ihre eigene Schuld. Von Anfang an haben alle amtlichen Veröffentlichungen und alle sachkundigen Schriftsteller in eindringlicher Weise vom schweren Ernst der deutschen Weltlage geredet. Die schnellen Siege des Anfangs waren eine sehr große Erleichterung des inneren Eingewöhnens in den Krieg, aber ein regelrechter Anspruch auf ununterbrochene Weiterlieferung von Siegen läßt sich daraus nicht herleiten. Daß wir schließlich nach West und Ost und über See unsere Fahne hochhalten, daran zweifelt im Grunde niemand. Es sind nur Völker von Ungeduld, die da und dort über den Himmel fliegen. Dazu kommt die allgemeine Teilnahme für die ungeheuren Mühen und Todesopfer aller beteiligten Armeen. Trotz des entschiedensten deutschen Siegeswillens läßt sich das Gefühl nicht unterdrücken, was an gemeinsamer Kultur und Gegenseitigkeit aller abendländischen Völker in diesen Monaten für lange Zeit zu Grabe getragen wird. Die Verknüpfung der Nationen ist so groß, daß fast jedes Haus irgendeine private Auslandsbekanntschaft befragt, die jetzt gestört ist. In den Grenzprovinzen ist das am stärksten. Fast jede Seele wird vom Krieg in so verschiedener Weise hin und her gezogen, daß bald der eine und bald der andere es einmal braucht, sich still selbst erst wieder in Ordnung zu bringen. Aber schließlich bringt doch die Posaune der großen Zeit und ihrer Heldenhaftigkeit bis hinein in jeden Gram. Solche Hingebung, solches Spotten des Todes um des Vaterlandes willen gab es noch nie! Der Kampf unseres Unterseebootes „U 9“ richtet zahllose Menschen auf. Und wie gering sind doch unsere Leiden gegen das, was Ostpreußen und Oberelsaß durchzumachen hatten! Also Kopf oben behalten! Es wird auch wieder helleres Wetter.

Montag, 28. September.

Die dänische Neutralität wird von König und Minister feierlich versichert, was nur als Ablehnung englischer und französischer Zumutungen verstanden werden kann. Der König sagt: „Wir wollen mit Gottes Hilfe Dänemark frei und selbständig den kommenden Geschlechtern übergeben können, wie wir es als Erbe von den Vätern empfangen haben.“ Die Engländer möchten gern mit dänischer Hilfe durch den Sund fahren, um die deutschen Ostseeküsten belästigen und den Handel zwischen Skandinavien und Deutschland stören zu können. Gelingt hoffentlich nicht.

Die Franzosen haben das deutsche Klubhaus in Saigon und ein großes dortiges Handelsmagazin zerstört. Die englischen Südafrikaner haben Lüderichsbucht besetzt. Derart mag es noch manches geben, was nur gerade wir nicht hören. Dafür soll ein älterer russischer Kreuzer bei Baltischport gestrandet sein, und die „Emden“ arbeitet noch weiter als „Bengalenschred“.

Eine wichtige Nachricht kommt durch die „Königliche Zeitung“, noch nicht durch das österreichische Hauptquartier. Am 19. September, also vor bereits 9 Tagen, fuhrn 30 kleine und 15 große französische Kriegsschiffe in der Richtung auf die vorgelagerten Forts von Cattaro. Durch aufgefangenen Funkenspruch wußten die Österreicher, was bevorstand, und wollten die Franzosen auf Minen auffahren lassen. Da jedoch die Franzosen lehrten, begann die Beschicung von der Küste, wobei ein französisches Kriegsschiff von 24 Granaten auf einmal getroffen wurde, so daß Kommandobrücke und alle sechs Schornsteine in die Luft flogen. Das Schiff, dessen Name und Größenklasse nicht benannt ist, sank, und zwei andere Schiffe erlitten schwere Havarien. Dieser

Sieg der österreichischen Küstenverteidigung ist sehr zu begrüßen. Das Adriatische Meer kann für die Franzosen noch manche Ueber-
raschung enthalten; es ist keine leichte See für solche, die dort nicht zu Haus sind.

Dienstag, 29. September.

Allelei Flugzeug über Warschau, Paris, Ostende. Ob es viel militärischen Zweck hat, können wir nicht wissen. Die Erschrockenheit der Bevölkerung nimmt natürlich bei Wiederkehr ab.

Ausstellung von Dumbumgeschossen an englische Offiziere des Gordon Highlanders-Regiments durch Unterschrift zweier gefangener Offiziere protokolllarisch festgelegt. Eigentlich unglaublich!

Die große Schlacht in Frankreich geht immer weiter, ohne daß sehr erkennbare Verschiebungen vorliegen. Die Schützengräben oft halb voll Wasser.

Vorangriffe der Russen auf Karpathenpässe. Ungarische Truppen zur Abwehr gesendet.

Unsere Ostlinie schweigt.

Die Dardanellen sind geschlossen.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 22. September.

Kriegszeit ist Triumphzeit aller staatssozialistischen Einrichtungen. Wenn wir noch viel mehr davon hätten, wären wir jetzt wirtschaftlich noch „mobiler“. Die Landesversicherungsanstalten treten als mächtige Faktoren der Kriegswohlfahrtspflege auf. Die Landesversicherungsanstalt Berlin hat 5 Millionen für notleidende Versicherte bereitgestellt, die im Anschluß an die städtische Arbeitslosenunterstützung ausgegeben werden.

In der allgemeinen Stimmung spürt man die Gehobenheit über die wirtschaftliche Volkseistung der Kriegsanleihe. Man sieht es sozusagen jedem an, daß er „dem Kaiser Geld geborgt hat“ (so stellt sich das Dienstmädchen, das seine Ersparnisse in Kriegsanleihe angelegt hat, die Sache vor).

Dieser wirtschaftliche Sieg ist auch wieder wie ein Band der Gemeinschaft, Menschen, die einander fremd sind, sprechen in der Tram davon — gerade wie die militärischen Ereignisse einen allgemeinen Kommunismus im Wissens- und Nachrichtendienst herstellen.

Gibt es überhaupt Pessimisten des Krieges? Ich habe noch keinen einzigen getroffen, trotzdem jeder bemüht ist, die wirtschaftlichen und militärischen Schwierigkeiten ernstlich zu würdigen.

Eine einheitliche Organisation der militärischen Ausbildung schulentlassener Jungen ist für Berlin durch die Schuldeputation in die Wege geleitet.

Die kleinen Schuljungen werden unterdessen immer feuriger. Den Kurfürstendamm hinunter spielen sie Torpedo und Panzerkreuzer um die fahrenden Trams herum auf eine Art, die an Lebensgefährlichkeit nichts zu wünschen übrigläßt.

Mittwoch, 23. September.

Man spricht von nichts als von der „U 9“. Die technisch nüchterne Nummer klingt so voll wie ein Helldenkname von Mund zu Mund. Sicher sind in Deutschland schon hundert Gedichte auf sie gemacht.

In dem Maße als das abendliche Straßenleben stiller wird, nehmen Konzerte und alle Arten von künstlerischen Veranstaltungen zu. „Zum Besten von“ — in endloser Folge. Sie sind Ausdruck des Bedürfnisses nach irgendeiner wohlthuenden Lösung der Spannung des Wartens und Hoffens. Es hat niemals so viel gute Musik auf einmal gegeben, so ernsthafte Programme.

Trotzdem bohrt der Gegensatz des Lebens draußen in Entbehrung, Schmutz, Erschöpfung und Todesgefahr zu diesem glatten, in aller Arbeit leichten Großstadtleben. Wenn unseren Soldaten im

naßen Schützengraben das Bild einer Berliner Sitzsäule auf-tauchte!

Die Vertreter der Berliner Kaufmannschaft verlangen Höchstpreise für Getreide, Mehl und Hülsenfrüchte. Es heißt in ihrem Bericht, es sei nicht zu verkennen, „daß die Lösung dieser Aufgabe ungewöhnlich schwierig und nur durch Hintansetzung spezieller Interessen zu ermöglichen ist“. Die Preisbewegung war folgende:

	Weizen Markt	Roggen Markt
Mitte Juli	205,—	170,—
Ende Juli	223,—	188,—
1. August	232,—	220,—
11. August	213,—	182,—
31. August	228,—	198,—
15. September	239,—	210,—
24. September	250,—	229,—

Beweis für die Dringlichkeit der Forderung.

Durch die Zeitungen geht seit einer Woche eine Debatte über die Frage, ob deutsche Gelehrte die Auszeichnungen englischer Universitäten und wissenschaftlicher Institute ablegen sollten. Professor Wilhelm Förster hat als erster sich gegen eine solche Manifestation erklärt — erstens weil der Krieg mit dem Kulturaustausch der Nationen nichts zu tun habe, und zweitens, weil gerade englische Gelehrte sich gegen die englische Kriegspolitik gewendet haben. Den ersten Gesichtspunkt unterstützen Waldeyer, Orth und andere. Sollte man diese ganze Frage nicht lieber überhaupt in Ruhe gelassen haben? *Inter arma silent musae* — sehr wichtig ist die Sache an sich doch im Augenblick nicht. Ihre Erörterung aber ein Duell von Ungeheuerlichkeiten nach innen und außen.

Donnerstag, 24. September.

An den Beratungsstellen des Nationalen Frauendienstes ist immer noch ein Ansteigen der Besuchsziffer festzustellen. In der letzten Woche auf insgesamt 29 000 Besuche. Das ist aber jetzt wesentlich die Mietfrage. Wenn sie nicht wäre, würde der Besuch schon sinken. Die Frauen der Kriegsteilnehmer sind versorgt (teils ausreichend, teils notdürftig); durch die Arbeitslosenunterstützung ist einem anderen Teil notdürftig geholfen. Aber die Mietfrage ist tatsächlich ungelöst und ängstigt die Frauen mehr als alles.

Die Wehrmannsfrauen bringen Ansichtskarten von ihren Männern aus Rußland; das hübsche Renommee daran — als wenn es sich um einen Kegelschubausflug handelte — hat etwas sehr Beruhigendes für sie.

Es taucht die Frage auf nach der künftigen Witwenversorgung — überhaupt nach der volkswirtschaftlich richtigen Verwertung der Frauen, die künftig verdienen müssen. Ihre Zahl wird absolut und relativ enorm steigen. Man sollte beizeiten — jetzt schon! — dafür sorgen, daß sie nicht schließlich ein ganz schwerer Ballast für die deutsche Wirtschaft werden.

Abends in einem eleganten Restaurant am Kurfürstendamm. Ein Quartett spielt wie in Friedenszeiten, nur besser, weil jetzt bessere Musiker zu solchem Erwerb greifen müssen. Dahinein klingen die abendlichen Wetgloden der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche. In den zierlich geschmückten Raum bringt eine arme Frau die Abendzeitungen mit eindringlich düsteren Schilderungen weißlicher Schlachtfelder: wie ein Angriff der eleganten, heiteren englischen Lanciers in deutsches Maschinengewehrfeuer gerät, wie auf den Schlachtfeldern die Leichen der Franzosen mit den Geigen und in den Stellungen des wenig gefügten leidenschaftlichen Vorwärtstürmens, die der Deutschen sozusagen noch immer in Reich und Glied, den vor-schriftsmäßig gepackten Tornister mit dem vor-schriftsmäßigen Inhalt auf dem Rücken daliegen. — Es ist fast unbegreiflich, daß dieses beides, unser Alltagsleben und diese dunklen, schicksalbedeckten Felder zugleich Wirklichkeit sind.

Deutsche Verwundetenpflegerinnen haben sich in Oesterreich angeboten und sind dankbar angenommen — nachdem in Deutschland das Rote Kreuz die in kurzen Kurzen ausgebildeten Helferinnen den außerhalb seines Verbandes stehenden staatlich anerkannten Pflegerinnen vorzieht! Aufmerksamkeit zu dem großen Kapitel „Das Rote Kreuz“.

Freitag, 25. September.

Am Abend war eine Versammlung der Mädchen- und Frauengruppe für soziale Hilfsarbeit im Bürgeraal des Rathauses. Die übliche erste Mitgliederversammlung des Winters. Unwillkürlich dachte man an jenen schwülen Sommerabend des 3. August, als wir in unsäglich gedrängtem Saal den „Nationalen Frauendienst“ begründeten. Welche Wochen liegen dazwischen! Heute hat jeder eigentlich schon seinen Platz. Auch der außergewöhnliche Zustand, die außergewöhnliche Arbeit hat etwas von der Ruhe der Gewohnheit bekommen. Die Stimmung ist nicht mehr so groß und flammend, aber fester und zuverlässiger.

Von dieser Zeit und ihrem Inhalt zu reden, ist fast unmöglich. Immer geht das Gefühl neben einem her, daß das, was man sagen kann, kläglich zurückbleibt hinter der Riesensumme von Taten, Opfern, Schmerzen und Erhebungen.

Vorher eine Fahrt durch den Tiergarten. Der Duft des welken Laubes in der klaren, kühlen Herbstdunkelheit. Ueber die Tiergartenstraße zieht singend ein Trupp Soldaten. Blutjunge Burtschen, manche noch so schmal in der Uniform, mit Kinder-gepäckern. Aber sie haben Ästern in allen Knopflöchern und sind stolz und lustig.

Auf dem Platz vor dem königlichen Schloß stehen feindliche Geschütze. Die kleinen Mädchen knien sich davor auf die Straße und pusten neugierig in die Rohre, ob es noch nach Pulver riecht.

Die Fürsorge für Ostpreußen wird Maßnahmen des Landtages notwendig machen. Nach einer Inspektionsreise von Ministern und Unterstaatssekretären soll eine Kreditvorlage von 100 Millionen eingebracht werden. An eine Rückkehr der Flüchtlinge ist vorläufig nicht zu denken, da eine Verpflegung starker Zivilmassen unter den gegebenen Verhältnissen unmöglich ist. Nach Gumbinnen sollen die Männer, noch nicht Frauen und Kinder, zurückkehren.

Alle diese Tatsachen schließen ein: sorgsamere Fürsorge für die Flüchtlinge hier in Berlin. Denn nun ist zunächst Dauerzustand, was man erst nur für vorübergehende Not hielt.

Sonnabend, 26. September.

Ich bekam einen Brief von einer deutschen Schriftstellerin, die versprochen hatte, mir Adressen aus dem neutralen Ausland zu sammeln. „Zwei Tage Verspätung. Mein Sohn ist gefallen.“ Aber die Arbeit — eine große, mühsame und Geduld erfordernde Arbeit — ist exakt gemacht. Das ist so bezeichnend für die Haltung aller arbeitenden Frauen.

Im übrigen sammelt man Stoff für zukünftige Pläne der Frauenerziehung!

Eine Wohlfahrtsdame zeigt einem begeistert einen Stapel Liebesgaben. Immer ein Paar Socken und ein Paar Pulswärmer mit vielen himmelblauen Bändchen zusammengebunden. „Und denken Sie nur, eine Tafel Schokolade steckt in jedem, ist das nicht reizend?“ — „Glauben Sie, gnädige Frau, daß eine einzige Tafel Schokolade unzertrümelt ankommen kann?“ — Sinnig, aber vernunftlos — und leider typisch!

In den Handelszeitungen wird — mit Recht! — vor dem unangebrachten und laienhaften wirtschaftlichen Patriotismus gewarnt. „Ein Land mit so großem Exportbedürfnis wie Deutschland sollte sich auch in der begreiflichen Erregung eines ihm aufgedrungenen Krieges hüten, alle Brücken nach dem Ausland abzubauen. Gerade weil wir uns durch die ausländischen, auf Ausschaltung des deutschen Außenhandels gerichteten Drohungen nicht schrecken lassen, gerade weil wir der Ansicht sind, daß viele deutsche Erzeugnisse auch vom feindlichen Auslande auf die Dauer nicht entbehrt werden können, sollen wir darauf bedacht sein, die nach Beendigung des Krieges unumgänglich notwendige Wiederaufnahme der internationalen Handelsbeziehungen nicht durch unnötige Schärpen zu erschweren.“ Sehr zu beherzigen, auch noch für andere Gebiete. Es gibt Leute, die stellen sich Deutschland nach dem Kriege vor wie ins 18. Jahrhundert zurückgekehrt. Mit Eigenwirtschaft, Eigentum, Eigenwissen, Eigentracht usw. Man erörtert ernsthaft die Frage, ob die Theater jetzt Shakespeare spielen sollen!

Sonntag, 27. September.

Wieder beginnen die Truppenzüge unter der Brücke unseres Vorortes entlangzufahren. Wieder Jubel oben und unten aus den Zügen, die von Herbstblumen stammen.

Mir fällt ein Gegenbeispiel ein: bei einem toten französischen Offizier fand man ein goldenes Kettenarmband, darauf war eingegraben: „Je sais que tu reviendras.“ Solche Worte würde trotz der Kampfesfreudigkeit deutscher Männer und der opferfrohen Abschiedsstimmung der Frauen die deutsche Frau dem Geliebten kaum mitgeben. Bei ihr würde der zärtliche Wunsch, seine Zuversicht zu stärken, wohl kaum die Scheu vor der Herausforderung des Schicksals besiegen, die in jenen tröstenden Worten liegt.

Montag, 28. September.

Heute war im großen Saal der Philharmonie eine Kundgebung der deutschen Erwerbsstände, einberufen vom Deutschen Handelstag, dem Kriegsauschuß der deutschen Industrie, dem Deutschen Handwerks- und Gewerbetag und dem deutschen Landwirtschaftsrat. „Zu jedem weiteren Opfer bereit, sind alle Teile des deutschen Wirtschaftslebens, Landwirtschaft, Industrie, Handel und Handwerk, einmütig entschlossen, bis zu einem Ergebnis durchzuhalten, das den ungeheuren Opfern dieses Krieges entspricht und dessen Wiederkehr ausschließt.“ In diesem Kernsatz der gemeinsam gefaßten Erklärung liegt der Sinn der Versammlung ausgesprochen. Eine Demonstration — gewiß. Aber dieser mit Tausenden von Männern gefüllte Saal, die knappen Erklärungen der Vertreter unserer deutschen Wirtschaftsmächte brachten sinnfällig eine bezwingende Tatsache zum Ausdruck: die einheitliche disziplinierte Organisation der deutschen Volkswirtschaft, eine geordnete, festgefügte Schlachtreihe im Innern.

Raumann / Das sittliche Recht der Neutralität

Wir haben die allgemeine Wehrpflicht und Steuerpflicht. Das bedeutet, daß kein einzelner sich von der Kriegsteilnahme zurückziehen kann, auch wenn er will. Die wirtschaftlichen Kriegsfolgen vermag er ja sowieso nicht von sich abzulehnen, denn die melden sich von selber. Es gibt keine persönliche Neutralität. Du magst wollen oder nicht, du mußt!

Diesen Zustand sehen wir nicht als sittlich schlecht an, sondern begreifen ihn als eine notwendige Folge der Haftbarkeit aller für alle. Man kann sich theoretisch das Recht des einzelnen auf Neutralität sehr gut ausdenken, aber in der Wirklichkeit ist es unausführbar.

Es wurde, wie wir aus den Zeitungen ersahen, ein elsfässiger Bauer gerichtlich hart verurteilt, weil er durch eine weiße Fahne sein Gehöft vor der Kriegsfurie bewahren wollte. Ich verstehe diesen Mann vollständig; er wollte zwischen beiden Herren ein einzelner Neutraler bleiben. Aber da niemand weiß, ob die Neutralität nicht Gegnerschaft deckt und sich plötzlich in hinterlistigen Angriff verwandelt, so kann kein streitendes Heer diese willkürliche Neutralität achten. Die weiße Fahne auf dem Schlachtfeld ist Monopol der organisierten Heeresleitungen.

Auch innerhalb der neutralen Staaten wird die Neutralität des einzelnen nicht geschützt. Alle neutralen Staaten verlangen von ihren Bürgern, daß sie der militärischen Einberufung folgen. Es kann kein Schweizer oder Holländer erklären: mein Sohn bleibt zu Hause! Es kann kein Däne oder Schwede sagen: für Rüstenbewachung zahle ich nicht! Die bewaffnete Neutralität ist für den einzelnen ein Zwangszustand genau wie der Krieg.

Schon im Wort „bewaffnete Neutralität“ ist die ganze sittliche und politische Schwierigkeit enthalten. Wenn die bloße Abgabe einer Erklärung, daß man sich am Kriege nicht beteiligen wolle, genügend wäre, so brauchten grundsätzlich neutrale Länder keine Armee. Dann würden sie sich unter den Schutz der göttlichen Vorsehung oder der menschlichen Achtung vor dem Recht der Schwachen stellen und alle Gefahren auf sich nehmen, die mit solchem starken Glauben tatsächlich verbunden sind. Eine derartige wirkliche und volle Neutralität ist aber nirgends auf Erden zu finden, weil aus Gründen der Erfahrung kein Staat den dazu nötigen Glauben aufbringt. Es stellen sich vielmehr auch kleine und schwache Staaten unter den Zwang der Wirklichkeiten und handeln damit sittlich richtig. Sie können nicht fliehen, sie können nicht die übrige Welt durch Verwünschung versenken, also bedrohen sie den Eindringling so gut sie es können mit der Waffe und zwingen ihre Einzelbürger, am militärischen System teilzunehmen.

Da nun aber eine bewaffnete Neutralität nichts Unwandelbares ist, sondern jeden Tag bei passender Gelegenheit in aktive Betätigung am Krieg übergehen kann, so besteht der Anspruch der Neutralen in Wirklichkeit darin, daß sie nicht angegriffen werden wollen, so lange es ihnen nicht erwünscht ist. Das paßt nicht auf alle neutralen Staaten in gleicher Weise. Zum Beispiel glaubt jeder von der Schweiz und von Holland, auch von Dänemark, daß sie keinerlei heimliche Angriffsabsichten haben, während man der inneren Neutralität von Italien, Rumänien, Bulgarien, Türkei nicht in gleicher Weise sicher ist. Wie aber soll beim Vorhandensein der bewaffneten Neutralität ein Unterschied zwischen zeitweiliger und endgültiger Neutralität gemacht werden? Es ist eine Glaubenssache von seiten der Kämpfenden, wie hoch sie den inneren Wert einer Neutralität einschätzen wollen. Jemanden äußeren sicheren Maßstab gibt es nicht.

Wenn die deutsche Regierung gegenüber Belgien die volle Garantie gehabt hätte, daß Belgien neutral war bis in den Grund seiner Seele, so lag die belgische Frage anders, als sie tatsächlich gewesen ist. Es bestanden aber genügend Anlässe, um dieser Neutralität zu mißtrauen. Der Fall war ähnlich wie 1866 zwischen Preußen und Hannover. Damals hat Bismarck verlangt, daß Hannover sich als Freund oder Feind erklären solle, und er hat damit das getan, was er mußte.

Aber selbst einmal angenommen, daß in Belgien eine so ehrliche Neutralitätsgeffinnung vorhanden gewesen wäre, wie wir sie bei der Schweiz voraussetzen, so bleibt noch immer die Frage übrig, ob der kleine Einzelstaat für alle in der Welt möglichen Fälle ein Recht haben kann, sich der weltgeschichtlichen Neubildung zu entziehen. Das ist nämlich der Kern der Angelegenheit. Kriege sind in gegenwärtiger Zeit keine Fehden mehr, die zur Ausfüllung unbeschäftigter Kräfte unternommen werden. Sie sind Organisationsverschiebungen im Entwicklungsgange zur Menschheit. Die Anteile an der werdenden Menschheitsregierung werden für ein Menschheitsalter und vielleicht für länger festgesetzt. Daß das durch Krieg geschieht, ist hart und barbarisch, aber die Geschichte der Menschheit bietet kein anderes Verfahren. Da es steigende und sinkende Staaten und Völker gibt, muß es Abrechnungstage geben, in denen die Beteiligungen an der kommenden Menschheitszentralverwaltung neu geregelt werden. Ein solcher Abrechnungstag ist jetzt hereingebrochen. Es wird um Menschheitsführung gerungen. So freundlich man nun menschlich den Wünschen der Neutralen gegenüber-

stehen mag, so kann man ihnen doch rein grundsätzlich kein Recht zugestehen, sich dem allgemeinen Vorgang der Zentralisierung der Leitungsstellen innerhalb der Menschheit zu entziehen. Wir erleben im wirtschaftlichen Kampfe beständig, daß kleine Betriebe syndikatsfrei bleiben wollen. Oft gelingt es ihnen, manchmal aber auch nicht. Der Konzentrationsgedanke siegt. Ähnliches aber begibt sich auch im Gebiete der großen Politik.

Zwischen uns und den geistig bedeutenden Vertretern des Neutralitätsgedankens finden wir meist einen tiefen geschichtsphilosophischen Gegensatz, der aber selten auf eine klare Formel gebracht wird. Beide Teile haben als Endziel die Idee der Menschheit vor Augen, sind aber über den Weg zu diesem Ziele verschiedener Meinung. Die einen glauben an den Fortschritt durch Stärkung und die anderen durch Schwächung des Staatsgedankens. Die ersteren sehen die Menschheit herankommen auf dem Wege der Vergrößerung der Staatsverbände, die anderen auf dem Wege der Verkleinerung und Neutralität aller Mächte. Oft bezeichnen die letzteren diesen ihren Weg als „die Friedensidee“ im besonderen Sinne, ich vermag aber nicht zu glauben, daß ihr Weg weniger Gefahren künftiger Zusammenstöße aufweist als der unsere. Der bisherige Friedensfortschritt der Menschheit ist durch Staatsvergrößerungen, Staatsverbindungen und damit Kriegserschwerungen mehr gefördert worden als durch die Propaganda der Dezentralisation. Wenn ich und andere deutsche Abgeordnete noch zu Pfingsten mit den französischen Abgeordneten in Basel zusammen getagt habe und mich jetzt um des Gewissens willen freue, daß ich dabei war, so haben wir nicht zusammengeessen, um die Entstaatlichung zu pflegen, sondern um durch Staatenverband friedlich zu wirken. Es war schon nicht mehr möglich; aber es war viel richtiger gedacht, als wenn wir eine Weltgeschichte zusammenhangsloser Neutralitäten verkündigt hätten. Wir suchten eine andere Organisation als die vorhandene Gruppierung der Mächte, aber wir suchten auf beiden Seiten große Organisation der führenden Staaten, nicht Vereinzelung. In diesem Sinne habe ich mich mit Jaures verstanden, obwohl und weil er Franzose war und ich Deutscher.

Niemand weiß jetzt mitten im Kampfe das Ergebnis des großen Krieges, so viel aber ist wohl jetzt schon sicher, daß es noch stärkere Staatsverbände geben wird als vorher. Das aber, was mit solcher Wucht sich durchsetzt, ob wir es mögen oder nicht, hat doch sicherlich für alle diejenigen eine Bedeutung und enthält eine Verpflichtung, die an eine höhere Vernunft oder göttliche Leitung auch in den blutigsten und dunkelsten Perioden der Menschheitsgeschichte glauben.

Paul Rohrbach / Reims und Löwen

Jetzt haben wir Deutschen das scheinheilige Gewinsel im Auslande um die Rathäuser und Kathedralen wirklich bald satt. Die französische Regierung kommt und lügt in die Welt, wir hätten absichtlich die Kathedrale von Reims in Trümmer geschossen; darüber zuckt man die Achseln. Weil der Sieg nicht kommen will, so wird verleumdet und geslennt, aber hier ist es wenigstens der Gegner, der sich damit abgibt, und daß Franzosen, Engländer und Genossen das unanständige Kampfmittel des Verleumdens und Ehrabschneidens in noch nie dagewesenem Umfang zum Kriegs-

brauch erhoben haben, können wir nun einmal nicht ändern. Mögen sie es mit sich selbst abmachen! Wer die Verantwortung für das Herbeiziehen der Kriegsfurie im ganzen auf sich geladen hat, den wird der Satz Lügen dazu moralisch auch nicht sehr drücken.

Eine stärkere Beschwerde haben wir gegen die Herren Neutralen. Ich ertrinke alle Tage beinahe in Papier, das in vier, fünf, sechs Sprachen bedruckt ist über die „Barbarei“ von Löwen. Die „Barbarei“ von Reims fängt auch schon an zu spuken. Ich habe aber noch keine dänische, holländische, italienische oder sonstige „neutrale“ Zeitung gesehen, die der englisch-französischen Genossenschaft ein paar Worte ins Stammbuch geschrieben hätte, wie diese: „Ihr füllt die Welt mit Geschrei über den Schaden, den Kultur und Zivilisation in Löwen und in Reims erlitten haben sollen. Wir finden es auch höchst beklagenswert, wenn so große alte Kunst im Kriege zu Schaden kommt. Wir finden aber auch, daß es ein Schlag ins Gesicht aller Kultur und eine Verletzung der gemeinsamen Grundlagen der europäischen Zivilisation ist, wenn man afrikanische Neger und braune und gelbe Asiaten gegen ein europäisches Kulturvolk führt. Ihr Franzosen habt nicht nur Kabylen und marokkanische Berber, sondern sogar schwarze Senegalesen, Neger aus Innerafrika herangebracht, wilde Barbaren, die dem gefallenen Feind den Kopf abschneiden und ihn als Trophäe mitschleppen. Aus einem englischen Bericht haben wir ja erfahren, daß solch ein Wilder noch im Lazarett außer Rand und Band geriet, als man ihm den erbeuteten Kopf eines deutschen Soldaten fortnehmen wollte. Aus Feldpostbriefen von Offizieren des rechten deutschen Flügels erfährt man, daß unter den Engländern sogar schon indische Truppen kämpfen. Inder sind dort in deutsche Gefangenschaft geraten. Mag man die indischen Helfershelfer als Arier und Rassegenossen noch passieren lassen und sie mit der englischen Not entschuldigen, so ist es doch eine Schande, mit den schwarzen Kopfabsehneidern zusammen gegen einen zivilisierten und christlichen Gegner zu sechten!“ Wo aber hat sich bisher eine solche Stimme im neutralen Auslande erhoben? Wo hat man gefragt, ob es nicht eine ärgere Sünde gegen den Geist unserer Kultur ist, solche Hilfsstruppen zu benutzen, als eine Stadt wie Löwen für den heimtückischen Ueberfall auf deutsche Landwehrlente zu züchtigen?

Ein belgischer Minister — man hält etwas so Uebergeschnapptes für unmöglich, aber es steht in der Antwerpener Zeitung „Métropole“ vom 31. August zu lesen — hat gesagt: „Für den Deutschen bedarf es nur eines Schrittes, um auf den Standpunkt des Menschenfressers herabzusinken. Nichts spricht übrigens dagegen, daß dieser Krieg Fälle von Kannibalismus aufweisen wird. Der Furor teutonicus ist eine Tatsache, die zeigt, mit welcher Wollust der Deutsche sich wieder (!) der Barbarei zuwendet.“ Ich erinnere demgegenüber an die Worte, die ich schon neulich aus den Spalten der „Westminster Gazette“ anführte: „Wenn die städtische Bevölkerung (in Löwen) plötzlich aus den Häusern auf die deutschen Soldaten feuerte, so mußte dieser wahnsinnige Akt zu gerechten Folgen führen.“ Man ist erstaunt und erfreut, auf englischer Seite ein so gerechtes Urteil zu finden, und man kann es nur immer von neuem jenen übelwollenden und gedankenlosen Befritteln Deutschlands entgegenhalten, die, wie es scheint, Waffenbrüderschaft mit afrikanischen Bestien eines Kulturvolks nicht unwürdig finden, unsere Soldaten aber, die, obwohl durch das feige Schießen aus dem Hinterhalte zum Aeußersten gebracht,

doch noch das brennende Löwener Rathaus löschten, als Barbaren beschimpfen.

Darin, daß jemand, wenn vom Geist und von Schändung der Kultur die Rede ist, zwar an Löwen und Reims denkt, aber an die barbarischen Mittkämpfer Frankreichs nicht, zeigt sich eine unbegreifliche Verblendung oder Verkümmern des natürlichen sittlichen Urteils. Man kann das nur verstehen aus einem Mangel an eigenem nationalem Kraftgefühl. Einem großen, gesunden und lebensvollen Volk sind solche Dinge widerwärtig; sie erscheinen ihm schimpflich, weil sie dem Empfinden der anständigen Rasse widersprechen. Nicht wir, sondern die Engländer und Franzosen haben daher auch zuerst in den afrikanischen Kolonialgebieten schwarze Truppen zum Angriff gegen die deutschen Nachbarcolonien geführt.

Die Kathedrale von Reims ist für die Franzosen dasselbe, wie für uns die alten Dome am Rhein. Frankreichs Heerführer haben aber im 17. Jahrhundert nicht den Prachtbau des Heidelberger Schlosses geschont, und ebenso wenig im 18. den Speyerer Dom und die Gräber der deutschen Kaiser. Die Türme der Kirche wurden aus sinnloser Zerstörungswut mit Pulver gesprengt und die Gebeine der Kaiser aus der Gruft gerissen und in viehischer Roheit umhergestreut. Das ist die Nation, die jetzt heulend vor die Welt läuft, um sich zu beklagen, daß wir den militärischen Beobachtungsposten von den Türmen ihrer Kathedrale heruntergeschossen haben. Das ging leider nicht an, ohne daß einige Kubikmeter Steinhauerarbeit mitfielen. Welche Beobachtungsposten steckten denn aber in den Särgen der Kaiser tief unten in der Krypta von Speyer? Wir nehmen als selbstverständlich an, daß auch die Franzosen nicht aus Zerstörungsgier auf die Kölner Domtürme schießen würden. Aber würden die französischen Geschütze sich von ihnen wegwenden, wenn oben unsere Offiziere mit Fernrohren bewaffnet saßen und die Bewegungen der französischen Regimenter auspähten? Wer verlangt, daß der Gegner mitten unter dem Toben des Krieges Kunstidentmaler schonen soll, der muß selbst auf das peinlichste sich davor hüten, solche Denkmäler zum Stützpunkt seiner Operationen zu machen, und er darf nicht, wie die Franzosen taten, seine Artillerie dahinter auffahren. In Löwen war den Leuten, wie überall in Belgien, laut und unzweideutig verkündet worden: Euch wird kein Haar gekrümmt und kein Ziegel in eurer Stadt angerührt, wenn ihr euch als friedliche Bürger benehmt. Wer dagegen aus den Fenstern feuert, wird erschossen und sein Haus angezündet. So gewarnt, überfielen die Bürger dennoch unsere Truppen in einem Augenblick, als es ihnen schien, die Unfrigen könnten überwältigt werden. Darauf geschah freilich ein Teil von dem, was mit der Schwere und dem Ernst des Kriegesrechts im voraus angekündigt war, und einiges von den Löwener Kunstwerken — nicht alles, nicht einmal das meiste — wurde beschädigt oder ging verloren. Sehr schmerzlich, aber für mein Empfinden eine geringere Kulturverwüstung als das Loslassen von uniformierten, modern bewaffneten und französisch gebrillten Wilden auf einen anständigen Gegner! Nicht wahr, verehrte Neutrale? U. A. w. g.!

— — — Eben habe ich das gefragt, da kommt mir ein Blatt aus der Schweiz in die Hände: Die Neue Züricher Zeitung. Da steht eine herzerfrischende Antwort an die Adresse Englands zu lesen. Die Zeitung berichtet: eine Abteilung englischer „Mineure“ sei von den Deutschen gefangen genommen worden, und als man sich diese Truppe näher besah, fand man, daß sie aus entlassenen Sträflingen und Negern bestand, dem

Abschaum des Londoner Hafens. 700 M. Handgeld hatte jeder von der Bande bekommen; dann waren sie nach Frankreich gebracht und gegen unsere Truppen losgelassen worden. Und nun kommt die Antwort an England, die an deutsch-schweizerischer Deutlichkeit nichts mehr zu wünschen übrigläßt: „Die englische Sitte gestattet es nicht, daß ein Farbiger neben einem Weißen sich auch nur zu Tische setzt. Nun aber macht man Farbige zum Waffentameraden der Weißen in Europa gegen Weiße und hebt sie damit im Range über den feindlichen Weißen. Dies ist ein Herzschuß nicht bloß in die Stellung des Europäertums, sondern ein vielleicht unbewußter Selbstmordversuch derjenigen, die dieses frevelhafte Wagestück unternommen haben. Man hat in einer Verblendung ohnegleichen Japan ein Mißsprachrecht in den Dingen Europas verliehen, die europäische Vormachtstellung in Ostasien damit geopfert und der gelben Gefahr die Tore unseres Erdballs geöffnet. Nicht genug damit, importiert man nun auch noch halbbarbarisches Gefindel und Ganzbarbaren, um sie auf ein erstes Volk Europas loszulassen. Zwei Verbrechen; man weiß nur nicht, welches von beiden das größere ist . . .

Man mag wieder sagen, einem Blatte der neutralen Schweiz geziemen solche Glossen nicht. Hergott im Himmel, zu was alles sollte man jetzt wegen unserer Neutralität schweigen! Aber das Schweizergewissen ist kein neutrales, darf keines sein und will keines sein; es ist Menschheitsgewissen.“

Bravo neutrale Schweiz!

Franz Oppenheimer/Rumänien

In Rumänien scheint die Wage zu schwanken. Die offizielle Welt hält an der Neutralität fest, aber im Volke oder vielmehr der Oberklasse scheinen starke französische Neigungen zu bestehen. Und doch streitet an der Seite Frankreichs in diesem Kriege Rußland, der alte Feind. Der Historiker und Politiker kann kaum begreifen, daß der Staat Carols nicht sofort weiß, auf welcher Seite er zu stehen hat. Es sei gestattet, einige Sätze aus Take Jonescus „La Politique extérieure de la Roumanie“ in Uebersetzung anzuführen:

„Unsere Existenz ist mit der Erfüllung des russischen Reichsideals unvereinbar; Rußlands Feindschaft gegen uns kann erst an dem Tage ihr Ende finden, wo es ihm gelungen ist, uns zu unterwerfen — oder auch an dem Tage, wo ihm unwiderleglich bewiesen ist, daß es uns unmöglich vernichten kann . . .“

„Das Schicksal hat uns als Hindernis mitten auf seinen Weg gestellt; Rußland kann das Ziel seiner logischen Entwicklung nur erreichen, wenn es über unseren Körper schreitet.“

„Was zwischen Rußland und uns steht, ist durchaus nicht etwa ein vorübergehendes Mißverständnis und ebenso wenig ein grundloser Haß, den die Zeit zum Schwinden bringen kann, wie sie ihn erzeugt hat. Nein, die Dinge liegen viel tiefer. Es handelt sich um zwei Lebensrichtungen, die sich gegenseitig ausschließen, oder vielmehr um eine Frage der Existenz, der Dauer der rumänischen Rasse, die nur Bestand haben kann, wenn Rußland gezwungen wird, seinem Ehrgeiz Zügel anzulegen. . .“

„Die Kraft der geschichtlichen Entwicklung hat unseren Staat als Hindernis in den Weg gestellt, den ein großes Reich gehen will, das gleichzeitig eine mächtige Nation ist. Dieses Reich hat es versucht, versucht es und wird immer versuchen, den Weg zu beschreiten, den es sich von der Vorsetzung vorgeschrieben glaubt. Wir sperren ihm diesen Weg, und darum hat das Zarreich immer danach gestrebt, strebt heute danach und wird immer danach streben müssen, uns aus der Völkerkarte zu streichen.“

Der selben Ansicht waren bis vor kurzem alle Politiker von Rang in Rumänien. Bis dahin brannte die Wunde, die Rußlands Treulosigkeit nach dem türkischen Feldzuge dem Lande geschlagen hatte, demselben Lande, dessen heldenmütige Armee das russische Feldheer bei Plewna gerettet hatte. Was hat sich seitdem geändert? Hat der Zarenbesuch so wunder-tätig gewirkt?

Nach wie vor ist es klar, daß nur der Bestand eines starken Oesterreich die kleineren Staaten von Südosteuropa vor der Ueberschwemmung durch die moskowitzische Sturmflut bewahren kann; nach wie vor ist es klar, daß gerade Rumänien, der Block auf dem Wege Rußlands nach Konstantinopel, politisch am stärksten von allen bedroht ist, wie es auch als Nation nicht-slavischer Sprache am Balkan kulturell und national am stärksten bedroht ist. Nach wie vor ist es klar, daß selbst eine „Befreiung“ durch Rußland für alle betroffenen Völker viel, viel ärger sein würde als eine „Unterjochung“ durch Oesterreich — ganz abgesehen davon, daß niemand in Oesterreich solche verrückten Pläne hegt. Und was den Kampfpreis anlangt: Bessarabien ist denn doch ein besserer Gewinn als das von Rußland angebotene Siebenbürgen, das von hochkultivierten Nicht-Rumänen stark durchsetzt ist und strategisch kaum verteidigt werden kann.

Hätte nicht die magharische Politik die drei Millionen ungarländische Rumänen zu denationalisieren versucht, niemand in Bukarest würde heute schwanken, auf welche Seite er sich zu stellen hat. Wäre es nicht jetzt noch Zeit, nicht bloß mit Liebenswürdigkeiten und unverbindlichen Worten, sondern durch Taten Bürgschaft dafür zu stellen, daß jene Politik nach dem Kriege nicht fortgesetzt werden wird? Oesterreich-Ungarn trägt jetzt überall schwer an den Folgen des ungelogenen nationalitätsistischen Dualismus. Wenn Rumäniens Haltung schwankend ist, wenn in Ostgalizien die Ruthenen vielfach in gefährlicher Weise ihre Russenfreundschaft betätigt haben, so rächt sich damit die Einseitigkeit, mit der die rumänischen und ruthenischen Minderheiten der Reichshälfte den Magyaren hier und den Polen dort preisgegeben wurden.

Mit unserem Verbündeten auf Gedeih und Verderb im Nothkampf um unsere Existenz verknüpft, haben wir heute wohl das Recht, den Wunsch auszusprechen, daß sofort alles geschehe, was im Augenblick irgend geschehen kann, um die aus dem Nationalitätskampfe hervorgehenden Gefahren abzuschwächen, die uns mitbedrohen. Wenn dieser furchtbare Krieg zu einem dauerhaften Frieden führen soll, muß sich Oesterreich neu organisieren auf Grund der Gleichberechtigung aller seiner Nationalitäten, in einem ehrlichen Ausgleich eines Bundesstaates, dessen Glieder die national geschlossenen Bezirke sein müssen. Innerhalb dieser Gliedstaaten muß dann außerdem für den Schutz der Minderheiten in Sprache, Kultus und Kultur durch ein verständiges System des Wahlverfahrens (nationale Kataster und Kurien) vorgesorgt werden.

Daß diese Umorganisation nicht jetzt, mitten im Kriege, durchgeführt werden kann, ist selbstverständlich. Aber vorbereitet und angekündigt könnte sie werden und sollte sie werden! Die österreichische Nationalitätenpolitik hat den Oesterreichern und uns schon einen Bundesgenossen gekostet, hat den „Dreibund“ in einen Zweibund verwandelt: Soll sie nun uns und den Oesterreichern auch noch die alte Freundschaft und geborene Bundesgenossenschaft Rumäniens kosten?! So viele Opfer ist die magharische Schul- und Sprachpolitik nicht wert, wie wir an unserer eigenen Polenpolitik beurteilen können. Auch Ungarn muß, wie wir alle, gewisse Opfer bringen, zumal ein Sieg unserer russischen Gegner mit der schwersten

Wucht gerade seine Stellung treffen würde. Wird Oesterreich geschwächt, dann ist es mit der Herrschaft der 40 Prozent Magyaren über die 60 Prozent der übrigen ungarländischen Bevölkerung sowieso ganz sicher vorbei.

Wenn Oesterreich jetzt mit der nationalen Unterdrückungs-politik zugunsten einiger seiner Nationalitäten entschlossen und untwiderstehlich bricht, wird es damit noch mehr leisten als nur die Versöhnung Rumäniens, Italiens und der galizischen Ruthenen: es wird seinen und unseren Sieg auch in Rußland vorbereiten! Es muß dem alle östlichen kleineren Nationen umstrickenden Panславismus aus der Hocke der absoluten Monarchie den Bundesgeist (Föderalismus) selbsttätiger Nationalitäten entgegenstellen, das Rezept aus der Apotheke der Freiheit und Selbstbestimmung der Völker. Nur auf dieser Grundlage kann das erhoffte Neu-Polen geschaffen und erhalten werden. G e s c h a f f e n, weil der Plan, ein polnisches Magyaren zu errichten, die nicht-polnischen Nationalitäten Westrußlands dem Zarismus in die Arme treiben müßte, selbst wenn Deutschland es zugeben sollte, daß ein rein polnischer Nationalstaat an seiner Grenze entsteht. U n d e r h a l t e n, weil nur auf der Grundlage nationaler Gleichberechtigung und kultureller Selbstbestimmung das neue Polen von zer-sehenden Kräften frei bleiben kann, die es zuletzt wieder an den Rand der Zerstörung bringen würden.

Wir Deutschen führen unseren gerechten Kampf für unsere nationale Selbstständigkeit gegen Frankreich, das uns Glieder aus unserem Leibe reißen will, für unsere nationale Selbstbestimmung gegen England, das unsere wirtschaftliche Entwicklung nicht dulden will, für unsere Freiheit gegen Rußland, das uns seine „Kultursegnungen“ bringen will, und wir sechten deshalb mit gutem Gewissen, freilich auch mit der Ueberzeugung, daß wir nach dem Siege unsere Politik gegen Polen, Dänen und Elsäßer im Sinne der nationalen Unverletzlichkeit werden revibrieren müssen. Unseren Bundesgenossen bitten wir, dafür zu sorgen, daß er, und daß wir mit Bezug auf ihn das gleiche gute Gewissen haben können. Will er den Völkern Westrußlands als Befreier erscheinen, so soll er dafür sorgen, daß er nicht im eigenen Hause als Unterdrücker erscheine. Rumänien bietet jetzt den Anlaß, die Gesinnung der Hauptstaaten Mitteleuropas festzulegen. Es geht niemand in den Krieg, der nicht im Kriege etwas lernt. Wir und ihr!

Max Seidel / Krieg und Lebensversicherung

Die Fortdauer der Lebensversicherung im Falle eines Krieges hat erst unter dem Einfluß der allgemeinen Wehrpflicht Eingang gefunden, und zwar etwa seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Während der Kriege von 1864, 1866 und 1870/71 trugen die meisten deutschen Gesellschaften die Kriegsgefahr gegen eine Zuschlagsprämie von 5 bis 10 % der Versicherungssumme für Kombattanten und von 3 bis 5 % für Nichtkombattanten.

Dieses System hatte einen Mißerfolg, den man der Höhe der Prämien und dem Umstande zuschreibt, daß sie erst zu Beginn des Krieges, also in einem wirtschaftlich recht ungünstigen Zeitpunkte eingefordert wurden. Auch bei einem anderen System, nach welchem verschiedene Gesellschaften das Kriegsrisiko ohne Zuschlagsprämie mittrugen, wenn die Versicherung bereits einige Jahre (z. B. 5 Jahre) lief, sind nennenswerte Erfolge nicht erzielt worden.

Ungefähr mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts ist ein Wendepunkt in der Stellung der Lebensversicherung

zur Kriegsversicherung eingetreten. Man ist sich dahin klar geworden, daß der Schutz der Lebensversicherung erstreckt werden muß auf die Gefahren, die der Krieg mit sich bringt. Die Auszahlung der Versicherungssumme muß möglichst für alle Todesursachen zugesagt werden. Diese Anforderung stellt man mit Recht an die Versicherungsgesellschaften der modernen Zeit. Zutreffend bemerkt Regierungsrat Dr. Brud in einem über diesen Gegenstand in der Mitgliederversammlung des deutschen Vereins für Versicherungs-Wissenschaft im Dezember vorigen Jahres gehaltenen Vortrage, daß eine deutsche Gesellschaft, die ihre deutschen Versicherten nicht gegen den Krieg versichert, in dem allgemeinen Konkurrenzkampf unterliegen müßte.

Als bald nach Ausbruch des jetzigen Krieges hat der Verband deutscher Lebensversicherungsgesellschaften Gelegenheit genommen zu erklären, daß alle Gesellschaften bestrebt seien, denen, die dem Rufe des Vaterlandes folgen, nach Kräften zu helfen. „In diesem Bestreben müssen sie aber — so wird ausgeführt — die ihnen durch das Gesetz und durch die Aufsichtsbehörden gezogenen Grenzen innehalten. Auch sind die statutarischen Vorschriften zu wahren, die sehr verschieden sind. Hierdurch erklärt sich die vielen vielleicht befremdliche Verschiedenheit in der Praxis. Es ist insonderheit vielen Gesellschaften, insbesondere solchen, welche beim Eintritt des Versicherungsfalles die volle Versicherungssumme ausbezahlen haben, beim besten Willen nicht möglich, Kriegsversicherungen noch jetzt abzuschließen. Sie würden hierdurch die Rechte der bereits Versicherten, insbesondere auch derer, welche innerhalb der statutenmäßigen Fristen eine Kriegsversicherung genommen haben, empfindlich schmälern. Auch die verschiedentlich befürwortete Verständigung der Anstalten über die bei Uebernahme der Kriegsgefahr zu erhebenden Prämienzuschläge ist nicht durchführbar gewesen, weil es bei der Verschiedenheit der sonstigen Versicherungsbedingungen an einer einheitlichen Grundlage für die Prämienfestsetzung fehlt. Jede Gesellschaft muß und wird nach ihren eigenen Verhältnissen prüfen und entscheiden, was sie — ohne fremde Rechte zu verletzen — den Kriegsteilnehmern bieten kann. Daß hierbei überall mit dem größtmöglichen Wohlwollen verfahren wird, ist selbstverständlich.“

Eine beachtenswerte Statistik über die Kriegsterblichkeit besteht noch immer nicht. Die Anzahl der Kriegsversicherten während des letzten deutschen Krieges war so unbedeutend, daß sie keinen oder höchstens nur einen sehr unsicheren Schluß zuläßt, wie versicherungstechnisch dem Kriegsrisiko zu begegnen ist. Dazukommt, daß sich seit 1870 die Durchschlagsfähigkeit und Tragfähigkeit der Geschosse gegenüber früher ganz wesentlich verändert hat, daß sich andererseits aber auch die medizinische Wissenschaft derart vervollkommen hat, daß möglicherweise die Verwundungen seltener als vordem einen tödlichen Ausgang nehmen, daß insbesondere die furchtbaren Seuchen, die regelmäßig die Gefolgschaften der Kriege waren, nicht mehr die Ausdehnung wie in vergangenen Kriegen gewinnen werden. Auch die statistischen Erhebungen, die man für die allerletzten Kriege veranstaltet hat, beruhen auf so verschiedenen Grundlagen, sind so verschiedenen Zwecken gewidmet, daß sie irgend-einen sicheren für unsere Zwecke verwertbaren Schluß nicht zulassen. Man ist sogar so weit gegangen, daß man es für durchaus unmöglich bezeichnet hat, das Kriegsrisiko zu berechnen.

Als die Hauptgesichtspunkte, die bei der Regelung des Kriegsriskos hervortreten, sind die folgenden hervorzuheben:

An die Spitze zu stellen ist hier die unentgeltliche Uebernahme des Kriegsriskos, also diejenige, welche ohne Zahlung eines besonderen Zuschlags erfolgt. Die Teilnahme des Versicherten an Kriegsereignissen erfolgt ohne jeden Einfluß auf die Gültigkeit der Versicherung. Die Versicherungssumme wird gezahlt, auch wenn der Versicherte während oder infolge seiner Teilnahme an Kriegsereignissen stirbt.

Hervorzuheben ist hier ein nach Ausbruch des jetzigen Krieges gefaßter Beschluß des Aufsichtsrates der Stuttgarter Lebensversicherungsbank A.-G. (Alte Stuttgarter). Dieser wird der auf den 2. Oktober d. J. einberufenen Generalversammlung vorschlagen zu genehmigen, daß in jeder bisher bei der Bank abgeschlossenen oder künftighin von ihr zu übernehmenden Lebensversicherung bis 100 000 Mark ohne alles Weitere die Kriegsgefahr eingeschlossen sei. Gleichzeitig hat der Aufsichtsrat den Vorstand ermächtigt, schon jetzt für jede bisher abgeschlossene Versicherung bis zu 100 000 Mark den Einschluß der Kriegsgefahr ohne alles Weitere, also ohne Antrag, Vormerkung, Vormerkungsgebühr und Monatsfrist, zu bejahen. Entsprechend dieser Ergänzung der Satzungen wird der Vorstand die Kriegsterbefälle regulieren.

Eng verwandt mit der unentgeltlichen Uebernahme des Kriegsriskos, aber doch nicht so weitgehend sind die Bedingungen, nach denen die Kriegsversicherung ohne besonderen Prämienzuschlag für die Versicherten, die lediglich in Erfüllung ihrer gesetzlichen Wehrpflicht Kriegsdienste leisten, für Ärzte, Militärbeamte und Offiziere des Beurlaubtenstandes übernommen wird. Als unentgeltliche Kriegsversicherung ist auch diejenige anzusprechen, für deren Uebernahme eine einmalige, gewöhnlich ganz unbedeutende Vormerkungsgebühr erhoben wird.

Den Gegensatz zu der unentgeltlichen Kriegsversicherung bildet diejenige, für deren Uebernahme eine besondere Zusatzprämie zu entrichten ist. Die einmalige Prämie schwankt zwischen 1 und 6 % der Versicherungssumme, oftmals wird ihre Entrichtung in mehreren Jahresraten gestattet. Die laufende Prämie wird entweder während der ganzen Versicherungsdauer oder während eines bestimmten Zeitraums hindurch (etwa 10 bis 15 Jahre), vielfach auch nur so lange entrichtet, als der Versicherte kriegspflichtig ist.

Bei einer Gesellschaft wird eine gewisse Anzahl von Jahresdividenden in dem als Extrareserve dienenden Kriegsfonds angesammelt und erst später unter gewissen Voraussetzungen, namentlich wenn eine Beteiligung an einem Krieg nicht stattgefunden hat, unter die Versicherten ausgeschüttet.

Nicht alle Gesellschaften zahlen im Schadensfalle die volle Versicherungssumme aus. Manche zahlen zunächst das Deckungskapital, später die Restsumme oder zunächst einen bestimmten Teil der Versicherungssumme (etwa $\frac{3}{4}$), später den Rest aus. Einige Gesellschaften behalten sich das Recht vor, die Kriegsversicherungssumme kürzen zu können. Zur Mitbezahlung der Kriegsversicherungsschäden bilden die Gesellschaften gewöhnlich besondere Fonds, die auf die verschiedenartigste Weise datiert werden.

Bei der Teilnahme an einem Kriege, dessen Risiko der Versicherer nicht mitübernommen hat, lassen einige Versicherer die Versicherung mit der Möglichkeit zu, sie nach Friedensschluß wiederherzustellen, oder sie gewähren nach dem Vorschlage der Normativbedingungen nur das am Todestage vorhandene Deckungskapital.

in besserem Licht erscheinen zu lassen, als dies vor dem Krieg der Fall war.

In sozialer Hinsicht wird durch den in den nächsten Tagen wieder eröffneten Güterverkehr die Lage für manche Gewerbe etwas besser werden. Denn alle Bestrebungen, die industriellen Betriebe nach Möglichkeit aufrechtzuerhalten, scheiterten bisher daran, daß außer für Lebensmittel der private Güterverkehr seit sieben Wochen vollständig stockt. Keine Kohlen, keine Rohmaterialien konnten beschafft, aber auch keine fertigen Waren versandt werden, infolgedessen auch kein Geld verdient werden. Jetzt wird es hoffentlich etwas besser werden, und ein Teil der jugendlichen und alten Arbeiter wird vor Beginn des Winters noch Beschäftigung finden. Schlimmer sieht es freilich in den Städten mit den Handelsangeestellten, besonders den weiblichen, aus! Da wird nur die Erfüllung des Wunsches helfen, der bei uns auf jeder Zunge schwebt: ein recht baldiges siegreiches Ende des Krieges! Ch. P. in W.

II.

Während und nach der Mobilmachung war ganz Deutschland voller Freude und Genugtuung ob der entschiedenen Haltung des gesamten elsässischen Volkes. „Das Elsaß ist nun endlich deutsch.“ Ich will hier nicht untersuchen, inwiefern dieser Ausruf ganz richtig ist. Jedenfalls muß soviel festgestellt werden: unser Land ist nicht erst durch den Krieg dazu geworden! Es war deutsch lange vorher, nur konnte dieses Deutschsein nicht durch irgendeine offensichtliche Tat gezeigt werden. Das Reichsland war deutsch auf elsässische Art. Von diesem Formfehler, den die Wörter „nun endlich“ zum Ausdruck bringen abgesehen, stellt der Ausruf ganz Deutschlands aber eine unwiderlegliche Tatsache fest, die niemand besser bestätigen kann als wir, die wir im Elsaß wohnen, die wir selbst Elsässer sind und darum elsässisches Wesen kennen und begreifen. Das Elsaß ist nunmehr ganz für das Deutschtum gewonnen.

Ja, aber die sogenannten Franzosentöpfe? Es soll hier keine Schönfärberei getrieben werden, darum will ich ganz offen zugeben, daß es noch einige dieser Leute gibt. Die schlimmsten allerdings sind wir ja glücklich los. Harmlosere, die den Franzosenkult mehr in stiller Zurückgezogenheit weiter treiben, sind gewiß noch da. Aber weil ich das unverhohlen zugebe, wird man mir auch glauben, wenn ich auf Grund meiner Erfahrung behaupte, daß die Zahl dieser Leute verschwindend klein ist. Und zudem, ist das denn verwunderlich, daß in einem Lande, welches vor 44 Jahren noch französisch war, welches das Erwachen des völkischen Gedankens im Rahmen des damals mächtigen und ruhmreichen Frankreichs mitmachte, das noch heute viele Familienbeziehungen zu jenem Reiche hat, daß in einem solchen Lande noch stille Sympathien zu der ehemaligen „grand nation“ vorhanden sind? Das Gegenteil wäre gar nicht denkbar. Wenn alle diejenigen, die uns die paar hundert Franzosenfreunde zum Vorwurf machen wollen, unser Land und seine intimsten Verhältnisse kennen würden, wie wir hier es kennen, sie müßten jeden einzelnen elsäß-lothringischen Freiwilligen als unerwartetes großes Plus in ihre Rechnung einstellen. Hat man denn schon bedacht, wie viele Elsässer nun gegen ihre Familienangehörigen, ihre Schwäger, ja hier und da gar gegen ihre Brüder kämpfen? Mehr als loyales Verhalten konnte man nicht von unseren Reichsländern verlangen, daß sie aber mehr, weit mehr taten und immer noch tun, das muß anerkannt werden als ein Geschenk an unser neues Mutterreich. Doch genug damit. Wir stellen nur das eine nochmals fest: Das Reichsland ist jetzt auch moralisch und geistlich erobert!

Nun ist es aber Pflicht des Deutschen Reiches, das Eroberte auch festzuhalten. Für alle Zeiten. Sonst könnte die Gefahr kommen, daß die gegenwärtige deutsche Begeisterung, die zweifellos durch das Elsaß flutet, allzu schnell abflaut, ohne bleibende Spuren, bleibenden Segen zu hinterlassen, abflaut durch Deutschlands Schuld.

Warum von diesen Dingen gerade jetzt, in kriegserregter Zeit, wo alles an ganz andere Dinge denkt? Eben darum, weil man sonst nicht daran denkt! Eben darum, weil schon jetzt wieder neue

Fehler gemacht werden, die im Elsaß allenthalben Mißstimmung hervorrufen müssen, wenn sie bekannt werden. Und um diesen Fehlern schleunigst zu steuern, darum schreibe ich diese Zeilen. Ich freute mich mit ganz Deutschland der treudeutschen Gesinnung meines Heimatlandes, die so mächtig zum Ausdruck kam und noch kommt, aber ich möchte nicht, daß unerwarteterweise ein Umschlag eintrete.

Zwei Dinge sind es, die den Umschlag aller hervorrufen könnten. Zunächst taucht in der Presse allenthalben wieder das unbegründete faule Mißtrauen gegen uns auf, daß so weit geht, daß größere deutsche Zeitungen und Zeitschriften Artikel über das elsässische Deutschum gar nicht mehr aufnehmen. Was ist da vorgekommen? Was hat diesen durch nichts begründeten Stimmungswechsel hervorgerufen? Etwa die Nachrichten von elsässischen Franktireurs? Amtlich ist so gut wie gar nichts davon bestätigt. Und selbst wenn etwas wahr wäre, könnte man wirklich um einiger Schurken willen Millionen entgelten lassen? Das elsässische Volk verurteilt in seiner Gesamtheit diese gemeinen Taten und kann ebensowenig dafür haftbar gemacht werden, als wenn Verrätereien an der Ostgrenze vorkommen.

Noch mehr hat es die Elsaß-Lothringer unangenehm berührt, daß bei den zahlreichen Aufrufen für die infolge der Kriegswirren verarmten Gegenden auch nie mit einem Worte der hart mitgenommenen Brüder in Ober-Elsaß und Lothringen gedacht wurde. Sind die Elsässer etwa weniger unsere Brüder; verdienen sie weniger die Unterstützung ganz Deutschlands als die armen Ostpreußen? Haben sie nicht Hab und Gut für die gleiche edle Sache unseres großen deutschen Vaterlandes geopfert? Ich kann ohne Uebertreibung behaupten, daß stellenweise große Not herrscht. Aber es ist nicht eigentlich das Geld, das die Elsässer von Altdeutschland wollen, sie wünschen vielmehr den sichtbaren Ausdruck des Mitgefühls. Wie wohl hätte es getan, wenn sie in irgendeiner Zeitung Deutschlands nur den Ausdruck: „Brüder“, auf sie bezogen, gefunden hätten! Liebe erzeugt Gegenliebe. Ihr Brüder Altdeutschlands, schenkt uns, den Bewohnern des Reichslandes eure Liebe und beweist sie uns in Wort und Tat! Ihr werdet sehen, wie empfänglich die elsäß-lothringischen Herzen sind und wie warm sie euch wieder entgegenlagern. Glaubt nur, auf diese Weise ist der Elsässer leicht zu erobern. Versäumt es also nicht!

E. Seyhwang, Gundershofen.

III.

Brief an die Elsässer Freunde!

Ihr habt jetzt viel auszuhalten, leistet sehr starken deutschen Heeresdienst, seid freiwillig zur Truppe geströmt, tragt die Lasten des Grenzlandes, fühlt mehr als wir anderen die Nähe des Krieges. Ihr laßt das Blut eurer Edhne mit dem aller deutschen Mannschaft zusammenfließen wie es noch nie in aller Geschichte gewesen ist. Jetzt ist der Bund geschlossen. Die unsicheren Elemente, die bei euch waren, sind mit bösem Nachgeschmack verschwunden. Das ist für euch und uns ein starkes heiliges Erlebnis. Was im Jahre 1871 ein Zwang war, ist heute euer eigener Wille. Seid willkommen, ihr Brüder!

Ihr habt recht, euch darüber zu wundern, daß man im übrigen Deutschen Reiche die Bedeutung dieses gemeinsamen Kampfes nicht überall versteht und würdigt. Aber vergeßt nicht, daß jetzt alle Einzelfragen gleichsam hinweggewischt sind! Wenn die hohe Spannung vorbei sein wird, dann wird man überall in Deutschland Zeit und Sinn finden müssen, den vollen Bruderbund zwischen euch und dem Deutschen Reiche so zu würdigen, wie er es verdient, und Männer aus allen Parteien, die euch und eure Art kennen und ehren, werden bereit sein, dafür zu sorgen, daß im Getriebe neuer politischer Probleme eure elsäß-lothringischen Fragen nicht vergessen und beiseite gedrückt werden. Ihr seid deutsche Volksbürger mit Herz, Hand und Waffe. Das kann euch jetzt niemand mehr abstreiten. Grüß Gott, ihr Freunde!

N.

v. Schulze-Gaevernig / Russische Reisebriefe

(Fortsetzung.)

3. Gesellige Kreise und politische Strömungen.

Brief vom 22. November 1892 aus Moskau.

Alles konzentriert sich hier auf das Nachtleben; um Leute zu sehen, sind fast nur Abendverabredungen und Einladungen möglich. Diese aber fangen spät an und endigen um so später; vor zwei Uhr kommt man nicht nach Hause. Dazutreten noch die kolossalen Entfernungen. Moskau ist dem Umfange nach weit größer als Berlin, da die Häuser der Vorstädte meist einstöckig und aus Holz gebaut sind. Man fährt leicht dreiviertel Stunden zu irgendeinem Besuch. Als Beförderungsmittel dienen winzige offene Schlitten, auf denen kaum zwei Menschen Platz haben; es geht im schnellsten Tempo vorwärts.

In den Vorlesungen, die ich hörte, wurde ich von den Professoren förmlich begrüßt und den Studenten vorgestellt; auch haben bereits die hiesigen Zeitungen, und, wie ich höre, sogar die Petersburger *Kowoje Wremja* meinen Aufenthalt erwähnt, was in mancher Beziehung durch die erweckte Aufmerksamkeit für mich nicht bequem ist. Ich werde hier in vier ganz verschiedene Kreise kommen: Erstens die deutsche Kaufmannschaft. Letzten Samstag machte ich bei dem deutschen Bizekonsul ein äußerst glänzendes Ballfest mit. Ein etwas lukullischer Zug ging durch das Ganze, und man konnte alle Stadien der Russifikation wahrnehmen. Zweitens der baltische Kreis. Dieser hält an seinem Deutschtum fest; es sind Leute, die hier teils in Geschäften, teils in Beamtenstellungen sich befinden. Drittens der Kreis der liberalen Professoren und Mitarbeiter der „Russischen Zeitung“, gebildet, Deutsch redend, mehr oder weniger in Opposition gegen die Regierung, besonders die Frauen, während die Männer sehr vorsichtig sind. Viertens die Kreise der vornehmen Gesellschaft, meist Französisch redend. Gestern besuchte ich beispielsweise den Salon der Frau des hiesigen Adelsmarschalls mit unserem Generalkonsul. In Zusammenhang mit diesen Kreisen, welche sich auch auf dem sogenannten „englischen Klub“ ihr Rendezvous geben, steht die nationalistische slawophile Richtung. Die Slawophilen waren in ihrer großen Zeit in Opposition zur Regierung des Kaisers Nikolai gestanden, heute erfreuen sie sich der Protektion von oben. Mit ihnen geht die „Moskauer Zeitung“, das Organ der Nationalisten, antioestlich, antibaltisch, anti-deutsch gesinnt. Ob und inwieweit diese Kreise innerlich wirklich konservativ sind, wie sie scheinen, bleibe dahingestellt.

Brief vom 27. November 1892 aus Moskau.

Gestern saß ich im Klub neben dem Hauptführer der nationalistischen Richtung, welcher sehr antideutsche Artikel schreibt. Er sagte zu mir: „Je ne suis qu'un disciple des Allemands.“ Denselben Patriotismus, der in Deutschland herrsche, wolle er auch hier verbreiten. Auch andere Herren dieser Richtung lernte ich kennen — eine kleine, aber energische Schar. Deutschland wird von ihnen besonders als Gegner empfunden und die Orthodoxie als Mittelpunkt des russischen Lebens verehrt.

Brief vom 17. Februar 1893 aus Moskau.

Außer den Fabrikverhältnissen habe ich als weiteres Spezialgebiet meiner Studien die slawophile Bewegung gewählt — ein bei uns noch völlig unbekanntes, für ganz Europa jedoch wichtiges Gebiet. Die

alten Slawophilen, mit deren Söhnen ich hier verkehre, waren edle Idealisten für Volkstum und Kirche mit vorwiegend religiösen Interessen, oder Dichter und Geschichtsforscher. Die zweite Woge der Bewegung, welche heute Rußland beherrscht (der eigentliche Panславismus), hat einen ganz anderen Charakter: sie ist politisch und wirtschaftlich gerichtet. Politisch ist ihr Endziel Konstantinopel, Herrschaft über die Balkanhalbinsel, Zerstörung Österreichs. Wirtschaftlich erstrebt sie hohen Schutzzoll gegen außen und Entfaltung der nationalen Industrie. Ihre Träger sind vor allem die Moskauer Fabrikanten. Als ich bei einem solchen Herrn zu Tische war, wurde mir ausdrücklich erklärt: „Der Krieg mit Deutschland ist unvermeidlich, es sei denn, daß letzteres in eine Teilung Österreichs einwilligt!“

Diese Ansichten sind um so bedeutungsvoller, als hinter den Kulissen die Moskauer Kaufleute und Fabrikanten durch ihre Geldmittel, die im absoluten Staate noch mehr wirken als in konstitutionellen, die einflußreichste Klasse sind. Der durch ihr Betreiben herbeigeführte Zolltarif von 1891 übertrifft alles, was sonst in Europa an Schutzzöllnerlei geleistet worden ist. Zugleich wurde durch die auch in politischer Hinsicht vollzogene Schwendung erreicht, daß der russische Staat mit französischen Kapitalien finanziert wird.

Frankreich rechnet hierbei augenscheinlich nicht nur nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten, es verfolgt zweifellos politische, ja kriegerische Hoffnungen, die mit Hilfe Rußlands an der Rheingrenze verwirklicht werden sollen. Zweibund und Dreibund, bis auf die Zähne bewaffnet, stehen sich gegenüber, täglich zum mörderischsten aller Kriege bereit.

Demgegenüber haben die Geistesnachkommen der alten Slawophilen vielfach mit den Liberalen ein Bündnis geschlossen mit ihrer Hauptforderung der Befreiung der Kirche vom Staate, sowie der Religionsfreiheit. Es wäre gewiß nützlich, über all diese Bewegungen in Deutschland einmal nähere Aufklärung zu geben, zumal da sie deutsche Lebensinteressen aufs stärkste berühren.

Zur Illustration der gegenwärtigen Weltverhältnisse sei kurz auch auf einige frühere Äußerungen des Verfassers hingewiesen. In seiner Schrift: „England und Deutschland“ (Schöneberg 1908, Buchholz u. Weißwange) sagt er: „Unser Volk greift heute nach einer Rolle, die möglicherweise zur Helbenrolle auswächst. In erster Stunde könnte England den Versuch wagen, den unbequemen Emporkömmling, den es wirtschaftlich nicht mehr niederzuzwingen vermag, mit Gewalt zu Boden zu schlagen. In dieser Richtung liegen die Ueberlieferungen der britischen Flotte. Um so düsterer blidt uns der Horizont, als die britische Staatskunst es stets verstanden hat, Bundesgenossen für sich in das Feuer zu schicken“ (S. 33). „Es ist aber eines großen Kulturvolkes unwürdig, sein Dasein auf die Duldung eines vielleicht wohlwollenden, vielleicht feindlichen Nachbarn zu stellen.“ (S. 35): „Dieser Erkenntnis entsprang die deutsche Flotte, eine Forderung unseres barsten Daseins, unentbehrlich wie das tägliche Brot, das sie nicht nur uns, sondern auch unseren Kindern verteidigt.“ — Und in der „Hilfe“ (Nr. 21 v. 22. Mai 1913) führt derselbe Autor bezüglich Rußlands aus: „Man kolportiert ein Wort des Zaren: ‚Sein sehnlichster Wunsch sei der Friede, aber es sei sein Schicksal, daß seine Wünsche selten in Erfüllung gingen.‘ Auf den Krieg treiben die russischen Revolutionäre und die Nationalisten, welche den

Anspruch erheben, bei der gegenwärtigen Neuordnung die Vorherrschaft Rußlands über die slawische Balkanhalbinsel für alle Zukunft festzustellen. Ein Funke kann in dieses Pulverfaß, früher oder später, hineinschlagen und dieses Pulverfaß zur Explosion bringen."

Fortsetzung folgt.

Paul Schubring / Alte Sprüche mit neuem Sinn

1. Polemos pater panton: Der Krieg ist der Vater aller Dinge. Denn er schafft ein ganz neues Lebensgefühl; aus allem Tod ersteht unendliches Leben.
2. Jacta est alea: Der Würfel ist gefallen. Jetzt gibt's kein Zurück, jetzt gibt's auch keinen halben, sondern Frieden; es geht auf das Ganze.
3. Ave imperator, morituri te salutant: Heil dir Kaiser, dich grüßen die, welche sterben wollen. So blicken heute Millionen Augen zu unserem Kaiser; diese Blutbande können sich nie wieder lockern. Heldentod und Kaiserlegen weihen unsere Zukunft.
4. Bonus vir semper tiro: eigentlich: auch der reife Mann bleibt immer ein Rekrut. Heute: Niemand ist zu gut, um als Freiwilliger mitzutreten.
5. Medio tutissimus ibis: In der Mitte gehst du am sichersten. Das Gegenteil muß Deutschlands tiefste Ueberzeugung sein. Weil es in der Mitte zwischen Frankreich und Rußland liegt, muß es ganz anders sich verteidigen als die Nachbarn, die nur eine Front gegen den Feind haben. Diese geographische Lage ist aber auch ein Geschenk; wir müssen dauernd auf der Hut sein, auch nach jedem gewonnenen Krieg.
6. Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni: Die Götter segneten das siegreiche Leben, Cato wollte nur von Bezwingung hören. Cato heißt heute Grey. Die causa victrix heißt heute Idealismus, Gottvertrauen, blühende Jugend in Kampfeslust, Heldentod für Weib und Kind.
7. Dulce et decorum est pro patria mori: Süß und ehrenvoll ist es, für das Vaterland zu sterben. Ein Feldwebel schrieb an einen Vater: Ihr tapferer Sohn ist gestern gefallen; gebe Gott, daß wir anderen auch alle diesen Tod finden dürfen.
8. Est deus in nobis: Ein Gott ist in uns. Das darf heut jeder Deutsche mit tiefer Ueberzeugung sagen. Vielleicht hat auch der Franzose ein Recht, es in seinem Sinn zu sagen. Aber der Russe kann es nicht sagen, und der Engländer muß statt deus „penny“ sagen.
9. Experto credite: Glaubt dem, der orientiert ist. An alle, welche in den letzten 10 Jahren die Armeegelder nicht bewilligen wollten.
10. Fortiter in re, suaviter in modo: Schneidig in der Sache, milde in der Form. Heute: Schneidig in der Schlacht, milde beim Friedensschluß mit Frankreich.
11. Fuimus Troes: Trojaner sind wir gewesen. Das traurige Geständnis der Belgier.
12. Illo terrarum mihi praeter omnes angulus ridet: Jener Winkel lacht mir am meisten auf Erden. Heute: London.
13. In hoc signo vinces: In diesem Zeichen wirst du siegen. Der alte Gott lebt noch, und wir leben in ihm, inniger denn je.
14. Labor omnia vincit: Zähigkeit besiegt alles. Die Parole unseres Generalstabs seit 43 Jahren.
15. Mens sana in corpore sano: Gesunder Mut in gesundem Leibe. Jugendwehr.

16. Mundus vult decipi, decipiatur: Die Welt will betrogen sein, betrügen wir sie. Agentur Reuter, Agentur Havas, Agentur Stefani, Sir Ed. Grey.
17. Non omnis moriar: Ich werde nicht ganz sterben. 1870 fiel der 40. Mann, im ganzen starben 43 000 Menschen; Deutschland hat einen jährlichen Geburtenüberschuß von 800 000 Menschen.
18. Non possumus: Wir können nicht. J. B. nicht Kunstwerke jetzt schonen, wenn unsere Söhne, Brüder, Männer beschossen werden. Sogar der Genter Altar in S. Bavo muß hergegeben werden, wenn es sich um Blut und Hinterlist handelt.
19. Oderint, dum metuant: Mögen sie uns hassen, wenn sie uns nur fürchten. Das ist die Parole England gegenüber nach dem Kriege. Frankreich dagegen muß unser Bundesgenosse werden im Kampf gegen den Osten.
20. Post nubila Phoebus: Nach allem Sturm kehrt die Sonne zurück. Nach allem Krieg kommt der süße Friede; nach allen Verlusten doppelte Liebe zu denen, die uns gelassen sind.
21. Quod fuimus estis: quod sumus, eritis: Was wir waren, seid Ihr; was wir sind, werdet Ihr sein. So sprechen heute viele tote Kameraden zu den lebenden. Wir waren jung und heil gestern, wie Ihr heute; wir sind tot, und morgen kommt die Reihe an Euch.
22. Res severa verum gaudium: Die ernste Sache macht die tiefere Freude. Ginge es nicht auf Sein und Nichtsein, so wäre unser Volk nie so herrlich außerstanden.
23. Sapere aude: Wage, klug zu sein. Leitspruch für die Deutschen und Österreicher bei den Friedensverhandlungen.
24. Si vis pacem, para bellum: Willst du den Frieden, so bereite dich auf den Krieg. Das Wort gilt heute durchaus; denn nur durch unsere Rüstungen hatten wir 43 Jahre des Friedens, der Erstarbung, des Wachstums: Der Krieg muß uns einen Frieden bringen, der mindestens wieder 50 Jahre dauert.
25. Tua res agitur: Deine Sache wird verhandelt. Nach Schweden.
26. Ultima latet: Die letzte (Stunde) ist verborgen. Unterschrift an einem gotischen Rathaus. Das sagt sich heut jeder Krieger, der in die Schlacht zieht, und jeder, der des Schicksals Rauschen spürt.
27. Videant consules ne quid detrimenti capiat res publica: Die Konsuln mögen sorgen, daß der Staat keinen Schaden nimmt. Unseren künftigen Diplomaten ins Stammbuch.

Harry Söberg / Die Leute am Meer

Fortsetzung

Seine Augen folgten Niels Klitten unaufhörlich . . .

Ihm flammten die Wangen in der beklemmenden Luft von Torqualm, Fisch und Del, die schwer unter der Decke lag.

„Ich habe auch von deiner Tat gehört, Niels Klitten . . . Sie ist an der Küste viele Meilen weit bekannt geworden. Und ich hab' mich danach gesehnt, mit dir über die Sache zu reden.“

„Ich mache mir aber nichts daraus, mit anderen Leuten davon zu sprechen, glaub' ich.“

Niels Klittens Hände hielten inne. Es wurde auf einmal so still im Hause, daß jeder Laut von draußen zu hören war.

„Ich will dich auch nicht nach deiner Ansicht fragen, sondern dich nur daran erinnern, Niels Klitten, daß, wenn der

Herr derartige Dinge geschehen läßt, er es nicht ohne Absicht tut . . . Man hat mir auch erzählt, daß du von unserem letzten Zusammentreffen nicht ganz unberührt geblieben bist."

Die Frau kam herein und trug ab. Es lag etwas Feindliches in dem Blick, mit dem sie den Fremden maß, als sie über die Schwelle trat. Ihr Mund war geschlossen, als hätte sie ihre Ansicht bereit.

"Versuch einmal, dir ein klares Bild von den Dingen zu machen, Niels Klitten . . . Ein so zerbrechliches Boot wie das deine bringt durch die Brandung und kommt vorwärts in einem so stürmischen Meer, wie es an dem Tage war. Und zwar, nachdem das Rettungsboot mit zwölf Mann Besatzung nichts hatte ausrichten können. Du, der du das Meer so gut kennst, weißt auch, was die Kräfte von drei Knaben und ein Boot wie deins bedeuten . . . Nichts! . . . Und doch erreichst du das Ufer und rettetest drei Menschen vom sicheren Tode. Wer wagt zu glauben, daß das dem Zufall, dem Schicksal oder wie die Ungläubigen es nennen mögen, zu verdanken sei? . . . Nein, wahrlich, nein, Niels Klitten, es ist einzig und allein dem gnädigen Willen Gottes zu verdanken! Für mich ist es eine Wundertat, die Gott geschehen ließ, um dir und den Deinen hier draußen ein lebendiges Bild seiner Allmacht und Gnade zu geben."

Bodil und ihre Mutter waren in die Tür getreten. Niels Klitten ging hin und setzte sich auf die Bank am weitesten von ihm.

"Wenn der Herr so etwas geschehen läßt, dann hat er nicht bloß den Lieb, durch den es geschieht, sondern auch alle diejenigen, für die er es geschehen läßt!"

Der Missionar schweig und betrachtete die Familie genau. Aber keiner hob die Augen, und alle waren so still, als säßen sie in der Kirche.

"Ich möchte euch etwas vorlesen," sagte er dann.

Und er ging hin, nahm eine Bibel aus seinem Rucksack und bat sie, sich um den Tisch zu setzen.

Die Knaben stellten sich still hinten in die Stube, wo es am dunkelsten war, mit großen beobachtenden Augen.

Nur die Frau sah wiederholt zu dem Fremden auf. Die festen Züge um ihren Mund erschlafften, so daß auch sie jetzt andächtig da saß und zuhörte . . .

Erst als Wolles Atemzüge verrieten, daß er schlief, fiel dem Missionar ein, daß dies hier Leute waren, die nach einem arbeitsreichen Tag der Ruhe bedurften. Und er schloß mit einem Gebet: daß die Gnade des Herrn ihren Einzug in dieses Heim halten möge.

Die Frau bereitete ihm auf der Ruhebank ein Lager. Einen anderen Platz hatten sie nicht. Sie löschten bloß das Licht aus, während sie sich auskleideten . . .

Vor dem Morgen stand Niels Klitten auf und ging hinaus. Der Wind hatte zugenommen, darum kamen sie heute nicht aufs Meer.

Als die Frau eine Stunde später in einem Schuppen beim Hause Lorf holte, fand sie ihn dort damit beschäftigt, beim Schein eines Talglüchtes Planken zu durchsägen.

"Du bist früh auf den Beinen, Vater," sagte sie.

Sie stapelte einen Armboll Lorf auf und sah nach ihm hin. Er murmelte nur ein verständnisloses Wort als Antwort.

Am Vormittag schnallte der Missionar den Rucksack um. Er wollte ins Fischerdorf gehen und dort mit den Leuten reden. Er werde schon wieder vorsprechen, sagte er. Denn er gedente, eine Zeitlang in der Gegend zu bleiben.

Er ging zu Niels Klitten hinaus.

"Ich dank dir schön für Obdach und gute Verpflegung."

Seine Augen verweilten auf dem Fischer.

"Dafür braucht ihr nicht zu danken . . ."

Niels ließ die Säge los, stand da und rückte unruhig hin und her.

Es lag etwas Müdes über dem verwitterten Gesicht.

"Ich hätt' sonst gern ein bißchen mit dem Missionar geredet," sagte er. "Hast du nichts dagegen, so könnt ich dich vielleicht begleiten."

Der Regen dauerte noch an. Er war staubfein geworden, so daß die Luft nichts als fidernde Masse zu sein schien. Der Horizont reichte nicht über die nächsten Höhen hinaus. Draußen überm Meere stand der Nebel. Wie Dampf trieb er längs der Wassersfläche heran.

Die Mutter und die Kinder standen an den Fenstern und sahen, wie die beiden zusammen fortgingen.

"Ich glaube, Vater wird fromm," sagte Per.

Er bekam keine Antwort . . .

Lange gingen die Männer, ohne zu sprechen, nebeneinander her. Niels Klitten mit schwer schlankernden Armen.

Der Nebel trieb ans Land und legte sich um sie, weiß und quellend wie eine gesunkene Wolke. Zuletzt sahen sie nur den schmalen Wegstreif, dem ihre Füße folgten.

"Was ich mit dem Missionar besprechen möchte, ist nicht so einfach zu sagen. Ich hab' vor einiger Zeit so wunderliche Träume gehabt . . . Es war in der Nacht, nachdem meine Kinder und der Junge von Kreten Ronge und ich den drei Leuten das Leben gerettet hatten."

Er hob den Kopf nicht beim Sprechen.

"Ich sah, wie eine blauweiße, nasse Taube vom Meer geflogen kam. Sie kreiste und kreiste um mein Haus, als hätte sie eine Botschaft für mich von da draußen . . . und in der nächsten Nacht sah ich sie wieder . . . Ich hab' immer daran denken müssen. Sie steht mir vor Augen, als müßte sie mir etwas sagen . . . Jetzt, nachdem ich dich so schön habe reden hören, hab ich mir gedacht, daß die Botschaft, die sie für mich hatte, darin bestehen könnte . . . daß Gott den armen Menschen, die ertrunken sind, Frieden in ihrem Grab geschenkt hat. Und das wäre schön, meine ich . . . denn man kann ja nie wissen, was für Leute das sind . . ."

"Ja, Niels Klitten, das ist wahr. Aber glaubst du nicht auch, Gott könnte dir eine Botschaft gesandt haben, daß er dich liebhat . . . er könnte dir zum Beispiel seinen Dank geschickt haben für deine menschenfreundliche Handlung."

Niels Klittens Gestalt wurde schwerer und schwerer. Seine ganze Haltung verriet, was mit ihm vorging. Der Missionar sah wiederholt nach ihm hin.

"Sage mir, was dachtest du, als du mit dem Boot hinausfuhrst?"

"Was ich dachte . . . Das habe ich mir selber nicht erklären können . . . Ich konnte wohl nicht anders. Es sah ja danach aus, als ob alle die Leute verloren sein sollten, und da war es, als triebe mich etwas dazu, so daß ich mich und das Leben meiner Kinder vergaß . . . Und wahr ist es, es war ein Wunder, daß wir lebendig ans Land kamen . . ."

Er hielt inne. Seine Gestalt schien zur Erde gedrückt zu werden.

"Wenn Gott mich liebhat, wie du sagst, dann muß ich doch Frieden in meiner Seele finden und mich der Gnade, die er mir erwiesen hat, freuen können . . . Ich bin immer ein großer Sünder gewesen."

Der Missionar legte die Hand auf Niels Klittens Schulter.

"Hast du gebetet, Niels Klitten?"

"Ja wohl, das hab' ich getan . . ."

Fortsetzung folgt.

Gottfried Traub / Denkmal

Gut ist der, für den gute Taten sein Lebens-
element sind. Carlisle.

Ich redete in Düsseldorf. Die Menschen bezahlten ihr Eintrittsgeld zum Zweck der Kriegsfürsorge. Da kommt auch eine Arbeiterin und erlegt ihre zwanzig Pfennig, wie jeder andere, und schon greift der Kassierer zu den nächsten Groschen, die eingezahlt werden. Da legt sie stillschweigend einen zusammengefalteten Briefumschlag auf den Teller und geht lautlos weg, hinein in den Saal. Die etwas unsaubere Hülle hebe ich mir unter meinen Kostbarkeiten auf. Es standen in unbeholfenen Schriftzügen die Worte darauf: „Für unsere Krieger eine Arbeiterin.“ Drinnen lagen ein Fünzigmarkschein, zwei Zwanzigmarkscheine und fünf Zweimarkstücke, macht zusammen: Einhundert Mark. Lies es noch einmal, lieber Freund! Meine Hand zittert, so schwer wiegt dies leichte Papier. Einhundert Mark — was mag die Frau davon erwartet und geträumt haben? Sie gab es sicher nicht vom Ueberfluß, sondern sie tat sich weh und gab, was sie hatte. Aber nicht einmal die Höhe der Summe ist das Größte. Welche Feinheit liegt in der Art dieses Opfern! Sie kommt, gibt und geht weg. Niemand kennt sie. Keine Hausnummer verrät ihre Wohnung, keine Aufschrift ihre Herkunft. Das ist Würde. Man wird andächtig, wenn man ein solches Blatt Papier in die Hand nimmt, und schämt sich seiner Kleingläubigkeit und seines Mißtrauens. Wieviel sind im Saal, die sich mit dieser Ungenannten vergleichen können? Vielleicht ist es die Frau dort, die du gar nicht beachtet hattest. Vielleicht ist sie schon wieder fortgegangen. Die linke Hand hat nicht gewußt, was die rechte tat. Ich freue mich dieses seelischen Anstandes aus tiefem Herzensgrund. Ein Volk, das solche Frauen zählt, geht nicht unter.

Also solche Taten geschehen. Sie sind nicht nur möglich für das Denken: „wie schön wäre es, wenn —“. Sie stehen da in sich selbst, machen kein Geschrei, aber zeigen desto frischere Kraft. Ist's nicht ein Lied zum Jubeln und ein Sang zum Danken. Daß mir nur kein Griesgrämiger zwischen die Beine komme, der riefte: „ja, das ist eben eine Ausnahme!“ Du vertrackter Kerl, du bist auch eine Ausnahme, aber eine klägliche. Du hast die traurige Gabe, das Große so lange herabzudrücken, bis es so klein ist, wie du selbst. Daß mich einstweilen meiner Wege gehen und in hellem Glorionten verkünden: „ich danke dir, Gott, daß ich so etwas sehen durfte.“ Da höre ich neben mir einen zweiten und dort einen dritten, die ähnliche Züge erzählen von Hilfe, Bereitschaft, Kameradschaftlichkeit. Der Glorion Ton wird stärker und stärker. Ja, sie läutet heute von Strassburg bis nach Tilsit, von der Einheit des helfenden Volkes. Das ist auch ein Schlachtläut, das zum Himmel dröhnt und vor dem manche Gegner erblaffen. Das ist ein Erlebnis, wert, das wir ein paar Tage oder Wochen früher ins Grab gehen. Laßt es nur unser Herz angreifen. Unsere Zeit ist keine sanfte. Sie führt starke Töne in ihrem Register. Genau so, wie mir's durch den Körper lief, schauernd und selig zugleich, als ich einer starken Orgel Gewalt über mich hinbrausen hörte, genau so war mir's zumute, als ich diesen Brief öffnete, und in diesen Papierscheinen die ungeschriebenen Worte funkelten: „Liebe ist stärker als der Tod“.

Kathedralen fallen, neue Denkmale erstehen. Jene soll der Künstler wieder neu schaffen, diese sind größer als eines Künstlers Hand, denn sie begehren nicht nach Farbe und nicht nach Stein; aber sie begehren ein ewiges Leuchten. Sie sind selber aus ewigem Stoff gearbeitet, und keiner Zeiten Sturm zerstört sie. Wunder erlebst du, deutsches Volk, leidhaftige Wunder.

Soziale Bewegung

Auch wirtschaftlich halten wir durch! Militärisch und finanziell halten wir durch, daran kann kein Zweifel mehr sein. Die herrlichen Siegestaten unserer Wehrarmeen gegen einen der Zahl und der Tüchtigkeit nach hervorragenden Gegner, die unerhörten Heldentaten unserer Flotte gegen einen numerisch weit überlegenen Feind, das alle Welt überraschende Bravourstück unseres Unterseebootes „U 9“ und die anscheinend immer noch wachsende Menge der heimischen Soldaten lassen keinen Zweifel an unsere militärische Behauptung auch gegen eine große Uebermacht von Feinden mehr aufkommen. Daß wir auch keine Geldsorgen um die Durchführung des gewaltigen Krieges bis zum bitteren Ende zu haben brauchen, hat das staunenswerte Ergebnis der Kriegsanleihezeichnung in voriger Woche selbst den unverbesserlichen Schwarzseher gelehrt. Aber wirtschaftlich, werden wir auch wirtschaftlich durchzuhalten imstande sein? Hier fehlt es an bestimmten, fest greifbaren Tatsachen der Siegesgewißheit. Man sieht zwar, wenn man offenen Auges um sich blickt, daß Handel und Wandel nach den ersten Schrecken der Mobilmachungszeit wieder in ruhigere Bahnen einklenken. Auch stellt das Kaiserliche Statistische Amt in der neuesten Nummer des Reichsarbeitsblattes fest: „Der Beschäftigungsgrad erfuhr infolge des Kriegsausbruches in der ersten Hälfte des Monats August eine scharfe Senkung, insbesondere in den Industrien, die mehr oder weniger ausschließlich für die Ausfuhr arbeiten oder Luxusgegenstände herstellen. Nach Wiederaufnahme des Güterverkehrs und teilweise auch des Seeverkehrs trat im allgemeinen eine Erholung ein. Regere Beschäftigung haben nicht nur die Betriebe, die für die Heeres- und Marineverwaltung, für Sanitätsbehörden Aufträge zu erledigen haben, sondern auch in anderen Geschäftszweigen, insbesondere im Baugewerbe, macht sich das zunehmende geschäftliche Vertrauen belebend geltend.“ — Allein, das alles sind doch noch keine Taten, die wie jene auf militärischem und finanziellem Gebiete den letzten Zweifel an Deutschlands Ueberlegenheit über alle seine Feinde auch in wirtschaftlicher Hinsicht entwaschen könnten. Deshalb ist die große und gebung aller schaffenden Stände mit Freude zu begrüßen, die am Montag dieser Woche in Berlin stattgefunden hat, um in aller Einheitlichkeit und Bestimmtheit zu versichern: Deutschland hält auch wirtschaftlich den großen Krieg bis zur endgültigen Niederwerfung seiner Feinde durch. Diese Versicherung ist mehr als ein gutes, ermunterndes Wort, sie bedeutet eine Tat! Schon der Umstand, daß es während dieses Krieges auch wirtschaftlich keine Parteien und Sonderinteressenten mehr gibt, daß Industrie und Landwirtschaft und Handel und Handwerk Hand in Hand arbeitet und zusammensteht, um das Vaterland wirtschaftlich durchzubringen, ist eine überwältigende Tat, auf die vor wenigen Wochen niemand in Deutschland zu hoffen gewagt hätte. Dann aber weiß jedermann, daß die nüchternen Geschäftsleute und Rechnung, die in unseren Handelskammern und Landwirtschaftskammern und Industriellenverbänden und Handwerkerkammern sitzen, nicht Männer sind, die der Öffentlichkeit bestimmte Versprechungen abgeben, ohne die feste Zuversicht ihrer Erfüllbarkeit. „Wir halten auch wirtschaftlich durch bis zum siegreichen Ende“, das wird man im feindlichen Ausland, besonders in England, aber auch im neutralen Ausland aufhorchend hören und — beachten. Uns Deutschen daheim und im Felde aber stärkt die große, einheitliche Kundgebung der schaffenden Stände den Mut und die Zuversicht, die Geduld und die Opferbereitschaft.

Krieg und Getreidepreise. Alljährlich im August und September pflegen die Getreidepreise in Deutschland aus natürlichen Ursachen zu steigen. Verstärkte Einfuhr läßt sie indessen nicht über eine bestimmte Grenze hinauswachsen. Diese Einfuhr fehlt im gegenwärtigen Kriege so gut wie ganz. Infolgedessen nehmen die Getreidepreise in den letzten Wochen eine beunruhigende Höhe an. In Berlin kostete Juli Weizen 223, Roggen 188 M., Ende August 228 und 198 M. und Ende September 250 und 229 M. Den Getreidepreisen folgten die Mehlpreise und die Backwarenpreise. Als nun die Militärgewalten bei den Bäckereien eingriffen und mit Hilfe von Gewichtsfestsetzungen und Normalpreisen die Zenerung zu bekämpfen suchten, machten die Bäckermeister die Öffentlichkeit mobil und lenkten die Aufmerksamkeit auf die Quelle der Verteuerung, die hochgehenden Getreidepreise. Ihr Vorgehen fand die Billigung und Unterstützung der Landwirtschaft (Bund der Landwirte) und des Großhandels (Handelskammern), die sich beide für Festsetzung von Höchstpreisen für Getreide durch die Militärgewalten aussprachen. In dieser Hinsicht führten die Vertreter der Kaufmannschaft von Berlin in ihrer letzten Sitzung aus: „Es war von vornherein als gegeben zu erachten, daß ein europäischer Krieg lebhafteste Preisbewegungen nach sich ziehen mußte. Die großen Bedürfnisse zur Versorgung unseres Heeres gaben den Anstoß zur Bewegung, und, wie immer, haben die steigenden Preise die allgemeine Kaufkraft ebenso verstärkt, wie sie auf der anderen Seite Zurückhaltung der Käufer bewirkt haben. Die durch die Militärbewegungen hervorgerufenen Transportschwierigkeiten trugen nicht wenig zu der Steigerung bei, und am letzten Ende mußte der eingeführte Staffeltarif in den Produktionsgebieten eine rapide Bewegung hervorrufen, die schließlich sich über das ganze Reich erstreckte. Es

Die Hülfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Bierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark, beim Briefträger und am Zeitungs-schalter der Postämter 2,62 Mark, beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lübow 5506.
Postcheckkonto: Amt Berlin 8683.
Anverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.
Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hülfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 45 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Kellamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugelassen. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Aannahme Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Dr. Gertrud Bäumer:** Heimatschronik. — **Friedrich Naumann:** Volksheer. — **Dr. Ernst Jägh:** Die rumänische Spying. — **Banddirektor Dr. Hjalmar Schacht:** Frankreichs Finanzmacht. — **Richard Charnatz:** Oesterreich und Deutschland. — **Prof. von Schulze-Gaevernitz:** Russische Reisebriefe. — **Paul Eggers:** Seelische Fürsorge für die Verwundeten. — **Harry Sölsberg:** Die Leute am Meer. — **D. Gottfried Traub:** Frohsinn. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 29. September.

In der „Schlesischen Volkszeitung“ steht, daß der preußische Landrat v. Kries die Verwaltung des Kreises G e n s t o c h a u übernommen hat.

Abends treffen sich politische Männer in einer altberühmten Berliner Weinstube und tauschen aus, „was jeder weiß“. Am bedauerlichsten sind die aus der Prager stammenden Berichte über die Zustände beim Einkauf von Militärbedarf: Spekulantentum und Preistreibern! Hier ist eiserner Besen nötig.

Mittwoch, 30. September.

Viele Nachrichten. Der Monat September schließt mit der Vorbereitung zweier weltgeschichtlicher Entscheidungsschlachten und mehrerer großer Festungsbelagerungen. Von allen Seiten wird von Aufmarsch oder Anfang berichtet, nirgends aber liegt etwas fertig Abgeschlossenes vor. Der Landkrieg steht auf seiner Höhe.

Was zunächst Belgien anlangt, so ist es immer etwas unklar geblieben, was jenseits von Brüssel von deutschen Truppen besetzt und von deutscher Verwaltung erreicht ist. Gent soll eine Kriegszahlung geleistet haben, ob es aber irgendwie militärisch in Anspruch genommen wird, ist nicht ersichtlich. Ostende ist sicher noch belgisch, obwohl deutsche Kavallerie dort gewesen sein soll. Das ganze flämische Land hängt ab vom Schicksal Antwerpens. Das erste Ereignis des Tages ist die amtliche Mitteilung, daß die Beschießung der Außenforts von Antwerpen begonnen hat. Der Kampf um den schmalen Streifen Land zwischen Brüssel und Antwerpen braucht viel Zeit, wohl auch deshalb, weil die deutsche Heeresleitung ihre artilleristische Hauptmacht nach Nordfrankreich führen mußte. Jetzt nun sind die Kanonen für Antwerpen an Ort und Stelle. Mecheln, die alte Bischofsstadt, die vor den Befestigungen liegt, ist deutsch. Ueberall in diesen Orten sind natürlich irgendwelche Kunstschätze, so daß das Gerücht über Kunstzerstörung nicht aufhört. Das deutsche Truppenkommando hat nach Antwerpen mitteilen lassen, daß Kunstwerke geschont werden, wenn man sie nicht militärisch verwendet. Sollte es sich nämlich bewahrheiten, daß in Antwerpen die Kathedrale (viertgrößte Kirche Europas,

hebenschiffiger Hallenbau) mit Telefunkenapparat, Beobachtungsstation und vielen Maschinengewehren besetzt ist, dann hilft gar kein Geschwätz, dann sind die Belgier die Verderber dieses einzigartigen Baues, denn wer die Kirchen zu Militärstationen macht, nur der ist verantwortlich, falls sie beschossen werden. Es ist übrigens auch außer der Kathedrale in Antwerpen noch vieles von wunderbarer Schönheit. Ich bin in der letzten Friedenswoche noch dort im Museum Plantin und an anderen bemerkenswerten Stellen gewesen. Ob das ein Abschiedsbesuch war?

In Frankreich wird mit letzter Anstrengung gekämpft. Ein Regen von Granaten über einen Landstrich wie von Köln bis Magdeburg! Hier finden die Bauern Eisen in der Erde, solange es dort Menschen gibt. Wie einfach war demgegenüber die Völkerschlacht von Leipzig! Die französischen amtlichen Berichte sind etwas ausführlicher als die deutschen, beide aber enthalten sich eines Urteils über die militärischen Aussichten. Erneute Vorstöße aus den Festungen Verdun und Toul wurden zurückgeschlagen. Man glaubt, daß in der Richtung auf Chalons sur Marne die Entscheidungsschlacht sich vorbereitet. Bei Rezon wird bisher unentschieden, aber erbittert gerungen.

Im Nordosten scheiterten russische Vorstöße am Njemen gegen das deutsch gewordene Gouvernement Suwalki. Gegen die Festung Ossowiec trat schwere Artillerie in den Kampf ein.

Weit wichtiger ist das Telegramm des österreichischen Generalstabes über den Rückzug der Russen an der Weichsel: „Angesichts der von den verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Streitkräften eingeleiteten neuen Operationen sind beiderseits der Weichsel rückgängige Bewegungen des Feindes im Zuge. Starke russische Kavallerie wurde unsererseits bei Biezy gesprengt. Nördlich der Weichsel werden mehrere feindliche Kavalleriedivisionen vor den verbündeten Armeen hergetrieben.“ Um das zu verstehen, muß man zuerst Biezy auf der Karte suchen. Man findet es etwa in der Mitte zwischen Krakau und Przemyśl. Also bis dahin und noch weiter sind inzwischen die Russen vorgeedrungen! Daraus folgt, daß die österreichische Armee entweder bei Przemyśl schon halb umgangen oder eingeschlossen sein mag. Man wird das ja nun erfahren. Ganz Ostgalizien und starke Teile von Westgalizien müssen als zeitweilig russisch angenommen werden. Kurz, was wir im stillen fürchteten, ist jetzt eine zugegebene Tatsache. Es geht dort, wie bei uns in Ostpreußen. Möge es nun auch so weitergehen! Ueber die Mitwirkung der deutschen Truppen am linken Ufer des Oberlaufes der Weichsel läßt sich heute nicht mehr sagen, als was im Telegramm steht. Wollte dort ein Hindenburg auftauchen!

Ein Geschäftsbericht des Präsidenten der Reichsbank H a b e n s t e i n über die Finanzlage macht einen außerordentlich guten Eindruck. Auf diesem Gebiet war die Mobilmachung fertig bis zu Ende durchgedacht, was man von anderen Gebieten der inneren Verwaltung nicht in gleichem Maße sagen kann, am wenigsten von der Miet- und Wohnungsfrage. Doch das gehört ja wohl mehr in die Heimatschronik.

Zeitungen und Privatgespräche sind voll von asiatischen und afrikanischen Nachrichten, aber man weiß wirklich nicht, was davon der Aufzeichnung wert ist. An die ägyptische Revolution glaube ich erst, wenn ich sie sehe. Daß der Emir von Afghanistan eine Armee von 700 000 Mann gegen Rußland und England marschieren läßt, möchte ich auch nicht als Weltgeschichte buchen. Immerhin ist es nicht ausgeschlossen, daß die Afghanen

einen kleinen Ausflug nach der russischen Dase Werm versuchen. Auch in Persien scheinen gewisse russenfeindliche Erhebungen vorgekommen zu sein. Der Mohammedanismus bewegt sich, welches Tempo er aber dabei einhalten wird, ist gar nicht vorherzusagen. Der heilige Krieg ist eine langsame Sache, da er mündlich vorbereitet sein will, und da alles im Orient viel mehr Zeit braucht als im schnelllebenden Gebiete der „Franken“.

In Konstantinopel drängen die Dinge zur Entscheidung. Die russische Flotte im Schwarzen Meer nähert sich dem Bosporus. Noch aber wird „überlegt“.

Die Japaner marschieren auf Tsingtau.

Donnerstag, 1. Oktober.

Es beginnt der dritte Kriegsmonat. Wir sind daran gewöhnt, den Krieg zu haben. Man sagt nicht mehr: „Es ist mir, als ob ich nur einen bösen Traum hätte.“ Der Krieg wird als schwere gemeinsame Arbeit begriffen und geführt. Armee und Heimat, Männer und Frauen tun alle irgendwo ihre Pflicht. Es ist nicht nötig, viel darüber zu reden, daß noch große Opfer gebracht werden müssen. Hinter allem aber ist ein felsenfester Glaube an den Sieg.

Ob wohl England oder Deutschland unter den Wirtschaftssolgen des Krieges schwerer leidet? Sehr interessant ist ein Aufsatz in der „Times“ darüber, daß die 200 gelaperten oder festgelegten und die 150 in neutralen Häfen liegenden deutschen Schiffe fast ausnahmslos englische Ladungen an Bord hätten, auf die der englische Kaufmann nun vergebens warte. Ob die dabei angegebenen Ziffern auch nur einigermaßen richtig und genügend sind, kann von uns aus nicht festgestellt werden, aber die Tatsache selbst, daß man den deutschen Seehandel nicht unterbrechen kann, ohne dabei ganz von selbst den englischen Kaufmann zu schädigen, liegt offen auf. Ferner ist es nicht uninteressant, in der „Daily Post“ von Liverpool zu finden, daß dortige Handelskreise bei der englischen Regierung vorstellig geworden sind, die englische Marine müsse die größten Anstrengungen machen, um die deutschen Kriegsschiffe im Atlantischen Ozean wegzunehmen. Also es leben auch dort noch topfere Störer der englischen Sicherheit.

Der tägliche Bericht des deutschen Hauptquartiers bringt keine wesentlichen Neuigkeiten. Es wird auf dem westlichen Flügel der langen französischen Schlacht mit immer neuer Erbitterung gestritten. Nördlich und südlich der Stadt Albert vorgehende überlegene feindliche Kräfte sind unter schweren Verlusten für sie zurückgeschlagen. Die Schlacht drängt immer weiter westlich, fast bis nach Amiens. In Reims ist die Stadt selbst von den französischen Truppen geräumt, die Festungsanlagen aber werden noch verteidigt. Damit wird ja wohl die Beschießung der Stadt zu Ende sein, was ihr sehr zu gönnen ist. Man kann sich das Schicksal der im Schlachtgebiet liegenden Orte nicht schwer genug vorstellen. Vor den Sperrforts an der Maaslinie ist keine Veränderung; es sollen dort Herbstnebel sein, die alles Borgehen hindern. In den mittleren Vogeisen wird noch immer gekämpft.

In der kleinen französischen Stadt Orchies nahe der belgischen Grenze bei Lille wurden deutsche Vermundete grauenvoll verstümmelt aufgefunden. Ohren und Nasen waren ihnen abgeschnitten, und man hatte sie durch Einstopfen von Sägemehl in Mund und Nase erstickt. Ob Franktireurs oder Ruaven die Täter sind, ist unbekannt. Der Ort wurde dem Erdboden gleich gemacht, alle Einwohner waren schon vorher geflohen.

Vor Antwerpen sind zwei der unter Feuer genommenen Forts zerstört.

Hoffnungsvoll klingt der letzte Satz des amtlichen Berichtes: „Vom östlichen Kriegsschauplatz ist noch nichts Besonderes zu melden.“ Das „noch nicht“ ist wie eine Botschaft, daß nun bald die Mitteilungen über strategische Rückzüge in Galizien zu Ende sein werden.

Freitag, 2. Oktober.

Generaloberst v. Hindenburg hat heute Geburtstag. Gleichzeitig wird durch Veröffentlichung einer Dankfagung an den Bürgermeister von Beuthen in Oberschlesien öffentlich bekannt, daß

er zur galizisch-polnischen Armee übergegangen ist als deutscher Befehlshaber des Ostens. Vermutlich ist auch sein Generalstabschef Ludenborf bei ihm. Die Männer erleben was! Und unzählige Wünsche des Vaterlandes umgeben sie. Noch ist vom Osten nichts zu berichten. Ueber die Stimmung im österreichischen Heere und im galizischen Volke kommen günstige Darstellungen. Wille zum Sieg und Mut über die Russen sind im Wachsen. Die Polen wagen sich mehr hervor.

Der norwegische Minister des Aeußern beschwert sich in London darüber, daß Erze als Kriegskonterbande angesehen werden. Sowohl Schweden wie Norwegen sind an der Behandlung der Erzausfuhr sehr stark interessiert. Erz ist im Jahre 1909 bei der internationalen Erklärung über das Recht im Seekrieg ausdrücklich zu den Waren gezählt worden, die unter keinen Umständen als Kriegsmittel zu gelten haben. Man sieht aber an diesem Falle, auf wie schwachen Füßen im Ernstfalle das internationale Seerecht steht, und wie schwer es ist, zwischen Kriegsmaterial und Handelsware eine Grenzlinie zu ziehen. Wenn uns England das Material zum weiteren Kanonenguß sperren will, stößt es damit die Rechte und Interessen der Neutralen in empfindlichster Weise. Das Verbot der deutschen und österreichischen Einfuhr nach England wirkt aber auch in anderer Hinsicht anders, als seine Urheber es sich dachten: England braucht Zuder und Farbstoffe für sehr große Industrien. Wer soll nun inzwischen liefern? Kann man Süßstoffe aus der Erde stampfen?

Im Westen bleibt die Grundform die: deutsches langsames aber siegreiches Vorgehen an der Maas und deutsche erfolgreiche Verteidigung zwischen St. Quentin und Amiens. Die letzten Kämpfe waren dort bei den Höhen von Roye und Fresnoy. Wohl um kein Stück Land ist so gestritten worden wie um diese Gegend. Unglaubliche menschliche Anstrengungen auf begrenzter Fläche. Inzwischen graben sich in der langen Linie die beiden Heere immer tiefer ein. Es wird berichtet, daß ganze Systeme unterirdischer Gänge entstanden sind, Küchen und Vorratsräume. Der moderne Soldat verbirgt sich. Von beiden Seiten wird noch immer guter Gesundheitszustand berichtet. Daß viele Eltern und Frauen mit Sorge an dieses halbunterirdische Dasein denken, ist selbstverständlich, denn es hat doch jede Familie außer dem Gedanken an den Sieg der Nation noch den täglichen privaten Wunsch, zu wissen, wie es gerade dem einzelnen Mann da draußen gehen mag. Die Feldpost arbeitet sichlich besser.

Der Bürgermeister von Brüssel mußte gefangen genommen werden, weil er sich weigerte, übernommene finanzielle Verpflichtungen zu erfüllen. Ueberhaupt wird das Verhalten der Brüsseler Bevölkerung als schwierig geschildert. Wie unendlich viel besser wäre es für die Belgier gewesen, wenn sie nach dem Fall von Lüttich das wohlwollende Angebot des deutschen Reichsfanzlers angenommen hätten! Jetzt wird erst noch die Einnahme von Antwerpen nötig sein, um ihnen zu zeigen, daß Widerstand zwecklos ist.

In Rumänien hat ein Kronrat stattgefunden, dessen Verlauf natürlich Geheimnis ist. Es zeigen sich aber in der russischen und französischen Regierungspreffe unfreundlichere Beurteilungen Rumäniens. Also erscheint die Neutralität zunächst wieder besiegelt. Man kann die Bedeutung Rumäniens gar nicht hoch genug einschätzen. Der neue deutsche Vertreter in Bukarest heißt Herr vom Busche.

Der kleine deutsche Kreuzer „Karlsruhe“ hat im Atlantischen Ozean sieben englische Dampfer wegen Kriegskonterbande versenkt. Seitenstück zu den Taten der „Emden“. Wenn wir nur erst wüßten, wie viele von unseren Schiffen von den Engländern versenkt sind!

Sonnabend, 3. Oktober.

An den beiden Endpunkten der langen Linie wird täglich weitergekämpft. Beide Armeen verstärken sich westwärts. Deutsche Teilerfolge bei Royon und südlich der Argonnen.

Zwei Forts von Antwerpen sind erstickt.

Im Osten wird russischer Vormarsch über den Njemen gegen das von uns besetzte Gouvernement Suwalki erwartet. Nie-

mand, der nicht innerhalb der Heeresleitung sitzt, kann sich zur Stunde eine zusammenhängende Vorstellung der beiderseitigen militärischen Bewegungen zwischen Lemberg und Warschau machen. Russische Mitteilungen reden von einer in etwas weiterer Ferne bevorstehenden Riesenschlacht bei Warschau. Vielleicht aber sind diese Nachrichten nur Wünsche oder Irreführungsversuche. Zunächst wird man gut tun, den Kriegsschauplatz Suwalki und den Kriegsschauplatz Galizien als zwei getrennte Gebiete anzusehen. Die Entfernung beider beträgt über 300 km, das heißt, für große Heere mindestens 15 Tage Militärmarsch. Wie es aber nun im alten Kongresspolen zwischen diesen zwei Kriegsschauplätzen aussieht, ist völlig verschleiert.

Die Engländer haben in den Vereinigten Staaten große Mengen von Kriegsmaterial bestellt, die sie über Kanada beziehen wollen. Die betreffenden Amerikaner behaupten nun, ebenso gern für Deutschland liefern zu wollen, wenn Bestellungen einkäufen, wissen aber natürlich, daß wir nichts über den Ocean holen können. Hier ist die formale Gleichberechtigung eine starke sachliche Ungleichheit. Neutrale Staaten sollten überhaupt keine Kriegswertzeuge an kämpfende verkaufen. Aber freilich: Krupp hat im Balkankrieg auch verkauft.

Aus dem fernen Osten klingt über England einiges von tapferen Kämpfen der allein gelassenen deutschen Besatzung von Tsing-tan zu uns herüber. Sie lassen sich jeden Fußbreit teuer ablaufen, die Guten und Tapferen! Nehmt so viele Japaner mit in die Unterwelt, als ihr könnt!

Die Engländer geben die Zahl der von ihnen gekaperten Schiffe mit 387 an und die Zahl ihrer derartigen Verluste mit 86. Wenn das wahr ist, so ist es günstiger als wir vermutet hatten.

Sonntag, 4. Oktober.

Die Sache am Njemen wird etwas deutlicher. Der russische Vormarsch auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz kommt offenbar aus der Gegend von Wilna zwischen den Festungen Kowno und Grodno und schiebt sich nach der ostpreussischen Grenze zu. Daß von den Deutschen besetzte Gouvernement Suwalki ist von neuem zum Schlachtfeld geworden. Der linke Flügel des russischen Vormarsches wurde bei Augustow zurückgeschlagen und hinterließ 2000 Gefangene und etwas Kriegsmaterial. Wie es mit den übrigen Teilen der russischen Angriffsmasse beschaffen ist, wird noch nicht gesagt.

In der Umgebung von Antwerpen fielen drei weitere Forts im Südwesten rechts und links der Eisenbahn von Brüssel und Gent. Der Zugang zur Beschießung der Innenstadt öffnet sich.

Die lange Linie in Frankreich wächst nach Westen weiter in Richtung auf Arras, nördlich von Amiens. Es wird immer mehr Völkerschlacht, da neuer Einzug von Indiern aus Marseille gemeldet wird. Die armen Kerle bei diesem Wetter! Keiner von ihnen hat bisher einen Krieg gesehen, denn soviel wir wissen, ist Indien seit 1857 kriegsfrei geblieben.

Am Nachmittag stehen wir draußen in Wunsdorf bei Jossen vor dem Drahtgitter des Gefangenenlagers. Obwohl nicht ganz ohne Berechtigung gewarnt worden ist, die Gefangenen nicht als Gegenstände der Schaulust zu betrachten, kann man auf anderer Seite nur sagen: Das muß man gesehen haben! Da hat man alle Arten von Gegnern beisammen: 16 000 Menschen, die als Soldaten ohne Waffen zwecklos sich auf einer großen Heidefläche herdenweise hin und her schieben. Viele Franzosen, uniformierte und nicht uniformierte Belgier, ein Teil Russen, dazwischen Zwaven, Turkos und unvermittelt dazwischen eine Anzahl sich aufrecht haltender Engländer. Jeden vierten Tag kommt der einzelne daran, arbeiten zu können, weil sonst zu viel Aufsichtspersonal nötig sein würde. Zahllose Erdhütten und Gruben, nach militärischer Art gebaut, um nicht in den Massenzelten schlafen zu müssen. Wer mehr als eine Sprache spricht, trägt eine farbige Binde, um sich als Dolmetscher zu markieren. Die gefangenen Unteroffiziere übernehmen die Ordnung unter ihrer Truppengattung. Beständige kleine gegenseitige Reibungen und Eigentumsstreite. Die umwohnenden Landleute äußern sich ungehalten über die Masse

Nahrungsstoffe, die für die Gefangenen täglich herbeigebracht werden müssen. Und in der Tat ist es eine wirtschaftliche Belastung, Hunderttausende so zu erhalten, aber die Pflicht ist selbstverständlich, solange wir selber Nahrung haben. Glücklicherweise bestehen wegen unserer Ernährung keine großen Sorgen. Schwieriger ist die Bekleidung.

Montag, 5. Oktober.

„Auf dem westlichen Kriegsschauplatz geht der Kampf am rechten Heeresflügel und in den Argonnen erfolgreich vorwärts.“ Gut! Wir haben Geduld, wenn nur schließlich der Sieg kommt. Nichts überlesen!

Die Schlacht bei Augustowo war bedeutender, als es gestern schien: die Russen sind in zweitägigem Kampfe bei Suwalki völlig geschlagen und haben 3000 Gefangene und achtzehn Geschütze verloren. Die Grenze von Ostpreußen wird in ein Erdlager verwandelt, damit niemand mehr hinein kann. Der Zar hat sich auf den russischen Kriegsschauplatz begeben. Wo mag da Bäterchen wohl sein?

Die deutschen Kreuzer „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ haben bei Tahiti im Großen Ocean ein kleines französisches Kanonenboot in den Grund geschossen. Unsere beiden Schiffe lagen bei Kriegsausbruch vor Tsingtau.

Dienstag, 6. Oktober.

Weitere Fortschritte vor Antwerpen. Ob der König in der Festung bleibt? Weiße Fahne an der Kathedrale.

Unklare Nachrichten über Rückzug der Russen in Galizien. Wir wissen bisher noch nicht, was überhaupt die Oesterreicher haben halten können. Deutscher Vormarsch in Südpolen ebenfalls ohne Ortsangabe.

Die Türken erklären das Marmarameer für ein territoriales Gewässer und wiederholen die Sperre der Dardanellen für Kriegsschiffe aller Nationen. Vom Schwarzen Meere noch keine Nachricht.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 29. September.

Ein sicheres Zeichen, daß die deutsche Volkswirtschaft ihre Glieder dehnt und mehr und mehr zu regen beginnt, ist das Anwachsen des Anzeigenteils in den Zeitungen.

Auffallend sind die niedrigen Preise in der Damenkonfektion. Die Wintermäntel sind billig. Weil die deutsche Konfektion Riesmengen ausführt und nun nicht los wird.

Die Warenhäuser haben die alte Verkaufszeit wieder eingeführt. Wenn man nachmittags hineingeht, kann man sich wie in Friedenszeit verkehrt fühlen. In geteilter Stimmung übrigens; der Verstand sagt: wie gut für unser Gewerbe, daß bei den Frauen die Sehnsucht nach dem neuen Gut oder der neuen Bluse schließlich doch durch den Ernst der Zeit bricht. Und das Gefühl ist doch angewidert durch die breite Wichtigkeit, mit der bei manchen selbst heute die Einkäufe für die eigene Person vor sich gehen.

Im übrigen steht Berlin unter dem Zeichen der Wollschachen. In diesen Tagen gehen große Liebesgabenzüge nach Osten und Westen ab. Die Wollpreise steigen von Tag zu Tag — wie es nicht anders sein kann, wenn neben die Bekleidungsämter als Großkäufer das Rote Kreuz und zahllose andere Vereine treten. Die einen wollen möglichst rasch und viel Strümpfe für die Soldaten aufhäufen, die andern denken an die arbeitslosen Frauen, für die sie gar nicht genug Stridarbeit bekommen können, beide Gruppen sind schließlich gezwungen, „um jeden Preis“ im wörtlichsten Sinne zu kaufen, um sich nur die Wolle abzufragen. Aus diesem Organisationsmangel stiegen die Wollpreise, die bezahlt wurden, in den letzten Wochen von 5,40 auf 8,20 M. für das Kilo. Es wird unbedingt etwas geschehen müssen, um da Einhalt zu tun! Wir sind doch erst am Anfang des Winters!

Mittwoch, 30. September.

So oft hat man das Gefühl, als habe man als einzelner Mensch für den ganzen Inhalt dieser Zeit nicht Raum genug in seiner Seele. Persönliche Schicksale schlagen um einen herum ein, die man mitfühlt, die Geschehnisse draußen und die daraus erwachsenden Fragen arbeiten im Gehirn, und die täglichen praktischen Anforderungen halten alle Nerven gespannt. Man schreibt in Eile ein Wort der Teilnahme an einen lieben Menschen, von dem die große Lobschelte ein schweres Opfer forderte und fühlt dabei, wie man diesem Schmerz und dem eigenen Anteil daran etwas schuldig bleibt. Und ebenso steht man oft innerlich vor den Entscheidungen, Opfern, Leistungen im großen mit dem Bewußtsein, ihr geschichtliches Maß nicht fassen zu können! — Und wird weiter getrieben durch die Forderungen des Augenblicks.

Harnack hielt die letzte in einer Reihe von „Deutschen Reden in ernster Zeit“. Eindringlich durch die Kraft des historischen Denkens, das in wissenschaftlicher Einfühlung internationale Räume ermißt und doch die Entschlossenheit für den gebotenen geschichtlichen Weg des eigenen Volkes nicht lähmt. Eine kraftvolle Antwort Harnacks auf ein Schreiben englischer Anhänger seiner Theologie atmet dieselbe entschiedene Stimmung.

Eine größere Hilfsaktion wird für das Elsaß eingeleitet. Darauf hat jeder schon gewartet. Hat auch die Zerstörung nicht den Umfang wie in Ostpreußen, so darf doch mit der Wiederherstellung hier ebenso wenig gewartet werden.

Sehr interessante Mitteilungen über die Leistungen der ostpreußischen Schulze-Deitschen Kreditgenossenschaften für die russischen Kriegskontributionen. Sie waren geradezu der finanzielle Stützpunkt der städtischen und staatlichen Verwaltungen.

Donnerstag, 1. Oktober.

Der „Vorwärts“ war wegen des Inhalts seiner Sonntagsnummer „bis auf weiteres“ verboten. Heute ist Wiedererscheinen gestattet unter der Bedingung, daß das Klassenkampfthema vermieden wird. Es fiel nämlich — sehr unpassender Weise — in diese Tage der fünfzigste Jahrestag der Internationale, und in dem Verlegenheits-Jubiläumsaufsatz ging es nicht ohne die Aufrollung der marxistischen Parole: „die vollständige und endgültige Befreiung dieser Masse vom Joch des Kapitals im Kampf mit der Bourgeoisie und ihrer Staatsgewalt.“

In Frankreich gründet man eine Ligue antigermanique für deutschen Handelsboykott. Auch so ein Stimmungserzeugnis — unbesonnen, anachronistisch und Kleinbürgerlich.

Zwei stolze Zeitdokumente: Der Bericht des Präsidenten Havenslein in der Sitzung des Zentralausschusses der Reichsbank und der Bericht von Helfferich (im Bank-Archiv) über die Kriegsanleihe. Sie lesen sich wie ein wirtschaftliches Epos! Wie erst infolge der Geldpanik das Wechselkonto der Reichsbank vom 23. Juli bis zum 15. August um 2¼ Milliarden stieg: Tausende von ängstlichen Privatkassen schludten das Gold ein. Wie es dann wieder zum Vorschein kommt und zurückfließt, seit dem 7. August etwa 200 Millionen, so daß die Bedeckung der Noten jetzt auf 46,4 Prozent steht. Wie eine Truppe von jetzt 217 Darlehnsklassen gemeinsam mit den Kriegskreditbanken den Kampf gegen die Kreditnot aufnimmt und den Feind schwächer findet, als erwartet war. Und dann als Höhepunkt die Reichsanleihe. 900 000 Einzelzeichner von kleinen Beträgen bis zu 2000 M. 900 Millionen sind Zeichnungen von Sparklasseneinlegern. Schopenhauer sagt: Geld ist das absolut Gute. In diesem Fall ist es der absolute, unbeweisbare Kraftausdruck unserer Volkswirtschaft.

Freitag, 2. Oktober.

Die drohenden Wohnungsschwierigkeiten gehen diesmal noch gnädig ab. Wenigstens für die Mieter. Und doch sind Ermäßigungen vorgekommen. Und die Hausbesitzer schmerzen das Schweigen der Zeitungen. Die Stadt Berlin entschließt sich nun aber doch zu Mietzuschüssen in solchen Fällen, wo vor einzurichtenden Einigungsämtern sich auf beiden Seiten die Bereitwilligkeit zeigt, nach besten Kräften sich zu verständigen.

Die Arbeitslosenunterstützung ist in Kraft. Dazu zahlt die Landesversicherung einen Zuschuß für Familienväter je nach Kinderzahl. Aber diese Summen fließen noch nicht. Bis dahin größerer Ansturm bei unseren Hilfskommissionen.

Immer die Frage: Wir bekommen 5 Mark wöchentlich Arbeitslosenunterstützung. Das ist alles, was wir haben. Was sollen wir davon bezahlen: Miete oder Essen? Sagt man, Miete, so muß natürlich mit Lebensmitteln geholfen werden. Sagt man, Essen, so bekommt man die Hauswirte über den Haß.

Wir hatten gestern abend eine lange Sitzung der Leiterinnen unserer Hilfskommissionen; da kamen die Erfahrungen über diese Schwierigkeiten zusammen. Der einzige Ausweg ist die Mietunterstützung.

Auch ein tüchtiges Stück sozialer Mobilmachung: Die freien Gewerkschaften zahlen nach einem Bericht des soeben erschienenen Korrespondenzblattes 1 648 120, also fast 1¾ Millionen Mark Arbeitslosenunterstützung wöchentlich.

Sonnabend, 3. Oktober.

Man bekommt Einsicht in eine Menge Feldpostbriefe, die unsere Soldaten nach Hause schreiben und ihre Frauen bringen. Immer wieder staunt man über die Ruhe und Zuversicht, mit der die Männer in der Todesgefahr stehen. Ein Berliner Arbeiter der Ostarmee hat die sechste Schlacht mitgemacht: „meine zwei letzten Kriegskameraden sind tot, nun bin ich noch ganz alleine von die 6 Mann“. Aber er rechnet anders, als man denken sollte: „ich habe schon jetzt viel durchgemacht in die sieben Wochen und bin jedesmal so glücklich durchgekommen, so möchte ich auch wieder gerne gesund nach Deutschland kommen, sterben will ich nicht hier in Rußland. Ich war ganz erstaunt, wie ich das gelesen habe, wo du schon die Hoffnung aufgegeben hast. Denke das nicht, ich denke immer noch die Heimat wieder zu sehen, bin bis jetzt immer noch so durchgekommen wo die Kugeln und die Granaten geflogen sind“. — Und der Mann ist viel mehr Hausvater als Soldat, fragt mehr, als daß er erzählt, und sorgt noch aus der Ferne: „Ich schide dir 7 bis 8 Mark, ich habe 14 Mark, und die wollen wir uns beide ehrlich teilen, ich möchte dir alles schiden, aber hier ist es mächtig kalt und ich muß mir eine wollene Unterjade kaufen.“

Sonntag, 4. Oktober.

Der Zwiespalt zwischen persönlichem Betätigungsdrang und sozialer Vernunft ist wirklich für die Frauen sehr schwer. Erst griffen sie alle zur Strick- oder Näharbeit, und es waren zum Teil gerade die Tüchtigen, die auf ihre weibliche Weise etwas tun wollten (jedenfalls tüchtiger, als die zu uns ins Büro kamen und sich anboten, „hauptsächlich den Verkehr mit den Behörden“ übernehmen aber keinesfalls irgendeine „mechanische“ Arbeit leisten zu wollen). Es kam auch das begreifliche persönliche Gefühl dazu: sie wollten etwas für die Truppen tun, die für das Vaterland kämpften und litten. Die sollten es gut haben und die Sorge und Liebe zu Hause spüren. Dann kam die sozialpolitische Vernunft und sagte: Halt! Ihr sollt nicht den gewerblichen Arbeiterinnen die Arbeit wegnehmen. (Ein Glück für die Frauen, daß dies Verbot wenigstens für die Wollschachen nicht gilt, weil augenblicklich alle deutschen Strickmaschinen und alle Heimarbeiterinnen zusammen nicht genug fertig bekommen). Aber es ist richtig: was soll die Hausfrau tun, die nur stundenweis freie Zeit hat, wenn ihr die Liebesgaben genommen werden? Und ist es nicht ganz begreiflich, daß sie ihr Recht auf die Hilfe verteidigt, die sie leisten kann? Man versteht das so gut.

Montag, 5. Oktober.

Die Zuderausfuhr nach neutralen Ländern ist wieder gestattet.

Die Gebildeten sollten sich jetzt bewußt auflehnen gegen die Vergrößerung der Kriegsstimmung: Kriegsbilderbogen, Kriegspostkarten, Lustspiele. Es gibt so wundervolle künstlerische Zeugnisse der guten, kräftigen und heiligen Gesinnung, z. B. die künstlerischen Bilderbogen von Cassirer, die Sammlung von Kriegsgebüchten, die Julius Bab zusammengestellt hat. Es wäre traurig, wenn das Rohe und — beinahe noch gefährlicher — das Blatte auch jetzt das Gute totschlagen und verdrängen würde.

An einer Straßenecke rief jemand aus: Rinnikolaus der Zweite!!! das grroßte Schicksal der Weltgeschichte!!! Aber die Leute waren gar nicht empfänglich dafür. Man hat überall noch ein Bedürfnis, die gute, ernste Stimmung festzuhalten und wehrt sich gegen schlimme Versuche, sie zu verflachen und roh werden zu lassen.

Raumann / Volksheer

Es ist im weiten deutschen Volke eine tiefe Dankbarkeit für die Armee vorhanden. Man fühlt die Sicherheit, die von einer solchen Truppenmacht ausgeht. Ganz Deutschland liegt in der Mitte eines unerhörten Ansturmes ruhig und lächelt, wenn es von den englischen und russischen Zerstörungsplänen liest, denn „wir haben ja unsere Armee“! An zwei Stellen wurde deutscher Boden von Feinden verletzt, im Elsaß und in Ostpreußen, aber an beiden Stellen ist die Reinigung vollzogen und die Grenze zur Stunde gesichert, denn unsere Truppen warfen die Feinde hinaus. Auch wenn sie wiederkehren, wenn ihre Rut zum zweiten Male sich austoben will, so werden sie unsere Soldaten finden. Was früher die Macht am Rhein hieß, ist jetzt die Macht auf den Vogesen und an den masurischen Seen.

Bei jedem Gedanken an das, was Belgien, Nordfrankreich und leider auch Ostgalizien auszuhalten haben, danken wir unserem Heere, daß es uns nicht ebenso geht. Das ist nicht etwa eine Folge der Naturanlage unseres Landes. Keineswegs! Deutschland ist nach Ost und West arm an natürlichen Verteidigungswällen, es liegt so breit und offen, verletzbar, anlodend. In allen früheren Zeiten war Deutschland das Schlachtfeld Europas. Hier trafen sich im Dreißigjährigen Kriege im Siebenjährigen Kriege und in der Napoleonszeit die Kriegsführer und Marodeure aller nur denkbaren Nationen. Wer wollte sie abhalten? Es gab zwar tapfere Einzelscharen, aber es fehlte der das ganze Vaterland schützende systematische Apparat, den wir die deutsche Armee nennen.

Wenn früher über den Krieg geredet wurde, dann sprach man von der Verteidigung von Haus und Hof. Das war in den ältesten Zeiten wörtlich gemeint etwa so, wie es heute noch in Südwest oder Ostafrika sein mag. Statt aber jedes einzelne Gehöft oder Stadtgebiet an seinem Rande zu schirmen, wirft man alle kleinen Grenzen an die großen Landesgrenzen zusammen und schützt sie dort. Wenn die Macht am Riesen und an der Maas nicht festzustehen vermag, dann beginnt von Osten und Westen her Haus und Hof zu zittern. Wir haben die Bilder der Verwüstungen gesehen, die von Ostpreußen kamen und haben den Hilferuf der Elssässer gehört, wir wissen jetzt, daß es auch in der modernsten Zeit keine Redensart ist, die Heimat militärisch zu behüten.

Es haben überhaupt viele Leute jetzt schnell umgelernt. Es gab sehr redeluge Herren, die immer bewiesen, daß man eine so große Armee gar nicht brauche. Jetzt sind sie doch merkwürdig froh, daß es die große Armee gibt und würden gern nachträglich noch einige Millionen mehr feldfarbige Uniformen, Infanteriegewehre, Seitengewehre, Stiefel, Feldautos und Feldtöcher und anderen Kriegsbedarf bewilligt haben. Es sind das alles ja jetzt so notwendige Sachen, „damit die Kulturaufgaben nicht leiden“. Wo bleibt denn die ganze Kultur, wenn der Feind im Lande steht? Es war nötig, den Krieg ins feindliche Ausland zu tragen. Dieses allein war die wirksame Verteidigung des Vaterlandes.

Deutschland will keinen Angriffskrieg in dem Sinne führen, daß wir um gewisser Eroberungen willen zur Waffe greifen. Niemals! Das ist am wenigsten jetzt geschehen. Der Krieg ist seinem ganzen Wesen nach ein Verteidigungskrieg, aber militärisch muß jeder Verteidigungskrieg möglichst vom ersten Tage an als Angriffskrieg auftreten. Niemand in ganz Deutschland wünscht es heute anders. Daraus folgt dann aber auch, daß wir ein Heeresystem haben müssen, das auf schnelle Mobilmachung und raschen Angriff eingerichtet ist. Das ist der Kern vieler früherer Debatten, auf die wir nicht aus Rechthaberei zurückgreifen, sondern weil die Erlebnisse der Gegenwart uns geradezu zwingen, uns mit diesen Fragen zu befassen. Jetzt, wo wir unablässig an unsere Armee denken, prüfen wir ganz im stillen ohne Parteilichkeit, wie sich das in der Praxis bewährt hat, was vorher in Friedenszeiten über Heer und Heerwesen behauptet wurde. Dabei scheinen folgende Punkte von besonderer Bedeutung:

1. Die Höhe der Friedensstärke ist die Grundlage der Mobilmachung. Nach ihr richten sich auch die vorhandenen Kasernen, Exerzierplätze usw., was für die Ausbildung des Nachschubs von größter Bedeutung ist.

2. Die Anordnung der Truppenteile an den bedrohten Grenzen ist der Anfang der Aufstellung. Deshalb ist es unmöglich, jeden Landesteil mit seinen eigenen Söhnen zu füllen. Die Soldaten der mittleren Provinzen müssen schon im Frieden zu einem beträchtlichen Teile an den Grenzen verwendet werden.

3. Das Amt der Berufsoffiziere ist unantastbar für den Angriffskrieg. Das Urteil vieler Menschen über die Offiziere bessert sich jetzt jeden Tag. Man möchte einen noch viel größeren Reservebestand von ihnen besitzen, weil es handgreiflich ist, was für Unglück aus Mangel an Offiziersleistungen hervorgehen kann.

Kurz, es zeigt sich in dem Kampf ums Dasein, daß der Militarismus in seinen Grundformen nötig war. Ueber das einzelne wird sich immer reden lassen, und auch die heimkehrenden Truppen werden nicht ohne neue Erfahrungen zurückwandern, aber das System im ganzen hat seine Feuerprobe glänzend bestanden. Das kann und muß schon jetzt mitten im Krieg aus allen Volkskreisen heraus offen anerkannt werden.

Dabei tritt aber gleichzeitig noch etwas anderes in die Erscheinung, was bei den vorherigen Friedensdebatten über Militärfragen nicht immer in seiner ganzen Wirklichkeit erfaßt werden konnte. Das deutsche Heer ist in viel höherem Grade tatsächlich ein Volksheer, als es im Kasernendienst zu sein schien. Der Ausbildungsdienst der Friedensjahre bringt es selbstverständlich mit sich, daß das Anstaltsmäßige, der Drill, die Schule, das Äußerliche des soldatischen Handwerks mehr in den Vordergrund treten als die Idee der Vaterlandsverteidigung. Es entsteht unvermeidlich der Kasernenton. Mancher Sohn seiner Mutter konnte diesen Aufenthalt schlecht vertragen. Gewiß ist auch bisweilen der alte Sauerteig früherer Zwangsheeres nicht scharf genug ausgefegt worden, aber im ganzen ist sicherlich jetzt unter dem Eindruck der Kriegserlebnisse das ganze Volk viel bereitwilliger als sonst, auch der Kaserne ihr Recht zuzugestehen. Wie soll man ohne Kasernen solche eisernen Mauern schaffen, wie eine solche jetzt in Nordfrankreich steht?

Der Krieg ist eine gewaltige Technik, und alle Großbetriebstechnik hat ihre Härten und wirkt unpersönlich. Das hört selbst im Krieg nicht auf. Wer etwa glaubt, daß draußen

nicht räsontiert wird, der irrt sich tüchtig. Das Heer ist keine Kinderstube. Es hat den Zweck der Menschenverdrängung und Vernichtung, denn nur dadurch kann es die Verteidigung führen. Dieser Zweck bestimmt den Ton der Vorbereitung in allen Heeresystemen, sie mögen heißen, wie sie wollen. Daß das in Friedensjahren zu Mißklängen zwischen militärischer Härte und Kulturempfindsamkeit führen kann und beinahe führen muß, ist einfach zuzugeben, erscheint aber dann der Tag, für den das Heer geschaffen wurde, kommt die Gefahr auf Leben und Tod, dann wird mit einem Male Offizier und Unteroffizier ganz anders als vorher verstanden und sie werden beide von den Wünschen und der Dankbarkeit ihres ganzen Volkes getragen.

Und ist es nicht erhebend, was wir hundertfältig über das gegenseitige Verhältnis von Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften im Felde hören? Gerade darüber bringen Privatbriefe oft schöne Einzelzüge. Je mehr das ganze waffenfähige Volk ausrukt, desto mehr steht in der Tat und Wahrheit das „Volksheer“ vor uns.

Heil denen, die für uns kämpfen!

Ernst Jäch / Die rumänische Sphinx

Der Staatssekretär von Riberlen-Wächter war es, der seinem königlichen Freund Karol in Bukarest auf Grund zehnjährigen Zusammenarbeitens die vielstimmige Bezeichnung jenes schweigenden Wesens gab: „Die Sphinx des Balkans“. Der rumänische König hat im Balkankrieg die Richtigkeit solcher Kennzeichnung bestätigt: er hat still und stumm und mit starrem, rätselgefurchtem Antlitz die sichere Stunde abgewartet, die seinem Volk bei möglichst geringem Einsatz den möglichst großen Gewinn bringen konnte. So hat Rumänien ohne eigentliche Kriegsbeteiligung die Sehnsucht von langen Jahren in einer einzigen Woche erreicht und erfüllt: den Besitz des bulgarischen Silistria und des zugehörigen Dreiecks und zugleich die Erhöhung zur ersten Balkanvormacht, die den fünf anderen Balkankämpfern den Frieden von Bukarest diktieren konnte — fast wie ein Diktator. Diese Entwicklung begleitete der bleibende Dank Rumäniens an Berlin, dessen Diplomatie die Absichten des Königs gestützt und gefördert hatte, und zugleich ein beginnendes Mißtrauen gegen Wien, wo der Schein einer Bevorzugung des bulgarischen Partners und Nachbarn nicht vermieden wurde und verstimmte. In diese Furchen der rumänisch-österreichischen Freundschaft drängte sich alsbald der russische Versuch, die Saat des russischen Weizens zur vollen Blüte zu pflanzen. Konstanza sollte der Wegweiser heißen: der Besuch des Zaren beim König, mit dem Ergebnis einer rumänisch-russischen Berechnung über gemeinsame Schwarze-Meer-Interessen, aber ohne den Erfolg einer rumänisch-österreichischen Entfremdung. Die öffentliche Meinung hatte zwar so gedeutet, aber sich getäuscht, wie die bisherige Haltung Rumäniens im Verlauf unseres jetzigen Krieges es lehrt und beweist.

Auch in diesem Krieg bleibt bisher der greise König von Rumänien „die Sphinx“ des Balkans und Europas: still und stumm und mit starrem, rätselvollem Antlitz die sichere Stunde abwartend, die seinem Volk bei möglichst geringem Einsatz den möglichst großen Gewinn bringen kann. Zweierlei Vorteilmöglichkeiten winken diesmal der rumänischen Erwartung: westwärts wie ostwärts. Westwärts winkt in Oesterreich-Ungarn Siebenbürgen und Bukowina mit rumä-

nischer Bevölkerung (etwa 3 Millionen Rumänen), und ostwärts lockt in Rußland das weite Bessarabien, wo gleichfalls die rumänische Bevölkerung überwiegt (mit etwa 1½ Millionen Rumänen). Der Westen wirkt und verwirrt wie eine unangenehme Gegenwart: die nationale Ungerechtigkeit Ungarns gegen die rumänische Klasse hat Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten in Hülle und Fülle aufgetürmt. Der Osten zielt und zählt wie eine schon vergessene Vergangenheit und wie eine noch unverstandene Zukunft: den Raub von Bessarabien durch Rußland (1878) hat die vorige Generation bereits erlebt, und der Wiedergewinn ist der Jugend bisher kaum greifbar erschienen. Wer die Karte von Rumänien anschaut, dem kann der Vergleich mit einer schwankenden Wage kommen: die Wagschalen sind ungleich gefüllt, auf der österreichischen Seite viel, auf der russischen Seite wenig, und der Hebel zittert zwischen Oesterreich und Rußland. Wird die Wage gegen Westen oder gegen Osten sich neigen und sich entscheiden? — Für eine kleinere Gegenwart oder für eine größere Zukunft?

Die öffentliche Meinung Rumäniens rechnet mit Tageseindrücken und Tageswerten. Ein solcher Tageseindruck ist die vermeintliche „Niederlage Oesterreichs bei Lemberg“ und „der Sieg Rußlands“ fast vor den Toren Rumäniens. Und ein solcher Tageswert ist deshalb auch der scheinbare Glückszufall, im „geschlagenen und geschwächten Oesterreich“ die rumänischen Landsleute „erlösen“ zu können, und umgekehrt die vermeintliche Unmöglichkeit, dem „siegreichen und starken Rußland“ sein Bessarabien abzunehmen. Das ist die Vorstellung der rumänischen Phantasie, die in ihrer romanischen Art und in ihrem entzündlichen Temperament der französischen Seele am nächsten verwandt ist, auch in ihren Sympathien, und die von französischen Agenturen verhätschelt und verführt wird. Und der russische Rubel rollt...

Aber in den zwei Monaten dieses deutschen Krieges hat nichts es fertiggebracht, die rumänische Regierung von ihrer für uns wohlwollenden Neutralität abzubringen: nicht die öffentliche Meinung Rumäniens, nicht der rollende Rubel Rußlands, nicht die lügnerische Phrase Frankreichs, nicht die gleißende Uebertreibung Englands. Der König hält stand, still und stumm, und das erfahrene Auge gerichtet auf die größere Zukunft. Mag die Möglichkeit, bei einem rumänischen Marsch gegen Oesterreich auf deutsche Truppen in Galizien zu stoßen, dem preußischen Hohenzollern unangenehm sein — ausschlaggebend ist solche Vorstellung nicht: Karol von Rumänien ist nach und angesichts einer 50jährigen Regierungstätigkeit mehr rumänischer König als deutscher Hohenzoller. Die rumänische Zukunft kann nur antirussisch gedacht werden; ein siegreiches Rußland wäre der Koloß, durch den auch Rumänien erdrückt würde. Russische Rechnungen und französische Versuchungen schmeicheln sich mit dem rumänischen Kronprinzen — und täuschen sich: es ist einer der öffentlichen Irrtümer, die Neigungen der Kronprinzessin mit der Ueberzeugung des Kronprinzen zu verwechseln. Das schwankende Ministerium kann durch die bulgarisch-türkische Gemeinschaft gewarnt und gestützt werden.

Die rumänische Zukunft, die auf ein siegreiches Rußland rechnet, könnte allenfalls in Siebenbürgen und in der Bukowina scheinbar sich sättigen, müßte in Wirklichkeit aber doch immer durch den russischen Druck bedroht bleiben. Die rumänische Zukunft, die mit einem siegreichen Oesterreich und Deutschland geht, kann in Siebenbürgen und in der Bukowina nationale Zugeständnisse von Oesterreich erwarten und kann ganz Bessarabien, die reiche Schwarze-Meer-Küste sich holen,

dazu serbischen Gewinn und vielleicht auch bulgarische Regelung. Das größere Rumänien wächst nicht westwärts, sondern ostwärts. Das heißt eben zunächst rumänische Neutralität. Einstweilen harret die rumänische Sphinx still und stumm ihrer Stunde, die dem Volk bei möglichst geringem Einsatz den möglichst großen Gewinn bringen soll.

Hjalmar Schacht / Frankreichs Finanzmacht

Dieser Krieg hat viele Urteile umgestoßen. Manches, was vorher klein und unscheinbar schien, gewann plötzlich Bedeutung, und anderes, was groß und mächtig da stand, sank plötzlich in ein Nichts zusammen. Wie ein Axiom stand es in der Welt fest, daß ein reicheres Land sei als Frankreich. Seitdem die Kosten des Burenkrieges Englands Staatsschulden stark vermehrt hatten, galt Frankreich unbestritten als die stärkste Kapitalkraft, und zu wiederholten Malen hat die Bank von Frankreich durch Goldüberweisungen der Bank von England über wirtschaftlich kritische Zeiten hinweggeholfen. Jetzt auf einmal erleben wir Frankreichs finanziellen Zusammenbruch.

Freilich, so ganz überraschend ist dies denjenigen nicht gekommen, die den Dingen etwas mehr auf den Grund zu sehen gewohnt waren. Während der Marokko- und Balkankrisen kam es erstmals deutlicher in die Erscheinung, wie Frankreich versuchte, seinen finanziellen Druck geltend zu machen. Anleiheversuche Oesterreich-Ungarns und der Türkei auf dem Pariser Markte wurden aus politischen Motiven abgelehnt. Aber schon seit einer Reihe von Jahren versuchte Frankreich, die Finanzmacht als politischen Faktor zu verwerten. Wer gefügig war, erhielt Geld, wer sich nicht gefügig zeigte, dem wurde der Brotkorb höher gehängt, um durch diesen finanziellen Druck Gefügigkeit zu erzielen. Noch in diesen Kriegstagen hat Frankreich empört den Schweden vorgetworfen, wie sie es wagen könnten, deutschfreundlich zu sein, da doch Frankreich ihre letzten Geldbedürfnisse finanziert habe. Wer den Glauben noch nicht verloren hatte, daß die Weltgeschichte nicht von edelmetallenen, sondern von sittlichen Kräften gemacht werde, dem mußte die Gewaltpolitik des französischen Geldsacks von vornherein als verfehlt erscheinen. Diese Anleihsenfinanzierung nach Grundsätzen der politischen Beeinflussung mußte notgedrungen die Güte der Finanzobjekte beeinträchtigen. Politische Vorteile gegen metalenes Entgelt zu gewähren, dazu konnten nur Staaten bereit sein, die innerlich nicht genügend wirtschaftlich gefestigt waren, um an anderen Kapitalmärkten Geld zu erlangen.

Aber noch ein zweites Moment mußte für die Finanzkraft Frankreichs von entscheidender Bedeutung werden, und diese Entwicklung liegt länger zurück. Seit vielen Jahren ist der neue Kapitalbedarf der französischen Industrie- und Handelsunternehmungen im Inlande ein verhältnismäßig geringer gewesen. Während Deutschland jährlich durch Investierung immer neuen Kapitals in seine inländischen Industrie- und Handelsunternehmungen eine Erweiterungspolitik trieb, die hier und da wohl schon einmal als übereilt bezeichnet wurde, die jedenfalls aber dem Anlagebedürfnis des privaten Sparkapitals eine willkommene und reichliche Verzinsungsmöglichkeit bot, war das französische jährlich neu sich bildende Sparkapital darauf angewiesen, außerhalb der in ihrem Finanzbedarf zum großen Teil gesättigten

heimischen Industrie nutzbringende Anlage zu suchen. Die Notwendigkeit, solche Anlagen zu suchen, hat den Banken und Bankiers in Frankreich eine wesentlich andere Rolle zugeteilt, als dies in Deutschland der Fall ist. In Deutschland sind es nicht die Banken, die die Anlagen des Publikums bestimmen. Durch die starke Ausbildung unseres Aktienwesens stehen Handel und Industrie in viel engerer Fühlung mit der gesamten kapitalbesitzenden Bevölkerung. Handel und Industrie sind es deshalb, die durch Emission von Aktien und Obligationen dem Anlagebedürfnis des Privatkapitals entgegenkommen und auf die Art der Anlage einen bestimmenden Einfluß ausüben. Die deutschen Banken und Bankiers sind hierbei lediglich die Vermittler und gewissermaßen Beauftragte von Handel und Industrie. Die Gewinne, welche sie dabei erzielen, halten sich in verhältnismäßig bescheidenen Grenzen. Ganz anders in Frankreich. Da hier dem anlagensuchenden Privatkapital keine natürlich vorhandene, dem Urteil eines größeren Publikums offenliegende Anlagemöglichkeit zur Verfügung steht, so sind Banken und Bankiers in Frankreich nicht die Vermittler der französischen Handels- und Industrielwelt geworden, sondern sie sind die Vermittler des Publikums und gewissermaßen dessen Beauftragte.

Dieser grundlegende Unterschied des französischen gegenüber dem deutschen Bankwesen hat dazu gedrängt, daß die Richtung der französischen Kapitalanlagen im wesentlichen von den Banken bestimmt wird. Dies führt einmal dazu, daß die Gewinne der Banken wesentlich höher sind als in Deutschland, es bringt aber auch wesentliche direkte Nachteile für das Publikum mit sich. Man braucht durchaus nicht anzunehmen, daß die französischen Banken nun leichtfertig ohne Rücksicht auf die Güte beliebige Finanzobjekte ihrem Publikum offerieren, obgleich auch nach dieser Richtung wohl gesündigt sein mag. Dagegen muß es natürlich als ein gewisser Mißstand betrachtet werden, da die natürliche enge Verbindung von anlagensuchendem Kapital und kapitalbenötigender heimischer Wirtschaft, wie sie in Deutschland besteht, in Frankreich nicht vorhanden ist, daß die Anlageobjekte von einem doch verhältnismäßig kleinen Kreise von Banken und Bankiers ausgesucht werden. Weil diese Anlageobjekte zum größten Teil aus den geschilderten Ursachen außer Landes liegen, so ergibt sich als natürliche Folge, daß das Publikum denselben verhältnismäßig ununterrichtet und deshalb kritiklos gegenübersteht.

Auch hinsichtlich der ausländischen Kapitalanlagen unterscheidet sich nun Frankreich wesentlich von Deutschland sowohl wie von England. Wer die noch verhältnismäßig junge Geschichte der deutschen Kapitalanlagen im Ausland aufmerksam verfolgt, der wird sehen, daß sie konsequent der Richtung der deutschen Wirtschaftsentwicklung folgt. Unsere ausländische Kapitalanlage geht im wesentlichen nach 3 Gebieten, nämlich nach Südamerika, nach dem nahen Orient und nach China. Sie geht auf allen 3 Gebieten Hand in Hand mit dem zunehmenden wirtschaftlichen Einfluß Deutschlands in diesen Ländern. In dem Umfange, wie Deutschlands Handel und Schifffahrt in diesen Gebieten fortgeschritten, folgt die Kapitalinvestierung in entsprechenden Auslands-Bankunternehmungen, Industrieunternehmungen, Eisenbahnunternehmungen, Eisenbahnanleihen, allgemeinen Staatsanleihen usw. Auch bei seinen ausländischen Kapitalanlagen also vermag das deutsche Publikum die enge Verbindung mit den fortschreitenden ausländischen Interessen der deutschen Volkswirtschaft genau zu verfolgen.

In noch viel ausgeprägterem Maße, weil älteren Datums, läßt sich diese Entwicklung bei England verfolgen. Mehr als 50 % der ausländischen Kapitalanlagen Englands entfallen auf die britischen Kolonialgebiete, und die restliche Hälfte betrifft auch wiederum solche Länder, nach denen Englands Handel und Schifffahrt besonders enge und einflußgebende Verbindungen unterhält.

Für Frankreich dagegen ist das Bild auch hier ein anderes, weil parallel der langsamen heimischen Wirtschaftsentwicklung auch die Entwicklung der überseeischen Wirtschaftsbetätigung Frankreichs eine verhältnismäßig bescheidene ist. Die private Kapitalanlage der französischen Bevölkerung im Auslande findet deshalb keine natürlich vorgezeichnete Bahn, wie dies bei England und Frankreich der Fall ist. So kommt es, daß die französischen Kapitalanlagen im Auslande zwar infolge des Reichtums des französischen Volkes sehr erhebliche sind, aber einen geringeren organischen Zusammenhang mit der französischen Volkswirtschaft aufweisen. Auch dieser Umstand muß dazu beitragen, die Güte der Finanzobjekte zu beeinträchtigen.

Der französische Nationalreichtum ist 1908 von Thérý auf 230 Milliarden Mark geschätzt worden. Davon dürften allein auf den Besitz an ausländischen Effekten ca. 30—35 Milliarden Mark entfallen, das wäre ein Prozentsatz von nahezu 15 %, während der Besitz an ausländischen Effekten in Deutschland nur auf ca. 5 % des Volksvermögens anzusehen ist. Dies muß man sich vergegenwärtigen, wenn man die Wirkung des Krieges auf den französischen Kapitalmarkt ermessen will. Bei der großen Behinderung der überseeischen Verkehrsverhältnisse, bei der außerordentlichen wirtschaftlichen Depression, von der, mangels jeglichen europäischen Kapitalzuflusses, die meisten überseeischen Länder betroffen sind, dürfte es Frankreich außerordentlich schwer sein, Zins und Amortisation auf seinen Auslandseffektenbesitz hereinzubekommen, so daß hier eine große Reineinnahme ziemlich versperrt sein dürfte.

Es kommt insbesondere hinzu, daß die schlechte Finanzverfassung, namentlich Brasiliens, die schon längere Zeit vor Ausbruch des Krieges zutage trat, Frankreich noch besonders mitgenommen hat. Die französische Bankwelt hatte sich gerade in Brasilien in sehr starkem Umfange an Eisenbahnunternehmungen interessiert, die zwar großzügig gedacht waren, aber zur Durchführung bis zur wirtschaftlichen Rentabilität eines sehr langen Atems und einer möglichst andauernden günstigen Wirtschaftsentwicklung in Brasilien bedurften. Der wirtschaftliche Stillstand der letzten Jahre in Südamerika, der zum Teil eine Rückwirkung der politischen Verhältnisse Europas war, führte alsbald zu Schwierigkeiten, deren Folgen bei der französischen haute banque stark verspürt wurden.

In dieser Kriegszeit rächt es sich auch, daß Frankreich die Ordnung seiner Steuerpolitik immer wieder hinausgezögert und bis jetzt keine definitive Lösung gefunden hat. Noch immer sträubt sich die Kammer gegen die Einführung der allgemeinen Einkommensteuer, und vor dem bloßen Gedanken, zu den Lasten des Vaterlandes beitragen zu müssen, war das französische Privatkapital in Massen ins Ausland geflüchtet.

Ich habe es mit Absicht unterlassen, hier die aus den Tageszeitungen bekannten einzelnen Daten zusammenzustellen, welche auf eine schwere Beeinträchtigung der französischen Finanzkraft durch die letzten Kriegswochen hindeuten, wie die Einstellung der Veröffentlichung der Wochen-

ausweise der Bank von Frankreich, der vergebliche Anleiheversuch in den Vereinigten Staaten, die Einstellung der Dividendenzahlung beim Crédit Lyonnais, der mangelhafte Eingang der Zahlungen auf die letzte vor dem Krieg begebene Staatsanleihe, die Verlegenheit französischer Städte wegen Zahlung ihrer Schulzinsen, die Erhöhung des Notenkontingents von 6½ auf 12 Milliarden Frs., das teilweise Moratorium für die Banken usw. Es kam mir mehr darauf an, einige der tieferen Ursachen aufzudecken, warum die vielgepriesene und angepriesene Finanzmacht Frankreichs auf innerlich so schwachen Füßen stand, daß der Krieg sie dem Zusammenbruch nahegebracht hat. Es sind nicht allein die großen wirtschaftlichen Opfer, die der Krieg an sich fordert, es ist nicht der Verlust von einem Drittel Landes, den der Krieg gebracht hat, sondern es sind innere Gründe, die die Finanzmacht Frankreichs von ihrer Höhe gestürzt haben. Frankreichs Geschick zeigt wieder einmal die alte Wahrheit des Adam Smithschen Wortes, daß der Reichtum eines Volkes lediglich in seiner Arbeit liegt. Die Arbeit ist derjenige Produktionsfaktor, der die große sittliche Kraft in sich trägt, die alle äußeren materiellen Schwierigkeiten, seien sie noch so groß, überwinden hilft. Einem Volke, das zu arbeiten verlernt hat, nützt auch der größte materielle Reichtum nichts. Wenn dieser Krieg für Frankreich die Quelle einer Erneuerung seiner Volkskraft werden sollte, so würde dies eine hohe Kriegsentschädigung und den Verlust manchen Fußbreit Landes aufwiegen.

Richard Charnak / Oesterreich und Deutschland

Wien, Ende September 1914.

Die Treue ist wahrhaftig kein leerer Wahn! In diesen Tagen, in denen mit dem höchsten Einsatze um die Zukunft Europas gekämpft wird, steht das Bündnis zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland unverrückbar fest da. Es liegt etwas Sittlich-Großes in der Art, wie sich diese Waffenbrüderschaft betätigt, wie ein papierner Vertrag zur lebensvollen Wirklichkeit wird. Ohne Reid, im Gefühle, selbst Tüchtiges und Ruhmvolles zu leisten, blickt man von der Habsburgermonarchie zu den Kampffeldern im Westen und Osten, wo die Truppen des Deutschen Reiches sich mit Lorbeeren bedecken. Die Siege des Freundes gelten nicht weniger als die eigenen Erfolge, und es ist so, als würden alle Scheidungswände zusammengebrochen sein und die staatlichen Grenzen ihre Bedeutung verloren haben. Deutschland und Oesterreich-Ungarn sind eins in dem Kampfe für die Zivilisation, für die glückverheißende Entwicklung Europas, in dem Ringen gegen den Jazismus, der immer ein Hort des starren Rückschlusses war. Den Klängen der österreichischen Volkshymne folgt jetzt am Donaustrande wie Gleiches dem Gleichen die Melodie der „Wacht am Rhein“ oder das „Heil dir im Siegestranz“. Neben den schwarzgelben, rotweißen und rotweißgrünen Fahnen wehen die deutschen Farben, denn das gemeinsame Geschick, die einheitliche Sendung vereint im Hoffen und Sehnen.

Würde Bismarck noch unter uns weilen, dann könnte er jetzt seinen höchsten Triumph feiern. Die innigste, unlösliche Verbindung zwischen Oesterreich-Ungarn und dem Deutschen Reich war ihm ein Ziel, das er nach dem Prager Frieden nimmer aus den Augen ließ. Im Frühjahr 1867 erschien der bayerische Ministerialrat Tauffkirchen in Wien; er war nicht bloß von seiner Regierung geschickt, sondern er unterbreitete auch im Auftrage Bismarcks wichtige Vorschläge. Die Habsburgermonarchie sollte mit dem Norddeutschen Bunde und mit Süddeutschland eine völkerrechtliche Allianz eingehen und dadurch ein starkes Bollwerk gegen jeglichen Feind aufrichten. Allerdings sprach Graf Tauffkirchen auch davon, Rußland in die Vereinigung einzubeziehen. Dieses Liebeswerben wurde an

der Donau zwar freundlich aufgenommen, aber es fehlte die Reizung, den gut gemeinten Anerbietungen Folge zu leisten. Die jüngste Vergangenheit war noch nicht überwunden; zu viel Bitterkeit erfüllte die Herzen; es gähnte eine weite und tiefe Kluft. Nach der Begründung des neuen Deutschen Reiches änderten sich die Gefühle in der Habsburgermonarchie, und die drei Kaiser, die damals in Europa herrschten, konnten in ein Freundschaftsverhältnis treten. Schon von Frankreich aus hatte Bismarck im Dezember 1870 ein Schreiben an den preussischen Gesandten in Wien gerichtet, in dem er der Hoffnung Ausdruck gab, daß sich das werdende neue Deutschland und Oesterreich-Ungarn „zur Förderung der Wohlfahrt und des Gedeihens beider Länder die Hände reichen“ würden. Der voreingekommene Graf Beust war in der Leitung der auswärtigen Politik der Habsburgermonarchie von dem einsichtsvollen, großzügigen Grafen Andrássy abgelöst worden, der in Bismarck nicht den siegreichen Rivalen, sondern den bedeutenden Staatsmann schätzte und seinen Plänen Verständnis entgegenbrachte. Freilich, soweit wie der „eiserne Kanzler“ wollte der hellblickende österreichisch-ungarische Minister des Aeußern nicht gehen, als in den schicksalvollen Septembertagen des Jahres 1879 in Wien über die Grundlagen einer engen Allianz zwischen den drei Nachbarreichen verhandelt wurde. Bismarck schwebte ein „öffentliches, verfassungsmäßiges Bündnis“ vor, doch Graf Andrássy lehnte sowohl die Öffentlichkeit wie die Verfassungsmäßigkeit ab. Allein, die Vereinbarungen, die schließlich zustande kamen, sollten nicht lange Geheimnis bleiben. Als Rußland später gewaltig mit dem Säbel raffelte und das bulgarische Problem einem Kriege zuzudrängen schien, erfolgte die Veröffentlichung dessen, was in Wien vereinbart worden war. Das geschah am 3. Februar 1888. Drei Tage später hielt Bismarck eine seiner wichtigsten Reden im Reichstage. Schmetternd klang es in die Weite: „Wir Deutsche fürchten nur Gott, sonst niemand auf der Welt!“ Heute muß man mit wärmster Dankbarkeit der beiden Männer gedenken, die eine Zeit der Mißverständnisse zum Abschlusse gebracht und eine Epoche des freundigen Verstehens begründet haben. Das Bündnis des Deutschen Reiches mit Oesterreich-Ungarn war ein Werk, das klarer Einsicht entsprang und der geschichtlichen Notwendigkeit Rechnung trug. Möchte hatte in seinen zarten Briefen an seine geliebte Frau einmal gemeint: „Es ist mein altes Lied: Mit Oesterreich, dann hat es keine Not!“ Und fürwahr! Ohne den Bestand des Zweibundes, der sich nach dem Beitritte des durch Frankreich enttäuschten Italiens zum Dreibunde erweiterte, wären Europa die Jahrzehnte des Friedens nicht beschieden gewesen, hätte die Kultur in ihrem Aufstiege nicht so Gewaltiges vollbringen können, denn die Panlawisten würden ihre Kojalen schon früher über die Grenze geschickt haben.

Die innige Waffenbrüderschaft und Bundestreue des Deutschen Reiches und Oesterreich-Ungarns wird nicht nur den endgültigen Sieg über die Feinde davontreten, sie hat bereits jetzt eine Reihe von Fehlschlüssen und Irrtümern niedergeschlagen. Wie ein Mann ist Oesterreich-Ungarn aufgestanden; keine Nation bleibt hinter der anderen zurück; in allen lobt Opferbereitschaft und Vaterlandsliebe. Nun aber erweist es sich auch, daß jene unrecht hatten, die früher in Oesterreich oder in Ungarn mißvergnügt von einer Allianz der Nationen sprachen. In dieser ehernen Zeit zeigt es sich vielmehr, wie tief das Bündnis die beiden Staaten durchdringt, wie fest es sie aneinanderschließt. Das entspricht auch ganz dem Wesen der Allianz, die immer auf einer viel zu breiten Grundlage ruhte, um nur für die Deutschen und Magyaren in Oesterreich-Ungarn Raum zu haben. Gar manche hohle Phrase, die bisher von vielen für voll genommen wurde, ist in diesen Tagen in ihrer ganzen Leere erkannt worden. Dazu gehört vor allem das Gerede einiger slavischer Politiker, daß der Dreibund einseitig nationale Vorteile geschaffen habe. Sein Bestand hat im Gegenteile nicht verhindert, daß die Regierungen Taaffe, Vadeni und Thun mit den Ueberlieferungen Oesterreichs brachen, daß die Slawen zeitweilig nicht bloß die Mitherrschaft, sondern die Vorherrschaft im Staate erlangten. Was wäre aus der Habsburgermonarchie geworden, hätte man im Wiener Auswärtigen Amt den Ratsschlagen des leider zu viel beachteten Dr. Karl Kramarich gefolgt, der Rußland als den einzig wahren Freund der Donaumonarchie hinstellen wollte und den Dreibund vor vielen Jahren schon mit einem abgespielten Luxusklaviere verglich? Das Reich, von dem der Tscheche Palach selbst sagte, es müßte

geschaffen werden, wenn es nicht bestände, würde sich mit gebundenen Armen einem Bürger überantwortet haben; es wäre, auf sich selbst gestellt, von der panlawistischen Flut überschwemmt worden. Da alle Völker der Habsburgermonarchie in gleichem Maße Wert darauf legen müssen, daß die menschliche Zivilisation nicht zurückgedrängt und der Freiheit nicht alter Boden geraubt werde, kann sich niemand jezt dem Gefühle des großen Segens entziehen, der der engen, treuen Vereinigung des Deutschen Reiches mit Oesterreich-Ungarn entströmt. Es ist ein Glück, daß die gewaltigen Aufgaben die kleinen Regungen ersticken. Heute, da alle Kräfte aufgebieten werden, um das Vaterland zu verteidigen, schweigen die Unterschiede, haben die politischen Gegensätze zu wirken aufgehört. Dennoch darf man die Lehren aus den mächtigen Ereignissen ziehen und auf den Zusammenbruch hartnäckig verbreiteter Irrtümer hinweisen.

Das von Bismarck und Andrássy geschaffene Bündnis hat sich alle Herzen erobert, ist sozusagen in Fleisch und Blut übergegangen. Wer im Felde oder daheim den Ernst der Zeit erlebt — und wer vermöchte sich seinem Einflusse zu entziehen? — wird auch in den schönen Friedenstag, die doch wieder hell anbrechen werden, nicht mehr müssen wollen, nicht mehr entbehren können, was sich in der Gegenwart heilsam bewährt. Mögen die Franzosen in eitler Verblendung und prahlerischer Ruhmsucht für die russische Vormacht kämpfen und die Engländer aus schnöder, selbstmörderischer Eigenliebe die Geschäfte der Panlawisten besorgen, im Deutschen Reich und in Oesterreich-Ungarn erstirbt die Begeisterung für das Gute und Wahre, für das Große und Heilige nicht. So hatte denn Lord Salisbury, der Minister des Aeußern recht, als er bei der Nachricht von der Begründung des Bündnisses ausrief, „daß dies eine glückliche Botschaft von großer Freude“ sei. Das England Salisburys, das England der hervorragenden Staatsmänner ist nicht mehr, aber die Allianz des Jahres 1879, die durch die Zeit der Waffenruhe geleuchtet hat, erstrahlt nun heller denn je! Mag der uns aufgezwungene Krieg manche Kulturgüter zerstören, die Kultur wird zuletzt dennoch einen glänzenden Sieg erringen, denn die braven, tapferen Armeen des Deutschen Reiches und Oesterreich-Ungarns kämpfen für sie mit bewundernswerter Hingabe.

v. Schulze-Gaevernick / Russische Reisebriefe

(Fortsetzung.)

4. Industrie- und Arbeiterverhältnisse.

Brief vom 17. Februar 1893 aus Moskau.

In der nächsten Woche gedenke ich noch eine Exkursion in das Wladimirsche Gouvernement, den Sitz der russischen Baumwollindustrie (östlich von Moskau zwischen Wolga und Oka) zu machen. Ich habe auch hier bereits mehrere Fabriken gesehen, welche manche höchst interessante Züge sowohl hinsichtlich der Produktions- wie der Arbeiterverhältnisse aufweisen. Vor einigen Tagen war ich in der Nähe Moskaus bei einem großen Fabrikanten; ich kam zufällig zur Einweihung der Kirche, bei welcher der Bischof und zwei Mönche zugegen waren. Trotz des freien Arbeitsvertrags, der seit der Bauernbefreiung die rechtliche Grundlage des Arbeitsverhältnisses bildet, ist letzteres doch noch vielfach innerlich mit den Nachteilen der unfreien Arbeit behaftet, wovon sich der Arbeiter allmählich frei zu machen sucht. In einem im Moskauischen verbreiteten Arbeiterlied heißt es u. a.:

Blüh'nder Sommer nun entchwand,
Kalter Winter zieht ins Land.
Unter Winterfrosts Banne
Preßt das Herz sich armem Manne.
Mitternacht steigt kaum hernieder,
Eilet zur Fabrik er wieder.

Die Bildung einer besonderen Arbeiterklasse und die Lösung des Arbeiters vom Lande vollzieht sich in

dem Maße, als ihm die Fabrik ein familienhaftes Dasein durch Ausdehnung der Frauenarbeit ermöglicht. Damit tritt an Stelle des einzelnen Wanderarbeiters das verheiratete Paar. Ursprünglich wurden die Kinder nach der ländlichen Heimatgemeinde geschickt; allmählich ermöglichte man der Mehrzahl der Arbeiter, ihre Kinder bei sich zu behalten; die Fabrikschulen füllten sich. So gelang es, einen erheblichen Teil des notwendigen Nachwuchses der Fabrikbevölkerung selbst zu entnehmen. Derartige Kinder erlernen nach Angaben von Unternehmern in 3 bis 4 Monaten schwierige Arbeiten, wozu Bauern vom Lande 3 bis 4 Jahre brauchen. In den Sälen oder Stuben wohnen mehr oder weniger Familien zusammen; in den Ecken stehen die riesigen Familienbetten; die am Fenster befindlichen Wände sind mit Heiligenbildern geschmückt. In den Stuben und Korridoren wimmelt es von Kindern; die kleinen hängen häufig in Wiegen von der Decke herab. Trotz aller störenden Gerüche bietet das Bild immerhin einen viel menschlicheren Anblick als jene öden Schlafsäle der Wanderarbeiter, in denen übermüdete Gestalten auf schmutzigen Schafpelzen sich wälzen. Mit dem Familienleben beginnt die Lust am kleinen Schmutz des Daseins; die Wände sind zuweilen mit Buntdrucken bedeckt; die Männer sieht man in ihrer freien Zeit gelegentlich lesen. Weitere Wünsche und neue Kulturbedürfnisse erwachen im Arbeiter, womit die geistige Voraussetzung für späteres Aufsteigen durch eigene Kraft gegeben wird. So vollzieht sich allmählich die Europäisierung des Arbeiters, was auch die gerade in den Moskauer Großbetrieben häufigen, oft gewalttätigen Arbeiterunruhen bezeugen. Europäische Denk- und Empfindungsweisen sind zur erfolgreichen Inbetriebsetzung von Maschinen so nötig wie Dampf, Kohle und Technik, aber sie stellen ein volkswirtschaftliches Kapital dar, das nur allmählich anwächst und mehr als alles andere vorläufig noch die Uebermacht Europas über den Globus begründet.

5. Der Adel.

Brief vom 24. Februar 1893 aus Wladimir.

Hier in Wladimir ist die einzige gebildete Klasse der Adel; dieser aber zerfällt in zwei ganz geschiedene Kreise. Zu dem gewöhnlichen Landadel gehört eigentlich jeder anständige Mensch, mit dem man verkehren kann; dieser Adel ist in allen möglichen Berufen (Lehrer, Rechtsanwälte u. dgl.) zu finden. Von ihm getrennt lebt die eigentliche Aristokratie, d. h. die alten Bojarenfamilien, soweit sie nicht verarmt sind. In der letzten Woche kam ich auch in diese Kreise mehr hinein, von denen ich anfänglich nur die fürstlich A.ische Familie kannte. So war ich letzten Freitag bei den N.s auf einem glänzenden Ball, bei dem Sohne des alten Fürsten, der seit Jahren in Baden-Baden lebt und durch seine Pferde auffällt. Das Haus ist ein altes Moskauer Haus mit zahlreichen Gesellschaftszimmern, nur aus Parterre bestehend; die gesamte Moskauer Aristokratie war in schönen Toiletten und mit noch schöneren Juwelen vertreten — darüber an den Wänden die Gemälde der alten Italiener; all dies machte einen eigenartigen Eindruck. Bezeichnenderweise waren außer dem Großfürsten, seinen Adjutanten und einigen Einjährig-Freiwilligen keine Uniformen vertreten. Diese Adelskreise treten nämlich kaum in den Staats- oder Militärdienst ein, beschäftigen sich dagegen öfters mit Wissenschaften; so sind mehrere von ihnen Dozenten an der Universität. Wenn obiger Kreis als Abschluß meines Moskauer Aufenthaltes auch interessant und nicht unsympathisch war, so war es doch

auch von Vorteil, daß ich nicht früher in diese Geselligkeit hineinkam, weil ich dort nur Französisch sprechen kann. Diese Sprachenmengerei ist überhaupt ein großes Hindernis für die Erlernung der Landessprache. Viele sprechen mit mir Deutsch und oft so fließend, daß ich es unhöflich fände, Russisch zu antworten. Mit den Professoren spreche ich nur Russisch; in der Aristokratie spricht man, wenigstens mit Fremden, nur Französisch, es sei denn, daß man, wie die Baronin X., „anbaltisiert“ ist, in welchem Falle man Deutsch redet. Mit den Direktoren der Spinnereien, die ich besuche, spreche ich Englisch, weil es meist Engländer sind, die oft nach zwanzigjährigem Aufenthalte hier kein Wort außer ihrer Muttersprache verstehen.

Wenn ich morgen von hier ausfahre, um einige riesige Spinnereien des Gouvernements zu besichtigen, so bin ich nicht mehr weit von Nischnij-Nowgorod entfernt, dem östlichsten Punkt, den ich erreiche.

III. Agrarverhältnisse und Züge aus dem Volksleben.

Brief vom 3. September 1895 aus Krasnopawlowsk.

Rußland zerfällt in zwei scharf getrennte landwirtschaftliche Gebiete. Den nördlichen Teil bildet die dem Ackerbau wenig günstige Waldzone, den südlichen Teil die Schwarzerde, für Getreideanbau vorzüglich geeignet. Die Grenzlinie bezeichnen etwa die Städte Kiew, Tula und Kasan. Alles Grundbesitz zerfällt in der Hauptsache in Staatseigentum, Bauerngemeinschaftsland (Mir) und Privateigentum. Die Gutsländereien sind zum großen Teil verpachtet, aber die Pacht ist kurzfristig, gewöhnlich nur einjährig. Im Gegensatz zu der Zeit der Leibeigenschaft ist jetzt das Leben des Bauern vielfach zur quälenden „Geldfrage“ geworden. Steuerrückstände und Schulden zwingen den Bauern meist gleich nach der Ernte zum Verkauf derselben. Fachleute behaupten, daß die Mehrzahl der Bauern nur bis Weihnachten, die „Reichen“ bis Ostern auskömmlich zu essen haben, von da an keine Unterernährung ein.

Diese Woche halte ich mich auf dem Gute des Fürsten X. auf. Die Eisenbahnstation liegt drei Stunden südlich von Charkoff. Man befindet sich in einer der größten Kornkammern der Welt. Der Boden ist die oben erwähnte berühmte „schwarze Erde“, sehr fruchtbar; freilich vernichtet oftmals die Trockenheit die Ernteausichten. Die Szenerie ist trostlos: Nicht ein Baum wird sichtbar. Neben dem Gutshaus befindet sich ein ärmliches Dorf. Auch hier habe ich mich schon umgesehen und mit den Bauern gesprochen. Das Land ist Gemeineigentum und wird jährlich umgeteilt, daher gar keine Düngung und schlimmste Auslaugung des Bodens. Der Dünger wird nämlich in dem baumlosen Lande getrocknet und zur Heizung oder auch zur Verstreichung von Fugen bei den Häusern benützt. — Sehr eigenartig berührt der starke Auswanderungsdrang, erklärlich durch die „Landenge“, d. h. die geringen Landanteile des einzelnen. Das halbe Dorf zieht nächstes Jahr nach Sibirien, wo noch unendliche getreidefähige Flächen vorhanden sind. In der Nähe befindet sich eine deutsche Kolonie, welche aus dem taurischen Gouvernement (Dnjeprmündung und Krimgbiet) herzog; es sind • Württemberger. Sie errichteten eine Anzahl stattlicher Bauernhöfe, die sich weithin von den Lehmhütten der russischen Bauern abheben. Ich besuchte sie bereits und will nächsten Sonntag bei ihnen am Gottesdienst teilnehmen, den der Lehrer abhält. Ein kleines Kulturzentrum in der Steppe, diese Kolonie: Tüchtige, arbeitssame und saubere Leute!

Ihre Vorfahren wanderten vor hundert Jahren aus, dabei sind sie heute noch so deutsch wie damals, indessen loyale Untertanen des Zaren.

Brief vom 12. September 1895 aus Loman Kosatsch.

Immer wieder wird mir der durchaus fremdartige Charakter dieser russischen Bauern vor Augen gerückt — ein gewiß begabtes Volk, aber geistig in einer anderen Welt lebend und durch nichts mit den Gebildeten oder mit Westeuropa verknüpft. Bei uns führen unendlich viele Beziehungen und Uebergänge von den höheren Ständen bis hinunter zu den tiefsten Schichten, hier in Rußland sind Bauern und westeuropäisch Gebildete unverbundene Welten. Der russische Bauer verfehlte auch auf mich eines tiefen Eindruckes nicht: jenes Antlitz frommer Ergebenheit, mit langem, in der Mitte gescheiteltem Haar, blondem, wirrem Bart. Mit Staunen beobachtete ich die Widerstandsfähigkeit des Volkes gegen körperlichen Schmerz und Entbehrungen: Ich sah Pfortner in Winternächten unbeweglich vor den Toren der Häuser sitzen, unbekümmert um die dreißig Grad Kälte. Ich sah Wäscherinnen arbeiten in Löchern, die in das Eis des Flusses gehackt waren; ich sah in den Hungerbezirken die Bauern so leichten Sinnes leiden und sterben, wie ich es nie für möglich gehalten hätte. — Aber solche Empfindungslosigkeit ist nicht das Ideal des Westeuropäers. Der völlige Mangel der Selbsttätigkeit, die bedingungslose Unterwerfung unter das, was von außen kommt — dies ist der Grundton der bäuerlichen Weltanschauung. Kavelin sagt davon: „Der Protest gegen die Umstände, wenn sie unerträglich werden, drückt sich entweder in Flucht oder wilder, plötzlicher Zerstörung aus.“

Brief vom 18. September 1895 aus Karlowka.

Ich befinde mich hier auf einem Riesenbetriebe, der einem Herzoge von Mecklenburg gehört, welcher ihn von seiner Mutter, einer Großfürstin, geerbt hat. Die hiesigen Verhältnisse kommen in Europa nicht wieder vor, sondern nur etwa im Westen Amerikas. Der Landkomplex umfaßt 50 000 Dessjätinen (1 Dess. = mehr als 3 Morgen) tiefen, kohlschwarzen Getreidebodens, von denen nur erst 10 000 bestellt sind, während das übrige als Weide daliegt. Dabei fand ich die Maschinenanwendung sehr entwickelt. Morgen gehe ich in ein Gebiet in der Nähe, wo eine reiche Kosakenbevölkerung wohnt. Diese Kosaken sind im Gegensatz zu den gewöhnlichen, armen Bauern wohlhabende Großbauern, wie ihrer wenige in Rußland vorhanden sind.

Schluss folgt.

Paul Eggers / Seelische Fürsorge für die Verwundeten

In einer ganzen Reihe von meist größeren Städten sind für die Dauer ihrer Krankheit viele Hunderte von Verwundeten untergebracht. Besucht man eins der Lazarette, sogar eins der Hilfslazarette, die schnell in Räumen eingerichtet wurden, die eigentlich ganz anderen Zwecken dienen, so ist man des Lobes voll, wie musterträchtig überall für das materielle Wohlergehen unserer Verwundeten gesorgt ist. Auch das ideelle ist nicht ganz unberücksichtigt geblieben: In den verschiedenen Lazaretten sind kleine Bibliotheken aufgestellt, illustrierte Zeitschriften und die Tageszeitungen liegen aus, auch kleine Konzerte und Vorlesungen werden veranstaltet. Hat man aber Gelegenheit, gründlicher das Leben dort zu beobachten, so fühlt man bald heraus, daß da noch

vieles fehlt! Alles, was in dieser Hinsicht getan wird, ist so planlos, so zufällig, so ohne rechte Verantwortung. Man nimmt, was eben kommt, und wie es kommt. Es fehlt da an der Organisation, an dem Bewußtsein von der Notwendigkeit der kulturellen Fürsorge für die Verwundeten. — Mit den Büchern, die man hingbracht hat, wissen die meisten nichts anzufangen. Sie haben es nicht gelernt, haben bei ihrer Arbeit wohl auch noch nie Zeit dafür gehabt, in der Lektüre eines guten Buches rechten Genuß zu finden. Und so kommt es denn, daß diese jungen Menschen, die vielen Leichtverwundeten und diejenigen, die von schweren Verletzungen schon fast wieder genesen sind, die aber alle noch wochenlang untätig in den Lazaretten verbleiben müssen, sich qualvoll langweilen. Es ist ein Jammer mitanzusehen, wie sie da in den Sälen und Gärten herum sitzen, so gänzlich unausgefüllt, so sehnsüchtig nach jeder Unterhaltung, nach irgend etwas, was ihnen die langen, langen Stunden ausfüllen könnte. Es sind doch alles kräftige junge Menschen, die meist schon von Kindheit an in regster Tätigkeit gestanden sind, die eben noch bis zum äußersten angespannt waren, mitten drin im wirren Gewühl des Krieges. Nun sind sie plötzlich herausgerissen aus allem und müssen tage-, wochen-, ja vielleicht monatelang ohne Arbeit, ja ohne auch nur eine Beschäftigung dasitzen. Man kann begreifen, daß dieser Zustand gerade für die besseren Elemente unter ihnen eine wahre Tortur ist, daß manche das Dortsein geradezu als Strafe empfinden. Denn natürlich sind sie unfähig, freie Stunden wertvoll anzuwenden. So hat das Leben es bislang nie mit ihnen gemeint, daß sie in die Verlegenheit gekommen wären, sich darin zu üben. Und unter diesen Umständen und bei dem Ueberfluß an freier Zeit werden wohl selbst darin ganz Geübte verzagen.

Wenn man sieht, wie sie dort nun Tag für Tag stundenlang Karten spielen oder würfeln, höchstens mal einer einem neuen Besucher seine Erlebnisse erzählt (mehr und mehr ausge schmückt natürlich, sonst würde ja auch das zu langweilig, manchmal auch Zeitungsartikel vom Tag vorher mitbenutzend; denn in den Zeitungen steht das alles viel romantischer, und die Besucher verlangen so ungefähr von ihm, daß er Interessanteres erlebt habe als das Einfache, Unzusammenhängende, das seine Wahrheit ist). Da fühlt man: da muß etwas geschehen! Wir, die wir nicht mithinausziehen konnten ins Feld, die wir's doch so gut meinen mit all diesen Verwundeten, wir müssen helfen! Wir müssen hingehen und diese innerlich hungernden Menschen satt machen. — Das wird ja auch gar nicht so schwer sein. Handelt es sich doch meist um Städte, in denen reiche Möglichkeiten gegeben sind, ihnen tiefe, nachhaltige ideelle Genüsse zu verschaffen, und haben doch gerade viele Geistesarbeiter zu Hause bleiben müssen. Von denen kann fast jeder in der einen oder anderen Weise mithelfen, und viele von ihnen sind auch in den anderen notwendigen Hilfstätigkeiten der Lazarette, in Krankenpflege, Fürsorge für Kleidung und Ernährung usw., die gewiß nicht zu kurz kommen sollen, noch wenig beteiligt. In allen Dingen der äußeren Pflege sollen's unsere Verwundeten gewiß gut haben. Aber: der Mensch lebt doch nicht von „Brot“ allein! Und wenn wir ihm Gutes tun wollen, so soll es doch nicht immer nur in Geschenken von Zigarren, Torten, Schokolade u. dgl. geschehen.

Gerade jetzt nicht!! Wir stehen ja an einem Wendepunkt der deutschen Kulturgeschichte! Das, was wir über die Furchtbarkeit des gegenwärtigen Geschehens hinaus bei dieser einmütigen Völkserhebung mit tiefer, beglückender

Andacht erlebt haben, ist doch das Bewußtwerden einer Wiedergeburt unseres Volkes. Eine neue Zeit wird für uns kommen! Nach dem Krieg wird aus Not und Tod ein neues innerliches Volksleben erwachsen, von dem wir vorher schon hier und da mühselig zum Licht ringende Keime fanden, das aber jetzt ungeahnt schnell zum reichen Blühen kommen wird.

Unsere Verwundeten nun sollen die ersten Früchte ernten von dem Ernst zur vaterländischen Kultur, der uns erfasst hat. Sie sollen es durch uns immer wieder fühlen, bei großen Kunsterlebnissen stärker als bei Reden und Zeitungsartikeln, daß es nicht Börsewerte sind, die wir gegen die Feinde ringsum verteidigen, daß es sich vielmehr handelt um das Sein und Werden unserer deutschen Kultur.

An Lehrern, bildenden Künstlern, Musikern, Schauspielern, Schriftstellern usw. ist es jetzt, nicht allein von unseren Verwundeten die Last dieser toten Stunden durch irgendeine Unterhaltung fortzunehmen, sondern die so notwendige kulturelle Fürsorge für sie, straff organisiert und mit hohen Zielen durchgeführt, aus solch neuem Volksgeist heraus zu übernehmen. Wir sollen den Verwundeten Gedichte und Novellen vorlesen, sollen ein Klavier ins Lazarett schaffen für Liederabvorträge, Sonatenfuge und einfache Kammermusik, wir sollen die Lauten mitbringen, um gemeinsam unsere Volkslieder zu singen, sollen ihnen gute Bilder zeigen und an die Wände hängen, sollen sie geschickt hinführen auf die großen künstlerischen Erlebnisse, die wir ihnen verschaffen wollen. Denn natürlich müssen wir uns vor gar zu vielem Kleinram hüten. Es müssen große Eindrücke vermittelt werden. Die jungen Menschen müssen mithinaufgerissen werden auf hohe Gipfel unserer Kunst!

Was aber können wir ihnen da bieten?

Mit Konzerten müssen wir sehr vorsichtig sein. Wir sollen uns nicht täuschen: Es wäre ja wunderschön, diesen jungen Männern die Eroica- oder auch nur die Egmont-Douvertüre nahezubringen. Wie wenige aber sind begabt, die großen Werke der Musik wirklich zu erleben, innerlich bereichert aus dem Konzert fortzugehen. Nein! Will man den Verwundeten recht etwas Gutes tun, dann bringe man sie — gut vorbereitet — ins Theater! — Mancher wird achselzuckend einwenden „Ins Theater?! Zur ‚Tangoprinzeß‘?!“ Nein, gewiß nicht! Wie heruntergewirtschaftet Schillers „Moraliſche Anſtalt“, das deutsche Theater ist, das wissen wir alle. Das gilt aber nicht für die Zukunft! In einem Aufruf, den das Kartell der Deutschen Bühnen- und Orchester-Mitglieder veröffentlicht hat, heißt es: „Ist das Theater eine ernſte, nationale Kulturſtätte, ſo laßt uns gerade jetzt Theater ſpielen, Theater beſuchen. Iſt es keine, ſo ſoll und muß es gerade jetzt eine werden!“ Ja: das zur vaterländiſchen Kultur neu erwachte Volk wird auch ſein Theater geſund machen. Keine Kunst iſt ja ſo vollſtündlich wie die dramatiſche, die ſelbſt in ihren Meiſterwerken allen verſtändlich iſt. Welchen Eindruck wird Tell, Egmont, Götz, Prinz von Homburg, Hermannſchlacht, Minna von Barnhelm, Torgauer Heide auf dieſe jungen Menſchen machen! Wir müſſen Vereinigungen und vermögende einzelne dazu bewegen, ſo viele Karten zu ſtiften, daß an jedem Abend ganze Reihen von Verwundeten im Parkett ſitzen, natürlich auch bei den guten Luſtſpielen, bei denen mancher ſich wundern wird, daß man ſich in einem Theater ſo gut amüſieren kann. (Dazu ſind ja keine großen Summen erforderlich. Die Theaterleitungen werden entgegenkommen, ſoweit es nur möglich iſt, und die Eiſter der Karten hätten nebenbei die Genugtuung, für das Kunſtleben ihrer Stadt, nämlich für das Fortbeſtehen der augenblicklich

hart um ihre Exiſtenz ringenden Theater eine wertvolle Beihilfe geleistet zu haben.)

Manche der Verwundeten werden kaum je Gelegenheit gehabt haben, Anteil an dem großen Kultuſſchaf zu nehmen, den wir in unſerer dramatiſchen Kunſt beſitzen. Viele werden nur während ihrer aktiven Dienſtzeit in einer größeren Stadt gelebt haben. Und dann ſind ſie am Sonntag wohl auch eher ins Kino gegangen, als ins „Stadttheater“, weil ihnen die Verbindung fehlte mit der Kunſt des Theaters und weil man im Kino für daſſelbe Geld auf dem „1. Plaß“ ſitzen konnte, ſtatt auf der „Galerie“ des „Stadttheaters“.

Da können wir durch unſeren Dienſt in den Lazaretten noch mithelfen zu einer Reform des Theaters.

Mit welch ſchwachen Erſolgen müſſen ſich ſonſt Volksbildungsbeſtrebungen häufig zufrieden geben, einfach, weil diejenigen, für die ſie beſtimmt ſind, keine Zeit haben. Nun ſind Tauſende von friſchen jungen Menſchen da, die Zeit in Ueberfülle haben und die ſo froh ſein werden über alles, was man ihnen bringt. Und andererseits ſind zahlloſe Hilfskräfte da, die ſich opferfreudig wie noch nie in den Dienſt der Sache ſtellen werden. Alſo ans Werk!

Harry Söiberg / Die Leute am Meer

Fortſetzung

„Auf den Knien? ... Nur in Demut erreicht man es, vom Herrn erhört zu werden, und wir müſſen beten und beten, bis er uns hört ... Laßt uns zuſammen beten, Niels Klitten.“

Er ergriff ſeine Hand und legte ſich auf die Knie, wo ſie ſtanden.

Niels Klitten folgte langſam ſeinem Beiſpiel und beugte ſich tief zur Erde. Ueber ihm war eine ſolche Andacht, als beugte er das Knie vor Gottes Angeſicht ... Seine Hände wanden ſich hart ineinander. Und er lag ſo ſtill, als erwarte er, jedes Wort werde ihm alles offenbaren ...

Als ſie aufſtanden, war er ſchweigsam. Und nun fuhr der Miſſionar fort, ihm von Gott zu erzählen. Von dem Gott, deſſen Blick die ganze Welt umſpannte, deſſen Wille alle Geſchide lenkte, und deſſen Seele in allen Dingen lebte ...

Bis zum Fiſcherdorf ging Niels mit. Er war ſo ſeltſam ſtill, als er Abſchied nahm.

„Nun geh nach Hauſe und bete, Niels Klitten, und nimm dieſes Buch mit und lies deiner Frau und deinen Kindern daraus vor. Dann werd' ich wiederkommen und mit dir reden.“

Es war hoher Tag, als Niels zurückkam ... Seine Frau beobachtete ihn mit prüfenden Augen, aber er hielt ſich draußen und für ſich bis an das Ende des Tages.

Als es Abend wurde und die Familie in der Stube beſammenſaß, ſtand er auf und nahm das Buch vor.

„Der Prediger hat mich gebeten, euch daraus vorzuleſen,“ ſagte er und blätterte auf, ohne die Seinen anzusehen.

Stumm ſaßen ſie da, als hätten ſie das lange erwartet. Die Augen ſeiner Frau wichen nicht von ihm, während er las, und ſie ſah aus, als dächte ſie die ganze Zeit an ein und daſſelbe, ohne zuzuhören.

Als ſie zur Ruhe gegangen waren und das Licht ausgelöſcht hatten, ſahen ſie ihn niederknien ... und hörten ihn beten.

* * *

Langgedehnt zog ein dunkler Wintertag nach dem anderen über das Küſtenland hin. Wochenlang drang die ſchwere Luſt vom Meer herüber und ſpannte ein bleiſchwarzes Dach über

die Erde. Drum war es eng unter dem Himmel wie in den niedrigen Stuben.

Das Meer lag schwarz wie ein beschattetes Wasser. Und nach Osten hin, wo ein bläuliches Dunkel die Höhen einhüllte, schwand der Tag düster wie ein in Dämmerung getauchter Wald, der das Land einschloß.

Die Nacht ruhte schlummernd hinter jedem Hügel, bereit zur Wanderung, eh' die Sonne hinterm Meer stand.

Wo der Schnee nicht deckte, sprangen die schwarzen Flecken des Heidekrautes oder der Erdweide hervor und standen in der Reize des Tages wie bläulich dampfende Quellen, von denen sich die Dämmerung über die Erde ausbreitete.

Hinter den Dünen stieg von jedem Hause weißlicher Rauch auf und schnitt leuchtende Streifen in die dunkle Luft.

Es war still auf Wegen und Pfaden. Unbetreten lag weithin der Schnee. Nur der Fuchs setzte seine Spuren, Kreis auf Kreis, um die Häuser. Von Anbruch der Dunkelheit an konnte man ihn bellend hören, bald hier, bald da hinter den nächsten Hügeln. Dann spitzte der Hund in der Osnede die Ohren und knurrte bissig. — Aber von jedem Haus war ein Weg zum Meer getreten.

Vor Dunkelwerden kamen Leute aus den Häusern, die zum Strande gingen. Alte Leute, die den Tag über am Ofen gesessen und die Neze ausgebeffert hatten, schleppten sich zur nächsten Düne hinaus, von wo sie das Meer sehen konnten. Von der offenen Tür folgten ihnen die nachdenklichen Blicke der Frauen.

Während die Mädchen einen Schal um den Kopf warfen und ihre eigenen Wege in die Dünen machten ... Auf einem der Gipfel tauchten sie auf und standen träumend still, mit vom Meer gebanntem Blick, bis die Sonne untergegangen war.

Das dunkle Flachwasser zwischen den Dünen und drinnen in der Heide spiegelte den farbenreichen Glanz. Die gelblich-blaffen Palme des Sandhaargrases röteten sich über schneebekleideten Dünen. Und im seichten Wasser funkelten die rollenden Steine, als schmückte das Meer sein Ufer mit blendenden Schätzen.

Oft aber ging der Tag ohne Sonne zu Ende.

Dann schienen die Leute stiller von und zu den Häusern zu wandern.

Die Männer hatten mit dem Ordnen der Neze zu tun. Nach Weihnachten sollte der Winterfischfang beginnen.

Sie saßen und knüpften Schnüre und besserten die Schleppneze aus, während die Frauen kardierten und den Roden traten, die paar Stunden lang, ehe man zur Ruhe ging, um die lange Winternacht zu verschlafen.

Alle verfolgten die Wanderung der Sonne nach Süden und die kürzer werdenden Tage. In jedem Hause wußte man, hinter welchem Dünengipfel sie eines Tages anhalten und sich wieder nach Norden wenden und Frühling und Sommer übers Land bringen würde.

Dann war Weihnachten da

Wenn dieses feierliche Fest sich in Hütte und Gehöft zu Tisch setzte, dann war es, als verginge der Winterschlaf in den schweren Gemütern und als bahnte die Sehnsucht sich einen Weg in jede Seele. Die Quellen des Lebens schienen hervorzuspringen aus dem Dunkel der Winternacht, jetzt, wo die Sonne den Tag höher und höher über die Erde hob. Jede Pflanze, jedes treibende kleine Gewächs zeigte durch die wachsenden Knospen und hervorlugenden Palme, daß der Winterschlaf in ihnen die gleiche Sehnsucht hegte.

Unter den Leuten hieß es, nun würden die Tage länger werden, nun gehe es aufs Frühjahr zu Fortsetzung folgt.

Gottfried Traub / Frohsinn

Wahre dir den vollen Glauben
an diese Welt trotz dieser Welt.
Fontane.

Wir besuchten ein Privatlazarett. Verwundete lagen zu Dutzenden in Reihen oder saßen mit verbundenen Köpfen in ihren Stühlen. Zwei Künstler spielten Klavier und Geige; alles lautete herrlichen Klängen. Sie waren so anders als der Lärm der Granaten und das Geknatter der Maschinen-gewehre. Wie dankbar waren die Menschen! Lauter Beifall kam aus all den Sesseln, und immer wieder sang und klang es hinein in den Saal. Zum Schluß trat einer mit verbundenem Schädel ans Klavier und fing an, die Nacht am Rhein zu spielen. Flugs holte sich ein zweiter einen Stuhl, sprang hinauf, nahm eine lange Pfeife, schwang sie als Taktstock und leitete den Gesang mit solch erschütterndem Mienen- und Körperspiel, daß man vor fröhlichem Lachen kaum singen konnte. Viele mit Kiefergeschüssen und Mundverletzungen lagen da. Aber ich habe selten das alte vaterländische Lied so brausen hören, wie an diesem Abend. Und das alles tat der freiwillige Herr Kapellmeister, dem die Natur ein froh Gemüt als Lebensmitgift gegeben, und der mit seiner urwüchsigen Heiterkeit alles anstetzte. Man vergaß die Schrecken der Gegenwart, und die Angst der Zukunft vertrieb sich. Man lebte einen Augenblick lang wie fröhliche Kinder, die sich im Kreise toben. Was für eine Gottesgabe ist ein froher Mensch! Der Mann, der nachher wieder in den Reihen verschwand, war hier zum Zauberer geworden und hatte es in wenig Sekunden fertiggebracht, über Wunde und Jodoform und ernste Gesichter einen Duft voll erquickenden Frühlings auszugießen. Er brauchte dazu nichts als seine Arme und Beine und einen elenden Pfeifenstock. Wirklich sonst nichts? Doch einen Reichtum im Winkel seines Herzens, der nur glücklich wurde, wenn er sich ausgeben konnte.

Man soll auch im Krieg vom Frohsinn predigen dürfen. Nicht vom Ill und häßlicher, fader Spaßmacherei! Diese gleichen gepuhten, künstlichen Blumen; aber der Frohsinn der Seele ist Blüte des Tags und Knospe der Nacht und erfreuet des Menschen Herz. Man kann das Frohe nicht machen; das macht nur einen gequälten Eindruck. Aber wo es lebt, da pflege man's und freue sich seiner mit vollen Zügen. Du hättest auch in dieser schweren Zeit manchen fröhlicher machen können durch einen Scherz. Gleich läuft dein Blut anders. Das Tempo deiner Seele gewinnt an Kraft. Das Schwere liegt in der Zeit, es soll uns aber nicht erdrücken. Wir haben ja alle ein gutes Gewissen, wir deutschen Brüder. Wir brauchen uns vor niemandem zu schämen. Wir haben unsere Pflicht getan. Wir logen nicht und prahlten nicht. Wir gingen in der Front und hinter der Front in gleichem Schritt und Tritt als gute Kameraden und sind stolz auf unser einiges Vaterland. Kann man da nicht guter Dinge sein? Ich möchte doch nicht tauschen mit den anderen. Ich liebe mir den deutschen Rod und freue mich, daß er sauber ist. So blank wie Geschirr und Sattelzeug unserer Pferde, so blank ist unser Namen. Ein erbärmlicher Kerl, wer dahinter nur Eigenlob hört! Dank ist's und nichts anderes an die Väter und Ahnen, die uns das Vaterland groß gemacht, an die Frauen und Mütter, die heute als gute Geister drin walten, an die Brüder und Freunde, die schaffen und wirken, solange es Tag ist. Das heißt unser Vaterland, und seine Ehre ist unbesiegt. Aus

tiefen Brunnen strömt der Frohsinn, der seine Fragen an die Wagen der Eisenbahnen malt, und der über die Strapazen von Staub und Hunger mit einem hurtigen Wort hinweghilft.

Merkwürdig, daß man in so ernsten Zeiten vom Frohsinn reden darf. Aber die Sonne scheint immer noch, nicht nur auf die Menschen im Schützengraben und die bleichen Gesichter unserer Toten, sondern auch auf die, die leben und sich und andere zum Leben wecken. Werdet einander zum Sonnenstrahl!

Soziale Bewegung

Stadtpfarrer Weibrecht †. Während Tausende im Felde sterben, ist es im allgemeinen nicht möglich, der Einzelnen in gewohnter Weise ausführlich zu gedenken, die inzwischen in der Heimat von uns scheiden, es würde aber von der „Hilfe“ nicht verständlich sein, wenn sie an dem unerwartet schnellen Tode unseres Freundes und Mitarbeiters Weibrecht in Heilbronn vorübergehen wollte. Ueber ihn schreibt uns Joh. Fischer:

Ein Schlaganfall, der den Heimgegangenen am Grabe eines verstorbenen Kriegers betroffen hat, machte diesem inhaltreichen Leben ein jähes Ende. Weibrecht war Stadtpfarrer in Heilbronn, aber auch weit über seinen engeren Wirkungsbereich hinaus bekannt als einer der ersten, die in Württemberg an die Gründung evangelischer Arbeitervereine herangingen. Neben Theodor Traub war er Mitbegründer des württembergischen Landesverbandes dieser Vereine, und seinem Einfluß ist in hervorragender Weise mit zu verdanken, daß der freiere und evangelisch-soziale Geist bis heute in ihm lebendig blieb. In den Zeiten der inneren Klärung im Gesamtverband evangelischer Arbeitervereine Deutschlands, war er der erste Vorsitzende des württembergischen Verbandes und hat als solcher in dem Streit um Etöder und Naumann und über die Stellung zur Gewerkschaftsfrage energisch mit eingegriffen. Die unbefangene süddeutsche Stellung zur Sozialdemokratie hat es bei ihm und den evangelischen Arbeitervereinen Württembergs überhaupt nicht zugelassen, die Beziehungen zu den freien Gewerkschaften abzuschneiden und einseitig nur antisozialdemokratische Kampfvereine zu werden. Auf den entscheidenden Tagungen von Speyer und Düsseldorf hat Weibrecht den Austritt der Württemberger aus dem Gesamtverband erklärt.

Auch am national-sozialen Verein hat Weibrecht bis zu dessen Auflösung lebhaften, tätigen Anteil genommen, jedoch die Wendung zur eigentlichen Parteiarbeit im Jahre 1903 nicht vollinnerlich mitgemacht, weil er mehr rein religiös interessiert war. Er hat in den evangelischen Arbeitervereinen bis zuletzt eine vortreffliche Erziehungsarbeit geleistet, auch für freiheitliche Staatsgestaltung, und es ist ein Ruhmestitel für ihn, daß selbst die sozialdemokratische Zeitung Heilbronn's seine letzte Sonntagspredigt rühmt als soziales Vermächtnis eines wahrhaftigen und treuen Freundes der ringenden Menschen. Vom Evangelisch-sozialen Kongreß in Heilbronn und vielen anderen Gelegenheiten wird seine straffe, stattliche Gestalt vielen erinnert sein. Er stand — obgleich mit gebrochener Gesundheit — diesem Krieg innerlich fertig und freudig gegenüber, sah er doch seinen fröhlichen Optimismus so vielfach gerechtfertigt, seine treue Arbeit reichlich gelohnt.

Kriegsleistung der freien Gewerkschaften. Das Korrespondenzblatt der Generalkommission vom 3. Oktober bringt einen Bericht über die Unterstützungseinrichtungen der Zentralverbände während der Kriegszeit. Folgende Zahlen sind interessant:

Mitgliederbestand am Schluß	
des 4. Quartals 1913	2 519 226
Zahl der eingezogenen Mitglieder	589 755 (27,7%)
Zahl der Arbeitslosen	370 126
Ausgabe für Arbeitslosenunterstützung pro Woche	1 648 120 M.

Krieg und Arbeitsmarkt. Jetzt liegen die genauen Ziffern für den Umfang der Arbeitslosigkeit im ersten Kriegsmonat (August) vor. Das „Reichsarbeitsblatt“ bringt die übliche amtliche Monatsfeststellung. Der Durchschnitt der Arbeitslosigkeit nach Berichten von 52 Fachverbänden (Gewerkschaften aller Richtungen) mit über 1½ Millionen Mitglieder bezifferte sich danach am Ende der letzten Woche des August auf 21,3 Prozent, gegen 2,8 Prozent im gleichen Monat des vorigen Jahres und gegen 2,7 Prozent im Juli d. J. In welcher Weise der Krieg überhaupt das Arbeitslosenheer in einzelnen Gewerkschaften vermehrt hat, ergibt sich aus folgender Gegen-

überstellung der Prozentziffern der Arbeitslosen vom August vorigen Jahres und des gleichen Monats in diesem Jahre:

	Arbeitslose in Proz. im August	1913
Hutmacher	1914	1913
Bildhauer	62,2	19,4
Lithographen und Steinbruder	55,2	8,4
Porzellanarbeiter	54,8	4,4
Glasarbeiter	54,0	1,6
Buchdrucker	49,7	1,6
Buchbinder	41,2	6,9
Schuhmacher	39,9	3,7
Sattler und Portefeuerer	35,7	1,8
Tabakarbeiter	34,6	1,9
Textilarbeiter	32,5	3,5
	28,2	2,0

Verhältnismäßig am wenigsten von der Arbeitslosigkeit betroffen wurden die Brauerei- und Mühlenarbeiter mit 1,7 (0,9), die Gemeinde- und Staatsarbeiter mit 1,8 (0,6) und die Kupferschmiede mit 4,9 (3,0) Prozent. Im Monat September haben sich die Arbeitsmarktziffern ein wenig gebessert. Trotzdem bleibt der Riesen einfluß des Krieges auf die Arbeitslosigkeit auch im September noch unverkennbar.

Halte die Organisation hoch! Die Arbeiterblätter werden nicht müde, die Verbandsmitglieder zum treuen Festhalten an ihren Organisationen zu ermahnen. Was sie schreiben, gilt mit unwesentlichen Abänderungen für alle Arten von Berufsorganisationen. Auch der Mittelstand befindet sich oft in gleicher Lage wie die Arbeiterfamilien während des Krieges. Deshalb haben die Mahnungen zur Organisationsstreue in Arbeiterblättern auch Interesse für weitere Kreise. Wir stehen, so heißt es beispielsweise dort, erst am Anfang, aber die ersten Rückwirkungen des Krieges auf den Arbeitsmarkt waren schon heftig genug. Bei den ersten Wirkungen bleibt es aber nicht, es werden vielmehr bei dem modernen Aufbau unseres wirtschaftlichen Organismus sich späterhin noch recht tiefgreifende Schädigungen auf dem deutschen Arbeitsmarkte einstellen. Da ist es Aufgabe eines jeden Arbeiters, daß er sich fragt, wie er sich gegen eventuelle Gefahren und wirtschaftliche Schädigungen am besten schützen kann. Bei dem Druck, unter dem sich die Bevölkerung befindet, wird jeder sparen müssen wo er nur kann. Dabei wird für viele auch die Frage entstehen, ob sie nicht die Beiträge für ihre Organisationen sparen sollen. Nun wäre dies aber gerade das Törichte und Verfehlteste, was ein Arbeiter in der jetzigen Zeit tun könnte, wenn er diese Frage damit beantworten würde, daß er sich sagte: „Ich trete jetzt der Not gehorchend aus der Organisation aus; später werde ich dann wieder beitreten.“ Wer so denkt und danach handelt, der schadet nicht nur sich selbst, sondern er schadet der Sache der Arbeiter. Denn die Organisation des Arbeiters bildet gerade in schweren Zeiten einen Rückhalt und einen Stützpunkt, dessen Fehlen zu einer Entfesselung der schärfsten Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt führen muß. Verschärfte Konkurrenz bedeutet aber Lohndruck und Verschlechterung der Arbeitsbedingungen, von welchen Uebeln jeder einzelne Arbeiter mehr oder weniger getroffen würde. Ein Zusammenhalten der Arbeiter vermag allein diesen Uebeln einigermaßen zu steuern. Die Organisationen werden durch einen Ueberblick über den Arbeitsmarkt bemüht sein, die verfügbaren Arbeitskräfte so gut wie möglich zu verwerten, indem sie unterstützt durch die Arbeitsnachweise und durch die Behörden alles veranlassen, was die Arbeitsgelegenheit vermehren kann und was den Ausgleich zwischen Angebot und Nachfrage fördert. Eine derartige Tätigkeit kann aber nur entfaltet werden, wenn die Arbeiter ihre Organisationen leistungsfähig erhalten. Da durch die Mobilmachung ein großer Teil der Mitglieder den Organisationen für die Dauer des Krieges und darüber hinaus verlorengeht, so ist es doppelte und dreifache Pflicht der Zurückgebliebenen, die Aufrechterhaltung der Organisationen zu gewährleisten. Das sind sie nicht nur ihrem eigenen Interesse, sondern auch den zu den Fahnen geeilten Kollegen schuldig.

Unsere Wirtschaftskraft. Das genaue Ergebnis der Kriegsanleihen ist glänzend: 4 389 576 000 M.! Diese Riesensumme setzt sich zusammen aus gezeichneten 1 318 199 800 M. Reichsschatzanweisungen, 1 177 205 000 M. Reichsanleihe und 1 894 171 200 M. Reichsanleihe ohne Schuldbookeintragung. Auf den Kopf der Bevölkerung entfällt somit eine Zeichnung von 600 M. Hat nun auch nicht ein jeder Deutscher seine 600 M. auf den Altar des Vaterlandes legen können, so ist doch Tatsache, daß die kleinen und die einfachen Leute besonders angestrengt zu dem günstigen Ergebnis beigetragen haben. Die „kleinen Sparer“, die 100 M. bis 2000 M. gebracht haben, zeichneten allein fast eine Milliarde Mark. Man hat auch gesehen, daß von den Gewerkschaften beträchtliche Summen gezeichnet sind. Deutschland ist nach diesem Ergebnis „eine hoffnungsfreudige und opferwillige Nation und eine reiche zugleich“.

Soziale Gesichtspunkte in der militärischen Jugendausbildung.

Als Ergänzung zu seinem Erlass über die militärische Vorbereitung der Jugend hat der preussische Kriegsminister eine Verfügung erlassen, die neben den militärischen und organisatorischen Fragen auch wertvolle soziale Gesichtspunkte berührt. Es heißt in der Verfügung, daß eine Beteiligung Jugendlicher vor vollendetem 16. Lebensjahre an der militärischen Vorbereitung nicht erwünscht ist. Bei der Teilnahme der Schüler höherer Lehranstalten, Fortbildungsschulen usw. an Wochentagen sind die Wünsche der örtlichen Schulleiter zu berücksichtigen. An Sonntagen dagegen ist um so größerer Wert darauf zu legen, daß die Jugendlichen aller Stände Schulter an Schulter stehen. In größeren Städten ist den auf Schlafstellen angewiesenen arbeitslosen Jugendlichen besonderes Augenmerk zuzuwenden, da auch die Erhaltung und Hebung der sittlichen und körperlichen Kräfte dieser jungen Männer im militärischen Interesse liegt. Es wird Wert darauf gelegt, für die arbeitslosen und obdachlosen landsturmpflichtigen Jugendlichen möglichst Unterkunft und Verpflegung zu schaffen und sie in erster Linie zu Hilfsdiensten aller Art, die nach den bestehenden Vorschriften zu vergüten sind, zu verwenden. Alle beteiligten Behörden mögen darauf hinarbeiten, daß in Zukunft zur Verrichtung von Hilfsdiensten aus Sparsamkeitsgründen nicht ausschließlich freiwillige Helfer (Pfadfinder usw.), sondern daß in erster Linie landsturmpflichtige bedürftige junge Leute durch Vermittlung der Leiter der militärischen Vorbereitung oder der Jugendpflege-Ausschüsse gegen Bezahlung eingestellt werden möchten. Die reichen in Stadt und Land befindlichen Wohlfahrtsvereinigungen dürften gern bei der Unterbringung und Verpflegung arbeitsloser Jugendlicher behilflich sein; Jugendheime kommen in erster Linie in Frage.

Keine Achtung der Konsumvereine mehr! Der Vorstand des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine hat sich an verschiedene Ministerien mit der Beschwerde gewandt, daß den Reichs- und Staatsbeamten vielfach die Zugehörigkeit zu Konsumvereinen des Zentralverbandes entweder direkt verboten oder sonst unmöglich gemacht werde. Das Reichspostamt hat daraufhin folgende Verfügung erlassen: „Es wird kein Einspruch erhoben werden, wenn Angehörige der Reichspost- und Telegraphenverwaltung den Konsumgenossenschaften des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine beitreten. Die Oberpostdirektionen haben hiervon Kenntnis erhalten.“ Auch die Magdeburger Eisenbahndirektion hat auf eine entsprechende Anfrage bezüglich der Eisenbahnbeamten und -arbeiter in gleicher Weise geantwortet. Was den Post- und Eisenbahnbeamten erlaubt ist, kann vernünftigerweise auch allen übrigen Staatsbeamten nicht mehr länger verboten bleiben. Es wird deshalb eine gleiche Entscheidung aller übrigen in Frage kommenden Behörden nicht mehr lange auf sich warten lassen. — Damit dürfen, so meint die Gewerkschaftspressen, aber zweifellos auch alle jene behördlichen Verfügungen, die bisher den Staatsangestellten und -arbeitern das Koalitionsrecht verkümmerten, ebenfalls ins Wanken geraten. Denn das müssen sich doch die verantwortlichen Männer an der Spitze der Regierung nach den Erfahrungen der letzten Wochen sagen, daß Organisationen, die in schwerer Kriegszeit so mustergültig wirken wie die deutschen Konsumvereine und Gewerkschaften, auch in Friedenszeiten für den Staat keine Gefahr bilden.

Soldatenlohn im Kriege. Der monatliche Sold beträgt für

	Friedens- zustand M.	immobilen Zustand M.	mobilen Zustand M.
Gemeine unberitten . . .	9,—	9,90	15,90
beritten . . .	10,50	11,40	17,40
Fahrer als Gemeine . . .	10,50	11,40	17,40
„ als Gefreite . . .	12,—	12,90	20,40
Sanitäts-Gefreite beritten .	16,50	18,90	23,40
Krankenwärter unberitten .	15,—	17,40	23,40
Gefreite unberitten . . .	10,50	11,40	18,30
beritten . . .	12,—	12,90	18,30
Obergefreite unberitten . .	15,—	—	18,90
Unteroffizier . . .	25,20	33,60	40,—
Sergeant . . .	39,60	49,50	57,—
Wachmeister . . .	47,10	57,—	63,—
Feldwebel und Wachtmeister	62,10	81,—	96,—

Feldwebel und Wachtmeister erhalten außerdem im immobilen Zustand 15 M., im mobilen Zustand 30 M. Dienstzulage. — Mobil sind nach dem Wortlaut der Befolgungsvorschriften jene Formationen, die für den Gebrauch im Felde mit Personal und Material besonders ausgestattet sind; immobil dagegen sind die, bei denen eine derartige Ausstattung unterblieben oder wiederaufgehoben ist. — Ueber die Dienstbezüge der zum Kriegsdienst eingezogenen Beamten bestehen noch besondere Vorschriften. Diejenigen Beamten, die nicht die Befolgung eines Offiziers oder oberen Beamten der Militärverwaltung erhalten, beziehen danach ihr Zivildienstseinkommen unverkürzt weiter. Bei

denjenigen Beamten, die die Befolgung eines Offiziers oder oberen Beamten der Militärverwaltung erhalten, wird das Zivildienstseinkommen um sieben Zehntel der Kriegsbeholdung gekürzt, aber beim Vorhandensein von Familienangehörigen nur dann und so weit, als das Zivildienstseinkommen und sieben Zehntel der Kriegsbeholdung zusammen den Jahresbetrag von 3600 M. übersteigen. — Die Kriegsbeholdung wird durch die Rassen der Militärverwaltung monatlich oder nach Monatsdritteln im Voraus gezahlt. Wegen der etwaigen Einbehaltung und Zahlung des von dem Empfangsberechtigten der mobilen Formationen für ihre Familienangehörigen bestimmten Teils der Feldbeholdung bestimmt die Kriegsbeholdungsvorschrift folgendes: „Alle Angehörigen mobiler Formationen können einen Teil ihrer Befolgung zum Unterhalt ihrer in der Heimat zurückbleibenden Familien, je nach ihrer Wahl in regelmäßigen monatlichen oder in einmaligen Beträgen, sich in Abzug bringen lassen.“ Die regelmäßigen Familienzahlungen der Gehaltsempfänger dürfen indessen sieben Zehntel der Kriegsbeholdung, die der Mannschaften ein Drittel der dargemessenen Löhnung nicht übersteigen.

Krieg und Bodenreform. Den rührigen Bodenreformern gibt der Krieg mit seinen furchtbaren Nebenerscheinungen mannigfache Gelegenheit, auf die Nützlichkeit ihrer Grundzüge hinzuweisen. Ein solches Beispiel ist der Erlass des preussischen Landwirtschaftsministers, wonach während der Dauer des Krieges Kaiser Mineralwasser an deutsche Truppentransporte und Feldlazarette sowie zum sonstigen Bedarf der Truppen in unbeschränktem Umfange unentgeltlich durch die königliche Bade- und Brunnendirektion zu Bad Ems abgegeben werden soll.

Wie steht es, so fragt das Bundesorgan, mit den Naturschätzen, die in den Händen von Aktiengesellschaften sich befinden, wie bei Appollinaris, in denen vielfach englisches Großkapital überwiegt? Mit jeder Flasche, die davon für unsere Lazarette benutzt wird, wird gleichzeitig ein Tribut an die Landesfeinde entrichtet. Wenn je, dann predigen diese Tage: der deutsche Boden und seine Schätze gehören unter die Kontrolle der deutschen Volksgemeinschaft!

Die heraufsteigende neue Zeit. Unter der Überschrift „Sozialpolitik des Vertrauens“ stellt die Soziale eine Reihe bekannter Tatsachen zusammen, die in der Tat bereits Kunde von dem neuen sozialpolitischen Zeitgeist geben, der durch den gewaltigen Krieg heraufgeführt ist. Zu den mancherlei Vorgängen, die bezeugen, daß das Wort von der Einheit des deutschen Volkes über alle alten Parteiunterschiede und Klassengegenstände hinaus kein leerer Schall geblieben ist, sondern tatsächlich der Geist nationaler und sozialer Verständigung mehr und mehr durchdringt, gesellen sich ständig neue Belege. Von dem fruchtbaren Zusammenarbeiten der Behörden mit den gerade im Frühjahr 1914 wieder einmal arg vertriebenen Gewerkschaften, von dem Burgfrieden zwischen Arbeitgeberverbänden und Arbeiterorganisationen, von der Freigabe der sozialdemokratischen Presse zum öffentlichen Betrieb, sogar an Soldaten, und ähnlichem berichten wir schon. Das Offiziäre in öffentlichen Arbeiterversammlungen erscheinen, um bei den Beratungen über Lohnfragen für Militärlieferungen aufklärend mitzuwirken, ist ein Novum, das wir in diesem Zusammenhange nochmals erwähnen möchten. Es entspringt demselben sozialen Geist, der bei der Einstellung von Arbeitern in Betriebe der Heeres- und Marineverwaltung die Nachforschung nach der Zugehörigkeit zu „ordnungsfeindlichen Vereinigungen“ als eines der ersten Aufgaben läßt und der Lieferfirmen für militärische Ausrüstungsstücke die erteilten Aufträge wieder entzieht, weil sie das Gehalt ihrer Angestellten und die Löhne der Arbeiter herabsenken, ja vor einer öffentlichen Anprangerung solcher Firmen nicht zurückschreckt. Nachdem jüngst die Verfolgung der Gewerkschaften wegen angeblicher politischer Zweckbestrebungen eingestellt worden ist, ist nun auch den Arbeiterturnvereinen ebenso wie den polnischen Turnvereinen die Benutzung städtischer Turnplätze freigegeben worden. Die Stadt Hamburg stellt als besoldete Polizeibeamte statt der bisherigen ehrenamtlichen Helfer vertrauensvoll beidseitigseinschlagend gewordenen Arbeiter ein. Der Kreisaußschuß Mannheim erhält jetzt vom Bezirksamt der badischen Regierung die Bestätigung für das von ihm gewählte sozialdemokratische Mitglied des Bezirksrates, während diese Einwilligung vorher trotz wiederholter Beschwerden im Landtage nicht zu erlangen war. Der Geist der Einmütigkeit, der in den jüdischen Beilegungsbezeugungen des Ministers v. Rodmann und des stellvertretenden Reichsanwalters, Staatssekretärs Dr. Delbrück, beim Selbstmord des Reichstagsabgeordneten Dr. Ludwig Frank an seine Parteifreunde zum Ausdruck gekommen ist, tritt also zutage, und man beginnt an den Ausspruch der nationalen „Badischen Landeszeitung“ zu glauben: „Eine ausnahmsgezügliche Behandlung der sozialdemokratischen Arbeiter ist künftig unmöglich.“ Die preussisch-hessische Eisenbahnverwaltung läßt ihren Einspruch gegen die Zugehörigkeit der Beamten zu den Konsumvereinen, die bisher als „sozialdemokratisch“ verdächtigt wurden, fallen. Der Eisenbahnpräsident im Festungsbereich Mainz erläßt folgende Bekanntmachung: „Die Mitgliedschaft

von Beamten und Arbeitern der Staatseisenbahnverwaltung bei der Konsumgenossenschaft wird nicht weiter beanstandet.“ Ebenso hat das Reichspostamt die Oberpostdirektionen benachrichtigt, daß Angehörige der Reichspost und Telegraphenverwaltung den Konsumgenossenschaften des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine beitreten dürfen. Schließlich sei als ein Zeichen der neuen Zeit noch vermerkt, daß zwischen der deutschen Arbeiterpartei in Wien und dem Deutschen Kaiser ein Telegrammwechsel stattgefunden hat. Die Wiener Arbeiter beglückwünschten unseren Kaiser zu Hindenburgs Siegen über die Russen und erhielten dafür eine Dankesdepesche. Es schließen tausend junge zarte Fräulein hin und her zu einem neuartigen Gewebe von Empfindungen, in denen sich nationale Einheitsgefühle, soziales Vertrauen und das Verlangen nach innerpolitischer Verständigung trotz verschiedenartiger Grundanschauungen verheißungsvoll mischen.

Arbeitslosigkeit und Kriegsgefangene. Die Einschränkung der Arbeitslosigkeit muß nach wie vor die wichtigste Aufgabe aller in Betracht kommenden Faktoren sein. Die Beschaffung von Arbeitsgelegenheit für die durch die Kriegswirren beschäftigungslos gewordenen muß auf alle mögliche Weise gefördert werden. Andererseits muß auch die Arbeitskraft der Hunderttausende von Kriegsgefangenen, die sich bereits auf deutschem Boden befinden und einzuweisen auf unsere Kosten unterhalten werden müssen, zum Nutzen der Allgemeinheit verwandt werden. Dabei kommt es darauf an zu verhüten, daß die fremden Kriegsgefangenen den einheimischen Arbeitslosen Konkurrenz machen. Als ein geeignetes Mittel zur gleichmäßigen Förderung beider Aufgaben erscheint eine neue Verordnung des Reichskanzlers, die ein vereinfachtes Enternungsverfahren zur Beschaffung von Arbeitsgelegenheit und zur Beschäftigung von Kriegsgefangenen herbeiführen soll. Bisher nahm ein solches Verfahren meistens viele Wochen oder Monate in Anspruch. Durch die Verordnung soll erreicht werden, daß keine Verzögerung in der Durchführung der Pläne eintritt. Gleichzeitig ist vom preussischen Staatsministerium eine Bestimmung veröffentlicht, in der die in Aussicht genommenen Arbeiten einzeln aufgezählt werden. Es handelt sich danach um Bauausführungen aus dem Bereich der Eisenbahn-, der Wasserbau- und der landwirtschaftlichen Verwaltung, also um Arbeiten, die sich nicht gerade großer Beliebtheit bei freien Arbeitern erfreuen. Um so zweckmäßiger erscheint diese Art der Beschäftigung für die Gefangenen. Jedenfalls ist zu erwarten, daß die Inangriffnahme dieser umfangreichen und bedeutungsvollen Arbeiten sowohl eine Minderung der Zahl der Arbeitslosen bringen, als auch ohne Beeinträchtigung dieses Hauptzweckes Gelegenheit bieten wird, die in den Kriegsgefangenen zur Verfügung stehenden, nach der Absicht unserer Feinde zu unserer Vernichtung bestimmten Kräfte zur Ausführung nützlicher, der Volkswohlfahrt dauernd dienender Unternehmungen zu verwenden. Die Arbeiten werden auch der Industrie und dem Handwerk große Aufträge zuführen, dadurch weiteren Kreisen zugute kommen und zu einer Belebung des wirtschaftlichen Lebens beitragen. Sie fügen sich in die Gesamtmaßnahmen ein, die die Staatsregierung getroffen hat, um die Schäden des Krieges möglichst zu mildern.

Büchertisch

Politisch-militärische Karte der Balkanhalbinsel mit den in den Londoner und Bukarester Friedensverhandlungen festgesetzten Grenzen bearbeitet von Professor P. Langhans, Gotha, Justus Perthes. 1 Mark.

Österreichisch-ungarisch-serbischer Kriegsschauplatz, bearbeitet von Professor P. Langhans. Derselbe Verlag. 1 Mark.

Neueste Karte des Weltkrieges, der gesamte europäische Kriegsschauplatz und Nebentaten der möglichen Kampfplätze. Verlag von Brockhaus in Leipzig.

Diese Karten sind entsprechend den Verlagsbandlungen, von denen sie ausgehen, selbstverständlich gut und so vollständig als möglich. Das beste Hilfsmittel sind und bleiben aber doch die alten großen Atlanten: Stieler's Handatlas, neuester berichtigter Abdruck von 1914 in einfachem Einband 38 Mark, Gotha bei J. Perthes, und Andrees Handatlas, Leipzig bei Behagen und Klasing. Preis gebunden 32 Mark.

Briefkasten

An unsere Abonnenten! Während des Krieges will die „Hilfe“ auch ihrerseits den Stellungsuchenden ein wenig helfen. Wir veröffentlichen deshalb von heute an während der Dauer des Krieges die Stellengesuche unserer Abonnenten gern kostenlos im Inseratenteil unseres Blattes. Auch die ~~Stellungsgebühr~~ wird nicht berechnet.

Eine Postanweisung aus Rostock vom 29. 9. über 3 M. ging ohne Abbenennamen hier ein. Wir bitten um Mitteilung zur Vermeidung von Verzögerungen in der Zusendung für das ~~inter~~vierteljahr. Verlag der „Hilfe“.

Quittung für Soldaten-„Hilfen“: Fr. J. in B. 3 M., P. in A. 3 M., B. in R. 3 M., M. F. in L. 3 M., Sch. in S. 3 M., W. in D. 4.70 M., B. in D. 3.35 M., St. in B. 3 M., G. in B. 3 M., E. in B. 4.50 M., Dr. E. in D. 1 M., B. in St. 6 M., W. in R. 3 M., R. in M. 5 M.

Für Kriegschronik an Heeresadressen: R. in M. 3 M., B. in R. 60 Pf., S. in G. 30 Pf., M. in L. 3 M., S. in C. 3 M., G. in D. 5 M., Dr. B. in Sch. 3 M., v. P. in M. 3 M., L. in M. 1.20 M., U. in C. 30 Pf., B. in A. 30 Pf., R. in R. 1.40 M., L. in D. 1 M., B. in R. 70 Pf., T. in B. 1 M., Prof. G. in D. 3 M., M. in D. 5 M., M. in B. 2 M., Fr. M. in U. 5 M., B. in S. 30 Pf., L. in G. 20 Pf., M. in F. 60 Pf., B. in R. 90 Pf., E. in L. 30 Pf., R. in M. 1 M., S. in P. 1 M., Th. in D. 60 Pf. — Allen Gebern besten Dank!

Quittung.

Zugunsten der Notleidenden in Ostpreußen gingen ein: 125 M., gesammelt durch Sch., Bietighelm. Herzlichen Dank! Weitere Gaben zur Linderung der Not in Ostpreußen und Elsaß-Lothringen nehmen wir gern entgegen.

Wer schnell gibt, gibt doppelt, denn die Not ist sehr groß.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Der heutigen Nummer unseres Blattes liegt ein Prospekt des Anstalts (Verlag Georg D. M. Callweg, München) bei, dessen eingehende Durchsicht wir unsern Lesern sehr empfehlen.

Schriftstellerin

mit engl. u. franz. Sprachkenntnissen sucht sofort oder später in Redaktion zur einseitigen Aushilfe oder dauernd einzutreten. Gesl. Off. u. R. G. 30 a. d. Exp. d. Hilfe.

3um Besten der Hilfstätigkeit der Stadt Berlin veranstaltet die Freie Studentenschaft Berlin eine Reihe von Vorträgen und Vorlesungen. Mittwoch, den 14. Oktober, abends 8 1/2 Uhr spricht Naumann im Bürgersaal des Berliner Rathauses über das Thema: „Deutschland und Frankreich“. Ausf. Programme unentgeltlich in allen Bibliotheken und Lesehallen sowie vielen Buchhandlungen.

Legt den Feldpostsendungen

an Eure Angehörigen im Felde

❖ Bücher ❖

bei. Unsere Soldaten brauchen auch geistige Nahrung zur Erholung.

Die Hülfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lühov 5506.
Postcheckkonto: Amt Berlin 8683.
Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.
Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hülfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 41 mm breite Nonpareilzeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Kellamezeile 1,50 M., Einfache Beilagen: Lau'end 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Schluß der Anzeigen-Aannahme: Freitag der vorhergehenden Woche.

Inhaltsübersicht

An unsere Freunde. — Friedrich Naumann: Kriegschronik. — Dr. Gertrud Bäumer: Heimatchronik. — Friedrich Naumann: Blutopfer fürs Vaterland. — Professor Friedrich Meinecke: Staatsgedanke und Nationalismus. — Dr. Paul Rohrbach: Organisation des Sieges — halb oder ganz? — Gertrud Bäumer: Staatliche Wirtschaftsleitung im Kriege. — Prof. von Schulze-Gaevernich: Russische Reisebriefe. — Harry Söberg: Die Leute am Meer. — D. Gottfried Traub: Ideal. — Soziale Bewegung. — Büchertisch. — Ostpreussische Bitte.

An unsere Freunde

Nun sind Kriegschronik und Heimatchronik für August und September in zwei Sonderheften erschienen. Die Bezugsbedingungen finden unsere Freunde an anderer Stelle. Hier wollen wir nur die Aufmerksamkeit darauf lenken, daß wir gern noch viel mehr Exemplare ins Feld und in Lazarette versenden, sobald uns genaue Angaben der Feldpostadressen zugehen. Aus Soldatenbriefen wissen wir, wie sehr sie unsere Chronik schätzen, da die Kämpfenden selber über den Zusammenhang des ganzen Krieges meist viel schlechter unterrichtet sind als wir zu Hause. Auch tut es den Kämpfenden und den Verwundeten wohl, die Kriegschronik und Heimatgeschichte Tag für Tag nachzulesen zu können. Also bitten wir um Adressen und auch um freiwillige Gaben für diese nützliche Versendung.

Der Verlag der „Hülfe“,
Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 6. Oktober.

Beim ersten Sturm auf die Befestigungen von Tsingtau wurden die vereinigten Japaner und Engländer mit einem Verlust von 2500 Mann zurückgeschlagen. Die deutschen Verluste sollen sehr gering sein. Der österreichische Kreuzer „Kaiserin Elisabeth“ und das deutsche Kanonenboot „Jaguar“ halfen von der See aus. Die Tapferkeit unserer Brüder im fernen Osten stärkt den Mut aller Deutschen in der ganzen Welt. Mögen sie lange aushalten können!

Mittwoch, 7. Oktober.

Es naht der letzte französische Umgehungsversuch im Nordosten der langen Linie. Unter ungeheuren beiderseitigen Opfern, von deren Größe wir erst nach Wochen genauere Kenntnis erlangen werden, wird von Rohe und Albert über Arras bis nach Lens und Lille hin gekämpft. Hier handelt es sich um das

Ganze, denn wenn es den Franzosen gelingt, zwischen unserer nordwestlichsten Ecke und dem Meer noch durchzubrechen und größere Truppen in den Rücken der Linke zu werfen, dann können sie hoffen, die langgestreckte deutsche Armee von Westen her aufzurollen, das heißt ostwärts vor sich herzuschieben. Das bedeutet noch lange nicht den Verlust des Krieges, aber ein für uns ungünstiges Ende seines ersten siegreichen Teiles. Mit volstem Recht wirft unsere Oberleitung alle verfügbaren Soldaten in diese blutig heiß umstrittenen Gebiete. Schließlich wird die festungsartige Linie beiderseits bis ans Meer durchgeführt werden müssen. Soviel wir wissen, ist Calais noch in englisch-französischem Besitz. Die französische Verteidigung reicht dann von Belfort bis Calais, eine fabelhafte Leistung, die auch bei uns, den Gegnern, Achtung erzwingt. Schließlich aber muß dieser Kettenaufmarsch irgendwo brechen. Unsere Armee muß, da für sie Umgehungsmöglichkeiten nicht mehr vorhanden sind, an einer Stelle so große Kräfte sammeln, daß sie es wagen kann, die Gegenlinie zu zerbrechen, ohne dabei in Verlorenheit zu geraten. Es schien, als ob das von Verdun aus möglich sei. Auch die lange Beschließung von Reims konnte diesen Zweck haben. An beiden Stellen sind aber die Franzosen nicht wesentlich zurückgedrängt. Sie sitzen, soviel wir wissen, noch in den Festungswerken von Reims und verteidigen an der Maas zwischen Verdun und Toul jeden Kilometer. Französischerseits versucht man in der Richtung von Soisson nach Laon vorzudringen. Laon wurde am 4. September als in deutsche Hände gefallen gemeldet. Inzwischen ist man durch Soldatenbriefe wohl mit Unrecht etwas unsicher geworden. Es zeigt sich aber immer mehr, daß es richtiger gewesen wäre, den deutschen Rückzug vom 8. oder 9. September in seinem ganzen Umfange genau mitzuteilen. Er wurde zwar für die mit guten Landkarten ausgestatteten Zeitungsleser durch eingestreute Ortsangaben hinreichend angedeutet, aber die Menge der Bevölkerung hat ihn in den letzten Wochen erst nachträglich begriffen und ist dadurch mehr bekrummet worden, als wenn sofort offen gesagt worden wäre, welche vorher als eingenommen bezeichneten Orte gehalten werden konnten und welche nicht. Man versteht, daß am Tage der Zurückdrängung oder des freiwilligen strategischen Zurückziehens der Vortruppen bei der Leitung die Hoffnung besteht, den Verlust in den nächsten Tagen wieder auszugleichen, aber selbst dann schadet es nichts, wenn die Heimatbevölkerung Rückschlag und Sorge miterlebt. Das Vertrauen zur deutschen Truppenleitung ist so unbedingt, daß sie mit dem Volke in allen Dingen offen reden kann. Es war ein gewisser Druck auf das Gemüt, das Aufgeben von Reims und Lunéville nur indirekt und spät zu erfahren.

Dort, wo die Weichsel von Galizien nach Russisch-Polen umbiegt, ist der Sammelpunkt zweier großer Heere. Man wird sich die Linie von Przemyśl bis Zwangorod, den Flußlauf von San und Weichsel als vorläufige Schlachtlinie vorstellen müssen. Von Westen kommen nördlich die Deutschen und südlich die Oesterreicher. Das deutsche Hauptquartier wird in Kiese vermutet, während der russische Zar auf der anderen Seite in Lublin eingetroffen sein soll. Was bisher gemeldet wird, sind Vorbereitungsgefechte. Sowohl im österreichischen wie im deutschen Bericht kommen stegreiche Kämpfe bei Opotow vor. Zweieinhalb russische Kavalleriedivisionen wurden von Radom in Richtung auf Zwangorod zurückgeworfen.

Russische Einfallsversuche über die Karpatenpässe nach Ungarn müssen noch immer abgewiesen werden.

An der ostpreussischen Grenze wird bei Suwalki erfolgreich gestritten. Man wird also wohl das Gouvernement Suwalki ein zweites Mal erobern müssen. Die Belagerung von Ossowiec ist, soviel wir wissen, nicht unterbrochen. Harte Arbeit da draußen! Kalte Nächte.

Donnerstag, 8. Oktober.

Aus Tokio wird amtlich gemeldet, daß die Japaner Jassut, den Sitz der deutschen Regierung auf den Marshallinseln genommen haben. Die japanische Marineverwaltung erklärt, eine dauernde Besetzung sei nicht beabsichtigt. Aber ganz ohne Absichten sind doch wohl die Herren Japaner nicht in die Mitte des Großen Ozeans gefahren.

Vom britischen Kolonialministerium wird mitgeteilt, daß an der englisch-deutschen Grenze in Ostafrika zahlreiche deutsche Versuche gemacht wurden, in britisches Gebiet einzudringen und die Ugandabahn abzuschneiden. Eine Grenzstation sei noch in deutschen Händen. Die Engländer fahren indische Truppen nach Ostafrika. Dieses Verwenden von Indiern kann für die Engländer selbst noch sehr bedenkliche Folgen haben, denn auf diese Weise lernen Zehntausende von Indiern die Unsicherheit des englischen Herrschaftsvolkes kennen. Natürlich wirkt das nicht sofort, denn Indien ist sehr groß, und die Engländer beherrschen den Nachrichtendienst.

Der Gouverneur von Kamerun meldet auf nicht bekanntgegebenem Wege siegreiche Gefechte im Inland gegen Engländer und Franzosen. Das ist mehr, als wir erwarten konnten. Haltet aus!

Der Angriff der Russen bei Suwalki ist abgewiesen. 2700 Gefangene. Die erneute Gefahr für Ostpreußen ist bis auf weiteres beseitigt. In Polen wurden in kleineren Gefechten weplich von Zwangorob 4800 Gefangene gemacht.

Am Westende der französischen Linie wird ohne Entscheidung weiter gestritten. Von Verdun ist nach Nordosten, also in Richtung nach Luxemburg hin, ein Ausfall gemacht und zurückgeworfen worden. Das ist seit etwa zwei Wochen das erste, was wir wieder über Verdun hören. Diese Festung muß unserer Armee ganz außerordentliche Schwierigkeiten bereiten. Auch in den Argonnen und an der Maas sind immer wieder französische Angriffe.

Die allgemeine Erwartung aber lenkt sich auf Antwerpen. Da wird ein verzweifelter Totekampf eines Staates gekämpft. Dieser belgische Staat ist zwar von seiner Entstehung her ein künstliches Gemächte und hat keine große historische Berechtigung, aber immerhin hat er über 80 Jahre existiert, und alle jetzt lebenden Belgier sind mit ihm aufgewachsen. Niemand kann wissen, ob und wie dieser Staat aufersteht, wenn jetzt kein Platz für seine ausübende Staatsgewalt mehr übrig bleibt. Deutschland aber tut, was es muß, wenn es dieses Staatsgebilde zerbricht, das auf Neutralität Anspruch erhob, ohne neutral sein zu wollen.

Freitag, 9. Oktober.

Bewegliche Klagen einer Mutter, die über zwei Monate fast täglich vergeblich an ihren Sohn geschrieben hat. Der Sohn ist Fahnenjunker in einem Dragonerregiment, lebt und beklagt sich, nichts zu erhalten. Trotz aller Schwierigkeiten müßte die Post etwas mehr leisten können! Es fehlte wohl daran, daß die Oberleitung nicht von allem Anfang an sich ihre Eisenbahnwagen ausbedungen hat.

Ueber die österreichische Art der offiziellen Kriegsberichterstattung kann man trotz herzlichster Bundeestreue gewisse Bedenken haben. Sie verfolgt noch mehr als die unsrige die Methode, nur bei vorwärtsgeschendenden Bewegungen klare Angaben zu machen, rückwärtsgeschend aber nur nachträglich indirekt ahnen zu lassen. Erst jetzt wird gesagt, daß es sich um Einschließung und Belagerung der Festung Przemyśl handelt, und zwar heißen die betreffenden Sätze: „Laut Meldung eines in tühmem Fluge aus Przemyśl zurückgekehrten Generalstabsoffiziers wird die Verteidigung der Festung von der kampfbereiten Besatzung mit größter Tätigkeit und Umsicht geführt. Mehrere Ausfälle drängten die feindlichen Linien zurück und brachten zahlreiche Gefangene ein. Alle Angriffe der Russen brachen unter furchtbaren Verlusten im Feuer der Festungswerke zusammen.“

Es ist sicher vorauszusetzen, daß die Mehrzahl der Oesterreicher und Ungarn aus privater Quelle den Tatbestand der Einschließung längst kannten, aber gerade wenn das der Fall war, hatte die Militärverwaltung wenig Veranlassung, die öffentliche Bekanntgabe so lange hinauszuschieben. Den Russen ward kein Geheimnis verraten, wenn sie erfuhren, was von ihnen vergrößert und vergrößert schon lange der Welt mitgeteilt wurde.

In Ostpreußen ist wieder einmal ein russischer Einfall zu besorgen. Eine von Komza am Narew, also dieses Mal von Süden her, anmarschierende russische Kolonne erreichte Lyd. Es liegt eine schwere Last auf unserer nordöstlichen Grenzwehr.

Die Luftschiffhalle in Düsseldorf wurde mit dem in ihr ruhenden Ballon von einer feindlichen Fliegerbombe getroffen. Nahe ist juch. Aber wir bauen ihn wieder.

Doch alles das ist jetzt klein gegenüber dem Todesringen von Antwerpen. Vielen deutschen Lesern der Nachrichten geht es wie mir, daß sie jeden Platz vor Augen sehen: der Südbahnhof brennt, der Hauptbahnhof ist beschädigt, die Delmiederlage im Hafen zerstört, das große Krankenhaus brennt. Ueberall Flucht! Das Königspar schloß nach Ostende. Die holländische Grenze von armen verzweifelten Menschen überschwemmt, die Luft voll Gedröhn, eine Art Weltuntergang für die Anwohner der Schelde. In solche Lage kommt eine Stadt, die wirtschaftlich schon jetzt zum großen Teil von Deutschland gelebt hat, weil die belgischen Staatsoberhäupter eine falsche Politik gemacht haben. Allerdings war die Bevölkerung mit dieser Politik einverstanden, denn die Antwerpener lebten mit ihren Seelen in Frankreich und mit ihrem Geschäft in Deutschland. Es soll eine bedeutende Zahl englischer Soldaten mit Schiffsgefechten in Antwerpen sein. Desto besser, denn wir brauchen ja gerade englische Gefangene als Gegenwert gegen das, was uns die Engländer in weiter Welt wegnehmen.

Etwa fünfzig im Hafen von Antwerpen gelaperte deutsche Handelschiffe sind vernichtet, weil die Holländer als Grenzherrn der Scheldemündung nicht zulassen wollten, daß sie zum Transport der belgisch-englischen Armee nach Frankreich benutzt würden. Sicherlich hatten die Holländer recht, keine Truppenbewegung zu Wasser oder Lande innerhalb ihres Gebietes zu dulden. Uns ist es auch lieber, die Schiffe zerstört zu wissen, als sie im Dienst der Gegner zu sehen. Die Antwerpener Reeder werden ja wohl dafür etwas Kontribution zahlen müssen.

Sonnabend, 10. Oktober.

Sieg! Nach langer Zwischenzeit läuten die Glocken, und die Fahnen werden wieder herausgehängt. Antwerpen, die alte, berühmte Seestadt Antwerpen ist deutsch! Einzelne Forts zwar müssen erst noch erobert werden, aber die Stadt ist in deutschem Besitz. Das Schicksal ist zu Ende, falls die Bevölkerung sich in das Unvermeidliche fügt. Ob sie das tun wird? Sie muß natürlich sehr aufgewühlt sein, verbittert gegen Feind und Freund. Was haben nun die Engländer geholfen? Sie gingen in den Krieg mit der Behauptung, daß sie die belgische Unabhängigkeit schützen wollten. Das ganze aber, was sie gesendet haben, sind einige für die Entscheidung gleichgültige Hilfstruppen gewesen. So steht also der englische Schutz aus, so nur kann er aussehen! Nun ist die berühmte Festung eine Hölle ohne Kern. Leopold II. hätte nicht gedacht, daß dieses sein Werk in elf Tagen so zerbrochen werden könnte. An ihn erinnert man sich überhaupt oft. Ob er nicht doch noch zur rechten Zeit eingelenkt hätte, da er schlauer war als die ganze Gesellschaft um ihn und nach ihm? Wir trauen ihm zu, daß er aus versahrener Lage einen erträglichen Rückweg gefunden hätte, statt alles auf die Spitze zu treiben. Nun aber ist es geschehen, der belgische Staat ist eine Ruine. Er hat zwar noch eine Armee ohne Festung, wieviel das aber bedeutet, werden wir ja sehen. Im amtlichen Telegramm heißt es nur: „Kommandant und Besatzung haben den Festungsbereich verlassen.“ Das kann zweierlei heißen, Durchbruch nach Ostende oder Uebertritt zur Entwaflnung auf holländisches Gebiet, vielleicht beides. Die Eroberung von Antwerpen ist nicht eine Umlagerung wie etwa im Jahre 1870 die Belagerung von Metz und Straßburg. Die Festung im ganzen ist gar nicht umschlossen

worden, sondern die Eroberer sind von einer Seite aus bis in die Mitte vorgebrungen. Mag dann die verdrängte Festungstruppe sehen, wo sie bleibt, wenn sie ohne Verproviantierungssystem sich zu retten sucht.

Diese große Antwerpener Nachricht drängt alles andere in den Hintergrund. Die Russen haben in der Nacht auf den 8. Oktober mit ungeheuren Opfern einen vergeblichen Sturm auf Przemyśl unternommen. Von da an aber scheinen sie sich zurückziehen zu wollen, weil die vereinigten deutsch-österreichischen Armeen an Weichsel und San vordringen. Bei Lancut wird gekämpft, nordwestlich von Przemyśl. Auch in den Karpathen soll es wieder einmal „gut stehen“. Dabei aber wird in der Nähe von Bocsk, also am Innenrande des Gebirges, eine Kosakenabteilung zersprengt. Dort mag es ähnlich zugehen, wie bei uns an den Vogesen, immerhin aber handelt es sich in Ungarn um ganz andere Entfernungen und Landstriche, die man dem Feinde preisgeben mußte.

Mit Genehmigung der Zensur hat ein Bericht des „Berliner Tageblattes“ vorgestern davon geredet, daß die zwei deutschen Schiffe „Goeben“ und „Breslau“ als türkische Schiffe im Schwarzen Meere schwimmen. Es ist aber noch nicht an der Zeit, die ganze Geschichte zu erzählen. Die Spannung zwischen Rußland und der Türkei wächst täglich.

Sonntag, 11. Oktober.

Gestern früh verstarb in Sinaia König Carol von Rumänien. Ihm folgt sein Neffe, König Ferdinand. Deutschland hat einen treuen Freund verloren. Politische Aenderungen sind zunächst mit dem Thronwechsel nicht verbunden, auch wartet der ganze Osten auf die Schlacht an der Weichsel und auf irgendein Ereignis im Schwarzen Meer.

An der Weichsel scheint es gut weiter zu gehen. Die Russen haben am 9. Oktober nochmals einen Sturm auf Przemyśl gemacht, sind aber wieder zurückgeworfen. Auf der Westseite ist der Zusammenhang zwischen der Festung und der heranrückenden österreichischen Armee schon wieder hergestellt. Die fünf oder sechs russischen Infanteriedivisionen, die sich bei Lancut stellten, sind auf fluchtartigem Rückzuge gegen den San. „Unsere Truppen sind dem Gegner überall auf den Fersen.“ Hoffentlich bleibt das so.

Das große Ereignis des Tages ist natürlich der Fall von Antwerpen. In milder Herbstnässe bei gelb gewordenem Laub wandern die Dahingeblichenen und sprechen von der wunderbaren technischen und menschlichen Leistung dieser Eroberung. Das deutsche Hauptquartier veröffentlicht eine zusammenhängende Darstellung, die dem Inland und vor allem auch dem Ausland den Vorgang noch einmal vorführt. Die englisch-belgische Armee ist in voller Auflösung geflohen. Der Grad der Auflösung wird durch die Tatsache bezeichnet, daß die Uebergabeverhandlungen mit dem Bürgermeister geführt werden mußten, da keine militärische Behörde aufzufinden war. Die Zahl der Gefangenen läßt sich noch nicht überschauen. Viele belgische und englische Soldaten sind nach Holland entflohen, wo sie interniert werden. Gewaltige Vorräte aller Art sind erbeutet. Die Stadt war fast menschenleer, da ein unendlicher Strom von Flüchtlingen nach Holland ausgezogen war. Die Aufgabe der Holländer ist sehr schwierig, ihre Neutralität ist tabelloz, und ihre Menschenfreundlichkeit wird allseitig gerühmt. Die künstlerisch wertvolle Altstadt von Antwerpen scheint in der Hauptsache gerettet zu sein. Der belgisch-englische Generalstab soll in Ostende eingetroffen sein.

Montag, 12. Oktober.

Nach dem Bericht der englischen Admiralität kamen zwei von den drei in Antwerpen beteiligten englischen Brigaden glücklich bis Ostende durch. Die anderen Engländer sind auf holländisches Gebiet hinübergebrängt worden und haben dort die Waffen niedergelegt. Ob nicht auch englische Matrosen oder Seesoldaten in deutsche Gefangenschaft geraten sind und was aus der belgischen Armee geworden ist, werden wir ja sehen. Alle bis heute veröffentlichten Ziffern sind nur private Schätzungen. Die Rettung der künstlerischen Teile Antwerpens wird bestätigt. Der Getreide-

vorrat soll in holländisches Verfügungsrecht gebracht worden sein, aber das mächtige Petroleumlager ist von den Belgiern vernichtet worden. Überall in der Welt erschreckende Achtung vor den Wirkungen der deutschen Artillerie.

Im Nordosten der langen Linie in Frankreich sind zwei Kavalleriedivisionen geschlagen worden, eine westlich von Lille und eine andere bei Hazebrouk. Nach Schweizer Berichten soll die Zivilbevölkerung in Menge von 25 000 Personen aus Belfort nach Südfrankreich abgeschoben worden sein. Oberelsaß soll als endgültig franzosenfrei angesehen werden.

Ueber Ostpreußen verbreiten die Russen schlimme amtliche Nachrichten über einen großen russischen Sieg bei Augustow-Suwalki. Das deutsche Hauptquartier erklärt diese Nachrichten für Erfindung und weist darauf hin, daß von den Russen ihre Niederlagen bei Tannenberg und Insterburg noch immer nicht bekanntgemacht wurden. Wie die Dinge zwischen Lyda, Suwalki und Lomza stehen, läßt sich natürlich von hier aus nicht beurteilen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Russen kleinere Zwischengefechte zu gewaltigen Siegen aufbauen, wie sie das immer schon getan haben. Der Zar soll in Ossowiec den Truppen die Hand gedrückt haben. Danach müßte die Belagerung von Ossowiec aufgehoben sein. Wo sich der Zar sonst aufhält, ist Gegenstand sich widersprechender Nachrichten. Nördlicher russischer Umfassungsversuch bei Schirwind abgewiesen; 1000 Gefangene.

An der Weichsel wird in breiter Front vorgegangen. Unser linker Flügel nahm bei Grojez, etwa 30 Kilometer südlich von Warschau, 2000 Russen gefangen.

Dienstag, den 13. Oktober.

Halbamtlich wird die Zahl der in Holland entwaffneten belgischen und englischen Soldaten auf 22 000 angegeben. Noch kommt Zuwachs von der Grenze nach Brügge zu. Die Deutschen haben den Bahnhof Gent (St. Pierre?) besetzt. Das Endergebnis der Verfolgung steht noch aus.

Die Vertreibung der Russen aus Ungarn scheint diesmal Wirklichkeit zu sein.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ veröffentlicht höchst wertvolle Belege aus dem Jahr 1906 für Kriegsabmachungen zwischen England und Belgien. Die Neutralität Belgiens war nichts als ein Schutzblech an der Kanone.

Im Schwarzen Meer schwimmt die russische Flotte nach dem Bosphorus.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 6. Oktober.

Man wacht mit dem Gedanken „Antwerpen“ auf und fühlt ihn den ganzen Tag. Wie wird es gehen? Wie viele Opfer wird es kosten? Wie lange wird es noch dauern? Wir zu Hause „wissen“, daß wir nichts wissen“, daß keine Berichte die Gewalt der Wirklichkeit ersetzen und daß unser Miterleben nur schattenhaft und von fern ist. Gerade dies Bewußtsein aber erhöht die Spannung und steigert das Mitgefühl des Wartens und Sorgens.

Alle deutschen Frauen streiken, wo es auch sei: in der Tram (wenn der einzelne Mensch Platz genug dafür hat) und in Vorträgen.

Die Hausfrauentugenden, mit Vernunft angewandt, kommen überhaupt zu Ehren. In der Obstverwertung ist von den Frauen im ganzen Deutschen Reich mit sehr viel Verständnis gearbeitet; auch organisatorisch und im großen. Ein Beispiel aus Wiesbaden: in 45 Arbeitstagen wurden etwa 28 000 Pfund Obstkonserven, 3600 Flaschen Apfelsaft, 5400 Portionen getrocknetes Obst und Gemüse, 500 Pfund Bohnen in Säften, 170 Liter Fruchtsaft fertig gemacht. Alles von Vorräten privater Gartenbesitzer, die sonst nicht in den Handel kommen und nicht voll ausgenutzt werden. So konnte das Pfund Konserven zu 10 Pf. abgegeben werden — an

Lazarette und Wohlfahrtseinrichtungen. Eine große Trocknerei bürstet täglich viele Zentner Obst und Gemüse. Das Beispiel läßt sich durch viele andere vermehren. Meine Sammelmappe für diese Berichte (der Bund deutscher Frauenvereine hatte an seine etwa 8000 Zweigvereine einen Plan zur Obstverwertung hinausgeschickt und Berichte erbeten) schwillt täglich.

Mittwoch, 7. Oktober.

Ob wir Wolle von Antwerpen bekommen — wenn es fällt? Von unseren Arbeitsstuben (Nationaler Frauendienst, Abteilung Berlin) werden jetzt über 700 Werkstattdarbeiterinnen und über 800 Heimarbeiterrinnen mit Stricken beschäftigt; da ist der Wollpreis Sein oder Nichtsein.

Die Risse, die der Krieg in die internationale Wirtschaftsgemeinschaft schnitt, vertiefen sich durch Versuche zu dauernder Unabhängigkeit. Der Verband Hamburger Kaffeesfirmen will mit Förderung durch die Reichsbank Schritte tun, um von der Vermittlung der Londoner Banken beim Termingeschäft loszukommen. Der Krieg wird vielleicht den exakten Beweis liefern, wie weit nationale Wirtschaft heute möglich ist. Denn soweit es irgend geht, wird jeder Staat sorgen, daß er in die eigene Tasche wirtschaftet.

Es scheint, als wenn fast nichts mehr übrig sei von Menschheitsverbindungen — von der Wirtschaftsgemeinschaft, der Rechtsgemeinschaft und der Kulturgemeinschaft der Völker. Aber wird nicht, wenn man einst den Schutt der Zerstörung wegräumt, sich zeigen, daß vieles davon schlichthin unverwundlich ist?

Aus dem Brief einer Mutter, deren Sohn gefallen war: „Die Wunde heilt nie. Nur Arbeit für das Vaterland und unser Sieg können Halt geben.“ So sehr ist Deutschland den Frauen eine Herzenssache!

Donnerstag, 8. Oktober.

Zwei wichtige soziale Wetterzeichen: Brotpreise und Arbeitsmarkt. Der Roggenbrotpreis war in Berlin:

Mitte Juli: 28,4 Pf. für das Kilogramm,

5. August: 33,47 „ „ „ „

20. August: 33,10 „ „ „ „

2. September: 32,14 „ „ „ „

Nicht ganz im gleichen Grade verbilligt sich das Weizenbrot.

Der Arbeitsmarkt hat in der Woche vom 19. bis zum 26. September wieder um 1,24 Prozent gewonnen. Etwa 11 400 Arbeitskräfte mehr als in der Woche vorher fanden Beschäftigung. Sinkende Brotpreise und steigender Arbeitsmarkt!

Ferdinand Hodler hat (ebenso wie Dalcroze) sich den Protesten gegen die „deutsche Barbarei“ angeschlossen. Der Mann, dessen kühner, wichtiger und spröder Art sich das ganze Ausland versagt hat, den Deutschland „entdeckte“, der im Jenerer Universitätsbild — dem Ausmarsch der Jenerer Studenten 1813 — in der feinen Elastizität der Vordergrundgestalten gerade die Verbindung von Geistigkeit und Kampfesmut so bezwingend auszudrücken verstand! Man kann das alles eigentlich nur verstehen aus einer unverständigen ästhetischen Einseitigkeit und einem mangelhaften Sinn für die kriegerischen Tatsachen, und muß hoffen, daß Hodler sich auch einem Protest angeschlossen hätte, wenn etwa die Franzosen in der Lage gewesen wären, das Straßburger Münster zu beschließen.

Hermann Löns ist gefallen — ein schöner Tod für einen Dichter mit stürmischem Jägerblut. Vielleicht singen die Soldaten über sein Grab die schönen Volks- und Reiterlieder, die ihm in ganzen Reihen über die Fiedel klingen.

Freitag, 9. Oktober.

Die Erfordernisse der staatlichen Hilfe für Ostpreußen werden mehrere hundert Millionen Mark betragen.

Summer noch ist die Fürsorgestelle im Reichstag ein niederdrückender Eindruck. Die Hunderte, die da herumstehen und stehen, Leute, denen man es ansieht, daß die Heimat, der Hof oder die Tagelöhnerstelle, Bedingung ihrer Kraft und moralischen Gesundheit ist und die nun doch vielleicht den Winter lang in der Großstadt verharren müssen.

Die Feldpostbriefe der Berliner Arbeiter sind voll von drastischen Schilderungen aus Rußland. „Der Umgang mit den Leuten hier, das ist für einen Berliner ein Stück aus einem Tollhaus. Wie die Leute hier leben, Kuhstall, Schweinestall, Hühnerstall, Küche, Schlafzimmer, alles eins. Flöhe und Läuse häuften sich, zu essen nichts.“ Es ist vielleicht gar nicht schlecht, daß viele Großstadtarbeiter einmal handgreiflich den Unterschied von Ostpreußen und Rußland erfahren.

Aber die Stimmung ist bei allen von einer einfachen und selbstverständlichen Gelassenheit, die bewundernswert ist. Die Bitte an die Frau: „Bleib mir treu“ oder auch: „Bleib mit den Kindern allein, wenn ich falle“ kommt oft wieder. Und fast in jedem Brief der Ausdruck des Ueberwältigtseins von den Eindrücken: „Ich kann das nicht so schreiben, wie es war.“

Eine Versammlung des Verbandes der deutschen Ingenieure war gehoben durch den berechtigten Stolz auf die Technik, die unsere Siege — die militärischen und die wirtschaftlichen — miterkämpfen hilft: das Unterseeboot und 42 cm-Mörser, der synthetische Salpeter, durch den wir von überseeischer Zufuhr unabhängig werden, am Ursprung gewalttätigster, brutalster Wirkungen eine feine, genaue, geduldige Rechen- und Zeichen- und Laboratoriumsarbeit!

Sonntag, 10. Oktober.

In Regen und Wind standen gestern abend die Menschen bis tief in die Nacht hinein vor den Depeschenausgaben. Straßenbild trotz Oktobernässe wie im August. Spät abends kam die Nachricht vom Fall Antwerpens in die Vororte — nur als Gerücht, ohne nähere Angaben. Aber es war ein Aufatmen.

So deutlich ist mir das stolze Bild der Stadt, wie ich es vor nicht lange — es war gerade in diesen Oktobertagen — vom flachen Dach des deutschen „Hansahauses“ am Hafen sah. Das Bild des wunderschönen Renaissancehofes des Musée Plantin — die goldenen Blätter des uralten Weinstocks gegen den dunklen Backstein der edlen, einfachen Fassade. Wenn doch alles unverfehrt wäre. Antwerpen ist wohl jedem, der dort einmal in den Kreisen des deutschen Handels war, wie eine deutsche Stadt.

Bei uns wehen die schwarz-weiß-roten Fahnen — zum erstenmal tauchen sie in gelbes Laub. Als sie das letzte Mal herauskamen, war alles noch grün. So lange haben wir gewartet.

Sonntag, 11. Oktober.

Die Stadtverordnetenwahlen sollen stattfinden. Man hatte gemeint, sie verschoben zu sollen. Aber sie können ruhig sein. Keiner wird daran denken, Parteikämpfe auf Kosten derer kämpfen zu wollen, die im Feld stehen.

Die Wahl eines sozialdemokratischen Erbkammern für Frankfurt im badischen Landtag ist mit 10 Prozent Wahlbeteiligung einstimmig erfolgt.

Der Stand der Hadfrüchte und Futterpflanzen ist allenthalben zwischen mittel und gut (2 bis 3), etwas schlechter als im vorigen Oktober. Zum Vergleich:

	Oktober 1913	Oktober 1914
Kartoffeln	2,4	2,8
Klee	2,4	2,6
Wiesen	2,1 und 2,4	2,1 und 2,5
Luzerne	2,5	2,3

Montag, 12. Oktober.

Nach einem Besuch: Von allen Taten und Leistungen draußen und zu Hause ist heute die Rede, von einem aber nicht, das ist die Kriegszeit der deutschen Familie. Was sie in der großstädtischen Arbeiterbevölkerung ist — trotz der vielbesprochenen „Versetzung“, sehen wir jetzt besser als je, weil wir sonst zu sehr nur mit den Schülern der Wohlfahrtspflege zusammenkommen. Aber ich möchte heute in diese Heimatchronik noch ein anderes Bild eintragen, das typische „gebildete Haus“. Die Söhne und die Schwiegeröhne im Feld. Die Feldpostarten kommen von Ost und West und Süd zu den Eltern und den jungen Frauen, die die Kriegszeit im Elternhause zubringen. Der Vater hat genau berechnet, wieviel er von seinem Beamtengehalt entbehren kann als freiwillige Steuer. Die Enkelkinder haben ihre Sparbüchse und

füllen sie mit dem Ertragnis kleiner Verzichte: sie gehen zu Fuß, statt mit der Tram zu fahren, oder sie tragen die alte Mütze weiter, die zu klein geworden ist und lächerlich aussieht. Die Mutter ist in den Wochen seit Kriegsbeginn schmäler und saltiger geworden. Was für eine Last von Sorge liegt auf ihr. Jeden Tag kommt irgendein Wunsch von draußen; sie „ruhet nimmer“ — nach dem alten Wort, von dem wir manchmal meinten, daß es schon nicht mehr ganz wahr sei. Und was ist für die da draußen diese warme persönliche Sorge — mehr als alle allgemeinen Liebesgaben. Was für eine Welle von Liebe flutet mit den Feldpostpaketen täglich hinaus, und was bedeuten diese Tausende von pflichterfüllten Seimen für den Geist zu Hause.

Naumann / Blutopfer fürs Vaterland

Lange Züge voll Verwundeter kommen von den Schlachtfeldern heimwärts gefahren, viele Menschen mit verletzten Gliedern und besfleckter Uniform. Einige schon sehr matt, als wollten sie verblühen, Gegenstände freundschaftlicher Fürsorge; andere mit dem Wunsch, bald wieder kriegsbereit hinauszufahren.

Zahllose Krankenhäuser in ganz Deutschland übertoll von Betten mit Opfern des Krieges. Zwischen ihnen Diakonissinnen, barmherzige Schwestern, Ärzte und Pfleger. Operationen, Nachtwachen, Transporte, Genesung oder Abschied.

Und draußen in Frankreich, vor Antwerpen, bei Suwalki, an der Weichsel viele Tote, viele Verschossene, Vermisste, Versunkene, zahllose Opfer. Jeder von ihnen ist irgendwo mit Hingabe erzogen worden. An fast jedem hängt heimatische Liebe.

Wie viele es heute sind, weiß keine Seele. Es ist wohl gut, daß wir es noch nicht im ganzen überschauen, weil wir uns erst an die Wucht des Opfers gewöhnen müssen. Langsam öffnen die Verlustlisten den Einblick. So viel aber ist wohl sicher, daß schon bisher mehr Opfer gebracht wurden als im ganzen Deutsch-Französischen Krieg.

Wir müssen lernen, die toten Brüder oder Söhne oder Freunde hinzugeben, sie und alle Hoffnungen, die wir für sie hatten.

Das ist der Krieg! Oh wie froh bin ich, daß wir ernstlich glauben können, daß unsere Volkshäupter diesen Krieg nicht gesucht haben, sondern ihm nach Möglichkeit ausgewichen sind! Es wird bisweilen hart und kühl über den Krieg gesprochen, als wäre er ein Rechenexempel mit Armeekorps. Ist nicht aber jedes Armeekorps ein Haufen organisierter einzelner Körper und Seelen? Wir lesen täglich vieles von Armeen und Massen, aber das sind doch nur Sammelbegriffe für lauter sterbliche Menschenkinder. Diese sind der Rohstoff und auch das Instrument des Krieges. Sie zur Macht zu formen, ist Feldherrnkunst, sie hinauszuschicken, ist Regierungswille. Um ihretwillen bin ich froh zu wissen, daß Kaiser, Kanzler und Volksvertreter niemals den Krieg herbeigerufen haben. Er kam uns von außen und mit ihm die Last der unbeschreiblichen Opfer.

Es sitzen in leer gewordenen Stuben betrübte gute Leute und grübeln, ob es göttliche oder menschliche Weltordnung sei, daß ein solcher Krieg kommen durfte. Als ob die Weltordnung verpflichtet sei, uns alle unsere Wünsche zu erfüllen! Das ist nie ihr Zweck gewesen, wird es auch nie sein. Das,

was wir Weltordnung nennen, ist geheimnisvoll und schwer und weit höher als unser Einzelschicksal; ist ein Zerbrechen und Aufbauen, ein Sterben und Werden, ein Verlieren und Gewinnen, als ob tausend Wasser durcheinander rauschen. In diesem übermächtigen Getriebe werden die Einzelnen hin und her geworfen, rollen, wohin sie nicht mögen, und tauchen unter, auch wenn sie gerade die Hand nach einem rettenden Pfahle ausstrecken. Andere aber werden hochgetragen, gleiten über tosende Abgründe, werden gerettet und wissen selbst nicht, wie. Es liegen Tote an der Erde und Sieger rennen über sie hinweg. So wild waren die Gerichtstage des Lebens zu allen Zeiten. Und tapfer und männlich war es und ist es, diesem Schicksal vertrauensvoll und fest ins Auge zu schauen.

Wir sind geneigt, den Frieden als ein verbrieftes Recht anzusehen, das wir zu fordern haben. Der Friede aber ist kein Naturrecht. Von Natur besteht Wildheit, Mut, Gefahr und Krieg. Erst durch den Zwang und die Gewalt ward aus dem natürlichen Kampfe ums Dasein der Friede. Auch Gott wird von uns falsch gedacht, wenn wir ihn ohne die wilde Natur denken, die von ihm stammt und über der er waltet. Er ist der schaffende Wille, der nicht eine fertige Welt hingeseht hat, sondern eine ewig werdende Welt, eine gärende und Form suchende Lebensüberfülle, ein Chaos, das beständig von aufsteigenden und zerbrechenden Gestaltungen überwunden wird. Der Friede ist dabei das Endziel, der Weg dazu aber ist der Kampf. In diesem Kampfe hebt sich und senkt sich unser einzelnes Schicksal. In ihm versanken auch unsere lieben Toten da draußen.

Sie starben, sie litten als Opfer im gewaltigen Vorgang des Werdens. Um sie herum rauscht die zerstörende Neuschöpfung. Aus ihren armen Leibern wächst neue Form der Gemeinschaft. So starben sie fürs Vaterland.

* * *

Im Worte Vaterland liegt tausendfaches Gut, das Erde zahlloser verstorbener Geschlechter. Um diese Einheit von Volk, Staat und Vaterland zu gewinnen, starben schon vor uns ganze Legionen von Deutschen. Oft bluteten sie im Bruderkrieg und sehr oft vergeblich. So zwecklos wie einst in den Stammesfehden und Erbfolgekriegen der Vergangenheit wird heute nicht mehr gestorben. Je größer die Heere wurden, desto überlegter wurde ihr Handeln. Das bedeutet nicht, daß der einzelne dem wilden Spiel mehr als früher entrückt sei, aber er hat doch wenigstens nun dabei einen Glauben, der ihm das Wirrsal erleuchtet. Er stirbt für etwas, woran er selber beteiligt ist, kämpft nicht nur als Untertan, sondern als Bürger: fürs Vaterland!

Aus dem ungeordneten Untergrunde der wildwachsenden Einzelsämme erwuchs das Deutsche Reich. Aus dem Deutschen Reich erwächst eine noch nicht gesehene mitteleuropäische Zukunftsgestaltung. Ehe sie da ist, kann niemand sie beschreiben. Um ihretwillen aber sterben die treuen Verteidiger, da unser Staat nur die Wahl hat zu wachsen oder sich zerbrüchen zu lassen. Sie liegen und schlafen, aber über ihnen und durch sie steigt die gemeinsame Kraft.

Jegendswo hinter Laon oder Lille stehen einige Soldaten am Erdbaufen, grüßen die Toten, und einer spricht: „Der Herr behüte euren Ausgang und Eingang von nun an bis in Ewigkeit!“ Dann geht die Geschichte ihren Gang weiter, die Schlafenden aber sind fürs Vaterland ein Stück Ewigkeit geworden, ein Teil seines unverwundlichen Daseins, ein Vorbild den Ueberlebenden, eine Ehre den Kindern des Volkes.

Friedrich Meinecke / Staatsgedanke und Nationalismus

Nicht nur um Sicherung oder Gewinnung äußerer Macht werden die großen und echten Nationalkriege geführt. Wohl haben wir ein Mehr an Macht bitter nötig, um aus dem Zustande einer unerträglichen Einengung herauszukommen, die unsere kontinentale Sicherheit und überseeischen Interessen auf Schritt und Tritt gefährdete. Was wir hier gewinnen werden, hängt nicht allein von der Kraft unseres Schwertes, sondern auch von der Wucht eines unberechenbaren Schicksals ab. Daneben aber gibt es Güter, deren Gewinnung nur von uns, oder sagen wir genauer, von der Kraft der in uns wirkenden politischen Ideale abhängt, und es ist ein hoher Trost inmitten der furchtbaren Opfer und der drückenden Ungewißheit eines großen Krieges, daß er auch Güter und Kräfte schafft, die uns kein Feind zerstören kann, weil sie ausschließlich unserer eigenen moralischen Energie entspringen. Gesunde Nationen erleben durch den Krieg eine heilsame innere Durchschüttelung, einen kräftigen Ruck, der sie nicht nur vorübergehend zur Heldenhaftigkeit veredelt, sondern auch die tieferen in ihnen arbeitenden Entwicklungskräfte von der hindernden Kruste befreit. Plötzlich kann dann an den Tag treten, was bisher im verborgenen Keim nur unsicher eingeschläft werden konnte. Man mag es im ersten Augenblick seiner Offenbarung überschätzen, und es werden nicht alle Blühträume reifen, denen wir uns in den ersten Augusttagen hingaben. An uns aber ist es, die zarten Pflanzen zu pflegen; von dem Maße unserer Einsicht und Hingabe hängt es ab, wie reich die Ernte sein wird. Uns, den Dahingeblichenen, liegt die hohe Pflicht ob, alle die Ansätze zu einer inneren Reinigung und Steigerung unseres nationalpolitischen Daseins, die wir jetzt erleben, festzuhalten, und die neuen Perspektiven, die sich auftun, zunächst einmal geistig zu durchdenken.

Uns scheint, daß auf dem zentralen Gebiete des nationalen Lebens eine vielleicht epochemachende Wandlung sich anbahnt. Die nationale Idee war die stärkste politische Triebkraft des 19. Jahrhunderts. Sie wird es, soweit Menschenbild reicht, auch im 20. Jahrhundert sein, aber in einer anderen, neuen Gestalt. Denn sie ist vielgestaltig und wandlungsfähig wie kaum eine andere historische Kraft. In der Frühzeit ihrer Entwicklung stand sie unter dem Schicksal, wenn sie politisch wurde, revolutionär sein zu müssen. Sie wählte Frankreich um und schuf die „heißen Köpfe“, die Napoleons des Ersten Herrschaft stützen wollten, aber zugleich auch Metternichs Mißtrauen erregten. Sie erwies sich zwar in einer besonderen Regierung als positiv aufbauend: Macht bei der Erneuerung des preußischen Staates und als mächtiger Bundesgenosse beim Kampfe des alten Europa gegen Napoleon, aber wurde dann aus Furcht vor ihren weiterreichenden Sprengwirkungen von den altregierenden Mächten gewaltsam unterdrückt. In Deutschland, Italien und Oesterreich hat sie unter Schmerzen und Zuckungen gegen die alten historischen Staatsverhältnisse sich aufgebaut und angekämpft, bis endlich für Italien und Deutschland die erlösende Form gefunden wurde, die Regierung und Nation, Macht und Masse zum modernen Nationalstaat vereinigte. Immer aber war es noch nicht die endgültige, die ideale Form, die man damit hatte. Die Industrialisierung der Bevölkerung schuf neue Nöte im Verhältnis zwischen Regierung und Massen. Die Massen des Industrie-Proletariats entwandten sich der nationalen Idee, die jetzt, von den Regie-

rungen gepflegt, offiziell konservativ und staatsbehaltend geworden war. In den Augen der revolutionären Sozialdemokratie galt sie nun eben deswegen als altersgrau und altersschwach. Aber sie war nicht wirklich altersschwach geworden, sie hatte nur zuweilen ein etwas steifleinernes und starres Gewand angenommen, das sie älter erscheinen ließ, als sie war. Sie hatte nicht nur Jugendkraft, als sie noch revolutionär war, sondern sie kann ihre volle Lebenskraft sogar nur entwickeln, wenn sie im innigsten Bunde mit dem Staatsganzen steht. Und die Sozialdemokratie, die jetzt ihr väterländisches Herz wiederentdeckt hat, kämpft heute nicht nur für das Vaterland, sondern auch — mag sie es eingestehen oder nicht — für den Staat, den überlieferten, historisch entwickelten, monarchischen Staat. Ihr Vorbehalt gegen die Monarchie, den sie jetzt noch im Herzen macht, wird seine Bedeutung verlieren, wenn es gelingt, das ungeheure Erlebnis dieser Wochen, die Einigung der gesamten Nation und aller Klassen der Gesellschaft zum Schutze aller nationalen und staatlichen Güter, zum dauernden Erlebnis, zum normalen Herzschlage unseres staatlichen Organismus zu machen. Schon jetzt muß sich die Sozialdemokratie sagen, daß in dem deutschen Staate, wie er ist, in seiner Heeresverfassung, in seiner Autorität und Zucht, selbst in seiner Wirtschaftsverfassung, die unsere Ernährung jetzt sichert, unermessliche Werte und Vorzüge stecken, ohne die es gar nicht möglich wäre, den uns aufgezwungenen Krieg durchzuführen. Und wiederum muß der Staat sich sagen, daß auch in der Arbeiterbewegung große ethische, politische und kulturelle Kräfte und Möglichkeiten stecken, die jetzt in den Dienst seiner Verteidigung einreten. Der technisch gewordene moderne Krieg ist ohne den gelehrten Arbeiter, der überall rasch mit Niet und Nagel unzugänglich weiß, gar nicht mehr zu führen. Indem sich Staat und Arbeiterschaft jetzt unumwunden in ihrem vollen Werte und in den Bedingungen ihres Daseins gegenseitig anerkennen können, ist die Voraussetzung geschaffen für die neue Phase der nationalen Idee. Sie ist fortan weder revolutionär, noch konservativ im konventionellen Sinne. Sie gibt dem Staate, was des Staates, und dem Volke, was des Volkes ist. Sie kehrt zu dem Anlauf der neuschaffenden Helldenzeit Bismarcks zurück; sie wird, wie dieser, manche ungeahnten Schwierigkeiten auf ihrem weiteren Wege finden, aber die Erinnerung an den Moment von 1914, wo sich Staat und Volk urplötzlich zusammengeschweißt haben durch ein übermächtiges, gemeinsames Bedürfnis, wird nie vergehen und immer ein wichtiger Antrieb bleiben. Man konnte schon jetzt spüren, daß die sozialdemokratische Arbeiterschaft mit innerstem Aufatmen und froh, aus einer Sackgasse zurückkehren zu können, sich unter das nationale Banner gestellt hat. Erleichtere man es ihr, unter ihm zu bleiben. Hüte man sich vor allem vor jener Zionswächtereier und Orthodoxie des Nationalismus, die nicht allein auf den sozialdemokratischen Arbeiter abstoßend gewirkt hat. Das Wort, daß in unseres Vaters Hause viele Wohnungen sind, gilt auch von der Nation und dem nationalen Gedanken. Das Fundament ihres Hauses aber ist der nationale Staat. Wer für ihn arbeitet und Gut und Blut einsetzt, wird das spröde Mißtrauen gegen ihn verlieren, wird wärmer für ihn empfinden und von seiner Größe und Unerfölichkeit sich durchdringen lassen. Positive Mitarbeit am vorhandenen Staate im Kriege wie im Frieden ist der sicherste, der einzige Weg, um dauernd die Kluft zu schließen, die uns gespalten hatte. Und das Wesen der neuen Phase der nationalen Idee, die wir kommen sehen, besteht eben darin, daß sie noch politischer

wird als bisher, noch mehr als bisher den Ton legt auf das Einleben in die großen Staatsinteressen und auf die verantwortliche Mitarbeit für sie.

Und nur eine derartige Politifizierung des nationalen Gedankens kann auch die Auswüchse des Nationalismus zurückdrängen. Wohl will auch der Nationalismus politisch sein, aber er ist es in falscher, in roher und primitiver Weise. Seine Formen und Forderungen sind verschieden in den verschiedenen Ländern, aber gemeinsam ist ihnen eine überspannte Vorstellung von dem äußeren Machtumfange des nationalen Staates, die nicht von dessen wirklichen Lebensbedürfnissen, sondern von doktrinären Postulaten, nicht selten auch von abenteuerlicher Eroberungsgier ausgeht. Man glaubt, weil man nicht unter dem mäßigenden Drucke wirklicher politischer Verantwortung steht, die Welt gewinnen zu können; man regt die Leidenschaften der Volksgenossen dafür auf, man richtet dann den Druck dieser Leidenschaften auf die verantwortlichen Leiter des Staates und erreicht zum Unheil der Welt zuweilen seine Absicht. Denn dieser Krieg ist, so sagt die Thronrede des Kaisers vom 4. August mit Recht, das Werk eines unersättlichen Nationalismus. Die großserbische und die panslawistische Idee haben ihn entzündet. Durchaus verwandt mit diesen Formen des Nationalismus ist der Irredentismus der Italiener. Er versteift sich darauf, die wichtigste Aufgabe der italienischen Machtpolitik in der „Erlösung“ der unter fremder Staatshoheit stehenden italienischen Sprachgebiete, vor allem aber der zu Oesterreich gehörigen Gebiete von Trient, Triest und Dalmatien zu sehen und stellt heute an die italienische Regierung das Verlangen, auf die Seite der Tripelentente zu treten. Gerade hier springt es hervor, wie ein doktrinär verbissener Nationalismus die echten, natürlichen Macht- und Zukunftsinteressen einer Nation durchkreuzen und schädigen kann. Italien ist nur dann eine selbständige und freie Großmacht, wenn es in seiner langen Küstenausdehnung nicht unter dem übermächtigen Drucke der englischen und französischen Flotten steht, wenn sein nordafrikanischer Besitz nicht von der Gunst Englands und Frankreichs, sondern von seiner eigenen Macht abhängt. Italien muß, wenn es eine große Mittelmeermacht werden will, die Schwächung Englands und Frankreichs wünschen, — aber die Ueberkeßel primitiver nationaler Ideale, der Haß gegen die Tedschi, die einsigen Herren Oberitaliens, lähmen seine Entschlüsse und trüben seine Politik. Sie ist in Gefahr, eine Erstgeburt für ein Linsengericht zu verkaufen. Ähnlich steht es mit Rumänien. Es kann nur dann frei atmen, wenn Rußland nicht übermächtig wird, — aber der Traum, die Stannnesbrüder in Siebenbürgen zu erlösen, durchkreuzt die wahre Staatsräson und würde, wenn er sich durchsetzte, den Staat in die Arme seines künftigen Despoten oder gar Venzers treiben.

Es ist eben nichts mit dem Grundgedanken dieses Nationalismus, daß der Nationalstaat nur durch die äußere territoriale Umfassung sämtlicher Volksgenossen sein Ziel erreichen und sein Wesen erfüllen. Er kann allenfalls eine relative, aber nie eine absolute Geltung beanspruchen. Wenn es sich darum handelt, Herzstücke der Volksgemeinschaft zurückzugewinnen, kann die irredentistische Idee Gehör verlangen, aber immer nur unter gleichzeitiger Berücksichtigung aller übrigen Staats- und Nationalinteressen und vor allem auch unter Berücksichtigung der realen Möglichkeiten. Als Bismarck Elsaß und Lothringen an Deutschland zurückbrachte, hat er das irredentistische Motiv als Hilfsmotiv wohl in der öffentlichen Meinung wirken lassen, aber entscheidend waren für ihn ganz realpolitische und

militärische Erwägungen. Auf welche heillosen Abwege wären wir geraten, wenn wir uns das Ziel einer Wiedergewinnung Deutsch-Oesterreichs gesteckt hätten. Wohl hat die Volksgemeinschaft hier wie überall das Recht und sogar die Pflicht, über die Staatsgrenzen hinaus zu wirken und den Zusammenhang der Sprache und Kultur mit der nationalen Diaspora zu pflegen. Und die Kultur eines Volkes wird sogar stärker, farbiger und reicher an individuellem Gehalte durch die Existenz und die Wechselwirkung einer solchen Diaspora. Was haben uns nicht die deutschen Schweizer und die Deutschen Oesterreichs für herrliche Gaben des Geistes und der Kunst von frischester Bodenständigkeit geschenkt. Wie viele eigenwüchsige Talente verdanken wir nicht den deutschen Ostseeprovinzen Rußlands. Die nationale Kultur eines großen Volkes kann die Existenz einer Diaspora sehr wohl vertragen und sogar begrüßen, solange der fremde Staat die Nationalität der Diaspora nicht gewaltsam unterdrückt. Der nationale Staat aber, der den Kern einer großen Volksgemeinschaft umfaßt, kann erst recht die Existenz der Diaspora vertragen. Unter diesen Vorbehalten wagen wir den Satz aufzustellen, daß Staatsverband über Volksverband geht und gehen muß. Das liegt sogar im wohlverstandenen Interesse des Volksverbandes selbst. Denn der nationale Staat, in dem er gipfelt, kann nur dann seine volle Kraft, Elastizität und Bewegungsfreiheit entwickeln, kann nur dann seinen wirklich vitalen Machtverhältnissen nachgehen, wenn seine Politik frei gehalten wird von doktrinären und starren Verpflichtungen und von abenteuerlichen und ewig friedstörenden Gelüsten. Das irredentistische Prinzip, das ihn fesseln will, ist zugleich kleinlich und revolutionär, — es ist pseudopolitisch. Damit es zurücktrete in seine Schranken, muß allerdings der durchschnittliche nationale Sinn eine gewisse Dämpfung und Mäßigung erfahren. Er darf nicht die schlechthinige, grobsinnliche Einheit von Volk und Staat verlangen, er muß zufrieden sein mit den wesentlichen Gütern nationaler Kultur und nationalen Staatslebens, er muß duldsam werden gegen die Splitter fremder Nationen in seinen Staatsgrenzen, — er muß freilich auch die Anerkennung dieser Staatsgrenzen von ihnen verlangen und darf nur dann zu den Waffen der Repression greifen, wenn die irredentistische Propaganda sie bedroht.

In diese neue Phase der nationalen Idee drängt heute die ganze Entwicklung in Mitteleuropa. Und der Weltkrieg hat sie, das wird vielleicht eine seiner größten historischen Funktionen sein, in Fluß gebracht. Die Polen in unseren Ostmarken haben den gefunden Entschluß gefaßt, den preussischen Staat, mit dem sie bisher in irredentistischem Kampfe lagen, mitzuberteidigen. Sie tun es auf Grund eines stillschweigenden Kompromisses mit ihm des Inhalts, daß der Kern der polnischen Volksgemeinschaft jetzt hoffen darf, in irgendeiner Form zum Nationalstaate zu gelangen, während die Diaspora der Polen in unseren Ostprovinzen sich endgültig in die Grenzen von 1815 ergibt und dafür die Schonung ihrer Nationalität von der preussischen Regierung erwarten kann. Niemand kann heute mit Sicherheit sagen, ob dies Kompromiß gelingen wird, aber alle guten Wünsche dürfen es begleiten. Der deutsche Nationalstaat würde nicht schwächer, sondern stärker werden, wenn er das Kriegsbeil in den Ostmarken begraben könnte und wenn der „preussische Staatsbürger polnischer Nationalität“ volle und dauernde Realität würde. Haben und drüben gilt es jetzt, auf die Gesinnungen zu wirken, die Uebertreibungen des Nationalismus zu bekämpfen und die Lehre einzuprägen: „Staatsverband gehe über Volksverband“.

In Oesterreich-Ungarn hat sie sich über Erwarten bewährt. Der Weltkrieg hat eine einige, begeistert sich zusammenschließende österreichisch-ungarische Staatsnation vorgefunden. Ihre Glieder, die Deutschen, Tschechen, Magyaren usw. haben damit in keiner Weise das Sonderrecht ihres Volksverbandes aufgegeben, aber sie ordnen es der dringendsten und wichtigsten Aufgabe unter, den gemeinsamen Staatsverband zu erhalten. Auch hier kann niemand mit Bestimmtheit übersehen, ob der Nationalitätenfriede von Bestand sein wird. Es wird in nicht geringem Grade von dem Takte und der Einsicht der Magyaren abhängen, die um ihrer eigenen Selbsterhaltung willen ihr nationalistisches Regime ermäßigen müssen, damit die Rumänen und Südslaven sich dauernd wohl fühlen im Kaiserstaate. Man wird nach neuen föderativen Formen suchen müssen, um allen Nationalitäten das Gefühl zu geben, daß sie gleichberechtigte Träger des Staatsverbandes sind. Man wird auch weiter Mühe, Sorge und Streit damit erleben, aber auch hier wird das überwältigende Erlebnis von 1914, das die tieferen, die wahren Gesinnungen und Interessen zum Durchbruch gebracht hat, Leitstern und Trost in allen Tageswirren bleiben.

Wir haben das Wort von der österreichisch-ungarischen Staatsnation mit Zug und Recht gebraucht, denn nicht nur aus der Volksgemeinschaft, sondern auch aus der Staatsgemeinschaft entspringt das, was wir „Nation“ im geistigsten Sinne nennen. Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer waren zugleich lebendige Glieder der deutschen Volksgemeinschaft und der schweizerischen Staatsgemeinschaft und empfanden „national“ für die eine wie für die andere. Das geschichtliche Leben ist eben zu reich, um in die monotone Formel des irredentistischen Nationalismus gepreßt werden zu können. Und nicht nur die Volksgemeinschaft, auch die Staatsgemeinschaft wächst sich zum Kulturverbände aus. Eine Fülle von geistigen und materiellen Gütern steht und fällt mit dem Staate, und alle feinen und groben Interessen und Empfindungen des einzelnen, Gewohnheit und Egoismus, aber auch Anhänglichkeit, Dankbarkeit und Liebe verknüpfen sich dadurch mit ihm. Sie steigern sich zum hellen Staatsbewußtsein durch die verantwortliche Mitarbeit an ihm. Verantwortung und abermals Verantwortung ist der große Erzieher zum Staate. Es geht eine eigentümlich befreiende und reinigende Wirkung von dem Miterleben und Mitdenken der großen Staatsinteressen aus. In ihrem ruhigen und klaren Lichte weichen die trüben Leidenschaften zurück. Man wird dadurch nicht etwa gleichgültig gegen die mancherlei ungestümen Forderungen, die aus den tieferen Schichten des Volkslebens an den Staat herandrängen, aber man lernt sie prüfen und sichten und das Lebensfähige scheiden vom krankhaft Ueberspannten.

Das Staatsleben von ganz Mitteleuropa erheischt in Zukunft eine Mäßigung der nationalistischen Leidenschaften. Soll ein dauernder Wall gegen das Russentum aufgerichtet werden, so müssen die Völkerschaften westlich dieses Walles sich vertragen lernen und Kraft und Ehrgeiz auf den Ausbau der großen Staatsverbände, denen sie angehören, richten. Und das germanische Element wird die Führerrolle, die dieser Krieg ihm erringen wird, nur dann dauernd behaupten, wenn es auch an sich Selbstsucht übt und den mit ihm verbündeten Nationalitäten jegliche Entfaltung gönnt, die mit dem Dasein der beiden großen mitteleuropäischen Staatsverbände verträglich ist.

Paul Rohrbach / Organisation des Sieges — halb oder ganz?

Je weiter wir in die Kriegszeit hinein vorschreiten, desto schärfer erhebt sich die Frage, ob wirklich alles geschieht, was geschehen kann, damit der Sieg ein voller Sieg werde. Ich habe dies Thema gleich beim Ausbruch des Krieges in der „Hilfe“ unter dem Gesichtspunkt zu behandeln versucht, daß es sich bei dem Siege, den wir erringen müssen, im Grunde weniger um unsere militärische, als um unsere sittliche Leistungsfähigkeit handelt. Was wir militärisch vermögen, hat der Fall von Antwerpen wiederum auf eine Weise gezeigt, daß die Welt staunt. Das deutsche Angriffsheer scheint nicht stärker, sondern eher schwächer gewesen zu sein, als die vereinigten belgischen und englischen Verteidiger. Der Angriff aber hat, nachdem die vorbereitenden, wegen unserer verhältnismäßigen Schwäche in Belgien und der gleichzeitigen Dauerschlacht in Frankreich sehr vorsichtig geführten Operationen beendet waren, nur elf Tage gedauert. Dabei wäre es ein Irrtum, einfach alles den 42-Zim.-Kanonen zuzuschreiben. Wir hätten ohne diese die Forts nicht so, wie es geschah, zusammenschießen können, aber was unsere Truppen außerdem geleistet haben, ist so bewundernswert, daß die Einnahme von Antwerpen auf immer einen der großen Marksteine der Kriegsgeschichte bilden wird. Schon heute kann man sagen, daß von Antwerpen ein gewaltiger Schatten über ganz Belgien und Nordfrankreich bis Paris fällt, ein Schatten, in dem es die Franzosen kalt überläßt: wenn das an Antwerpen geschah, was wird dann mit Paris werden?

Wir haben auch auf militärischem Gebiet, wenn nicht wirkliche Rückschläge, so doch Aufenthalte und Rückwärtsbewegungen erlebt, freiwillige und gezwungene, die das Kriegsbild gegen die ersten Siegeswochen zeitweilig verändert haben. Trotzdem zweifelt man unter uns so wenig am Siege, daß wir sogar froh gewesen wären, wenn unsere Heeresleitung sich auch über minder Günstiges etwas eher, ausführlicher und rückhaltloser geäußert hätte. Namentlich gilt das von den Oesterreichern. Wer mit einigem militärischen Verständnis die Lage verfolgte, sagte sich natürlich selber, daß zum Beispiel die Festung Przemyśl offenbar von den Russen belagert wurde. Der minder urteilsfähige Leser aber, der plötzlich nach Wochen ersuhr, schrak zusammen und dachte bei sich: Wer weiß, was wir sonst alles nicht wissen! Nun ist ja alles glücklicherweise zum Guten gewandt, aber ich möchte nochmals betonen, nicht aus Nörgelei, sondern aus ganz bescheidener, vaterländischer Kritik: unser Volk hat so viel Vertrauen auf die Führung und den guten Ausgang des Krieges, auch was die österreichisch-russische Front betrifft, daß man ihm, ohne die Ruhe der Stimmung zu gefährden, alle wesentlichen Züge der Kriegslage mitteilen kann. Wir glauben so sicher an unsere Kriegsorganisation, daß wir es vertragen, nicht nur von dem Auf, sondern auch von dem vorübergehenden Ab der Ereignisse zu hören.

Als ausgezeichnet hat sich auch unsere finanztechnische Kriegs- und Siegesorganisation gezeigt. Man merkte das schon beim Kriegsbeginn, als dem Reichstag die Habensteinschen Vorlagen gemacht wurden. Zwei Monate etwa konnte der Krieg ohne jede Anleihe geführt werden. Mitte September war das Ergebnis der großen Kriegsanleihe, aus der vom Oktober ab die Kosten gedeckt werden, zu übersehen: rund 4½ Milliarden Mark. Ueber diesen Erfolg schreibt der Direktor der Deutschen Bank, Geheimrat Helfferich im „Bank-Archiv“, 14. Jahrgang, Nr. 1:

„Die in dieser Ziffer (4,5 Milliarden Mark) umschlossene Tatsache ist ein in der Geschichte der Völker bisher unerhörtes Ereignis. Sein Umfang und seine Wucht lassen sich auch für den Finanzfachmann auf den ersten Blick nicht voll ermessen. Seine Wurzeln liegen in den Tiefen des nationalen Lebenswillens unseres Volkes. Seine Wirkung greift weit über das finanzielle Gebiet hinüber in das Bereich des politischen und militärischen Geschehens, das über das Schicksal unseres Volkes entscheidet.“

Selberrich verdeutlicht das durch einen Ueberblick über das, was bisher von verschiedenen Völkern auf dem Gebiet der Kriegsanleihen erfolgreich geleistet worden ist; er zeigt, wie weit unsere beiden Gegner, Frankreich und England, in ihrer finanziellen Kriegsrüstung bisher hinter uns zurückstehen, und fährt dann fort: „Der vom deutschen Volke aufgebrachte Betrag enthebt die deutsche Regierung bis weit in das kommende Jahr hinein der Sorge um die Beschaffung der für den Krieg erforderlichen Geldmittel. . . Für einen Krieg, der bis ins nächste Frühjahr hinein dauert, ist also der Geldbedarf des Deutschen Reiches gedeckt, während für England die Sorge um die Beschaffung der finanziellen Mittel für die Kriegführung weiter besteht, und während für Frankreich diese Sorge von Tag zu Tag schwerer wird. Wenn der englische Schatzkanzler in echt britischer Ueberhebung geprahlt hat, nicht die erste, sondern die letzte Milliarde — die natürlich bei England ist! — werde den Krieg entscheiden, so wird er heute einsehen müssen, daß Deutschland den Engländern zunächst um mehr als 3 Milliarden, den Franzosen um mehr als 4 Milliarden voraus ist. Mögen England und Frankreich diesen Vorsprung einholen! Dann werden wir mit aller Ruhe zusehen können, wem die Aufbringung der etwa weiter nötigen Milliarden schwerer fällt. Unsere Kriegsanleihe hat uns niemand in der Welt vorgemacht, und niemand wird sie uns so leicht nachmachen.“

Was, sagt Selberrich, hat Deutschland zu dieser in der Weltfinanzgeschichte einzig dastehenden Leistung befähigt? Die Antwort bei ihm lautet:

„Erstens ist Deutschlands Volkswohlstand im Laufe der letzten Jahrzehnte dem altberühmten Reichtum Frankreichs und sogar demjenigen Englands vorausgeeilt.

Zweitens verfügt Deutschland für Friedens- und für Kriegszeiten über eine unvergleichlich bessere wirtschaftliche und finanzielle Organisation, als unsere Gegner.

Drittens äußert sich der gewaltige Aufschwung unseres Volkes in dieser schicksalschweren Zeit in einem von den Franzosen nicht erreichten und von den Engländern ungekannten Opferwillen.

Und schließlich haben wir auch auf dem finanziellen Gebiete Führer, deren Willenskraft und klarer Blick den Sieg verbürgen.“

Also 1. materielle Kraft, 2. Organisation, 3. Opferwillen, 4. überlegene Führung. Das Zweite und Vierte ist es, worauf es uns hier vor allem ankommt. Wie auf dem militärischen Gebiet, so hat sich auch auf dem finanziellen der Triumph des Vorausbildes und der überlegenen Persönlichkeiten gezeigt. Erst durch diese beiden Faktoren ist es bei uns möglich geworden, dem Wohlstand und der Vaterlandsliebe die Wege zu dem großen Erfolg zu weisen.

Nun aber kommen wir auf andere Schauplätze, wo sich die Organisation des Sieges auch groß betätigen muß, wenn wir den vollen Triumph über unsere Gegner erleben wollen, und auf diesen kann die Vertrauensfrage bisher noch nicht mit solcher Ueberzeugung bejaht werden wie beim

Kriegswesen und bei den Finanzen. Zunächst die Volksernährung. Die Stimmen fangen sich an zu häufen, die hier unverhüllte Besorgnis äußern: nicht darüber, daß man uns regelrecht aushungern könnte, sondern darüber, ob es gelingen wird, die vorhandenen Vorräte für Menschen und Vieh so einzuteilen und zu verwerten, daß nicht anfangs scheinbar aus dem Vollen gewirtschaftet, nachher aber Brot, Fleisch und Futter knapper und teurer werden, als bei richtig vorsorgender Organisation notwendig wäre. Das beunruhigende Moment hierbei ist, daß man, obwohl die Zeit schon sehr drängt, nichts von Vorbereitungen und Plänen an den maßgebenden Stellen hört. In der Öffentlichkeit ist alles still und — was noch bedenklicher ist — Anfragen bei Männern, von denen es als ausgeschlossen gelten muß, daß sie auf diesem Felde der Organisation nicht zur Beratung herangezogen werden sollten, ergeben zurzeit noch die besorgte Antwort: wir hören und wissen von nichts durchgreifend Organisatorischem, das geplant würde! Daraus ergibt sich die allmählich nicht mehr abzuweisende Besorgnis, daß es auf dem Gebiet der inneren Verwaltung die Vorbereitungen bisher nicht so getroffen, der Wille und die Befähigung der leitenden Persönlichkeiten nicht so energisch auf das Notwendige eingestellt sind, wie beim Heer, der Flotte und der Finanzpolitik.

Wir wollen es heute bei diesem allgemeinen Hinweis auf die Sorge, die uns drückt, belassen, denn die Einzelheiten zu erörtern, würde viel Raum beanspruchen. Worum es sich im Prinzip handelt, das weiß und fühlt jeder Leser. Wir wollen auch ein weiteres höchst wichtiges Thema, die Wohnungs- und Mietzahlungsfrage, nur ganz kurz berühren. Bei ihr ist es leider klar, daß die Dinge bereits im Begriff sind, einen unerfreulichen Weg zu gehen. Auch sie können noch ins rechte Gleis gebracht werden, aber es gehört dazu der Entschluß, nicht Flickhandwerkerarbeit zu machen, sondern lebendige Kräfte der Organisation zu entbinden. Dazu müssen sehr viel Vorurteile fallen gelassen, sehr viel freie Kräfte und Begabungen herangezogen, sehr viel treffliche Bürokraten zum Verlassen ihres Denkschemas angehalten werden. Wie gesagt — siegen werden wir auch so, wir werden aber noch besser siegen, den deutschen Gedanken in der Welt gründlicher voranbringen und Gut und Blut am nächsten Kriege sparen, wenn wir das Organisieren auch da zustande bringen, wo es bisher daran gescheit hat.

Gertrud Bäumer / Staatliche Wirtschaftsleitung im Kriege

Im Krieg erreicht die Macht und das Verfügungsrecht des Staates über den einzelnen ihren letzten, äußersten, höchstmöglichen Grad. Darüber hinaus, daß der Staat seine Männer ruft, um sie in den Tod zu schicken, läßt sich eine Steigerung nicht denken. Dem Verfügungsrecht über das Leben ist nichts an die Seite zu stellen: es ist die vollkommenste Erhöhung des Rechtes der Gesamtheit über das Recht des einzelnen.

Die Frage, ob der einzelne mit dieser großen Generalenteignung innerlich einverstanden ist, oder ob er sich nur dem Zwang fügt, entscheidet sich im Augenblick der Mobilmachung. Die Art, wie ein Volk den Ruf zu den Waffen begrüßt, wie es die Einsetzung des Staates in seine Macht über Leben und Tod aufnimmt, zeigt den Grad seines inneren Volkseins, der Ueberwindung des Einzelmenschen durch den

Gemeinschaftsmenschen. Die Einmütigkeit und Freudigkeit, mit der unser deutsches Volk sich dem großen Gebot des 1. August unterstellte, gehört zu den gewaltigsten Zeugnissen seiner Geschichte: weil sie zeigte, wie stark in den Einzelseelen die Gesamtseele geworden ist. Wir wissen, daß in dieser alles überwindenden Kraft des staatlichen Gemeinschaftsbewußtseins unser stärkster Rückhalt liegt — daß auf ihr unsere Siegeshoffnung beruht. Im deutschen Volk ist der letzte Mann innerlich bereit, sein Leben dem Staat zu schenken.

Diese große Bereitschaft stellt für jede andere Forderung des Staates an den einzelnen außergewöhnliche Maßstäbe auf. Wenn der Staat die Einsetzung des Lebens verlangt und freudig gewährt bekommt, wenn Millionen Haus und Hof, Werkstatt und Geschäft sich selbst überlassen, um nur Werkzeug und Waffe für Größe und Bestand des Vaterlandes zu sein, erscheint selbstverständlich jede andere Zumutung der Gesamtheit an den einzelnen gerechtfertigt. Um so mehr, wenn Lohn und Erfolg jener höchsten Opfer, die an den Grenzen fallen, gefährdet werden können dadurch, daß etwa die Volkswirtschaft sich nicht widerstandsfähig erweist. Der Staat muß in dem Augenblick, da er den Tod gebietet, das Recht auf alle Opfer des einzelnen haben, die notwendig sind, um dem höchsten den Preis zu sichern. Es würde ein unerträglicher Widerspruch entstehen zwischen Heer und Volk, draußen und drinnen, wenn hier nur das unbedingteste Gebot der Hingabe herrscht und dort Selbstsucht und Profitgier gebuldet wird. Daß ein Mann, die Lage ausnützend, sich bereichert, leidet Endes auf Kosten derer, die draußen für ihn sterben — das erscheint der nationalen Sittlichkeit dieser Zeit als schlechthin unerträglich.

So steht es grundsätzlich und moralisch. Wirtschaftlich und praktisch liegt die Frage nun so, daß alle Maßnahmen, die notwendig werden, um die deutsche Volkswirtschaft gegenüber den außerordentlichen Zuständen widerstandsfähig zu machen, auf eine sehr einfache Grundformel hinauskommen: das Bibelwort „einer trage des andern Last“. Wenn durch den Krieg große Produktionszweige ganz stillgelegt, einige zum Teil gelähmt, andere in ihrem normalen Zustand belassen, und manche aufs höchste angespannt sind, wenn infolgedessen manche Berufsschichten gar nichts verdienen und andere gute Zeit haben — oder wieder innerhalb der Berufe es dem einen gut geht und dem andern nicht, gibt es nichts anderes als Ausgleichsversuche.

Der Verzicht auf alle Sondervorteile — das ist die Forderung, die auch vom praktisch-wirtschaftlichen Standpunkt immer wieder eingeschränkt wird: bei der großen Tagung der deutschen Wirtschaftsverbände ebenso wie in den Stadtverordnetenversammlungen oder den Vorstandssitzungen der Kartelle.

Der wirtschaftliche Krieg, sei es, daß die einzelnen, sei es, daß die Interessengruppen ihn führen, bekommt sein Maß durch die große Forderung: Erhaltung des Ganzen. Die Volkswirtschaft konzentriert sich auf die Aufgabe, eine Verteilung der Lasten, ein Gleichgewicht der Bedürfnisbefriedigung herzustellen.

Die Frage ist nun: in welchem Grade ist es möglich, das nationale Not- und Pflichtgebot „einer trage des andern Last“ volkswirtschaftlich zu verwirklichen? Das ist im Grunde eine technische — eine Organisationsfrage. Nach den alten Begründungen der liberalen Wirtschaftsauffassung muß jeder Regelungsversuch des „freien Spiels der Kräfte“ vor allem deshalb verhängnisvoll wirken, weil es keine Stelle

gibt, von der aus das Wirtschaftsleben übersehbar ist. Diese Begründung war stichhaltig in Zeiten ohne Telegraph, Statistik, Verbände. Sie wird es von Jahrzehnt zu Jahrzehnt weniger. 1870 wäre es unmöglich gewesen, Deutschlands Bestände an Rohstoffen oder Vieh festzustellen. Der Staat konnte sozusagen sich selbst und seine Volkswirtschaft noch nicht. Er konnte seine Volkswirtschaft nicht, und er konnte ihre Kräfte nicht an den entscheidenden Stellen erfassen und lenken. Bis 1870 gab es fünf Kartelle, und die Gewerkevereinsentwicklung stand in den Anfängen. Die Statistik und die Organisation, die systematische tatsächliche Gliederung und die systematische Darstellbarkeit schaffen erst die Vorbedingungen, um den vielgliedrigen Kolosse: Volkswirtschaft planmäßig einer plötzlich veränderten Lage anzupassen.

Vielleicht ist die glänzendste wirtschaftstechnische Leistung die planmäßig vorbereitete Kriegsorganisation des Kredits, das kunstvolle Gefüge von Reichsbank, Darlehnskassen, Privatbanken, Sparkassen, Kriegskreditbanken, dessen geheimnisvolle Tragfähigkeit nur wenigen Eingeweihten heute durchsichtig ist und das überhaupt nur wenige je verstehen werden. Dieser Bau ist nicht von selbst entstanden. Auch die Banken haben erst eine individualistische Sicherungspolitik getrieben, indem sie Außenstände einzogen und Kredite stornierten. Sie haben im großen daselbe versucht, was die kleine Hausfrau in den ersten Tagen tat, als sie sich so hoch wie möglich verproviantierte. Erst durch Reichsbank und Behörden ist das neue System der Deckungen entstanden, das den Erfolg der Kriegsanleihe sicherte.

Die Zentralisation der Wirtschaftsleitung vollzog sich in zwei Stufen. Die erste führte vom einzelnen zum Verband oder vom Einzelverband zum Verbandskartell. Auf allen Wirtschaftsgebieten reichte zunächst die Selbstorganisation ein Stück weit. Der Bund der Industriellen und der Zentralverband deutscher Industrieller schlossen sich zusammen, um einen Austausch der Arbeitskräfte zu vermitteln. Der Verband der Tabakfabriken verteilte die großen Militäraufträge auf die einzelnen Fabriken in der Form, daß jeder daran Anteil hatte. Grundbesitzerverbände schlossen sich zusammen zur Schaffung von Darlehens- und Unterstützungskassen. Das sind nur wenige Beispiele der zahlreichen Maßnahmen, von denen uns die Handelssteile der Zeitungen berichten. Wer genug Phantasie hat, dem geben diese Berichte ein großartiges Bild werdender Ordnung, so als wenn man aus der Vogelperspektive zusähe, wie ein Heer seine Stellungen wechselt und das scheinbare Chaos des Ubergangs sich gliedert und klärt.

Aber es kommt überall der Punkt, an dem die bloße Verbandsregelung nicht mehr zureicht; wo sie entweder in Staatsregelung übergeleitet werden muß, oder wo der Staat die Verbände nur noch als beratende und ausführende Organe einer Wirtschaftsleitung benutzt, die er selbst übernimmt. Das ist der grundsätzlich ungemein bedeutsame Vorgang, den wir heute allenthalben beobachten. Der Ausgangspunkt für Eingriffe der Staatsleitung ist verschieden. Entweder ist es die notwendige Unvollständigkeit der Verbandsleistung: wenn z. B. der Staat neben und über die Zentralen von Arbeitgeber- und Arbeiterverbänden sein Reichsarbeitsamt und die Reichszentrale der Arbeitsnachweise einsetzt: Staatsorganisation als Ergänzung und Zusammenfassung der Verbandsorganisationen. Ähnlich erscheint etwa die Berliner kommunale Arbeitslosenunterstützung nach Genter System als ein solches Nebeneinander, bei dem die öffentliche Leistung mit der Verbandsleistung

organisatorisch verbunden wird. Meist aber ergibt sich die Notwendigkeit staatlicher Mitwirkung da, wo es gilt, die widerstreitenden wirtschaftlichen Interessen derer, die an einem Produktionsvorgang oder an irgendeinem Zweig der Bedürfnisbefriedigung beteiligt sind, vor ein neutrales Forum zu bringen und — ob mit oder ohne Anwendung von Zwang — auszugleichen. Zwei Beispiele dafür sind die Einigungsämter der Gemeinden für die Mietz- und Wohnungsfragen und die Festsetzung der Höchstpreise für Lebensmittel.

In beiden Fällen ging der Staat zunächst von dem Gedanken der Verteidigung der Bevölkerung gegen wirtschaftliche Schäden aus. Die Höchstpreise und die Maßnahmen gegen die Exmission waren einfache Schutzmaßnahmen für den Mieter und Brotesseur. Aber wenn sie nur als solche in Angriff genommen wurden, enthüllte sich doch sofort in ihren Rückwirkungen die wirtschaftliche Verkettung. Hinter den betroffenen Bäckern erschienen die Mehlmändler, die Getreidehändler, die Landwirte. Hinter dem Mieter der Haus- und Grundbesitz, die Hypothekbank und der Hypothekengläubiger. Und der Staat, der eine wirtschaftspolizeiliche Schutzmaßnahme treffen wollte, sieht sich zur systematischen Regelung eines ganzen Produktionszweiges gezwungen. Und diese Notwendigkeiten wachsen. Irgendeine schleunige Einflußnahme auf die Wollpreise z. B. wird unerlässlich sein. Die Versorgung der Soldaten mit Strümpfen ist seit der Mobilmachung bis jetzt fast doppelt so teuer geworden!

Was nun über diese Kriegszeit hinaus volkswirtschaftlich lehrreich sein wird, sind einmal die Formen, in denen Selbstregulierung und Staatsleitung miteinander verbunden werden und dann die Frage, wie weit heute öffentliche Wirtschaftsleitung möglich ist. Das große, erzwungene Experiment der Kriegszeit wird der Volkswirtschaftslehre und noch mehr der Gesetzgebungspraxis unendlichen Stoff zu neuer Erfahrung und theoretischer Bearbeitung geben.

v. Schulze-Gaeverniß / Russische Reisebriefe

Schluß.

Brief vom 2. Oktober 1895 aus Tsera.

Ich hause jetzt in Tsera an der Wolga bei Baron K. Er ist ein energischer Landwirt und echter baltischer Junker. Seit 20 Jahren lebt er hier auf den Besitzungen des Fürsten V. Das Gutshaus liegt an der Wolga in prächtiger Lage mit Aussicht auf die Kreideseffen, welche im Süden senkrecht und schneeweiß in den Fluß abstürzen. Riesig viel Land, das oft lange Jahre unbaut daliegt, ist auch hier das Charakteristische der Wirtschaft. Als Zeichen, daß man in einem fernen Lande sich befindet, taucht neben dem Arbeitsochsen als Aertier bereits das Kamel auf, wovon das Gut eine größere Anzahl hält. Die Wolga, gewiß doppelt so breit als der Rhein bei Köln, bietet einen Anblick, wie er in Europa sonst nicht wiederkehrt.

Auf den östlich der Wolga gelegenen Gütern wirtschaftet als Stellvertreter von Baron K. ein biederer Pommer, der schon 25 Jahre in Rußland lebt und den Beriesel liefert, was hier durch Energie und Disziplin zu machen ist — kurz, überall trifft man Deutsche, welche Rußland entwickeln und unbeabsichtigt der Zukunft und Größe der russischen Nation dienen. Fast alle Gutsverwalter sind Deutsche.

Brief vom 14. März 1893 aus Moskau-Charkow.

Vom Eisenbahnkuppe aus benütze ich den Aufenthalt auf den Stationen, um Dir zu schreiben. In den Gegenden der lehtjährigen Mißernte konnte ich mir den „Hunger“, wie man hier zu sagen pflegt, aus der Nähe ansehen. Ich war bei dem Grafen J., einem jungen, energischen Manne, welcher schon zwei Jahre in den Gegenden des Notstandes arbeitet — eine äußerst sympathische Erscheinung. Auch vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus bietet dieser Notstand manches Erstaunliche. Denn es handelt sich um Gegenden des herrlichsten Bodens, der in Europa sich findet, der Weizen und Zuckerrüben in Menge zu produzieren imstande ist; trotzdem hungern auf ihm alljährlich wegen mangelnder Düngung, schlechter Ackergeräte, Entwaldung, erschwerter Verkehrsverhältnisse und mangelnder technischer Fortschritte Tausende oder unter Umständen gar Millionen mehr oder weniger. Zur Zeit meines Besuches lebten mindestens drei Viertel der Bewohner des Bezirks von der Regierungsunterstützung oder von privater Wohltätigkeit (Verein des Roten Kreuzes). Das Futter der entkräfteten Pferde bestand seit Wochen in dem Material der trotz des Winters allmählich abgedeckten Strohdächer der Häuser und Ställe. Während es den Leuten an Brennmaterial zur Heizung der Wohnungen fehlt, liegt unter den Dörfern meterdick die Steinkohle. Den Bauern mangelt indessen das Geld, um ihre altertümlichen, nur auf Holzfeuerung berechneten Oefen, vielfach ohne Schornsteine, in Kohlenöfen zu verwandeln. Sie frieren und hungern. — Ein schrecklicher Anblick für mich: Man hätte glauben können, tatarische Horden hätten die Bauerndörfer zerstört! Die Mehrzahl der Dächer war nämlich des Strohs beraubt und nur die leeren Dachbalken übriggeblieben; öfters waren aber auch diese verschwunden, und der Schnee lastete unmittelbar auf der Stubendecke. Häufig war sogar diese Bretterdecke den Weg in den Ofen gewandert, und von dem von den Bewohnern verlassenen Hause blieben nur noch die Ringmauern übrig. Betrat man eines der bewohnten Häuser, so sah man, wie der schmelzende Schnee durch die Ritzen der Decke tropfte und den gestampften Boden in einen Sumpf verwandelte. Um und auf dem Boden drängten sich zahlreiche Bewohner und die spärlichen Reste der Haustiere. Die Familien waren vielfach zueinander gezogen; das Innere der Hütten war vom Rauche geschwärzt und die Atmosphäre von Ausbünstung und Ruß erfüllt. Glücklich die, wo noch Heizmaterial vorhanden war; in anderen Häusern wehte uns feuchtkalte Luft entgegen. Um sich zu wärmen, hatte sich ein Bauer in den Ofen gezwängt. — Ein anderes Dorf war außer vom Hunger und der Kälte auch noch vom Typhus heimgesucht. Man erzählte, daß von Kranken, die sich in einen Ofen verkrochen, der eine gestorben sei; die anderen hätten jedoch nicht die Kraft gehabt, die Leiche herauszuziehen, die längere Zeit neben den Lebenden gelegen habe. Die einzige Pflege Schwester erklärte, der Arzt könne monatlich nur einmal kommen. In Rußland sah ich die „Besitzer“ selbst hungern; das Trostlose war die Gleichmäßigkeit des Elendes, die Abwesenheit von Nichtnotleidenden. Dort könnte also nicht eine verbesserte Verteilung der Güter, sondern nur eine vermehrte und verbesserte Produktion Abhilfe schaffen.

Nach meiner Rückkehr nach Moskau, wo ich noch zwei Tage verweilte, hatte ich das Glück, in letzter Stunde den berühmtesten lebenden Russen, den Grafen Leo Tolstoi, persönlich kennen zu lernen. Er ist ein alter Mann mit langem, weißem Barte, in Bauernkleidung, jedoch unauffälliger Art.

Ich hatte von ihm den Eindruck eines aufrichtigen, etwas verschrobenen, dabei aber höchst merkwürdigen und bedeutenden Mannes. Im Emporkommen des Sozialismus erblickte er die Morgenröte eines völlig neuen, wahrhaft evangelischen Zeitalters, dem ebenso die friedliche Vergewaltigung des Schwachen durch das Privateigentum fremd sein werde, wie die blutige Vergewaltigung durch die bewaffnete Macht. Tolstoi gab mir eine kleine seiner neuesten Schriften mit Einzzeichnung seines Namens. Diesen Winter hatte er auch unter den Notleidenden gearbeitet, weshalb ich ihn nicht eher kennen lernte.

Brief vom 24. Februar 1893 aus Wladimir.

Die letzte Woche war in Rußland eine große Festzeit, die sogenannte „Butterwoche“, während mit der jetzigen Woche die ziemlich streng eingehaltenen Fasten beginnen. Man ißt täglich — die echten Russen sogar zweimal — ein höchst wunderliches Gericht: Eine Art Eierkuchen, aber nicht in der Pfanne gemacht, sondern gebacken und ordentlich zäh und schwer. Zu diesen nimmt man in den Teller zerlassene Butter und dicken, sauren Rahm.

Die hierin geweichten Kuchen bestreicht man mit Kaviar, der hier in großen Quantitäten genossen wird und viel billiger sein muß als bei uns. Unserem möchte es schade vorkommen, den Kaviar in die zerlassene Butter und saure Milch zu tun. Von diesen Kuchen, welche „Blini“ heißen, ißt man bis an ein Duzend, während ich 3 bis 4 Stück lange genug im Magen spürte. Es soll tatsächlich vorkommen, daß sich Menschen daran zu Tode essen.

IV. St. Petersburg.

Brief vom 17. Januar 1893 aus St. Petersburg.

Ich verließ Dorpat Sonntag abend, aus einem heimatischen Kreis wieder hinaus in die fremde, uns so entgegengelegte, vielfach nicht eben sympathische Welt ziehend. In Narva besichtigte ich die großartigsten Baumwollfabriken Rußlands.

Was ich bisher von Petersburg gesehen, gefällt mir wenig. Welcher riesige Gegensatz zu Moskau: Dort ein in den Norden versetztes Neapel, hier Uniformierung nach Berliner Muster, enorme Mietskasernen, kolossale öffentliche Gebäude, vielfach aus Granitquadern aufgebaut, alles künstlich, auf den Gewaltwillen des Selbstherrschers zurückgehend, während Moskau der natürliche Mittelpunkt der Nation ist, mit echtem, naivem Volksleben, zugleich Sitz aller geistigen Strömungen, soweit sie von oben unabhängig sind, so z. B. heute eine Zuflucht des russischen Liberalismus. Die hier verlebten Tage sind, wenn auch interessant, doch weniger erfreulich, weil gewisse chauvinistisch-nationalistische Gefühle dem Deutschen stärker entgegentreten als in Moskau. Moskau ist in der Tat mehr der Sitz des unabhängigen Denkens, während hier die Strömung der augenblicklichen Regierung maßgebend ist.

Das Äußere der Stadt ist bei gutem Wetter, wie es jetzt herrscht, in der Tat sehr imposant. Die öffentlichen Gebäude sind wie für die Ewigkeit aus Quadern mitten in den „finnischen Sumpf“ gesetzt — denn das war der Boden des heutigen Petersburg. Das Schönste, wahrhaft Unvergleichliche ist die Eremitage. Auch dieser ungeheure Reichtum an den herrlichen Bildern Europas legt Zeugnis ab von der Macht des russischen Selbstherrschers. Die Italiener, die Spanier sind in Perlen vertreten, vor allem die Niederländer; alle überragt Rembrandt, welcher eine ganze Reihe von

Zimmern mit Meisterwerken füllt; im Babel der Wechseln an dieser Stelle Stern und Doppelstern fast ununterbrochen. Welch ein Gegensatz: diese goldgetönten Rembrandts, Zeugnisse einer großen, glücklichen Zeit, eines echt niederdeutschen Bürgertums, und die Umgebung draußen, wo fast jeder anständige Mensch in der Uniform steht — denn auch Beamte, Studenten, Schüler (selbst die Schüler der Kunstakademie) tragen Uniform.

Brief vom 31. Januar 1893 aus Moskau.

In Petersburg gibt es einen netten, großen Kreis der jüngeren Herren der deutschen und österreichischen Botschaft, welche fast wie eine Gesellschaft für sich erscheinen. Sie haben in dem einzigen deutschen Bierlokal der Stadt einen Stammtisch errichtet, an dem nach echt deutscher Weise allnächtlich Leute zu treffen sind, und wo man oft ganz interessante Dinge hört. Ich verkehrte besonders mit einem österreichischen Generalstabsoffizier, der in Petersburg Militärattaché ist. Auch dem Botschaftler, General v. Werder, machte ich meinen Besuch; er ist seit 25 Jahren in Petersburg und so akklimatisiert, daß ihn manche kaum mehr als Deutschen gelten lassen wollen.

Sodann gibt es in Petersburg einen großen baltischen Kreis, Herren meist in Beamtenstellung, daher verhältnismäßig weniger oppositionell.

Eine sehr merkwürdige Bekanntschaft war die folgende: Durch Verbindungen über Berlin hatte ich gehört, daß Pobedonoszew mich empfangen würde. Dieser Mann ist der „Oberprokureur des heiligen Synod“, daher der Beherrscher der russischen Kirche, aber bei dem unbegrenzten Einfluß, den er auf den Monarchen ausübt, zugleich der mächtigste Mann Rußlands. Freunde und Feinde betrachten ihn als den Träger des jetzigen konservativ-nationalistischen Systems; Walten wie Liberale hassen ihn als ihren Todfeind. Ich wurde zweimal am Nachmittag von ihm empfangen, hatte jedesmal etwa eine einstündige Unterredung mit ihm, und am Schlusse gab er mir seine Photographie mit Autographen. Er entwickelte mir eingehend seine Politik: In Rußland gelte, was vom Orient gelte: Die Religion bestimme die Nationalität; nur ein Orthodoxer könne ein wahrer Russe sein (fraglich freilich, falls Rußland dieses Staatsprinzip durchführt, scheint mir, ob es damit nicht auf die Ablösung der Millionen Andersgläubiger in Rußlands Westprovinzen hinarbeitet). Rußlands Verdienste als einzige Stelle, wo der Islam christianisiert werde, pries Pobedonoszew hoch. Mit der ersten Auseinandersetzung bezüglich seines Grundgedankens stimmte allerdings wenig, wenn er mir sagte: „Il n'y a pas de pays où il y a tant de liberté qu'en Russie; seulement nous ne permettons pas la liberté de la propagande“, d. h. wir verbieten den Protestanten und Katholiken nur, bei uns Proselyten zu machen — wozu das Verfahren in den Ostseeprovinzen und in Polen freilich wenig stimmen will.

V. Rückreise.

Brief vom 27. März 1893, aus Sebastopol—Konstantinopel.

Die Eisenbahnfahrt von Moskau bis Sebastopol beträgt zwei Tagereisen; es ist wohl die einförmigste Reise in Europa; der ganze Weg führt durch eine unendliche Ebene. Bald hinter Moskau verschwinden die Waldpartien und sodann auch die einzelnen Bäume; je weiter nach Süden, desto seltener werden die Ansiedlungen. Das Land wird zur

Steppe und ist wegen der Trockenheit im Sommer teilweise nicht anbaufähig, während das übrige Gebiet von Moskau ab köstlichster Weizenboden ist. Ich unterbrach die Fahrt zum Besuch der südrußischen Eisenwerke, großartiger Establishments mit vielen Arbeitern, aber vollständig in der Ebene und Einöde gelegen. Es handelt sich hierbei um das Donez-Dnjeprbecken nördlich vom Nowoschen Meere, wo reiche Kohlenlager und Eisenerze sich finden. Berühmt sind besonders die Magneteisensteinlager von Krivoi-Rog. Der Engländer R. Hughes, dessen Kraft, Energie und Ausdauer es fertig gebracht hat, inmitten einer Wüste ein industrielles Monument aufzubauen, ist der Gründer „Neurusslands“, des ältesten der gegenwärtig in Tätigkeit befindlichen Hüttenwerke jener Gegend. Außerdem besitzt Rußland auch unerschöpfliche Erze bester Qualität im Ural. Diese Erze mit Donezkohlen zu verhütten, ist die Aufgabe der russischen Eisenindustrie, aber die zu überwindenden Entfernungen sind ungeheuer.

Die Steppe ist in der Frühjahrszeit vollständig von dem tauenden Schnee erweicht; auch etwaige Wasserläufe und Kanäle deckt gleichmäßig ein unergründlicher Kot. Die Wagenfahrt ist daher nicht sehr erbaulich. Die oben erwähnten Werke führen zwar ihre Schienen mittels Lokomotiven fort, sie haben jedoch diese Eisenbahn nicht für Personen eingerichtet. Sodann fuhr ich nach Sebastopol — einen vollen Tag mit dem Postzug durch die einförmige Steppe. Spät abends kam ich in der kriegsgeschichtlich berühmten Stadt an. Welcher Gegensatz! Als ich früh das Fenster öffnete, schäumte unten das blaue Mittelmeer — denn das ist hier das Schwarze Meer seinem Charakter und seiner Farbe nach. Die Landstraße, welche sich an der Südküste der Krim hinzieht, steigt ähnlich der Corniche bei Nizza hoch an den Bergen und Felsen empor; tief unten zur Rechten wogt die See an die Felswände, während zur Linken dieselben öfters senkrecht aufsteigen. Das Ganze gleicht in vielem der italienischen Riviera, auch was die Kultur angeht. In Jalta, dem Hauptpunkte der Küste, gibt es vortreffliche Hotels und einen schon jetzt regen Fremdenverkehr; nicht mit Unrecht nennt man die Stadt das russische Nizza. Unten in der Tiefe grünen Lorbeer, Zypressen und Delbäume, während Feigen- und Magnolienbäume noch unbeblättert stehen. Man hätte nicht denken sollen, noch im europäischen Rußland zu sein.

Für Konstantinopel habe ich leider nur einen Tag, aber doch besser als nichts. Ich muß schließen, um die Einfahrt in den Bosporus nicht zu veräumen, denn schon längst ist die asiatische und nunmehr auch die europäische Küste sichtbar.

Harry Söiberg / Die Leute am Meer

Fortsetzung

Südlich vom Fischerdorf lagen vier Buden.

Mit schilfgedeckten schrägen Dächern standen sie Seite an Seite oben hinter den Meereshügeln. Der Sand hatte sich um sie aufgehäuft, als wären sie in die Dünen eingegraben.

An dem südlichen Giebel war eine niedrige Tür mit hoher Schwelle, die auf beiden Seiten Fensterscheiben hatte. Ringsum waren Galgen zum Trocknen von Fischen errichtet. Und die Dünen entlang standen hohe Stapel von Fischkästen, um die der Wind den Sand zusammenfegte.

Der Tag brach an.

Leichter Rauheis hüllte die Küste ein. Als jedoch die Sonne den Kopf über die Anhöhen hob, verflog er, und frostblanke Luft wölbte sich überm Lande. Auf den Heidekrautfeldern

blühten Kristallformen hervor. Die Aehren des Sandhaargrases standen auf ihren steilen Stöcken wie leuchtende Korallen auf dem Grunde des Meeres.

Jede leise Brise ließ das Land in funkelndem Lichte wogen.

Unten am Strand waren die Frauen damit beschäftigt, die Schleppnetze auszusuchen. Die Mäwen umkreisten sie und stürzten sich schreiend auf die kleinen Fische hinab, die am Strande entlangtrieben.

In einem Prahm ruderten zwei Mädchen die Wate in einem Bogen vom Lande weg, während ein drittes Mädchen im Heck saß und sie ins Meer schob. Leise summten die drei zu dem Plätschern der Ruder.

Am Strande standen die Frauen, die Röcke bis mitten auf die Waden geschürzt und die Köpfe dicht vermunnt. Wo das Haar hervorkam, da wob der Reif seine Fäden hinein. Der Morgen war frisch, und der Hauch dampfte von ihren Lippen.

Als der Prahm wieder den Strand erreichte, spannten die Frauen die Schnüre über die Benden und zogen das Netz heran. Sie gingen rückwärts mit kurzen, stemmenden Schritten. Ihre spitzenhäbigen Holzschuhe gruben sich tief in den Sand ein. Sie fischten Lockspeise zum Köder.

Dann schleppten sie den Prahm ans Land und gingen zu den Hütten hinauf.

Eine tiefe Oeffnung führte als Weg zum Strande, durch die man von da oben auf das Meer sehen konnte.

Ein jeder ging zu seiner Bude und begab sich an die Arbeit. Einige machten Köder zurecht. Andere reinigten Fische und hängten sie zum Trocknen an die Galgen.

Für Frauen waren sie vorzüglich. Nur hier und da brach ein Lachen aus dieser oder jener hervor. Aber ihre Hände mußten sie zu gebrauchen. Ihre Brüste strotzten vor Gesundheit und Kraft. War das Land wüst und steril, so schien ihr Schoß um so fruchtbarer zu sein.

Bis gegen Dämmerung dauerte meist die Arbeit. Dann begannen ihre Augen, das Meer zu suchen.

Die eine oder andere ging an die Schlucht heran und spähte hinaus, während Töpfe und Kessel zum Kochen übers Feuer gesetzt wurden.

Wenn das Meer friedlich war, ging die Zeit in verweilender Ruhe zu Ende. Großte es aber . . . und sie kannten Meer und Himmel ebenfogut wie die Männer . . . dann waren sie rastlos in ihrem Gehen von und nach den Hügeln.

In Trupps standen sie dann und verfolgten die Flucht der Boote nach dem Lande, oder sie streiften den Strand entlang, um zu zeigen, wo es sich am besten landen ließ.

Bodil war hinabgegangen.

Sie stand an den Prahm gelehnt und sah die Boote herankommen, während die Abendsonne über den Segeln leuchtete.

Ihr Blick kam tief aus den Augen, die dunkel waren wie das Meer, wenn die Dämmerung sich herabsenkte.

Die Wangen waren hagerer geworden, und die Schultern ragten edig unter dem Schal hervor . . .

Sie erkannte das Boot des Vaters. Sein rotes Segel fing die Sonne auf wie ein Schild.

Und sie stellte sich vor, sie säße in Lub auf der Ruderbank, wo die Sonne hereinschien . . . da, wo sie so oft gesessen hatte, das Gesicht des Vaters gerade vor sich.

Sie empfand Sehnsucht danach, ihn wieder nah zu sein, wenn der Sturm sich erhob . . .

Nein, sie wollte nicht von Hause fort, wie Martin meinte. Jeden Tag betete sie, er möchte anderen Sinnes werden. Gebete, die das Lächeln von ihren Lippen raubten. Denn auch sie hatte jetzt beten gelernt . . .

Nun erkannte sie das schwere Boot, in dem Martin fuhr. Und das Kreisten Ronges, das dicht dahinter kam. So oft sie sie aufs Meer ausfahren sah, ergriff sie stets die gleiche Angst. Als schaute sie den Hunger des Meeres und Gottes Zorn in ihrem Kielwasser.

Als die Boote anlangten, kamen die Frauen hinab. Einige von den jüngsten winkten den Heimkehrenden zu.

Per und Wolle schwenkten die Rüste aus dem Boot. Sie fuhren im ersten Jahr mit aufs Meer.

Mit vollen Segeln schossen die Boote an den Strand; mit schweren, steifen Gliedern schwangen sich die Männer hinaus. Im Sonnenschein flimmerten die Fischschuppen auf ihren Deltuchkleidern und Stiefeln.

Mit harten Mienen grüßten sie im Kreise und verrichteten die Arbeit ohne viele Worte.

Die Frauen füllten die Körbe mit kleinen Fischen, während man den Fang in Risten unterbrachte, die mit dem Wagen nach der Eisenbahn ein paar Meilen landeintrwärts geschafft wurden. In der Abendstille zogen diese Wagen den Seideweg hinaus. Die Frauen schnallten die Körbe auf den Rücken, stapelten die Angelschnüre auf dem Kopfe auf und stiegen hinan, um die Mahlzeit bereit zu haben.

Martin blieb einen Augenblick stehen und sah Bodil nach. Wie drückte der schwere Korb sie zu Boden!

Von dem Tag an, als Niels Klitten den Sohn im Schnee fand — die Kunde davon verbreitete sich weit über die Gegend — hatte er gemerkt, wie ihre Lippen seinen Küssen fremder und fremder wurden . . .

Wenn der Sturm sie vom Meer fernhielt, sah er im Bootschuppen und wartete auf sie. Sie hatten so oft von der Zeit gesprochen, da sie einander so nah sein würden . . . Bei jeder Begegnung sah er, wie der Kummer in ihren Augen wuchs, während ihr Sinn schwerer wurde und mehr nach innen gekehrt, so daß sie lange dasaßen, ohne ein Wort zu reden.

Zog er im Frühjahr fort, so hatte er beschlossen, dann sollte sie ihn begleiten und da draußen in Dienst gehen.

Drüben überm Land leuchtete der letzte Glanz der Sonne, ehe die Männer den Strand verließen, Bootsmannschaft auf Bootsmannschaft, wobei sie mitnahmen, was die Frauen nicht tragen konnten.

Ihre Augen ruhten forschend auf dem Meer, bevor sie hinarstiegen. Auch am nächsten Tag war Seewetter.

Auf dem Strand lagen neun Boote. Jede Mannschaft bestand aus vier Mann. Nur Niels Klitten begnügte sich mit seinen beiden Söhnen.

Die drei kamen von Süden herübergesahren. Einige Bauern drüben hinterm Sandstrich hielten ein Boot am Strande. Die groben Gestalten krümmten sich durch die niedrigen Türen und füllten die Räume mit ihrem schweren Schritt und dem scharrenden Laut der Deltuchkleider.

Auf dem Tisch wartete gekochter Fisch mit dampfenden Kartoffeln und Wehlunk. Gewaltig wurde eingehauen, während die Frauen längs der Bettprüsche saßen, die die eine Seite der Hinterwand einnahm, und mit ihrem Lächeln und mit dienstbereiten Gebärden nicht geizten. Da strichen wohl starke Flüche und saftige Späße den Ernst des Meeres aus den Mienen, ein Zischen erschall, daß die Frauen schwerer atmten und den Blick abwandten . . . Denn höchstens trennte ein Brett die Schlafstelle von Bursch und Mädchen.

Aber in der östlichen Fischerbude, wo Niels Klitten sich zwischen den Südbewohnern zu Tisch setzte, wurden die Hände gefaltet und die Augen gesenkt . . .

Dort saß Bodil in dem hintersten Winkel und betete mit.

Fortsetzung folgt.

Gottfried Traub / Ideal

Nach der deutschen Nationalität fragen heißt:
nach dem Ideal der Deutschen fragen. Lagarde.

Als Lagarde diesen Satz aufstellte, beantwortete er ihn auch für seine Zeit. Seine Antwort fiel schneidend scharf aus. Sie lautete: „Eine Antwort auf diese Frage gibt es heute nicht; denn ein solches Ideal ist nicht vorhanden.“ Und wenn wir heute fragen? Muß die Antwort uns auch durchs Herz gehen? Ich sage: nein. Zwar stellt man Ideale nicht mit Tinte und Feder auf. Wollen sie etwas taugen, so müssen sie unter Schmerzen geboren werden. Wir erleben aber jetzt solche Zeit heiliger Not. Wir hoffen und glauben. Eben darum darf man von ferne Umrisse ziehen für des deutschen Volkes einheitliche Sehnsucht. Sie wächst allüberall in die Höhe; man muß sie nur sehen.

Sie geht auf politische Unabhängigkeit, wie sie eines großen Volkes mit reichen Mnen würdig ist. Wir wollen künftig in den Fragen der Weltgeschichte ein selbständiges Wort im Rat der Völker mitzusprechen haben, ohne daß wir gezwungen sind, unsere Abhängigkeit zu fühlen, sobald wir diesem Wort Geltung verschaffen wollen. Wir empfinden es als unwürdigen Zustand, die Welt mit unseren Maschinen und unserer Arbeitsamkeit zu füllen, ohne über die Geschichte dieser Welt, wenn es not tut, in ebenbürtiger Weise zu entscheiden. Solche Unabhängigkeit erfordert gewaltige sittliche Kraft. Es mag bequemer sein, andern die Meere zur Herrschaft zu lassen. Nachdem uns das Geschick Menschen und Macht in die Hände gelegt, wäre es unsittlich, vor dieser Verantwortlichkeit zurückzuschrecken. Wir wollen keine Figur auf dem Schachbrett sein, die nur von anderen geschoben wird; wir versuchen selbst das Spiel und folgen dabei dem Ruf der Geschichte.

Die einheitliche Sehnsucht des Volkes geht auf dauernden Frieden. Wir lebten in unerklärtem Kriegszustand. Man wartete auf allen Flanken nur darauf, uns zu überfallen. Wir waren ihnen allen ein Dorn im Auge. Sie wollten es nicht dulden, daß wir in Würde und wachsender Kraft unseren Frieden genießen und unsere Arbeit tun. Solcher Zustand ist auf die Dauer unerträglich. Er zermürbt die Kraft. Drum kämpfen wir um dauernden Frieden. Damit haben wir einen schwerwiegenden Teil einer Weltaufgabe in die Hand genommen. Denn nicht nur unser Volk, auch die anderen Völker wünschen zu bauen und nicht zu zerstören. Wir handeln also in ihrem Namen. Darum muß dieser Krieg bis zum Letzten durchgeführt werden, damit kein Friedensflüchwerk entstehe. Junge Narben dürfen nicht nach einigen Jahren wiederaufgerissen werden.

Die Sehnsucht des Volkes geht auf klare Erkenntnis des eigenen Werts. Wer sich nicht selber schätzt, wertet auch den anderen nicht. Wer nichts ist, wirft sich in Schwäche weg und neidet doch den, dem er sich an den Hals wirft. Wer sich seiner Kraft bewußt ist, kennt auch seine Mängel. Wir werden aber nie in der Welt Freunde gewinnen, wenn wir nicht größere Ruhe stiller eigener Würde zeigen. Fern vom Lauten, fern vom Aufdringlichen, fern vom Hastigen hat noch jeder den wohlthuendsten Eindruck gemacht, der sich nichts vergab, weil er seiner Kraft viel zu sicher war, als daß er sie betonen mußte. Wir stehen heute fast allein in der Welt. Aber wir tragen an Elbe, Rhein und Donau ein reiches unerschöpftes Erbe geistigen Guts. Heute kommt die Zeit, in der wir erkennen, welcher Segen über uns ausgegossen war, nicht im Sinn der Einbildung, sondern als Trieb zu wachsen und zu erstarken in dieser dankbaren Erkenntnis.

So will das Volk sich heute erfassen lernen als geistige Einheit, das ist eine so ungeheure Tatsache, daß wir die Linien nicht abzugrenzen vermögen. Es ist jetzt noch eher ein Gebundenheitsein wie von einer hellen Sonne, die nach Gewitterregen scharf leuchtet, als daß wir schon klare Erkenntnis einzelner Wege hätten. Aber bittere Enttäuschung würde in Haus und Heimat des Volks einziehen, wenn wir nach dem Krieg in gleicher Engherzigkeit jeder seinen eigenen Gott anbeteten, ohne ihn dem Kameraden zu gönnen. Gemeinam geflossenes Blut ist zäher Saft. Er bindet mehr als erdachte Vorstellungen und erfundene Schranken. Keine Uniform wird gewünscht, aber volle Ehrfurcht vor dem Letzten, was ein Volk zusammenbindet: gemeinsame Not, gemeinsame Arbeit, gemeinsamer Jubel. Kein echter deutscher Glaube ohne diesen Untergrund gemeinsamer Volksgeschichte. Dann laßt die Blumen wachsen, wie sie wollen, nur hütet die Scholle und achtet des heiligen Bodens!

Wer arbeitet mit an solchen Idealen? Das heißt Volksfreude mitten in schmerzvollem Kampf.

Soziale Bewegung

Militärverwaltung und Sozialpolitik. Wiederholt ist schon auf das hochherzige Verständnis der Militärverwaltung für die gegenwärtig besonders wichtigen sozialpolitischen Zeitaufgaben hingewiesen worden. Vor allem hat das strenge Vorgehen verschiedener Militärbehörden gegen rücksichtslose Unternehmer in der Arbeiterkraft lobende Anerkennung gefunden. Eine treffliche Zusammenfassung der sozialpolitischen Grundsätze, die bei der Herstellung von Arbeiten für militärische Zwecke maßgebend sein sollen, veröffentlicht jetzt die Nordd. Allg. Ztg. Die amtlichen Richtlinien unserer Heeresverwaltung verdienen Beachtung in weitesten Kreisen und auch lange über die Kriegsbauer hinaus. Vorausgeschickt wird, daß das Bestreben, die Leistungsfähigkeit der Militärbetriebe und der Privatbetriebe, die mit Aufträgen für die Heeresverwaltung betraut sind, unter allen Umständen auf der erforderlichen Höhe zu halten, allen anderen Rücksichten vorzugehen müsse. Soweit es hiernach möglich sei, müsse auf folgendes Bedacht genommen werden: 1. Ueberstundenarbeit ist zu vermeiden, wenn die Verhältnisse es gestatten, die Aufträge mit einer neunstündigen oder kürzeren Arbeitszeit durch Einstellung einer größeren Zahl von Arbeitern zu bewältigen. — 2. Wo zurzeit in mehr als neunstündigen Schichten gearbeitet wird, ist auf die Einführung achtstündiger Schichten hinzuwirken, sobald die Leistung des Betriebes eine Verringerung der Arbeitsteilung ohne Nachteil für die rechtzeitige Erledigung der Aufträge zuläßt. — 3. Feiertagen, d. h. Beschäftigung der Arbeiter in ein- oder mehrtägigem Wechsel, werden dort, wo die vorliegende Arbeit nicht ein besonderes Einarbeiten und eine dauernde Beschäftigung verlangt, angezeigt und geeignet sein, zur Verringerung der Not und besseren Verteilung des Verdienstes beizutragen, namentlich an Orten, wo die Arbeitslosigkeit besonders groß ist. Auf langjährig im Dienste der Heeresverwaltung tätige Arbeiter und solche mit starker, nicht erwerbsfähiger Familie muß naturgemäß Rücksicht genommen werden. — 4. Wiederholt ist Klage geführt, daß mehrere Personen, die einen gemeinsamen Haushalt führen, zugleich in den Betrieben beschäftigt werden und so zusammen einen hohen Verdienst erzielen, während Familienväter mit mehreren erwerbsfähigen Kindern und Witwen abgetrieben werden müßten und Not litten. Das ist zu ändern. Berufungen auf mehrjährige Dienstzeit können angesichts der allgemeinen Notlage nicht von ausschlaggebender Bedeutung sein. — 5. Personen, die bei Privatfirmen gegen angemessenen Lohn in Arbeit stehen und sich bei den Dienststellen nur deshalb um Arbeit bewerben, weil ihnen diese Arbeit besser zusagt oder weil sie hoffen, einen höheren Verdienst zu erzielen, sind von der Einstellung grundsätzlich auszuschließen. — 6. Ein Zwang im Sinne des Vorstehenden kann auf die mit Heereslieferungen betrauten Firmen zwar nicht ausgeübt werden, in vielen Fällen wird aber die vergewende Dienststelle ihren Einfluß zugunsten der Arbeitslosen mit Erfolg geltend machen können.

Die Heeresverwaltung nimmt ferner Veranlassung, folgende Bemerkungen zu machen, die sich auf einige bei ihr zur Sprache gebrachte Vorkommnisse beziehen: 7. Landsturmpflichtige dürfen nicht deshalb von der Einstellung ausgeschlossen werden, weil sie noch nicht völlig dienstfrei sind. Erhalten sie ihren Gestellungsbefehl, dann bleibt es den Dienststellen immer noch frei, sie zu entlassen oder als unakkommodiert zu reklamieren. — 8. Anschuldigungen gegen verschiedene mit Heereslieferungen betraute Firmen, daß sie das Ueberangebot an Arbeitskräften auszunutzen und den Arbeitern ganz un-

genügende Löhne zahlen, sind vielfach aus Arbeiterkreisen vorgebracht und auch in der Presse besprochen worden. Die Dienststellen werden hierauf ihr besonderes Augenmerk zu richten und in Fällen auffälliger Art die Lieferanten davon zu verständigen haben, daß sie von ferneren Lieferungen und Leistungen ausgeschlossen werden müßten, wenn sie fortfahren sollten, in der beschriebenen Art die Löhne zu drücken. Bei Neuausschreibungen wird es sich empfehlen, derartigen Vorgängen durch entsprechende Vertragsbedingungen vorzubeugen. — 9. Den Bedarf an technischen Kräften aller Art vermittelt der Verein Deutscher Ingenieure in Berlin NW., Sommerstraße 4a. Handwerker und Arbeiter werden im Bedarfsfälle von einer im Reichsamt des Innern errichteten Zentralfstelle den Behörden unmittelbar nachgewiesen. — 10. Auf die Verwendung freiwilliger, unbezahlter Kräfte als Boten, Schreiber usw. muß überall dort verzichtet werden, wo arbeitsfähige Arbeitslose zu diesen Zwecken vorhanden sind. Ebenso ist es zu vermeiden, Personen, für deren Unterhalt in anderer Weise gesorgt ist, zu beschäftigen (Pensionäre, Angehörige von Beamten usw., deren Lebensunterhalt auch ohne eigene Arbeit gesichert ist usw.). — 11. Firmen, die für die Heeresverwaltung liefern, ist hinsichtlich Gewährung von Abschlagszahlungen nach Möglichkeit entgegenzukommen, um ihre finanzielle Leistungsfähigkeit, namentlich in bezug auf rechtzeitige Zahlung der Löhne zu erhöhen. — 12. Die Strafankalten sind während des mobilen Zustandes zur Deckung des Bedarfs an Geräten nicht heranzuziehen. Soweit es noch angängig ist, sind bereits erteilte Aufträge von den Strafankalten zurückzuziehen. — Zum Schluß werden dann noch Anweisungen über die Fortführung von Bauten zwecks Beschaffung von Arbeitsgelegenheit gegeben. Selbst der sozialdemokratische „Vorwärts“ muß zu dem allein sagen: Diese Richtlinien sind im ganzen recht verständig; von Wichtigkeit sind besonders die Anweisungen über die Einführung der Achtstundenschicht und über das Einschreiten gegen Firmen, die auf die Löhne zu drücken suchen. Man darf wohl hoffen, daß die in Frage kommenden Stellen alles tun, um den Richtlinien der Heeresverwaltung Geltung zu verschaffen. Das liegt ebenso im Interesse der Allgemeinheit wie der Arbeiter.“

Kommunale Kriegserfürsorge. Nach einer Zusammenfassung, die von der Zentralfstelle des Deutschen Städtetages auf Grund einer Umfrage bei allen Städten mit mehr als 25 000 Einwohnern verfertigt wurde, ergibt sich eine überaus reichliche kommunale Hilfsbereitschaft für bedürftige Kriegserfahrene. Ueber die Mittel, die für Unterstützungen an Kriegserfahrene über die Mindestsätze der Reichsunterstützung hinaus bereitgestellt worden sind, konnten die Städte in der Hauptsache erst vorläufige Zahlen mitteilen. Ausdrücklich als vorläufig werden hier bezeichnet in Eisenach (10 000 M.), Greifswald (50 000 M.) und Neuföln (1 Million M.). In Bayreuth sind 20 000 M. als „Grundstock“ für weitere Unterstützung der Kriegserfahrenden bewilligt worden. Ferner haben zur Verfügung gestellt: Bremerhaven 25 000 M., Breslau 1,5 Millionen M., Guben 150 000 M., Hannover 3 Millionen M., Hildesheim 100 000 M., Rattow 30 000 M. und Neumünster 100 000 M. als Höchstsumme. In Linden sind als monatlicher Höchstbetrag für Zuschüsse an Kriegserfahrenden 30 000 M. bestimmt, Alenburg schätzt die monatlichen Ausgaben auf 20 000 M., Oldenburg auf 10 000 M. — Die Bemessung der Unterstützung erfolgt in den Städten nach verschiedenen Systemen. Teils werden Zuschläge zu den Reichssätzen gezahlt, teils besondere Unterstützungssätze unter Anrechnung der Reichssätze festgelegt. Die Zuschläge erfolgen meist in Prozentsätzen der Reichsunterstützung, oder es sind die Höchstgrenzen in Prozenten der Reichssätze bestimmt. Absolute Zahlen finden sich als Zuschläge seltener, sie kommen bisher überhaupt nur vor in Vornburg, Göttingen, Kiel, Siegen, Straßburg und Wesel. Die Prozentualzuschläge betragen einheitlich 100 Prozent der Reichsunterstützung in Berlin, Lichtenberg, Schöneberg, Wilmersdorf, Bremerhaven, Charlottenburg, Paderborn, Gera, Hildesheim und Neumünster, 50 Prozent in Breslau, Darmstadt und Frankfurt am Main, 33 1/3 Prozent in Albersleben, Hof und Jyrlöhn. Mehrere Städte haben Höchstsätze bestimmt, bis zu denen die Unterstützung in Prozenten der Reichssätze gewährt wird. Sie betragen in Altona 66 2/3 Prozent, Barmen, Guben, Raumburg, Stolp und Pittau 100 Prozent, in Gera 150 Prozent, in Halle 200 Prozent, dagegen in München nur 50 Prozent. Daneben haben Raumburg, Barmen und Gera noch Mindestgrenzen von 50, 75 und 100 Prozent festgelegt. — Bei den „besonderen Unterstützungssätzen“ zeigt sich, daß hier die Leistungen der deutschen Städte sehr mannigfaltig sind. Zumest werden die Unterstützungen nach Monatsätzen, teilweise aber auch nach Tagesätzen und Wochenätzen gezahlt.

Mangelhafte Arbeitslosenfürsorge. Gegen das Verhalten der Berliner Vorortgemeinden in der Frage der Arbeitslosenfürsorge kam in einer gemeinsamen Konferenz der freien, der christlichen, der Hirsch-Dunderschen Gewerkschaften und der Angestelltenverbände Berlins ein öffentlicher Protest zustande. Vorum es sich handelt, besagt die einstimmig angenommene Resolution: Die Versammlung beklagt den ablehnenden Standpunkt der Vorortvertreter, in der Arbeitslosenfürsorge mit den Arbeiter- und Angestelltenorganisationen Hand in Hand arbeiten zu wollen. Ganz energig müssen sich die Vorstände dagegen verwahren, daß die Gemeinden den Betrag, den die Arbeiter- und Angestelltenorganisationen an ihre Mitglieder zahlen, beim etwaigen Bezug einer Gemeinde-

unterstützung ganz anrechnen, außerdem aber noch die Frage der Bedürftigkeit prüfen wollen. Dadurch würde der zu unterstützende schlechter gestellt werden als der Unorganisierte, der den vollen Unterstützungssatz der Gemeinde erhält. Die Organisationen haben bisher, teilweise ihre Kräfte weit übersteigend, die durch den Krieg arbeitslos Gewordenen unterstützt. Pflicht des Staates und der Kommunen ist es, einzugreifen und nicht den Organisationen die Lasten allein tragen zu lassen. Die Versammlung richtet daher an alle Vorortgemeinden den dringenden Wunsch, sich dem Vorgehen der Stadtgemeinde Berlin anzuschließen und ein Abkommen mit den Angestellten- und Arbeiterverbänden treffen zu wollen. Man sieht, es bleibt in der Frage und Regelung der kommunalen Arbeitslosenunterstützung noch mancherlei zu wünschen übrig. Die Berliner Vorortgemeinden werden sich aber wohl noch eines Besseren besinnen, da die Konferenz gedroht hat, bei Beharren auf diesem Standpunkte den in Betracht kommenden Mitgliedern keine Unterstützung mehr aus Organisationsmitteln zu gewähren. Dann müßten die Vorortgemeinden eben den ganzen Betrag zahlen.

Soziale Versicherung und Kriegshilfe. Verschiedene Landesversicherungsanstalten der reichsgesetzlichen Invaliditäts- und Altersversicherung haben schon zu Beginn des Krieges beschlossenen, die gegenwärtige Notlage der Versicherten durch außerordentliche Maßnahmen erleichtern zu helfen, und zwar unter Berücksichtigung des § 1274 der Reichsversicherungsordnung. Diese Bestimmung hat folgenden Wortlaut: „Die Versicherungsanstalt kann mit Genehmigung der Aufsichtsbehörde Mittel aufwenden, um allgemeine Maßnahmen zur Verhütung des Eintritts vorzeitiger Invalidität unter den Versicherten oder zur Hebung der gesundheitlichen Verhältnisse der versicherungspflichtigen Bevölkerung zu fördern oder durchzuführen. Die Genehmigung kann auch für Pauschbeträge erteilt werden.“ Wie nun offiziell bekannt wird, ist auf einer Konferenz im Reichsversicherungsamt, die über die Kriegsfürsorge der Landesversicherungsanstalten beraten hat, allgemein beschlossen worden, daß die Landesversicherungsanstalten zur Bekämpfung der Schäden, die aus der wirtschaftlichen Notlage weiterer Kreise der Bevölkerung drohen, Aufwendungen bis zu 5 Proz. des Buchwertes des Gesamtvermögens der Anstalten machen sollen. Die Landesversicherungsanstalten verfügen zurzeit über ein Vermögen von rund zwei Milliarden. Von diesen können im Rahmen der Unterstützungsnorm mehrere hundert Millionen für die Kriegswohlfahrtspflege verwendbar gemacht werden. Mit dieser gewaltigen Summe, die sich auf den mannigfaltigsten Wegen der Bevölkerung zuführen läßt, kann gewiß unendlich viel Not und Elend ausgeglichen werden, darunter auch gesundheitliche Schädigungen infolge von Arbeitslosigkeit, deren Bekämpfung an sich von der Vorschrift des § 1274 R.V.O. mittelbar erfaßt wird. Die Mittel der Landesversicherungsanstalt sollen zunächst den beteiligten eignen Anstaltsbezirken zugute kommen. Es ist aber auch vorgesehen, daß für einzelne besonders schwer betroffene Gebiete, wie für Ostpreußen und Elsaß-Lothringen, die übrigen Versicherungsanstalten unterstützend eintreten können. Bei den Fürsorgemaßnahmen der Landesversicherungsanstalten sollen auch weiter die Bedürfnisse des Roten Kreuzes berücksichtigt werden. Dabei stehen selbstredend die örtlichen Bedürfnisse in den einzelnen Anstaltsbezirken im Vordergrund. Daneben soll aber auch allgemeinen Aufgaben des Zentralkomitees der deutschen Vereine vom Roten Kreuz nach Möglichkeit Rechnung getragen werden.

Ein vorbildlicher Unternehmer. In M.-Glabach ist in hohem Alter der weithin bekannte Fabrikbesitzer und Sozialreformer Franz Brandts gestorben. Die „Soziale Praxis“, der der Verstorbene besonders nahe stand, widmet ihm einen warmen Nachruf, aus dem wir einige Sätze zur Kennzeichnung des herben Verlustes für unsere heimische Sozialpolitik wiedergeben. Franz Brandts war einer jener erfolgreichen Unternehmer, die in der Fürsorge für ihre Arbeiter und in ihrer wirtschaftlichen und geistigen Hebung ebensoviel eine sittliche Pflicht des Arbeitgebers wie auch eine Bedingung geschäftlicher Erfolge sehen. Im Verein mit den führenden Sozialpolitikern des Zentrums Hübe, Pieper und Trimborn hat er in seiner Heimat einen großen Musterbetrieb des Textilverwerkes zu hoher Blüte geführt und durch seine förderlichen Beziehungen zu seinen vielen Arbeitern gleichzeitig den Beweis geführt, wie ein neuzeitlicher Unternehmer auch im Geiste persönlicher Anteilnahme am Los der Arbeiter und Angestellten im letzten Sinne die Vorzüge patriarchalischer Fürsorge mit den Forderungen einer freien und gesunden Sozialpolitik vereinigen kann. Er wohnte gleichsam mitten unter seinen Arbeitern, sein Haus und sein Garten stand ihnen jederzeit offen. Franz Brandts war ein großer Organisator und ein energischer Vertreter einer fortgeschrittenen Sozialpolitik. Als solcher bewährte er sich nicht nur als Mitglied des preussischen Staatsrats, als dieser im Jahre 1890 zur Ausführung der Arbeitererlasse Kaiser Wilhelms II. einberufen war, sondern auch als Gründer und Leiter des großen Vereins „Arbeiterwohl“ und des „Vereins für das katholische Deutschland“. Den christlichen Gewerkschaften war er von ihrem Beginn an ein treuer Freund und Berater. Und dieselbe Hilfsbereitschaft mit Rat und Tat hat er auch der „Sozialen Praxis“, der Gesellschaft für Soziale Reform und dem Bureau für Sozialpolitik stets erwiesen.

Büchertisch

Kriegsliteratur

Volkschriften zum großen Krieg. Verlag des evangelischen Bundes, Berlin W. 35. Einzelheft 20 Pf.; 100 Stück 10 M.
1. Wehrmannslieber. 2. Stimmen der Väter (Luther und Arndt). 3. und 4. Hausandachten für die Kriegszeit von D. Schian. 6. Eine Kriegspredigt aus Luthers Schriften.

Gesunde Sachen, besonders das letzte Heft nützlich für schwachmütige Christen.

Das größere Deutschland. Wochenschrift für deutsche Welt- und Kolonialpolitik, herausgegeben von P. Rohrbach und E. Jäch. Vierteljährlich 3 M. Schriftleiter Franz Kolbe.

Sehr gute Mitarbeiter aus allen Parteien, vielfach gute Freunde der „Hilfe“. Im letzten Heft ein Aufsatz von Reventlow: „Was tut unsere Flotte?“ Gedankengang: wenn wir militärisch zu Lande Herren der nordfranzösischen und belgischen Küsten und Häfen geworden sind, ist der englische Gedanke der Nordseeabspernung von selbst zu Ende. Bis dahin gilt es, unsere Flotte unverbraucht zu erhalten.

Ostpreussische Bitte

Infolge erneuter Fluchtbewegung vor den anrückenden Russen in Ostpreußen herrscht nun auch doppelte Not. Es fehlt an Warmmitteln und warmer Winterkleidung für alle Alter und Geschlechter. Insbesondere friert die Kindlein, die jetzt hinsiechen wie die Blumen vorm Nachtfrost. In Königsberg dürfte bald jeder Haushalt auf entbehrliche Kleidung abgesehen sein. Sendet schnell Geld und Gaben — aber nur heile brauchbare Ware — freischiefen an die Geschäftsstelle der Deutschen Friedens-Gesellschaft, Königsberg i. Pr., Schnürlingstraße 19

7. Oktober 1914.

gez. Liebig, Prediger. Kossatz, Kaufmann.

Briefkasten

N. in W. Ja, Raumanns Reisebriefe über Goltz in Frankreich sind noch zu haben (Nr. 22–27 der Hilfe 1914). Als Buch sind sie nicht erschienen.

Die Eisernen Blätter können nur von Traub, Dortmund, Bismarckstraße 48 bezogen werden. 500 Stück 4 M., 1000 Stück 7 M. Wir bitten aber gleichzeitig, an das Porto zu denken, das keine kleinen Ausgaben verursacht, und zu überlegen, daß das Unternehmen noch etwas für den Kriegsliebesdienst abwerfen soll.

Für Kriegs- und Heimatchronik ins Feld: Frau W. in F. 30 Pf., E. in E. 1,20 M., R. in L. 2 M., Dr. W. in L. 30 Pf., O. in E. 1,50 M., Sch. in Dr. 50 Pf., St. in A. 2 M., Fr. P. in E. 30 Pf., S. in P. 50 Pf., R. in W. 30 Pf., R. in P. 2 M., O. in D. 1 M., Sch. in D. 1 M., S. in L. 10 M.

Quittung für Soldaten- und Auslands-„Hilfen“: B. in St. 6 M., S. J. in W. 5 M., R. in S. 5 M., G. in Fr. 1,70 M., Fr. S. in S. 5 M., Th. in E. 3 M., O. in E. 2,50 M., A. M. in L. 5 M., Fr. W. in R. 4,50 M., Dr. C. in W. 2 M., Pf. S. in E. 8 M.

Für die Notleidenden in Ostpreußen und Elsaß-Lothringen gingen folgende Beiträge ein:

Für Ostpreußen: Von A. Hesse, München 30 M., Dr. Sch., Schöneberg 5 M. **Für Elsaß-Lothringen:** Von einem Schleswiger Holsteiner 25 M., Dr. Sch., Schöneberg 5 M., E. R., Solin 2,50 M.

Wir sagen allen Gebern herzlichen Dank und bitten um weitere Gaben.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Raumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Die glückliche Geburt eines zweiten

Sohnes

zeigen hoch erfreut an

Dr. Oskar Siebed, Verlagsbuchhändler,

Oberleutnant der Landwehr im Landw.-Inf.-Regt. Nr. 125

und Frau Paula, geb. Gräff.

Tübingen, 8. Oktober 1914.

Die Hülfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Bierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark, beim Briefträger und am Zeitungskalter der Postämter 2,62 Mark, beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 5506.
Postfachkonto: Amt Berlin 8883.
Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hülfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen sollen: die 4 mm breite
Kontrollzeile 40 Pfennig, die
90 mm breite Reklamezeile 1,50 M.
Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Breiten-
ermäßigung. Entwürfe und Kosten-
anschläge werden ohne Berechnung
gern zugeandt. Annahme durch den
Verlag Berlin-Schöneberg u. durch
sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Aannahme:
Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Dr. Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Die Zwischenvölker. — **Hj. Dr. Paul Kohrbach:** Der Angriffs-krieg gegen Deutschland. — **Gertrud Bäumer:** Staatliche Leitung der Volksernährung. — **Pfarrer Ewald Fröh:** Kriegsdienst der evangelischen Pfarrer. — **Elßässer Briefe.** — **Julius Bab:** Das Preußendrama. — **Karl Huber:** Hermann Löns f. — **Harry Silberberg:** Die Leute am Meer. — **D. Gottfried Traub:** Bund. — Soziale Bewegung. — Nachruf.

Naumann/Kriegschronik

Dienstag, 13. Oktober.

Hoch im Norden wird vor dem Finnischen Meerbusen ein russischer Panzerkreuzer durch deutschen Torpedoschuß zum Sinken gebracht. Die Achtung vor den kleinen Seewaffen steigt.

Der Oberpräsident von Ostpreußen erläßt eine Rundgebung an die ihm unterstellten Beamten: „Jeder Beamte muß sich während der Kriegsbauzeit ähnlich wie ein Truppenführer vor dem Feinde verhalten. Rücksichten auf Friedensgewohnheiten, Bürostunden, persönliche Bequemlichkeiten selbst bescheidenster Art kommen während der Kriegsbauzeit gegenüber den Anforderungen des Amtes nicht in Frage. Selbständige Entscheidungsfähigkeit und mit besonderer Ueberlegung verbundene Entscheidungsfähigkeit muß unter allen Umständen auch von solchen Beamten gefordert werden, von welchen im Frieden selbständiges Handeln weniger verlangt wird.“ Der gewöhnliche Beamtengehorsam reicht in Kriegzeiten nicht aus. Man wird hinter dem Friedensschluß auf diesen Punkt zurückkommen müssen.

Mittwoch, 14. Oktober.

Um der Ungebuld ihrer Truppen etwas zum Troste darzubieten, hat die französische Heeresleitung den Truppen in der Gegend von Verdun mitgeteilt, die Deutschen seien geschlagen und mehrere Forts von Metz bereits gefallen. Während nun bis vor kurzem das deutsche Generalkommando derartige Falschmeldungen ruhig gehen ließ, fängt es jetzt an zu berichtigen, weil sonst die Weltmeinung immer mehr irregeleitet wird. Tatsächlich, so lesen wir, haben unsere dort stehenden Truppen an keiner Stelle Gelände verloren; Elain ist nach wie vor in unserem Besitz, und die jetzigen französischen Angriffe gegen unsere Stellung bei St. Mihiel sind sämtlich abgewiesen worden. Im Argonnenwald wird dauernd erbittert gekämpft, von Baum zu Baum.

Von Antwerpen wird gemeldet, daß die Nachricht von der Zerstörung der dort liegenden deutschen Handelschiffe erfreulicherweise falsch gewesen ist. Sie sind nur gebrauchsunfähig gemacht worden. Die Zahl der in Holland Entwaффneten wird auf 28 000 angegeben, darunter 2000 Engländer. Im ganzen sollen

nur 200 Häuser beschädigt sein. Vielerlei Erzählungen von der Schreckensnacht, in der es war „wie in der Hölle“. Ganze Karawanen von Flüchtlingen kehren heim. Die Holländer machen bei ihrer Güte gegen die Geflohenen nicht nur angenehme Erfahrungen. Das ganze holländische Leben ist trotz streng gehaltener Neutralität tatsächlich vom Kriege beeinflusst, mehr fast als unser Leben im Innern Deutschlands.

Zwischen Antwerpen und Ostende ist Verfolgungskrieg mit wechselndem Einzelerfolg, aber im ganzen bringen die Deutschen nach Ostende hin vor. Auf dem Veffoilturm in Gent weht die deutsche Fahne. An wirkliches Standhalten der fliehenden belgischen Armee kann um so weniger geglaubt werden, als nach Londoner Berichten die Rekrutbestände der englischen Matrosenbrigaden nach Dover zurückgeschren sein sollen.

Auf dem ostpreussischen Kriegsschauplatz machten die Russen am 12. Oktober bei Schirwindt nördlich von Ghydt neue Umgehungsversuche, verloren aber dabei 3000 Gefangene und 26 Geschütze. Den Menschenverlust können die Russen sehr gut aushalten, aber es wird ihnen schwer werden, die verlorenen Uniformen, Waffen und Kanonen zu ersetzen. Jeder weitere Nachschub wird schlechter ausgerüstet sein. Lyd ist wieder in deutschem Besitz. Beunruhigung der Bevölkerung hört noch nicht auf.

In Polen an der Weichsel sammelt sich die große östliche Schlacht, von der niemand weiß, ob sie nicht bis in den Winter hinein dauern wird. Unsere deutschen Truppen kommen näher an Warschau heran. Auf den von deutschen Truppen besetzten Eisenbahnen wird die Spurweite mitteleuropäisch gemacht. Die Linie Warschau—Wien war schon immer normalspurig. Es werden folgende Linien deutsch verwaltet: Kattowitz—Petrikau, 168 km; Dombrowa—Pielge, 155 km; Herby—Pielge, 125 km; Skalmierzyc—Lodz, 114 km; zusammen 562 km. Hinter der deutschen Armee müssen die Straßen verbessert werden, damit der Proviant vorwärtskommt.

Galizien ist bis nahe an den San von Russen befreit. Die geflüchteten Einwohner werden zur Rückkehr aufgefordert. Westlich von Przemyśl stehen noch kämpfende russische Truppen. Lemberg soll nach Privatnachrichten geräumt sein. Viele Russen ertranken im San. Bei Ghyrow wird weitergekämpft.

Donnerstag, 15. Oktober.

Die früher von den französischen Truppen verlassen und von der Stadtverwaltung als offene Stadt erklärte nordfranzösische Festung Lille ist inzwischen nochmals von unzureichenden französischen Truppen besetzt und daraufhin von deutscher Seite erobert worden, was nicht ohne Schädigung der Stadt abging. Reims wird wieder beschossen. Nicht bei der Kathedrale sind zwei schwere französische Batterien aufgestellt, und der eine Turm wird zu Lichtsignalen verwendet. Damit fordern die Franzosen weitere Beschädigungen geradezu heraus. Einen sachlichen Grund, weshalb mitten in der Stadt bei der berühmten Kirche Kanonen aufgeföhren werden, kann es nicht geben.

Sowohl die deutschen wie die französischen Berichte von der langen Linie stimmen darin überein, daß wesentliche Veränderungen nicht vorliegen. Kleine Verschiebungen werden beiderseits gemeldet, aber meist so unbestimmt angedeutet, daß man sie auf der Karte nicht feststellen kann. Ein uns zugekommener russischer

des „Journal de Genève“ macht den Versuch, aus diesen kleinen Einzelangaben ein langsamees Zurückweichen der deutschen Aufstellung herauszulesen. Wichtig daran ist nur, daß sich Verdun, Toul und Nancy außerordentlich gut halten und daß an der Maas und im Argonnenwald mehrere Wochen ohne neue größere deutsche Erfolge verfloßen sind. Dagegen ist es zweifellos, daß nördlich von Paris die Wucht der deutschen Aufstellung wächst. Der „Nieuwe Rotterdamse Courant“, ein gut unterrichtetes und viel zitiertes Blatt, sagt: „Mit der Absicht der Verbündeten, den deutschen Flügel zu umgeben, ist es nun aus.“ Auch englische Zeitungen enthalten sorgenvolle Stellen. Die Londoner „Times“ schätzen die deutschen Streitkräfte in Frankreich und Belgien auf 1½ Million Mann und behaupten, die Verbündeten seien an Zahl überlegen. Das ist möglich, wenn man alle Indier, Quaven und Neger mitrechnet. Wer kann sie zählen? Indem man zählt, wird gestorben und nachgeschoben.

Die belgischen Minister haben sich nach Le Havre begeben, um von dort aus eine scheinbare Regierung fortzusetzen. Der belgische König, dessen Tapferkeit allgemein anerkannt wird, befindet sich noch bei den Resten seiner Armee. Bei Seebrügge scheint ein größeres Gefecht in Gang zu sein. Der deutsche Reichskanzler v. Bethmann Hollweg hat einen Besuch in Brüssel gemacht und fährt nach Antwerpen.

Aus Afrika kommen unvollständige, aber interessante Meldungen. Der Gouverneur von Deutsch-Kamerun, Ebermaier, berichtet von Anfang September, daß Stimmung und Gesundheit der weißen Bevölkerung ausgezeichnet sind und daß sich die Eingeborenen ruhig verhalten. Ob diese Mitteilung älter ist, als die etwa am 12. September über England berichteten Kämpfe in Kamerun, wissen wir nicht. In Kapland weigert sich ein Teil der Buren unter Oberstleutnant Mariß, am Krieg gegen Deutsch-Südwest teilzunehmen, und sucht direkten Anschluß an die deutschen Truppen. Es soll ein Abkommen zwischen dem deutschen Gouverneur und Mariß bestehen. Die englische Kapregierung will den Belagerungszustand über ganz Südafrika erklären. Mariß ist Mitglied einer alten angesehenen Burenfamilie. In Ägypten sind indische Truppen eingeführt worden, es sollen aber zunächst nur 4000 bis 6000 sein. Wirtschaftlicher Notstand infolge teilweiser Unverkäuflichkeit der Baumwollenernte. Europäische Nachrichten gelangen nur in englischer Fassung ins Land. Von den Vorgängen in der Türkei und in Persien weiß die Menge der Bevölkerung noch nichts.

Wie die Abendblätter enthalten, sind nach amtlicher Befundung in Antwerpen 4000 bis 5000 Gefangene gemacht, ungerechnet die in Zivilkleidern versteckten Soldaten, die erst noch aufgegriffen werden. 20 000 Belgier und 2000 Engländer sind nach Bericht des Konsuls von Terneuzen auf holländisches Gebiet übergegangen und dort entlassen worden. Kriegsbeute ist groß: 500 Geschütze, eine Unmenge Munition, Lokomotiven, Wagen, 4000 Tonnen Getreide, für 10 Millionen Mark Wolle, Viehbestände, kurz, fast alles, was für eine lange Belagerung gesammelt worden war. Versenkt war nur die „Gneisenau“ vom Norddeutschen Lloyd. Der Pöbel hatte schon zu plündern begonnen, als die Deutschen kamen.

Was wird überhaupt im Krieg verbraucht, verdorben und verschleudert! Wir sitzen bei einem Freunde, der eben von einer Versorgungstour aus Ostpreußen und von der Schlacht bei Wirballen zurückgekehrt ist. Aus jedem Stück seiner Erzählung bricht das Ersauern über die Last der Ostpreußen und die Menge der Zerstörungen heraus. Es gibt eine Kriegsgeschichte der kämpfenden Front und eine andere des Hinterlandes. Die letztere wird gewöhnlich nicht aufgezeichnet, da sie aus lauter kleinen Geldentaten und Unglücken oder Irrfahrten besteht. Wer beim ersten Russeneinfall zu Danzig geblieben ist, will im allgemeinen lieber fliehen als es ein zweites Mal durchmachen.

Im Schwarzen Meere soll geschossen worden sein.

Freitag, 16. Oktober

Bei Gelegenheit der Beerdigung von König Karol von Rumänien, zu der unser Kaiser einen Grafen v. Wedel geschickt hat,

sind zwei englische politische Agenten, die Gebrüder Dugton, von einem Türken bedentlich angeschossen worden. Es handelt sich zweifellos um ein politisches Attentat. Ob es irgendwelche Folgen hat, ist von hier aus nicht zu übersehen.

Die „Norddeutsche Allgemeine“ setzt ihre Veröffentlichung von Aktenstücken fort, indem sie dieses Mal Berichte deutscher diplomatischer Agenten und Vertreter bietet, die zeigen sollen, wie man im Auswärtigen Amte in Berlin auf die Kriegsvorbereitungen des Dreiverbandes aufmerksam war. Die Lügen von Minister Grey werden dadurch immer handgreiflicher. Interessant sind die vom Mai 1914 stammenden englisch-russischen Vereinbarungen über gegenseitige Unterstützung der Flotten. Mit Schagen lesen wir diesen bösen Rat und Willen, der nicht zur Tat wurde. Russische Kriegsschiffe sollten sich beispielsweise im östlichen Mittelmeer mit den englischen treffen. Schöner Gedanke! Dabei wird immer die Einheit einer austro-italienischen Flotte vorausgesetzt, die leider nicht vorhanden ist.

Es laufen bei mir allerlei Briefe über die Feldpost ein, anklagende und entschuldigende. Beides mag richtig sein: die Angeklagten tun, was sie können, aber die Einstellung der Post im Mobilisationsplan war von vornherein nicht ausreichend. Zum Teil alte klapprige Fahrzeuge, oft kein Postwagen im Eisenbahnzug. Alle Erzählungen vom Heer stimmen aber darin überein, welche unermessliche Bedeutung Briefe und Liebesgaben haben. Ein Beispiel, das gestern von der kämpfenden Front im Osten erzählt wurde. Soldaten, die wochenlang im Laufgraben liegen, werden gefragt: „Haben Sie in der Zeit schon Liebesgaben erhalten?“ Antwort: „Ja wohl, jeder, drei Zigaretten!“

Auch allerlei Anregungen zur Behandlung der Gefangenen, darunter sicherlich Wertvolles. Die Uniformen der gestorbenen Russen als Winterkleider der oft schlecht angezogenen Gefangenen; weniger Fleisch und mehr Echthai, d. h. biden Kohl, und Quark, das ist billiger und entspricht mehr ihrer Gewohnheit. Trennung der russischen Deutschen von den übrigen russischen Gefangenen! Das letztere erscheint besonders richtig, denn diese russischen Deutschen folgen teilweise nur widerstrebend den russischen Fahnen.

Die deutsche Armee stürmt in Belgien hinter den aus Antwerpen geflohenen Truppen her. Brügge und Ostende sind besetzt. Von Ostende ist noch viel Militär und auch Bürgertum nach England abgefahren. Man redet von 160 000 Belgiern in England. Opere soll nach kurzem Widerstande sich den Deutschen geöffnet haben, und schon soll um Dünkirchen gekämpft werden. Dort zwischen Lille, Dünkirchen, Calais und Boulogne ist es jetzt interessant und gefährlich. Die englische Regierung bietet den belgischen Ministern die Insel Guernsey als Aufenthalt an, eine Art Elba. Sie werden aber wohl in Le Havre bleiben wollen, so lange als dieses französisch ist. Englische Zeitungen beschäftigen sich mit der Frage, was die Deutschen von Antwerpen, Seebrügge und Ostende aus alles werden anfangen können. Die lange Linie in Frankreich liegt fast unverändert.

Die Russen haben wieder vergeblich versucht, Lyd zu erobern. Unsere Truppen, die waderen, haben ihnen 800 Gefangene, 1 Geschütz und 3 Maschinengewehre abgenommen.

Sonnabend, 17. Oktober

Der italienische Minister des Auswärtigen di San Giuliano ist gestorben. Er war deutschfreundlich, wenngleich nicht ganz ohne Schwankungen. Der maßgebende Mann aber war und ist Ministerpräsident Salandra, der mit berechtigten Gründen neutral zu bleiben gedenkt, bis er sieht, wie die Würfel fallen.

Die deutsche Regierung läßt durch die „Kölnische Zeitung“ bekanntgeben, daß von ihr aus keine Anregung zur Friedensvermittlung an den amerikanischen Präsidenten Wilson ergangen ist. Sie wolle dabei keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß das deutsche Volk nur einen solchen Frieden annehmen kann, der ihm Bürgschaft für seine Sicherheit in der Zukunft bringt und es vor neuen Ueberfällen schützt. Ganz richtig! Wir wollen nicht in zehn Jahren daselbe blutige Spiel wieder haben!

Die „Baseler Nachrichten“ bringen aus russischer Quelle die Nachricht, daß zwischen China und den Vereinigten Staaten ein Abkommen gegenseitiger Hilfeleistungen geschlossen sei. Nicht unmöglich. Amerika wird überhaupt in dieser Zeit seine Hände in viele Dinge stecken können und muß von allen Seiten umworben werden.

Gespräch mit einem guten Kenner Ägyptens über die Zugangsstraßen von Syrien nach dem Suezkanal. Dort zogen schon sehr oft Heere: Babylonier, Hellenen, Perser, Araber, Osmanen, Franzosen. Darunter auch sehr starke Truppenträger. Alle Heerstraßen der alten Welt werden jetzt auf ihre Gangbarkeit angesehen. Nachmittags lesen wir Geschichte Persiens und Afghanistans in der Helmschmiedischen Weltgeschichte.

Wieder ein englischer geschütteter Kreuzer namens „Hamle“ von einem deutschen Unterseeboot in den Grund gebohrt. Es lebe der Torpedoschuß!

Sonntag, 18. Oktober.

Heute ist Sonntag und 18. Oktober, zwei Gründe zum Nachdenken über die Fülle des Lebens. Dazu Kriegsbriefe, Todesnachrichten, Bilder aus Belgien und Frankreich. Heute vor einem Jahre stand ich mit vielen anderen oben auf der Tribüne bei der Einweihung des Völkerschlachtdenkmals in Leipzig. Wir feierten in Glanz und Sonne unter Gegenwart österreichischer und auch russischer Abordnungen die gewaltige Anstrengung der Verbündeten von 1813. Wie ist die Völkerschlacht von damals klein geworden durch die Zahlen der Gegenwart! Aber der Geist der Vaterlandsbefreiung von damals ist desto mehr der notwendige Geist. Im Anfang unseres Feldzuges gab es auch in der Truppe, besonders im Westen, etwas wie ein vorzeitiges Sicherheitsgefühl. Das ist nun vorbei. Wir alle stehen jetzt mitten drin im ganzen mächtigen Ernst. Ost und West sind voll Todesringen großer Nationen. Eine solche Anspannung aller Kräfte gab es noch nie, und es ist fast unbegreiflich, wie wir zu Hause so ruhig sitzen durch das unbedingte Vertrauen zu Heeresleitung und Truppen. Man soll den kämpfenden nicht vergessen, was sie für uns tun! Fürsorge für ihre Familien! Predigt in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche: „wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen“. Solche Worte bekommen in dieser Luft einen schweren, weittragenden Inhalt.

Die Oesterreicher, unsere Waffengenossen von 1813, befreien ihr galizisches Land, indem sie von Przemyśl aus die Russen zurückdrängen. Leider sind auch auf der Karte des Stiefelerschen Handatlas nicht alle im österreichischen Bericht angegebenen Ortschaften zu finden. Es ist überaus wohlthuend, nun die Oesterreicher im Vormarsch zu wissen. Die Karpathenpässe werden freier, Ungarn atmet auf. Der große Russensturm verzieht sich mehr und mehr nach Norden an die Weichsel. Die österreichisch-ungarische Armee hat mehr als 15 000 Russen gefangen. Die lange Linie des Ostens ist am San und an der Weichsel mindestens so lang wie von Dresden nach Hamburg, vielleicht schon länger. Diese Linienbildung ist also offenbar eine notwendige Folge der jetzigen Bewaffnung. Auch hier kann der Kampf langwierig werden, besonders da der Fluß zwischen den beiden Heeren fließt. An einer Stelle sind die Oesterreicher über den San gegangen. Die russischen Armeeberichte sollen noch immer voll Siegesnachrichten sein, man findet aber die Orte nicht, wo sie gesiegt haben wollen.

Bei der Belagerung von Antwerpen sind nur 26 Zivilpersonen ums Leben gekommen. Ein Teil der flämischen Bevölkerung stellt sich freundlich zu den stammverwandten Deutschen. Die Deutschen übernehmen Fürsorgeeinrichtungen. In England wird der Marineminister Churchill von der „Morning Post“ angegriffen, weil er die Leiden Antwerpens zwecklos verlängert hat, indem er unzureichende Hilfstruppen in die belagerte Festung sendete.

Das Wichtigste ist der Kampf zwischen Lille, Ypern und Dünkirchen. Was von der belgischen Armee nicht vernichtet

oder gefangen werden kann, muß nach Süden gedrängt werden, damit der Rücken der Deutschen frei bleibt. Im Oberelsaß wird von Belfort aus wieder gekämpft.

In der Nähe des Bosporus ist Kanonendonner gehört worden.

Montag, 19. Oktober.

Leider sind vier deutsche Torpedoboote, nämlich 115, 117, 118 und 119, unweit der holländischen Küste im Kampfe mit dem englischen Kreuzer „Undaunted“ und vier englischen Zerstörern gesunken. 31 Mann gerettet und gefangen nach England gebracht; also wohl etwa 190 Mann untergegangen. Ob auch die Engländer Schaden gehabt haben, wissen wir nicht, da die ganze Nachricht aus englischer Quelle stammt. Die betreffenden Torpedoboote sind 1902 und 1903 gebaut. Die englischen Zerstörer waren neuer und stärker und dazu ein ganz neuer großer Kreuzer. Immerhin aber hoffen wir, daß es den Engländern bei passender Gelegenheit heimgezahlt wird.

Die Ruhe an der langen französischen Linie hat etwas Unheimliches. Es ist die Verteidigung und Belagerung eines ganzen Landes. Von beiden Seiten werden Truppen nachgeschoben, denn jeder Tag verzehrt Soldaten. Der französische Oberbefehlshaber verspricht einen großen Angriff in etwa fünf Tagen. Ähnliches hört man aus deutschem Munde. Nach Schweizer Blättern sollen sich die Franzosen für den Notfall eine Rückzugslinie von Epinal an die Loire und bis zur Bretagne zurechtmachen. Ob es wahr ist, läßt sich nicht nachprüfen. Sicherer ist die aus London berichtete Tatsache, daß jetzt die englischen Truppen an den äußersten linken Flügel der französischen Aufstellung geschoben worden sind. Im Falle des Zurückweichens der großen verbündeten Armee wollen die englischen Soldaten Calais und Boulogne verteidigen und sich zur Verfügung und in der Nähe ihrer Heimat halten. In diesem Falle würde es einen deutsch-französischen Krieg in Mittelfrankreich und einen deutsch-englischen Krieg bei Calais geben. Aber so weit sind wir noch nicht. Jetzt wird erst noch westlich und nordwestlich von Lille gefochten.

Ein Soldatenbrief sagt, daß es sehr schön ist, wenn man eine Zigarre geschenkt bekommt. Derartige Wünsche gibt es sehr viele. Man sollte immer einmal etwas hinausenden!

Dienstag, 20. Oktober.

Ein englisches Unterseeboot E 3 in der Nordsee vernichtet. Unkontrollierbare Gerüchte über eine Seeschlacht. Kanakische Hilfstruppen in England angekommen, mit tollem Jubel begrüßt. Weitere Nachrichten über Widerstand der Buren gegen den englisch-deutschen Krieg. Die „Times“ schreiben, daß England bis Herbst 1915 eine Millionenarmee aufstellen werde und den Krieg bis in Unendliche aushalten wolle. So rehet man, wenn man Fieber hat.

Zwei Forts von Tsingtau in Kiautschou sind in die Hand der vereinigten Japaner und Engländer gefallen, nämlich die Forts Jitsi und Kaiser. Wie tapfer und lange halten dort die Unseren die Nacht am Großen Ozean! Am 17. Oktober ist der japanische Kreuzer „Takatschiro“ in der Kiautschoubucht gesunken.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 13. Oktober.

Es ist so herbstlich. Jeden Morgen liegt unter den Bäumen eine neue Last von gelben Blättern, die in der Nacht sich löste und herabfiel. Erst mittags kommt die Sonne durch weißen Nebel. Sonst war diese Zeit wie ein großer Einschnitt zwischen Sommer und Winter, ein Wechsel der Arbeit und Lebensweise. — Jetzt sind wir alle schon lange an dem Posten, der uns bestimmt ist. Wie viele unveränderte zeitlose Arbeitsmonate werden hingehen, bis wir wieder entbehrlich sind?

Gestern ist das erste Philharmonische Konzert wieder gewesen. An die Stelle der bunten Wohlfahrtsprogramme mit den etwas kurzatmigen Nummern kommt die erste große Kunst, will Eingabe wie im Frieden — und erfährt sie auch. Vielleicht reiner und größer als die gesuchte „aktuelle“ Kriegskunst. Je ferner und freier von den Hoffnungen und Sorgen, die uns jetzt erfüllen, je stärker die innere Erhebung. Man vergißt den Kampf der Zeit nicht, aber er erhöht sich irgendwie ins Welt- und Schicksalhafte.

In der Kriegskinderstube einer Mutter, deren Mann im Feld ist. An jedem Bettchen steht eine Fahne, und ein dreijähriges kleines Mädchen summt im Traum: „morgen durch die Brust gestoßen“ —

Um diese Zeit pflegen die Vereine ihre Winterarbeit anzufangen. Man trifft bei den Vorstandssitzungen einige Menschen zum erstenmal nach dem 1. August und erstaunt wieder freudig über die volle Einmütigkeit der Ueberzeugungen und der Stimmung: Opferwilligkeit und der unbedingte Wille zum Durchhalten.

Mittwoch, 14. Oktober.

Die Angestelltenversicherung will sich mit 10 Millionen an der Kriegsfürsorge beteiligen.

Die Statistik unserer Hilfskommissionen zeigt eine interessante Bewegung der Besuchsziffern. Bis Mitte September war die Wochenzahl der Besucher zu einem Höhepunkt gestiegen, nämlich auf 28 600. Von da ab sinkt sie ziemlich gleichmäßig (mit einer kleinen neuen Steigerung vor dem Mietzahlungstermin) auf 23 000. Die Zahl der erstmaligen Fälle ging von 10 000 in der zweiten Septemberwoche auf 4600 in der zweiten Oktoberwoche zurück. Das heißt: Die Hilfskommissionen haben jetzt mehr und mehr nur noch ihre Dauerschülerlinge. Und die Flut der Kriegsnot steigt zwar immer noch, aber in abnehmender Schnelligkeit.

Im Monat September sind 600 neue Helferinnen eingestellt zu den bisher arbeitenden. Bisher haben wir noch keinen Mangel gehabt, trotzdem der soziale Vaterlandsdienst gewisse innere Verzichtse erfordert, die gerade den Jüngeren schwer fallen. Er bringt nicht so wie die Lazarethhilfe in unmittelbare Verbindung mit den großen Ereignissen und dem eigentlichen Inhalt der Zeit. Die soziale Helferin kommt wesentlich mit der niederdrückenden Seite des Krieges, mit seinen tausend kleinen, schwunglosen Nöten zusammen und hat, gerade wenn sie ganz und gar durch ihre Arbeit hingegenommen ist, leicht das Gefühl, fern und außerhalb der großen Geschichte — gewissermaßen auf der anderen Halbkugel — zu stehen. Das fällt den Jüngeren oft schwer.

Donnerstag, 15. Oktober.

Die Universität eröffnet das Wintersemester. 66 Dozenten sind im Feld!

Das Konsistorium für die Provinz Brandenburg teilt mit, daß auf Wunsch des Kaisers die protestantischen Kirchen offen gehalten werden sollen. Das war ein langgehegter Wunsch vieler.

Man schreibt jetzt aus Patriotismus „Schöfför“; das ist nun ganz dumm und ein lächerliches Armutzeugnis. Findet, bitte, ein deutsches Wort und hab den Mut, es einzuführen!

Wir richten eine Fürsorgestelle für die Angehörigen der freien Berufe ein. Das ist ein sehr schweres Problem. Es gibt da so viele, die, streng genommen, überflüssige Existenzen sind: zum Beispiel minderwertige Schriftsteller, wenig begabte Musiker, alle Sorten von Kaffeehaus-Übermenschen. Und dann wieder die tüchtigsten Menschen, die den Mut gehabt haben, ein auf geistige Arbeit gegründetes Leben abseits der Staatskrippe zu führen.

In der Damenmäntel-Konfektion herrscht jetzt schon Arbeiterinnenmangel. Die Arbeiterinnen haben sich auf Militärmäntel eingearbeitet und bleiben dabei. Und die Damenkonfektion ist beliebter geworden, als erwartet war. Wie schnell ist das anders geworden! Man denkt an die vollkommene Verzweiflung und Ratlosigkeit in Heimarbeitskreisen zu Anfang des Krieges!

Freitag, 16. Oktober.

Gestern abend war die mit Spannung erwartete Beratung der Berliner Stadtverordneten über die Mietunterstützungen. Man hat die heutige Zeitung durchforscht wie nach einer Kriegsentcheidung. Leider ist die Vorlage aber vorläufig in einem Ausdruß verschwunden.

Bei der Gelegenheit erfuhr man, daß Berlin 64 000 Kriegsfamilien unterstützt und im Monat 800 000 Mark für die Arbeitslosenunterstützung ausgibt.

Die deutschen Universitäten haben einen gemeinsamen Protest gegen die Beschimpfung des deutschen Heeres durch die Auslands-pressen erlassen. Es ist ganz gut, wenn das militärische und das geistige Deutschland sich zueinander bekennen und das unkundige Geschwätz auch der gebildeten Neutralen über eine Kluft zwischen beiden deutlich Lügen strafen. Ein schönes Dokument der vollkommenen Einheit in dieser Stunde ist das Oktoberheft der Internationalen Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Leben (die einst Althoff begründete) und darin wieder die kraftvolle Antwort Adolf Harnacks an die englischen Theologen, die ihr Land als moralischen Hüter der Rechte kleiner Völker hinstellen.

Uebrigens erwägen die Engländer, ob man nicht „Ein feste Burg ist unser Gott“ aus den englischen Gesangbüchern entfernen sollte. Dazu könnte man höchstens sagen, daß es Selbsterkenntnis beweist, wenn sie meinen, daß das Lied sich jetzt nicht hervorragend für sie eignet.

Sonnabend, 17. Oktober.

Die neue Universität Frankfurt a. M. ist eröffnet. Entstanden aus dem Interesse an der geistigen Durchbildung industrieller Führer — entstanden als erste deutsche Universität aus privater Tat- und Opferkraft ist sie so recht ein lebendiger Träger der Kräfte, die das Deutschland des 20. Jahrhunderts geschaffen haben und tragen, legt sie Zeugnis ab von der Verbindung von realer und ideeller Macht, die unsere Gegner als Wesen des modernen Deutschland noch nicht begreifen können.

Sonntag, 18. Oktober.

Zwei Tage Vorstandssitzung des Bundes deutscher Frauenvereine. Hauptthemen: Beratung der Hausfrauen in der Ernährungsfrage; künftige wirtschaftliche Lage der Frauen. (Witwenproblem!) Von überallher wird von hohen Kartoffelpreisen berichtet, die nicht auf Mangel, sondern auf Zurückhaltung der Kartoffeln vom Markt zurückzuführen sind.

Unter den gelben Bäumen des Kurfürstendamms fuhr eine große Rundfahrten-Mailcoach mit feldgrauen Leichtverwundeten, denen Berlin gezeigt wurde. Sie waren es noch nicht müde, die Spaziergänger mit fidelem Lächerlächeln zu begrüßen. Was für ein Genuß mag ihnen der Besitz eines reinen Taschentuches sein!

Montag, 19. Oktober.

Der Wiederaufbau von Ostpreußen ist von einer Kriegskommission unter dem Vorsitz des Oberpräsidenten in Angriff genommen, die in der letzten Woche ihre Arbeit begonnen hat. Die Schwierigkeiten sind riesengroß — vor allem durch Arbeitermangel, der vielleicht das schwerste Zukunftsproblem der Provinz sein wird.

Andererseits wird schon lebhaft erwogen, wie der Neuaufbau der Ortschaften gleich nach guten sozialen und baulichen Plänen vor sich gehen soll. Nicht nur Ausflidarbeit, sondern auf den Trümmern etwas Besseres, Zeitgemäßes, errichten, nicht nur Notarbeit tun, sondern „aus der Not eine Tugend machen“ — aus der Not heraus die bessere Zukunft schaffen.

Interessant ist, wie schön die Bevölkerung Geographie gelernt hat und Karten liest. Die Portiersfrau, die am Anfang des Krieges das Extrablatt schwenkte, „Lüttich ist gefallen!, det is die Dredjerben recht“ weiß jetzt mit Birballen, Brzemysl und Dünkirchen ganz gut Bescheid.

Raumann / Die Zwischenvölker

Im Journal de Genève vom 12. Oktober findet man einen langen Brief eines russischen Letten an den Herausgeber, den dieser gern aufnahm, weil er gegen die Deutschen gerichtet ist. Es handelt sich darum, wer von beiden großen Nachbarn für die Kleinvölker zwischen Russen und Deutschen der erträglichere Herr sei. Am liebsten würden natürlich Esten, Letten, Polen, Ruthenen sich selbst regieren und von aller übrigen Welt unabhängig sein; wenn das aber nicht möglich ist, dann wollen sie, wie hier gesagt wird, lieber russisch behandelt werden als deutsch. Sicherlich ist das nicht die allgemeine Meinung der Zwischenvölker, aber immerhin muß zugegeben werden, daß diese Meinung dort vorhanden ist und sich sogar im bisherigen Kriege gelegentlich durch gefährliche Hilfsleistungen zugunsten russischer Truppen betätigt hat. Es empfiehlt sich darum, nicht an ihr vorüberzugehen, sondern sie auf ihren Wahrheitsgehalt zu prüfen. Es gibt offenbar irgend etwas, das die vom Russentum bedrängten Nationen doch wieder mit ihm ausöhnt. Was ist das?

Wir finden in dem schon erwähnten lettischen Briefe zunächst eine hinreichend deutliche Beschreibung der russischen Bedrückungen, dann aber die Behauptung, die schlimmsten Ausführer der russischen Marter seien Deutsche gewesen, nämlich russische Offiziere deutscher Abkunft und deutschen Namens, russisch gewordene Balten so wie General Rennenkampf und viele andere:

An der Spitze der meisten militärischen Abteilungen, die das Land strafen sollten, fanden sich Offiziere deutscher Nationalität, die um diesen Dienstauftrag gebeten hatten und einen solchen Eifer im Totschießen und Anbrennen zeigten, daß er über die Absichten der russischen Regierung hinausging. Damals (1906) konnten sich die Erzkrieger glücklich preisen, wo die Dragoner von Offizieren russischer Nationalität geführt wurden. Die Russen schlugen, während die Deutschen töteten.

Auch an einer anderen wichtigen Stelle findet sich eine Gleichsetzung der Deutschrussen mit den Deutschen überhaupt:

Wir haben unsere Kultur gegen ihren Willen von ihnen erworben. Selbst jetzt noch sind es die Vertreter der Deutschen in der russischen Duma, welche sich den gelegentlichen Absichten der Regierung widersetzen, in den baltischen Provinzen einige Reformen einzuführen.

Es ist die alte Sache: eine ganze Nation wird nach einzelnen ihrer Mitglieder beurteilt. Auch unter den baltischen Deutschrussen sind sehr viele volksfreundliche Elemente, die unter den russischen Bedrückungen nicht weniger gelitten haben als die Letten und Esten. Wir erinnern uns der deutschen Flüchtlinge vom Winter 1906/07. Diese Deutschen sind in einer ganz schwierigen Lage als dünne Oberschicht zwischen der andersartigen Masse und der wieder andersartigen Regierung. Viele von ihnen haben gerade in dieser unglaublich unsicheren Lage einen ganz vortrefflichen Charakter bewahrt, aber freilich gibt es auch Ostseedeutsche oder sonstige Deutschrussen, die den Baal von Moskau anbeten. Diese nun werden von der Dreiverbandsagitation gegenüber den Zwischenvölkern als „die Deutschen“ hingestellt.

Darüber hinaus aber wird in dem genannten Schriftstück auf das entschiedenste ausgeführt, daß für die kleinen Ostseevölker der Panlawismus grundsätzlich besser sei als der Bangermanismus, und zwar mit folgender Begründung:

Die Deutschen unterdrücken mit System und haben damit immer Erfolg. Dazu kommt ihr Hochmut, der alles Nichtdeutsche verachtet, die Logik, die Kaltblütigkeit . . . Die Russen sind von Natur weniger konsequent, ihr Geist ist nicht so in Ordnung gebracht, sie folgen mehr

ihrem Gefühl und sind darum als Unterbrüder weniger schrecklich. Zeitweilig schlagen sie sehr grausam zu, aber sie können auch wieder davon ablassen, wie es gerade paßt. Sie sind in ihren Manieren roher und brutaler als die Deutschen, aber im Grunde sind sie menschlicher.

Selbstverständlich führt bei dieser Darstellung die agitatorische Absicht die Feder, aber trotzdem ist in diesen Sätzen etwas vom Geheimnis der östlichen Zwischenvölker enthalten. Da sie selber nicht auf deutscher Entwicklungs- und Organisationsstufe stehen, ist ihnen der Russe bei aller seiner blutigen Greulichkeit verwandter und innerlich verständlicher als der Deutsche. Je kultivierter im strengen Sinne des Wortes, je erzogener und durchdachter der Deutsche wird, desto mehr entfernt er sich vom Durchschnittsideal halberwachter Nationen, denn gerade die systematische Kultur ist für diese das Unmenschliche. Man vergegenwärtige sich die Gefühle, die oft in Friedenszeiten der einfachere Süddeutsche und Deutschösterreicher gegen die Norddeutschen hat, um zu ahnen, wie ein Lette, Este, Pole, Ruthene nach Berlin schaut. Das, was unsere höchste militärische und volkswirtschaftliche Kraft ist, wirkt gleichzeitig als Erschwerung der Angliederung.

Und wenn wir nun wirklich den Sieg gewinnen, wenn nach unendlicher Mühe ein mitteleuropäischer Friede hergestellt sein wird, dann erst beginnt ein seelisches Problem: die innere Verschmelzung der Nichtrussen mit dem Deutschtum. Wir können jetzt noch nicht über künftige Landesgrenzen und Staatsabmachungen reden, das wäre viel zu früh; aber wir können so viel sagen, daß der Kampf zwischen Deutschland und Rußland keineswegs nur ein militärischer Vorgang ist, sondern gleichzeitig und nachher ein beiderseitiges innerliches Ringen um die Zwischenvölker. Wir müssen die seelische Westgrenze Rußlands weiter in das Land hineindrängen; unsere seelische Ostgrenze muß ebenso wachsen wie die militärische. Das ist eine neue Aufgabe, eine der vielen, die unserem Volke in diesen mächtig bewegten Tagen aufgeht. Was bisher bei uns Polenpolitik hieß, war eine Halbheit von jedem Standpunkte aus. Man kann die Polen nach Rußland drängen oder sie nach Deutschland ziehen wollen, nur muß man wissen, was man will und nicht alle acht Jahre etwas anderes machen. Um sie an uns heranzuziehen, dazu gehört etwas mehr Seelenverständnis, als gewöhnlich für östliche Fragen bereitgehalten wird. Das ist der Punkt, an dem gelernt werden muß. Kriegszeit ist Umdenkungszeit für alle. Wir treiben keine Rechthaberei, sondern wir suchen die Zukunft.

Paul Rohrbach / Der Angriffskrieg gegen Deutschland

Wir haben in der vergangenen Woche zwei bedeutsame Veröffentlichungen erlebt, die deutlich zeigen, von wie langer Hand her unsere Gegner ihren Angriff auf uns vorbereitet haben. Man erinnert sich, wenn man diese Dokumente liest, lebhaft der Enthüllungen über England nach dem Marokko-Kongo-Abkommen zwischen Deutschland und Frankreich im November 1911. Damals handelte es sich bekanntlich um die Frage, ob während dieses letzten Abschnittes der Marokkokrise englische Angriffsabsichten auf Deutschland bestanden hätten oder nicht. Englische Politiker, die durch den ihrer Meinung nach schwächlichen und für England unvorteilhaften

Ausgang der Sache erregt waren, machten ihrem Aerger Luft und gaben bei Tisch die Tatsache preis, über die sie unterrichtet waren: es sei geplant gewesen, eine englische Expeditionarmee nach Belgien überzusetzen und mit ihr der aufmarschierenden deutschen Macht in die rechte Flanke zu stoßen. Man erfuhr dabei auch, daß im Schoß der englischen Regierung Meinungsverschiedenheiten bestanden hätten, daß ein Teil der Minister für den Krieg, ein anderer dagegen gewesen sei und daß schließlich die Erklärung der Admiralität, sie könne nicht unbedingt für die Sicherheit der Truppentransporte gegenüber der deutschen Flotte bürgen, einen gewichtigen, vielleicht den entscheidenden Grund dafür gebildet habe, daß der Kriegsentscheidungs doch nicht gefaßt wurde.

Diese Mitteilungen erregten begreiflicherweise die öffentliche Meinung bei uns nicht wenig. Der verantwortliche englische Minister, derselbe Herr Grey, der uns diesmal den Krieg wirklich erklärt hat, entrüstete sich sehr über die Ausplauderung des Planes, versicherte, es sei kein wahres Wort an der Sache gewesen und nannte die Leute, die davon geredet hätten und daran glaubten, politische Alkoholiker. Demgegenüber konnte man einwenden, daß nach dem alten Sprichwort vielleicht gerade auch diesmal im Wein die Wahrheit gesteckt habe. Bei allen vorsichtigeren Beurteilern des deutsch-englischen Verhältnisses blieb jedenfalls ein starkes Mißtrauen übrig. Vor allen Dingen erinnerte man sich des Lärms, der sich einige Jahre vorher in der englischen und französischen Presse darüber erhoben hatte, daß die Holländer den Hafen von Vlissingen an der Mündung der Schelde zu befestigen sich entschlossen, um auf alle Fälle ihre Neutralität verteidigen zu können. Vlissingen, dessen Panzerbatterien danach tatsächlich fertiggestellt wurden, deckt den Eingang in die Schelde, an der weiter oberhalb Antwerpen, das Eingangstor nach Belgien, liegt. Ich entsinne mich noch lebhaft, wie unsere Friedensfreunde die Debatte über Vlissingen tabelten, vor übertriebenem Mißtrauen gegen England warnten und geradezu bekümmert oder unmutig über die Zweifler waren, die Ende 1911 nach den feierlichen Versicherungen Herrn Greys doch noch daran festhielten, England habe tatsächlich im Bunde mit Frankreich eine Zeitlang ernstlich den Ueberfall auf uns geplant. Auch ich selber habe damals von befreundeter pazifistischer Seite meinen Vers ins Stammbuch geschrieben bekommen: Rohrbach gehört ja auch zu denen, die an die Legende von den englischen Angriffsplänen von 1911 glauben!

Nun haben wir mit einem Male die aktenmäßige Bestätigung dafür, daß der Plan des englischen Einmarsches in Belgien 1911 nicht einmal zuerst erwogen wurde, sondern daß er sogar bis in das Jahr 1906 zurückgeht. Man erinnere sich an die damalige Lage. Der englischen Politik war es geglückt, mit Hilfe der Japaner Rußland die großen Ziele, die es in Asien anstrebte, zu versperren. Die beabsichtigte Folge war die, daß Rußland, der Zarisismus wie der Panflavisismus, sich wieder auf die alten, vorübergehend verdunkelten politischen Ideale im Orient warf. England hatte erreicht, was es wollte: den Beginn einer scharfen Spannung zwischen Deutschland und Rußland, denn mittlerweile war das deutsche Interesse an der Erhaltung der Türkei so stark geworden, daß keine Rede mehr von dem Standpunkt Bismarcks war, der Balkan sei für uns nicht die Axt eines pommerischen Musketiers wert, ja, unferetwegen könne Rußland sich sogar in Konstantinopel ruhig festsetzen. Im Gegenteil, seit wir auf dem Wege über die Weltwirtschaft in die Weltpolitik und in die Spannung mit England hinein-

gekommen waren, mußten wir die Türkei zu bedecken suchen. Nichts konnte uns daher angenehmer sein, als wenn Rußland sich in Asien festlegte. Aus diesem Grunde hatten wir nach dem chinesisch-japanischen Kriege die Russen bei ihrem Wunsche, die siegreichen Japaner aus der Mandschurei zu verdrängen, unterstützt. England aber glückte es, durch die japanische Zwangstür die russische Politik wieder ganz auf den Orient einzustellen. 1907 kam der englisch-russische Vertrag über Persien zustande, der tatsächlich den Russen für ihren Verzicht auf Port Arthur und auf den Weg zum Persischen Golf auch bedeutende Anwartschaften auf die türkische Erbschaft eröffnete. Die Auflösung der Türkei und die Befriedigung in erster Linie Englands, in zweiter Rußlands und Frankreichs aus der türkischen Masse, war das eigentliche Ziel der von Eduard VII. begonnenen Einkreisungspolitik gegen Deutschland. Wir allein sollten bei dem Geschäft nicht nur ausgeschlossen werden, sondern gerade hier hoffte man uns an die Wand zu drücken.

Mitten inne zwischen den russisch-japanischen Friedensschluß (1905) und den englisch-russischen Vertrag über Persien und die Türkei (1907) fallen die Dokumente, die man in jener belgischen Generalstabsmappe in Brüssel unter der Aufschrift „Intervention anglaise en Belgique“ gefunden hat. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung hat über ihren Inhalt berichtet, daß schon im Jahre 1906 die Entsendung eines englischen Expeditionskorps nach Belgien für den Fall eines deutsch-französischen Krieges in Aussicht genommen war. Dieser deutsch-französische Krieg konnte natürlich nur der sein, den man erwarten mußte, sobald die orientalischen Pläne der drei Einkreisungsmächte England, Rußland und Frankreich sich verwirklichen sollten. Wir wissen, daß 1908 in den beiden aufeinanderfolgenden Zusammenkünften im Finnischen Meerbusen zwischen Eduard VII. und dem Zaren, dem Zaren und dem französischen Präsidenten, die endgültigen Verabredungen dafür getroffen werden sollten. Der Ausbruch der jungtürkischen Revolution änderte die Lage im Orient so, daß die Gedanken König Eduards sich einstweilen nicht verwirklichen ließen. Diese Revolution aber ließ sich nicht voraussagen, und um so bestimmter haben wir die englisch-belgisch-französischen Verhandlungen von 1906 als die geplante Einleitung zu dem Ueberfall auf Deutschland zu betrachten. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung gibt sie so wieder:

Nach einem vorgefundenen Schreiben an den belgischen Kriegsminister vom 10. April 1906 hat der Chef des belgischen Generalstabs mit dem damaligen englischen Militärattaché in Brüssel Oberstleutnant Barnardiston auf dessen Anregung in wiederholten Beratungen einen eingehenden Plan für gemeinsame Operationen eines englischen Expeditionskorps von 100 000 Mann mit der belgischen Armee gegen Deutschland ausgearbeitet. Der Plan fand die Billigung des Chefs des englischen Generalstabs Generalmajors Geirson. Dem belgischen Generalstab wurden alle Angaben über Stärke und Gliederung der englischen Truppenteile, über die Zusammensetzung des Expeditionskorps, die Ausschiffungspunkte, eine genaue Zeitberechnung für den Abtransport und dergleichen geliefert. Auf Grund dieser Nachrichten hat der belgische Generalstab den Transport der englischen Truppen in das belgische Aufmarschgebiet, ihre Unterbringung und Ernährung dort eingehend vorbereitet. Bis in alle Einzelheiten ist das Zusammenwirken sorgfältig ausgearbeitet worden. So sollten der englischen Armee eine große Anzahl Dolmetscher und belgische Gendarmen zur Verfügung gestellt und die nötigen Karten geliefert werden.

Selbst an die Versorgung englischer Verwundeter war bereits gedacht worden. Dünkirchen, Calais und Boulogne waren als Auslieferungspunkte für die englischen Truppen vorgesehen. Von hier aus sollten sie mit belgischem Eisenbahnmateriale in das Aufmarschgebiet gebracht werden. Die beabsichtigte Ausladung in französischen Häfen und der Transport durch französisches Gebiet beweist, daß den englisch-belgischen Vereinbarungen solche mit dem französischen Generalstab vorausgegangen waren. Die drei Mächte haben die Pläne für ein Zusammenarbeiten der verbündeten Armeen, wie es in dem Schriftstück heißt, genau festgelegt. Dafür spricht auch, daß in den Geheimakten eine Karte des französischen Aufmarsches aufgefunden worden ist.

Das Schreiben des belgischen Kriegsministers an den Chef des belgischen Generalstabs teilt weiter mit, der englische Militärattaché habe bemerkt, man könne zurzeit auf die Unterstützung Hollands nicht rechnen; die englische Regierung aber habe die Absicht (trotzdem!) die Basis für den Nachschub der Armeeverpflegung in Belgien nach Antwerpen zu verlegen, sobald die Nordsee von allen deutschen Kriegsschiffen gesäubert sei. Außerdem, meint der Engländer, sollte Belgien einen Spionagedienst in der Rheinprovinz einrichten. Hier haben wir also den Schlüssel dazu, weshalb Holland die Scheldemündung zu befestigen beschloß! Die Holländer haben offenbar Kenntnis davon erhalten, daß England vorhatte, ohne Rücksicht auf die holländische Neutralität Verpflegung und Kriegsmateriale auf der Schelde nach Antwerpen zu bringen. Das hätte selbstverständlich Repressalien von deutscher Seite zur Folge gehabt, die nur zu vermeiden waren, wenn Holland dafür sorgte, daß es seine Neutralität nicht nur mit papiernen Noten, sondern auch mit Panzerforts und Kanonen betätigen konnte. Also schon in der Blissinger Frage haben nicht die Pazifisten, sondern die vielgescholtenen Militaristen mit ihrem grundsätzlichen Mißtrauen gegen England recht gehabt.

Formell geht der belgische Generalstabsplan von der Möglichkeit aus, Deutschland könnte seinerseits die belgische Neutralität verletzen. Daß es sich aber hier nur um ein durchsichtiges Mäntelchen handele, sagt uns der langjährige belgische Gesandte in Berlin selbst, Baron Greindl, in einem Bericht über den ihm mitgeteilten antideutschen Plan. Auch dieser Bericht ist bei den Brüsseler Akten gefunden worden. Baron Greindl schreibt dort:

„Von der französischen Seite her droht die Gefahr nicht nur im Süden von Luxemburg, sie bedroht uns auch auf unserer ganzen gemeinsamen Grenze. Für diese Behauptung sind wir nicht nur auf Mutmaßungen angewiesen; wir haben dafür positive Anhaltspunkte. Der Gedanke einer Umfassungsbewegung von Norden her gehört zweifellos zu den Kombinationen der Entente cordiale. Wenn das nicht der Fall wäre, so hätte der Plan, Blissingen zu befestigen, nicht ein solches Geschrei in Paris und London hervorgerufen. Man hat dort den Grund gar nicht verheimlicht, aus dem man wünschte, daß die Schelde ohne Verteidigung bliebe. Man verfolgte dabei den Zweck, unbehindert eine englische Garnison nach Antwerpen überführen zu können, also den Zweck, sich bei uns eine Operationsbasis für eine Offensive in der Richtung auf den Niederrhein und Westfalen zu schaffen und uns dann mit fortzureißen, was nicht schwer gewesen wäre. Denn nach Preisgabe unseres nationalen Zufluchtsortes hätten wir durch unsere eigene Schuld uns jeder Möglichkeit begeben, den Forderungen unserer zweifelhaften Beschützer Widerstand zu leisten, nachdem wir so unflug

gewesen wären, sie dort zuzulassen. Die ebenso perfiden wie naiven Eröffnungen des Obersten Barnardiston zur Zeit des Abschlusses der Entente cordiale haben uns deutlich gezeigt, um was es sich handelte. Als sich herausstellte, daß wir uns durch die angeblich drohende Gefahr einer Schließung der Schelde einschüchtern ließen, wurde der Plan zwar nicht aufgegeben, aber dahin abgeändert, daß die englische Hilfsarmee nicht an der belgischen Küste, sondern in den nächstliegenden französischen Häfen gelandet werden sollte. Hierfür zeugen auch die Enthüllungen des Kapitäns Faber, die ebensowenig dementiert worden sind wie die Nachrichten der Zeitungen, durch die sie bestätigt oder in einzelnen Punkten ergänzt worden sind.“

Soweit der belgische Gesandte. Wir wollen nur noch darauf hinweisen, daß der Kapitän Faber, von dem am Schluß die Rede ist, dasselbe englische Parlamentsmitglied ist, dem Herr Grey im Merger über die Ausplauderung des belgischen Planes politischen Alkoholismus vorwarf. Dies schöne Wort wurde damals auch von unseren Pazifisten mit viel Behagen und wenig Kritik aufgenommen. Wer hat sich nun als der richtiger empfindende Teil herausgestellt, die Pazifisten oder die Militaristen?

Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung teilt außer den Gedanken des belgischen Generalstabes und des englischen Militärbevollmächtigten in Brüssel noch einige andere Aktenstücke zur Vorgeschichte des Krieges mit, aus denen gleichfalls hervorgeht, wie auch nach dem Tode König Eduards die Einkreisungspolitik gegen Deutschland mit dem Ziele des Krieges fortgesetzt worden ist — nur mit dem Unterschiede, daß England nicht mehr als der führende, sondern als der geführte Teil erscheint. Der Draht wird in Petersburg und in Paris gezogen, und Herr Grey wird immer tiefer in die Maschen des russisch-französischen Netzes verstrickt. Wir bekommen jetzt auch etwas wie einen Schlüssel zu der Zwiespältigkeit der englischen Politik, die auf der einen Seite mit Deutschland über die Entspannung verhandelt, Verträge mit uns über die Bagdadbahn und über Angola schließt, gleichzeitig aber sich mit Frankreich in Verhandlungen einläßt, die zu einem tatsächlichen, nur durch Wortklauberei wegdeutbaren Bündnisabkommen führen. Um dieses englisch-französische Eventualbündnis und um das Marineabkommen zwischen England und Rußland von diesem Sommer, das so entschieden abgeleugnet worden ist, das aber trotzdem beim Ausbruch des Krieges entweder schon abgeschlossen oder bis dicht vor den formellen Abschluß gefördert war, bewegen sich die zehn Aktenstücke in der zweiten Veröffentlichung der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung. Am interessantesten ist die Gegenüberstellung eines Artikels in der „Westminster Gazette“, dem englischen offiziellen Regierungsblatt, und eine Aufzeichnung aus St. Petersburg über eine Konferenz beim russischen Marinestab. Herr Grey ließ im Juni verkünden: Es besteht kein Flottenabkommen, und es schweben keine Verhandlungen über ein Flottenabkommen zwischen Großbritannien und Rußland! — Einige Wochen vorher, im Mai, wurde aber im russischen Marinestab protokolliert:

„Von der Erwägung ausgehend, daß eine Vereinbarung zwischen Rußland und England erwünscht sei über das Zusammenwirken ihrer maritimen Streitkräfte für den Fall kriegertischer Operationen Rußlands und Englands unter Teilnahme Frankreichs, gelangte die Konferenz zu folgenden Schlüssen: Die geplante Marinekonvention soll die Beziehungen zwischen den russischen und den englischen Streit-

kräften zur See in allen Einzelheiten regeln, deshalb ist eine Verständigung über Signale und Spezialchiffres, Radiotelegramme und der Modus des Verkehrs zwischen den russischen und englischen Marinestäben herbeizuführen. Die beiden Marinestäbe sollen sich außerdem regelmäßig gegenseitig Mitteilung machen über die Flotten dritter Mächte und über ihre eigenen Flotten; besonders über technische Daten sowie über neu eingeführte Maschinen und Erfindungen. Nach dem Vorbild der franko-russischen Marinekonvention soll auch zwischen dem russischen und dem englischen Marinestab ein regelmäßiger Meinungsaustausch zur Prüfung von Fragen, welche die Marineministerien beider Staaten interessieren, herbeigeführt werden. — — — Die russischen Interessen in der Ostsee verlangen, daß England einen möglichst großen Teil der deutschen Flotte in der Nordsee festhält. Dadurch würde die erdrückende Uebermacht der deutschen Flotte über die russische aufgehoben und vielleicht eine russische Landung in Pommern möglich werden. Hierbei könnte die englische Regierung einen wesentlichen Dienst leisten, wenn sie vor Beginn der Kriegsoperationen eine so große Zahl von Handelsschiffen in die baltischen Häfen schickte, daß der Mangel an russischen Transportschiffen ausgeglichen wird. — — — Russische Schiffe müßten mit Zustimmung Englands als Basis im englischen Mittelmeer die englischen Häfen benützen dürfen, ebenso wie die französische Marinekonvention der russischen Flotte gestattet, sich im westlichen Mittelmeer auf die französischen Häfen zu basieren.“

Vermutlich wird auch mit diesen Publikationen die Reihe der Enthüllungen zur Vorgeschichte des Krieges noch nicht geschlossen sein. Soweit man aber bisher urteilen kann, werden sie die eine immer deutlicher hervortretende Tatsache nur weiter zu bestätigen imstande sein, daß die Schwäche, Unwissenheit und Beschränktheit des Ministers Grey den Hauptteil der Schuld an dem Ausbruch der Katastrophe trägt. Grey hat auf der einen Seite den vernünftigen und ehrlichen Politikern drüben, die den Ausgleich mit Deutschland aufrichtig anstreben und bereit waren, Deutschlands Weltstellung anzuerkennen, ein Stück Weges nachgegeben und die Verhandlungen mit uns über den Orient und Afrika zum Abschluß gebracht. Gleichzeitig aber ließ er sich von der überlegenen französischen und russischen Diplomatie auf den krummen Pfaden der Einkreisung festhalten und glitt, da er in der Beschränktheit seines insularen Geistes und bei seinem Mangel an Kenntnissen über das wirkliche Deutschland gar nicht imstande war, sich Rechenschaft über unsere nationalen Bedürfnisse und Verhältnisse zu geben, immer mehr auf der schiefen Ebene abwärts, auf die ihn Rußland und England geführt hatten. Die englische Politik unter Grey ist vor allen Dingen eine Politik der geistigen Schwäche und darum auch der Heuchelei und Brutalität gewesen. Wenn wir uns das vor Augen halten, so wird uns auch die Schamlosigkeit des englischen Lügenfeldzuges gegen uns nicht weiter verwundern. Lüge und Gemeinheit sind Geschwister und werden von Charakterschwäche gezeugt.

Gertrud Bäumer / Staatliche Leitung der Volksernährung

Wer in der Kriegswohlfahrtspflege einer Großstadt arbeitet, erfährt das Ernährungsproblem in seinem bittersten Ernst und in seiner sozialen und seelischen Schwierigkeit. Noch ist — bei erst kaum merklichen Steigerungen der Lebensmittel-

preise — die Versorgung der Massen möglich. Aber wie viele Tausende von Krieger- und Arbeiterfamilien sind heute so nahe an der Grenze der Selbsterhaltung, daß ein paar Groschen mehr oder weniger sie in das Notland hinüberdrängen können! Berlin gibt an 64 000 Wehrmannsfamilien Kriegsunterstützung und zahlt 800 000 Mark monatlich Arbeitslosengelder — Ziffern, die andeuten, welche Scharen von Menschen heute auf der Grundlage des Existenzminimums leben. Die Hilfskommissionen des Nationalen Frauendienstes in Berlin werden wöchentlich von etwa 25 000 Bedürftigen aufgesucht. Bei diesen Zahlen kommt einem wohl der Gedanke: was machen wir, wenn nun einmal wirkliche Teuerung, ernstliche Lebensmittelnot eintritt? Und die unbedingte, unumgängliche Notwendigkeit, daß die ungeheure Aufgabe einer zentralen Organisation der Lebensmittelversorgung gelöst wird — um jeden Preis, mit allen Opfern, ja man möchte sagen, mit aller Rücksichtslosigkeit gelöst wird, brennt einem auf der Seele.

Aber was kann geschehen? Welche Möglichkeiten und Vorbedingungen einer solchen Organisation sind da?

Das Gesetz vom 4. August, betreffend die Höchstpreise, gibt dem Staat ein doppeltes Recht: erstens für Gegenstände des täglichen Bedarfs, insbesondere für Nahrungs- und Futtermittel aller Art, sowie für rohe Naturerzeugnisse, Heiz- und Leuchtstoffe Höchstpreise festzusetzen. Zweitens: die Verkäufer zu zwingen, diese Lebensmittel zu den festgesetzten Preisen zu verkaufen.

Das Gesetz ist in der ersten Zeit zu keinem anderen Zweck angewendet, als um sofort Polizeischranken gegen die Teuerungsspann und ihre wucherische Ausnutzung aufzurichten. Man stellte ein paar Dinge: Brot, Mehl, bei ihrem Uebergang vom Kleinhandel an den Kunden unter das Höchstpreisgesetz. Nach einer Woche war es mit dem Ansturm auf die Lebensmittelgeschäfte und den dadurch geschaffenen Phantasiepreisen zu Ende, teils infolge dieser Maßnahmen, teils durch allgemeine Rückkehr zu Ruhe und Vernunft. Seitdem hatte man im großen Publikum die Höchstpreise und ihre Bestimmung beinahe vergessen, als und trant wie im Frieden und machte sich weiter keine Gedanken.

Unterdessen bewegte sich der Zeiger der Preisbildung beim Getreide, nachdem er von 245 auf 228 M. bei Weizen (Berliner Notierung) und von 212 auf 198 M. für Roggen zurückgeschwunden war, allmählich wieder bis zu 247 und 223 M. nach oben. Und die Bäcker in Berlin, die dem Publikum in jedem Laden eine Waage zur Kontrolle der Höchstpreise am Gewicht bereitstellen mußten, fingen an sich zu beschweren, daß sie bei steigenden Mehlpreisen keine gleichen Backwarenpreise innehalten könnten. Und nun erst tauchte das eigentliche große Kriegsproblem der Ernährungsleitung auf. Denn diese langsamen gleichmäßigen Preissteigerungen hatten volkswirtschaftlich etwas anderes zu bedeuten als das vorübergehende Ergittern des Preiszeigers unter dem Anprall der Kriegserklärung. Sie bedeuten noch nicht Knappheit, aber sie stehen doch in gesetzmäßiger Verbindung mit der Beschränktheit der Vorräte in dem „geschlossenen Handelsstaat“, der wir jetzt sind; sie zeigen den Druck der Frage: wie kommen wir aus?

Unsere großen Eigenvorräte sind: Getreide, Kartoffeln, Fleisch, Hackfrüchte. Wie weit decken sie unseren Bedarf?

Legt man die Einfuhrziffern von 1913 zugrunde, so brauchten wir zur Ergänzung unserer Vorräte aus dem Ausland etwa 2 Millionen Tonnen Weizen, 3 Millionen Tonnen Gerste, 1 Million Tonnen Mais, 1½ Millionen Tonnen Delfrüchte, ¼ Million Tonnen Hülsenfrüchte. Bei Roggen und

Hafer ist die Ausfuhr größer als die Einfuhr, bei Roggen über $\frac{1}{2}$ Million, bei Hafer etwa $\frac{1}{4}$ Million.

Damach also hätten wir — von den Einfuhrländern abgeschnitten — erheblich zu wenig Weizen, Gerste und alle Arten von Futtermitteln und etwas Ueberschuß an Roggen und Hafer. Die Ziffern passen natürlich nicht genau auf dies Jahr, aber sie genügen für die Beurteilung der Sachlage im großen.

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß das schwerste Problem der fehlende Weizen und die fehlenden Futtermittel sind. Für einen kleinen Teil mangelnden Weizens kann der Ueberschuß an Roggen eintreten. Aber weil Hülsenfrüchte und Kolonialwaren (Reis!) fehlen werden, brauchen wir sicher weit mehr Brot und Mehlspeisen als sonst. Und diesem verstärkten Bedarf genügt unser Mehlvorrat nicht. Bleiben die von Aus- und Einfuhr ziemlich unabhängigen Kartoffeln. Hier aber stößt das Problem der Mehlernährung mit dem der Fleischernährung zusammen, denn es ist klar, daß die Kartoffeln bei dem Fehlen der Futtermittel in Gefahr sind, in viel höherem Grade als sonst verfüttert zu werden. Normalerweise werden ein Drittel bis zwei Fünftel des Gesamtertrages der Kartoffelernte von den Schweinen gefressen. Kartoffelernte und Schweinehaltung haben immer in direkter Beziehung zueinander gestanden. Nun fehlen Mais, Gerste, Kleie, Delfrüchte. Also entweder wandern weitere Fünftel des Kartoffelertrages in den Schweinekoben oder die Schweinehaltung muß eingeschränkt werden.

Daß wir auf die Kartoffeln nicht verzichten können, bedarf keiner Erläuterung.

Können wir aber nicht, was wir an Kartoffeln brauchen, an anderer Stelle ersparen: z. B. an den Vorräten, die bei der Spiritusbrennerei drausgehen? Etwas, ja. Es werden durchschnittlich 125 Millionen Doppel-Zentner Kartoffeln jährlich verzehrt, 171,2 verfüttert und 26,8 Millionen zu Spiritus gebrannt. Durch Einschränkung der Brennerei läßt sich also zwar etwas, aber keinesfalls genug gewinnen, um den Mehrbedarf von Mensch und Vieh an Kartoffelnahrung zu decken.

Erörterungen in landwirtschaftlichen Kreisen über die Fleischfrage lassen bisher die unlösliche Verknüpfung mit dem Brotnahrungsproblem vielfach vermissen. Der Berichtstatter über die Fleischversorgung im bayerischen Staatsministerium des Innern empfiehlt ohne Einschränkung „Ausnutzung der Kartoffelernte im Interesse der Schweinezucht“, und berührt den Zwißpalt zwischen Fütterungs- und Ernährungsrückichten nicht. Das damals vorgeschlagene Schlachtverbot für Schweine unter 150 Pfd. wird sich nicht durchführen lassen. Die andere (auch vom Bundesrat übernommene) Festsetzung eines Mindestschlachtalters für Kälber bietet deshalb weniger Schwierigkeiten, weil das Fehlen der ausländischen Futtermittel hier nicht in dem Maße ins Gewicht fällt.

Aus diesen Zuständen ergeben sich die folgenden Aufgaben der Wirtschaftsleitung: 1. Bereitstellen der Volksernährungsmittel zu erschwinglichen Preisen. 2. Verhütung falscher Verwendung. 3. Erleichterung des richtigen Gebrauchs.

Für das erste bietet das Gesetz über die Lebensmittelhöchstpreise die Grundlage, indem es den Verkaufszwang zu festgesetzten Preisen ermöglicht. Wir bekommen — wohl in aller nächster Zeit schon — die Höchstpreise für Getreide. Daß sich ihrer Festsetzung und der Durchführung des Verkaufszwanges enorme Schwierigkeiten entgegenstellen, versteht sich von selbst. Noch schwieriger ist die Lösung der Frage bei den Kartoffeln, weil die Kartoffelvorräte ungleich schwerer zu erfassen sind. Die Festsetzung von Höchstpreisen verstärkt die Verfütterungsgefahr,

zumal der Mangel an Arbeitskräften und vor allem an Transportmitteln die Marktfähigkeit der Kartoffeln verringert. Es müßte also Dreierlei bestimmt werden: Höchstpreis, Verkaufszwang, Fütterungsverbot. Alle drei Forderungen, besonders die beiden letzten, gehen zweifellos dem Bauer und kleinen Schweinehalter mitten durchs Herz, aber schwer ins Gehirn. Die erste hat noch andere Schwierigkeiten. Andererseits fehlen schon jetzt auf den städtischen Märkten allenthalben die Kartoffeln, und die Preise sind zum Teil so hoch, daß sich die Volksernährung in bedenkenerregender Weise verteuert. Es muß also dafür gesorgt werden, daß dauernd genug Kartoffeln, d. h. mehr als sonst auf die großen städtischen Märkte kommen.

Die Einschränkung der Brennereikartoffeln auf 60 v. H. des sonst gebrachten Kontingents sichert uns ein weiteres Quantum zum Verbrauch. Vorausgesetzt, daß gleichzeitig Vorkehrungen zur Erhaltung getroffen werden. Hier hat wieder staatliche und Verbandsorganisation der Wirtschaftsleitung ineinandergegriffen. Der gegebene Mittelpunkt für Kartoffelverwertung im großen ist die Spirituszentrale. Ihr ist deshalb die Anlegung von Kartoffeltrocknereien durch die Regierung übergeben. Vielleicht werden sich noch weitere Aufgaben an diese anschließen. Daß der Staat selbst die Kartoffelverwertung in die Hand nimmt, ist bei dem Mangel an vorhandener Zentralisation des Handels undenkbar. Die Städte können durch Ankäufe den Konsum für ihre Massen verbilligen — das hat z. B. Mannheim getan, das dadurch in die Lage kam, seinen Hausfrauen Preise von 2,30 M. pro Zentner zu verschaffen. Berlin hat in großem Umfang Mehlsäufe gemacht. Natürlich setzen aber diese Großkäufer wieder die Gegenden in Nachteil, in denen solche Fürsorge nicht getroffen wird, oder getroffen werden kann.

Ist die Frage, wie Schweinehaltung und Kartoffelverkaufszwang sich miteinander vereinigen lassen, das eine, so liegt das zweite schwere Problem der Ernährungsleitung beim Konsumenten. Die Zwißmühle ist die: wir müssen die Bevölkerung erziehen, den fehlenden Weizen zu entbehren oder durch etwas Roggen und viele Kartoffeln zu ersetzen. Das darf aber nicht einfach dadurch geschehen, daß man Weizenbrot schrankenlos teurer werden läßt — so teuer, daß es auch für Kinder und schwächliche Menschen in breiten Volksschichten nicht mehr erschwinglich ist. Wie zwingt man, wenn nicht durch Sperrung auf dem Wege der Preiserhöhung, die Bevölkerung, Weizen, Roggen und Kartoffeln in dem Verhältnis zu essen, in dem sie da sind? Die Ernährungssitten — bis zum Ernährungsunverstand — sind noch schwerer umzuschalten wie die Wirtschaftsorganisation. Wer in der Wohlfahrtspflege arbeitet, weiß, wie oft sich die Frau selbst für die gescheitete Brotmarke „Schnecken“ holt.

Der Plan, in das Roggenbrot Kartoffelmehl zu verbaden, ist schon viel erörtert. Er ist sicher gut und zweckmäßig. Da nicht daran zu denken ist, in der Großstadtbevölkerung den Brotgenuß in großem Umfang einzuschränken, kann die Kartoffel nur im Brot in ausreichendem Maße als Ersatzmittel zum Konsum gebracht werden. Die zweckmäßige Durchführung wird Sache der Bäderinnungen und Konsumgenossenschaften sein, die in diesem Falle als ausführende Organe der vom Staat ausgehenden Anweisungen wirken müssen.

Selbstverständlich kommen neben dieser notwendigen einen großen Schiebung: Weizen, Roggen, Kartoffeln noch zahlreiche andere weniger umfassende Ersatzmaßnahmen, Lebensmittelvertauschungen sowohl wie bessere Ausnutzung, in Frage. Die Verwertung der Abfälle, die Ausnutzung der nicht in der Ausfuhr verwerteten Erzeugnisse der Zuckerindustrie zu

Fütterungs- und Ernährungs zwecken, die größere Sparbarkeit und Sorgfalt bei Rohstoffverwendung sowohl wie beim Konsum, und schließlich Einfuhr auf neu erschlossenen Wegen werden die Volksernährung noch in mancherlei Weise erleichtern. Aber auch hier kommt alles darauf an, daß der tatkräftige und sichere Anstoß von einer Stelle gegeben wird, bei der man in die Kriegsvorratskammer des deutschen Volkes den besten Einblick hat, und daß im Zusammenwirken aller vorhandenen Verbandsorganisationen mit der Staatsleitung jedes Sonderinteresse geopfert und das Unabänderliche entschieden und rechtzeitig durchgeführt wird.

Ewald Fröh / Kriegsdienst der evangelischen Pfarrer

In den letzten Wochen sind mehrere Fälle in der Öffentlichkeit bekanntgeworden, nach denen festangestellte Pfarrer der evangelischen Kirche, die für den gegenwärtigen Krieg zum Dienst mit der Waffe ins Heer eintreten wollten oder schon seit Wochen des Königs Rost trugen, von der Kirchenbehörde nicht die Erlaubnis erhalten haben, ins Feld zu ziehen, oder die von der Militärbehörde auf Veranlassung des Konsistoriums trotz ihres Widerspruches aus dem militärischen Dienstverhältnis wieder entlassen worden sind. So hat die Osnabrücker Zeitung am 25. September für weiteste Kreise bestimmte Ausführungen des Pfarrers Grußendorf von der Mariengemeinde in Osnabrück gebracht. In diesem Schreiben teilt Pfarrer Grußendorf mit, daß er seit der Kriegserklärung als Wajefeldwebel ins Heer eingetreten sei, wochenlang als solcher in der Heimat seinen Dienst versehen habe und nun, wo es sich um den Auszug ins Feld handle, auf Veranlassung des Konsistoriums in Hannover von der Militärbehörde wieder entlassen worden sei. Auf eine Beschwerde seinerseits habe ihn das Kirchenregiment besonders darauf hingewiesen: es sei nicht angängig, daß Pfarrer abwechselnd den Talar und den Soldatenrock anzögen. Demgegenüber weist Grußendorf auf die Tatsache hin, daß Kandidaten der Theologie und Hilfsprediger ja auch abwechselnd den Talar und den bunten Rock tragen müßten, wenn sie dienten oder militärische Übungen machten. Das aber sei von der Kirchenbehörde nicht verboten. In ergreifender Weise schildert er schließlich, wie sein Gewissen ihn vor die Entscheidung gestellt habe, entweder sein Pfarramt niederzulegen, um dennoch in den Krieg ziehen zu können, oder aber das Waffenkleid auszuziehen und mit Rücksicht auf seine kranke Frau und seine unmündigen Kinder im Pfarramt zu bleiben. Schweren Herzens hat er das letztere gewählt.

Einen anderen Fall teilt die Kölnische Zeitung vom 27. August mit, allerdings ohne Angabe von Namen, so daß hier die Feststellung der behaupteten Tatsachen schwierig ist. Danach ist drei militärisch ausgebildeten Geistlichen einer evangelischen Gemeinde in Westfalen, die sich beim Ausbruch des Krieges zum Eintritt ins Heer gemeldet hatten, die Erfüllung ihres Wunsches von der Kirchenbehörde abgeschlagen worden. Einer von ihnen, der mit einer Engländerin verheiratet ist und unter dem niedrigen Verhalten der Engländer in der letzten Zeit besonders gelitten hat, stellte seine Kirchenbehörde vor die Wahl, ihm entweder nachträglich die Erlaubnis zum Auszug ins Feld oder seine Entlassung aus dem Kriegsdienst zu erteilen. Da die Behörde bei ihrer ursprünglichen Ablehnung blieb, hat der Pfarrer sein Amt niedergelegt und den Talar mit dem Waffenrock vertauscht.

Wie viele solcher tragischen Fälle sich sonst noch unter Ausschluß der Öffentlichkeit abgespielt haben, wissen wir nicht. Nach den Berichten der kirchlichen Blätter ist es jedenfalls Tatsache, daß verhältnismäßig viele Pfarrer, die zunächst zum Waffendienst einberufen waren, wieder entlassen wurden oder in den Sanitätsdienst eintraten. Da wird es jeden Deutschen in dieser ernsten und begeisternden Zeit tiefschmerzlich berühren, daß man jetzt, wo jeder gesunde, waffenfähige Kriegsfreiwillige gern als Soldat genommen oder vorgemerkt wird, Angehörige eines bestimmten Standes vom Kriegsdienst anscheinend ausschließt.

Es liegt uns fern, den Gottesfrieden, den unter den gegenwärtigen Verhältnissen alle Stände, Parteien und Konfessionen in Deutschland geschlossen haben, durch eine leidenschaftliche Erörterung dieser Angelegenheit zu stören. Die Tatsache aber der begeisterten Beteiligung aller Berufe am Kriege und das Mitleid mit der Gewissensnot solcher Pfarrer legt uns die Frage nahe, ob sich nicht für diese ein Ausweg aus ihrer schwierigen Lage finden läßt.

Die gesetzliche Grundlage für das gegenwärtige militärische Dienstverhältnis der deutschen Theologen katholischer und evangelischer Konfession bilden zwei Bestimmungen: Die eine ist das „Gesetz betreffend die Wehrpflicht der Geistlichen“, von katholischer Seite wiederholt in Angriff genommen, aber immer wieder abgelehnt, bis es schließlich in der vorliegenden, von den Konservativen Kardorff und Kleist-Nechow stammenden Beschränkung auf die katholische Kirche vom Reichstag angenommen und im Reichsgesetzblatt 7 vom 8. Febr. 1890 veröffentlicht wurde. Sein einziger Paragraph lautet:

„Militärpflichtige römisch-katholischer Konfession, welche sich dem Studium der Theologie widmen, werden in Friedenszeiten während der Dauer ihres Studiums bis zum April des 7. Militärjahres zurückgestellt. Wenn dieselben bis zum vorbezeichneten Zeitpunkte die Subdiakonatsweihe empfangen haben, so werden diese Militärpflichtigen der Ersatzreserve überwiesen und bleiben von Übungen befreit.“ Dieses Gesetz ist heute noch in Kraft.

Danach haben, was die Studenten der Theologie anbetrifft, allein die katholischen in bezug auf den Militärdienst Vergünstigungen, und zwar nur in Friedenszeiten: In Kriegszeiten fallen die Bestimmungen über die Zurückstellung fort; daher haben sich denn auch die katholischen Theologiestudierenden zu stellen. Ueber die evangelischen Studenten der Theologie wird in diesem Gesetz nichts gesagt: Sie unterstehen also denselben militärischen Gesetzen wie alle sonstigen Stände, müssen auch nach ihrem Dienstjahre die vorgeschriebenen Übungen machen, falls sie nicht von ihrer Behörde als unabkömmlich reklamiert werden, so lange bis sie festangestellte Pfarrer sind. Dann hört auch für evangelische Theologen tatsächlich der militärische Waffendienst auf. Denn dann tritt die schon vor dem „Gesetz betr. die Wehrpflicht der Geistlichen“ festgesetzte Bestimmung der „Deutschen Wehrordnung“ in § 118, Ziffer 5, in Kraft: Diese zweite militärrechtliche Vorschrift für die Theologen lautet: „Personen des Beurlaubtenstandes, welche ein geistliches Amt in einer mit Korporationsrechten innerhalb des Reichsgebietes bestehenden Religionsgesellschaft bekleiden, werden zum Dienst mit der Waffe nicht herangezogen. Sie werden im Falle des Bedarfs im Dienst der Krankenpflege und Seelsorge verwandt. Außerdem findet auf sie die Bestimmung unter Ziffer 4 Anwendung.“

Nach Ziffer 4 werden Reichs-, Staats- und Kommunalbeamte, die der Reserve, Landwehr oder Ersatzreserve angehören, für den Fall einer Mobilmachung hinter die letzte Jahresklasse der Landwehr 2. Aufgebotes zurückgestellt, wenn sie unabkömmlich sind.

So hat also das Königliche Konsistorium in Hannover nach dem Wortlaut der Wehrordnung durchaus recht, wenn es jetzt unter der Überschrift „Die Stellung der Geistlichen während des Krieges“ einen Erlaß bringt, in dem es heißt: „Nach 2, 118, 5 der Wehrordnung werden die in einem landeskirchlichen Amte stehenden Geistlichen zum Dienst mit der Waffe nicht herangezogen.“ Doch wird wohl jedem bei einer Gegenüberstellung des Gesetzes betr. die Wehrpflicht der Geistlichen und der Bestimmung in der Wehrordnung klar, daß hier zwei Vorschriften vorliegen, von denen die eine dem evangelischen Theologen die militärische Dienstpflicht vorschreibt, während ihm die andere von seiner festen Anstellung an das Recht zum Dienst mit der Waffe wieder nimmt. Dem evangelischen Theologen, der selten vor der Studienzeit ins Heer eintritt, in Preußen jetzt, wo ihn die beiden Semester während des Dienstjahres nicht mehr angerechnet werden, wohl nur in Ausnahmefällen als Student dient, der also meist in den letzten militärpflichtigen Jahren seiner Dienstpflicht genügt, stehen demnach bis zu seiner festen Anstellung nur ganz wenige Jahre für seine militärische Betätigung zur Verfügung. Als Pfarrer wird er nicht mehr zum Dienst mit der Waffe herangezogen. Ob das die evangelischen Theologiestudenten, die sich i. Z. gegen die Befreiung vom Waffendienst von Zentrums Gnaden wandten, gewollt, gewußt oder geahnt haben, daß man zwar die Erfüllung der Militärpflicht von ihnen verlangen, ihnen aber bereits von der festen Anstellung an, also nach ein paar Jahren, das Recht zum Dienst mit der Waffe wieder nehmen würde?

Menschlich begreiflich ist ja die Bestimmung, Pfarrer im Amte nicht mehr zu militärischen Übungen heranzuziehen. Es kommen da Anschauungen mit in Betracht, die es irgendwie mit der Frage nach der sittlichen Berechtigung des Krieges vom christlichen Standpunkt aus und mit dem Friedensamte des Pfarrers zu tun haben. Diese Auffassung vertritt nicht nur das katholische kanonische Recht, nach dem die Teilnahme eines zu ordinierenden Geistlichen am Kriege einen Mangel an Sanftmut (*defectus perfectae lenitatis*) bewirkt, wie ja auch 1889/90 bei Beratung des Wehrpflichtgesetzes für Geistliche von Katholiken die Unvereinbarkeit der militärischen Dienstleistung mit dem geistlichen Stande betont wurde: auch auf evangelischer Seite hat damals sogar der Verfechter des Gegenantrages, Kleist-Rehborn, gesagt, daß sich der Waffendienst mit dem Wesen des geistlichen Amtes nicht vertrage. Andererseits gibt es auf protestantischer Seite keine zweifache Sittlichkeit, eine niedere für die gewöhnlichen Christen, nach der der Kriegsdienst erlaubt wäre, und eine höhere für den Geistlichen, nach der ein Eintritt ins Heer dem Christentum widerspräche. Zudem wird jeder deutsch denkende Bürger unseres Vaterlandes, welcher Partei oder Konfession er auch angehören mag, fest von der sittlichen Notwendigkeit unseres gegenwärtigen Verteidigungskrieges gegen feindlichen Ueberfall überzeugt sein.

Wenn also auch nach dem Wortlaut der geltenden Bestimmungen die bisherige militärische Behandlung der evangelischen Theologen richtig war, so muß man doch der Militärbehörde und dem Kirchenregiment wünschen, beide möchten einen Ausweg für solche Pfarrer finden, die nach gewissenhafter Prüfung mit der Waffe in der Hand

Schulter an Schulter mit den anderen Volksgenossen für Deutschlands Freiheit und Ehre kämpfen wollen, und ihnen ihren Herzenswunsch erfüllen: die Teilnahme am Kriege als Soldat im Felde.

* * *

Nachschrift: In den letzten Tagen kommt die erfreuliche Nachricht, daß der Oberkirchenrat davon abliest, grundsätzliche Bedenken geltend zu machen. Offizieren und Unteroffizieren des Heeresersatzes wird die Erlaubnis zum Dienst mit der Waffe nicht mehr vorenthalten. Andere Kirchenleitungen werden folgen müssen.

Elsässer Briefe

I.

An alle die lieben Brüder und Schwestern Deutschlands, die mir auf meinen „Hilfe“-Brief in Nr. 40 persönlich schrieben.

Leider ist es mir nicht mehr möglich, jedem einzelnen Einsender persönlich zu danken; es ginge dies bei meinen Amtspflichten und sozialen Arbeiten über meine Kraft. Da sich aber alle Einsendungen ungefähr in den gleichen Gedankengängen bewegen, so sei es mir gestattet, auf diesem Wege allen, allen zu antworten.

Zunächst spricht aus vielen Briefen trotz des liebevollen Verständnisses der besonderen Lage der Elsässer eine mehr oder minder deutliche Unkenntnis des Wesens meiner Landsleute. Weil der Irrtum ziemlich allgemein ist, muß ich ihn hier nochmals rectifizieren. Man sucht unter jedem Elsässer wahrscheinlich einen größeren oder kleineren Franzosenfreund, der mit mehr oder minder großer Verehrung dieser Liebe die Hand zum Kampfe gegen dieses Vaterland hergibt. So ist es nicht trotz der vielen Familienbeziehungen zu Frankreich. Jenseits der Vogesen liegt für uns Jungelsässer, die wir nach 1870 geboren sind, mindestens ebensogut Ausland wie jenseits des Kanals. Weil aber unsere Eltern immer noch so groß von Frankreich dachten und ihre Erwartungen bezüglich der Friedensliebe der „grande nation“ so gründlich enttäuscht wurden, darum ist vielleicht bei uns im Elsaß mancherorts gerade eine stärkere Abneigung gegen dieses Land vorhanden, als in Deutschland rechts vom Rheine. Man handelt dort mehr objektiv als bei uns, wo weniger sachliche Würdigung des Kulturwertes der Nation als subjektive Neigung mitspricht. Subjektivismus pendelt aber stets zwischen Liebe und Haß. Da zur Liebe kein Raum mehr vorhanden ist, bleibt dem einfachen Elsässer nur noch der Haß. — Es sei mir hier gestattet, eine wichtige Bemerkung eines Elsässers einzuschalten, der in einer Gegend wohnt, welche einige Tage unter gallischer Herrschaft stand: „Diese (die Franzosen) haben in den 4, 5 Tagen hier mehr germanisiert als die Deutschen vorher in 43 Jahren.“ Man verzeihe dem Schreiber den gelinden Spieß auf die vergangene Reichslandpolitik Deutschlands. Wir können nun ja sicher darauf bliden als auf ein Vergangenes. — — —

Höchst wohlthuend wirkt aus allen Schreiben der brüderlich-warme Ton, der mir entgegenklang. Das ist es, was ich in meinem Artikel wünschte. Und ich denke, im Sinne der lieben Absender zu handeln, wenn ich die Briefe auch anderen zum Lesen übergebe. Ich würde sie am liebsten elsässischen Zeitungen zum Abdruck übergeben, wenn ich nur wüßte, welche ich auswählen sollte! Ich tue es aber auch aus dem Grunde nicht, weil eben kleine Irrtümer über uns wie der eben geschilderte darin auftauchen, und ich um keinen Preis haben möchte, daß jetzt gar im Elsaß eine kleinliche Preßschelte darüber beginnen möchte. —

Aus einigen Briefen tritt neben der treuen Gesinnung doch auch der Vorwurf gegen mich selbst hervor, als würde ich mich doch etwas zu Unrecht für mein Heimatland beklagen. Man beweist mir dies durch Aufzählung der schon geleisteten Liebeswerte Altdeutschlands für Elsaß-Lothringen. — So leichtfertig schrieb ich nun doch nicht. Als ich meine Worte schrieb, am 17. September, war von

allem noch nichts geschehen. Da aber für Ostpreußen die Liebestätigkeit damals schon kräftig eingeleitet war, von unserem Lande aber niemand sprach, machte sich bei manchem Landes-eingeweihten, wie ich vor nunmehr einem Monate feststellen mußte, ein gewisses Mißbehagen geltend. Um dem zu steuern, griff ich zur Feder; denn ich dachte: Es ist besser, ich handle so, als daß ich mitreklamiere hinter unseren Mauern.

Hernach erfuhr ich, daß andere ähnlich gehandelt haben. Wenn nun unsere Rufe ein solch offenes Ohr, ein solch warmes Herz und eine solche freigebige Hand finden, wie es die Briefe und die Zeitungen mir tagtäglich berichten, so freut das sicher keinen mehr als mich selbst. Die Gaben haben gerade jetzt unberechenbaren Wert. Es sind Gaben, die die Brücken über den Rhein unendlich besetzen. Bedenkt aber besonders, liebe Brüder, wohin diese Gaben kommen. Meist in Gegenden französischer Zunge, in Gegenden, wo noch vieles zu erobern ist. Glaubt es, ihr Geber, ihr erobert auf diesem Wege besser und sicherer, als jedes andere Mittel es erzielen könnte. Darum euch allen von Herzen Dank!

E. Heywang, Lehrer in Gundershofen.

II.

Wir im Elsaß erleben das große Schicksal dieses Krieges in ganz besonderer Weise. Der Sturm geht durchs Land und die Spreu fliegt im Wind. Was aber fest in der Heimat Erde wurzelt, das beugt sich und füllt die Wurzeln, die es tragen und halten, bis der Sturm vorüber ist. Für uns Elsässer, die im Bauerntum, und zwar im protestantischen Bauerntum wurzeln, war ja das deutsche Bekenntnis leicht. Mir fallen in diesen Tagen so viele Episoden ein, die die Großmutter aus dem 70er Krieg erzählte. Ich weiß nur, daß sie, die doch den größten Teil ihres Lebens französisch gewesen war, für den alten frommen Kaiser Wilhelm durchs Feuer gegangen wäre. Wir Kinder sind, trotzdem unser Vater eigenständig eine französische Bildungs- und Tradition festhielt, instinktiv im deutschen Geist groß geworden, haben früh im deutschen Geistesleben ein geistiges Vaterland gefunden. Wir haben frisch und munter schon in der Familie Opposition getrieben und — schließlich lernte der Vater auch, es lächelnd hinzunehmen. Ich frage mich jetzt oft: Wie hätte unser Vater diesen Krieg erlebt? Hätte er auch die ältere Tradition jetzt in sich gefunden, die doch auch in seinem Blut leben mußte, wie im mütterlichen Blut? Seine Brüder und Schwestern haben das Elsaß vor 70 verlassen und wurden doch drüben deutsche Amerikaner. — Ich habe Freundinnen, die kaum richtig Deutsch reden können — in ihren schweren Stunden aber lesen sie Gottfried Keller, ihre Brüder stehen im deutschen Heer und in der französischen Armee. Das sind Dinge, die Menschen zerbrechen können, und es werden viele, viele zerbrechen. Aber was ist das jetzt, wo alles sein Leben gibt? Ein kleines Rauchwölkchen im großen Opferfeuer. Kleine Steine unter den Füßen der Völker.

Es ist ein Unglück, ein Grenzvolk zu sein. Niemand weiß das besser, als wer im Grenzvolk lebt und innerlich nicht Grenzvolk ist. Grenzvolk sein ist eine furchtbare Belastungsprobe für den Volkscharakter. Ist es ein Wunder, wenn mancher in dieser Zeit erliegt? Wenn dies die letzten sind, die so traurig und häßlich erliegen — wie wollen wir im Elsaß dann dieses furchtbare Schicksal segnen! Wenn einmal in unserem armen Land der Vaterlandsgedanke aufgehen wird, groß und sichtbar für alle. Das müßte eine Sonne sein, die endlich all die verhaltenen Kräfte unseres Volkes ans Licht loden würde, die erst dann fühlen würden, was es heißt, in einer Volksgemeinschaft zu stehen.

Nein, sie fühlen es jetzt schon; das Volk, das seine Männer und Söhne hinausstellt, ist ganz plötzlich und furchtbar in eine Volksgemeinschaft hineingestellt worden und erlebt jetzt sein erstes gemeinsames Erlebnis mit dem Deutschen Reich.

Das ist der Segen, den hier jeder jetzt fühlt: das gemeinsame Erlebnis. Deutsche Freunde versichern mir täglich, wieviel tiefer sie jetzt die Liebe zur neuen Heimat, dem Elsaß, fühlen — und die Elsässer, auch die, die keine Worte machen, wissen, daß draus im Feld eine neue Wutsbrüderchaft geschlossen wird. Das wird die geschichtliche Tatsache sein, auf der der neue innere Aufbau sich dann glatt vollziehen wird.

Alles, was in unserem Lande aufwärts will, wachsen will, hat nur ein Flehen, daß Deutschland diese furchtbare Feuerprobe besteht.

So leben wir, ergriffen und gepackt wie alle im Reich, nur noch reicher um einen heißen, besonderen Wunsch ans Schicksal. Mitten in vieler, manchmal atemloser Arbeit, je nachdem die Blutmäße der Ereignisse spürbarer wird.

Unser Stralsburg steht im Herbstgold, und unsere Augen wagen es wieder, Münster und Giebel anzuschauen, ohne Abschied zu nehmen. —

Freund Frank ist gefallen. Am Verlust der seltenen Einzelnen mißt man erst, was unwiederbringlich dahingeht in diesen Tagen. Ich muß immer wieder an ein Wort von ihm denken, das er einst nach einer Versammlung zu mir sagte — es war damals der böse Winter mit den Wahlrechtedemonstrationen: „Ich glaube nicht mehr an eine innere Einigung, ohne daß Blut fließt.“ — Und nun fließt Blut — freilich anders, als Frank damals dachte — und er hat für diesen großen Gedanken der inneren Einigung sein Blut mitvergossen. Die Toten sind stark! Das muß unsere Zukunft wahr machen. — M. W. in Stralsburg.

Julius Bab / Das Preußendrama

In dem reichlichen Jahrzehnt, während dessen ich die dramatische Produktion in Deutschland möglichst genau zu verfolgen bemüht bin, hat mich mehr als einmal ein Problem merkwürdig gefesselt: das epidemische Auftreten eines Stoffes, die gleichzeitige vielfache Behandlung ein und desselben Motivs. Während gewisser Jahre gab es plötzlich (größtenteils von namhaften Autoren) 3, 4 und mehr Dramatisierungen der „Ninon de L'Enclos“ — der „Ariadne“ — des „Simson“ — und ebenso gewisser Motive der griechischen Mythologie, der deutschen Sage, der italienischen Novellistik. Nun konnte man in einigen Fällen einen äußeren Anstoß oder unmittelbare „Ansteckung“ unter den Autoren nachweisen. Es blieb aber als das eigentlich Interessante ein großer und irrationaler Rest. Es scheint nämlich, daß bei der sehr begrenzten Zahl dramatisch tauglicher Fabeln gerade die Dichter von lebendigstem Zeitgefühl und bestem szenischen Instinkt bei einem bestimmten Druck der geistigen Atmosphäre zu ganz bestimmten Stoffen getrieben werden, so daß solches Zusammenreffen höchst notwendig und für den Zeitgeist höchst verträglich ist. — Die stärkste Bestätigung dieser dramaturgischen Annahme und den bedeutendsten mir bekannten Fall dieser Art aber hat mir erst dieses Jahr 1914, das Jahr des deutschen Weltkriegs, gebracht!

Viel stärker als in unserem Bewußtsein muß in unseren Nerven, deren vergeistigende Auslösung die Kunst ist, das Gefühl vom Herannahen einer Krise im deutschen Leben gelegen haben — einer nationalpolitischen Krise, in der die Existenz des Deutschen Reiches davon abhängen mußte, ob sein organisatorischer Kern, das Preußentum, noch die alte Leistungsfähigkeit besaß. Die geistige Kraft des Preußentums in einem großen Konflikt entfaltet zu zeigen, das war also die Aufgabe, die sich dem Instinkt der Dramatiker aufdrängen mußte; preußischer Willen zu herrschender Zucht mit den ästhetisch schweifenden Instinkten im Kampf: das war die Art von Geisterschlacht, die jetzt auf die Szene woltte. Nun ist freilich zwischen dem ehern sachlichen, gleichsam stumm arbeitenden Wesen des Preußentums und jener Veredelmheit des Individuums, die alle Kunst, das Drama vor allem braucht, eine Spannung, die die Idee des „Preußen-Dramas“ beinahe als Widerspruch erscheinen lassen könnte. Nur an ganz wenigen Punkten ist die Preußengeschichte zu persönlichen Momenten verdichtet, die künstlerisch faßbar sind, und an diesen wird nach dem Entwicklungsgang dieses Staates wohl immer ein Hohenzoller stehen. Es gibt ein paar Möglichkeiten zu wirklichen Hohenzollerntragödien. Nicht beliebige Theaterstücke sind gemeint, an deren Jambeinde dann ein bengalisch belichteter Hohenzollernfürst als *deus ex machina* steht, sondern Dramen, deren Kampf die geschichtliche Sendung dieses Herrschers darstellt und die aus ihr folgende menschliche Problematik: jede große Aufgabe verlangt Einseitigkeit vom Menschen und bringt also tragische, d. h. notwendige „Schuld“-Konflikte dramatisch

echter Natur. Kleist hat im „Prinzen von Homburg“ erst eine unbekannte kleine Legende für seinen Zweck erweitert; die reizvolle Popularität besitzen nur ganz wenige Hohenzollernmotive: zu dem Bismarckdrama und der Tragödie von 1848 fehlt uns einstweilen wohl noch die künstlerisch erforderliche Distanz; da bleibt die Katastrophe von 1806 am lebendigsten um die Gestalt des Prinzen Louis Ferdinand konzentriert, und die furchtbare Krise, in der der große Friedrich erwuchs: der Konflikt zwischen Friedrich Wilhelm dem Ersten und seinem Sohne. Ein Vater, der im Fanatismus seiner Königspflicht fast versteinert — ein zartnerviger feingeistiger Sohn, der bequem geirrt, vor solchem Druck ins Weite fliehen will. Ein generöser Freund, Ratte, der zur Flucht hilft, und der mit dem Prinzen gefangen, vom König getötet wird, damit an seiner Leiche der Sohn zum Begreifen von Pflicht und Schuld reife. Und vor der letzten Biegung zur Katastrophe gelingt diese furchtbare aller Kuren: ein hartgewordener Erbe steht schließlich vor dem fast erschütterten Vater: Das ist das Preußendrama in seiner reinsten Form. Und siehe da: nachdem am Ende vorigen Jahres ein viel diskutiertes Drama „Prinz Louis Ferdinand“ von Fritz von Unruh erschienen war, wurden jetzt (unmittelbar nach Ausbruch des deutschen Krieges!) gleichzeitig drei Dramen bekannt, die das Schicksal des Kronprinzen Friedrich zum Gegenstand haben! Es sind „Ratte“ von Hermann Burte (der als Dichter des „Wiltseber“ bekannt geworden ist) — „Friedrich, Kronprinz von Preußen“ von Emil Ludwig — „Preußengeist“ von Paul Ernst. Das erste Stück ist bei Carrajin-Leipzig, das zweite bei S. Fischer-Berlin gedruckt; das dritte liegt erst als Manuskript (im Hyperionverlag) vor, ist aber dem „Kleinen Theater“ in Berlin bereits — verboten worden. (Eine Paragrafengeiterei: „Hohenzollern-dramen bedürfen des kaiserlichen Konsenses, und der Kaiser kann jetzt keine Stücke lesen.“)

Von diesen Stücken sind nachweislich die zwei ersten zu einer Zeit entstanden, wo von der neuen großen Feuerprobe auf den Preußengeist noch nicht die Rede war; nur das dritte ist, vermutlich auch längst entworfen, ersichtlich unter dem Eindruck der Augusttage 1914 fertiggestellt. Denn Paul Ernsts Schauspiel enthält einige direkte Zeitanspielungen. Diese eingelegten Reden wider den englischen Geist, vom Feind in Ost und West, von der deutschen Weltfremdung, sie scheinen mit ihrer aktuellen Art gerade in dem stilistisch strengsten, geistigsten der Dramen befremdend. Die Erklärung liegt freilich darin, daß dieser Stil Ernsts Produkt eines moralisch leidenschaftlichen, erzieherischen Temperaments ist, dem auch solche direkten pädagogischen Ansprachen durchaus natürlich sind. Die ganze Fabel aber liegt dem Ernstischen Geist so sehr, daß er sie zweifellos auch ohne allen aktuellen Anlaß zur Formung seiner Grundanschauungen gewählt hätte: der gerechte, der königliche, der durch den Pflichtgedanken freie und starke Mensch, der „Edle“ überwindet das Gewöhnliche, Sinnlich-Schwärmerische, Unreife, Unreine. So monumental vereinfacht, in drei ganz ohne realistische Illusion gelegte Akte gedrängt, in eisernen, doch zuweilen vom Pathos des Gefühls durchglühten Reden aufgelegt, stellt Ernst den Gegensatz von Vater und Sohn auf. In die Mitte wird die Gestalt Rattes gestellt als eines durchaus Edlen, der zwar des Kronprinzen Flucht unverzüglich findet, ihm aber über alles Treue hält, und der auch bewußt, um zu seiner Läuterung beizutragen, in den Opfertod geht. — Im vollsten Gegensatz zu diesem Märtyrer hat Burte einen ziemlich historischen Ratte, einen fatalistischen Epikuräer, einen lebenswürdig haltlosen, erst im Tode gefestigten jungen Edelmann, zu seinem Helden gemacht. Aber dieser Mensch ist als Mittelpunkt einer Tragödie nicht belangvoll genug; der Kampf des im Pflichtgedanken verhärteten Vaters und des im Lebensgenuss verschwärmten Sohnes ist zu großartig, um nur als Anlaß für das Schicksal dieses lebenswürdigen Schwächlings zu dienen. Deshalb hat Burtes fünfaktiges Schauspiel, in dem Kronprinz Friedrich überhaupt nur am Anfang und Schluß auftritt, sehr gut gefügte Akte und sprachlich viel herzhafte herbe Kraft — aber als Ganzes ist es ein dramatisches Gefüge ohne geistigen Mittelpunkt und deshalb ohne letzten Wert: rührend, nicht ergreifend, traurig, nicht tragisch, theatralisch, nicht dramatisch. —

Dagegen stellt Ludwig den Blick nun wieder richtig ein: Ratte ist nur die Begleitmusik zu Fritz, ein fertig gerundetes Lebens-

talent, das als reife Frucht fallen darf, wo das dunklere gärende Genie des Freundes zur Tat durchbrechen muß; Kronprinz Friedrich ist der Held und mehr noch der Vater, der in aller Wildheit des Temperaments von einer großen Idee getrieben, wie Hebbels Herzog Ernst (Agnes Bernauer's Mörder!) mit Rattes Leben „den eigenen Sohn brandsetzt, wie Abraham den Isaak“. — Dieser Kampf wird nun aber von Ludwig nicht mit Ernstlicher Schärfe, Klarheit und Bewußtheit dialogisiert; in fast epischer Breite wird er in zehn Bildern gestaltet. Und dabei gibt es nun freilich eine Echtheit des Zeittons, und was mehr ist, eine Echtheit der psychologischen Bewegung, von der Ernst nichts weiß und wissen will. Wie hier jeder seelische Fortschritt in schamboller Verhüllung und unter bitterem Schmerz — wie jede Geburt! — geschieht, das ist sehr ergreifend, und sicherlich ist Ludwigs Historie die dichterisch stärkste, wie Ernsts die geistig klarste und Burtes die vielleicht theatralisch wirksamste dieser drei Fassungen.

Es wäre natürlich noch viel künstlerisch Interessantes aus einem Vergleich dieser Dramen zu ziehen; nirgends ist ja die Form aufschlußreicher, als wo ihre Wirkung bei verschiedenen Werken gleichen Stoffs rein zu abstrahieren ist. Aber die Absicht dieser Betrachtung ist ja gar keine ästhetische. Es kam mir darauf an, die geistige, die nationalpolitische Bedeutung dieses Faktums herauszuheben — des Faktums, daß es schon vor Kriegsausbruch drei Dichter von Rang gleichzeitig zu einem Stoffe zog, der an der größten Fabel der preussischen Geschichte den tragischen Triumph sittlicher, tatgeweihter Entschlossenheit über eine bloß feinnervige, ziellos schwelgende Kultiviertheit darstellt. Es ist die große Tradition des Preußen-Poeten Kleist, des geistigsten Junkers, ist die Tradition des „Prinzen von Homburg“, an die hier angeknüpft wird. Daß aber Kleist der Genius der Stunde ist, — das habe ich unlängst schon an dieser Stelle zu zeigen versucht.

Was aber sollte uns Deutschen in dieser Schicksalsstunde höheren Mut geben, als die Einsicht, daß sich zur rechten Zeit auf allen Gebieten und über alle bewußte Absicht hinaus der Trieb kundgegeben hat, das deutsche Leben mit jenem reinsten Inhalt preussischen Geistes neu zu durchdringen: mit Einordnung, Pflichtgefühl, Hingabe. Aus tiefstem Grund und von überall her ist der Geist aufgestanden, der uns jetzt Rettung und Triumph verbürgen muß.

Karl Huber / Hermann Löns †

Still liegt die braune Heide. Leise klagend streicht der Herbstwind darüber und streut gelbe Blätter übers Gesträuch. Gespenstisch stumm stehen die dunklen Wacholderbüsche und die schwarzen Krüppelleichen. Düstere Wolkensfahnen schleifen über die Brinken. Kalt steigt die weiße Nebelfrau aus dem Moor. Irgendwo gelst der Eule Jammergeschrei... Eine Ahnung von dunklem Weh liegt über dem einsamen Land: Hermann Löns ist tot. Der unermüdliche Schilderer und Sänger der Lüneburger Heide ist stumm.

Eine Kugel kam geflogen,
Sie traf mich viel zu gut,
Die Blumen in dem Rasen,
Die sind jetzt rot wie Blut.

So singt er in einem seiner schlichtschönen Soldatenlieder. Als 48jähriger zog er freiwillig vor den Feind, und am 27. September traf ihn vor Reims eine Kugel mitten ins Herz. Nun ist das grüne Gläsklein in seiner Hand zersprungen; aus ist das Lied vom Leben und vom Tod, und er ist in jenem fernen Land, von dem er in seinem blauen Buch in sehnsüchtigen Bildern träumt. Löns' Tod ist Vollendung. Er starb den schönen Soldatentod als echt deutscher Dichter. Keiner umfaßte die Heimatshölle so mit bewußter Liebe wie er; keiner kannte und liebte die Lüneburger Heide wie er. Palm und Tier, Baum und Fels und die mannigfachen Laute der Heide Landschaft, sie alle hatten irgendwo einen Platz in seiner farbenfrohen Dichterseele. Und irgendwann wachten sie auf und wuchsen in eine jener unvergleichlichen Natur Schilderungen, die weniger Beschreibung sind als farbenfattles lyrisches Gedicht in looser Form. Was das scharfe Auge des Jägers erfaß, das empfindsame

des Dichters an Eindrücken auffog, das seine Ohr erhörte in der zitternden Hölle des Mittags, um die Ufensucht oder den ersten Hahnenfchrei, das gestaltete sich ihm zum Gesicht, das irgendwann sich Form erzwang. Man lese das „Braune Buch“. Hier wird der Zauber, die herbe Schönheit der deutschen Heide- und Landschaft lebendig und groß. Der „Mümmelmann“ ist eine Sammlung von Tiergeschichten, denen im deutschen Schrifttum wenig oder nichts zur Seite steht. Das Tier ist hier nicht Maske, hinter der sich menschliche Handlung verbirgt, es ist Tier, wie es lebt und leidet, vom Naturfeind in seinem Lebenskreis erfasst, vom Dichter in naturwahrer Plastik festgehalten. Durch und durch deutsch ist der Roman „Der Werwolf“, der in wundervoller künstlerischer Geschlossenheit mit balladenhafter Wucht die Greuel des Dreißigjährigen Krieges schildert, so wie sie ein Stüd geliebter Erde, die Heide, blutig heimsuchten. Und man darf auch seine Lieder nicht vergessen, sein schönes Matrosenlied, das jetzt durchs halbe Deutschland klingt, seine schönen Soldaten- und Volkslieder. In einer feinen Sammlung „Der kleine Rosengarten“ sind sie enthalten. Es sind sehr viele echte Volkslieder darunter, nicht gemacht, sondern geworden. Sie mögen dem Dichter eingefallen sein, wenn er in der Lüneburger Heide, „in dem wunderschönen Land“, hin und her ging.

Die Scholle trug ihn und nährte seine Dichterseele mit immer neuen Bildern. Und er sang von der Heimat in bunten Liedern. Und als das große Schicksal an unsere Tore pochte, da erinnerte sich der Jäger, daß er schießen konnte und schleichen wie der Fuchs. Was sollte er untätig daheim sitzen? Er ging hin und kämpfte und starb fürs Vaterland, für die geliebte Heimat.

Er befaß, wie er mir einst schrieb, die unheimliche Gabe des zweiten Gesichtes. Waren es Offenbarungen des zweiten Gesichtes, die ihn so oft, so oft voll Wehmut vom schönen Soldatentod singen ließen?

Das grüne Gläslein
Zersprang mir in der, in der Hand;
Brüder, ich sterbe
Fürs Vaterland.

Auf meinem Grabe
Soll'n rote Rosen, Rosen stehn:
Die roten Rosen,
Und die sind schön.

Harry Söiberg / Die Leute am Meer

(Fortsetzung.)

Während des Winterfischfanges war es still im Fischerdorf.

Haus und Kinder wurden den alten Leuten überlassen, wenn sie rührig genug waren, oder den hoffenden Frauen, die erwarteten, was des Sommers helle Nächte ihnen geschenkt.

Es kam vor, daß sie sich ans Fenster setzten, die Sinne offen für Wetter und Meer, während das Kindergeschrei die Stube füllte.

An solchen Tagen drang wohl eine eigentümliche Stille vom Lande herüber. Die Luft legte sich schwer und dick über die Erde.

Während das Meer so still war, daß man den Gang der Strömung am Lande verfolgen konnte.

Da kamen Stunden, so lenzschwanger von Leben, daß die erwartende Mutter die Hand gegen ihr Herz preßte.

Jede Anhöhe schien sich laufend zur Erde zu neigen, die wach lag und des Großen harrete, das da kommen sollte.

Draußen auf den Sandbänken standen die Fischschwärme schwer von Fruchtbarkeit und warteten der Stunde, wo sie abermals in die Tiefe hinab mußten, um ihren Rogen in das mütterliche Meer zu werfen.

Zu Zeiten legte sich die Stille so laufend über alle Dinge, daß man den Herzschlag der Ewigkeit zu hören glaubte.

Auf dem Dünengehöft hantierten Jens Ronge und die Schwiegertochter herum. Sie hatten die Kinder zu besorgen, während zwei Knechten die Strandvogtfuhren und der Fischtransport übertragen war.

Der Winter hatte dem Allen hart zugesetzt, obwohl er sich mit halstarrigem Greisensinn wehrte.

Es war, als ob ihm der Stuhl in der Ofenecke am allerfeindlichsten wäre.

Es gab Tage, wo die Gichtknoten an seinen Handgelenken anschwellen und die Glieder vor Pein fast erstarrten. Dann verließ er die Stube nicht, sondern stolperte an seinem Stod mühsam rastlos hin und her.

Mit großer Fürsorge pflegte ihn die Schwiegertochter.

An einem Tag mit viel Reif, als er das lahme Bein kaum nachschleppen konnte, brachte sie ihm eine Wolldecke, um es zu wärmen.

„Nein, laß das,“ wies er sie ab. „Ihr sollt mich nicht eingewickelt sehen, bis ich meinem Stod Lebewohl sage.“

„Es wird dein krankes Bein wärmen, Großvater.“

„Nein, laß nur . . . Es ist schon genug, daß die Leute Mitleid mit mir haben, so oft sie mich draußen sehen . . . sie sollen mich nicht auch noch am Ofen eingemummelt finden.“

Wenn er sich mühselig auf einen Hügel schleppte, von wo er einen schmalen Streifen Meer erblicken konnte, stand sie am Fenster und folgte ihm mit den Augen.

Er hatte gesagt, so lange er das Meer sehen dürfe, werde es noch gehen.

Aber nicht nur das quälte ihn an diesen Wintertagen.

Eines Nachts war plötzlich ein böses Wetter vom Meer herübergekommen. Noch bevor es das Land erreichte, wedte der Alte die Schwiegertochter, als hätte er schlaflos das Meer bewacht.

Sie mußte die Knechte heraustreiben und an den Strand schicken, darauf zu achten, ob die Boote mit der Landung fertig werden könnten.

Nie fand er Ruhe, wie sie bemerkt hatte. Saß er in der Ofenecke, so betrachtete sie ihn nachdenklich durch die Türspalte.

Es war, als verfolgten seine Sinne jeden Laut vom Meer.

Sein Schlaf war hellhörig geworden wie der friedloser Tiere.

Sie war nicht länger im Zweifel darüber, daß diese Unruhe den Booten galt. So oft sie auf dem Meere waren, merkte sie es ihm an. Und ohne daß sie selber es ahnte, ergriff die Angst auch sie.

Einmal fragte sie ihn, was ihm denn sei.

„Nichts, Kind,“ antwortete er abweisend.

Eines Abends wurde er plötzlich krank, als er in seinem Stuhl saß, mit der kurzen Pfeife im Munde. Der Schlag hatte ihn getroffen.

Irr schrie er auf, so daß die Knechte erschrocken herbeiliefen.

Die Frau brachte ihn zu Bett. Die ganze Nacht lag er bewußtlos. Sein Herz war fast nicht zu hören; darum schickte sie ihrem Mann und Martin Nachricht, sie möchten nach Hause kommen.

Im Laufe der Nacht erhob sich ein heftiger Wind, der zum Sturme anwuchs.

Kreften Ronge und Martin saßen in der Stube und warteten, bis sie gegen Morgen hereinkam und ihnen sagte, er sei zum Bewußtsein gekommen.

Er konnte gerade den Kopf nach ihnen drehen, als sie still ans Bett traten und seine Hand ergriffen.

„Willst du nicht, daß wir den Doktor holen, Vater, oder den Pastor?“ fragte Kreften.

„Nein, das ist nicht nötig...“

Er konnte fast nicht mehr sprechen, so daß sie schweigend stehenblieben, während seine Augen nachdenklich von ihnen zum Fenster wanderten, durch das er die Lünen und den sturmgekleideten Himmel sehen konnte.

Ein paar böige Windstöße erfaßten die Mauer. Als sie abließen, wurde es so lind in der Stube, daß die Stille ihre Gedanken laut zu flüstern schien . . .

Im Lauf des Tages wurde ihm besser, und er konnte deutlicher sprechen.

Da nahm Kreten einen Stuhl und setzte sich ans Bett, während Martin und Ane hinten in der Stube standen.

„Ich darf hier wohl noch 'n bißchen liegen und zusehen,“ sagte er.

Kurz darauf fügte er hinzu:

„Das war ja dies Jahr ein guter Fang!“

„Ja, wenn's so weitergeht, kann man nicht klagen.“

„Nein . . . wenn's so weitergeht . . .“

Ane bemerkte, wie sein Blick Martin suchte.

„Dann willst du wohl zum Frühjahr auf See, Junge?“

„Ja, 's wird wohl Ernst werden.“

„Wir sind immer gute Seeleute gewesen, wir Ronges . . . Da wirst du dich schon durchschlagen, Martin, so Gott will . . . Es hat uns in unseren jungen Tagen immer in die Welt getrieben . . .“

Als das Wetter gegen Abend ruhiger wurde, mußten die Männer zum Fischplatz zurück.

Ane stand hinter dem Sohn, als der Alte ihm die Hand drückte. Sie glaubte zu sehen, wie schwer es ihm fiel, sie wieder loszulassen.

Als sie fort und der Tag und die Arbeit beendet waren, setzte sie sich zu dem Alten hinein.

Er lag still da, als schliefe er. Ihre Hände arbeiteten mit nervösem Eifer am Strickzeug.

Der Mond war drüben überm Lande aufgegangen. Wenn er frei von Wolken war, sah man, wie sein Schein das Dunkel von den Flügeln wegstrich, so daß ihre Umrisse deutlich wurden. Im Nu wurden sie dann wieder ausgewischt.

Sie wußte recht gut, daß der Alte wach lag. Während sie ihn ansah, begegnete sie auf einmal seinen Augen.

Einen Augenblick beugte sie sich tief über ihre Hände hinab. Dann richtete sie sich plötzlich auf, legte die Hände in den Schoß und schaute ihn fest an.

„Sör', Großvater, du mußt mir sagen, was dich quält,“ bat sie.

Ihre Augen wichen nicht von ihm.

„Ich hab' es dir den ganzen Winter durch anmerken können, daß dich was bedrückt . . .“

„Mit mir ist sonst nichts. Ich lieg' hier nur wie alles alte Gerümpel, liebe An'.“

„Doch, du darfst mir nicht länger ausweichen. Ich hab' dich gefragt, und du sollst mir die Wahrheit sagen!“

Er schloß die Augen und lag still da, ohne zu antworten.

„Sag mir: hast du etwas gesehn?“

Ihr Blick stand still. Summendes Schweigen faßte ihr um die Ohren.

„Ja . . . das hab' ich . . . ich habe Martin gesehen. Eines Nachts hab' ich ihn in die Stube kommen sehn, als käme er aus dem Meer, in seinen Deltuchkleidern und Seestiefeln . . . Das Meerwasser troff von ihm herunter, als wäre er eben heraufgezogen worden . . . Aber ich meine, ich will dich nicht mit so etwas erschrecken . . . Denn ich bin ja ein alter Mann, An', und sicher zu alt für die jetzigen Zeiten . . .“

Fortsetzung folgt.

Gottfried Traub / Wund

Es gibt Steine des Anstoßes, über die ein jeder Wanderer stolpern muß.
Goethe.

Solcher Steine gibt es heute mehr wie genug. Viele Lebenswanderer haben sich das Herz daran wund gestoßen. Schadet nichts! Wenn sie nur beim Fallen nicht liegen blieben, sondern wieder aufstanden. Die Gemeinsamkeit der Not ist heute unsere Ehre. Der eine trägt sein Teil im Schützengraben, der andere am Familientisch, um den viele begierige Kinderwagen sitzen, der dritte im stillen Herzenskammerlein, allwo die Fragen der Zeit hin und her fliegen wie scheue Vögel. Wer heute keine Sorgen hat, ist ein einsamer Mensch. Ich tausche nicht mit ihm. Von jeher war die Kette der Sorgen, die sich um wachsendes und strebendes Volk legt, eine Ehrenkette, in welcher man zum Ritter reisen konnte.

Einzelne Steine können wir aber aus dem Weg räumen. Dazu rechne ich die äußere Haltung derer „hinter der Front“. Ich meine das so: Unsere Verwundeten tragen viele Last auf dem Rücken. Körperliche Schmerzen und seelische Bangigkeit drücken sie. Damit werden sie jedoch als Männer wohl fertig. Aber ich versehe mich in die Seele unserer heimkehrenden Krieger und sehe einmal mit ihren Augen. Sie gehen durch die Straßen der Stadt und sehen das Leben und Treiben im Kaffee und Kino wie früher. Die Kaufenden und Verkaufenden, die Sichputzenden und Sichzurschau-tragenden, die Zankenden und Feilschenden, die Essenden und Trinkenden — sie haben einen flüchtigen, oft wehmütigen, aber sehr oft auch rein neugierigen Blick für die Verwundeten. Aber diese fragen ja gar nicht danach, wie sie behandelt werden. Sie danken für alles, was ihnen geschieht. Aber sie begreifen uns nicht recht, und daß das Leben hier in der Heimat so wenig Veränderung zeigt. Sie wollen sicherlich nicht in ein Tränen- und Jammertal zurückkommen; aber sie möchten etwas von innerer Haltung auch im Äußeren sehen. Unsere Straßenbilder sind aufs Geschäft zugeschnitten und auf die Schaustellung von Mensch und Ware. Gut! Aber die Menschen darin sollen sich doch etwas anders bewegen, etwas von der schlichten Würde des Ernstes zeigen, der heute auf dem weiten Volk liegt. Vielleicht fragt sich mancher Verwundete mit bitterem Empfinden: „also für diese Leute da habe ich meinen Arm verlieren müssen!“ Sicher ist das Vaterland größer als alle die einzelnen Töchter und Söhne des Landes. Man lebt und stirbt heute für den Gedanken, der über all dem steht, und für die Macht des Segens, die alte Scholle und neues Bruchland bedecken soll. Aber mancher Verwundete, der von dem ersten Donner der Schlacht und den stillen Mondnächten, da er auf hartem Boden fror, heimkehrt, wird aufs neue wund, weil ihn diese Welt der kostenlosen Behaglichkeit anmutet wie ein gestohlenen Gut oder wie eine wirre Frage: ist das des Einsatzes von so vielem Blut und Leben wert? Geht gar der Verwundete an unseren Schaukäden vorbei und sieht die erbärmlichen Altkarten, dann fragt seine Seele jammernd: „also solche Speise wird dem Volk hierzuland vorgesetzt? Das soll gut genug sein für die Augen meines Weibes und meiner Kinder?“ Und er wird müde und findet sich eher wieder auf dem Schlachtfeld zu Hause, als hier in dieser Heimat. Dort ist Leben trotz des Todes.

Last uns solche und andere Steine des öffentlichen Anstoßes aus dem Weg räumen. Ich sehe ja so viel des Würdigen und des Seelenanstands. Aber gerade darum, weil unser Auge diese Herrlichkeit wieder einmal sah, erträgt man

die anderen Züge der alltäglichen Erbärmlichkeit weit schwerer. Der Stil unseres Volkes, das den Krieg trägt, ist gut, davon zeugen Hundert Erlebnisse und tausenderlei, was nicht ans öffentliche Licht dringt. Desto williger möge man sein, Steine des Anstoßes wegzuräumen ohne viel Geschrei, damit die geistige Einheit gewahrt bleibe zwischen denen in der Front und denen hinter der Front. Ein Volk, eine Seele.

Soziale Bewegung

Das Milliardenopfer des Volkes. Immer noch einmal müssen wir auf die Zeichnung der 4,4 Milliarden Kriegsanleihe zurückkommen, die das Staunen des ehrlichen Auslandes über die deutsche Wirtschaftskraft erregt hat. Jetzt erst wird nämlich genau bekanntgegeben, wie sich die Riesensumme in einzelnen zusammensetzt, und das ist sehr lehrreich und verdient für alle Zukunft festgehalten zu werden. Die Gesamtzeichnung von 4 460 701 400 M. besteht aus 1 177 235 Einzelzeichnungen, und zwar haben gezeichnet

Beträge von	Zahl der Zeichner	Summe
M.		M.
100 u. 200	231 112	36 111 400
300 bis 500	241 804	110 700 700
600 " 2 000	453 143	586 964 300
2 100 " 5 000	157 591	579 403 600
5 100 " 10 000	56 438	450 148 500
10 100 " 20 000	19 313	307 186 600
20 100 " 50 000	11 584	410 458 000
50 100 " 100 000	3 629	315 046 200
100 100 " 500 000	2 050	508 548 400
500 100 " 1 000 000	361	287 196 700
über 1 000 000	210	868 937 000
Zusammen wie oben	1 177 235	4 460 701 400

Aus diesen Ziffern geht klar hervor, daß die Zeichnung sich auf alle Schichten der Bevölkerung gleichmäßig verteilt, und daß Reiche und Arme, jeder nach seinen Kräften, dazu beigetragen haben, den über alle Maßen glänzenden Erfolg der Kriegsanleihe zustande zu bringen. Die baren Einzahlungen auf sie haben übrigens gleich beim ersten Fälligkeitstermin, am 5. Oktober, den Betrag von 2500 Mill. Mark erreicht, das sind 55%, der gezeichneten Summe, und 640 Mill. Mark mehr, als zum 5. Oktober fällig war. Es dürfte dies die größte Zahlung sein, die jemals von einem Volke in so kurzer Zeit geleistet worden ist. — Bei dieser Gelegenheit wollen wir übrigens gerne den Rechenfehler in Nr. 41, Seite 674 berichtigen, daß nicht 600, sondern nur 60 M. Zeichnung auf den Kopf der Bevölkerung entfällt. Sumorvoll schreibt uns ein freundlicher Leser dazu, daß das doch auch schon eine ganze Menge wäre, und daß wir uns die Ziffer 600 M. pro Kopf merken wollten für die später einzuheimfende — Kriegsentuschädigung.

Der Wert der Konsum- und Genossenschaften im Kriege wird von den Arbeiterblätter jetzt bei allen Gelegenheiten mit Recht in helle Beleuchtung gerückt. Der Konsumverein Leipzig-Plagwitz kann in diesem Jahr auf ein 30jähriges Bestehen zurückblicken. Er zählt zurzeit rund 53 000 Mitglieder, was in Familien umgerechnet ein gutes Drittel der gesamten Bevölkerung Leipzigs ausmacht; im ersten Jahre seines Bestehens brachte es der Verein nur auf 121 Mitglieder. Als in einer der Gründungsversammlungen vor 30 Jahren ein Referent die Ansicht äußerte, daß es der genossenschaftlichen Arbeit gelingen könnte, mit der Zeit einen Millionenumsatz zu erzielen, erhob sich ein stürmisches Gelächter; heute hat aber der Leipziger Konsumverein einen Jahresumsatz von 27 182 652 M., und in den verflossenen drei Jahrzehnten seines Bestehens beläuft sich der Gesamtumsatz auf nahezu 274 Millionen Mark, also auf über eine Viertel-milliarde. Noch wertvoller sind jedoch die Ersparnisse, die der Verein in dieser Zeit seinen Mitgliedern zukommen lassen konnte, und zwar durch Rückvergütung von insgesamt 24 595 805 M., davon für das Geschäftsjahr 1913/14 allein 2 371 628 M. Es entfallen in diesem Jahr im Durchschnitt auf jedes Mitglied rund 50 M. Rückvergütung. Daß diese Rückvergütung gerade in der jetzigen Zeit zur Auszahlung kommt, ist für die Mitglieder eine ganz besondere Wohltat. Dazu treiben noch die übrigen weniger greifbaren, aber vielleicht noch größeren Vorteile durch starke Beeinflussung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse in den Betrieben der Lieferanten und die Hemmung willkürlicher Preiserhöhungen bei einem großen Teile der übrigen Geschäfte in Leipzig, die auf Arbeiterkundschaft angewiesen sind. — In ähnlicher Weise zeigen sich auch in gegenwärtiger Zeit die Vorteile der Mitgliedschaft in genossenschaftlichen Bau- und Sparvereinen. Es hat z. B. der Vorstand des Volks-Bau- und Sparvereins Frankfurt a. M. beschlossen, allen Frauen, deren Männer zum Heer einberufen sind, die monatliche Miete in Häusern des Vereins auf die Hälfte herabzusetzen. So zeigt es sich allenthalben, daß die Konsum- und Bau-genossenschaften, wenn sie unter vernünftigen Gesichtspunkten ver-

waltet werden, in der gegenwärtigen Kriegszeit für ihre Mitglieder ein wahrer Segen sind.

Eine verdiente Anerkennung. Pastor D. Lio. Weber, der bekannte rührige Vorläufer der evangelischen Arbeitervereine, an dessen christlich-sozialer Führung die „Hilfe“ in früheren Jahren nicht selten scharfe Kritik übte, dessen Eifer und Mannhaftigkeit sie aber stets gerne anerkannt hat, ist bei seinem Ausscheiden aus dem Pfarramt folgendes Dankschreiben des Konsistoriums der Rheinprovinz zugegangen: „Die Saat, die Sie an Ihrem Teile gesät haben, ist in diesen herrlich-ernten Tagen vaterländischer Erhebung aufgegangen, die tiefste Kraft und Freudigkeit, mit der die Edhne unseres Volkes in das Feld zogen, ist ein lebendiges Zeugnis auch von der Arbeit, die Sie und die von Ihrem Geist erfüllten Vereine an der inneren Kräftigung weiter Volksteile geleistet haben, und das darf Sie mit freudigem Stolz erfüllen! So wird Ihr Name, hochwürdiger Herr Doktor, mit einer der bedeutendsten und segensreichsten Bewegungen unserer evangelischen Kirche — der evangelischen Arbeitervereinsfrage — alle Zeit untrennbar und ehrenvoll verknüpft bleiben! Möge Ihnen nach der reichen, mannhaften Arbeit Ihres Lebens ein Abend voll tätiger Ruhe und dankbaren Rückblicks beschieden sein!“ — Das Dankschreiben ist auch bemerkenswert durch die Hochschätzung, die der evangelischen Arbeitervereinsfrage von einer Kirchenbehörde offiziell ausgesprochen wird. Das ward nicht immer so. Um so erfreulicher für Lic. Weber, daß es jetzt so ist.

Nachruf

Lehrer Hermann Silje in Hannover, Unteroffizier der Landwehr im Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 81, verschied am 10. Oktober im Lazarett in Hannover nach schwerem Leiden an seinen im Kampfe für Deutschlands Freiheit und Unabhängigkeit auf Belgiens Gefilden erlittenen Wunden. Herr Silje war seit dem Bestehen des Ortsvereins der Fortschrittlichen Volkspartei dessen nie ermüdender Schriftführer. An ihm verlor der Verein eine seiner besten Kräfte. Allen, die ihn in seiner stillen, emsigen Arbeit, in seinem nie erlahmenden Pflichteifer, in seiner treuen, stets freundlichen Gesinnung kennen gelernt haben, wird er unvergänglich bleiben.

Quittung

Für Kriegs- und Heimatchronik an Heeres- und Lazarett- absetzen: S. in M. 2 M., St. in S. 2,25 M., Prof. R. in B. 2 M., Sup. B. in S. 2 M., Spim. S. in B. 70 Pf., M. in G. 70 Pf., Pfr. S. in G. 50 Pf., R. in G. 1,20 M., S. in G. 3 M., R. in A. 1,60 M., M.-B. in J. 2 M.

Für Soldaten-Hilfen: S. in F. 3 M., S. in E. 3,05 M., Fr. B. in S. 3 M., A. B. in Chaux-de-Fonds 8,09 M., J. B. in A. 10 M.

Für Linderung der Not in Elsaß-Lothringen und Ostpreußen bitten wir um weitere Gaben.

Vom 13. bis 19. Oktober gingen bei uns folgende Beträge ein, über die wir dankend quittieren:

Für Elsaß-Lothringen: Fr. E. Haack, Hannover 50 M., Oberlehrerin S. Capelle, Hannover 10 M., R. R., Oldenburg 5 M., Dr. M., Dahlem 25 M.

Für Ostpreußen: J. B., Augsburg 30 M., Dr. M., Dahlem 25 M. Allen Gebern besten Dank!

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

E. L. in A. Die in der Heimatchronik erwähnte Sammlung von Kriegsgeheimnissen: Der deutsche Sieg im deutschen Gedicht, herausgegeben von Julius Bab, ist im Verlag von Morawe u. Scheffelt in Berlin erschienen.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Raumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Frankfurter Beamten-Verein zu Hannover, Lebensversicherungsverein auf Gegenseitigkeit für Beamte, Rechtsanwälte, Ärzte, Geistliche, Lehrer, Ingenieure und Privatangehörige.

Am Jahre 1914 wurden bis Ende September in allen Abteilungen des Vereins 3566 Versicherungen über 20 218 400 M. Kapital und 21 340 M. jährlicher Rente beantragt. Gesamtversicherungsbestand Ende September 1914: 100 911 Versicherungen über 451 298 710 M. Kapital und 1 830 958 M. jährlicher Rente. Die seit Bestehen des Vereins bis Ende September 1914 geleisteten Zahlungen aus Versicherungsverträgen ergeben rund 116 000 000 Mark. Die den Mitgliedern seit Errichtung des Vereins zugewiesenen Jahresdividenden und gezahlten Schlussdividenden beliefen sich auf rund 43 433 000 M. Der Vermögensbestand betrug Ende September 1914 rund 173 370 000 M. Der Ueberschuß im Jahre 1913 belief sich auf 5 787 611 M.

Die Hilfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Hernsprecher: Amt Lügow 5506.
Postcheckkonto: Amt Berlin 8683.
Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Berausgeber: Dr. Friedr. Raumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Kellamezeile 1,50 M., einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Korrekturen müssen ohne Berechnung gern zugehen. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Schluß der Anzeigen - Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Raumann: Kriegschronik. — **Dr. Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Raumann:** Antwerpen. — **Dr. Kurt de Bra:** Die Wiebergeburt der Vollständigkeit. — **Hg. Vergat Georg Gotheim:** Europäische Zollunion als Siegespreis? — **Fritz Herholz:** Kriegsgeschichtliches. — **Dr. Heinz Potthoff:** Zum Nachdenken. — **Otto Wehagen:** Deutsche Soldatenlieder. — **Harry Söberg:** Die Baute am Meer. — **D. Gottfried Traub:** Freundschaft. — **Sprechsaal.** — **Soziale Bewegung.** — **Wüchertisch.**

Raumann Kriegschronik

Dienstag, 20. Oktober.

Zwischen Ostende und Lille findet bei Neuport und westlich von Lille eine große Schlacht statt. Von beiden Seiten wird von viel Verwundeten berichtet, die nach Antwerpen, Gent und nach den Städten Nordfrankreichs gebracht werden. Der deutsche Bericht sagt, daß westlich Lille die Angreifer unter starken Verlusten zurückgewiesen wurden. Bei beiden Heeren finden beständig hinter der Front Truppenverschiebungen statt. Das Ziel des Streikens ist die Beherrschung der Meeresküste am Kanal.

Gleichzeitig wachsen sich die Kämpfe in Galizien immer mehr zu einer gewaltigen Abrechnung mit den Russen aus. Über die Menge der russischen Toten werden sehr große Zahlen veröffentlicht, die zwar noch einen etwas unsicheren Eindruck machen, so viel aber sicherlich bezeugen, daß die anfängliche Niederlage der österreichisch-ungarischen Armee wieder ausgeglichen wird. Die Heimzahlung beginnt! Die im österreichischen Bericht genannten Orte sind nur zum Teil auf unseren Karten zu finden.

Westlich von Warschau, bei Sochatschew, schlug vereinigte deutsche und österreichisch-ungarische Kavallerie einen starken russischen Kavalleriekörper zurück.

Mittwoch, 21. Oktober.

Die preussische Regierung veröffentlicht ihre Kriegsvorlage für den Landtag, in der sie 1½ Milliarden für den Staatshaushalt, die Fürsorge in Ostpreußen, Notstandsarbeiten, Nahrungsmittelversorgung und Ähnliches fordert. Die Erstattung der Kriegsschäden wird als „selbstverständliche Pflicht der Allgemeinheit“ bezeichnet. Damit ist für eine schwierige Rechtsfrage ein guter Ausdruck gefunden: der Staat (Reich oder Preußen) zahlt, solange er kann, ohne doch eine einklagbare juristische Verpflichtung zu übernehmen. Staaten mit Niederlage sind gar nicht imstande, derartigen Verpflichtungen zu genügen, deshalb können sie nicht von vornherein in Gesetz und Verfassung geschrieben werden. In unserem gegenwärtigen Falle aber liegt die Sache praktisch ganz klar: es wird in großem Maßstabe neu aufgebaut.

Die deutsche Regierung veröffentlicht eine umfangreiche Denkschrift über Verletzung der Genfer Konvention von

1906 durch französische Truppen und Freischärler. Es handelt sich um Protokolle mit Ort und Namen, in denen Verletzung und Verstümmelung Verwundeter, Beschädigung von Sanitätswagen, Ausrüstungsberaubung von Lazaretten, Wegschleppung von Ärzten, Gefangennahme oder Erschießung von Krankenträgern oder Feldgeistlichen attestmäßig dargestellt werden. Der Schlußsatz lautet: „Die kaiserlich deutsche Regierung bringt mit Entrüstung diese dem Völkerrecht und der Menschlichkeit hochnisprechende Behandlung deutscher Verwundeter, deutscher Sanitätsformationen und deutschen Sanitätspersonals zur öffentlichen Kenntnis und legt hiermit gegen die unerhörten Verletzungen eines von allen Kulturstaaten geschlossenen Weltvertrages feierlich Verwahrung ein.“ Die vorgelegten Einzelfälle sind zum Teil greulich. Gegenüber der französisch-englischen Weltlüge, daß unsere Gegner die Kultur gepachtet haben, ist das ein hinreichend starker Gegenbeweis.

Es wird noch immer viel über Gefangenenbehandlung gesprochen. Aus Frankreich kommen sehr verschiedene Berichte über die Lage der dort gefangenen Deutschen, deren Zahl wir nicht kennen, die aber klein ist im Vergleich mit den Mengen, die wir zu versorgen haben. So wie wir wünschen, daß die deutschen Gefangenen in Frankreich anständig behandelt werden, ist es nötig, auch weiterhin von uns aus eine ausreichende Fürsorge zu gewähren. Dabei hört in verschiedenen Zeitungen das überflüssige Gerede über einzelne weibliche Zubringlichkeiten an Gefangene nicht auf, obwohl bei genauerer Nachsicht sich immer herausstellt, daß nur ganz im Anfang einzelne wenige Französinen sich blamiert haben. Die Sache ist vorbei und es erscheint höchst unnötig, den Raum der Tageszeitungen noch mit diesen Entgleisungen zu füllen. Viel wichtiger ist es, von den täglichen großen Diensten der Frauen in Lazaretten, Verwundetenpflege, Bekleidungsfürsorge, Notstandshilfe und Liebesgaben-spendung zu reden. Das erhält die Arme aufrecht.

Im Adriatischen Meere finden kleinere Seegefechte zwischen österreichischen und französischen Schiffen statt. Die Italiener besetzen Salona.

Am Okerkanal zwischen Ostende und Dünkirchen wird mit Aufwand aller Kräfte gefochten. Westlich von Lille sind 2000 Engländer gefangen. Auf der ganzen langen Linie ist trotz Regen und Schmutz kriegerische Bewegung.

Donnerstag, 22. Oktober.

Die Oesterreicher sind uns bei aller Freundschaft in ihrer Behandlung der serbischen Grenze einfach unverständlich. Zugegeben, daß sie den letzten Mann für den Entsatz von Przemyśl und zur Befreiung Ungarns und Galiziens brauchen und daß dort von den österreichischen Truppen in wunderbarer Tapferkeit und Todesverachtung gefochten wird, so muß doch so viel Kraft im Süden sein, um zwischen Orsova und Belgrad die Donauschiffahrt frei zu machen. Wozu hat Oesterreich seine Donauflotte. Es liegt auf der Hand, welche handelspolitische Bedeutung im gegenwärtigen Zeitpunkt ein freier Donauverkehr haben würde. — Ungarn ist zurzeit von Russen geläubert und Czernowitz ist von den Oesterreichern besetzt. Daß es verloren war, ist unseres Wissens nie bekanntgegeben worden, wurde aber allmählich durch die Ortsbezeichnungen der ungarischen Kämpfe wahrscheinlich. Westlich von Przemyśl wütet eine gewaltige, langandauernde Schlacht am oberen Dnjeper bei Starj-Sambor. Die von österreichischer Seite hierher gelangenden Schil-

berungen des Kampfes geben ein erschreckendes Bild von den Todesopfern der Russen. Menschen über Menschen! Von der übrigen östlichen Linie ist nichts anderes zu berichten, als daß die Wege im Regen grundlos sind und alles Marschieren sehr erschwert. Sehr schwer ist die Beleuchtungsfrage in den von deutschen Truppen besetzten polnischen Gebieten, da Petroleum dorthin von keiner Seite geliefert wird. An der ostpreussischen Grenze scheint sich der russische Angriff zurückziehen.

Im Westen wogt die Schlacht zwischen Ostende und Dünkirchen am Okerkanal und weiter landeinwärts. Das kann die entscheidende Schlacht des ganzen deutsch-französischen Krieges werden, es kann aber auch nur eine sehr blutige Fortsetzung der langen Linie bis zum Meere sein.

Unsere Truppen marschierten auf der schönen, weltbekannten Strandstraße von Ostende, bis elf englische Kriegsschiffe von der Seeseite her in den Kampf eingriffen. Opern gehört wieder den Gegnern, östlich Dünkirchen wurde der Feind zurückgeworfen. Alles das sind nur Einzelnachrichten, ohne daß der Verlauf im ganzen klar sein könnte. Bis nach Holland dröhnt das Kanonengebrüll.

Großen Eindruck macht bei seefahrenden Nationen die Tatsache, daß ein deutsches Unterseeboot ein mit Kriegsmaterial beladenes englisches Handelschiff an der holländischen Küste versenkte. Wenn das durch einen Kreuzer geschehen wäre, so würde das ein ganz alltäglicher Vorgang sein, den viele unserer Handelschiffe leider erlebt haben. Das Neue und Merkwürdige ist, daß ein kleines Unterseeboot als Herr eines großen Handelschiffes auftauchen kann. Das Unterseeboot ist nach den deutschen Meeresfahrern die größte Ueberraschung dieses Krieges. Nun wird es sich darum handeln, wer die besten Unterseeboote hat. Daß England und Frankreich an Zahl mehr besitzen als wir, ist bekannt, aber vielleicht ist die Zahl hier am wenigsten entscheidend. Ältere Unterseeboote gelten im allgemeinen als hilflos.

Am Nachmittag ist Kriegssitzung des preussischen Landtages. Unter einmütiger Verlauf. Der stärkste Beifall ertönt bei der Versicherung, daß der Krieg mit allen Kräften so lange fortgeführt werde, bis wir uns Sicherheit gegen die Wiederkehr ähnlicher Lebensbedrohung geschaffen haben. Die 1½ Milliarden sind bewilligt.

Abends im kleineren Kreis lange Aussprache über Belgien, Brüssel, Antwerpen. Brüssel ist die dritte oder vierte Geldmacht Europas, hat sehr viel bewegliches Kapital und diente bisher den Russen als Geldquelle. Im kleinen Belgien soll mehr russische Anleihe untergebracht sein, als in ganz Deutschland. Brüssel ist Sitz zahlloser internationaler Aktiengesellschaften und Trusts. Diese Wirtschaftskraft ist auch der Hintergrund des Antwerpener Hafens; die Beladung seefahrender Güter setzt eine beträchtliche bewegliche Finanzkraft voraus. Im gegenwärtigen Zeitpunkt schwebt die Brüsseler Geldwirtschaft völlig in der Luft. Es wird nötig sein, den Anschluß an das deutsche Reichsbanksystem zu bewerkstelligen, ohne damit den politischen Zukunftsentscheidungen vorzugreifen.

Freitag, 23. Oktober.

Zwischen Ostende und Neuport und überhaupt am Nordende der langen Linie im Westen wird mit allergrößter Anstrengung gekämpft. Der französische Schlachtbericht von gestern klingt weniger zuversichtlich als der deutsche von heute. Die Strand- und Badeorte südlich von Ostende leiden furchtbar.

An der ostpreussischen Grenze, westlich von Augustow war es wieder nötig, einen russischen Angriff zurückzuschlagen.

„Von südöstlichen Kriegsschauplätzen liegen noch keine abschließenden Meldungen vor“; dieser seit einigen Tagen wiederholt ausgegebene Satz ist alles, was wir von unserer Armee an der Weichsel wissen. Diese Armee, die für etwa so groß gehalten wird wie 1870 das deutsche Heer in Frankreich, arbeitet auf einem Kriegsschauplatz, den nur die allerwenigsten Deutschen kennen. Zwar in Warschau sind noch ziemlich viele gewesen, wer aber kennt alle jene Gegenden südlich davon, in denen jetzt schmutzige Lehmhütten die Wohnung von Hunderttausenden unserer Landsleute ausmachen? Ein Trost, daß wir Gumburg dort wissen.

In Galizien wird Lemberg von den Russen besetzt. Es ist also nicht von ihnen verlassen worden. Es sollen dort 80 000 russische Soldaten liegen. Die Bevölkerung wird zum Schanzengraben gezwungen. Mangel an Nahrungsmitteln.

Auf dem Wege über die „Basler Nachrichten“ erfahren wir von einem blindwütigen Aussage der Londoner „Financial News“. Ein schreckliches Geschimpfe, als ob bei uns Kaiser und Volk nichts täten als plündern, schänden, zerstören. Man muß sich nur wundern, daß eine sonst so nüchterne Fachzeitschrift ihren Kopf so verloren hat. Gewisse Entgleisungen in Beschimpfung der Gegner kommen auch bei uns vor, nie aber auch nur ein Bruchteil dieser blöden Heftigkeit. England hat sich eben den Krieg anders vorgestellt! In der Tat aber haben die „Basler Nachrichten“ darin recht, daß es verdienstvoll wäre, wenn die amerikanischen Vertretungen bei Feststellung von Greueln und Verwüstungen gezogen werden könnten, um einen gewissen Anhalt für Zuverlässigkeit zu gewinnen. England und Frankreich schwimmen offenbar in Räuber geschichten über deutsche Blutgier und Wildheit. Das gehört mit zur Methode der englischen Weltläge und wird kalblütig zurechtgemacht, wird aber dann von der Mehrheit der englisch-amerikanischen Bevölkerung gutgläubig aufgenommen. Auch wir müssen natürlich vorsichtig sein, daß uns nicht falsche oder übertriebene Greuelmeldungen über französische Gefangenenerlager oder Lazarette als Wahrheit zugetragen werden. Keine Nachricht ohne genaue Quellenangabe!

Aus Rumänien kommen Darlegungen über das russisch-rumänische Verhältnis im Falle eines russischen Sieges. Rußland will den Rumänen zwar solche österreichisch-ungarische Landstriche geben, in denen Rumänen sitzen, aber nicht solche, in denen Ruthenen wohnen. Da nun die rumänische und ruthenische Besetzung nicht voneinander abgrenzbar ist, bleibt dort ein Reibungsstoff. Den nördlichen Teil der Bukowina will Rußland nicht abtreten (wenn es sie hat), und den nördlichen Teil der ungarischen Provinz Marmaros will es selber behalten (wenn es ihn wiederbekommt). Rußland soll die Absicht haben, im Falle des Sieges die Donaumündungen für Rußland zu beanspruchen, weil sie angeblich von Russen bewohnt werden. Serbien soll die slawischen Teile des Banat erhalten. Also Rumänien würde von allen Seiten russisch-serbisch umgeben sein. Die rumänische Neutralität ist bis auf weiteres gesichert.

Sonnabend, 24. Oktober.

Die deutschen und französischen Berichte über die schwere Schlacht am Meer stimmen in der Hauptsache überein: es ist ein unbeschreibliches vieltägiges blutiges Ringen. Wir Heimatbewohner halten den Atem an und warten, was dort noch werden will. Den meisten Eindruck auf die Franzosen macht es, daß die Deutschen beträchtliche neue Truppen ins Feld stellen konnten. Der französische Bericht redet von „sehr bedeutenden deutschen Kräften“ und gibt an, daß die Verbündeten an einigen Stellen weichen mußten. Der deutsche Bericht, der etwas später ist, sagt: „Die Kämpfe am Oker-Opern-Kanal-Abschnitt sind außerordentlich hartnäckig. Im Norden gelang es uns, mit erheblichen Kräften den Kanal zu überschreiten. Desilich Opern und südwestlich Lille drangen unsere Truppen in heftigen Kämpfen langsam weiter vor. Ostende wurde gestern in völliger zwerdlofer Weise von englischen Schiffen beschossen.“ Daraus und aus anderen begleitenden Darstellungen folgt, daß die Orte Opern und Dünkirchen noch in feindlichen Händen sind, wohl auch Armentières, daß aber in den Zwischenräumen deutsche Truppen vordringen. Die Landbesatzungen helfen mit vielen kleinen Wasserläufen, Kanälen und Ueberschwemmungsflächen den Verteidigern. Die Nachricht, daß die englische Haupttruppe ans Meer verschoben sei, wird für falsch erklärt.

Auch am Argonnenwald und zwischen Verdun und Toul wird mit neuen Kräften gekämpft. Man hat das Vorgefühl eines allgemeinen deutschen Ansturms.

Im Osten wurden westlich Augustow erneute russische Angriffe abgeschlagen. Von der Aufstellung an der Weichsel wissen

wir aus deutscher Quelle rein gar nichts. Die Russen berichten Siege bei Zwangorod. So war es seinerzeit in Ostpreußen auch. Einen großen Vorteil freilich haben die Russen dadurch, daß die Eisenbahn längs des Stromes auf ihrer Seite geht.

Das gelbe Laub fällt von den Bäumen. So fallen teure Menschen, da einer und dort ein anderer. Viele Daheimgebliebene sind ebenso tapfer wie die, welche draußen sehten. Wir sind auch dem Tode gegenüber ein einiges Volk.

Sonntag, 25. Oktober.

Da in neuerer Zeit die Nachrichten des deutschen Hauptquartiers mittags ausgegeben werden, sind die Morgenblätter weniger inhaltreich als die Abendblätter. Es schwillt aber in allen Zeitungen der beschreibende Stoff an, so daß niemand mehr alles lesen kann. Der Kundige merkt dabei, wenn zeitweise über ein gewisses Gebiet nicht geredet werden soll. Es gibt jetzt einige Stellen in der Welt, über denen verdächtige Stille lagert, weil sich irgend etwas vorbereitet. Ueber eines der wichtigsten Dinge spricht aber die Berichterstattung überhaupt grundsätzlich nicht, nämlich über Speeresstärken, Truppenverschiebungen und Eisenbahnbenutzung. Letztere ist sehr groß und wird sich nach dem Krieg in ihrer gewaltigen Wirksamkeit entfletern. Der Vorteil unseres schweren Zweifrontenkrieges ist die innere Linie des Schienennetzes. Aus Soldatenbriefen erfährt man gelegentlich, welche Ortsveränderungen der einzelne erlebt hat. Ein Bekannter steht schon auf dem dritten Kriegsschauplatz. Im Kriegsministerium ist die Denkarbeit des Verschickens und Transportierens eine der Hauptaufgaben.

Das Nachmittagstelegramm bringt etwas Fortschritte in der Gegend des Yser-Ypern-Kanals. 500 Engländer gefangen, darunter 1 Oberst und 28 Offiziere.

Im Osten Angriff unsererseits auf Augustow und Kämpfe bei Zwangorod. 1800 Gefangene.

Abends Bilder von den masurenischen Seen und der Weichsel in der „Urania“.

Montag, 26. Oktober.

Endlich habe ich gutes Kartenmaterial für den östlichen Kriegsschauplatz: Ravensteins deutsche Kriegskarten 1:300 000, Polen nördliche Hälfte und Polen südliche Hälfte, jedes aufgezoogen 4 M., und Flemmings Generalkarte von Galizien 1:600 000, aufgezoogen 3,75 M. Dazu kommt Hartlebens „Illustrierter Führer von Galizien“, 4,50 M. Mit diesen Hilfsmitteln kann man einigermaßen in Gedanken mitmarschieren. Für Aussprache der Ortsnamen hilft etwas das russische und polnische Tornisternotwörterbuch (Mentorverlag, Berlin-Schöneberg).

Die Wiederbesetzung von Czernowitz durch die Oesterreicher ist nach Darlegung der Wiener „Reichspost“ kein militärisches Ereignis von außerordentlicher Größe, aber eine politische Tatsache von höchstem Wert, denn der russische Druck auf die südöstlichen Neutralen, besonders auf Rumänien, vermindert sich. Die Vorgänge in Galizien entsprechen einigermaßen denen in Ostpreußen, nur ist alles noch ausgebehnter. Die lange russische Linie wird an ihrem nördlichen und südlichen Ende von Deutschen und Oesterreichern bedrängt. In der Mitte liegt Warschau als Ziel des Ringens.

Von der russischen Volkswirtschaft im Krieg können wir uns nur unvollkommene Vorstellungen machen. Das weite Rußland ist fast ganz abgeschlossen. Während anderswo Getreidemangel eintreten kann, besteht ein Ueberschuß an unverkäuflichem Getreide besonders in den Sübprovinzen. Ob dieser Bestand aber für die ganze Bevölkerung ausgenutzt werden kann, ist eine Organisationsfrage. Bei den großen Entfernungen ist jedenfalls der Eisenbahnverkehr noch viel schwieriger als bei uns. Und wie steht es mit der Kohle? In gewöhnlichen Zeiten ist Rußland ein Käufer ausländischer Kohle für etwa 100 Millionen Mark. Das fällt weg. Auch polnische Kohle fällt weg. Dafür freilich behält Rußland einen Petroleumüberschuß von vielleicht 70 Millionen

Mark, solange als die transkaukasischen Petroleumgebiete vom Krieg unberührt bleiben.

In der Schlacht am Meer scheint es gut zu gehen. Das am Kampf sich beteiligende englische Geschwader wurde vom Land aus durch schweres Artilleriefeuer zum Rückzuge gezwungen. Drei Schiffe erhielten Volltreffer. Neuport und Dignuiden sind „noch“ in feindlichen Händen. Westlich und südwestlich von Velle machten unsere Truppen im Angriff gute Fortschritte. In erbittertem Häuserkampf erlitten die Engländer große Verluste und ließen über 500 Gefangene in deutschen Händen. Nördlich von Arras brach ein heftiger französischer Angriff im deutschen Feuer zusammen. Man kann an eine Einschließung des nördlichsten Teiles der feindlichen Armee denken. Schon jetzt ist es schwierig, sich die regelmäßige Versorgung der gegnerischen Truppen bis hin nach Ypern vorzustellen, wenn man die Eisenbahnkarte von Nordfrankreich vor Augen hat und bedenkt, daß Velle in deutschem Besitz ist. Der militärische Mitarbeiter der „Times“ bereitet die Engländer sanft auf schwerere Verluste vor, indem er sagt, Calais sei zwar von größerer Bedeutung als Ostende, aber kein vitaler Punkt. Es würde das englische Volk nicht beunruhigen, diesen Punkt zu verlieren. Uns kann das ja nur recht sein!

Die Nordamerikaner beschwerten sich über die wachsende Zahl amerikanischer Schiffe, die von den Engländern aufgehalten werden. Jetzt erst merkt die übrige Welt, daß weit mehr als der viel gescholtene deutsche Militarismus der englische Marinismus sie bedrängt.

Dienstag, 27. Oktober.

Balona in Südbanien ist irgendwie von den Italienern besetzt, man weiß aber bei dem Durcheinander von Nachrichten nicht, was eigentlich vorgegangen ist. Es soll ein gemeinsamer Auftrag der Mächte der einstigen Londoner Friedenskonferenz vorliegen, d. h. der jetzt sich bekämpfenden Großmächte. Ob das ein alter oder neuer Auftrag ist, wird nicht gesagt. Esch Pascha soll wieder in Albanien sein.

Die Säuberung Bosniens macht „weitere erfreuliche Fortschritte“.

In einer russischen Rundgebung heißt es: „Der Kaiser glaubt, daß Gott die Anstrengungen der russischen Marine durch einen schließlichen Triumph segnen wird.“ Wir glauben das Gegenteil.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 20. Oktober.

Ein Gespräch abends beim Nachhausegehen, während die abendlichen Betgloden der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche läuteten, über das Christentum als Kraftquelle für die Forderungen dieser Zeit. Ist es nicht unmöglich, heute Christ (im klaren, absoluten Sinne des Wortes) und Patriot zu sein? Christentum und die masurenischen Seen — geht das zusammen? Wenn man sich den Zwiespalt nicht verkleistert, ist es sehr schwer. Es gibt im neutestamentlichen Christentum keinen Ausdruck für den notwendigen, heiligen Kampf der Völker, von dem wir jetzt erfüllt sind, und für den Kriegstod, den verursachten oder erlittenen.

Wir sprachen über einen Quäterbrief, den ich aus England bekam, in dem dieser Krieg als Beweis der Sünde und Verderbtheit der Völker hingestellt wird. Aber wir wissen, in wie hohem Maße er eine sittliche Pflicht ist. Ungeheuer hat sich die Summe des Hasses in der Welt vermehrt. Ungeheuer die Summe der Liebe, der Hingabe, der Menschlichkeit. Wir dachten an die Sprüche des Heraklit von dem Krieg, dem Vater der Dinge, der „die einen als Götter, die anderen als Menschen“ erweist. „Sie verstehen es nicht, wie das Verschiedene unter sich übereinstimmt.“ „Gut und Schlimm ist dasselbe.“

Alle letzten Lebensfragen heute so wenig gelöst wie in dämmerhaft jungen Urtagen — — —

Die königliche Bibliothek in Berlin legt eine Kriegssammlung von allen Zeitdokumenten an, Bildern, Zeitungen, Plakaten, Flugblättern usw.

Mittwoch, 21. Oktober.

Überall Drängen auf irgendeine staatliche Regelung der Lebensmittelfrage. Es hätte schon lange geschehen müssen und geschieht immer noch nicht. Sehr guter Aufsatz des bayerischen Zentrumsvertreters und Bauernführers Georg Heim in der „Frankfurter Zeitung“, die schon lange für durchgehende staatliche Wirtschaftsleitung eintritt. Er betont neben den Höchstpreisen für Getreide, die als einzige Maßnahme nichts mehr nützen würden, die Notwendigkeit staatlichen Eingriffes in die Verteilung der Vorräte.

Es ist sehr richtig, daß die Festsetzung von Höchstpreisen hier und da — als bloße letzte Notbehelfsmaßnahme kommunalpolizeilicher Marktregulierung, ohne System und zentrale Leitung — mehr Schaden als Nutzen stiften kann, die Unruhe der Preisbewegungen nur steigert und die Verteilung oft recht willkürlich werden läßt. Der offene Markt, die freie Konkurrenz und die unbefinanzierte Lust und Laune des tausenden Publikums ergeben zusammen unter den obwaltenden Umständen keine Selbstregulierung — wir müssen und müssen endlich die planvolle Leitung haben. Und wenn auch sie nicht ohne Gefahr ist, es muß gewagt werden.

Preise am Berliner Markt vom 13. bis 20. Oktober.

	Weizen	Roggen	Hafer	Gerste
13. Oktober	254—258	226	215—223	239—246
20. Oktober	267—270	236—238	226—236	248—255

Die Stadtverordneten von Berlin-Schöneberg verlangen ein Gesetz, das staatliche Mietunterstützungen bis zu 40 Millionen Mark sichert. Auch in dieser Frage drängt alles zu einer gründlicheren Lösung als alle bisher gefundenen.

Donnerstag, 22. Oktober.

Eine kurze Kriegstagung des preußischen Landtages zur Bewilligung eines Kredites von 1½ Milliarden und zur Verabschiedung eines Gesetzes über ein beschleunigtes Enteignungsverfahren. Beides steht miteinander in Verbindung. Der Kredit dient der Eingriffnahme staatlicher Notstandsarbeiten, vor allem der Kultivierung von Deeland. Dazu muß das weitläufige Verfahren des veralteten Enteignungsgesetzes abkürzbar sein. — Für Ostpreußen werden an Staatsmitteln allein 400 Millionen in Aussicht genommen. Weiterer Staatskredit soll für die Unterstützung der Kommanen in der Kriegsjürsorge dienen.

Einflimmige, diskussionslose Bewilligung — nur die Sozialdemokraten konnten auf eine Sondererklärung nicht verzichten mit Hinweis auf das preußische Wahlrecht und Wünschen bezüglich der Arbeitslosenunterstützung. Aber auch sie stimmen den Vorlagen zu und nehmen teil an der Huldigungsform für Kaiser und Kaiserin.

Tribünen lange vor Beginn überfüllt. Der Saal durchsetzt mit feldgrauen Uniformen. Das feste unausgesprochene Verbundensein aller durch die gemeinsamen Ergebnisse dieser drei Monate gibt der Stimmung ihre Höhe und Befestigung. Man sieht es den Begrüßungen an, wie jeder dabei fühlt: Was ist alles geschehen, seit wir uns hier am 16. Juni über sehr belanglose Dinge unterhielten! Von den Wänden schauen die Bilder der deutschen Provinzhauptstädte in besonderem stolzen Glanz. Man sieht sie wie zum erstenmal: Symbole neudeutscher Weltstellung (Kiel und Stettin) und alt-preussischer zäher Kolonisationsarbeit, Symbole der großen deutschen Kulturüberlieferung vom Mittelalter her — Magdeburg — und kräftigen niedersächsischen Volks- und Bürgertums.

Nachmittags war in Gegenwart der Kaiserin eine Versammlung, die der „Kriegsausfluß für warme Unterkleidung“ einberufen hatte zur Liebesgabenpropaganda. Es wurde in vier schönen vaterländischen Reden zur Unterstützung der Liebesgabenzüge gemacht, die allerdonnerstags nach Westen und Osten ins Feld gehen. Wüßten wir nur ein Mittel gegen das enorme Steigen der Welpreise!! Ich dachte beim Anblick der Damen, die auch hier die Nadeln nicht aus der Hand legten, an die vielen Wehrmannsfrauen, die in unsere Hilfskommissionen kommen mit den Bitten

ihrer Männer um warme Sachen, und die sich keine Wollse kaufen können. Wir haben jetzt einen Plan, wie wir diesen Frauen selbst ermöglichen wollen, die Bitten ihrer Männer zu erfüllen. Erst dadurch wird die warme Unterkleidung wirklich zur „Liebes“-Gabe,

Freitag, 23. Oktober.

Daß das Petroleum knapp wird, ist nicht so schlimm, wie es im ersten Augenblick scheint. Wenigstens nicht für die Städte. Wir haben gleich festgestellt, daß in Berlin im Jahre 1910 (dem Jahr der letzten Statistik) nur noch etwa 260 Häuser ohne Gas- oder elektrische Anlagen waren. In den anderen kann es sich schlimmstenfalls nur noch um die Leitung in die Wohnung und die Beleuchtungskörper handeln. Das muß eben ermöglicht werden. Schließlich ist die Sache für die Gas- und Elektrizitätswerke eine glänzende Chance.

Spätestens — so heißt es — Ende nächster Woche wird der Bundesrat die Getreide-Höchstpreise festsetzen. — Die Lebensmittellkommission des Berliner Magistrats verlangt Einführung von Höchstpreisen für Kartoffeln.

Man ist von lauter trocken-materiellen Gedanken und Erwägungen bis in die letzte Minute hinein erfüllt. Manchmal kommt man sich dabei gar nicht mehr als rechter „Zeitgenosse“ vor — als bliebe man feilich etwas schuldig. Besonders für die jüngeren Helferinnen in der sozialen Arbeit, die oft bis zur letzten Möglichkeit angespannt sind, ist dieser Verzicht auf das schöne Sich-tragenlassen von der großen Zeit und ihrer Stimmung gar nicht leicht.

Sonnabend, 24. Oktober.

Die Arbeiterinnen in unseren Strickstuben, wo für das Heer gearbeitet wird, zumeist ganz junge Dinger, deren Lebensschauplatz Fabrik, Straße und Schlafstelle ist, stellen auf ihre Art die persönliche Verbindung mit den Soldaten her, für die sie als unpersonliche Arbeitskräfte tätig sind. Können sie für den eigenen Liebsten nichts tun, so legen sie „dem unbekannten Krieger“ Briefe, Wünsche, Gebete und Verse in die Soden oder die Pulswärmer: sogar Zigaretten, Pfefferminz und Schokolade. Ob's das Bekleidungsamt passieren läßt?

Wieviel Frauennarbeit steckt in der Heeresausstattung! In der Munitionsherstellung, die jetzt von vielen Fabriken der Maschinenindustrie mitübernommen ist, arbeiten zahllose Arbeiterinnen.

Samstag, 25. Oktober.

In den Theatern halten sich Schiller und Shakespeare. Man macht einen Versuch mit Schnitzers „Der junge Medardus“ — wegen des historischen Stoffes. Aber das ausgesprochen Unheroische der feilichen Stimmung verliert sich auch am großen Stoff nicht. Eine leise Kofetterie, die immer durchschimmert, und die in Friedenszeiten etwas ästhetisch Gewinnendes hat, macht einen jetzt ungeduldig.

Es gibt nicht viel Literatur, die man jetzt ertragen kann. In allem Modernen ist — um es mit einem guten Wort Schnitzers zu sagen — „zu viel Geist und zu wenig Haltung“.

Es ist ein besonders farbiger Herbst, weil Frühjahr und Sommer so üppig waren. Nie waren die Kastanien vor unseren Fenstern so voll großer breiter Blätter. Und jetzt brennen sie alle golden-gelb in der nebligen Luft.

Montag, 26. Oktober.

Der Berliner Arbeitsmarkt hebt sich weiter. Aber sehr ungleich. Das bringt auch die Unruhe und Schwankung, die schwere Regulierbarkeit in der Konsum. Die breite Konsumentenmasse besteht teils aus Arbeitern, die besonders gut verdienen, teils aus Arbeitslosen.

Beispiel guter Gerossenschaftsleistung: Die Hamburger „Produktion“ entläßt keine Arbeiter. Ihre Angestellten haben sich eine Kriegsteuer von 7½—33½ % ihres Gehalts auferlegt. Wöchentlich geben sie insgesamt etwa 3500 Mark, die als Warenguttscheine verteilt werden. Uebrigens haben alle Festbesoldeten: Postbeamten, Lehrer usw. sich solche freiwillige Steuer auferlegt, die große Summen für Wohlfahrtszwecke hergegeben hat.

Raumann / Antwerpen

Wenn ich nachts an den Krieg gedacht habe, sah ich die Orte vor mir, die ich kenne, und setzte im Geist die deutschen Soldaten nach Lüttich, Namur, Brüssel und Mecheln. Nun aber schaue ich sie auch in Gent, in Brügge und besonders in Antwerpen. Es ist mir noch alles so lebendig: der Bahnhof mit seinem Eisenbau, der seine zoologische Garten, der Gang in die alte Stadt, die Jesuitenkirche, die Kathedrale mit der Kreuzabnahme von Rubens, der Hafen, die lange Terrasse am Wasser (Promenoir) mit dem Blick über Flut und Fläche, das Rathaus, das alte liebe Buchhandelsmuseum . . . da stehen nun deutsche Soldaten herum und warten, bis sich die Stadt wieder füllt und von ihrem Schrecken erholt. Dieses Antwerpen ist für uns etwas ganz anderes als Brüssel. Es ist die Hauptstadt der flämischen Hälfte des belgischen Landes und eine germanische Welt Handelsstadt allererster Größe. Wenn diese Stadt sich wieder füllt, dann hat sie etwas Unverlöschliches erlebt, sie ist bezwungen worden und sie ist deutsch geworden. Was später aus ihr wird, weiß noch kein Mensch, aber jetzt ist sie unter deutscher Verwaltung, und der Franzosenbann über ihrem holländisch-niederdeutschen Untergrund ist zerbrochen.

Antwerpen ist die Erbin der früheren Herrlichkeit von Gent, Ypern und Brügge. Als dort die Bürgerstaaten sich in Kriegen erschöpften und die Kanäle versandeten, stieg die Macht der befestigten Handelsstadt an der Schelde. Sie erlebte das letzte prächtige Ausatmen des Mittelalters und den Beginn der nordländischen Renaissance. Alle wertvollen Handelsartikel der Hanse und der Spanier und Venezianer lagen hier beisammen, und handwerkliche Luxus-erzeugung machte die Gassen lebendig und behaglich. Das dauerte bis zu den spanischen Religionskriegen. Zwischen Spanien aber und Holland verlor Antwerpen seine Mittelalterlichkeit. Vierzehn Monate spanischer Belagerung töteten oder vertrieben die halbe Bevölkerung in Jahre 1583. Das war noch ein anderes Elend als jetzt. Von 125 000 Bewohnern blieben Ende des 16. Jahrhunderts nur 50 000 übrig. Während Holland in der Hauptsache protestantisch war, wurde Antwerpen katholisch, sogar sehr katholisch. Während Amsterdam 66 Prozent Protestanten und 13 Prozent Israeliten, und Rotterdam 71 Prozent Protestanten hat, sind 96 Prozent der Bevölkerung von Antwerpen katholisch. Die Kunst der Rubensschen Zeit war katholisch und hing mit Italien zusammen, gleichzeitig mit der Jesuitenkirche, die diese Periode kennzeichnet, so wie die Kathedrale die mittelalterliche Vorzeit. Durch den Westfälischen Frieden wurden die Seeverbindungen gesperrt, so daß im 18. Jahrhundert der alte Seehandelsmarkt zur Landstadt von 40 000 Einwohnern zurückank, etwa so wie Brügge. Napoleon aber hob Antwerpen aus dem Schlaf und fing den Hafen an zu bauen. Er sah mit seinem scharfen Auge, was dieser Ort gegenüber London bedeuten könnte.

Antwerpen hat mit seinen Vorstädten über 400 000 Einwohner, hat sich also seit der Zeit der Niedrigkeit etwa verzehnfacht. Das 19. Jahrhundert, das alle Norseeküsten hob und das Belgiens Bevölkerung auch im Inland sehr vermehrte, trug von allen Seiten Kräfte und Güter nach Antwerpen. Es wuchs eine moderne Stadt um den alten geschichtlichen Kern. Nach der Napoleonszeit war die Stadt zunächst holländisch, hätte auch ihrer Natur nach weiterhin

eher zu Holland gehört als zu dem künstlichen Gemächte des belgischen Staates von 1831, wurde aber durch französische, von England unterstützte Belagerung gezwungen, belgisch zu werden. Wirtschaftlich hat es der Stadt nicht geschadet, aber das ist weniger eine Folge der belgischen Regierungskunst als ein Ergebnis der weltwirtschaftlichen Entwicklung. Ohne das deutsche Hinterland hätten weder Antwerpen noch Rotterdam ihre heutige Handelsbedeutung und Wohlfahrt erreichen können. Die besten Plätze am Fluß und im Hafen gehörten den beiden großen deutschen Schifffahrtsgesellschaften und werden ihnen weiterhin gehören. Ich habe schon neulich von der Stadt gesagt, daß ihr Herz französisch zu sein scheint, aber ihr Geldbeutel ist deutsch. Und wie es mit der französischen Gesinnung der flämischen Volksmenge beschaffen ist, wage ich nicht zu beurteilen. So „belgisch“ wie Brüssel ist Antwerpen nie gewesen.

Der Hafen von Antwerpen hatte im Jahre 1900 einen Auslandsdampferverkehr von 6,5 Millionen Registertons, im Jahre 1912 aber von 13,6 Millionen Registertons. Also mehr als eine Verdoppelung in 12 Jahren! An diese Entwicklung kommt selbst Rotterdam nicht heran, und auch Hamburg bleibt im Auslandsdampferverkehr etwas unter Antwerpen. Nun ist zwar zuzugeben, daß die Menge der einfahrenden Auslandsdampfer für sich allein noch keinen Rückschluß auf die Gütermenge gestattet, aber zur Feststellung der internationalen Bedeutung eines Hafens gibt es unseres Wissens doch kein anderes Maß.

Ankunft von Auslandsdampfern 1912 (1911)
Reichsstatistik 1914.

Häfen erster Klasse:

Las Palmas (Kanar. Inseln)	14,9	Mill. Reg.-T.
Newyork	14,1	" "
Antwerpen	13,6	" "
London	12,7	" "
Hamburg	11,9	" "
Liverpool	11,7	" "
Rotterdam	11,4	" "

Häfen zweiter Klasse:

Marseille	8,0	Mill. Reg.-T.
Lissabon	7,9	" "
Reapel	6,2	" "
Kobe (Japan)	6,1	" "
Gibraltar	5,9	" "
Genua	5,8	" "

Dabei fehlen Hongkong und Schanghai, deren Ziffern wir nicht besitzen. Las Palmas, Lissabon und Gibraltar sind im wesentlichen nur Anlegestationen. Der Mittelpunkt des Welt Handels ist an der Nordsee, dort, wo London, Antwerpen, Rotterdam und Hamburg beieinander liegen.

Antwerpens Seeverkehr ist bis jetzt unter belgischer Oberhoheit etwa in derselben Lage gewesen, in der der Hamburger Verkehr vor dem Zollanschluß war. Es würde sich mit etwa denselben Gründen gegen eine zollpolitische Eingliederung in einen mitteleuropäischen Zollverband wehren, wie es Hamburg gegen seine Einbeziehung in den Reichszollverband getan hat. Aber gerade das Beispiel von Hamburg kann für die Antwerpener sehr lehrreich sein: kein Hamburger will, soviel wir wissen, jetzt wieder rückwärts in die alten Verhältnisse.

Schon diese letzten Ausführungen grenzen nahe an das politische Problem der Zukunft Belgiens, von dem noch nicht geredet werden soll. Es ist natürlich nicht zu hindern, daß man sich in Deutschland, Holland, England und vor allem in

den bisherigen belgischen Landesteilen selbst seine Gedanken darüber macht, aber zur öffentlichen Aussprache sind die Dinge noch nicht reif. Solange der Krieg dauert, bleibt selbstverständlich Belgien in deutscher Verwaltung als großes Pfand für die schließliche Abrechnung. Auch ist es gut, wenn alle Beteiligten Zeit haben, sich die zukünftige Stellung der belgischen Küste und vor allem des Antwerperer Hafens ohne Leidenschaft in aller Stille zu überlegen. Das ist besonders deshalb wichtig, weil hier die Nachbarschaftsgefühle, der wirtschaftliche Wettbewerb und auch die zu Recht bestehenden Schmeldeverträge Hollands in Frage kommen, und wir alle Ursache haben, daß von deutscher Seite aus nichts gedacht und gesagt wird, was von den Holländern, deren tadellose und aufopfernde Neutralität des höchsten Lobes wert ist, als ein gewisses Vorgehen empfunden werden könnte. Die flämische Frage kann unseres Erachtens nur mit Holland richtig gelöst werden, dazu aber ist der Zeitpunkt noch nicht da. Jetzt steht alles noch viel zu sehr unter den Eindrücken des Kriegsanfanges.

Antwerpen ist unter den vielen Zukunftsfragen des Krieges bis jetzt das kostbarste, merkwürdigste und dunkelste Rätsel. Die Stadt und der Hafen liegen im Nebel. In ihr und um sie herum ist noch alles undurchsichtig, und ferner Kanonendonner klingt von der See und vom Lande. Es wird nicht mehr bei Antwerpen gefochten, aber noch immer um Antwerpen. Eines Tages aber wird auch dieses alles klar werden müssen.

Kurt de Bra / Die Wiedergeburt der Volkstümlichkeit

Nun ist's geschehen. An dessen Möglichkeit viele schon bitter gezweifelt hatten, das ist leuchtende Tatsache geworden: Wir fühlen uns wieder als ein Volk! Nicht weniger als der Weltkrieg gehörte dazu, um dies Wunder zustande zu bringen, und unter all den Gaben, welche unserem Volke in diesen hohen und ernsten Tagen neu geschenkt wurden, erweist sich als das köstlichste Gut, das alle anderen erst krönt, die Wiedergeburt der Gemeinsamkeit des Volksempfindens, die Volkstümlichkeit.

Wie war es doch vor dem Kriege? Unmöglich konnte der offizielle und bemühte Patriotismus von oben her das fehlende geistige Band ersetzen, welches die heiße und quellhafte Gemeinsamkeit des vollklichen Empfindens um die Seelen des deutschen Volkes geschlungen hat in den hehrsten Zeiten deutscher Geschichte. Aber auch all die so ernsthaften und so idealistisch durchglühten Versuche treudeutscher Persönlichkeiten, ein kräftiges Gemeinempfinden im ganzen Volke wachzurufen, um mit Hilfe dieses Gesamtempfindens schlimme Nebelstände und Krankheiten, die am Marke des Volkes zehrten, zu beseitigen, hatten alle nicht den großen Erfolg, den ihnen der Vaterlandsfreund wünschen mußte, den Erfolg nämlich, daß sie den eisernen Ring eines einheitlichen Fühlens und Wollens um die deutsche Volksseele schmiedeten. Wo und wann trat eigentlich eine wirkliche Erhebung der Volksseele aus dem Tiefsten und zum Höchsten als Folge all der vielen aus warmer Volksgesinnung heraus unternommenen geistigen und materiellen Reformbemühungen ein? Unzweifelhaft (hinterher können wir das ruhig zugeben) hat das oft lähmend auf den Vaterlandsfreund gewirkt und wohl auch wie eine große Dumpsheit und Leere auf

ihm gelastet, wenn er sah, wie die mächtige Welle des geschlossenen Volksempfindens, die allein imstande gewesen wäre, so manchen Unrat fortzuspülen und so manches fruchtbare Land anzuschwemmen, sich so gar nicht einstellen wollte. Es war kein Wunder, daß zuletzt einige sich mit dem Zweifel beschäftigten: Sind wir Deutschen überhaupt noch ein Volk in dem Sinne, in welchem allein es sich ein Volk zu sein verlohnt, in dem Sinne einer geistigen Einheit von Volksgenossen, welche ihre kulturelle Zusammengehörigkeit als menschliche Aufgabe erkannt und erfaßt haben und nunmehr demgemäß leisten und schaffen wollen? Oder sind wir vielleicht nur noch die Möglichkeit eines Volkes, das schlummernde Material, der tote Block, die geduldig zu harren haben auf die zu ihrer Zeit erfolgende Formung und Gestaltung?

Da ist nun aus dem Schoße der Weltgeschichte das Gewaltige geboren, das aller Ungewißheit ein Ende bereitet und auf den säuselnden Ton des Zweifels mit dem allerkräftigsten Klang der Bestimmtheit antwortet; der Weltkrieg hat sich als der scharfe Meißel erwiesen, der aus dem Stoff des deutschen Volkstums die Umrisse einer geschlossenen und geistig zusammengefaßten Volkspersönlichkeit wieder herausbildet. Wir alle denken jetzt an daselbe in derselben Weise, wir fühlen gleiche Freude und gleiches Leid, unsere Begehungen sind auf das nämliche Ziel gerichtet. Seit den Tagen der Freiheitskriege, deren unvergessene Herrlichkeit zum besten Teil gerade darauf beruhte, ist das unserem Volke nicht wieder zuteil geworden, daß es seine eigene in sich selbst gerundete Deutschtum so sehr als einfach selbstverständliche Naturtatsache und als den gegebenen Wert der Werte zugleich erlebte. Als die schönste Sicherung für die Zukunftsaufgabe der Deutschen schwebt uns wohl allen vor, diese mächtige Stimmung nationaler Geschlossenheit in Besten und Edelsten festzuhalten und fruchtbar zu machen für den inneren Neuaufbau des deutschen Staates und der deutschen Kultur, welchen wir als erstes Geschehnis von der großen neuen Geschichtsepoeche erwarten, in die der Fuß des Deutschen nunmehr zu treten bestimmt ist.

Kein Zeichen der Zeit ist wohl erfreulicher als die allgemeine Befundung schärfsten Mißtrauens gegen jeden Versuch der Störung der innerlichen Volksharmonie. Immerhin muß die Aufmerksamkeit beizeiten auf die feindlichen Strömungen gerichtet werden, welche dem notwendigen Empfinden deutscher Volksgemeinsamkeit zuwiderstreben, damit den gefährlichen Schlangen sofort das Haupt zertreten werden kann, wenn sie sich wieder einmal züngelnd und zischelnd gegen unser Volksheiligtum erheben. Woher kamen denn die meisten Hemmungen, die so schwer auf der Volksseele lasteten und sie so selten zu dem lebendigen Gefühl des einheitlichen Volkstums kommen ließen? Woher kam all das, was so zehrte und nagte am innersten Volksmark gerade an der Stelle, wo die Zentralorgane des Volkskörpers lagen?

Das blühende Fleisch eines einheitlichen Volkskörpers kann durch allerhand Gegensätze zerlegt werden, die in dem verwickeltesten Verhältnis gegenseitiger Bedingtheit und Bedingung stehen können, im allgemeinen aber werden es die innerlichen Gegensätze religiöser und politisch-sozialer Art und Herkunft sein, welche gerade deshalb, weil sie an die wichtigsten Fragen des Menschenaseins rühren, das Volk am meisten und ehesten spalten und zerreißen.

Von den konfessionellen Gegensätzen, die sicherlich leider nur allzu stark überwuchert hatten und manches gemeinsame Seelenleben im Volke erstickt hatten, wollen

wir gern feststellen, daß sie jetzt im Krieg nahezu unter die Schwelle des Bewußtseins zurückgedrängt sind. Freuen wir uns darüber, daß Protestanten und Katholiken mit derselben nationalen Wärme und religiösen Inbrunst in den Kampf ziehen. Sicherlich stellt ja dieser Krieg bis zu einem gewissen Grade die Auseinandersetzung zwischen römisch-katholizismus und griechischer Orthodogie dar. Näher liegt es indes, sich mit Freuden daran zu erinnern, daß katholische Romantiker, wie Schenkenborf und Eichendorff in unvergleichlicher Einstimmigkeit der vaterländisch begeisterten Gemüter zusammen mit so kernigen Protestanten wie Stein und Arndt in den großen deutschen Erhebungskampf eilten. Wann ist seit den Tagen der Freiheitskriege je eine größere Gemeinsamkeit religiösen Fühlens, eine freudigere und freundlichere Rücksichtnahme auf die abweichende Konfession, ein willigeres Vermeiden alles Störenden und Verlegenden in die Erscheinung getreten, als wir jetzt aus Anlaß des Weltkrieges erleben? Eine allerschönste Hoffnung auf künftige Tage muß aus diesem Tatbestande erblühen, die Hoffnung, daß die deutsche Volksseele auch auf dem tiefsten Seinsgebiete mit freudigem Erstaunen einer größeren Gemeinsamkeit und Geschlossenheit sich bewußt werden wird, als jemals für möglich gehalten werden konnte.

Am meisten ist in Deutschland selbst geklagt worden über die Stärke der politischen und sozialen Gegensätze. Unzweifelhaft traten an diesem Punkte die Uneinigkeit und Zerrissenheit des deutschen Volkskörpers und der deutschen Volksseele am meisten in die Erscheinung. Woher bezogen denn aber die politisch-sozialen Gegensätze ihre unleidliche Heftigkeit und ihre verhängnisvolle Schärfe? Wie konnten die politisch-sozialen Gegensätze sich zu dem bedenklichen Grade des völligen gegenseitigen Nichtverständnisses ganzer Volksschichten auswachsen? Die Antwort kann meiner Ansicht nach nur gefunden werden, wenn wir uns auf die tiefste Bestimmung besinnen, die im Wesen des deutschen Volkes angelegt ist: das deutsche Volk — das Menschheitsvolk, das für alle Menschheitsstrebungen offen ist. Indem nun die Deutschen alles in sich zu verarbeiten suchen, nehmen sie Gegensätzlichkeiten aller Art so weitgehend in sich auf, daß sie ihre gemeinsame Menschlichkeit und ihr gemeinsames Menschentum vielfach gar nicht mehr empfinden. Es war, als ob unser Organismus infolge irgendeiner tiefliegenden Störung gerade die Gifte selber auf einmal erzeugte, die der Eigenart des Organismus nach am unfehlbarsten ihn schädigen und bedrohen mußten. Die Medizin braucht dafür den treffenden Ausdruck „autogene Blutvergiftung“. Indem die Deutschen vielfach im Menschwerdungsdrange ihre Gemeinsamkeit vergaßen, zerstörten sie die tiefste Wurzel ihres Volkstums, ihre Deutschtum und damit die Gesundheit ihres Nationaldaseins von Grund aus. Sie verloren damit die einfache Sicherheit ihrer weltgeschichtlichen Bestimmung und wurden auch innerhalb des eigenen Volkstums schwankend in ihrer Volkstümmlichkeit. Die ganze Gefährlichkeit des ebenso undeutschen wie unmenschlichen Kastengeistes beruhte darin, daß er eine Selbstvergiftung des deutschen Volkes gerade mit den Stoffen darstellte, die es am wenigsten seinem Wesen nach vertragen konnte. Hinterher können wir das ruhig zugeben: Der Kastengeist in jeglicher Art der Ausbildung war üppig unter uns Deutschen aufgeblüht. Wie viele Deutsche bestritten nicht ihren gesamten sittlich-geistigen Lebenshaushalt dadurch, daß sie ihre Beziehungen zu Gott und zu der Menschheit in einen „Eingang für Herrschaften“ und einen „Eingang für Lieferanten“ zerlegten. Und selbst

wenn wir von dieser ganz groben Art absehen, so gab es doch noch unzählige Anzeichen, die es verrieten, daß unter den Deutschen das gemeinsame Fühlen als Volk in Gefahr war, durch die gegenseitige Ueberheblichkeit, durch diese Schraube ohne Ende, unterbunden zu werden. Zwar merkte man zuweilen das schlechte Gewissen bei diesem Gebaren heraus, denn es war ja zu deutlich, daß diese mangelhafte Beziehung und dieses fehlende Verständnis innerhalb des deutschen Menschheitsvolkes geradezu eine Versündigung gegen den heiligen Geist der Nation, ein Abfall von dem Besten ihrer Besten, von der Lebensanschauung und Lebensführung eines Schiller, eines Fichte war. Aber die große Stunde erst hat die Gewissen vermocht, wirklich zu erwachen. Jetzt ist Gott sei Dank allgemein das Bewußtsein dafür erwacht, wie bössartig der Tatbestand war, daß so viele Deutsche sich gegenseitig nicht mehr als Deutsche, ja, nicht mehr als Menschen anerkannten. Jetzt ist das lebhaft empfinden dafür erwacht, daß jede Fehde, jeder Streit, jedes innerliche Unterschiedsgefühl haltzumachen hat vor der Einheitlichkeit des Volksempfindens. Die aus der Not der Zeit geborene schöne Anerkennung der vollstlichen und menschlichen Gemeinsamkeit dürfen wir uns nun nicht wieder rauben lassen, nachdem wir gesehen und erlebt haben, welche Gefahren der Mangel an Gefühl dafür, daß wir alle von menschlich gleichem Grund und Boden aus nach oben wachsen, der Mangel an Anerkennung der sittlich-religiösen Gleichberechtigung und Gleichwertigkeit der Menschenseele, gerade über unser deutsches Menschheitsvolk heraufbeschwören mußte. Alle Gegensätze des Besitzes, der Bildung, des Stammes, der Konfession, sie schrumpfen ja ins Kleine zusammen, wenn wir uns einmal wieder herzhast als ein Volk fühlen. Was hatte E. M. Arndt an seinem herrlichen deutschen Reichsritter, dem Freiherrn von Stein, am meisten zu rühmen? Es war „das deutsche, schöne Gemeinschaftsgefühl mit allem Volk“.

Wenn wir die gewaltige Einheitsstimmung der Zeit festhalten wollen, um die für die großen Aufgaben der Zukunft unentbehrliche Stoßkraft der inneren Gemeinsamkeit unserem Volke zu bewahren, dann muß jeder einzelne sich als sittlich verantwortlich für die Wiedergeburt der Volkstümmlichkeit fühlen, dann muß jeder einzelne sich der Gefahren bewußt bleiben, die aus den dunklen Höhlen undeutscher und unmenschlicher Ueberheblichkeitsgegnung dem einheitlichen Volksempfinden drohen, dann muß jeder einzelne unsere Volkseinheitlichkeit nach Geist und Gemüt im Sinne menschheitlicher Gemeinsamkeit der Berechtigung und der Verpflichtung bewußt ergreifen. Nur aus dem Einklange mit der Denkungsweise seiner höchsten Zeiten und seiner besten Männer kann einem Volke die Wiedergeburt der Einheitlichkeit seines Empfindens zu einer inneren Neugestaltung werden.

Georg Gothein / Europäische Zollunion als Siegespreis?

I.

Richard Calwer hat vor einiger Zeit in einem von der sozialdemokratischen Presse vielfach abgedruckten Artikel die Forderung erhoben, die jetzige große kriegerische Auseinandersetzung der Völker Europas solle ihren Abschluß in der Schaffung eines einheitlichen Zollgebietes der meisten europäischen

Länder finden. Europa komme sonst wirtschaftlich ins Hintertreffen gegen die Riesenwirtschaftsgebiete der Vereinigten Staaten von Amerika, Chinas, Rußlands usw. Die Schaffung umfassender einheitlicher Zollgebiete, in denen die Waren ohne Zollschranken unbehindert abgesetzt werden könnten, sei für die moderne Industrie eine Notwendigkeit; Deutschland habe seinen wirtschaftlichen Aufschwung erst nehmen können, als durch den Zollverein ein einheitliches — für damalige Verhältnisse großes — Wirtschaftsgebiet geschaffen worden sei; heut sei dasselbe längst nicht mehr ausreichend.

Niemand kann die Vorteile verkennen, die ein großes, durch Zwischenzölle nicht beeinträchtigtes Wirtschaftsgebiet für die Industrie und damit für die wirtschaftliche Entwicklung eines Landes hat. Je größer, je volkreicher, um so aufnahmefähiger ist es, ein um so vorteilhafteres natürliches Absatzgebiet bildet es. Daß die Vereinigten Staaten in ihrem riesigen Gebiet mit der stark wachsenden Bevölkerung, die heut auf nahezu 100 Millionen (gegen 68 Millionen in Deutschland) zu veranschlagen ist, einen gewaltigen Vorteil für ihr Wirtschaftsleben besitzen, ist unbestreitbar. Freilich die wirtschaftliche Entwicklung Rußlands, wo sogar rund 138 Millionen in einem einheitlichen Zollgebiet vereinigt sind, weist bisher recht mäßige Fortschritte auf. Und kleine Staatswesen mit äußerst beschränktem Zollgebiet wie Dänemark, Holland, Belgien, die Schweiz zeigen eine recht günstige wirtschaftliche Entwicklung. Die Größe des einheitlichen Zollgebiets allein macht es eben nicht. Auch andere Momente sind dafür von Einfluß. Aber nehmen wir das Ziel als prinzipiell erwünscht an, so ist doch zu prüfen, ob und wie weit es durchführbar ist, und auch die mit seiner Durchführung verbundenen Nachteile sind ins Auge zu fassen.

Ein einheitliches Zollgebiet setzt eine einheitliche Zollgesetzgebung voraus; diese erfordert natürlich gesetzgebende Faktoren. Das war der wunde Punkt des Zollvereins bis zur Schaffung des Zollparlaments und des Zollbundesrats (1866). Jede Aenderung des Zolltarifs, jeder Handelsvertrag bedurfte der einstimmigen Annahme aller Zollvereinsstaaten. Am Widerspruch von Neuß ältere oder jüngere Linie konnte die wichtigste wirtschaftspolitische Maßnahme scheitern. Preußen hat damals jeden Fortschritt nur durch jedesmalige Kündigung der Zollvereinsverträge, durch Infragestellen des ganzen Zollvereins durchsetzen können. Die geringste Aenderung bedurfte nicht nur der Zustimmung jeder einzelnen Regierung, sondern auch der Parlamente aller beteiligten Staaten.

Ein solcher Zustand wäre für eine europäische oder auch nur für eine mitteleuropäische Zollunion undenkbar; er würde eine Quelle unendlicher Reibungen und Verstimmungen sein.

Eine Zollunion würde deshalb einen Zollbundesrat und ein Zollparlament aus allen beteiligten Staaten voraussetzen. Der erstere würde zur Not zu bilden sein; er würde nach Mehrheiten zu beschließen haben, wobei natürlich die Stimmberechtigung der einzelnen Staaten verschieden — vielleicht nach der Bevölkerungsziffer — zu bemessen sein würde.

Ungleich schwieriger würde das Zollparlament zu konstruieren sein. Nehmen wir an, daß Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Frankreich, Italien, Spanien, Portugal, die Schweiz, Belgien, Niederlande, Dänemark, Schweden, Norwegen, Rumänien, Bulgarien und Griechenland sich

vereinigen. Serbien und Montenegro würden inzwischen wohl aufgehört haben, selbständige Staaten zu sein; vielleicht würde aber noch Polen dazukommen. Rußland und England will wohl auch Calver nicht in den großen europäischen Zollverein einbeziehen.

Schon die Verhandlungssprache würde erhebliche Schwierigkeiten machen; eigentlich könnte man doch nur Deutsch und Französisch zulassen; das würde aber Italien, Spanien und die kleineren slawischen und skandinavischen Völkerschaften verdrängen. Ein Parlament, das sich verständigen und nicht bloß monologisieren soll, kann höchstens in zwei Sprachen verhandeln.

Das Zollgebiet würde bei seiner Gründung rund 280—300 Mill. Einwohner umfassen, wovon ca. 126—130 Mill. auf Deutschland und Oesterreichisch-Ungarn entfallen würden. Das Beispiel der österreich-ungarischen Delegationen hat gezeigt, daß man ein solches zwischenstaatliches Verständigungsparlament nicht zu groß werden lassen darf. Auf je 1 Million Einwohner einen Delegierten zu wählen, würde bereits ein für seinen Zweck viel zu großes Gremium von nahezu 300 Delegierten ergeben. Die Wahlen dazu würden am besten durch die Einzelparlamente nach dem System der Verhältniswahl erfolgen, das ~~würde~~ für den Deutschen Reichstag, der dann 68—70 Delegierte zu wählen haben würde, möglich sein, bei den kleineren, wie Schweiz, Norwegen, Dänemark, Griechenland, Portugal um so schwerer. Deshalb vermöchte man auch nicht gut eine kleinere Delegation zu bilden. An ein Zollparlament aus Urwahlen ist erst gar nicht zu denken, obgleich eine Delegation aus nach ganz verschiedenen Wahlsystemen gewählten Volksvertretungen auch ihre erheblichen Bedenken haben würde.

Die Zolleinnahmen bilden eine der wichtigsten Steuerquellen der Staaten, und zwar in um so höherem Maße, je geringer deren wirtschaftliche Entwicklung ist, da in solchen Staatswesen die direkten Steuern meist nur geringe Erträgnisse zu bringen pflegen. Sie haben daher ein Interesse an hohen Zöllen, während das der kulturell fortgeschrittenen niedrige Zölle erheischt. Es ergeben sich also von vornherein schwerwiegende Interessengegensätze.

Die ertragreichsten Zölle sind die Finanzzölle auf Genußmittel, also auf Kaffee, Tee, Kakao, Gewürze, Tabak, Wein, Spirituosen. Der Verbrauch daran ist aber bei Ländern verschiedener Kulturstufen außerordentlich verschieden. Die Kulturstaaten müßten also das meiste von den Zöllen aufbringen und deshalb mit Recht eine wesentlich höhere Kopfquote aus dem Ertrag der Zölle beanspruchen. Der Streit um die Quote würde aber höchst unerquicklich sein; er würde sich alle paar Jahre erneuern und nirgends Befriedigung an der Zollgemeinschaft erwachsen lassen. Die wirtschaftlich fortgeschrittenen Staaten würden ständig darüber klagen, daß sie die Lasten für die zurückgebliebenen zu tragen hätten. Das um so mehr, wenn gleichzeitig Agrarzölle eingeführt würden, die — da die mittel- und westeuropäische Zollgemeinschaft ihren Getreide- und Futtermittelbedarf nicht entfernt decken würde — gerade die industriellen Staaten zugunsten der Agrarstaaten außerordentlich stark belasten würden, ohne daß etwas Nennenswertes davon in die gemeinsame Zolkasse flöße. Ersteren würde freilich der Vorteil erwachsen, ihre Industrieerzeugnisse ohne Zoll in dem ganzen großen Vereinsgebiet abzusetzen, aber da deren

Produktion seine Aufnahmefähigkeit doch sehr erheblich überstiege, würde — von den kartellierten Artikeln abgesehen — der Schutz Zoll im Preis der Ware nicht zum Ausdruck kommen. Mit dem erweiterten Zollgebiet würde zudem die Kartellierung außerordentlich erschwert werden, die Menge der von einem Schutz Zoll profitierenden syndizierten Artikel also wesentlich zurückgehen.

Am meisten würden die Industriellen derjenigen Staaten klagen, die sich in der Entwicklung vom überwiegenden Agrarstaat zum Industrie- und Agrarstaat befinden, deren Industrie sich noch nicht stark genug fühlt, den Wettbewerb mit der deutschen, französischen, schweizerischen, belgischen aufzunehmen und die durch Erziehungszölle das Entstehen eigener Industrien bisher gefördert haben. Ganz besonders würde das von Oesterreich-Ungarn und Italien, aber auch von Spanien, Schweden, Rumänien und dem etwa selbständig werdenden Polen geschehen. Die Widerstände dagegen würden nach meiner Kenntnis so stark sein, daß der ganze Plan daran scheitern müßte.

Wir sind aber auch nicht in der Lage, Staatswesen wie Oesterreich-Ungarn, das als unser treuer Verbündeter mit Aufbietung aller Kräfte am Kampf teilgenommen hat, eine von ihm für wirtschaftlich nachteilig erachtete Zollunion zuzumuten ebenso wenig wie an Ländern, die eine uns wohlwollende Neutralität beobachtet haben!

Ein einheitliches Zollgebiet setzt eine weitgehende Übereinstimmung der Verbrauchsabgaben voraus. Welche Schwierigkeiten machen schon in Deutschland die Sondersteuern für Bier! — Da sind Uebergangsabgaben von Bier der süddeutschen Staaten, das in das Gebiet der Brauergemeinschaft geht. Da sind Aversa an das Reich notwendig. Wie viele Jahrzehnte hat es gedauert, um eine halbwegs übereinstimmende Branntweinbesteuerung für das Deutsche Reich zustande zu bringen, und schließlich ist die Konstruktion der Steuer doch so, daß sie als Muster dafür dienen kann, wie sie nicht sein soll. Wie soll es gehandhabt werden mit den Tabak- und Alkoholmonopolen der verschiedenen Staaten, die die Zollgemeinschaft bilden sollen! Die Ersparnisse, welche durch den Wegfall so vieler Zollgrenzen für die Gemeinschaft eintreten sollen, würden sich zum guten Teil verflüchtigen durch die Zoll- und Kontrollvorschriften, die infolge der Verschiedenheit der indirekten Steuern und durch die Monopole erwachsen würden. Die meisten Staaten sind auch gar nicht in der Lage, auf die hohen Verbrauchsabgaben auf Zucker, Alkohol, Tabak oder auf ihre Monopole usw. zu verzichten; sie brauchen sie bitter notwendig, um ihr Budget in Ordnung zu halten.

Ein einheitliches Wirtschaftsgebiet setzt auch eine gewisse Gleichmäßigkeit der direkten und Stempelsteuern voraus; zunächst der Stempelabgaben für Gesellschaftsgründungen und Aktienemissionen, da sonst diese sich unabhängig von der Betriebswerkstätte in den Ländern mit den niedrigsten Abgaben konzentrieren. Ohne gleiche Börsensteuern würde sich das Börsen- und damit auch das Bankgeschäft ebenfalls auf die Länder zurückziehen, die die niedrigsten Steuern haben. Die Entwicklung der österreichischen Industrie wird vielleicht durch nichts so gehemmt, als durch die übermäßige Steuerbelastung der Gesellschaften, die die Affoziation des Kapitals erschwert.

Schließlich spielen auch die Frachtkosten mit. Länder mit teuren Bahnen — Gebirge und große Ströme verteuern Anlage- und Betriebskosten — müssen höhere Bahnfrachten

erheben als Niederrungsländer; auch die Dichtigkeit des Bahnnetzes kommt wesentlich in Betracht. Gerade wer — wie Calver — auf schutzöllnerischem Boden steht, müßte sich sagen, daß es den industriell wenig fortgeschrittenen Staaten ohne Verzicht auf industrielle Entwicklung kaum möglich ist, sich in eine Zollgemeinschaft mit den fortgeschrittensten Industriestaaten der Welt zu begeben.

Muß man daher den Calverschen Plan einer mittel- und westeuropäischen Zollunion für einen Traum halten, so ist es selbst vom deutschen Standpunkt aus — trotz manches Verführerischen — nicht einmal ein schöner. Wir wollen unsere wirtschaftlichen und kulturellen Aufgaben im Rahmen unseres nationalen Staatswesens lösen — was übrigens selbst von der Sozialdemokratie gefordert wird. Da ist der Gedanke, sich mit seiner ganzen steuerlichen und wirtschaftlichen Gesetzgebung in Abhängigkeit zu begeben, von einem Konglomerat der verschiedenartigsten — auf verschiedenen Kultur- und Wirtschaftsstufen stehenden — Völkerschaften anderer Stämme und anderer Sprache wahrhaftig kein Verlockender. Um so weniger, als man sich sagen muß, daß der dazu erforderliche Apparat infolge seiner Kompliziertheit und Schwerfälligkeit, infolge der in ihm wirkenden gegensätzlichen Kräfte nicht gut arbeiten kann und zu einer Verknöcherung der wirtschaftlichen Gesetzgebung führen muß. Und es ist doch nur ein Teil des Weltmarktes, auf den so entwickelte Staaten wie Deutschland ganz angewiesen sind, der damit gesichert wird. Gerade weil wir unbedingt notwendig weltwirtschaftliche Politik brauchen, ist es nicht zweckmäßig, sich in eine Bindung zu begeben, die jene erschwert. Nach diesem Weltkrieg brauchen wir doppelt nötig Erleichterungen des weltwirtschaftlichen Verkehrs, internationale Vereinbarungen, die tunlichst alle Staatswesen umfassen, weitgehenden Ausbau des internationalen Rechts auf den verschiedensten Gebieten des Wirtschaftslebens wie des Völkerrechts. Erleichterung der Produktion durch Verlassen der bergab führenden Bahn ständiger Verteuerungspolitik. Erleichterung des gegenseitigen Güteraustausches — aber nicht bloß im europäischen Kontinent. Das hieße ja sonst, den Engländern das Meer geradezu überlassen.

Nun kann der Krieg solche Verstimmungen hinterlassen, daß statt gegenseitiger Verkehrserleichterung verstärkter Abschluß tritt. Aber er kann — besonders wenn wir in unseren Friedensforderungen maßvoll sind — auch eine Lösung der bisherigen Spannung, ein Umlernen der Völker bringen, die einsehen, auf welche verhängnisvolle Bahn ehrgeizige und unfähige Politiker sie gebracht haben. Weder wird in Frankreich Herr Poincaré, noch in England Sir Edward Grey nach dem Kriege die Mehrheit des Volkes noch hinter sich haben. Und was sich in Rußland vollziehen wird, liegt zwar hinter dunklen Schleiern, aber es ist doch mehr als fraglich, ob das alte System fortgesetzt werden kann. Jedenfalls haben wir vorläufig andere Sorgen und Aufgaben als über die mindestens für lange Jahrzehnte noch utopischen Pläne einer europäischen Zollunion zu spintisieren, von denen bei näherer Prüfung sich der Unbefangene sagen muß, daß ihrer Verwirklichung unübersteigbare Hindernisse entgegenstehen.

II.

Hat der Calversche Gedanke einer europäischen Zollunion mit Ausschluß Rußlands und Englands wohl wenige Anhänger,

so der des Zollbündnisses mit Oesterreich-Ungarn um so mehr. Nicht bloß aus wirtschaftlichen, sondern auch aus sehr beachtlichen politischen Erwägungen. Man sagt sich, daß das wirtschaftliche Band des gemeinsamen Zollgebietes eine wesentliche Verstärkung des politischen Bandes bedeuten würde, das man nach dem Krieg noch fester knüpfen möchte, als durch das bisherige Bündnis. Im Hintergrund dieses Gedankens schlummern wohl auch Wünsche nach einer gleichen Organisation von Heer und Flotte, einer gemeinsamen auswärtigen Politik. Und wer wollte leugnen, daß es seine sehr erheblichen Bedenken hat, wenn der eine der Verbündeten, auf die gewaltige Macht des Bundesgenossen pochend, Politik auf eigene Faust treibt. Wer wollte leugnen, daß für den Fall des Krieges die gleiche militärische Organisation und Bewaffnung außerordentliche Vorteile bieten würde? Es kommt noch hinzu, daß man hofft, in der Anlehnung an das militärisch wie wirtschaftlich starke Deutschland durch die Schaffung dieses Riesenabsatzgebietes den inneren Zusammenhalt des Donaudoppellstaats zu festigen, den zentrifugalen Bestrebungen einzelner Nationalitäten wirksam zu begegnen. Was Oesterreich-Ungarn zusammenhält, ist seine geographische Lage, die die verschiedenen Völkerschaften aus rein wirtschaftlichen Gründen zu einem Ganzen zusammenschweißt. Man hat mit Recht gesagt: Wenn es nicht bestünde, müßte man es erfinden. Ist Deutschland ein Nationalstaat, der durch die gemeinsamen nationalen Interessen noch weit stärker geeinigt wird, als durch die wirtschaftlichen, so ist Oesterreich-Ungarn ein aus zentrifugalen Nationalitäten bestehendes Konglomerat, das durch die zentripetalen starken wirtschaftlichen Interessen zusammengehalten wird. Ob diese aber die Zollunion mit Deutschland verlangen, ob sie ihr nicht widerstreben, ist eine Frage, die jedenfalls aufs sorgfältigste geprüft werden müßte.

Bismarck hat Oesterreich den Rat gegeben, seinen Schwerpunkt nach Osten zu verlegen; den hat es nur mit der Annexion von Bosnien und der Herzegowina befolgt. Im übrigen aber hat es in seiner Balkanpolitik keine glückliche Hand gehabt. Agrarische Einflüsse haben es verhindert, den Balkanstaaten gegenüber die Wirtschaftspolitik zu treiben, mit der Preußen erfolgreich die Einigung Deutschlands unter seiner Führung zustande brachte. Wirtschaftspolitisch gehören die Balkanstaaten zu Oesterreich-Ungarn. Daher hätte es klug getan, ihnen gegenüber den gleichen Weg — den des Zollvereins und der moralischen Eroberungen — einzuschlagen. Die nationalistische Drachensaat, die Rußland in Serbien und Montenegro gesät hat, hätte nie in diesem Maße aufgehen können, wenn nicht der Boden dafür durch die ihnen feindliche österreichisch-ungarische Wirtschaftspolitik bereitet worden wäre. Sollten diese Staaten nicht ohnehin definitiv verschwinden, so werden sie zollpolitisch an Oesterreich angegliedert werden müssen, wenn nicht dauernd die unerträgliche politische Spannung auf dem Balkan aufrechterhalten werden soll. Aber genau so liegt es auch mit Bulgarien; nur die heimtückische, unehrliche Politik, die Rußland ihm gegenüber zugunsten Serbiens getrieben hat, hat es auf die österreichische Seite gebracht, auf der es aber dauernd nur durch Berücksichtigung seiner wirtschaftlichen Interessen gehalten werden kann. Nicht wesentlich anders steht es mit Rumänien. Alle diese Agrarstaaten sind Konkurrenten von Rußland, das ihnen wirtschaftlich nichts bieten kann; Oesterreich-Ungarn aber ist bereits mehr Industrie- als Agrarstaat; es ist ausnahmefähig für ihre Agrarprodukte, findet in ihnen ein Absatzgebiet für seine Industrie-Erzeugnisse.

Es wird nicht notwendig sein, über den Rahmen des Zollvereins, der allerdings auch des Zollparlamentes für die Angelegenheiten der Zölle und indirekten Steuern nicht entraten kann, hinauszugehen; zur Not könnte es durch Delegationen der Einzelparlamente ersetzt werden; für eine politische Unterordnung dürfte weder bei Rumänien noch bei Bulgarien Neigung bestehen; das Schwerkgewicht der wirtschaftlichen Interessen wird sie ohnehin dauernd auf die Seite der Donaumonarchie führen; vielleicht ist es so groß, daß mit der Zeit auch Griechenland und die europäische Türkei sich angliedern.

Freilich wird man nicht verkennen können, daß Deutschlands wirtschaftliches Interesse einem solchen „Zollverein der Donaufstaaten“ widerstrebt. Die österreichische Industrie, mit der die unsere in Rumänien, Serbien, Bulgarien usw. erfolgreich konkurriert, würde auf diesen Märkten einen außerordentlichen Vorsprung gewinnen, die unsere z. T. verdrängen. Man kann zugeben, daß eine dauernde Befriedung des Balkans, dieser gefährlichsten politischen Wetterecke, auch für das deutsche Wirtschaftsleben Vorteile bringt, die diesen Nachteil überwiegen würden; aber schließlich bringt Deutschland in diesem Krieg doch nicht so enorme Opfer, um auf seine Kosten Oesterreich wirtschaftliche Vorteile zuzuführen; hier müßte irgendein Ausgleich geschaffen werden. Der Weg der Zollunion Deutschlands mit den sämtlichen Donaufstaaten bietet so ungeheure Schwierigkeiten, daß er nicht gangbar erscheint. Eher käme der einer Vorzugsstellung Deutschlands gegenüber dem Zollverein der Donaufstaaten in Frage, derart, daß uns gegenüber nur ein Prozentsatz der Zölle — vielleicht 60—66⅔ % — zur Anwendung käme und diese ferner einen gewissen Prozentsatz des Warenwertes (der für die einzelnen Warengattungen verschieden bemessen werden könnte) nicht übersteigen dürften. Natürlich würden die Donaufstaaten eine entsprechende Gegenleistung verlangen. Man darf sich aber nicht verhehlen, daß damit die Meistbegünstigungsklausel bedenklich ins Wanken geriete. Es könnten für unseren Export mit den Staaten, mit welchen wir nach siegreichem Krieg Frieden schließen, Bestimmungen ähnlich dem Art. 11 des Frankfurter Friedensvertrages getroffen werden, wonach das Meistbegünstigungsverhältnis auf eine Reihe dritter Staaten beschränkt würde. So haben wir z. B. keinen Anspruch auf die Zollermäßigungen, die Frankreich Italien oder den Vereinigten Staaten von Amerika gewährt und umgekehrt. Aber es fragt sich, ob dritte Staaten damit einverstanden sein würden. Zu prüfen ist, ob die gegenseitige Vorzugsstellung bzw. die Zwischenzollgrenze in ein unanfechtbares staatsrechtliches Verhältnis gebracht werden kann, ohne daß wir auf die Vorteile der Meistbegünstigungsklausel dritten Ländern gegenüber zu verzichten brauchen. Ist das zu finden, so würde dieser Weg große Vorteile bieten.

In Oesterreich wünscht man, sich Polen anzugliedern in der gleichen Stellung, die Ungarn der Gesamtmonarchie gegenüber hat, es also auch in das österreichisch-ungarische Zollgebiet einzubeziehen. Das würde wieder eine Bevorzugung der österreichischen Industrie auf Kosten der deutschen bedeuten, die Deutschland nicht konzedieren kann. Deshalb wohl sucht man uns den Gedanken der „Mitteleuropäischen Zollunion“ schmacht zu machen. Der Gedanke wäre ganz schön, wenn die ganze Konstruktion nicht so unsagbar schwach wäre, wenn nicht dabei die Selbständigkeit Deutsch-

lands, die Mitwirkung des Reichstags an der Zoll- und Steuergesetzgebung illusorisch würde. Diese Lösung würde wohl die höchsten politischen Aspirationen österreichischer Staatsmänner befriedigen, nicht aber die wirtschaftlichen Interessen der Donauländer; damit aber würde sie dauernde Verstimmung zeitigen; sie würde nicht ein Moment der Stärkung, sondern der Schwächung bedeuten. Oesterreichs Aufgabe und Zukunft liegt an der Donau und auf dem Balkan, die unsere auf dem Wasser. Das hindert nicht, sondern das erleichtert die gegenseitige Verständigung, das Zusammengehen als politischen Machtfaktor.

III.

Nachschrift des Herausgebers.

Bei der überragenden Sachkunde unseres verehrten Freundes und Mitarbeiters Abg. Gothein ist es sicher für alle volkswirtschaftlich interessierten Leser im höchsten Grade wertvoll, seine Ansichten kennen zu lernen, und wir danken ihm für seine Darlegungen, ohne sie uns im einzelnen zu eigen zu machen.

Alle Erörterungen über die Wirtschaftsverfassung Mitteleuropas nach dem Krieg sind jetzt in gewissem Sinne verfrüht, weil die Hauptschlachten noch nicht geschlagen sind und wir ihr Ergebnis abwarten müssen. Politische Pläne über Länderverteilungen lehnen wir grundsätzlich ab, glauben aber die Erörterung der zukünftigen Wirtschaftsfragen nicht ebenso streng abweisen zu sollen, weil für die spätere Friedensschließung viele wirtschaftliche Vorermägungen nötig sind, die nicht allein in den Hauptquartieren besorgt werden können. Die Ausführungen Gotheins gehören in das Gebiet dieser Vorermägungen.

Ohne über alle berührten Punkte uns äußern zu können, stimmen wir mit Gothein darin überein, daß der Gedanke einer europäischen Zollunion nicht auf der Tagesordnung der Geschichte steht und voraussichtlich auch beim Friedensschluß nicht ernstlich in Betracht kommen wird. Anders ist es mit dem Gedanken des mitteleuropäischen Wirtschaftsverbandes. Dieser ist, wie auch Gothein ausspricht, ein vorhandenes Problem, mit dem sich nicht nur österreichisch-ungarische, sondern auch reichsdeutsche Köpfe beschäftigen. Er enthält Schwierigkeiten sowohl vom reichsdeutschen wie vom österreichisch-ungarischen Standpunkt aus, aber wenn in beiden Staaten der dazu nötige Wille vorhanden ist, können wir unsererseits die Schwierigkeiten nicht für unüberwindlich halten. Alle Angliederung angrenzender Staaten im Osten, Südosten und Westen kann dabei erst dann mit Nutzen erörtert werden, wenn die Grundform einer gemeinsamen dauernden Handelspolitik zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn gefunden sein wird. Wir geben Gothein zu, daß das bis heute nicht der Fall ist, aber wir werden im nächsten Jahre noch schwerere Aufgaben bewältigen müssen als diese. Bei der Zurückdrängung deutschen Handels vom ferneren Auslande, die in der nächsten Zeit nach dem Krieg zweifelloseintritt, werden die mitteleuropäischen Mächte gegenseitig viel mehr aufeinander angewiesen sein als vorher, und die politische Kampfesgemeinschaft wird den Sinn für Wirtschaftszusammenschluß vermehren. Man soll Wirtschaftsfragen nicht mit dem guten Herzen erledigen, aber man soll auch in ihnen den guten Willen als starke Kraft einsetzen.
Raumann.

Fritz Herholz / Kriegsgeographisches

Die Karte gehört nicht nur in die Hand der Führer unserer Soldaten, sondern auch in die Hand der zu Hause Gebliebenen. Nicht, wer die Kriegstelegramme nur auf Erfolg oder Mißerfolg hin liest und sich dabei beruhigt, daß da „um Reims herum“ oder „in der Gegend von“ gekämpft wird, sondern wer die geographische Situation, die Aufstellung und die Bewegungen der Truppen in dem Gelände zu verfolgen und zu studieren versucht, erlebt wirklich den Krieg mit.

Welche Mittel stehen zu solchem Studium dem Privatmann zur Verfügung? Da sind erstens mal die vielen Kriegskarten, die jetzt schnell auf den Markt geworfen worden sind. Jede bessere Landkarte ist ein graphisches Kunstblatt. Die meisten Kriegskarten können das wegen der Schnelligkeit, mit der sie hergestellt wurden, natürlich nicht sein. Freilich sind auch viele nichts als mit neuem Titel versehene Eisenbahnkarten. Fast alle leiden darunter, daß den einzelnen Staaten Flächenkolorit gegeben wurde, so daß farbige Geländedarstellung natürlich nicht mehr möglich war. Manche verzichteten überhaupt auf Geländedarstellung und druckten statt der Gebirgszeichnung symbolisch nur den Namen des Gebirges (Kieflingische und Liebenowsche Karte). Andere haben wenigstens Höhenzahlen, so einige Karten des Flemmingschen Verlages, während andere desselben Verlags außerdem noch das Gebirge in schwarzen Schraffen darstellen. Sie sind brauchbarer als die zuerst genannten. Auch die Karten des Verlages Dietrich Reimer bieten bei Flächenkolorit Gebirgsschraffen und Höhenzahlen. Sie enthalten wohl am meisten Ortsnamen von allen Kriegskarten. Die einzige, die auf Flächenkolorit verzichtet zugunsten einer besseren Geländedarstellung in verschiedenen Farben, ist die Karte des westlichen Kriegsschauplatzes aus dem Verlage Westermann (Braunschweig), bearbeitet von P. Dierde. Sie unterscheidet vier Höhenschichten und verwendet außerdem die Schummerung zur Gebirgsdarstellung. Einige Höhenzahlen wären vielleicht noch zu wünschen. Da dieses Blatt im Maßstabe 1 : 1 500 000 und in der Größe 52 x 70 cm noch 12 schöne und genaue Nebenkarten (nämlich Edinburgh, Themsemündung, Portsmouth, Dover, Antwerpen, Paris, Cherbourg, Reims, Toul-Manch, Verdun, Epinal und Belfort) enthält und wie alle vorher genannten Karten nur 1 M. kostet, ist es wohl das beste der bis jetzt erschienenen. Freilich so viele Namen wie die Reimerschen Karten enthält es nicht. Von Karten, die zu Preisen unter 1 M. angeboten werden, ist übrigens nichts zu halten.

Mancher wird sich aber mehr Kartenmaterial beschaffen wollen, da ja beinahe die ganze Welt in den Krieg verwickelt ist. Oft genügt schon ein besserer Schulatlas. Der „Debes“, „Dierde-Gabler“, „Lehmann-Päpold“, „Lübbcke“, „Schadow-Wagner“ bieten durchweg saubere Karten. Die Preise dieser Schulatlanten bewegen sich um 5 M. herum. Freilich kann man von ihnen nicht die Angabe der letzten Einzelheiten des Geländes oder kleiner und kleinster Orte verlangen. Wer Orte vermißt, aber einen Geschichtsatlas besitzt (2—3 M.), dem ist oft schon damit geholfen; denn dort findet sich auf Karten zu den Freiheitskriegen und zu 1870/71 mancher Name, der jetzt wieder genannt wird. Auch zu den oben genannten Kriegskarten ist ein Geschichtsatlas eine gute Ergänzung.

In jeder Beziehung mehr bieten allerdings die großen sogenannten Handatlanten, die aber nicht billig sind. Es

Kommen nur drei in Betracht: der „Stieler“ (39 M.), der „Andree“ (32 M.) und der „Debes“ (27 M.). Doch erscheint es mir für sparfame Käufer jetzt nicht ratsam, sich eins dieser Werke anzuschaffen, weil es aller Wahrscheinlichkeit nach bald veraltet sein würde. Wie ich höre, sollen Belhagen und Klasing die Fortsetzung einer begonnenen neuen Lieferungs- ausgabe des „Andree“ aufgeschoben haben.

Wie benutzt man nun seine Karten? Bestimmte Orte sind in den Handatlanten mit Hilfe der beigegebenen Namen- weiser leicht zu finden. Bei kleineren Atlanten und Kriegs- karten muß man sich anders zu helfen suchen. Zumeist ist ja schon aus den Kriegsberichten ersichtlich, von welcher größeren Stadt aus und in welcher Himmelsrichtung man zu suchen hat. Dann sind oft Entfernungen genannt, die man auf der Karte nachmessen kann, denn gewöhnlich ist am Rande ein Kilometermaßstab eingezeichnet oder aber doch der Maßstab überhaupt angegeben, z. B. 1 : 2 000 000, das bedeutet, 1 mm auf der Karte entspricht 2 000 000 mm = 2 km in der Natur (Zirkel). Schließlich nennt die Lage eines Ortes auch das Konversationslexikon, dessen Karten übrigens gewöhnlich ganz vergessen werden.

Hat man die Lage gewisser Orte auf der politischen Karte festgestellt, so suche man sich nach der Fluß- und Gebirgs- karte eine Vorstellung von der betreffenden Landschaft zu machen. Auf der Westermannschen Karte und in den Schul-Atlanten sagt schon die Farbe, ob das Gelände hoch oder niedrig liegt. Im höheren Gelände erläutert dann die Gebirgszeichnung die Situation näher. Meistens ist das Gebirge in Schraffen dargestellt, d. h. mit spitz auslaufenden Stricheln, die nach dem Prinzip je steiler desto kräftiger, in der Richtung des Gefälles gezeichnet sind. Auf der Westermannschen Karte sind die Schraffen durch Schummerung ersetzt, eine Art Schattierung, die ebenfalls nach dem genannten Prinzip angelegt wird. Man achte nun z. B. auf die Schraffen längs Flußläufen, wie zwischen Lüttich und Namur oder weiter aufwärts an der Maas bei Verdun. Je dichter sie an den Fluß herantreten und je dunkler sie erscheinen, um so enger ist das Tal und um so steiler sind die Talwände. Wenn man die Aufstellung und die Operationen der Truppen gerade in Ostfrankreich verstehen will, dann muß man erstens das sehr ausgebildete Wasserstraßennetz ins Auge fassen und muß zweitens die für unseren Gegner günstige Bodengestalt des Landes sich ansehen. Da ist erst das lothringische Stufenland, dessen Stufen nach Westen ganz sanft abfallen, so daß der von dort Kommende kaum merkt, daß er ansteigt, während sie unseren von Osten kommenden Heeren einen steilen Abfall entgegenstellen. Dann die Maaslinie, die Argonnen, die Aisne, eine kleinere und darauf noch einmal eine größere Geländestufe, an deren Fuß Reims liegt und ein Kanal entlangführt. So folgt Hindernis auf Hindernis von der Grenze bis Paris. Zum Teil sind unsere Truppen aber schon an der letzten Barriere angelangt. Zur Naturgrundlage dieses „Kriegstheaters“ gehört nun aber auch der gesamte Zustand der Landschaft, also auch Verwaltung, Bebauung, Bevölkerung, Bahn- und Straßennetz. Diese Dinge zu beurteilen, braucht man aber genauere Unterlagen, z. B. Generalstabskarten, und auch damit ließe sich jetzt nicht viel anfangen, denn die Kriegs- berichte sind noch gar zu lakonisch.

Aber ein guter Lehrmeister der Geographie bleibt der Krieg doch, und je mehr man sich in eine das Gelände dar- stellende Karte vertieft, um so mehr erschließt sie einem. Übung macht auch im Kartenlesen den Meister.

Heinz Potthoff / Zum Nachdenken

Für einen Wohlhabenden gibt es gegenwärtig nichts Ver- mehrtes als: Sparen und Arbeiten. Beides ist nicht nur un- sozial, sondern auch dumm. — Mit einer Ausnahme: Wer dem Feinde Schaden kann, als Soldat oder Bürger, der tue es ja; denn der Sieg besteht ja darin, daß der andere unter ist. Aber sonstige Arbeit des Reichen ist nur dann nützlich, wenn er sie besser macht als ein anderer. Sonst tut er seinem Volke einen Dienst, wenn er einen anderen, Vermögenslosen, sie gegen Bezahlung tun läßt. Auch seinen Bedarf mag er ändern, aber nicht einschränken. Denn unsere Volkswirtschaft beruht auf Arbeitsleistung, Verkehr und Vermögensumlauf; mit der Aufrechterhaltung der Wirtschaft müssen wir England schlagen, wenn wir kein Armeekorps nach London bringen können, und was nützen alle ersparten Schätze, wenn nicht das Aufblühen des siegenden Reiches die Möglichkeit zur „Versilberung“ gibt?!

Es gibt drei Wege, auf denen unsere Volkswirtschaft auch einen längeren Krieg durchhalten kann: 1. Aufrechterhaltung des ge- wohnten Ganges durch Arbeitsgewährung, Kauf, Kredit usw.; 2. Liebesgaben, um die Notleidenden über Wasser zu halten; 3. Kriegssteuern, damit alle nach dem Maße der Leistungsfähigkeit an den Liebesgaben beteiligt werden. Der zweite Weg hat am meisten von sich reden gemacht. Er ist der schönste für das Gemüt; aber der schlechteste für die Wirtschaft. Der beste Weg, im Grunde auch für jeden der bequemste und angenehmste, ist der erste; nur daß er am wenigsten auffällt und weder Nührung noch Ehrenzeichen einbringt.

Bei den dankenswerten Erörterungen zur Gewinnung einer deutschen Tracht vermiße ich eines: die dringende Aufforderung an das Publikum, sich neue Kleider machen zu lassen. Sollen alle begabten Schneider und Schneiderinnen, die nicht genug verdienen, um Miete und Personal zu bezahlen, von dem Suchen nach dem deutschen Stile ausgeschlossen sein? Und die künftigen Trägerinnen der Kleider auch? Wir sollten auch hierin „demokratisch“ denken und nicht eine Schablone verkündigen wollen.

Wenn die Volkswirtschaft vom Heerwesen etwas jetzt lernen muß, so ist es, daß die großen Erfolge nicht aus der Begeisterung des Augenblickes, sondern aus planmäßiger, langer Vorbereitung erwachsen. Unsere wirtschaftliche Verfassung wäre noch viel besser, wenn wir im Frieden eine gute Steuerpolitik und weniger Schul- den gemacht hätten. Wir brauchten viel weniger Liebesgaben, wenn im Frieden alle ehrlich ihre Steuern bezahlt hätten. Und wir hätten viel weniger Notleidende, wenn die Leute, die eine Arbeits- losenversicherung für noch nicht spruchreif hielten, sich hinreichend bemüht hätten, die Vorbedingungen und Erfordernisse zu schaffen: Arbeitsnachweis, Arbeiteraustausch, leistungsfähige Ge- werkschaften.

Die „Konjunktur“ beruht zum großen Teile auf der Ein- bildung. Wenn alle Geschäftsleute nur fest an den Sieg Deutsch- lands glaubten und danach handelten, so würden Beschäftigung und Verkehr, Kredit und Konsum sich beträchtlich heben. Damit aber würde eine der wichtigsten Voraussetzungen zum Siege ge- geben. Denn wenn wir nur ernstlich wollen, so halten wir es wirtschaftlich länger aus als das übrige Europa — und dann sind wir unüberwindlich.

Otto Belkien / Deutsche Soldatenlieder

Sie werden in diesen Wochen daheim und auch draußen viel gesungen. So lohnt es sich denn wohl, etwas von ihnen zu sagen. Nicht davon wird zu reden sein, was so allgemein unter „Sol- datenliedern“ verstanden wird. Es ist viel Schönes drunter. Aber das

und anderes dringt oft nicht so zu den Wehrlenten, zu den Menschen, die gegenwärtig Deutschland am sinnfälligsten vertreten, daß es nun auch sozusagen ihr Gemeingut wird, herausfällt aus ihren Reihen. Und darauf, auf das Singen kommt es bei Liedern doch wohl an. Erst das gesungene Lied wird, ist wirklich Besitztüm der Sängenden, hier des Volkes in Waffen. Es lebt im Volke. Und legt so Zeugnis ab für den Willen des Volkes in Hinsicht auf die Aneignung von Liederbesitz.

Wenn wir näher auf diesen „Liederstod“ eingehen, ihn zum Gegenstand einer Betrachtung machen wollen, ist es an erster Stelle von einiger Bedeutung, nach der wesentlichsten Pflegestätte des Gesanges im Heere zu fragen.

Es steht ganz selbstverständlich nicht so, daß die Betätigung im Dienste der Sangespflege vollkommen gleichmäßig über das ganze Heer verteilt zu denken ist. Abgesehen davon, daß kleine Verschiedenheiten allgemein gegeben sind, muß scharf geschieden werden zwischen allem, was Infanterie und allem, was nicht Infanterie heißt. Hüben stehen die Säger, drüben die — Auchsäger, die Gelegenheitsgenossen. Man kann, um es auf dem Grunde eigener Erfahrungen so zu sagen, in einer Woche bei einer Infanterietruppe mehr Gesang hören, als in einem Jahre z. B. bei der Kavallerie. Das hat verschiedene Gründe, voran den Hauptgrund, daß bei der Kavallerie, in noch höherem Grade wohl bei der Artillerie das Singen durch unvermeidbare Marschgeräusche, Fußgetrappel usw., behindert, wenn nicht unmöglich gemacht wird. Ueberdem wenden die Fußtruppen im engsten Sinne auch dienstlich dem Singen mehr Pflege zu, als die anderen Fakultäten. Kein Wunder, daß der Infanteriegesang obenan steht. Der Infanterist ist unter den verschiedenen Heeresangehörigen recht eigentlich der geborene Säger; neben ihm verschwinden die Kameraden mehr oder weniger ganz. Es muß also von wesentlicher Bedeutung sein, hier, bei der Infanterie der Sache sozusagen auf den Grund zu gehen.

Schon bei flüchtigem Hinhören muß auffallen, daß die leidige Gassenhauer-Seuche nicht besteht. Ich habe in langen Jahren, in denen ich der Angelegenheit Aufmerksamkeit zuwandte, keine Eintags-Erscheinung im Heere gefunden, im Truppen-Gesange lebendig werden hören. Das ist zweifellos von hoher symptomatischer Bedeutung. Es gibt für sich allein einen Gradmesser ab dafür, daß wohl der einzelne für Flaches gewonnen, die Gesamtheit aber mit unbeirrbarer Sicherheit davon abgehalten wird, vergleichen zum Gemeingut zu machen. Auch ein Zeichen und vielleicht ein hochwertiges für den Geist des Heeres!

Weiter: den bedeutendsten Anteil am lebendigen Volksgesange im Heer haben die „Volkslieder“. Wieder eine durchaus erfreuliche Erscheinung. Wohl kann man es bedauern, daß so viele wertvolle Gaben der Kunstlehre nicht von hier aus zur Wirkung kommen. (Ich habe kein Lied aus neuerer Zeit — mit Ausnahme natürlich der Nationalhymne und der Nacht am Rhein — gefunden, von älteren nur Uhlands „Guten Kameraden“ in veränderter Gestalt.) Immerhin, wir können auch so zufrieden sein.

Wenn wir nun diese Lieder selber betrachten, so muß dabei von vornherein zugegeben werden, daß der Bestand, die Häufigkeit des Singens eines Liedes ganz selbstverständlich innerhalb verschiedener Truppenteile verschieden ist. Allerdings scheint es mir, als ob einige Lieder ziemlich allgemein bevorzugt werden. Aufgefallen sind mir als solche Vorzugsnummern die folgenden drei, von denen ich aus Gründen der Raumerparnis nur je einen Vers hersehe:

Röln am Rhein, du schönes Städtchen,
Ja, Röln am Rhein, du schöne Stadt.
Und darinnen muß ich lassen
Meinen herzerliebsten schönsten Schatz.

Wenn wir Soldaten durch die Stadt marschieren,
Unser Hauptmann voran,
Deffnen die Mädchen die Fenster und die Türen,
Schauen uns so freundlich an.
Jafajaja,
Die . . . Kompanie ist da.

Es wollt' ein Mädchen früh aufstehn,
Im grünen Wald spazierengehn.
Und als sie in den Wald rein kam
Da begegnet ihr ein Jägersmann.

Betrachten wir im Zusammenhang z. B. diese drei Lieder näher, so ergibt sich das Vorwiegen lebensfroher Stimmungen. Diese Lebensfreude ist auch sonst am stärksten erkennbar. Leben, Liebe und Heimat können mit einigem Recht als die drei leuchtenden Sterne in der Welt des deutschen Soldatenliedes angesehen werden. Sie überstrahlen gerade beim freigewählten Gesange — es gibt ja auch eine Liedwahl auf Kommando — alles. Ihre Kraft tritt so mächtig hervor, daß u. a. eins der schönsten, freilich auch ernstesten Lieder Uhlands, der gute Kamerad, ein Lied wie geschaffen für diesen Kreis, vorzugsweise mit geändertem Versschluß wie folgt gesungen wird:

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern findst du nicht.
Die Trommel schlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt.
Gloria, Vittoria!
Die Vöglein, sie sangen
So wunder-, wunderschön:
In der Heimat, in der Heimat,
Da gibt's ein Wiedersehn!

Zumal im Schlußvers ändert diese Umformung den abschließenden Gedanken und Eindruck vollkommen. Das Lied gewinnt das Merkmal des eigentlichen Volksliedes: es wird zersungen. Es wird zersungen im Sinne des Sieges der Heimatliebe aller über die Todesnot des einzelnen. Wiederum ein schönes Symbol! Wiederum ein Gewinn für den, der zu erkennen sucht deutschen Wesens Eigenart, deutschen Liedes Sinn.

Mag solche Eigenart dauernd leben in dem Volke, als dessen Angehörige wir uns in diesen Zeiten mit besonderer Freude kennen.

Harry Söberg / Die Leute am Meer

(Fortsetzung.)

Als er ihr sein Gesicht zuwandte, hatte sie das Strickzeug ergriffen und den Kopf geneigt, so daß er ihre Augen nicht sehen konnte.

„Das wäre hart, wenn er jetzt hin müßt!“

Sie antwortete nichts. Aber kurz darauf erhob sie sich, um sich hinzulegen.

In der Stube drinnen setzte sie sich auf die Bank, ohne Licht anzuzünden.

Während der Wind hinstarb und die Luft von Lauten entleert wurde, stieg das Brüllen des Meeres übers Land hin, wie von einer fernen steigenden Flut.

Sie preßte die Hände fest ineinander . . . Sie rief ihren Sohn zurück . . . flehte ihn an zu bleiben.

Seines Vaters Bruder war vom Meer genommen worden und der Vater des Jens Ronge . . . er kannte den Weg zum Schöft.

Sie sah die endlosen Reihen schäumender Seen aus dem Dunkel hervorbrechen, wie den unaufhaltamen Strom des Schicksals gegen die Tür der Menschen.

Und wenn sie ihn auch in die Stube einschloß und bei ihm wachte, Tag und Nacht, so würde es doch kommen, wenn es sein mußte . . . Ebenso gewiß, wie sie fühlte, daß sie nicht imstande sein würde, seinen Sinn vom Meere abzuwenden.

Lauter Lärm ließ Krosten und Martin vor der westlichen Bude haltmachen.

Ein Bursch saß auf der Bettpritsche ganz im Hintergrund und spielte Harmonika. Einige von den Bootskenten hatten sich schon schlafen gelegt, während andere am Tisch saßen und Karten spielten. Unter ihnen war Per Dige, der Führer der Mannschaft, zu der Martin gehörte. Die Frauen saßen an den Wänden, arbeiteten und unterhielten sich gedämpft.

Als Kresten und Martin eintraten, schauten alle auf. Eine der Frauen erhob sich und setzte ihnen einen Kumpf mit warmem Kaffee hin.

„Wie steht's?“ fragte Per Dige.

„Ich dank' dir, sein altes Uebel regt sich wieder . . . aber er wird wohl noch ein bißchen leben dürfen.“

Kresten Ronge stopfte sich seine Pfeife und setzte sich hin. Während Martin still am Tisch sitzen blieb.

Er wollte mit Bobil sprechen . . . am Abend vorher hatte er sie vergebens unten am Bootschuppen erwartet.

Aber erst wollte er etwas Näheres über das Ereignis des Tages hören.

Der Knecht schob die Harmonika zusammen und kam an den Tisch.

„Hast du nach den Jechern gesehen, Martin?“ fragte er.

„Ja, wir haben hineingeschaut . . . sie waren garstig betrunken. Was ist heut geschehen?“

„Wir haben Besuch von dem Missionar gehabt . . . hättest ihn reden hören sollen!“

„Ja, wie der predigen kann! Besser als mancher Pastor,“ bemerkte eine der Frauen.

„In vierzehn Tagen, meint er, wird das Jüngste Gericht kommen,“ sagte Per Dige lachend. „Ein Komet werde sich unserem Erdball nähern. Und wenn er vor die Sonne trete, dann sei es möglich, daß er eine Flutwelle aus dem Meer ziehe, hoch genug, um den flachen Strand hier zu überspülen . . . aber ich will König werden, wenn so was geschehen kann.“

„Sag' das nur nicht so bestimmt, Per Dige,“ bemerkte ein Mann, der sich auf dem Bettstroh aufrichtete. „Man hat doch schon früher gehört, daß eine Flutwelle über die Küste gespült ist . . . Und sie braucht gar nicht so sehr hoch zu sein, um das Land hier wegzunehmen.“

Dieser Bemerkung folgte für eine Weile Schweigen.

Alle wußten, daß die Küste früher von der Sturmflut heimgesucht worden war. Die alten Leute hatten es miterlebt und konnten davon berichten. Aus fernen Zeiten klangen Sagen herüber, die den Generationen als Erbteil zugefallen waren, gleich einem Gefühl des Grauens vor dem, was kommen konnte . . . Die Häuser lagen keine zehn Fuß überm Strand, und das Meer stand über dem flachen Lande wie ein Berg, der einzustürzen drohte.

„Wir sollen wohl in unserem Boot schlafen, Leute, wie Kinder, die sich vor der Dunkelheit fürchten, ins Bett ihrer Mutter kriechen,“ sagte Kresten Ronge und schaute zornig auf.

„Ich tatte ab zum Jüngsten Tag,“ lachte Per Dige.

„Nein, wir sollten die Leut' zum Hause hinausjagen, die nichts anderes zu tun haben, als unsereins mit solchen Geschichten die Türen einzurennen . . . und den Weibskenten den Schlaf zu vertreiben.“

Martin erhob sich. Er fühlte den Blick des Vaters auf sich ruhen, als er hinausging.

Die Tür bei denen vom Oberland wurde aufgerissen, und zwei miteinander ringende Gestalten wälzten sich durch die schmale Oeffnung.

Martin blieb stehen und sah zu.

Fortsetzung folgt.

Gottfried Traub / Freundschaft

Ich hatt' einen Kameraden,
Uhländ.

In uraltem Kampfeslied singt ein Kriegsheld wie David seinem gefallenem Schwertgenossen Jonathan sein Weh. „Deine Liebe war holdrer denn Frauenliebe.“ Das war das hohe Lied der Waffenkameradschaft auf den Feldern im Kidrontal. Es ist seither so geblieben, wenn auch die heutigen Schlachtfelder sich überhaupt nicht mit jenen Bandenzänkereien vergleichen lassen. Der „gute Kamerad“ ist des Volkes Stern in ernster, dunkler Nacht.

Männerfreundschaft feiert ihr Recht und zeigt ihre Größe. Sie erscheint unbeholfen und zag, gleichzeitig rauh und herb. Aber sie ist stark. Wunden sieht sie und hört Wimmern und wird doch nur gerührt zur tätigen Hilfe, nicht zur hilflosen Träne. Wie Verwundete sich gegenseitig helfen, das ist ein unvergleichliches Kapitel der Menschenliebe. Wie in der Linie und im Sturm trotz voller eigener Inanspruchnahme jeder noch den Kameraden und sein Los sieht und teilt, das ist ein Rätsel, das jeden Tag gelöst wird. Man sagt, daß eben die gleiche Not die Menschen zusammenschmiebe und die gleiche Gefahr sie eine. Das ist wahr; aber es reicht nicht zu, um alles zu erklären. Man sagt, daß die Gemeinsamkeit des Verlustes der Heimat und die Erinnerung an die Lieben zu Hause die Herzen einander nahebringe. Auch das ist wahr; aber es muß noch tiefer liegen, was im Wort „Kamerad“ als starke Melodie mitklingt. Die große Aufgabe des Vaterlandes und seiner Rettung füllt die Herzen, und es war von jeher Vorrecht des Mannes, hierzu aufgerufen zu werden. Manneswehr ist Vaterlandes Ehr'. Aber mich dünkt, daß das seltsame Widerpiel der Natur, welche Gegensätze stets zu vereinigen liebt, gerade unter höchstem Schrecken auch die stärkste Liebe als Gegengewicht schafft und so die Männerfreundschaft auf kaltem Boden und in tiefem Schützengraben das Recht auf Menschlichkeit wahrt, eine stolze Fahne in Feindesland.

„Ich hatt' einen Kameraden.“ Schmutzlos ohne Begehr lehnt sich Herz an Herz. Man lernt sich kennen, entdeckt im Nebenmann den Menschen, findet Duzende von Fäden, die sich von einem zum anderen spinnen. Man lacht sich vielleicht trohig voneinander und weiß doch, daß man zueinander hält in Not und Sieg. Ich wäge nicht ab zwischen Männerfreundschaft und Frauenfreundschaft; wo man den Menschen sucht und findet, mögen beide gleich sein. Aber jetzt in diesen blutigen Tagen möge man des blühenden Reises nicht vergessen, das der Baum der Freundschaft in Herbstestagen trägt. Diese Freundschaft verbirgt sich und nennt sich „Kamerad“ und ist doch stärker als viele sonstige Freundschaften. Sie gleicht dem Alpenstod, dessen Eis nicht schmilzt, obgleich die Sonne drauf scheint.

„Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern find'st du nicht.“

Sprechsaal

Zu den zivilrechtlichen Kriegsnotgesetzen.

Herr Kollege Förster in Bad Wildungen macht auf verschiedene Schwierigkeiten aufmerksam, die sich bei der Anwendung des Gesetzes betreffend den Schutz der infolge des Krieges an Wahrnehmung ihrer Rechte behinderten Personen, vom 4. August 1914 ergeben. Nach diesem Gesetz ist ein Verfahren unterbrochen, wenn eine Partei im Felde steht. Es ist aber nicht gesagt, ob der Abwesende hierfür einen Beweis zu erbringen hat, oder wie das Gericht sich die Ueberzeugung von der Abwesenheit zu verschaffen hat. In der Praxis der Berliner Gerichte wird die Frage verschieden behandelt. Im allgemeinen nehmen die Richter folgenden

Standpunkt ein: Ergibt sich aus der Zustellungsurkunde ein Zweifel darüber, ob die Partei anwesend oder im Felde ist, so werden von amtswegen Erhebungen darüber veranstaltet; oder es wird auch dem Gegner die Beweislast dafür auferlegt, daß die Partei nicht im Felde steht. Das richtige scheint zu sein, eine Amtspflicht des Gerichts anzunehmen, die Frage von sich aus zu klären, sowie sich irgendwelche Zweifel ergeben. Wie der Nachweis im einzelnen Falle geführt werden soll, läßt sich allgemein schwer sagen; häufig werden die Ortsbehörden angefragt. Ist eine Ehefrau zurückgeblieben, so wird, falls nicht ihre bloße Erklärung genügt, eine eidesstattliche Versicherung von ihr gegeben. Manche Richter nehmen, wenn etwa die Ehefrau erscheint, um auf die Abwesenheit ihres Mannes aufmerksam zu machen, sofort eine eidesstattliche Versicherung zu Protokoll. Besteht eine Vertretung durch Anwälte, so wird man allerdings für den Aussetzungsantrag Glaubhaftmachung verlangen müssen. — Ein anderer Zweifel betrifft die Bevollmächtigung der Ehefrau in Abwesenheit des Mannes Rechtshandlungen vorzunehmen. Viele Kriegsteilnehmer, die über ein Vermögen zu disponieren haben, werden ja die Vorsicht gebraucht haben, einen Generalbevollmächtigten zu bestellen. Wo das aber nicht der Fall ist, wird allerdings nichts weiter übrig bleiben, als nach Möglichkeit eine Vollmacht von dem im Felde stehenden Mann einzuholen. Schlimmstenfalls könnte die Bestellung eines Abwesenheitspflegers gemäß § 1911 BGB. ausshelfen.

Rechtsanwalt Dr. Eyd.

Soziale Bewegung

Staatliche Kriegshilfe für Arbeitslose. Die Kriegstagung des preussischen Abgeordnetenhauses mit ihrer Bewilligung eines 1½ Millionenkredits für Notwohne hat neben anderen auch die besonders wesentliche Tatsache bestätigt, daß der gewalttätige Existenzkampf Deutschlands auch das soziale Verständnis und das soziale Verantwortlichkeitsgefühl bei den Regierenden und Regierten unerwartet gestärkt hat. Ein großer Teil der Milliardensumme ist zur Beschaffung von Arbeitsgelegenheit für die durch den Krieg erwerbslos gewordene Bevölkerung bestimmt. Von welchem Gesichtspunkte sich bei der Forderung der Kredite für Notstandsarbeiten die preussische Regierung leiten ließ, hat sie neuerdings halbamtlich in längeren Ausführungen bekundet, aus denen wir einige Stellen hier wiedergeben. „Bereits heute nach zehnwöchiger Kriegsbauer ist festzustellen, daß gegenüber dem Kriegsanfange die Zahl der Arbeitslosen sich vermindert hat. Unter vollster Anerkennung der verdienstlichen Mitwirkung von Kommunen und Privaten darf gesagt werden, daß die jetzt schon fühlbare Verminderung der Arbeitslosigkeit auch nicht zum geringen Teile der wirksamen Maßnahme der Reichs- und Staatsbehörden zu danken ist. Unbedingt mußte und muß der Grundsatz festgehalten werden, daß, soweit irgend möglich, den Arbeitslosen nicht bloß durch unmittelbare Unterstützung, sondern durch Arbeitsgelegenheit geholfen werden müsse. Es ist dies weniger aus Gründen erforderlich, die auf wirtschaftlichem Gebiete liegen, als durch die Rücksicht auf die arbeitswilligen und arbeitsfähigen Arbeiter, denen es tunlichst zu ersparen ist, daß sie der öffentlichen Armenpflege zur Last fallen. Wird sich dieser Grundsatz auch nicht überall und nicht für die ganze Dauer des Krieges in idealer Weise durchführen lassen, so wird ihm doch bis zur Grenze des Erreichbaren gefolgt werden müssen. Die Aufgabe, zwischen Arbeiterbedarf und Arbeitslosigkeit einen Ausgleich herbeizuführen, stand zunächst vor der Schwierigkeit, daß sich allenfalls in bester Absicht, aber unter Verkennung der durch den Krieg geschaffenen besonderen Verhältnisse auf dem Arbeitsmarkte freiwillige und unbezahlte Hilfskräfte zur Verfügung stellten, sowohl für die Herstellung von Kriegsbedarf, wie für diejenigen Betriebe, denen die Mobilmachung Arbeitskräfte in großer Anzahl entzog. Das gilt zunächst für die bei dem Kriegsausbruch im vollen Gang befindlichen Erntearbeiten gegenüber dem Bestreben, die Einbringung der Ernte der Schuljugend zuzuweisen. Durch die im Reichsamt des Innern errichtete Zentralstelle des Arbeitsnachweises wurden 12 000 Arbeiter in der Landwirtschaft untergebracht. Den Militär- und Marineverpflichtungen wurden Arbeitskräfte vermittelt, ebenso den Betrieben, die mit der Lieferung von Kriegsbedarf beauftragt sind. Die arbeitslosen Kaliberleute wurden in oberflächliche Güten untergebracht. Landwirtschaftlichen Betrieben sind häftliche Arbeiter überwiesen worden. Dem Arbeitermangel in den Zuckerraffinerien ist durch Ausgleich ebenfalls abgeholfen worden. Die Reichszentrale arbeitet zusammen mit den bestehenden Provinzialarbeitsnachweisen und Gewerkschaften. Durch vorübergehende Vereinbarungen der Arbeits- und Lohnbedingungen wird etwa möglichen Lohnstreitigkeiten wirksam begegnet. Den Vermittlungen, einen Ausgleich zwischen dem Arbeitsbedarf und dem Angebot von Arbeitskräften zu schaffen, stehen naturgemäß nicht unerhebliche Schwierigkeiten gegenüber. Die Unternehmer müssen mehr, als sie im Frieden gewohnt waren, ihre Ansprüche in bezug auf gelernte Arbeiter zurückstellen. Die Arbeiter werden nicht selten gegen bisher ungewohnte Arbeiten ihre in der Friedenszeit berechnete Abrechnung überwinden müssen. Für einzelne spezielle Betriebe wird es in der Tat schwer sein, geeignete Arbeitskräfte in genügender

Zahl zu finden. Die öffentlichen und staatlichen Bemühungen können für die Dauer nur dann die vollen gewünschten Ergebnisse haben, wenn die einzelnen sich willig den ungewohnten und schwierigeren wirtschaftlichen Bedingungen der Kriegszeit fügen. Es ist natürlich nicht daran zu denken, daß der Ausgleich der Arbeitskräfte allein dauernd und durchgreifend Hilfe für die große Zahl der Arbeitslosen bringen kann, denn es steht der Arbeiterbedarf doch noch wesentlich hinter der Arbeitslosigkeit zurück. Gewiß ist man auf privater Seite bei Ausbruch des Krieges vielfach überfüllt vorgegangen. Man schränkte Betriebe ein oder legte gar solche still, die sehr wohl hätten aufrechterhalten werden können. Bei zunehmender Beruhigung ist von hier aus allmählich eine Besserung auf dem Arbeitsmarkt zu erwarten, ja, sie ist an einzelnen Orten, zumal in Berlin, bereits fühlbar. Eine wirklich zureichende Hilfe für die Arbeitslosen ist doch nur von großen und von vermehrten Arbeitsgelegenheiten erwartbar. Wenn in der Öffentlichkeit wiederholt darauf hingewiesen ist, daß in erster Linie der Staat berufen sei, Arbeit für Arbeitslose bereitzustellen, so darf gesagt werden, daß seitens des Staates in großem Umfange dem erwähnten Bedürfnis Rechnung getragen ist und weiterhin getragen wird. — Das ist eine sehr vernünftige und verständige Darstellung des Problems staatlicher Arbeitslosenfürsorge und — was wichtiger und erfreulicher ist — diesen schönen Worten kein großzügige Taten gefolgt. In Preußen, Hessen, Bayern, Schwarzburg-Rudolstadt und anderwärts sind große Mittel für Arbeitslosenbeschäftigung flüssig gemacht worden. In sozialpolitischen Kreisen wird nur noch allgemein beklagt, daß daneben nicht auch eine Staatshilfe in Form von direkter Selbstunterstützung Arbeitsloser treten soll. „Gewiß ist die Bereitstellung von Arbeitsgelegenheit, so sagt z. B. die „Soziale Praxis“ dazu, die beste Arbeitslosenfürsorge, und jeder gesunde anständige Arbeitslose — und das ist die größte Masse — drängt nach Arbeitsverdienst, statt bei ein paar kümmerlichen Unterstützungsgrößen zu darben. Aber es ist eine feste Erbsenmengenstatistik, daß nicht für alle Arbeitslosen Beschäftigungsgelegenheit, der sie körperlich gewachsen sind, beschafft werden kann, jedenfalls niemals sofort, ohne längere Warte- und Entbehrungsfristen, in denen der Arbeitslose mit anderen Zuwendungen über Wasser gehalten werden muß. Von dieser Arbeitslosenunterstützung ist in dem Programm der „Staatshilfe für die Arbeitslosen“, das die Regierung jetzt vor der Landtagssitzung entwirft, leider gar nicht die Rede. Diese Arbeitslosenunterstützung ist ganz den Stadtgemeinden und den Berufsverbänden der Arbeiter und Angestellten überlassen — und soll ihnen anscheinend allein überlassen bleiben. Wenn diese Träger aber schließlich unter der Last, die jetzt sehr ungleichmäßig ohne Rücksicht auf die Leistungsfähigkeit der Schultern verteilt ist, zusammenbrechen? Sollte dem Staat und Reich nicht durch rechtzeitige Beihilfen vorbeugen? Die gegenwärtige Arbeitslosennot ist doch keine örtliche Gemeindefürsorge oder eine Fachangelegenheit des einzelnen Berufs, sondern eine Reihenseite des deutschen Krieges, den das ganze Reich führt und dessen Opfer denn auch das Reich und die Bundesstaaten zu tragen berufen sind.“ Auf diesen Punkt der Arbeitslosenfürsorge hat auch die Sozialdemokratie in ihrer Erklärung zur Kriegstagung des preussischen Abgeordnetenhauses hingewiesen, und die beiden Vorsitzenden der Gesellschaft für Sozialreform hatten sich in gleicher Angelegenheit an den Reichskanzler mit einer Eingabe gewandt. Alles ist aber vergeblich gewesen. Der Reichskanzler vertritt in seiner sehr entgegenkommenden Antwort aus dem Großen Hauptquartier nach wie vor den Standpunkt, daß die Unterstützung Arbeitsloser Pflicht der Gemeinden sei, wobei sie höchstens im Notfall Kredite von Reich und Staaten erhalten könnten. So muß man wünschen, daß die Staatshilfe für leistungsschwache Gemeinden in der Arbeitslosenfürsorge wenigstens recht reichlich ausfalle. Eine grundsätzliche Regelung der Unterstützungsfrage muß dagegen späteren friedlicheren Zeiten vorbehalten bleiben.

Angestelltennot und Angestelltenmangel während des Krieges. Es scheint, daß im gegenwärtigen großen Krieg die Angestellten noch mehr als die Arbeiter unter wirtschaftlichem Druck stehen. An Hilfsversuchen maßgebender Kreise hat es ja nicht gefehlt. Bald nach Beginn des Krieges haben die Ministerien der Einzelstaaten und eine große Zahl von Handelskammern und Arbeitgebervereinigungen an unsere Industriellen und Kaufleute die Mahnung gerichtet, nach Möglichkeit ihre Angestellten nicht zu entlassen, sondern sie, auch falls sich der Geschäftsbetrieb vorläufig verringern sollte, in ihren Stellungen zu belassen, nötigenfalls unter Föhrung des bisherigen Gehalts, d. h. Arbeitgeber und Angestellte sollten sich über die während des Krieges notwendig werdenden neuen Arbeitsbedingungen einig sein. Es ist dankbar anzuerkennen, daß sich sehr viele große, leistungsfähige Firmen auch nicht einen Augenblick besonnen haben, ihr ganzes Personal, soweit es nicht zu den Fahnen einberufen wurde, zu behalten, und von mancher großen Firma ist inzwischen bekannt geworden, welche Opfer sie hiermit bringt. Andere Firmen, die in der ersten Kopslosigkeit allen Angestellten gekündigt hatten, haben diese Kündigungen inzwischen wieder rückgängig gemacht und mit ihren Angestellten Vereinbarungen getroffen, die nicht zu beanstanden sind. Leider gibt es aber der „Sozialen Praxis“ zufolge auch eine sehr große Anzahl von Firmen, die hart auf ihre Angestellten drücken und die gegenwärtige Lage des Arbeitsmarktes, die oft zugleich eine Notlage für die Angestellten bedeutet, rücksichtslos ausnützen; und weil diese Ange-

stellten wissen, daß sie jetzt eine andere Stellung schwerlich finden, fügen sie sich, wenn auch zähneknirschend, den Anordnungen des Geschäftsherrn. An einzelnen Plätzen haben sich die Mißstände so offensichtlich entwickelt, daß die Militärbehörden bei denjenigen Firmen, die an Lieferungen für die Heeresverwaltung überreich verdienen, gegen die Kürzung der Angestellten- und Arbeiterlöhne scharf eingeschritten sind. Besonders Auffsehen hat ein entsprechender Erlass des Gouverneurs von Meck gemacht. In der Tat würde solchen Lieferfirmen kein Unrecht geschehen, wenn ihren Inhabern die Aufträge ohne weiteres von der Heeresverwaltung entzogen oder ihre Betriebe sogar unter Staatsaufsicht gestellt würden wie andere Firmen mit vaterlandsfeindlicher Geschäftsleitung. Das wäre die verbiente Strafe für den in jetziger Zeit besonders verwerflichen Personenwucher. Leider macht er sich auch anderwärts erschreckend breit. Verschiedene Gewerkschaftsblätter haben unter Kennung der Namen der betreffenden Firmen schon manche bedeutliche Einzelheiten veröffentlicht, und die „Wertmeister-Zeitung“ stellt nach Beendigung des Krieges die Herausgabe einer weißen und einer schwarzen Liste in Aussicht, damit das Verhalten der Firmen ihren Angestellten gegenüber während des Krieges nicht in Vergessenheit geraten soll. Aber damit wird nur denen nicht geholfen, die jetzt unter der Schädlichkeit einzelner Arbeitgeber leiden und die deshalb ihre Bedürfnisse aufs äußerste einschränken müssen, obwohl ihr Geschäftsherr sehr wohl in der Lage wäre, anständige Löhne zu zahlen. Da es für die Belebung der Volkswirtschaft unerlässlich ist, daß die Summen, die — volkswirtschaftlich betrachtet — ausgegeben werden können, auch ins Rollen kommen und nicht bei einzelnen Privaten übermäßig aufgespeichert werden, so wäre zu erwägen, ob nicht unsere berufenen Vertretungen von Handel und Gewerbe in freiwilligen Ausschüssen unter Zuziehung von Arbeitervertretern und Unparteiischen die Nachprüfung der wegen Lohnausbeutung vorgebrachten Beschwerden vornehmen könnten. Hätten die Organisationen der Arbeiter und Angestellten nicht abrüsten müssen, um sich ganz der Unterstützung der Arbeitslosen widmen zu können, so würden sie wohl den Ausbeutern bald das Handwerk legen, da sie zweifellos die öffentliche Meinung in allen bösen Fällen für sich hätten. Wenn aber die Arbeiter- und Angestelltenorganisationen allein dieser Abwehrraufgabe heute nicht gewachsen sind, so werden hoffentlich die Arbeitgeberverbände hier helfend eingreifen, denn die Bekämpfung der Lohnbrüdererei bei einzelnen rücksichtslosen, die Lage auszunutzen Firmen liegt schließlich ebensosehr im Nutzen der Unternehmer, deren Gesamtheit unter dem unlauteren Gebaren solcher Wettbewerber zu leiden hat, wie der Arbeiter und Angestellten selber.

Auch ein Problem der Arbeitslosenfürsorge. Mit der nicht ganz leichten Frage der Arbeitsbeschaffung für Kriegsgefangene beschäftigt sich das Zentralorgan der deutschen Gewerksvereine. Als erste Bedingung wird gefordert, daß Kriegsgefangene keinem deutschen Arbeiter sein Brot nehmen sollen. Man werde sich also darauf beschränken müssen, solche Kulturarbeiten mit den Gefangenen auszuführen, die ohne sie vielleicht nicht sobald in Angriff genommen würden. Es handelt sich hierbei zunächst um die Urbarmachung von Decksflächen. Bekanntlich hatten in Deutschland immer noch hunderttausende von Hektaren einer derartigen Umwandlung zu fruchtbarem Ackerland. In Hannover, in Bayern, in Ostpreußen, in Oldenburg gibt es noch große Strecken von Moor und Heide; ungezählte Bauernfamilien könnten nach der Urbarmachung dort angesiedelt werden. Auch Kanalbauten kommen für die Gefangenen in Betracht. Das genannte gewerkschaftliche Organ erwägt auch, daß die Gefangenen als Erntearbeiter Verwendung finden könnten, wo einheimische Feldarbeiter fehlen. Selbst zum Ausbau der Truppenübungsplätze, in Steinbrüchen und bei Wegebauten können sie beschäftigt werden, wenn andere Arbeiter nicht zu haben sind. Daß die Militärverwaltung den Arbeiterwünschen entgegenzukommen beabsichtigt, ergibt sich aus der Vorlage an den preussischen Landtag betreffend Mittel zur Moorkultur für Kriegsgefangene und Arbeitslose.

Büchertisch

Kriegsliteratur

Der Siegespreis (Westrußland deutsch). Eine politische Denkschrift von Adolf Bartels, Weimar bei Koltzsch, 60 Pf.

Gewalttame Kolonisation nach dem Osten zu. Wir müssen unserem törichtem Humanismus den Laufpaß geben. Entweder der volle Sieg, Sicherung unseres völkischen Seins auf Jahrhunderte oder Untergang. Gleich im Anfang des Krieges geschrieben, nicht ohne Gedanken, aber ohne Maß. Man soll bei Lektüre dieser antisemitischen Ueberdeutungen immer an Bismarck denken, den sie zwar mit dem Munde verehren, von dessen ausgleichender Weisheit sie aber kein Stückchen besitzen.

Glaube und Vaterland. Predigten und Ansprachen von Pastor Saathoff in Göttingen. Vandenhoeck und Ruprecht. 60 Pf., 10 Exemplare 3,50 M.

Vaterland und Freiheit. Kriegslieber 1914. Derselbe Verlag. 10 Stüd 70 Pf.

Der größte Verbrecher im zwanzigsten Jahrhundert, König Eduard VII. von England. Eine Flugschrift von Oberstl. Reinh. Wagner. Verlag R. Curtius, Berlin. 50 Pf.

Es hat nicht viel Zweck, mit einem Gestorbenen Krieg zu führen. Richtig ist es schon, daß der Weltkrieg von Eduard VII. zurechtgemacht ist. Geschmackslos.

Die deutsche Flotte. Von Admiralitätsrat G. Wislicenus. Gehört zur Sammlung Grüne Bändchen, Verlag Schaffstein, Köln a. Rhein. 30 Pf. kartoniert mit Silber. 88 Seiten.

Sachkundige Einführung in Vorgesichte und Bestand der deutschen Flotte. Geschichtlicher Teil etwas breit im Verhältnis zur Darlegung der Gegenwartsverhältnisse. Gut besonders für die flottenbegeisterte Jugend als kleine Vorübung zur späteren Lektüre des Nautikus.

Krieg. Von Alfons Reholz. Gedichte. Angengruber-Verlag Wien-Leipzig. 50 Pf.

Deutsche Gedichte in Antiqualettern gedruckt. Mehr Schaum als Wein.

Internationale Monatschrift, Jahrg. 9, Heft 1, bei B. G. Teubner, Leipzig.

Dieses Heft enthält die Rede von Ab. Harnad bei Gelegenheit der deutsch-amerikanischen Zusammenkunft im Berliner Rathaus am 11. August 1914.

Gottes Wort in Eiserner Zeit. Herausg. von Pfarrer Meyer in Spielberg, Marburg bei Elvert 1. Lieferung. 2 M.

Predigten und Ähnliches. Es ist viel Bedarf nach Religion. Dazu kommt, daß alle Geistlichen Kriegspredigten zu halten haben.

Kriegsmerkleinblatt für Gewerbe, Handel und Industrie. Herausg. vom Hansabund, Berlin, Dorotheenstr. 36.

Kurze Angaben über Kriegskredit, Darlehnsklassen usw.

Der entlarvte Panlawismus und die große Auslösung der Slaven und Germanen. Von Dr. Röbel, München, Hans Sachs-Verlag. 40 Pf.

Der Panlawismus ist eine militärisch-dynastische, aber keine volkstümliche Bewegung. Verschwommene Kulturhoffnungen.

Prof. Gottl. Fichte über den Begriff des wahren Krieges. Leipzig bei Felix Meiner, 1914. 1 M.

Die letzten politischen Vorlesungen des großen deutschen Philosophen aus dem Jahre 1813. Philosophische Grundlegung des Volkstriebs. Sehr stärkend für jeden, der zu solcher etwas schwierigen Geistesarbeit gerüstet ist. Zum Nachsenden für philosophische Kriegsteute.

Quittung

Für Soldaten-Hilfen. Sch. in D. 3 M., Dr. D. in Fr. 30 M., Dr. G. in M. 3 M., R. in S. 5 M., R. in Fr. 6 M., B. in D. 20 M., Fr. L. in S. 5 M.

Für Kriegs- und Heimatchronik an Soldaten: R. in S. 2 M., v. Pf. in M. 70 Pf., B. in S. 1 M., Frau B. in Fr. 1 M., Sch. in R. 50 Pf., B. in S. 3 M., Frau St. in M. 3,05 M., B. in St. 100 M., Dr. J. in R. 2,50 M., R. in D. 4 M., St. in D. 3 M., G. in D. 2 M., Dr. Sch. in St. 2 M., Fr. M. in R. 5 M., S. in D. 3 M., Dr. Sch. in Ch. 5 M., J. in M. 5 M., B. in R. 70 Pf., S. in S. 50 Pf., Sch. in M. 50 Pf., R. in D. 50 Pf., D. in S. 50 Pf., B. in S. 30 Pf., B. in Ch. 1 M., Frau R. in R. 2 M., B. in D. 10 M., Dr. R. in D. 1 M., St. in D. 1 M., R. in M. 5 M., S. in D. 50 Pf., Sch. in R. 1 M., B. in U. 2 M., Prof. P. in Fr. 3 M., Dr. R. in M. 2,40 M., Dr. B. in Fr. 1 M., R. in D. 50 Pf., S. in D. 2 M., S. in S. 80 Pf., G. aus R. 50 Pf., R. in S. 3 M., Frau S. in S. 10 M., Techn.-Verb. in Königsberg 2 M., S. in S. 1 M., Dr. B. in D. 1 M., Dr. L. in S. 1 M., J. in S. 2,50 M., Fr. B. in Fr. 2 M.

Für Bänderung der Rot in Elb-Bohringen und Ostpreußen gehen bei uns ein:

Für Elb-Bohringen: Dr. G. Göbel, Marnheim 10 M., P. E. R. in R. 10 M., Dr. A. Emminghaus, Gotha 25 M., Dr. A. M. in D. 10 M.

Für Ostpreußen: Dr. G. Göbel, Marnheim 20 M., P. E. R. in R. 10 M., Dr. A. Emminghaus, Gotha 25 M., Dr. A. M. in D. 10 M., Frauabdt, Posen 3 M., Dr. Bunkeler, Frankfurt 4 M., G. Doff, Dresden A. 5 M.

Allen Gebern besten Dank!

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

Nach Badenweiler. Wir würden sehr gern für die 7 Lazarette unsere Kriegschronik zur Verfügung stellen, nur haben Sie auf der Karte weder Ihren Namen noch die Adressen der Lazarette mitgeteilt.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Raumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Die Hilfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
.....
Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Herrnsprecher: Amt Lüchow 5508.
Postfachkonto: Amt Berlin 8883.
Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.
.....

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareilzeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Kellamezeile 1,50 M.; Einfache Beilagen: Laub 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern jugelant. Ausnahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

.....
Schluß der Anzeigen - Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Dr. Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Die Wahrheit im Kriege.** — **Stimme eines Neutralen:** Die große Enttäuschung. — **Naumann:** Was ist Wahrheit. — **Dr. Ernst Jädh:** Deutsch-türkische Bundesgenossenschaft. — **Julius Bab:** Aus Argentinien. — **Geh. Rat Max Seidel:** Krieg und Sparkassen. — **Harry Söberg:** Die Leute am Meer. — **D. Gottfried Traub:** Potsdam. — **Gedichte.** — **Soziale Bewegung.** — **Büchertisch.**

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 27. Oktober.

Die Kämpfe am Meer werden mit gleicher Festigkeit fortgesetzt; kleine Veränderungen. Zwei von den ganz großen 42-Zentimeter-Geschützen sind über Brücke transportiert, ohne daß wir wissen, wohin. Eine Nachricht redet von Aufstellungen zwischen Seebrücke und Heyst. Das ist nicht ganz unmöglich, denn der Hafen von Seebrücke ist derjenige belgische Hafen, in dem am ersten deutsche Torpedoboote ihren Stützpunkt finden können, wenn genügender artilleristischer Schutz vorhanden ist.

Mittwoch, 28. Oktober.

Heute ist kein guter Tag, denn in Polen mußten die deutsch-österreichischen Truppen zurückweichen. Neue russische Kräfte kamen von Iwangoorod, Warschau und Nowogeorgijewsk, also von der ganzen Weichselfront, und machten es den unsrigen nach mehrtägigen erfolgreichen Verteidigungskämpfen unmöglich, ihre Stellungen zu behalten. „Die Russen folgten zunächst nicht, die Loslösung vom Feinde geschah ohne Schwierigkeit. Unsere Truppen werden sich der Lage entsprechend neu gruppieren.“ Das ist alles, was wir bis jetzt erfahren, es genügt aber, um uns recht ernst zu stimmen. Das erste Gefühl ist die Befriedigung darüber, daß der Rückzug offen mitgeteilt wird. Daß ein Rückzug nicht ohne harte Verluste angetreten wird, versteht sich von selbst. Es liegen sicher viele deutsche Soldaten an der Weichsel. Ob wir Kriegsmaterial verloren haben, wird sich ja zeigen. Die Aufstellung am Flusse mit wenigen Uebergängen und mit der Eisenbahn auf der anderen Seite war immer als schwierig erschienen, aber da einmal die Russen sich diese Verteidigungslinie zurechtgemacht haben, so müssen wir sie berechnen. Es ist immer viel besser, wenn die Deutschen vor Warschau, als wenn die Russen vor Thorn und Posen stehen. Jetzt werden die Russen sich weiterhin über Polen ergießen, bis sich eine neue Kampfeslinie bildet. Wo? Wie mag es in unserer Armee aussehen? Es ist das der Truppenteil, von dessen Bewegungen die Öffentlichkeit bisher am wenigsten wußte.

Bei der Schlacht am Meer sind wieder sechzehn englische Kriegsschiffe aufgetaucht, aber ihr Feuer hatte keinen Erfolg, wohl deshalb, weil sie fern vom Ufer nicht über die Dünenwand hinwegsehen können. Belgien ist voll von Verwundetentransporten. In Digmuiden tobte ein nächtlicher Straßenkampf mit vielen Leichen.

In der Gegend von Lille sind in den vergangenen Tagen englische Truppen hart bedrängt worden, sollen aber schließlich von einer indischen Sturmkolonne gerettet worden sein.

In Paris wird erwogen, ob die Regierung aus Bordeaux in die Hauptstadt zurückkehren soll. Die Pariser fühlen sich zeitweilig etwas sicherer und wollen ihre Minister gern bei sich haben, um sie beeinflussen zu können. Gerade deshalb aber bleiben manche Minister lieber in Bordeaux.

Aus England wird die Mobilisierung der portugiesischen Flotte gemeldet. Eine Seebrigade von 700 Mann wird Anfang November nach Angola geschickt, um die dortigen Kolonialtruppen zu verstärken. Dabei wird behauptet, daß die Deutschen von Südwest aus Angola angriffen! Das ist für den Kenner der dortigen Geographie schlechterdings ein böser Scherz. Unsere guten Südwestler haben jetzt etwas anderes zu tun, als durch die Wüste nach Norden zu marschieren.

Donnerstag, 29. Oktober.

Alle Augen sind nach Polen gerichtet: was geht dort vor? Die Auslandsblätter, soweit sie eingetroffen sind, bringen stark gefärbte russische Siegesnachrichten. Man fürchtet sich bei uns nicht davor, die Wahrheit zu hören, und hat Vertrauen zur Leitung überhaupt und zu Hindenburg im besonderen, aber wir möchten natürlich wissen, wie es geht, und wo die deutschen Truppen stehen. Einige Blätter bringen ganz allgemein gehaltene Ausführungen über den Unterschied einer Niederlage und eines taktischen Rückzuges. Das ist sicher alles richtig, aber es hilft uns wenig. Man vermutet einen russischen Umgehungsversuch von Norden her und ein deutsches rechtzeitiges Zurückweichen von Warschau in Richtung auf Radom. Auch die Österreicher wissen nicht mehr als wir. Das Tagestelegramm des Hauptquartiers besagt nur: „Auf dem südöstlichen Kriegsschauplatz haben sich die Verhältnisse seit gestern nicht geändert.“ — !

Im übrigen klingt das Tagestelegramm nicht übel. Auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz befinden sich unsere Truppen im fortschreitenden Angriff. Während der letzten drei Wochen wurden hier 13 500 Russen zu Gefangenen gemacht, 30 Geschütze und 39 Maschinengewehre erbeutet.

In Frankreich und an der belgischen Küste gibt es größere und kleinere Fortschritte, die alle heftig erkämpft werden mußten. Westlich von Lille wurden mehrere besetzte Stellungen genommen und dabei 16 englische Offiziere und über 300 Mann zu Gefangenen gemacht und 4 Geschütze erobert. In Reims benutzten die Franzosen wieder einmal die Kathedrale als Militärstation. Jetzt sind sie allein schuld, wenn von der berühmten Krönungskirche nichts übrigbleibt. Das Wichtigste scheint eine Schlacht südwestlich von Verdun zu sein, bei der zuerst ein starker französischer Angriff zurückgeschlagen, dann aber im Gegenangriff die feindliche Hauptstellung in Besitz genommen wurde. Genauere geographische Bezeichnung ist vorläufig nicht angegeben.

Das Wetter ist wild herbstlich. Alles, was noch an den Bäumen hängt, wird heruntergeegelt, und alle Fensterläden klappern. Hier bei uns schadet das weiter nichts, aber da draußen, bei den Soldaten da draußen! Wir wissen ja, daß sie tapferer Kerle sind, aber ein solches Wetter ist kein Kinderspiel, wenn man nichts hat, als was in den Tornister gepackt werden kann. Man möchte ihnen helfen und weiß nicht, wie?

In Bulgarien wurde die Volksvertretung mit Verlesung einer Thronrede eröffnet, in der ausgesprochen wird, daß Bulgarien infolge seiner Erschöpfung nach den beiden Balkankriegen strenge Neutralität bewahre. Der Ministerpräsident sagte zu einem Vertreter des „Berliner Tageblatt“: „Daß Deutschland und Oesterreich-Ungarn viele Sympathien im Lande haben, haben Sie selbst gesehen. Jedenfalls darf man sicher sein, daß wir Mazedonien nicht vergessen werden, und die Armee ist natürlich für jede Eventualität bereit.“ Dabei darf aber nicht übersehen werden, daß unsere Gegner in Rumänien und Bulgarien fieberhaft arbeiten, um andere Männer an die Spitze zu bringen und einen neuen Balkanbund zur Verteilung Oesterreich-Ungarns herzustellen. Ihr Hauptgrundgedanke ist der unvermeidliche Zerfall der Donaumonarchie und die dadurch gewedte Vergrößerungslust der Nachbarn. Daselbe Spiel wird in Italien gespielt. Oesterreich-Ungarn kämpft in diesem großen Kriege in noch strengerem Sinne um seine staatliche Existenz als das Deutsche Reich. Entweder es wird fester als vorher oder es geht unabsehbaren Auflösungskämpfen entgegen. Wir haben die geschichtliche Pflicht, wie bisher, treu an seiner Seite zu stehen. Alle feindlichen Einflüsterungen, als könnte im Kriege Deutschland, um sich zu retten, Oesterreich preisgeben, sind nichts als elende Erfindungen. Mitteleuropa bleibt zusammen!

Immer wieder wird vom Heer nach warmen Kleidern gerufen. Es ist unbegreiflich, daß die große Heeresvorbereitung diesen Punkt so schlecht bedacht hat. Schickt Wolle!

Freitag, 30. Oktober.

Heute sehe ich wieder einmal auf der Eisenbahn, was jetzt seltener vorkommt als in Friedenszeiten. Obwohl noch immer nur wenige Züge verkehren, ist ziemlich viel Platz in den Wagen. Das mag Zufall sein, ist aber doch bezeichnend für die größere Seßhaftigkeit derer, die nicht bei der Truppe sind. Man sieht viele Verwundete, auch sonst Soldatenzüge, jetzt ohne viel Trara, aber nett bedient von den Kassebüchtern.

Die Leute in der Eisenbahn reden von den Buren und erinnern sich der deutschen Burenbegeisterung vom Jahre 1899. Damals war das Volksgefühl richtiger als die Haltung der Regierung. Eine gewisse Nachwirkung haben aber, wie man jetzt sehen kann, auch Volksgefühle: ein beträchtlicher Teil der Buren mag jetzt nicht gegen die Deutschen in Südwest kämpfen, weil damals deutsche Bruderschaft ihnen geholfen habe. Da wir von den Unruhen in Südafrika bisher nur Bruchstücke aus englischen Quellen erfahren, so sind wir nicht imstande, uns von Art und Umfang der dortigen Bewegung ein Bild zu machen.

Ein Gefecht zwischen Deutschen und Belgiern mitten in Afrika, nicht weit vom Tanjanyksee. Auch in Kamerun wird noch gekämpft. Unsere Kolonien halten sich über alles Erwarten gut.

Beim Aussteigen sagt der Schaffner: „Die „Emden“ hat wieder was fertig gebracht!“ Dieses Schiff hat eine Vollständigkeit wie noch nie ein deutsches Schiff. Bei Penang in Hinterindien hat die „Emden“ statt drei Schloße vier aufgerichtet und konnte in dieser Verkleidung einen älteren russischen Kreuzer und ein französisches Torpedoboot ruinieren. Von diesem Schiffe träumen alle deutschen Jungen, die überhaupt jemals etwas vom Wasser gerochen haben.

Abends erfahren wir, daß nun der Krieg zwischen Rußland und der Türkei wirklich kommt. Endlich! Wie es dabei zugegangen ist, ist noch nicht ganz klar, aber das ist auch völlig gleichgültig. Die Tatsache selber ist vorhanden. Nun beginnt der zweite Akt des Weltkrieges. Der kranke Mann erhebt sich und schlägt auf seine Peiniger. Oh, was hat sich die Türkei im Laufe der Zeiten von Russen und Engländern gefallen lassen müssen! Bis zuletzt sind sie anmaßend gewesen und haben so getan, als hätten sie den Islam gepachtet. Allah gebe den Seinen einen heiligen, unbezwinglichen Zorn!

Sonnabend, 31. Oktober.

Wir erleben heute in der wunderbar schönen Elisabethen-Kirche in Marburg eine Hochzeitsfeier vor Abreise zum Krieg. Von dem

einen lieben Paare, das vor uns am Altare steht, gehen die Gedanken weiter zu den Ungezählten, die es vom August bis jetzt ebenso machen mußten. Wie viele liebende und wartende junge Frauen! Der Inhalt der Traurede: „unser Herz ist unruhig, bis es Ruhe findet, Gott, in dir!“

Vor dem Hochzeitslaffe kommt die Nachricht vom Schwarzen Meere: zwei kleinere russische Fahrzeuge gesunken, Sebastopol beschossen, Odessa bedroht, noch andere Küstenplätze angefaßt. Diese See, die so teilnahmslos in der Weltgeschichte zu liegen scheint, seit das Blut des Krimkrieges verrommen ist, wird ein Schauplatz weittragender Ereignisse. Unsere zwei deutschen Schiffe, „Göeben“ und „Breslau“ schwimmen als türkische Kreuzer mit. Der Sultan von Deutschland hilft dem Sultan von Konstantinopel. Oh, wie wird in aller Welt auf diese Schiffe gehört! Fast vergißt man Polen, weil man ja doch nichts Genaueres davon erfährt, und fast verklingt das tägliche unendliche schredliche Gedröhn von Ypern, weil die Deutschen, Oesterreicher und Türken zusammen auftreten. Es ist wieder ein Dreibund da. Willkommen, ihr Türken!

Der Krieg zwischen Türkei und Rußland kommt nicht unerwartet. Gute Kenner der türkischen Verhältnisse, wie unser Freund Dr. Jäch, haben ihn schon von den ersten Wochen des deutschen Krieges vorausgesehen. Seit die zwei deutschen Kriegsschiffe bei ihrer tapferen Heldenfahrt von Messina her durch die Dardanellen eingefahren waren, lag ein deutsches Angelb auf Waffenbruderschaft im Marmarameer. Es war zwar nicht ganz leicht, die Anwesenheit der deutschen Kriegsschiffe mit der türkischen Neutralität zu vereinen, aber wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg: die deutsche Regierung „verkaufte“ die Schiffe an die Türkei, und sie bekamen türkische Namen. Dieser Flaggenwechsel war für das Herz der deutschen Seeleute ein etwas harter Bissen, aber richtig war die Sache doch. Die Türkei mußte so lange neutral bleiben, bis sie fertig gerüstet war und bis die Zubringlichkeit der Engländer und Russen so offensichtlich wurde, daß jeder letzte Türke einsah, daß der Krieg unvermeidlich sei. Die Russen legten direkt vor dem Bosporus Minen. Weiter kann es nicht gehen! Die Türkei weiß, daß sie um Sein und Nichtsein ringt, und daß sie von mächtigen Feinden umgeben ist, aber besser alles auf eine Karte setzen als sich langsam zerbeißen lassen.

Nun wird es bald nicht nur im Schwarzen Meere lebendig sein, sondern auch am Kaukasus und auf der Wüstenstraße zum Suezkanal. Die neutralen Nationen des Balkan überlegen sich, wie sie sich nun verhalten sollen, und Italien bedenkt sich nochmals, welche Rolle es im Mittelmeer spielen wird, wenn dort um Ägypten Syrien und Kleinasien gekämpft wird. Zunächst aber haben die Italiener mit sich selber zu tun, denn sie erleben gerade eine Ministerkrisis. Der Schutz der russischen Untertanen in Konstantinopel ist dem italienischen Botschafter übergeben.

Sonntag, 1. November.

Sehe beim Heimfahren langen Eisenbahnzug besetzt mit Lastautos aller Art, auch viel Kavallerie, dazwischen Verwundete aller Waffengattungen, unterhalte mich mit jungen Offizieren, die aus Frankreich kommen. Alles ist ruhig, pflichttreu und zweifelt nicht am endlichen Sieg. Die Schweigsamkeit des Hauptquartiers über Polen wird peinlich empfunden. Kein Mensch will natürlich etwas militärisch Geheimes mitgeteilt bekommen, aber es ist doch ein fabelhafter Zustand, daß wir so viele deutsche Menschen dort hingeben und sie nach Ueberschreiten der Grenze so fern wie im luftleeren Raume. Auslandsblätter enthalten mehr; die „Neue Züricher Zeitung“ bringt eine recht einleuchtende Darstellung des deutschen Vormarsches. Es ist auch jetzt noch kein Anlaß zu großen Besorgnissen, aber allerdings: was machen wir, wenn der Winter kommt, ehe wir die Weichsellinie haben? Ueberhaupt der Winter! Heute ist ja schon erster November. Wo sind zwei Millionen Militärpelze?

An der langen Linie in Frankreich wird weiter gesochten. Unser Freund Wilhelm Heile, der Schriftleiter der „Hilfe“, schreibt tapfer und munter im Angesicht der Türme von Reims aus weißkalkiger Grube. Dort hat er als bisher einzigen Gruß eine

„Hilfe“-Nummer von Anfang Oktober. Bewunderung vor der Leistung des einfachen Mannes aus dem Volke, der der Träger der Nationalkraft ist.

In Berlin ist inzwischen das Tagestelegramm angelangt: Künstliche Ueberschwemmungen in der Schlacht am Meer, viel Mühe, aber 600 Gefangene. Weiter südlich bei Vailly an der Aisne im Ganzen etwa 1500 Gefangene. Ein englischer leichter Kreuzer älterer Bauart im Kanal bei Dünkirchen von deutschem Unterseeboot zum Sinken gebracht.

Im Nordosten noch immer unentschiedener Kampf. Eine Westvost Unruhe.

Montag, 2. November.

Von den Japanern wurde zu Lande und Wasser der allgemeine Angriff auf Tsingtau begonnen. Mögen dabei viele von ihnen sterben, damit die Unrigen nicht allein zu gehen haben!

Alle Zeitungen sind voll von Erwägungen über die Folgen des türkischen Vorgehens. Auch hier wie überall im Kriege hängt alles davon ab, wer siegt. Gelingt es, die russische Kriegsflotte im Schwarzen Meere zu beseitigen, ohne daß die türkische Flotte dabei aufgerieben wird, so ist damit etwas sehr Bedeutsames geschehen, weil dann die Häfen Rumäniens und Bulgariens zusammen mit der Donau-Mündung dem russischen Einflusse entzogen sein würden. Aber noch gibt es sechs russische Linienfahrer da unten. Bulgarien wiederholt die Versicherung seiner Neutralität. Italien sagt gar nichts, aber die Franzosen sollen ganz im stillen wieder mehr Truppen an ihre fast entblößte italienische Grenze stellen, da man nicht weiß, was noch eines Tages werden kann.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ bereitet uns durch Abdruck eines Aufsatzes, der im Berner „Bund“ stand, darauf vor, daß die deutsch-österreichische Aufstellung in Polen an oder hinter dem Höhenzuge Lysa Gora im Süden und hinter der Warthe im Norden sich festsetzen werde. Uns kann es ja gleichgültig sein, an welcher Stelle von Polen die zukünftige Schlacht geschlagen wird, solange sie nur eben in Polen bleibt. Es leuchtet ein, daß die Verbindung mit der Heimat in der neuen Stellung viel weniger schwierig sein würde als in der alten. Der Transport von Ernährung und Munition bis zur Linie Warschau—Zwangerod begünstigt fast unermesslichen Schwierigkeiten.

Der österreichisch-ungarische Generalstab teilt mit, daß die Gesamtzahl der in der Monarchie internierten Kriegsgefangenen 649 Offiziere und 73 179 Mann beträgt. Noch immer haben wir keine genauen Ziffern, wie viele deutsche und österreichische Gefangene in gegnerischen Händen sind. Die Gefangenenerlager in Deutschland wachsen sich zu Barackenstädten aus.

Die Türkei läßt erklären, daß sie die bisherige Abwehr feindlicher Angriffe noch nicht als Kriegsfall betrachte, wenn Rußland das Geschehene als Grenzwissenschaft behandeln wolle, aber das sind nur noch letzte Schachzüge ohne wesentliche Bedeutung. Die Engländer haben gestern in Tschesne bei Smyrna in Kleinasien ein kleines türkisches Kanonenboot angegriffen. Der Kommandant sprengte es in die Luft, um es nicht übergeben zu müssen. England ist bereit, die Souveränität Ägyptens zu übernehmen, wird aber zuerst einmal tüchtig Verteidigungsarbeit zu besorgen haben, denn erstens rücken türkische Truppen von Maan an der Hebräabahn und von Gaza aus nach dem Suezkanal, zweitens fallen Araber von der Sinaihalbinsel ins englisch-ägyptische Gebiet ein, und drittens ist eine islamitische Bewegung von Lybien her im Gange. Diese letztere bietet viel Interessantes. Bisher weiß man öffentlich davon nur, daß das deutsche Telegraphenbureau in der Lage ist festzustellen, „daß Zusicherungen der Pforte vorliegen, daß sie in Berücksichtigung der italienischen Interessen alle erforderlichen Maßnahmen trifft, um die islamitische Bewegung von Lybien fernzuhalten“. Mit anderen Worten: die afrikanischen Freunde Enver Pashas werden den italienisch-mohammedanischen Krieg vergessen und sich gegen die Engländer in Ägypten wenden. Alle Einzelnachrichten aber, die aus diesen bewegten Gegenden Nordafrikas kommen, sind auch in Zukunft mit Vorsicht aufzunehmen, denn schon in Friedenszeiten wird dort mit einer gewissen Leichtigkeit ge-

logen. Wenn es darum heißt, „2000 bewaffnete Beduinen in Ägypten eingefallen“, so wird das nicht einmal dadurch sicher, daß es vom Reuterschen englischen Telegraphen berichtet wird. Es kann ja aber sein, daß Allah will, daß es richtig ist. Auch der Aufstand der Indier in Ägypten ist noch keine fertige Tatsache.

Indier sind, wie die heutige Mitteilung des Hauptquartiers besagt, auch in der Schlacht am Meer als Gegner aufgetreten. Es wird erbittert weiter gekämpft, ohne daß man ein Ende abseht, denn schon beginnt auch dort die Eingrabererei.

Am der ostpreussischen Grenze wurde bei Egittehem ein erneuter russischer Durchbruchversuch abgewiesen.

Dienstag, 3. November.

Bei Blankenberghe, Heyst und Seebrügge wurden Küstenbefestigungen angelegt und Minen ins Meer getan. Es kann wohl sein, daß die englische Schifffahrt durch den Kanal an ruhiger Selbstverständlichkeit verliert.

Aus England kommen immer mehr Gerüchte und Nachrichten über minderwertige Behandlung solcher Deutscher, die nicht kriegspflichtig sind. Das weckt natürlich bei uns entgegengesetzte Stimmungen. Bisher leben hier alle Engländer und Franzosen, soweit solche noch anwesend sind, ohne Belästigung. Diesen Zustand möchten wir erhalten, aber dazu gehört, daß die Engländer ebenso anständig denken. Viele von ihnen tun es ohne Zweifel noch heute, aber die Londoner Verheißung muß entsetzlich sein.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 27. Oktober.

Gestern abend war eine Versammlung des Hansabundes — weniger für irgendwelche Beschlüsse als für eine Rundgebung der durch ihn vertretenen Kreise zur politischen Lage. Daß wir durchhalten werden — und daß dieser Krieg den Anfang einer neuen Epoche auch in unserer inneren Politik bedeuten wird, das waren die beiden Leitmotive der Reden.

In allen Schaufenstern stehen 42 cm-Geschosse, Modelle in „Lebensgröße“ und Nachbildungen in Schokolade, Wolle, Konjervenbüchsen, Zigarren, Garnrollen oder Rudelein.

Das Straßenbild ist immer stärker durch den Soldaten gekennzeichnet. Den Verwundeten in der abgetragenen Uniform und manchmal mit dem Eisernen Kreuz, den seine Angehörigen begleiten, — froh, ihn erst einmal wieder zurechtzulegen zu können. Aber auch durch die Rekrutenzüge. Immer wieder zahllose blutjunge Burken, denen man es ansieht, wie froh sie sind, nun endlich doch noch heranzukommen. Wie viele Mütter ringen täglich mit den Zweifeln, ob es recht ist, sie ziehen zu lassen und ihre Jugend den ungeheuren seelischen Erfahrungen aussetzen, die sie werden machen müssen. Das ist wohl die größere Sorge als die um Leib und Leben.

Wir gründeten am Nachmittag eine Hausfrauenkommission zur Mitarbeit an den Lebensmittelfragen. Sie soll Kriegsrezepte zusammenstellen und verbreiten, Ersatzmittel für fehlende oder knappe Lebensmittel ausprobieren, auf die Ausnutzung von Abfällen hinweisen und zunächst besonders für die Sparbarkeit im Weißbrotverbrauch wirken. Es wurden Fragen aufgeworfen: Kann man nicht auf die friischen Abendjammeln verzichten? Sollte man nicht Roggenkuchen backen können? Lassen sich nicht noch unendliche Futtermittel aus städtischen Abfällen herausholen? usw.

Mittwoch, 28. Oktober.

Die Kunstsalons versuchen es mit ihren Winterausstellungen. Bei Gurlitt ist eine Pechsteinammlung; aber man kann noch nicht wieder so recht etwas mit ihr anfangen. Vielleicht ist es das (unfertige) Bildnis Franks von Lovis Corinth, das einen zu stark beschäftigt. Peinlich beschäftigt durch die harte Disharmonie eines abgebrochenen Versuchs, der einzelnes viel zu stark und anderes gar

nicht gibt. Ist dies Bild Symbol eines vernichteten Lebens, das zu anderen Aufgaben berufen war? Sieht das Schicksal Franks so aus wie dieses Bild? Man hat es innerlich so nötig, alle Ereignisse dieser Zeit als notwendig in einer höheren Bedeutung zu verstehen, und wehrt sich, ein sinnloses Geschehen zuzugeben.

Nachher im Zeitschriftenleseaal der königlichen Bibliothek. Wie auf einer Insel des Friedens und ruhigen Fortgangs aller Dinge. Die grünen Lampen über den geordneten Köpfen — das gleichmäßige Rascheln der Blätter, die geordneten Regale mit den Schilbern; ich glaube, es gibt keine deutsche Zeitschrift, die ihr Erscheinen nicht ruhig fortsetzte! Nur die Fächer des Auslandes sind gelichtet. Man ist ganz eingepossen in diese stille Arbeitsamkeit, die einem aus Jahren vertraut ist.

Donnerstag, 29. Oktober.

Heute ist die Bundesratsverfügung über die Höchstpreise für Getreide erschienen. Sie wird viele enttäuschen. Sie enthält erstens Bestätigung des Verkaufszwangs für Groß- und Kleinhandel. Zweitens: Weizenbrot muß mit mindestens 10 v. H. Roggenmehl versetzt sein; Roggenbrot mit 5 v. H. Kartoffelmehl, bei höherem Zusatz (bis zu 20 v. H.) ist es als Kriegsbrot durch ein K gekennzeichnet. Drittens: Verfüttern von Roggen und Weizen ist verboten. Viertens: Brotgetreide muß stärker durchgemahlen werden. Fünftens: Höchstpreise für Roggen, Weizen, Gerste und für Roggen- und Weizenkleie.

Fehlen die Kartoffeln, deren Preise so hoch sind, daß der preussische Städtetag sich gestern auch der Höchstpreisforderung angeschlossen hat. Daß sie vom Markt zurückgehalten werden, und nicht etwa nur zu Futterzwecken, ist klar. Ein Wördebauer hat ganz naiv gesagt — sie würden ja auf 10 Mark der Zentner steigen, so lange werde er natürlich warten. In Berlin kosten Kartoffeln 6—8 M. der Zentner. Ob sie billiger werden, bis zum 1. Dezember die Brotzusatzforderung in Kraft tritt? Wer in der Wohlfahrtspflege der Großstadt arbeitet, für den ist die Kartoffelsteigerung geradezu eine Sorge!

Heute tobt ein Nordoststurm, der die letzten Blätter endgültig abreißt. Und auf uns allen lastet der Gedanke an grauenvolle Kämpfe an der belgischen Küste!

Abends durch peitschenden Regen zu einer Sitzung der Leitenden unserer 23 Kommissionen. Sie war diesmal im Stadtkommissionshaus. Ich kam zufällig zuerst in die Kapelle, in deren dümmrigem Schiff sich ein paar Reihen Menschen zur abendlichen Kriegsbesinnung versammelt hatten. Die plötzliche Stille gegen die abendliche Unruhe der Straße und der Eindruck von Sammlung und Einsicht, während die Gedanken an getane und bevorstehende Arbeit in einem herumtschossen, war etwas sehr Starkes und Eigentümliches.

Aber wir mußten über die Statistik und Rechenschaftsführung der Lebensmittelverteilung beraten, die wir mit städtischen Mitteln durchführen. Wöchentlich 20 000 M. in lauter Zehn- und Zwanzigspennigwerten — Speisemarken, Milchmarken, Brotmarken — so verrechnen, daß auch noch festgestellt wird, ob sie an Arbeitslose, Kriegsunterstützte oder „sonstige“ Bedürftige ausgegeben sind, ist ein Exempel, bei dem man keine Stimmungen brauchen kann. Und doch kommt auch aus diesem exakten Arbeiten von lauter Menschen, die in derselben Sache mitten drin stehen, eine eigentümliche Spannkraft und Freude, die man immer von neuem genießen kann.

Freitag, 30. Oktober.

Daß in der Türkei nun die Entscheidung da ist, wird hier sehr stark und allgemein empfunden. Es ist erstaunlich, wie vollständig dieses Zusammengehen ist. Nun werden die Leute auf den Landkarten neue Fähnchen aufpflanzen auf neuen Schauplätzen.

Ein oft wiederkehrendes Thema der Professorenvorträge ist das Völkerrecht. Und zwar in Frageform: Gibt es noch ein Völkerrecht?

Die Petroleumfrage ist in Berlin für die ärmere Bevölkerung durch die Bereitwilligkeit der Gaswerke gelöst, die große Erleichterungen für den Verbrauch geschaffen haben. Und die Mietvereinigungsämter sind von der Stadtverordnetenversammlung angenommen.

Sonnabend, 31. Oktober.

Der Theater-Wochenplan ist ein charakteristisches Zeugnis für die Stimmung. Klassisches und Volkstümliches. Man belebt Robertus „Kleinstädter“ und ein altes schönes Berliner Volksstück von Angely: „Das Fest der Handwerker“; Sudermanns „Johannisfeuer“ verdankt seine Auferstehung dem ostpreussischen Schauspiel. Die Menschen wollen im Theater die Heimat fühlen. — Daneben allerdings platte „aktuelle“ Sachen mit häßlichen Titeln „Immer feste druff!“ — — —

Sonntag, 1. November.

Heute sind drei Monate seit Kriegsbeginn vorüber. Wie viele Menschen mögen, indem sie heute das Datum schreiben, an den sonnigen Sommertag der Mobilmachung denken? Die Zeit erscheint so kurz — und doch wieder wie ein ganzes Leben, dadurch, daß alles, was vorher war, in unwirkliche Vergangenheit zurückgesunken ist, aus der kaum Zusammenhänge hinüberreichen. Alles, was uns erfüllt, gehört diesen drei Monaten an, entstand mit ihnen und durch sie.

Durch die Presse geht eine Auseinandersetzung über die Praxis des „Roten Kreuzes“ in der Verwertung von beruflich geschulten Pflegerinnen und den sogenannten „Helferinnen“, die in den Sechswochenkursen ausgebildet sind. Eine sehr mutige Frau, Frau von Wild-Hohenborn, hat eine Lanze für die Berufspflegerin gebrochen, die man jetzt nur deshalb nicht verwendet — trotz ihres Könnens —, weil sie von ihrer Arbeit leben muß. Darauf antwortet im „Tag“ ein Landrat a. D. Dewitz, daß das Verlangen nach der Beschäftigung der arbeitslosen, beruflich geschulten Pflegerinnen an Stelle der jungen Damen höherer Gesellschaftskreise, heiße, „die weitstehenden und hohen Ideale“ des Roten Kreuzes „zu einer ökonomischen Frage zu degradieren“. „Die Qualität der freien Schwestern sei nicht bekannt“ — so meint er — „die zahlreicher Helferinnen über allen Zweifel erhaben.“ Es soll keinen Augenblick verkannt werden, wie viel schöner, reiner Arbeitswille in den Helferinnen lebt, aber es ist in jedem Sinne, sozialpolitisch, ethisch, medizinisch und vaterländisch, gleich bedauerlich, wenn hier die Helferin durch den zufälligen Umstand, daß sie von ihrer Arbeit nicht zu leben braucht, moralisch über die Berufspflegerin gestellt wird, der sie sachlich so unendlich nachsteht. Gewiß — es mag unter den Berufspflegerinnen auch minderwertige Elemente geben, wo wären die nicht? Aber ihre sachliche Leistung ist durch die staatliche Prüfung verbürgt. Und wer würde die moralische Bürgschaft für jede einzelne der 23 000 Helferinnen übernehmen, die in Berlin allein ausgebildet sind? Uebrigens ist die erste Krankenpflegerin, die das Eisene Kreuz bekommen hat, eine Berufspflegerin gewesen.

Montag, 2. November.

Die Mädchen in unseren Arbeitsstuben, die für ihren Notstandslohn von 7—9 Mark in der Woche die Notstandsstridarbeiten machen, fühlen ihre Arbeit durchaus als vaterländisches Liebeswerk. Sie haben ein Lied gemacht, das sie nach der Melodie: „Steh' ich in finst'rer Mitternacht“ beim Striden singen:

„Zur Liebesarbeit sind wir hier,
Soldatenstrümpfe striden wir.“

„Und Strümpfe sind es nicht allein,
Wir striden gute Wünsche ein.
Gott schenke unsern Waffen Sieg,
Daß bald beendet sei der Krieg.“

Die Wahrheit im Kriege

I.

Die große Enttäuschung. (Stimme eines Neutralen.)

In der Zeitschrift „L'Illustration“ findet sich eine Zeichnung mit der Unterschrift: „Ihre Weise, den Krieg zu führen.“ Das Bild stellt einen deutschen Soldaten dar, wie er gesund und stark, von Kraft strotzend, aber plump und roh, den einen riesigen eisenbeschlagenen Fuß auf ein getötetes, halb entkleidetes Weib stellt; den Büchsenkolben stützt er fest auf die Erde, daneben liegt ein getötetes Kind, dahinter in langen Reihen hingemordete Weiber und Greise. Den Hintergrund bildet ein Flammenmeer brennender Dörfer. Das Ganze hat einen einfachen, sofort in die Augen springenden Zweck, es redet eine wirkungsvolle Sprache und wendet sich nicht an den Intellekt, sondern unmittelbar an den Instinkt.

Für uns, die wir außerhalb stehen, für uns, die wir peinlich untätige und hilflose Zuschauer sind, die ihre Teilnahme und ihr Mitleid kaum aussprechen dürfen, hat diese Zeichnung eine symbolische Bedeutung. Es ist ein Bild der großen Enttäuschung.

Nicht der Krieg an sich ist eine Enttäuschung. Er war erwartet, oft vorausgesagt; alle wußten, daß er früher oder später kommen mußte, bis auf eine geringe Anzahl von Menschen, hinter deren wolkenfreier Stirn kein Zweifel an dem Bestande und dem unveränderlichen Wert von Theorien, Dogmen und Konferenzen aufkommen konnte. Nicht die Ereignisse des Krieges sind es, die am meisten niederschlagend wirken. Wir verstehen, daß sie grausam und furchtbar sein müssen. Man kann auch vom menschlichen Standpunkte die belgischen Weiber begreifen, die aus dem Hinterhalt schießen, die Sieger mit siedendem Wasser begossen, die bis zum Äußersten und mit allen Waffen glaubten ihre Heimat, ihre Kinder verteidigen zu müssen, ohne nur einen Augenblick daran zu denken, daß sie damit das Kriegerecht verletzen und dem Feinde die schrecklichsten Waffen in die Hände geben. Wir können die Wut der deutschen Soldaten verstehen, ihren gerechten Zorn darüber, nach beendetem Kampfe hinterlistig überfallen zu werden, nachdem sie die ihnen anbefohlene Schonung und höfliche Rücksicht geübt hatten, so wie dies auch am besten der lebenswürdigen Sinnesart des deutschen Volkes entspricht. Wir können verstehen, daß diese Leute im Namen der Gerechtigkeit und der Moral verlangen, daß die Schuldigen bestraft werden, daß man an ihnen ein Exempel statuierete. Wir können ferner völlig den Abscheu und den Zorn verstehen, der Belgien und Frankreich angesichts der rauchenden Trümmer stolzer Baubauwerke in Löwen und Reims erfüllt; wir verstehen den Jubel Englands darüber, daß das Weltreich in seinem Aufbau nicht erschüttert worden ist. Wir können auch die große imponierende Einigkeitswelle, die sich über Deutschland ergossen hat, ja, wir können auch die russische Begeisterung verstehen, die grenzenlose Glücksmöglichkeiten für das slawische Volk hinter dem erblickt, was jetzt geschieht.

Was wir aber nicht verstehen, was uns schmerzt, was uns mit dem bitteren Gefühl einer Demütigung der ganzen weißen Rasse erfüllt, das ist der literarische Krieg um den Krieg, dessen Zeugen wir nicht nur sind, sondern in den man uns hineinziehen will, der Krieg, welcher aus jener Zeichnung der L'Illustration spricht.

Der Kulturfortschritt, dessen sich ein Weltteil rühmt, zeigt sich in dem großen Ringen nur an einem ein-

zigen Punkte, in einem brutalen Kampfe um die gute Meinung der kleinen Länder; er zeigt sich in dem dringenden Werben um das Mitgefühl, in einem erbitterten Prozessieren, dessen wahrscheinliches Ergebnis keine Erkenntnis für eine der Parteien ist, sondern die Beurteilung beider durch den unparteiischen Richter. Und dieser Kampf wird in erster Linie zwischen zwei Nationen geführt, die uns von allen Kämpfenden am nächsten stehen, zwei Nationen, die wir im Streite miteinander nicht sehen können, ohne es wie einen Verrat an der Sache unserer eigenen Rasse zu empfinden: Die Zeichnung aus L'Illustration gibt keinen typischen Ausdruck für die französischen Anschauungen. Die Haltung der französischen Presse ist durchweg ruhig und würdig, beeinflusst von dem knappen und männlichen Stil der Generale Joffre und Gallieni. Die russischen Proklamationen sind nüchtern und sachlich, und die Oesterreicher sind mit dem Dementieren von Niederlagen zu stark beschäftigt, um viel an dem literarischen Kriege um den Krieg teilnehmen zu können.

Deutschland und England sind es — nicht ihre Regierungen, sondern laute Stimmen aus dem Volke — welche diesen Kampf mit gegenseitigen Beschuldigungen, Vorwürfen, Invektiven und Drohungen führen. Wie ein Kampf zwischen Verwandten immer am erbittertsten ist, so auch hier, aber darum nicht weniger beklagenswert.

Alle die Telegramme, die in die Welt gesandt werden mit Berichten über unnötige Grausamkeiten, über Dum-Dum-Geschosse, Mißbräuche der weißen Flagge usw., alle diese Depeschen, deren Schluß lautet: „Daran hat sich der Feind allein die Schuld zuzuschreiben“, wie sind sie niederdrückend und demütigend! Wie sehr verfehlen sie ihren Zweck gerade bei den kleinen neutralen Völkern! Wir hatten anfänglich die natürliche Ueberzeugung, daß der Krieg zwischen den beiden leitenden germanischen Nationen von ihnen selbst wie von ihrer Presse als ein so großes Unglück empfunden würde, daß es nur in der würdigsten, ruhigsten und knappsten Weise zu besprechen wäre. Wir glaubten, man wäre jetzt so weit gekommen, daß beide Gegner einander respektieren, einander mit der ihnen beiden gebührenden Hochachtung und Anerkennung erwähnen würden, daß die Presse und noch mehr die verantwortlichen politischen Leiter alles hervorheben würden, was der Aussöhnung und Aufklärung dienen und die Bitterkeit mildern könnte.

Und was sehen wir? In den deutschen Zeitungen „Gefängnisse“ gegen England, in den englischen einen ununterbrochenen Strom von Mitteilungen, deren einzige Absicht ist, den Unwillen gegen Deutschland zu entflammen. Wir lesen, daß Männer, die im öffentlichen Leben in England stehen, aussprechen, Deutschland müsse zermalmte, Berlin genommen und die ganze deutsche Flotte vernichtet werden. Deutsche Offiziere versenden nicht „Flugschriften“, sondern „Fluchschriften“ gegen England, durch die Post erhalten wir äußerst geschmacklose deutsche Briefarten mit gemeinen Darstellungen von dem Unglück Belgiens und den Niederlagen der übrigen Mächte. Sogar die „Times“, zu der wir mit beinahe abergläubischer Ehrfurcht aufzublicken gewohnt sind, gebraucht Ausdrücke über den deutschen Kaiser und das deutsche Heer, die unsere Gefühle für das mächtige Weltblatt stark erschüttern. Und jetzt ist gar den norwegischen Zeitungen von einer angesehenen Verlagsfirma ein Pamphlet eines deutschen Oberleutnants a. D. auf den Hals geschickt worden, das den schönen Titel führt: „Edvard VII. der größte Verbrecher des 20. Jahrhunderts.“

Wir blickten bisher auf England als den Hort des Liberalismus, als das große Vorbild demokratischer Länder, als die Burg alles offenen Freiheits, und nun begegnen wir dort einer Zensur, die strenger ist als in Deutschland oder Rußland. Norwegische Zeitungen werden zurückgehalten, deutsche sind nicht zu haben, während in Deutschland sowohl skandinavische als auch englische Zeitungen zu bekommen sind. Freilich haben wir auch wiederum gesehen, daß englische Schriftsteller und Politiker über den Krieg und die Ursachen des Krieges in einer Weise geschrieben haben, die in Deutschland nicht geduldet worden wäre, und würdigen die überlegene Toleranz, die sich darin zeigt.

In früheren Kriegen, die freilich weit kleiner und uns ferner waren, durfte man auch in kleinen Ländern eine Meinung haben und sie aussprechen; jetzt darf man sich nur im fernen und mächtigen Amerika einen derartigen Luxus erlauben. Unter Neutralität wird künftig in den großen und kleinen Ländern etwas ganz Verschiedenes verstanden werden. Es wäre denkbar, daß man der Auffassung der kleinen neutralen Staaten eine gewisse moralische Bedeutung beilegte. Dem ist aber nicht so. Es geht uns ungefähr wie jemand, der von der englischen Polizei verhaftet wird und dem die warnenden Worte eingepreßt werden: „Alles, was Sie sagen, wird als Zeugnis gegen Sie gebraucht werden.“ Unser Urteil — soweit wir imstande sind, ein solches abzugeben — wünscht niemand zu hören, alle aber möchten uns als Zeugen haben in dem Prozessieren über den Krieg. Man will uns als Stütze für das eigene Gewissen haben.

Die Flut von deutschen Briefen, deutschen Telegrammen und deutschen Rundschreiben, mit denen der Norden überschwemmt worden ist, ist sicher einem imponierenden Nationalgefühl, einer großen Opferwilligkeit entsprungen. Und dennoch hat sie niederschlagend auf uns gewirkt. Es scheint jetzt, als ob auch von englischer Seite Ähnliches geschehen wird wie von deutscher Seite in den ersten Kriegswochen. Wir möchten aber am liebsten unbeeinflusst prüfen und unser Urteil bilden; wir stehen einem allzu großen Eifer, uns zu unterrichten, mißtrauisch gegenüber.

Was hier gesagt ist, soll keinen Stachel enthalten. Uns ist vielfach sogar bezeugt, daß Norweger, welche in den betreffenden Ländern wohnen, unduldsamer gegen die Feinde des Landes sind als die eigenen Bürger, ja unduldsamer gegenüber der norwegischen Presse. In Deutschland wohnende Norweger haben eine Adresse an den Kaiser gerichtet, deren Worte und Wendungen kaum ihre neutralen Landsleute erfreuen konnten, norwegische Vereine im Ausland haben gegen die heimatische Presse Protest eingelegt, ja in England lebende Norweger haben in ihren Befundungen sich britischer gezeigt als irgendein Engländer selbst.

Es muß wohl so sein oder es kann wohl nicht anders sein, daß die Völker, zu denen wir als den am meisten fortgeschrittenen emporstehen — zu ihnen haben wir auch unser eigenes Volk gezählt — oder jedenfalls eine große, das Wort führende Mehrheit, nicht die Fähigkeit besitzt, sich ein klares Urteil in den großen Konflikten zu bewahren und ein Verständnis für die zwingenden Gründe seines Feindes zu erstreben. Sie erkennen eben nicht, daß die Wahrheit nicht ein- und gleichfarbig, sondern bunt und vielfarbig ist.

Und das ist eben die große Enttäuschung.

Dieser Aufsatz stand am 29. September im Morgenbladet in Christiania und geht uns mit der Bitte um Veröffentlichung zu.

II.

Was ist Wahrheit? Stimme eines Beteiligten.

Im Anfang des Krieges schien es, als ob es zwei ganz verschiedene Wahrheiten gäbe, eine deutsche und eine englische. Die menschliche Sprache schien nur noch ein Mittel zur Verbreitung von Absichten, nicht von Tatsachen zu sein. Wer gleichzeitig die beiderseitigen Berichte in sich aufnahm, mußte sich verraten und verkauft vorkommen. Das war und ist die „große Enttäuschung“ der Neutralen.

Es gab zweierlei Wahrheit über das österreichische Ultimatum, über die belgische Neutralität, über die Zerstörung von Löwen, über die Verletzung des Roten Kreuzes. Es gibt auch zweierlei Wahrheit über die Tüchtigkeit der Truppen, über die Aussichten des Krieges, über die gegenseitige Finanz- und Wirtschaftslage. Wer nun, wie die Neutralen, Zeit und Ruhe hat, solche Dinge genügend zu beobachten, den plagt das viel mehr als uns, die wir mitten im Kampfe stehen. Wir haben zumeist Wichtigeres zu tun, als uns mit der Feststellung von falschen Aussagen zu befassen. Da wir nicht Zuschauer, sondern Handelnde sind, so verstehen wir es selbst am Gegner leichter, wenn er nicht reine Wahrheit redet, weil wir den großen Drang zum Siege in uns kennen und bei ihm voraussetzen. Ohne vieles Nachdenken ist uns, den Handelnden, den Kämpfenden, die teilweise Abhängigkeit aller Wahrheit vom Willen aus unserer unmittelbaren Erfahrung bekannt, während die Unbeteiligten das, was wir von selber erleben, sich erst durch eine gewisse Ueberlegung verdeutlichen müssen.

Die Wahrheit im Kriege! Das ist ein Stoff für eine Naturgeschichte der menschlichen Seele. Vorher würde zu behandeln sein: die Wahrheit bei den Naturvölkern! Die Wahrheit auf der Jagd und beim Sport! Die Wahrheit im Geschäft! Die Wahrheit im Rechtsstreit! Die Wahrheit in der Krankenküche! Die Wahrheit bei den Schriftgelehrten! Die Wahrheit im Zeitungsbetrieb! Die Wahrheit im Parteikampf! Erst wenn das alles gründlich besprochen ist, dürfte der Beurteiler an sein letztes, größtes, schwerstes Thema herangehen: die Wahrheit im Krieg!

Die Wahrheit ist ebensowenig als der Friede ein Naturrecht oder ein Naturgewächs. Sie ist ein Kunstzeugnis einer langen Erziehung, ein mühsames Werk der menschlichen Anstrengung. Wie vielen Generationen von Kindern hat man einprägen müssen, daß sie nichts anderes sagen sollen, als was sie wirklich gesehen und gehört haben! Dabei mußte nicht nur die Lust zur Lüge ertötet werden, sondern auch die frei schaffende Einbildungskraft. Der Mensch von Natur ist, wie schon die Bibel sagt, nicht wahrhaftig. Nun aber wirkt der Krieg in jeder Hinsicht als eine zeitweilige Aufhebung der Erziehung. Das ist sein Wesen, denn er ist die Unterbrechung aller regelmäßigen Tätigkeiten, Sitten und Pflichten. Der Naturmensch wird aus seinem Gefängnis herausgelassen, weil man ohne ihn nicht siegen kann. Daß das sehr gefährlich ist, wissen alle Beteiligten nur zu gut. Aber was bleibt übrig? Der Kulturvertrag, der internationale contrat social, ist von feindlicher Seite zerbrochen, das Leben ist gefährdet, alle Arbeit der Nation ist bedroht, was bleibt da übrig, als sich zu wehren mit allen ober- und unterirdischen Kräften der Seele? Der Naturzustand kommt wieder, die Naturtriebe rütteln an den Kulturfesseln. Das hat etwas Gewaltiges und Erschreckendes zugleich. Wenn dabei die Wahrheit mit ins Schwanken gerät, so ist das kein Wunder. Man muß sich eher wundern, daß sie noch so gut am Leben bleibt, obwohl sie etwas so Partes und Schwieriges ist.

Es ist der Wille zum Sieg etwas so Ungewöhnliches, daß er alle sonstigen menschlichen Eigenschaften ändert. Wir sehen das alle Tage und sind schon fast nicht mehr erstaunt, weil es von allen Seiten auf uns eindringt. Die Menschen bekommen eine viel größere Tragkraft, als sie sonst haben, und lernen von ihren Wunden sagen, daß sie nur wenig schmerzen und vom Tode ihrer Söhne, daß er ihnen eine Ehre ist. Soll man nun diese Kriegswahrheit deshalb bezweifeln, weil wir uns erinnern, daß dieselben Menschen gegenüber denselben Schädigungen in Friedenszeiten sich anders verhalten haben? Wir hören, daß das Volk den letzten Blutstropfen lieber hergeben will, als eine nationale Demütigung erdulden. Ist es da angebracht, das Wort vom „letzten Blutstropfen“ ganz buchstäblich zu nehmen? Muß nicht der Kämpfende seine eigene Sprache haben und hat er sie nicht gehabt, solange die Welt steht? Er muß noch immer etwas von den laut redenden Helden des Altertums in sich tragen, denn ehe der Sieg errungen werden kann, muß er schon vorher in der Seele fertig sein. Kriegsführen ist kein nüchternes Geschäft. Daß dabei dann Geschmacklosigkeiten vorkommen, ist unvermeidlich, aber eine „große Enttäuschung“ sind sie nicht. Sie sind so unvermeidlich, wie der Schlamm bei der Ueberschwemmung. Man soll sie beiseiteschieben, aber nicht tragisch nehmen, als sie es verdienen.

Wir hören die Erzählungen der Männer, die wochenlang unter den Geschossen der Gegner in der Erdhöhle gelegen haben, nicht an, wie wenn wir ein Protokoll über einen Besitzwechsel aufnehmen. In ihren Worten fließt ihr Blut. Von ihnen zu verlangen, daß sie vom blutigen Wassergraben aus die Russen, Franzosen oder Engländer mit Friedensfälle beurteilen, ist ein Unding. Sie aber sind unsere Brüder, und wir alle sind nur ein Teil von ihnen. Wenn sie verletzt werden, so werden wir verletzt. Die brennenden Gehöfte in Ostpreußen, die zertretenen Weinberge im Elsaß gehören uns. Die große Bosheit der Einkreisung Deutschlands ist gegen uns begangen worden. Die Hinföhlachtung von Hunderttausenden geschieht, um unseren Staat zu zerstören. Wir fühlen unser gutes Gewissen in seiner ganzen Größe und fühlen das Ungeheure und Unmenschliche dieses uns aufgezwungenen Krieges mit einer unbefchreiblichen Wucht. Das ist der Untergrund der deutschen Seele. Wenn in dieser Lage nicht jedes einzelne Wort auf die Goldwaage gelegt wird, so tadle uns der, der sicher ist, in solchem schrecklichen und blutigen Zwange nicht wild zu werden über unerhörte, unglaubliche Unbill! Man wird unserem Volke sicher die Anerkennung nicht versagen, daß seine Wahrheits-erziehung in dieser härtesten Probe nicht schlecht standgehalten hat, wie denn auch sonst die Kulturerziehung mitten im Krieg sich bei uns und unseren Truppen als etwas Tatsächliches bewährt.

Es wird in jedem Krieg gelogen und verleumdet, man kann aber feststellen, daß die Wahrheit noch immer am größten ist, wo es sich um den direkten Kampf der gebildeten europäischen Völker handelt. Alle asiatischen und afrikanischen Gerüchte und Nachrichten sind viel verlogener. Wir glauben natürlich längst nicht alles, was von halbgebildeten Nationen aus verbreitet wird. Die europäische Erziehung zeigt sich mitten im Krieg immer noch als ein unverlierbarer Besitz. Und wir selber haben das größte Interesse daran, um des Sieges willen nicht mit falschen Nachrichten und Meinungen gefüllt zu werden. Wir können es nicht brauchen, daß man uns selber als herrlicher, kräftiger und unüberwindlicher hinstellt, als wir sind. Wir können es nicht brauchen, daß man

den Gegner als klein, elend, verdorben und verhungert hinstellt, wenn er es nicht ist. Wir müssen uns dagegen wehren, wenn uns Rückzüge und Niederlagen verschwiegen oder verschleiert werden. Wir haben uns als Deutsche getwehrt, als im Anfang des September der Rückzug in Frankreich nicht offen eingestanden wurde und als die zeitweiligen Mißerfolge in Galizien nur langsam und unvollständig mitgeteilt wurden. Um des Sieges willen bedürfen wir der Wahrheit wie des täglichen Brotes. Deshalb bekämpfen wir bei uns selber die nur allzu begreiflichen Regungen zur Abirrung von der Wahrheit. Und in diesem Sinne danken wir es den Neutralen, daß sie als Wächter der Wahrheit an unserer Seite stehen.

Und zeigt sich nicht schon bis jetzt, daß alle Lügen kurze Beine haben? Der internationale Lügenfeldzug, den die feindlichen Nachrichtenbüros mit allen Künsten des Telegraphen- und des Zeitungskapitalismus gegen Deutschland zu führen begannen, darf im allgemeinen als zurückgeschlagen gelten. Es ist zwar noch heute haarsträubend, was aus Amerika, Italien, Rumänien an absichtlicher und methodischer Gerabsetzung der Deutschen berichtet wird, aber wir haben, soweit wir es von hier aus beurteilen können, den Eindruck, daß die Werbetraft der organisierten und bezahlten Lüge abnimmt. Das ist ein gutes Zeichen für die Gesundheit der allgemeinen Kultur aller Länder. In den ersten Kriegsmonaten kam alles überraschend, und niemand wußte, daß von den internationalen Telegraphenbüros ein scharfer, wohlberechneter Nachrichtenkrieg gegen uns mit Vernichtungsabsicht geführt werden würde. Nachdem aber diese Tatsache als solche erkannt worden ist, verliert sich allmählich die vergiftende Wirkung. Die bösen Nebel verziehen sich, und aus Rede und Gegenrede erwächst die Vorsicht, die Dienerin und Helferin der Wahrheit. Wir sind in unserer Seele froh, daß wir auch diesen unerhörten Sturm von Entstellung gesund haben aushalten können. Oft dachten wir während der Hochflut der internationalen Verleumdung an das Wort der Bergpredigt: „Selig seid ihr, so euch die Leute schmähen und verfolgen und reden allerlei Übles wider euch, so sie daran lügen.“ Wenn wir wirklich so wären, wie uns die Weltflüge hinstellt, wenn wir nur ein Viertel so wären, dann würde es für uns traurig sein, denn dann wären wir das große herrliche Läuterungsbad dieses Krieges nicht wert und könnten uns der ewigen Vorsehung und göttlichen Gerechtigkeit nicht getrösten. Gerade indem ich dieses schreibe, kommen die schlechten Nachrichten aus Polen. Auch das muß getragen werden, wie so vieles andere! Dazu aber bedürfen wir selber einer klaren inneren Haltung. Diese ist nicht abhängig von jemandes Urteil, auch nicht vom Urteil der von uns sehr geschätzten Neutralen. Wir versenden deutsche Blätter, auch unser Blatt, ins Ausland, um gegen die Uebermacht der auf uns eindringenden Ungerechtigkeit uns zu wehren, aber das letzte Urteil steht in keiner menschlichen Hand. Wenn ein Volk auf Tod und Leben zu kämpfen gezwungen wird, dann wird es dadurch sehr frei von allen Ängsten und Rücksichten. Es gibt ein Wort, das für uns paßt: „Die den Tod nicht fürchten, sind schwer zu erschrecken.“ Oder wie unser Reformator Luther sagt:

Und ob die Welt voll Teufel wär'
Und wollt' uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr;
Es muß uns doch gelingen!

Raumann:

Ernst Jäch / Die deutsch-türkische Bundesgenossenschaft

Nun ist es soweit! Und der Welt offenbart sich, was ich zu Beginn des Krieges in der „Hilfe“ angedeutet habe:

„Die Schicksalsstunde Deutschlands ist auch die Schicksalsstunde der Türkei, und der Augenblick für ein deutsch-türkisches Bündnis ist gekommen.“ Und: „Bald wird kommen der Tag, da Deutschland in Konstantinopel den türkischen Hebel für die islamitische Massentwucht in Bewegung setzen kann...“

Nun ist es soweit: die Türkei hat für Deutschland die Waffen erhoben gegen Rußland, gegen England und gegen Frankreich, und der Islam von zweihundert Millionen Menschen horcht auf und steht auf gegen Rußland, gegen England und gegen Frankreich. Damit ist ein Wille Wirklichkeit geworden, der oft erhofft und viel bezweifelt worden ist und der doch geschichtlich so notwendig war, daß ich vom ersten Aufenthalt in der Türkei an durch alle Veränderungen hindurch sechs Jahre Lebensarbeit an dieses Ziel hingeben konnte und mußte. Damit ist eine Gemeinschaft Wirklichkeit geworden, die schon Friedrich der Große für sein größeres Preußen gegen den russischen Feind haben wollte, die später Hellmut Moltke vorbereiten sollte und die zur gleichen Zeit Friedrich List für die Zukunft forderte. Eine Gemeinschaft, auf die Kaiser Wilhelms Palästinareise bereits hinielt und die sein werdendes Wort in Damaskus am Grab des Sultans Saladin vorausnahm: „Ich will der Freund der dreihundert Millionen Mohammedaner sein!“ Die deutsch-türkische Gemeinschaft zeichnet sich durch eine solche innere Notwendigkeit aus (wirtschaftlich und politisch), daß die Politik weiland Abdul Hamids auch die Politik seiner jungtürkischen Gegner geworden und geblieben ist. Heute durchfliegen die Zusammenhänge der deutsch-türkischen Genossenschaft die weite Islamwelt vom französischen Marokko bis zum englischen Indien und zum russischen Buchara. Wer in diesen Tagen in Konstantinopel in die Räume des Generalissimus Enver Pascha hineinblicken konnte, der konnte dort die Abgesandten der fernsten und wildesten Stämme aus Afrika und aus Asien sehen, freudig bereit zum Schwur auf das Schwert des Kalifen, das gegen Rußland, gegen England und gegen Frankreich ausholt für Deutschland; der mußte aber auch über die weitreichende Organisation staunen, die den Islam bereits belebt und stärkt. Und so ist es kein bloßer Zufall, wenn jetzt in den Moscheen von Aegypten Kaiser Wilhelm in das Gebet der Gläubigen eingeschlossen wird als „Hadshi Mohammed“, als „Mohammed-Pilger“, nachdem die englische Regierung es verboten hat, den Namen Kaiser Wilhelms auszusprechen!

England fürchtet den Islam seiner mehr als hundert Millionen Untertanen; dergleichen Rußland und Frankreich. Darum haben alle drei Großmächte seit zwei Monaten eine Demütigung um die andere durch die Türkei hingenommen. Nur für den Ungeduligen ist der Kriegsausbruch jetzt spät gekommen; für den Wissenden ist der Kriegszustand schon seit mehr als zwei Monaten tatsächlich vorhanden gewesen: von dem Augenblick an, da die Türkei die deutschen Kriegsschiffe „Goeben“ und „Breslau“ vor den vereinigten englisch-französischen Geschwadern in den sicheren Schutz der Dardanellen aufgenommen hatte. Auf die drohenden Proteste des Dreiverbandes folgten der Reihe nach unerfrorene Handlungen der Türkei: die Entfernung der Funkentelegraphie vom Gebäude der englischen Botschaft in Konstantinopel, die Vertreibung des russischen Botschaftsschiffes aus dem Bosporus, die Entlassung der englischen Marinemission aus dem türki-

schen Dienst, die Ersetzung der englischen und französischen Ärzte im internationalen Sanitätsdienst durch deutsche Ärzte, die Aufhebung der französischen Schulprivilegien, die Abschaffung der Kapitulationsrechte (der Steuerfreiheit, der Gerichtsbarkeit, der Posthoheit), und dann die Minensperre der Dardanellen gegen die anrückende Flotte Englands und dadurch auch die Abschneidung Rußlands von jeder Zufuhr und Ausfuhr, und endlich die Geltendmachung der türkischen Ansprüche auf Aegypten. Diese Liste ist noch nicht vollständig, aber sie beweist zur Genüge die zielbewußte Entschlossenheit der Türkei und die abwartende, ohnmächtige Resignation des Dreiverbandes. Die Türkei aber brauchte und nutzte diese Zeit des tatsächlichen Kriegszustandes bis zur endlichen Kriegserklärung in tagtäglicher, nachtmächtlicher Arbeit zur Rüstung und Bereitschaft.... Jetzt wälzt die Lawine sich hin — gegen Rußland, gegen England und gegen Frankreich.

Und die Nachbarstaaten der Türkei? Die einst von Rußland befreiten Völker Rumänien und Bulgarien? Ich habe in der „Hilfe“ schon vor dem Tod des rumänischen Königs Karol es ausgesprochen, daß auch sein Nachfolger seit Jahren als zuverlässig im Sinn der Dreibundsfreundschaft gilt — im Gegensatz zur öffentlichen Meinung bei uns wie dort unten. Der Wille der rumänischen Regierung zu einer wohlwollenden Neutralität wird jetzt erleichtert und gestärkt durch den russischen Rückzug aus Galizien, noch entscheidender **aber** durch die Ueberlegenheit der deutsch-türkischen Schlachtflotte im Schwarzen Meer. Eine rumänische Feindseligkeit gegen Oesterreich würde die sofortige Beschädigung und Vernichtung der rumänischen Küstenstädte durch die „Goeben“ zur Folge haben können. Dazu kommt, daß die türkische Dardanellensperre Rumänien auch wirtschaftlich an Oesterreich und Deutschland anschließt und ausliefert, da ein anderer Ausfuhrweg nicht mehr möglich ist. Schließlich weiß Rumänien, daß mit der Türkei auch Bulgarien antirumänisch sich entscheiden könnte und würde.

Bulgarien selbst hat mit der Türkei sich ausgesöhnt und geeinigt. Bulgarien kennt nur den Serben und den Russen als Feind, und Bulgarien rechnet richtig, wenn es von einem siegreichen Oesterreich auch serbisches Gebiet für Bulgarien erwartet. Auch Bulgarien wird die Säuberung des Schwarzen Meeres von der russischen Flotte als einen Gewinn an eigener Handlungsfreiheit ersehen und begrüßen und daraus dann auch noch seine Folgerungen ziehen.

Die deutsch-österreichisch-türkische Interessengemeinschaft schließt Bulgarien ein und Rumänien an, und keine russische Drohung noch Bestürzung kann über die Tatsache hinwegtäuschen, daß von der ganzen russischen Balkan- und Orientpolitik für Rußland nichts mehr übriggeblieben ist, als ein untergehendes Serbien und Montenegro. Auch Griechenland weigert sich bisher, einem russischen Hilferuf zu folgen; mag sein, daß ein englischer Befehl es noch mit Gewalt in den Krieg treibt.

Und schließlich: wie verträgt sich das deutsch-italienische Bundesverhältnis zur deutsch-türkischen Bundesgenossenschaft? In und trotz dem Tripoliskrieg konnte Deutschland (dank besonders Kiderlens Geschick) beide für uns notwendigen Linien durchhalten. Auch heute gehen im letzten Ende die türkischen und italienischen Interessen im Mittelmeer zusammen gegen ein russisches Vorstoßen, das den Italienern die Türkei durch die Dardanellensperre erspart, und auch gegen die englische Vorherrschaft, die nur durch eine deutsch-österreichisch-türkisch-italienische Gemeinschaft gefährdet werden kann. Solche Berechnungen werden Italien wie die Türkei auch über die tripolitaniische Schwierigkeit hinwegführen: die Türkei hat bei

ihrer panislamitischen Organisation tatsächlich und aufrichtig alles getan, um Tripolis von der islamitischen Latwine freizuhalten, und Italien wird sich davon überzeugen können, daß gerade Deutschland in dieser Frage die italienischen Interessen gefördert und gesichert hat. Italien weiß aber auch, daß England es war, das zu Beginn des Krieges die arabischen Stämme von Tripolitaniern mit Waffen und Geld ausgerüstet hat, damit sie gegen die italienischen Truppen sich wenden und so diese in Tripolis festhalten. Italien und England erleben es heute, daß diese von England gegen Italien gelegte Mine nunmehr gegen England selbst losgeht: Aegypten zu!

Von all den Völkern draußen herum ist der Türke der einzige, der an unsere Seite tritt: der Türkei selbst wie Deutschland zum schließlichen Siegesvorteil. So hoffen wir. Inshallah!

Julius Bab / Aus Argentinien

Der Krieg, den wir jetzt erleben, ist ein Weltkrieg — das ist keine pathetische Abfärbung für die Tatsache, daß die wichtigsten Völker der Welt an ihm aktiv beteiligt sind. Es ist der sachliche Ausdruck für die Tatsache, daß schlechterdings alle überhaupt existierenden Völker (vielleicht muß man einige im Naturzustand lebende Stämme im Innern Afrikas und Asiens ausnehmen) passiv an diesem Krieg beteiligt sind. Wie zum Beispiel der ganze Erdteil Südamerika, der doch sonst immer seine kleinen kriegerischen Aktionen hat und in dem dieses Krieges wegen doch eigentlich kein Schuß zu fallen brauchte, vor einer ungeheuren Katastrophe steht, vor einer Katastrophe, die einstweilen wirtschaftlich viel schwerer aussieht, als die Zustände irgendwo in Europa — nur die direkten Schlachtfelder ausgenommen — das mag der nachfolgende Brief zeigen, der unlängst aus Argentinien in Berlin (datiert vom 10. September) einlief.

„... Der Krieg hat hier in Argentinien und, wie es scheint, in ganz Südamerika ganz unglaubliche Verhältnisse geschaffen, und Hunderttausende von Menschen sind in Gefahr, buchstäblich zu verhungern. Um das Ärgste abzuwenden, hat die Regierung die Ausfuhr von Gold und Getreide bis auf weiteres verboten, die Banken wurden acht Tage ganz geschlossen und dann auf einen Monat im Lande ein Moratorium verkündigt, das heißt, es konnten keine Wechsel protestiert werden. Trotzdem der ganze Mittel- und Kleinhandel und die ganze kleinere Landwirtschaft die Verlängerung des Moratoriums verlangt, hat die Regierung auf Rat der Banken und Exporthäuser dasselbe nicht verlängert, will dagegen ein internationales Moratorium einführen, das heißt, eine Erlaubnis, die ausländischen Wechsel nicht zu zahlen; dem kreolischen Landadel, der ja hier die Politik macht, wurde der Mund dadurch gestopft, daß man auch die Zahlung der Hypotheken auf Ländereien oder Häuser fakultativ machen will. Der ganze Handel hat nun gedroht, daß er sich in Blockade erkläre will. Wegen Kohlenmangels sind die Eisenbahnzüge auf die Hälfte reduziert worden, alle Fabriken haben geschlossen, viele kaufmännische Betriebe haben ganz geschlossen oder ihren Betrieb stark vermindert, alle Häfen sind verödet, da überhaupt nichts exportiert und nur sehr wenig importiert wird. Im ganzen Lande sammelt man Geld, um den Arbeitslosen Nahrung zu geben, es sind nicht nur Hunderttausende von Arbeitern, sondern auch tausend Leute vom Mittelstand, die schon heute auf die öffentliche Mildtätigkeit angewiesen sind. Es erklärt sich dies daraus, daß hier jedermann seine Ersparnisse in

Baugrundstücken anlegt, die hier jederzeit leicht und meistens mit Gewinn zu verkaufen sind; unter den obwaltenden Umständen sind sie natürlich vollständig wertlos.

Etwas Eigentümliches passiert mit der Ausfuhr von Gefrierfleisch, das sonst in großen Mengen nach England geht. Gleich beim Beginn des Konfliktes kamen natürlich doppelt starke Aufträge, die Besitzer der großen Viehherden weigerten sich aber, wie sonst in England auslösbare Gutscheine zu nehmen, sondern verlangten Gold. Die Gefrierfleischfabriken besaßen solches natürlich nicht, und die englischen Kaufleute weigerten sich, dasselbe zu schicken, einerseits, weil sie erst zwei Monate nach Abendung des Goldes die Waren erhielten, andererseits, weil auf dem Atlantischen Ozean eine Anzahl deutscher Kriegsschiffe und Hilfskreuzer herumfahren, die möglicherweise das Gold abfassen konnten. So wurden denn die Fleischfabriken auch geschlossen, und viele Menschen wurden brotlos. Nach den letzten telegraphischen Berichten scheint man aber einen Ausweg gefunden zu haben, indem die Käufer in London das Gold bei dem argentinischen Konsul deponieren, auf dessen Kabelnachricht die „estancieros“ ihr Vieh hergeben. Die Großgutsbesitzer werden dann glänzende Geschäfte machen; den Farmern wird dies allerdings nichts nützen, denn wegen der schlechten Jahre besitzt niemand von uns Rindvieh oder Schafe. Nur Pferde haben sie im Ueberfluß, dieselben sind aber augenblicklich fast wertlos. Wenn jedoch, wie neulich ein Telegramm meldete, die Tripleentente hier Pferde zu kaufen gedenkt, so würden sie auch einen Vorteil haben. Zur Ernte (Januar) wird das Getreideausfuhrverbot wohl aufgehoben werden, und es ist anzunehmen, daß die Preise gut sein werden. Bei der Notwendigkeit aber, aus dem Auslande kommende Artikel — wie Säcke, Faden, Maschinenteile — zu kaufen, und bei dem vollständigen Mangel an Bargeld werden wir Landwirte wahrscheinlich vom Handel so ausgewuchert werden, daß für uns nichts übrigbleiben wird.“

Im übrigen bestätigen die Mitteilungen des Briefschreibers, der ein deutscher Landwirt ist, wie außerordentlich schwer es die entschlossen ausgenutzte englische Macht über die Nachrichtenwege selbst unseren deutschen Mitbürgern im Auslande macht, ein einigermaßen klares Bild über die wahre Lage der Dinge zu gewinnen. Der Briefschreiber, der gegen allzu große Täuschungen durch ziemlich viel Sachkenntnis und Kritik gefeit ist, schreibt unter anderem:

„Was hier täglich von den Deutschen für Barbareien und Schandtaten berichtet werden, ist unbeschreiblich. Wenn ein Hiesiger, der Deutschland nicht durch eigene Anschauung kennt, nur zehn Prozent davon glaubt, so muß er Sudaneger, mit denen uns ja die Franzosen beglückt zu haben scheinen, den deutschen Barbaren gegenüber für wahre Kulturträger halten. Um nur ein Beispiel herauszugreifen, so kandelte man uns dieser Tage aus London, daß dort ein belgischer Senator eingetroffen sei, der mit eigenen Augen gesehen habe, wie die deutschen Militärärzte ihre eigenen Soldaten, wenn sie ernsthafte Wunden hatten, ohne weiteres abmurksten, in Hannover hätte man ein französisches Kind, daß eine Matrosenmütze, auf der das Wort France gestickt war, trug, ohne anderen Grund an die Wand geworfen und ihm die Hirnschale zertrümmert usw. usw. — Von Oesterreich werden alle Augenblicke Meuterungen tschechischer und italienischer Regimenter und allgemeine Auflösung des Kaiserreiches gemeldet. Der Kaiser Franz Joseph stirbt alle 48 Stunden mindestens einmal, bisweilen eines natür-

lichen Todes, bisweilen ermordet, auch wahnsinnig ist er laut dem Kabeleisen schon geworden. Ihr könnt Euch kaum vorstellen, wie diese unablässigen Gerüchte mit dem Zweifel und der Unklarheit, die sie schließlich doch verbreiten, auf die Gemüter hier, ganz abgesehen von der eigenen schlechten Lage, ruhestörend und aufregend wirken.“

Das ist eine Stimme aus Argentinien, und andere Nachrichten überzeugen uns, daß es in anderen Ländern jenes Kontinents, namentlich in Brasilien, noch schlimmer steht. Es ist wahrhaftig ein „Weltkrieg“!

Mag Seidel / Krieg und Sparkassen

In den deutschen Sparkassen lagerten im Jahre 1895 6,8 Milliarden Mark, im Jahre 1900 8,8 Milliarden, und jetzt sind die Einlagen auf 19 bis 20 Milliarden angewachsen. Das ist ein sehr erheblicher Teil unseres Volksvermögens, das von Helfferich auf mehr als 300 Milliarden, von anderen Volkswirten aber sogar auf 330—360 Milliarden Mark geschätzt wird.

Die Riesenanlage von nahezu 20 Milliarden beweist, daß sich unsere Sparkassen des Vertrauens der Bevölkerung erfreuen. Trotzdem hat aber in den Tagen, in denen das Deutsche Reich in der Erwartung der Mobilmachung seiner gesamten Streitkräfte und in dieser selbst stand, auf eine große Anzahl von kommunalen Sparkassen ein Ansturm ängstlich gewordener Sparer stattgefunden, so daß sich der preußische Minister des Innern veranlaßt sah, darauf hinzuweisen, daß kein Anlaß zu irgendeiner Beunruhigung bestehe. Für jede öffentliche (kommunale) Sparkasse haftet der Stadt- oder der Kreis- oder sonstige Kommunalverband, der sie errichtet hat, mit seinem ganzen Vermögen und seiner gesamten Steuerkraft. Die Gelder der öffentlichen Sparkassen sind auch im Falle eines Krieges als Privateigentum durchaus sicher und jedem Zugriff des eigenen Staates sowohl wie des Feindes entzogen. Die öffentlichen Sparkassen bieten daher den Einlagen die größte Sicherheit.

Es ist denn auch bei den Sparkasseneinlegern bald wieder die Besonnenheit zurückgekehrt. Nicht nur, daß der unsinnige Ansturm auf die Kassen sich legte, nach etwa zwei Wochen erfolgten auch bereits wieder zahlreiche Rückzahlungen. Selbst eine der feindlichen Grenze so nahe gelegene Sparkasse, wie die der Stadt Straßburg i. E., konnte berichten, daß in der letzten Augustwoche von 654 Einlegern, wovon 71 neue, die verhältnismäßig außerordentliche Summe von 254 155 M. eingezahlt und an 858 Einleger nur 76 050 M. zurückgezahlt wurden.

In allen Fällen konnten die Kassen den an sie gestellten Anforderungen ohne Schwierigkeiten gerecht werden. Teils haben sie von ihren satzungsmäßigen Kündigungsfristen Gebrauch gemacht, teils haben sie auf das Recht der Kündigung sogar verzichtet. Diese Kündigungsfristen, welche die Sparkassen in gewöhnlichen Zeiten nicht anzuwenden pflegen, sind für sie in Kriegs- und Krisenzeiten von einer nicht immer genügend gewürdigten Wichtigkeit. Der Betrag, den ein Einleger ohne vorgängige Kündigung sofort zurückfordern darf, ist nach den Satzungen verschieden bestimmt. Bei der Sparkasse des Kreises Teltow z. B. erfolgt auf ein Sparkassenbuch die Rückzahlung von Beträgen bis einschließlich 30 M. sofort, bis zu weiteren 30 M. in Zwischenräumen von mindestens 14 Tagen, über 30 M. bis einschließlich 150 M.

sechs Wochen und über 150 M. drei Monate nach erfolgter Auffündigung. Andererseits steht der Sparkasse frei, schon vor Ablauf der Kündigungsfrist Zahlung zu leisten, und die Gläubiger sind bei Verlust der Zinsen vom Tage der angebotenen Rückzahlungen an verbunden, die Zahlung anzunehmen.

Es ist unter allen Umständen Pflicht jeder Sparkassenverwaltung, für eine stete Zahlungsbereitschaft zu sorgen: Es darf niemals dahin kommen, daß der Garantieverband einzutreten hat. Die Sicherung steter Zahlungsbereitschaft der Sparkasse ist von allen Anforderungen, die an sie gestellt werden, weitaus die wichtigste. Ist eine Sparkasse zu schwer zugänglich oder zu schwerfällig in der Verwaltung, so ist zwar der soziale und wirtschaftliche Nutzen, den sie stiftet, geringer, als er sein könnte, aber sie schädigt doch niemanden durch diese Mängel. Anders verhält es sich, wenn eine Sparkasse die Verpflichtungen, die sie nach ihren Satzungen übernommen hat, vorübergehend, sei es auch nur auf einen Tag, nicht leisten kann. Sie verfehlt dann völlig ihren Zweck, die Geldbörse des kleinen Mannes zu sein.

Der Gesetzgeber hat nun Vorkehrung getroffen, daß die Liquidität der Sparkasse wenigstens bis zu einem gewissen Grade immer gesichert ist. Nach den Bestimmungen des Gesetzes vom 23. Dezember 1912 (G. S. 1913, S. 3) haben nämlich die öffentlichen Sparkassen von ihrem verzinssich angelegten Vermögen Mindestbeträge in mündelsicheren Schuldverschreibungen auf den Inhaber anzulegen, und zwar 15 v. H. bei einem Einlagebestand von höchstens 5 Millionen Mark und 20 v. H. bei einem solchen von höchstens 10 Millionen Mark, wenn sich ihre Grundstücksbeleihungen und die Gewährung von Personalkredit nach der Satzung auf den Stadt- oder Landkreis, in dem der Gemeindebezirk belegen ist, beschränken. In allen anderen Fällen sind 25 v. H. in diesen Wertpapieren anzulegen.

Im Notfall kann die Sparkasse ihre Effekten bei der Reichsbank lombardieren, wozu sich diese schon in Friedenszeiten ausdrücklich bereit erklärt hatte, so daß sie in die Lage gesetzt ist, den an sie gestellten Anforderungen auf Rückzahlung von Guthaben jederzeit zu entsprechen. Diese Zahlungsbereitschaft wird noch verstärkt, wenn sie Mittel in sog. Primadiskonten angelegt hat, die jederzeit realisierbar sind. Solche Primadiskonten, d. h. Wechsel mit der Unterschrift von Großbanken, eignen sich aber nur für große Sparkassen. Kleinere und ländliche Sparkassen können ihre Liquidität durch die Ausleihung kleinerer Darlehen gegen Solawechsel mit dreimonatiger Verfallfrist, welche von zwei solventen Bürgen mitunterschieden werden, wesentlich verbessern. Solche Darlehen sind auf der anderen Seite in hervorragender Weise geeignet, dem Personalkreditbedürfnis des Mittelstandes zu dienen, um so mehr als nichts entgegensteht, die ratenweise Abzahlung der Wechselschuld erforderlichenfalls zu gestatten.

Mit Recht fordert daher ein kürzlicher Erlass des Preussischen Ministers des Innern die Sparkassen auf, besonders in der jetzigen Kriegszeit der den Sparkassen nahestehenden Bevölkerung durch Gewährung von Personalkredit zu Hilfe zu kommen, wobei hervorgehoben wird, daß gerade die Kommunalverwaltungen auf dem Gebiete des Personalkredits nach ihren Steuerunterlagen und der persönlichen Kenntnis ihrer lokalen Organe, Bezirksvorsteher, Vertrauensmänner usw. in erster Linie in der Lage seien, die Bonität von Bürgen für kleine Darlehensbeträge richtig einzuschätzen.

Selbstverständlich müssen die Sparkassen sich namentlich für Kriegs- und Krisenzeiten, um ihre Zahlungsbereitschaft sicher zu stellen, auch einen größeren Barbestand halten. Aber es liegt in der Natur des Sparkassengeschäfts, daß dieser sich nur in bestimmten Grenzen halten und nicht einen „Juliufturm“ darstellen kann. 2 Prozent des Einlagenbestandes werden schon als ein erheblicher Kassenbestand angesehen werden müssen.

Wenn die deutschen Sparkassen in der Lage gewesen sind, dem Ansturm der Einleger ohne Schwierigkeiten standzuhalten, so liegt dies vor allem aber auch in der Organisation der Kassen als Anstalten der kommunalen Selbstverwaltung. Sie haben keinen mittelbaren oder unmittelbaren inneren Zusammenhang mit den Staatsfinanzen, der in solchen politischen Krisen verhängnisvoll sein kann. Die Verteilung des Volksvermögens an vielen voneinander unabhängigen Stellen ist in solchen Zeiten von unschätzbarem Werte. Das Gegenteil sehen wir jetzt wiederum bei dem mit dem Staatskredit in engster Verbindung stehenden Sparkassenwesen in Frankreich, wo bei Ausbruch des Krieges ein Notgesetz erlassen werden mußte, welches die Verpflichtung der Sparkassen, die Einlagen auf Verlangen zurückzahlen, aufhob mit der Maßgabe, daß die Sparkassen nicht verpflichtet sein sollten, auf ein Konto mehr als 50 Franken in je 14 Tagen zu verabsolgen. Auf diese Frage zurückzukommen, wird mir vielleicht noch vorbehalten sein.

Harry Söiberg / Die Leute am Meer

(Fortsetzung.)

Ein dumpfer Laut von starken zupackenden Fäusten scholl heraus. Stöhnen und abgebrochene Flüche kamen stoßweise, je nachdem die Arme nachließen. Während drinnen gelacht und geschrien wurde: nun würfen sie einander zur Tür hinaus. Dann ging er außen herum nach der östlichen Bude.

Beim Eintreten war er ein wenig bedrückt.

Die vielen Menschen beengten den Raum. Längs der Bettpritsche saßen die Frauen, während ein paar Männer Fischkisten hereingetragen hatten, um Eise zu haben.

Auf dem Tisch brannten zwei qualmende Talglichte, die einen rotverschleierte Schein auf die nächsten Gesichter warfen.

Martin verweilte an der Tür.

Er sah Bodils bleiches Gesicht ganz hinten im Raum hervorleuchten.

Wie waren ihm ihre Augen so groß erschienen.

Er wußte nicht, ob sie ihn bemerkt hatte. Denn ihr Blick ruhte aufgeschreckt lauschend auf den Männern um den Tisch.

Warum ging er nicht hin und setzte sich zu ihr? Vielleicht glaubten die Leute, daß er ihretwegen gekommen war.

Da sah er ein paar Frauen Platz machen, so daß er sich setzen konnte.

Erst da gewahrte er, daß Niels Klitten es war, der sprach . . .

Er saß mitten vor dem Tisch, Martin gerade gegenüber.

Das Talglicht beleuchtete seinen blonden Bart und spiegelte sich wie zwei Fackeln in seinen Augen.

Seine Stimme klang gedämpft, war aber getragen von einem inneren Ton.

„Den Tag bei unserem Fischerfest, als Kresten Ronge und ich uns einander zutranken, wovon einige von euch vielleicht haben erzählen hören, da sagte der Missionar, wie ich

mich erinnere, daß Gott sicher schwere Zeiten über uns verhängen werde, um uns zu lehren, sein Wort zu beachten und die Knie zu beugen . . . Wenn wir nun von Hütte zu Hütte gehen und die Leute reden hören, dann kann ein jeder sich selber sagen, daß Gott zornig werden muß über solche Menschen, denen er täglich wohl tut und die es sich gefallen lassen, aber nie seine Gebote beachten . . . Und liegt es da nicht nahe, daß Gott in seinem Zorn, wie der Missionar sagte, einen Kometen senden könnte, der eine Flut hier übers Land heraufzüge und jedem Sünder Strafe brächte . . .?“

Die Stille lag so schwül über der Stube, daß sie der geringsten Bewegung ihr Gepräge verlieh.

Martins Augen hefteten sich an ihn. Ihm graute davor, dem Niels Klitten so nah zu sein. Wenn er auf dem Meer lag und sah, wie sein schwaches Boot über die Wellen schaukelte, gab er dem Gerde der Leute recht, welch ein Wunder es sei, daß mit diesem Fahrzeug die drei Mann gerettet worden waren. Die Gerüchte, die in der Gegend im Umlauf waren, von der Offenbarung des Niels Klitten, wie die Frommen die Auffindung des Sohnes im Schnee nannten, hatten seiner Person einen Schein jener Mystik gegeben, für die jeder Küstenbewohner offene Sinne hat.

Nun, da Martin ihn reden hörte vom Meer und von dem Unglück, das kommen werde, wurde sein Gemüt so seltsam beunruhigt, seine Augen lauschten ängstlich, so daß er eine Weile vergaß, wo er war.

Einer der Männer wiegte sich hin und her und fragte:

„Meinst du nicht, daß man's merken müß', bevor es kommt?“

„Das Jüngste Gericht kommt wie ein Dieb in der Nacht, Wölfe, so steht es geschrieben,“ erwiderte ein anderer.

„Dann deucht mir, wir Gläubige sollten unsere Boote klarmachen, um das Leben unserer Kinder und Frauen zu retten . . . denn sonst wird es ja uns so gut treffen wie die anderen.“

„Da irrst du dich,“ antwortete Niels Klitten. „Wen Gott liebhat, der braucht nichts zu fürchten, weder das eine noch das andere. Soll es geschehen, dann wird es keinem von uns helfen, wenn wir auch noch so viele Boote klar hätten . . . Wer Gott sieht und seinen Willen kennt, legt getrost sein Leben in Gottes Hand.“

„Kannst du denn immer Gott sehen, Niels Klitten?“

„Jawohl, das kann ich . . . Wenn ich auf dem Meer liege, hab' ich ihn leibhaftig vor mir. Gar oft hab' ich ihn um mich gefühlt wie eine unsichtbare Hand, die meinen Weg über die Klippen und von den Sturzwellen fortlenkte und mich vor dem Sturm bewahrte, als ich an dem einen Tag sah, wie das Meer sich auf sein Geheiß erhob und am anderen um den Strand niederlegte. Und ihr könnt mir glauben, obwohl mein Boot das geringste am Strand ist, fühl' ich mich doch beim schwersten Wetter auf dem Meer ebenso sicher wie hier in der Stube . . .“

Die Tür wurde in diesem Augenblick aufgerissen, und ein Mann stürzte in größter Hast herein. Mit beiden Händen griff er fest um die Tischplatte, als ob er zu fallen fürchtete. Man hörte seine Lungen nach Luft keuchen, als wäre ihm vom Laufen der Atem ausgegangen.

Die Augen standen starr vor Schreck in dem schwarz-bärtigen Gesicht, das sich unheimlich bleich von dem dunkeln Raume abhob.

Ein Stoß durchfuhr alle in der Stube. Einige standen auf. Andere beugten sich vor und blieben in derselben Stellung sitzen, ohne es zu wissen.

Dann sank der Mann auf den Rand der Bank nieder, und ein schweres Stöhnen entrang sich befreiend seiner Brust. Alle erhoben sich und drängten sich um ihn.

Bodil und Martin kamen nebeneinander zu stehen. Trotz der Spannung des Augenblicks nahm er ihre Hand und ließ sie nicht mehr los.

„Was ist dir geschehen?“ wurde gefragt.

Der Mann hob sein Gesicht, während sein Körper wie von Kälte bebte.

„Der Satan ist auf meinem Rücken bis vor die Tür geritten,“ ächzte er hervor.

Was redest du da?“

„Wie ich durch die Heide ging, überfiel er mich . . . Er stand am Weg und wartete auf mich. Als ich fortrennen wollte, sprang er auf meinen Rücken . . . Mit jedem Schritt wurde er schwerer und schwerer, und ich hörte ihn mir in die Ohren lachen . . . Erst hier an der Tür ließ er mich los . . . Ach, ihr müßt mir helfen, denn ich fürchte mich so, ich fürchte mich so. Wie hab' ich so was erlebt . . .“

Es war, als ob alle sich aufrichteten, ohne sich von der Stelle zu bewegen, so daß zwischen ihnen und dem Manne Platz wurde.

Martin spürte, wie Bodil die Hand fest zusammenballte. Der Arm streckte sich steif aus. Und ohne sie anzusehen, merkte er, wie das Grauen sie packte.

Einen Augenblick war alles still. Die Blicke waren wie gebannt, als wagten die Leute einander nicht anzuschauen. Bis das sinnlose Schluchzen des Mannes auf einmal durchschlug.

Hinter den kleinen Fensterscheiben leuchtete der Mondschein über den nackten Sandbüschungen.

Ein Streif fing Martins Augen ein und trieb einen Strom von Willen durch ihn hindurch.

„Komm,“ sagte er.

Er umspannte Bodils Handgelenk und zwang sie zwischen den Leuten vorwärts.

Erst an der Tür wehrte sie sich . . . Aber er stieß die Tür auf und zog die Widerstrebende mit.

Niels Klitten war aufgestanden. Sie hörten seine Stimme, bevor sie draußen waren.

Als sie in der frischen Luft standen, hieß Martin mit der geballten Faust vor sich hin.

„Komm,“ sagte er wieder, „ich muß mit dir reden, Bodil.“

Er führte sie östlich um die Hütte herum, wo ein schmaler Pfad zum Strand hinab von zwei Dünenhängen emporgehoben wurde.

Auf den Meerhügeln stand der Schuppen nur mit einer Bretterwand nach dem Meer hin.

Sie folgte ohne Widerstand. Er machte die Tür des Schuppens auf, um sie vor dem nachtkalten Wind zu schützen, und schob eine Kiste in die Türöffnung, damit sie sitzen könnte.

Aber sie blieb steif stehen, das Gesicht nach dem Meere hin.

Martin setzte sich. Auch seine Augen ruhten da draußen, wo der Mond die weißen Wogenkämme weit, weit über der Tiefe hervorleuchten ließ.

Er griff ihre Hand.

„Setz dich, Bodil,“ sagte er still.

Sie setzte sich auf den Rand der Kiste.

Die breite Verbrämung des Flachwassers glänzte überm Strande. Es war Flut . . .

Seine Gedanken mußten verfolgen, was er heut abend gehört hatte.

Er wußte, daß das Meer zu steigen begann, bevor der Mond über die Hügel emporkam. Erst wenn er überm Meer stand, war das Wasser am höchsten. Man konnte beobachten, wie es Zoll um Zoll stieg und fiel wie eine ruhig gleitende Welle vom Ufer zu Ufer.

Bei Sturm setzte die Flut so heftig ein, daß das Meerwasser bis zu den Häusern aufspritzte.

Ueber den Köpfen der beiden funkelten klare Sterne, immer vereinzelter kamen die Wolken aus dem Meere heraus auf und legten in wechselnden Zwischenräumen eine Hand vor den Mond.

Martin konnte nicht glauben, daß das Meer sich jetzt ließ, wann es seine Wasser über ein Land ergießen sollte, gegen dessen Küste es jahrtausendlang gekämpft hatte . . .

Jetzt, wo er dasaß, Bodils Hand in der seinen, durchjagte ihn heftig und ungestüm seine Sehnsucht in die Ferne. Es war sein lichter Tag, das träumende Blau seiner Augen.

Er empfand Feinseligkeit gegen diese Leute . . . und gegen ihre Rede. Er kannte nur den Mut, den er von Kind an in seines Vaters Augen kennen gelernt hatte, wenn das Boot die Fischer im Unwetter vom Meer heimtrug, oder durch die vielen Berichte davon, was in den Kämpfen mit dem Meere versucht und gewagt worden war.

Nein, er wollte nicht mehr zu den Leuten hingehen . . . Und hätte er Niels Klitten gekannt, wie er ihn jetzt kannte, dann würde sein Platz im Boot leer geblieben sein . . .

„Du mußt von Hause weg, Bodil, sonst geht es gewiß übel aus mit dir . . . Ich glaube nicht, daß du all das Alteleuterede aushalten kannst, das du zu Hause zu hören bekommst . . .“

Und er erzählte ihr, was er schon früher erzählt hatte: von seiner Reise. Nun stehe es fest, daß er fortziehe, und daß sie mit müsse . . .

Auch Per wollte fort. Sie hätten oft zusammen davon geredet, daß sie zusammen gehen wollten.

Da zog Bodil ihre Hand zurück. Und er ließ los.

Sie stand auf und stellte sich an den Türrahmen, ohne ihn anzusehen.

„Ich will dir was sagen, Martin,“ erklärte sie fest, „ich darf dich nicht länger kennen . . . Du mußt mich gehn lassen. . . . Wenn ich irgendwohin reise, dann von meinem Vater zu Gott . . .“

Er griff nach ihrem Arm. Als er aber sah, daß sie wirklich ging, blieb er stehen und erwachte erst davon, daß seine Hand vom Umklammern des Türrahmens müde wurde.

Er eilte auf dem Pfad vorwärts . . . In der Stille des Landes ringsum kam ihr Name nicht über seine Lippen. Er sah, wie das Mondlicht das wogende Dünengebiet aus dem Dunkel hervorzog, sah den Pfad, wo der Hügelhang ihn aufnahm.

Dann setzte er sich auf die Kiste zurück und wiegte den Kopf in seinen Händen, wiegte ihn hin und her, hin und her. Während die Gedanken anfangen, von überallher zu seinem Gehirn zu strömen . . . Die ewigen Laute des Meeres trugen sein eigenes Leid heran. Die Stille des Landes hob sein Sehnen und Entbehren empor von jedem Fußbreit Erde zum Schmerz in seiner Brust . . .

Er konnte nicht von ihr lassen . . .

Am nächsten Morgen stand er am Boot und erwartete die Leute.

Fortsetzung folgt.

Gottfried Traub / Potsdam

Ich habe die Grille, nichts halb
zu tun. Friedrich der Große.

Potsdam liegt heute vielen in den Knochen. Sie rufen uns Deutschen zu: „Wir lieben euch in Klang und Dichtung, in Forschung und Weisheit. Ihr seid ein Volk von Gott gesegnet für die Welt, solange ihr die geistige Arbeit leistet. Aber eure Helmspitzen sind roh und eure Schiffe sind unverschämt. Das laßt sein, dann wollen wir uns vertragen.“

Einstweilen sehe ich den Heldenkönig, dessen Name Potsdam groß gemacht. Er spielte wahrhaftig nicht. Sein Handwerk war blutig. Er hat seinen Staat geschaffen mit Blut und Eisen. Seine Schriften hallen wider vom Feldgeschrei, und sein Tun war Kriegen und Siegen. Aber derselbe König hatte das höchste menschliche Leben, was es gibt: das Leben reiner Verantwortlichkeit. Die volle Sachlichkeit verkörperte sich in seiner Person. Ich wüßte nichts Sittlicheres von einem Menschen zu sagen, als daß er in einer großen Sache aufgeht. „Ich habe die Grille, nichts halb zu tun.“ Mit kostbarem Spott nennt so der Meister sich einen Narren und weiß doch gut, daß er göttlichen Dienst vollbringt. Freilich paßt es nicht jedermann, alles ganz zu tun. Gerade geistreiche Menschen leben oft nur vom Einfall und geraten bald in Verfall. Leute, die mit eiserner Ruhe das Angefangene zum Ende führen, fallen manchem auf die Nerven. Sie gelten als Langweilige, um kein schlimmeres Wort zu gebrauchen. Das Künstlerische soll ihnen fehlen, die anmutige Beweglichkeit der Seele. So werden sie unbeliebt. Denn sie zwingen unwillkürlich dem Nachbar ein Tempo auf, das ihm nicht behagt. Der Schulmeister guckt für viele aus solchem Wort heraus: „Ich tue nichts halb.“ Aber dieser Schulmeister bleibt der Lehrmeister wirklichen Menschentums. Wie die Natur nichts Angefangenes liegen läßt, sondern es durch Millionen von Jahren vervollkommenet, so wird die Menschennatur allein dadurch groß, daß sie sich selbst Gesetze gibt, nichts halb zu tun.

Das ist der Geist von Potsdam. Denn Geist liegt in dieser Zucht. Sie scheint Dressur, sie scheint ein Fremdkörper. In Wahrheit ist sie das Maß, das jeder starken Kraft innewohnt, die sich nicht vergeudet. Helle Freude ist es, solchem Menschen zu begegnen, der im Gleichmaß seiner Macht die Dinge um sich her langsam zwingt, bis sie sich ihm in ihrer Eigenart und ihrer Entwicklung öffnen. Wer nur Halbes tut, lernt nämlich die Umwelt ebenso wenig kennen, wie sich selbst. Dort findet er stets nur Teile, nie das Innere, das sich dem allein offenbart, der es liebend und kämpfend umwirbt und erschöpft. In sich selbst aber wird er niemals heimisch, weil er sich nie mit einer Aufgabe bis zu Ende gemessen hat. Drum grüßen wir diesen Geist von des großen Königs Tisch her. Mitten im feinen Sinn für die tiefsten Werte des Künstlerischen bildet die Pflichtstrenge den Angelpunkt alles Geschehens. Und sie ist warm, nicht kalt, geradezu heiß erregt sie den Menschen, der sie wirklich kennt. Sie ist die Quelle des Lebendigen selbst, das nichts will, als Lebendiges schaffen und erhalten.

Drum dünkt es mich in unseren jetzigen Tagen ein Wort voll wunderbarer Ruhe in seinem sicheren Selbstverzicht zu ein, das Wort des Mannes, der auch ohne Krone ein König gewesen wäre: „Ich habe die Grille, nichts halb zu tun.“

Kurt Arnold Zindeisen / Der Gebundene

Zwischen Mauern, in einem Hinterhaus
War er geboren. Seine Wiege ein Blumenstrauß,
Ein Pflänzlein im Asch und ein Goldfischglas Wuchs ihm
und Welle.

Dröhnende Erze um ihn und feurige Brunst,
Tag für Tag Rauch, Qualm, Dunst,
Zwietracht der Kräfte um ihn und entfesselte Hölle:

Hölle und Haß auch bei Longwy und an der Dife,
Wahnwitzig wütendes Eisen und Flammen und giftende Gase:
Aber geweitet die Erde seit einem Signal:
Fläche und Fluß, Lann' und Tal,
Endlos schweifende Horizonte,
Drauf Wolkenwand wuchs, Mond überwog, Sonne sich sonnte,
Wuchernder, maßlos entriegelter Raum,
Festlich gelüfteter Himmelsaum. —

Er atmete tief, als er draußen stand.
Land! staunte er, Land!
Land, das sich grenzenlos dehnte, durchspannen
Vom rastlosen Marschtritt, gebändigt, gewonnen
Vom rasenden Sturmschritt der Kolonnen,
Land, das sich schenkte, ihm eignete, hob
Und senkte. — Bis die Granate stob,
Die ihn wie einen Palm zerpflückt,
Ganz frei gemacht und in das All entrückt!

E. F. W. Behl / Kriegslegie

Die jungen Mädchen tragen ein Weh in den Augen:
Feindliche Erde trinkt unser Blut,
Blut, das uns brannte — heiliges Blut der Jugend:
Feindliche Erde schlingt, auf die wir harrten,
Unsere Sehnsucht umrannt der dunkle Tod.
Wehe — aus Saat wird Mahd . . .

Die jungen Frauen blicken bang' ins Weite:
Feindliche Erde giert nach unserm Gut,
Schatten fällt auf den seligen Glanz unsrer Wangen:
Feindliche Erde macht uns arm und beraubt,
Unser Glück umrannt der dunkle Tod.
Wehe — aus Lieb' wird Leid . . .

Aber die Mütter schreiten stumm —
Aber die Mütter tragen das Loz der Erde:
Draußen starben, die sie einst gebaren,
Niemals wieder blüht ihr armer Schoß.
Ahnen kaum noch, daß sie glücklich waren,
Weh' — ihr Leben umrannt der dunkle Tod:
„Siehe, Mutter, dein Sohn : : .“

Soziale Bewegung

Ernährungsfürsorge im Kriege. Seit der denkwürdigen Kriegstagung des Reichstags am 4. August hat es keine einschneidenderen Gesetze für die daheimgebliebene Bevölkerung Deutschlands gegeben als die am letzten Oktobermittwoch beschlossenen Verordnungen des Bundesrats über die Sicherstellung der Erntevorräte für die Volksernährung im Kriege. Die Verordnungen zerfallen im wesentlichen in zwei Gruppen: auf der einen Seite werden für den Großhandel von inländischem Roggen, Weizen und Gerste Höchstpreise fest-

gesetzt, auf der anderen Seite wird die Verfütterung von Roggen und Weizen (ähnlich wie es in der Schweiz bereits geschehen ist) bei Strafe verboten. Es wird eine höhere als die bisher übliche Ausmahlung des Brotgetreides festgesetzt, und es wird endlich bestimmt, daß Weizenmehl mit Roggenmehl und Roggenmehl mit Kartoffelmehl vermischt werden muß. Der wesentlichste Zweck der zweiten Gruppe dieser Verordnungen ist die „Streckung“ unseres Vorrates an Brotgetreide. Die erst am 1. Juli erfolgte reichsstatistische Aufnahme unserer Ernteerträge und Vorräte hat zwar zu dem Ergebnis geführt, daß wir auch auf einen langen Krieg gut vorbereitet sind, aber mit Recht hat die Regierung geglaubt, für alle Möglichkeiten vorzusehen. Es handelt sich nicht um eine von der Furcht vor Mangel diktierte Maßnahme, sondern im wesentlichen um einen Akt der Vorsicht. Der Ernteertrag des Roggens reicht hin, um unser Volk bis zur kommenden Ernte, unter Einrechnung der am 1. Juli vorhandenen Vorräte sogar bis Ende September 1915 zu versorgen. Auch Hafer und Kartoffeln sind in hinreichender Menge vorhanden. Die Weizenvorräte bleiben hinter dem normalen Bedarf um etwa 2 Millionen Tonnen zurück, sie würden ungefähr bis Anfang August nächsten Jahres ausreichen. An Gerste dürften bis zur nächsten Ernte etwa 3 Millionen Tonnen fehlen.

Der Bundesrat hat sich bei seinen Maßnahmen aber nicht nur von dem Bestreben leiten lassen, bis zur Einbringung der Ernte von 1915 Vor Sorge zu treffen; er will dafür sorgen, daß die vorhandenen Vorräte auch noch weiterhin reichen, falls mit einer längeren Dauer des Krieges gerechnet werden muß. Er hat danach folgende Beschlüsse gefaßt: Der Weizen ist durch die Mühlen mindestens zu 75 Prozent für Mehl auszubereiten. Allem Weizenbrot sind mindestens 10 Prozent Roggen zuzusetzen. Für Viehfütterung darf Roggen nicht benutzt werden; nur kleine Landleute sollen für ihr eigenes Vieh und ihren eigenen Roggen in Notfälle eine Ausnahme genießen. Die Brennereien werden auf 60 Prozent des Normalbrandes beschränkt. — Roggen ist mit mindestens 72 Prozent auszumahlen. Allem Roggenbrot sind zwingensweise mindestens 5 Gewichtsteile Kartoffelpräparate beizumengen. Es steht den Bäckern frei, auch einen größeren Prozentfuß zu nehmen. Bei einer Beimengung von 5 bis 20 Prozent braucht das Brot nur durch ein aufgedrucktes K kenntlich gemacht zu werden; bei einer größeren Zumischung ist der Prozentfuß anzugeben. Unter technischer Führung der Spirituszentrale sind mit finanzieller Unterstützung des Bundesrats besondere Kartoffeltrocknereien hergerichtet worden, die geeignete Kartoffelsoden und Kartoffelqualmehl herstellen sollen. Der Höchstpreis für Roggen lofo Berlin soll für eine Normalsorte von 70 Kilogramm Hektolitergewicht 220 M. pro Tonne betragen. Jedes Kilogramm Mehrgewicht soll einen Aufschlag von 1,50 M. erfahren. Der Höchstpreis für Weizen soll den für Roggen um jeweils 40,50 M. — die Durchschnittsdifferenz der letzten 5 Jahre — übersteigen. Als Normalweizen gilt ein solcher von 75 Kilogramm Hektolitergewicht. Besserer Weizen erhält wieder Preiszuschläge. Ein Höchstpreis ist auch für Futtergerste angelegt; er soll 13, bzw. 15 M. unter dem Roggenpreis bleiben; als Futtergerste ist diejenige zu betrachten, die 68 Kilogramm oder weniger Hektolitergewicht besitzt. Für Gerste hat ein Höchstpreis von 130 Mark für 20 Zentner lofo Berlin zu gelten. Auf die Höchstpreise soll außerdem vom Januar 1915 an halbmonatlich ein Aufschlag von 1,50 Mark für die Tonne gelegt werden, damit nicht ein allzu frühzeitiger Verkauf der Vorräte stattfindet. Das Enteignungsverfahren für die hier genannten Produkte soll erleichtert werden. Für Hafer wurde die Festsetzung eines Höchstpreises nicht für nötig erachtet. Für Kartoffeln soll, falls die hohen Preise anhalten, gegebenenfalls später eine Höchstpreisfestsetzung stattfinden. Auch Mehl bleibt ohne Höchstpreise von Reichs wegen. Doch soll die bezirksweise Festsetzung von Höchstpreisen hier den Landesbehörden anheimgegeben werden. — Die halbamtliche Veröffentlichung der Verordnungen schließt mit den Sätzen: „Wir sind es unseren draußen kämpfenden Brüdern schuldig, Vorsorge zu treffen, daß die von ihnen auf den Schlachtfeldern erfochtenen Erfolge militärisch und politisch ausgenutzt werden können ohne Rücksicht auf die Brotversorgung in der Heimat. Wir wollen den Krieg unter allen Umständen durchhalten können, bis wir uns die Sicherheit eines dauernden Friedens erkämpft haben. Die Reichsregierung weiß sich in diesem Wollen einig mit der gesamten Bevölkerung und ist davon überzeugt, daß diese alle Maßnahmen verstehen und zu fördern bereit sein wird, die dieses Ziel erheischt.“

Krieg und Handwerk. Einem Auftrage der bayerischen Regierung entsprechend hat die Handwerkskammer von Oberbayern bei den sämtlichen gewerblichen Korporationen des Kammerbezirks eine Rundfrage veranstaltet, auf die 80 von 260 befragten Korporationen geantwortet haben. In dem zusammenfassenden Bericht der Kammer wird festgestellt, daß sich Meister und Gesellen in gleich selbstloser Begeisterung Schulter an Schulter in die Reihen der Krieger gestellt haben. Lehrlinge sind in großer Zahl den Werkstätten entlaufen und mit jugendlichem Eifer in die Kasernen geeilt. Vielsach hält der Mangel an Arbeitskräften dem Rückgang an Arbeitsaufträgen das Gleichgewicht. Der Betrieb wird oft durch die Meisterin mit Unterstützung eines älteren Gesellen fortgeführt; dies trifft z. B. auf rund 100 Friiergegeschäfte in München zu; beschränkter Geschäftsbetrieb ist allgemein. Betriebseinstellungen sind auch in größerer Zahl zu

verzeichnen. Die Arbeitslosigkeit ist am größten im Bau- und Schreiner-gewerbe, ferner im Damenschneiderinnengewerbe. Die Lage der verdienstlosen Arbeiter und ihrer Angehörigen ist örtlich verschieden; das Vorhandensein einer unmittelbaren Notlage wird fast durchwegs verneint. Sie droht am ehesten den Heimarbeitern, insbesondere den Geigenbauern in Mittenwald, den Schnitzern, Schachtelmachern und Holzmälern in Berchtesgaden. Die Arbeitslosen finden ihr Fortkommen, soweit sie organisiert sind, durch Unterstützung der Gewerkschaften und durch Verwendung in anderen Gewerben, auf dem Lande durch aus Hilfsweise Verwendung in Elektrizitätswerken, Brauereien, Müllereien, Bahnschuhwachen. Zeitweilige oder teilweise Weiterzahlung des Lohnes findet, soweit es sich um Kleinbetriebe handelt, durchwegs nicht statt. Die Möglichkeit der Verwendung von Ersparnissen wird fast überall verneint. Dagegen wird aus manchen Orten berichtet, daß wirtschaftlich bestgerüstete arme Familien unterstützt. Im Gegensatz zu allen anderen Gewerben herrscht im Kaminkehrergewerbe starker Mangel an Arbeitskräften, da fast 80 Prozent zum Kriegsdienst einberufen sind. Die wirtschaftliche Lage der für Militärlieferungen in Betracht kommenden Gewerbe ist nicht durchgehend zufriedenstellend; am günstigsten sind die Verhältnisse im Schneidergewerbe. Mit besonderer Genug-tuung läßt sich feststellen, daß sich in den Kreisen des Handwerks allent-halten Gemeinnut zeigt und betätigt. Gewerbliche Korporationen spenden Beiträge zur Unterstützung der Kriegerfamilien. Reidlos wird auch die Opferwilligkeit der Arbeitgeberorganisationen aner-kannt. Dagegen werden lebhaftest Klagen laut über das rücksichtslose Verhalten mancher Großfirmen, und zwar auch solcher, die durch den Krieg sehr gefördert werden. Die Kreditbeschaffung durch die neuer-lichen Kreditinstitute ist für jene Handwerker, die nicht fertige markt-fähige Ware zu verpfänden haben, sehr schwer. Preissteigerungen wirtschaftlich bedrohlichen Charakters sind nicht zu verzeichnen. Er-freuliche Fassung über die gegenwärtige Kriegslage und die dadurch bedingten wirtschaftlichen Verhältnisse kommt in vielen Berichten zum Ausdruck. Oft heißt es: „Am Lande ist keine Not vorhanden, wenn man sich einigermaßen in die unvermeidlichen Verhältnisse fügt. Man schlägt sich durch, bringt Opfer und findet sich mit Entbehrungen ab, in der Hoffnung, daß es nach Beendigung des Krieges besser gehen wird.“

Deutsche Arbeiterfürsorge in Belgien. Amtlich wird gemeldet: „Bei der deutschen Zivilverwaltung in Belgien wird erwogen, ob und wie weit während der Dauer der Besetzung zugunsten der Arbeiter-schaft dieses Industriestaates die deutschen sozialpolitischen Gesetze, insbesondere auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes, eingeführt werden sollen und können. Ein nach außen erkennbarer erster Schritt ist dadurch geschehen, daß der Direktor des großherzoglich-badischen Gewerbeaufsichtsamts, Geheimrat Oberregierungsrat Dr. Wittmann und der Hilfsarbeiter im Reichsamt des Innern, Gewerbeassessor Boerschke, nach Brüssel berufen worden sind, um durch Vorarbeiten dem vorstehenden Ziele näher zu kommen und auch sonst bei den mannigfachen Anlässen, die in das Gebiet von Arbeiterschutz und Arbeiterwohlfahrt hinüberspielen, den Verwaltungschef sachverständig zu beraten.“ — Belgien ist trotz aller Bemühungen seiner sozial-politischen Führer der verschiedenen Parteigruppierungen im Arbeiterschutz und in der Arbeiterfürsorge sehr rückständig. In manchen Industrien ist besonders der Schutz der Frauen, Jugendlichen und Kinder sehr ungenügend. Auch die öffentliche Fürsorge bei Krankheit, Unfall, Invalidität ist mangelhaft. Die Verhandlungen auf den internationalen Kongressen für Arbeiterschutz und Sozialversicherung haben hierfür triftige Beweise erbracht. So ist es denn mit großer Genugtuung zu begrüßen, daß die deutsche Zivilverwaltung an die Aufgabe heran-tritt, die Arbeiterschaft Belgiens des Schutzes und der Fürsorge der deutschen Gesetzgebung teilhaftig zu machen. Sie folgt dabei, wie die Soz. Praxis mitteilt, einer Anregung unmitttelbar aus dem Großen Hauptquartier und hat zur Ausführung ihrer Absichten einen Mann berufen, der für die schwierige Aufgabe besonders geeignet erscheint. Geheimrat Dr. Wittmann war früher lange Jahre als technischer und kaufmännischer Leiter großer Industrieunter-nehmungen, auch im Auslande, erfolgreich tätig und hat sich schon in diesen Stellungen wissenschaftlich und praktisch mit der Arbeiterfürsorge beschäftigt. 1895 berief ihn der damalige preußische Minister für Handel und Gewerbe, Frhr. v. Berlepsch, zum Regierungs- und Gewerbeberater nach Trier, von dort folgte er 1902, nach Bismarcks Tod, einer Aufforderung der badischen Regierung an die Spitze der Gewerbeaufsicht seines Heimatlandes. Hier hat er sich einen hervorragenden Ruf erworben und reiche Erfahrungen gesammelt, die er nun in Belgien verwerten kann.

Konsumvereine und Heeresverwaltung. In immer höherem Maße bedient sich die Heeresverwaltung der konsumgenossenschaftlichen Produktivbetriebe. Nachdem schon gleich bei Ausbruch des Krieges der Großherzoglicher Konsumgenossenschaft ein größerer Auftrag erteilt war, ist das Proviantamt auch an den Konsumverein „Vorwärts“ in Brandenburg an der Havel mit dem Erbsen heranzutreten, einen größeren Teil seiner Wäderei in den Dienst des Heeresbedarfes zu stellen. Bis zum 31. August waren in der genannten Wäderei, die auch heute noch von der Heeresverwaltung benutzt wird, nicht weniger als

56 000 Militärbröte gebaden, und in wenigen Tagen wurden von demselben Konsumverein 80 Ballen Kaffee für Heereszwecke geröstet. Am 9. Oktober vormittags erging plötzlich an den Anstähler Konsumverein die Anfrage, ob er in der Lage sei, innerhalb 24 Stunden 40 Ztr. Brot zu liefern. Trotz der herrschenden Mehlmangel wurde bereits am 10. Oktober um 9 Uhr das Brot in abgekühltem Zustande verladen. Darauf sind noch weitere 40 Zentner bestellt worden. Die Bäckerei des Bezirkskonsumvereins für Niederschlesien in Sagan, die die Lieferung für Gefangenenlager übernommen hat, beschäftigt zurzeit 15 Bäcker, die in drei Schichten zu 8 Stunden arbeiten, so daß der Betrieb ununterbrochen Tag und Nacht geöffnet ist. Hier sind seit dem 25. August bis zum 27. September 87 000 Bröte zu je 3 Pfund im Werte von 36 800 M. hergestellt worden. Die Durchschnittslieferung an die Gefangenenlager beträgt täglich etwa 5000 Bröte.

Soziale Grundzüge neuer Kriegsinvalidenversorgung. Es ist so bezeichnend für den neuen Geist unserer großen, ersten Zeit, daß alle aufkommenden Probleme in herzervärmender sozialer Gewandung erscheinen. Schon beginnt man die später notwendige reichsgezügliche Regelung der Fürsorge für invalide Krieger und ihre Angehörigen zu erörtern. In welcher Weise das geschieht, zeigt ein kleiner Aufsatz Dr. Grotenwolds in der „Deutschen Volkswirtschaftl. Korrespondenz“, der folgende beachtenswerte Sätze enthält: „Das soziale und nationale Bewußtsein ist in der seit 1870 verfloßenen Zeit so weit verschärft worden, daß man es wohl als selbstverständlich bezeichnen kann, daß der Anblick der beteiligten Invaliden uns erspart bleiben wird. Aber wir müssen mehr tun, als die Invaliden oder die Hinterbliebenen gefallener Krieger nur vor der bittersten Not zu schützen. Wir müssen dem Grundzüge Anerkennung verschaffen, daß die Vernichtung der Arbeitsfähigkeit eines Soldaten im Felde für ihn und seine Angehörigen einen Rechtsanspruch auf Entschädigung schafft, und zwar grundsätzlich in solcher Höhe, als der Wert der vernichteten Arbeitskraft betrug. Die Invaliden- und Hinterbliebenenrente ist daher nicht abzustufen nach dem militärischen Range, den der Betreffende im Felde bekleidet hat, sondern nach seinem Arbeitsverdienst, den er im Frieden genoß. Daß dieser Grundsatz nicht ganz folgerichtig durchgeführt werden kann, ist klar; man wird mit gewissen Höchstgrenzen zu rechnen haben; auch kann die Bedürfnisfrage nicht ganz ausgeschaltet werden. Unter allen Umständen ist aber zu fordern, daß der Invalide, der vorm Kriege ein dem bürgerlichen Mittelstand entsprechendes Einkommen gehabt hat, nicht auf eine Rente, die etwa den Einkommensverhältnissen eines ungelerten Arbeiters entspricht, angewiesen wird, oder daß ein Arbeiter, der auf Grund seiner Geschicklichkeit eine gehobene Stellung einnahm, unter diese von ihm ehrlich erworbene Stufe nicht herabgedrückt werde. Die gleichen Grundzüge müssen gelten für die Hinterbliebenen Gefallener.“ — Natürlich ist heute noch nicht die Zeit endgültiger Entschlüsse gekommen. Daß die neuen sozialen Vorschläge aber rechtzeitig den Boden für sie zubereiten, dafür kann jetzt schon durch Hinweis auf solche Gedankengänge gesorgt werden.

Der Organisationsgedanke im Krieg. Im Zentralorgan der sozialdemokratischen Gewerkschaften, dem Korrespondenzblatt der Generalkommission, beginnt eine Aufsatzeihe über den Krieg und die sozialen Pflichten, die mancherlei sehr beachtenswerte Gedanken enthält. Wir geben hier aus dem Anfang (in Nr. 36) einen Abschnitt wieder, der politisch nicht minder interessant ist wie sozialpolitisch. Wenn wir bisher gewohnt waren, den Krieg lediglich unter dem Gesichtswinkel der gesellschaftszerstörenden Kräfte zu betrachten und ganz besonders von einem künftigen drohenden Weltkrieg nur die eine Vorstellung hatten, daß er die Auflösung alles Bestehenden bedeute, so haben die Tatsachen uns eines anderen belehrt. Der Krieg schafft Situationen, die nicht gesellschaftsauseisend, sondern in hohem Maße gesellschaftsfördernd wirken, die in allen Volksteilen in ganz ungeahntem Maße soziale Kräfte wecken und sozialfeindliche Bestrebungen eliminieren. Sie wirken nicht zersetzend, sondern einigend und stellen ein großes, einheitliches Volksganzes her, das von dem gleichen Selbsterhaltungsinteresse, von demselben Drang, sich zu behaupten und siegreich durchzusetzen, beseelt wird. Ob man solche Kriege als populäre Kriege, Volkskriege, nationale Erhebungen bezeichnet, erscheint unwesentlich. Wesentlich dagegen ist, daß die Notwendigkeit oder Unabwendbarkeit einer Entscheidung durch die Waffen von allen Volksschichten in gleichem Maße erfasst und anerkannt wird und daß der Krieg als eine nationale Pflicht empfunden wird, der sich kein Wehrfähiger entziehen darf, ohne sich an der Gesamtheit zu veründigen. In diesem Stadium ist aber der Krieg eine Angelegenheit des ganzen Volkes, und er ist wie kaum irgendein anderes Ereignis geeignet, sozialistisch zu wirken. Vor der schweren Gefahr der feindlichen Gewalten treten alle anderen Fragen des inneren nationalen Lebens zurück. Der Krieg im Frieden, der wirtschaftliche Krieg des freien Wettbewerbs, der Kampf aller gegen alle, der Kampf von Klasse gegen Klasse verstummen, solange äußere Feinde das Gemeinwesen bedrohen. Die höhere Einheit, das nationale Gesamtinteresse ist das Band, das alle zusammenkettet. Diese Einheit fordert jedoch die unbedingte Hingabe an das kämpfende Vaterland, die weitgehendste Solidarität aller Volksgenossen und die uneigennütige Förderung alles dessen, was die Wider-

standskraft und Selbsterhaltungskraft der eigenen Nation stärkt. Privater Eigennutz wird in diesen Tagen als ein Verbrechen an der Nation als unpatriotisch gebrandmarkt, und es steht ein gewaltiges Stück Kraft in dieser Sozialmoral eines Volkes, das sich seiner Haut wehrt und hundertmal empfindlicher als sonst gegen alles ist, was seine Schlagfertigkeit stört. Ein Volk im Kriege muß sozialistisch empfinden, aber auch sozialistisch denken und handeln, besonders ein Volk, das die allgemeine Wehrpflicht zur Grundlage seiner Selbsterhaltung gemacht hat.“ — Mit Recht wird dann auf die gewaltige Bedeutung hingewiesen, die im Dienste der sozialen Pflichterfüllung dem Organisationswesen zufällt. „Organisation ist die Seele jeder nationalen Verteidigung. Was wäre der Krieg ohne Organisation? Man mag die Ueberlegenheit der Befestigungen, der Waffen, der körperlichen oder geistigen Konstitution, der Verpflegung, die Hunderte von Vorzügen, die jedes Volk über seine Gegner zu beizien wähnt, rühmen, — im Kriege siegt allein das Volk, das die beste Organisation hat und sie zu meistern versteht. Und besonders in diesem Kriege offenbart sich die Ueberlegenheit der deutschen Organisation in allen Zweigen der Kriegskunst und auf allen Schauplätzen des Krieges. Eine ungeheure Organisationsarbeit offenbart sich in der Bewaffnung, Bekleidung und Mobilmachung der Truppen, in der Dirigierung dieser Massenheere, in der Lebensmittelversorgung, in den Einrichtungen der Feldpost und Verwundetenpflege. Trotz der Verzögerung der deutschen Mobilmachung klappte alles so vorzüglich, daß die Schlagfertigkeit der deutschen Truppen gleich von Anbeginn der Kämpfe gesichert war. Deutschland ist nicht umsonst das Land der hochentwickeltesten Organisationen auf allen Gebieten des Lebens. Organisation bedeutet Steigerung der gesellschaftlichen Kräfte durch Einfügung der persönlichen in gemeinsame Interessen und Unterordnung der einzelnen unter den Gemeinwillen. Ein wohlorganisiertes Volk ist immer kriegsbereit und im Ernstfalle unter gleichen Voraussetzungen stärker als ein Volk ohne Organisation. Auch die starken Organisationen der deutschen Arbeiter sind ein gewichtiger Faktor für die Selbstverteidigung des deutschen Volkes; sie haben Millionen in Solidarisität und Opferwilligkeit erzogen, in Disziplin geschult, sie daran gewöhnt, das Gemeinwohl dem eigenen Vorteil voranzustellen.“

Büchertisch

Graf Ernst zu Reventlow, Deutschlands auswärtige Politik 1888—1913. 399 Seiten, broschiert 8,50 M., gebunden 10 M., bei E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1914.

Graf Reventlow ist Secoffizier gewesen und Schriftleiter der Deutschen Tageszeitung für auswärtige Politik geworden. Wir nehmen an, daß er in der inneren Politik die Ansichten der Deutschen Tageszeitung teilt, können aber von der vorliegenden umfassenden Arbeit über Deutschlands auswärtige Politik nur sagen, daß sie sich jedes innerpolitischen Beigeschmacks enthält und von Mitgliedern aller Parteien mit gleichem Interesse studiert werden kann. Es handelt sich um ein wertvolles und sehr ernsthaftes Buch, welches etwa in der Mitte steht zwischen Rohrbachs „Deutschland unter den Weltvölkern“ (J. Engelhorn's Nachfolger, Stuttgart) und Professor Schiemanns „Deutschland und die große Politik“ (Georg Reimer, Berlin). Während nämlich Rohrbach das Grundsätzliche und Wirtschaftspolitische am gegenseitigen Verhältnis der Staaten herausarbeitet, und während Schiemann aus der Tagespolitik entstandene Zeitartikel sammelt, bietet Reventlow mehr tagesgeschichtliche Einzelereignisse als Rohrbach und mehr prinzipielle Vertiefung als im allgemeinen Schiemann. Der Standpunkt Reventlows läßt sich bezeichnen als grundsätzliche Gegnerschaft gegen England. Man merkt es seinen Ausführungen an, daß sie aus dem Kreise der deutschen Marine erwachsen sind. Das ist nicht so zu verstehen, als hätte Reventlow für die Mächtschaften der russischen Politik, für die Verwicklungen der Balkanstaaten, für die Schwierigkeiten Ostasiens nicht ebenfalls ein volles, und durch langjährige Beobachtung geschultes Verständnis. Er fehlt aber von jeder Einzelerörterung wieder zu seinem Hauptpunkt zurück, daß alle englischen Friedensanregungen und Versöhnungsbestrebungen nur mit dem allergrößten Mißtrauen aufgenommen werden dürfen, weil hinter ihnen die unweigerliche und rücksichtslose Kriegsabsicht lauert. Er hat in diesem Sinne vor dem Beginn des Krieges sein Werk abgeschlossen. Die Vorrede ist im Februar 1914 geschrieben worden. Er wird jetzt mit einem gewissen berechtigten Selbstgefühl auf das Eintreffen vieler seiner Voraussagen hinweisen können. Nach unserer Meinung waren die Veruche, mit England in ein besseres Verhältnis zu kommen, nicht ganz so aussichtslos, wie sie in der Reventlowischen Darstellung erscheinen. Aber nachdem die geschichtliche Entwicklung gesprochen hat, haben diejenigen recht behalten, die die Linie des unbedingten Mißtrauens von Anfang an innegehalten haben. Die Verteilung des Stoffes gliedert sich in folgende Abschnitte: I. Von Rußland zu Großbritannien, 1887—1893. II. Weltpolitische Mühen ohne zureichende Mittel, 1895—1903. III. Vor und nach Algeciras, 1903—1908. IV. Der Balkan und

Marokko als europäische Angelpunkte, 1908—1913. Eine sehr genaue Inhaltsangabe am Anfang des Buches und ein Verzeichnis der Personennamen am Schluß bietet die Möglichkeit, das Nientlowische Buch nicht nur als fortlaufende geschichtliche Darstellung aufzunehmen, sondern auch als sehr nützliches Nachschlagebuch für einzelne Vorkommnisse der auswärtigen Politik zu verwenden. Der beispielsweise über den Transvaalkrieg, über die verschiedenen Kaiserbegegnungen, über den Kampf in China, über die Algeciraskonferenz oder über sonst ein wichtiges Erlebnis seine Kenntnisse sichern und vermehren will, findet hier eine fast ebenso gute Gelegenheit wie in dem rühmlichst bekannten Europäischen Geschichtskalender von Schultze (C. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München). Durch das Verzeichnis der Personennamen ist der Leser in den Stand gesetzt, die Politik hervorragender Einzelpersonen durch Jahrzehnte hindurch zu verfolgen. Am häufigsten erscheinen die nachfolgenden Namen: Bismarck, Bülow, Caprivi, Chamberlain, Delcassé, Greh, Hohenlohe, Kaiser Wilhelm II., Kiderlen-Waechter, König Eduard VII., v. Marschall, Salisbury. Aber auch über viele Personen, die in zweiter oder dritter Reihe der auswärtigen Politik stehen, finden sich genauere Angaben und oft kurze charakteristische Bemerkungen. Die Darstellung ist kräftig und durchsichtig. Wir freuen uns, daß bei dem lebendigen Interesse für auswärtige Politik, das durch den Krieg in allen Kreisen unseres Volkes geweckt wurde, ein so gutes Handbuch geboten wird. Viele Staatsbürger getrauen sich nicht, über die Angelegenheiten der Diplomatie ein eigenes Urteil zu gewinnen, weil sie die Sache für zu verwickelt und undurchsichtig halten. Selbstverständlich kann man nicht ohne Mühe und Anstrengung etwas von auswärtiger Politik verstehen. Aber es ist doch auch nicht von vornherein ausgeschlossen, daß größere Teile des Volkes weit mehr außerpolitisches Verständnis sich aneignen, als es im Durchschnitt vorhanden ist. Wer Rohrbach und Nientlow zusammen in sich aufgenommen hat, ist einigermaßen gerüstet, für die kommenden Kriegseignisse und Friedensverhandlungen sich selbst eine Ansicht zu bilden. — Bedauerlich ist aber, daß ein so gutes und kernhaftes deutsches Buch in Antiqualettern gedruckt wurde.

*

Was soll Rumänien tun? Übersetzung aus dem Rumänischen. Bei E. Curtius, Berlin. 0,80 M.

Entweder Rußland wird besiegt: dann verliert es für lange Zeit oder immer die Einbruchstraße nach dem mittelländischen Meer, oder es wird Sieger bleiben: dann werden alle Völker Osteuropas bis zum adriatischen Meere unter russischen Einfluß kommen. Im ersteren Falle bleibt Rumänien lateinische Schildwache im Osten. Von den Russen ist Rumänien im Namen des heiligen Kreuzes verwirklicht worden. Der jetzige Zustand Bessarabiens zeigt, wohin Rumänien kommt, wenn es russisch wird. Deutschland erfüllt die Römeraufgabe, den wilden Ansturm des Ostens abzuwehren. Das neu erworbene Königtum ist die größte Errungenschaft des rumänischen Stammes seit Trajans Zeiten. Es ist im allgemeinen die vortreffliche Politik des verstorbenen Königs Carol, die hier vorgetragen wird.

Zeit-Gescho, ein Kriegstagebuch der Künstler, 1914. München, Graphit Verlag. 1 M.

Wie der Krieg auf ernsthafte Münchener Künstler wirkt. Texte und Bilder. Wenig, aber gut.

Der deutsche Krieg. Herausg. von Dr. E. Jädh, Deutsche Verlagsanstalt. Jedes Heft 50 Pf.

Nachdem Rohrbach geschrieben hat „Warum es der deutsche Krieg ist“ und Raumann über „Deutschland und Frankreich“, liegen weitere Hefte vor: Prof. Beder „Deutschland und der Islam“. Interessante Darstellung der religiösen Stellung des Kalifen neben und über der politischen Stellung des Sultans. Deutsche Islampolitik. Nordafrikanisches. Der Negerislam kommt politisch nicht in Betracht. Indische und russische Mohammedaner. — D. Gottfr. Traub „Der Krieg und die Seele“. Die Anforderungen, die an Sinne und Seele im Krieg gestellt werden. Es ist keine Schande, wenn die Seele des einzelnen da und dort verzagt. Die Schrecken innerhalb der Kriegswirtschaft in der Heimat. Wie das Ungeheuerliche Wirklichkeit wird. Alle alten Maßstäbe versagen. Das Wackhalten im Wort. Entbehren lernen! Der ruhige Mensch inmitten der größten Unruhe der Welt. — M. Erzberger „Die Mobilmachung“. Ein sehr nützliches Buch für Soldaten und Nichtsoldaten. Militärdziffern, Generalstab, Mobilmachung. Flottendziffern. Freiwillige Kriegsorganisationen.

Die belgischen Greuelthaten. Antliche und glaubwürdige Berichte, bei G. Zehrfeld in Leipzig. 60 Pf.

Sammlung von Zeitungsmitteilungen über belgische Untaten. Muß mit Kritik gelesen werden, denn es sind auch sehr zweifelhafte Berichte dabei mit ganz ungenügender Quellenangabe. „Ein flämisches Blatt bringt folgenden Bericht“, „Wie aus Lüttich gemeldet wird“. Andere Berichte sind mit Namen gezeichnet, darunter der in der „Hilfe“ erschienene Reisebericht Traubs aus Lüttich.

Deutsche Wettrufe aus der Kriegszeit, drei Predigten von A. von Bröcker, Halle a. S. 25 Pf.

An Gott glauben heißt an unseren göttlichen Beruf in der Welt glauben. Gott entgegen zu einem herrlichen Menschheitsberuf!

Krieg! Predigt am 7. Aug. von Pfarrer Mittelmeyer in Nürnberg. Ver. f. innere Mission. 20 Pf. 9. Auflage.

Das große Gottvertrauen. Wir wissen, daß wir jetzt eine große Gottespflicht erfüllen.

Kriegskrankheiten. Von M. Bschauer: Pest, Pocken, Ruhr, Cholera, Typhus. Bei D. Reue, Leipzig. 50 Pf.

Praktische Anweisung vom Standpunkte der Naturheilkunde.

Die Kriegsgesetze des Bürgerlichen Rechtes von Justizrat Licht in Köln. Verlag Kohlhammer, Berlin. 1 M.

Der Weltkrieg 1914. Herausg. von Malkowsky. 6 Hefte à 10 Pf. Mit Bildern.

Nicht schlecht.

Kriegslied von Siegf. Gedtscher, M. d. R. Bei Gustav Petermann in Hamburg.

Soldatenlied zum Singen beim Marschieren. — Kann vom Feldlager aus beim Verfasser bestellt werden.

Quittung

Für Soldaten-„Hilfen“: Frau Sch. in P. 5 M., E. in Fr. 5 M., E. in B. 3 M., F. in P. 3 M., Dr. A. M. in L. 5 M., P. in B. 3 M., E. in C. 3,60 M., R. in B. 3 M., Sch. in S. 3 M., S. in C. 3 M., Dr. T. in S. 3,05 M., F. in L. 3,05 M., Prof. G. in B. 30 M., E. in D. 3,50 M., M. in S. 3,05 M., D. in G. 1,10 M., F. in P. 3 M., R. in R. 2 M., Fr. S. in B. 2 M.

Kriegs- und Heimatchronik an Lazarett- und Feldbäckern: Frau L. in F. 2 M., E. in C. 1 M., R. in S. 2 M., S. in B. 3 M., L. in A. 1 M., P. in L. 3 M., Dr. B. in B. 3 M., B. in A. 3 M., F. in S. 3 M., Sch. in G. 4 M., Sch. in L. 75 Pf., Fr. in B. 2 M., M. in F. 3 M., Fr. S. in B. 60 Pf., Sch. in P. 50 Pf., Frau M. in F. 2 M., B. in L. 5 M., S. in C. 2 M., R. in B. 1,40 M., R. in A. 1 M., R. in F. 1,50 M., S. in C. 50 Pf., Prof. G. in B. 30 M., Fr. in S. 1 M., B. in Sch. 50 Pf., S. in D. 1 M., R. in C. 1 M., G. in L. 1 M., Dr. B. in F. 35 Pf., E. in D. 60 Pf., S. in C. 1,60 M., B. in Sch. 30 Pf., Pf. in M. 2 M., B. in D. 2 M., F. in C. 2 M., St. in R. 50 Pf., B. in B. 1 M., Fr. M. in L. 10 M., St. u. Co. in C. 60 Pf.

Für Elßaß-Lothringen: G. L. in Dabos 5 M., Dr. B. in Loth 30 M., Dr. S. in Kempenich 10 M., Dr. G. J. in Rida 19,95 M., d. T. in Mosbach 10 M., E. S. in Fagen 15 M., Pastor S. in Jernhagen 10 M.

Für Ostpreußen: Dr. G. in B. Rheinfelden 20 M., Dr. G. J. in Rida 10 M., d. T. in Mosbach 10 M., E. S. in Fagen 15 M.

Allen Gebern besten Dank!

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

Zu dem Aufsatz von Herholz „Kriegsgeographisches“ in Nr. 44 ist nachzutragen, daß inzwischen im Verlag von Westermann auch eine sehr brauchbare Karte vom östlichen Kriegsschauplatz erschienen ist, ferner, daß auch die Geographische Anstalt von Wagner u. Debes in Leipzig billige Karten mit guter Geländedarstellung herausgegeben hat. Ein vorzüglicher Atlas vom europäischen Kriegsschauplatz ist für 1,50 Mark vom Bibliographischen Institut herausgegeben.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Raumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Infolge bevorstehender Einberufung zum vaterländischen Dienst ist heute in Marburg unsere Ehe geschlossen worden

Pfarrer Lic. theol. Wilhelm Loew

Liese Loew geb. Raumann

Schöneberg bei Berlin
Simmersbach in Nassau

31. Oktober 1914

Die Hilfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark, beim Briefträger und am Zeitungskalter der Postämter 2,62 Mark, beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lüchow 5506,
Postfachkonto: Amt Berlin 8683
Unverlangten Einsendungen ist
keits das Rückporto beizufügen.
ooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooo

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareilzeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reflamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Lauend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenschätzungen werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen - Annahme:
Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

An unsere Leser. — **Friedrich Kaumann:** Kriegschronik. — **Dr. Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **H. Hahn:** Das neue Geschlecht. — **Friedrich Kaumann:** Der Kampf um Suez. — **Dr. Fritz Wertheimer:** Englands und Japans Kriegsführung in Ostasien. — **Hj. Dr. Paul Rohrbach:** Der Krieg in der Schule. — **Pfarrer J. Smellin:** Russische Geschichtsentwicklung. — **Helene Voigt-Diederichs:** In der Heimat. — **Harry Söberg:** Die Leute am Meer. — **D. Gottfried Traub:** Ein Patentkind. — **David Koch:** Die Hand. (Gedicht.) — Soziale Bewegung.

An unsere Leser

Das Oktoberheft der Kriegs- und Heimatchronik ist erschienen und kann ebenso wie August- und Septemberheft bezogen werden.

Einzelpreis 25 Bf. und 5 Bf. Porto.

10 Exemplare (auch gemischt) 1,70 Pf. und 30 Pf. Porto.

Bestellungen sind an Buchhandlungen oder an unsere Expedition zu richten.

Versendung an Feldadressen und Lazarette erfolgt
 auch weiterhin kostenlos. Wir bitten um immer mehr Adressen.
 Die Monatshefte werden von Soldaten mit großem Interesse auf-
 genommen, da ihnen die tägliche Verfolgung der Kriegsnachrichten
 meist unmöglich ist.

Freiwillige Gaben für diese Verendung werden gern entgegen-
genommen. Dasselbe gilt von Gaben für Ostpreußen und
Elsaß und für Wollverforgung.

Auch die wöchentliche „Hilfe“ wird auf Wunsch kostenlos an Kriegs- und Lazarettadressen versandt.

Der Verlag der „Hilfe“
Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Naumann / Kriegschonit

Dienstag, 3. November.

Die belgisch-französische Schlacht rückt etwas vom Meere ab, weil die künstlich herbeigeführten Ueberschwemmungen bei Neuport jedes Vorgehen für beide Theile unmöglich machen. Der Mittelpunkt des unendlichen Kampfes ist mehr als je Ypern. Weßhalb unser Generalstab Ypres schreibt, weiß ich nicht. Gerade bei diesem Ort ist die flämische Form des Namens richtiger, denn Ypern ist eine Art niederländischer oder niederdeutscher Steinstadt mit alter berühmter Vergangenheit und einigen kostbaren Bauwerken, an denen allerdings vieles nur wiederhergestellt ist. Als ich vor einigen Jahren in Ypern war, hätte mir nichts ferner gelegen, als diesen Markt für einen Entscheidungspfad der Völkergeschichte zu halten. Wie viel mag wohl von den braven kleinen Häusern stehenbleiben? Der gestrige Bericht besagt, daß dort von

den Deutschen 2300 Mann, meist Engländer, zu Gefangenen gemacht wurden. Dafür freilich verloren wir weiter südlich bei Roze in Frankreich einige hundert Vermittelte, was ja wohl nur ein anderer Ausdruck für dieselbe Sache ist. Von guten Erfolgen waren, wie mitgeteilt wird, unsere Angriffe an der Risle östlich von Soissons. Es wurden wieder zwei Dörfer genommen, aber allerdings noch immer Ortschaften, die nördlich des Flusses liegen. Eine langsame Mühe.

In Polen aber „sind die Operationen noch in der Entwicklung“. Zusammenstöße fanden nicht statt. Nach dem von der „Vossischen Zeitung“ mitgetheilten russischen Kriegsbericht haben die Russen Petrikau, Opatzchnow und Drajow besetzt, das heißt sie drängen in Richtung auf Schlessen vorwärts und nicht in der Richtung auf unsere großen Festungen Thorn und Posen. Doch Hindenburg und die Seinen werden es schon irgendwie machen! Man kann keinen Zweifrontenkrieg führen, ohne dabei Zeiten der Geduld ruhig zu ertragen. Der österreichische Bericht redet von abgebrochenen Gefechten auf der Lysagora. In Galizien ist keine wesentliche Veränderung.

Was an der österreichisch-serbischen Grenze geschieht, ist durch Verschweigen früherer Mißfolge undurchsichtig. Es handelt sich wieder einmal um die schon im Anfang des Krieges von den Oesterreichern eingenommene Feste Schabak.

Mittwoch, 4. November.

Gestern abend hörte ich einen Vortrag über die Vorgänge auf dem internationalen Geldmarkt. Es fragt sich, ob London nach dem Krieg in bisheriger Weise die Hauptstadt des Kapitalismus bleiben kann, nachdem einmal das System der Londoner Zentrale im Kriege sich aufgelöst hat. Denkbar ist, daß der Warenhandel seine Wege etwas ändert, aber allerdings ist es leichter, die alten Telephondrähte wieder anzuknüpfen, als neue zu legen. Die Nichterfüllung der finanziellen Verpflichtungen gegen Angehörige streitender Nationen ist ein großer Stoß, den die Bank von England ihrem eignen gewaltigen Ansehen beigebracht hat. Besprechung über die Gründe des deutschen Wechselkurses. London bleibt der Goldmarkt und darum nach Meinung der metallisch denkenden Finanztheoretiker das Zentrum des Weltgeldes, solange die Goldproduktion politisch von den Engländern kontrolliert wird. Auch unter diesem Gesichtspunkte sei der Burenaufstand in Südafrika sehr wichtig. Die Buren sollen übrigens Maschinengewehre besitzen und gut vorbereitet sein.

Der Kampf um den Suezkanal hat begonnen. Die Engländer ernannten einen Onkel des von ihnen abgesetzten Khedive zum Generalkommandanten und dessen Sohn zum Oberkommandanten. Das geschieht, um den Schein der einheimischen Dynastie zu wahren. Der türkische kleine Hafen Akaba an der Sinaihalbinsel wurde bombardiert. Wie es dabei zugegangen ist, läßt sich aus den beiderseitigen Berichten nicht erkennen, weil sie beide gesiegt haben. Ich suche in meinem vor 16 Jahren geschriebenen Reisebuch „Asien“ (Verlag von G. Reimer, Berlin), mit was für politischen Gedanken und Erwartungen ich damals am Suezkanal gestanden habe und finde dort die schon ganz fertige Ueberzeugung, daß der kommende Weltkrieg an dieser Stelle ausgefochten werden wird, nur denke ich mir, entsprechend der politischen Lage des Faschoda-Jahres 1898 die Gruppierung der Großmächte anders. Es sei aber erlaubt, einige alte Sätze von damals hier abzudrucken: „Als der französische Graf

Ferdinand von Lesseps unter unfäglichen diplomatischen Schwierigkeiten den Suezkanal baute, leistete er der Menschheitsgeschichte etwas, das einer Verlegung des Golfstroms ähnlich wirkte. . . Der Weg nach Indien wird immer an Suez vorbeigehen. Darin liegt die eminente politische Bedeutung des Suezkanals. Die Engländer müssen ihn haben, wenn sie ihre Welt Herrschaft erhalten und sichern wollen. Erst wehrten sie sich gegen die Herstellung dieses Kanals, weil sie keinen französischen Kanal wollten, jetzt aber lassen sie ihn nicht los. Wer es fertigbringt, im nächsten Kriege zwei alte Schiffe im Suezkanal zu versenken, kann unter Umständen der unheimlichen Gewalt Englands den ersten Bruch zufügen. Am Suez herum lauert darum das Mißtrauen aller gegen alle. . . Wer weiß, ob nicht auch Jerusalem eines Tages im Zusammenhange mit der Suezfrage okkupiert wird?"

Indem ich diese alte Stelle aus der „Asa“ herausfuche, fallen mir einige andere Sätze von damals in die Augen, die ich herausschreibe, weil sie jetzt erst ihre volle Lebendigkeit erhalten: „Es ist möglich, daß vor dem Zerfall des Osmanenreichs der Weltkrieg gegen England kommt. Dann wird der Kalif in Konstantinopel noch einmal die Fahne des Propheten erheben müssen, und zwar gegen den Erdumspanner England. Der kranke Mann erhebt sich noch einmal von seinem Lager und ruft nach Ägypten, in den Sudan, nach Ostafrika, nach Persien, Afghanistan und Indien: Kampf gegen England! Er macht sich damit zum religiös-politischen Oberhaupt in der größten Frage, die den Erdball umschüttelt. Vergeblich würde sein letzter gellender Ruf nicht sein. Es ist wichtig, wer ihn vom Bett aufrichtet, wann er schreien will.“ Das ist alles heute so gesehen, nur hat sich inzwischen eine Veränderung vollzogen, die ich vor 16 Jahren nicht vorhersehen konnte: die Erneuerung der türkischen Staats- und Willenskraft durch die jungtürkische Bewegung.

Donnerstag, 5. November.

Während im Kampf an der englischen Küste bei Dartmouth und Lowestoft ein englisches Kanonenboot verlegt und ein Unterseeboot durch ausgeworfene Minen versenkt wurde, hatte der große deutsche Kreuzer Yorck das Unglück, bei Wilhelmshaven in der Bade auf eine Hafensperre zu geraten und zu sinken. 382 Mann, mehr als die Hälfte der Besatzung, sind gerettet. Ein betrübender Unfall, der uns aber nicht abhalten darf, es mit Befriedigung zu begrüßen, daß deutsche Geschosse auf englischen Boden gefallen sind. Die Leute stürzten in Dartmouth in ungeheurer Aufregung zum Strande, konnten jedoch infolge des Nebels nichts sehen.

An der Beschließung der Dardanellen beteiligten sich vier englische und vier französische große Kriegsschiffe. Es wurden 240 Schüsse abgegeben, ohne viel Schaden anzurichten. Ein türkischer Schuß traf ein englisches Panzerschiff.

Bei der russisch-türkischen Landgrenze zwischen Erzerum und Erivan beginnen die Gefechte.

Aus Frankreich und Belgien werden kleine Fortschritte gemeldet. Auf dem östlichen Kriegsschauplatz hat sich nichts Wesentliches ereignet. Die russischen Wege müssen in dieser Jahreszeit unbeschreiblich und unmöglich sein.

Freitag, 6. November.

Eine Seeschlacht im Stillen Ozean in der Nähe der chilenischen Küste mit deutschem Sieg! Das hätte uns einer vor 25 Jahren sagen sollen! Am 1. November ist nach amtlichem englischen Bericht der englische Panzerkreuzer „Monmouth“ völlig vernichtet, der Panzerkreuzer „Good Hope“ schwer beschädigt und der kleine Kreuzer „Glasgow“ beschädigt entkommen. Auf deutscher Seite waren beteiligt die Großen Kreuzer „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ und die kleinen Kreuzer „Münster“, „Leipzig“ und „Dresden“. Unsere Schiffe haben anscheinend nicht gelitten. „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ sind ungefähr Schwertschiffe des untergegangenen „Yorck“. „Münster“, „Leipzig“ und „Dresden“ gehören zur Klasse von „Emden“ und „Karlsruhe“. Wer weiß, ob sich nicht noch die ganze deutsche Ozeanflotte zusammenfindet? Einen treuen Gruß über die halbe Erdoberfläche hin.

Die Zahl der in Deutschland untergebrachten unverwundeten und verwundeten Kriegsgefangenen ist 433 247!

	Offiziere	Mannschaften
Franzosen	3138	188 618
Russen	3121	186 779
Belgier	537	34 907
Engländer	417	15 730
	7213	426 034

Das ist eine stolze Kriegsernte. Auch wenn man annimmt, daß eine gewisse Zahl von deutschen Offizieren und Soldaten verwundet oder unverwundet in Feindeshand gefallen ist, so unterliegt es keinem Zweifel, daß unsere Vermissten klein sind gegenüber dieser Riesenmenge. Und welche Zerstörung feindlichen Kriegsmaterials liegt in diesen Ziffern!

Der neue italienische Minister des Aeußern Sonnino wird in Deutschland und Oesterreich mit Hochachtung begrüßt. Er war schon wiederholt in früheren Ministerien und gilt als besonnen und weitblickend.

Da die englische Regierung nicht darauf eingehen will, die nicht militärpflichtigen Deutschen, die sich in England befinden, aus der Haft und den Konzentrationslagern zu entlassen, so ist die deutsche Reichsregierung genötigt, alle in Deutschland vorhandenen englischen Männer zwischen 17 und 55 Jahren festzunehmen und nach dem Lager Ruhleben bei Berlin zu überführen. Angehörige englischer Kolonien werden so behandelt, wie diese Kolonien sich zu den dort lebenden Deutschen verhalten. Es ist eine ganz unnötige Verbitterung des Krieges, zu der wir durch das unglaubliche Verhalten der Engländer gezwungen sind.

Sonnabend, 7. November.

Am gestrigen Abend berichtete ein aus Wien und Budapest heimkehrender Freund über seine österreichischen und ungarischen Eindrücke. Die letzteren waren günstiger als die ersteren. Wir alle haben uns in Friedenszeiten viel zu wenig um östliche und südöstliche Lebensfragen gekümmert. Welcher Gebilde in Deutschland hat eine Kenntnis des ungarischen Staates? Es ist aber nötig, seine Bundesgenossen zu kennen! Auch um die bisherige und zukünftige Handelspolitik unserer Nachbarländer sollen wir uns kümmern. Das Verhältnis zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland läßt sich unter Uebergehung aller kleineren Dinge so beschreiben: Oesterreich gibt Holz, Tierprodukte, Gerste, Malz und Hopfen, dazu Braunkohlen; Deutschland gibt Steinkohlen, Carne, Leder, Bücher und Maschinen. Die Gegenseitigkeit ist im Zunehmen.

Durch Holland kommt ein Brief aus Johannesburg in Transvaal über ein sehr glückliches erstes Gefecht der deutschen Südwestafrikaner bei Sandfontein gegen die englischen Kaptruppen: 200 Engländer von den Deutschen gefangenengenommen. Was sonst im Briefe stand, ist meist von der Zensur gestrichen. Gouverneur Botha habe bisher 2000 Freiwillige, 213 berittene Schützen und 1855 Infanteristen, und suche nach weiteren berittenen Schützen. Das alles sind keine Heeresziffern, um Südwest zu erobern. Die deutsche Schutztruppe wird im letzten Kolonialbericht mit 1967 Deutschen und 589 Farbigen angegeben. Dazukommen als Polizeitruppe 566 Deutsche und 370 Farbige. Die werden sich nach einem so guten Anfangserfolg schon weiter zu halten wissen, zumal auch die Farmer das Gewehr zu führen verstehen.

Der Seesieg an der Küste von Chile macht in aller Welt viel von sich reden. In keinem chilenischen Hafen sei bisher ein englisches Kriegsschiff eingelaufen. Die Engländer vermischen in dem Bericht der deutschen Seeoffiziere den Namen ihres schweren Kreuzers „Canopus“.

Bei Ypern wird weiter gekämpft. Ueber 1000 Franzosen zu Gefangenen gemacht und drei Maschinengewehre erbeutet. An der langen Linie teils kleine Erfolge, teils kleine Verluste.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz wurden drei russische Kavalleriedivisionen, die die Warta oberhalb Kolo überschritten hatten, geschlagen und über den Fluß zurückgeworfen.

Ganz schön, nur liegt Kolo unangenehm nahe an der deutschen Grenze! Man wird sich daran gewöhnen müssen, daß an der ganzen deutschen Ostgrenze gekämpft wird. Die Bevölkerung der kleinen Städte an der Grenze ist voll Sorge.

Sonntag, 8. November.

Treue bis zum Tode, treue Pflichterfüllung bis zum äußersten: Tjingtau ist gefallen! Die Japaner haben es erreicht! Warum regt sich eigentlich die Welt nicht darüber auf? Alle Nationen reden über Belgien, Löwen, Reims, keine aber redet über die Vergewaltigung dieses deutschen Platzes an der chinesischen Sonnel! Wir haben ihn fast siebzehn Jahre besessen und in der Tat gut und tüchtig verwaltet. Mag sonst an unserer Kolonialpolitik einiges zu tabeln gewesen sein, gerade Kiautschou war frei von unerwünschten Nebenerscheinungen, eine kleine saubere und erfolgreiche Musterkolonie des deutschen Marineamtes. Am ganzen Sonntag wandern unsere Gedanken immer wieder dorthin. Wir vergegenwärtigen uns nochmals, was wir gehabt haben. Umfang 552 Quadratkilometer. Einheimische Bevölkerung 161 000. Deutsche 3800. Schutztruppe 3125. Missionsgesellschaften 3. Schulen 50, darunter die deutsch-chinesische Hochschule mit 350 Schülern. Schülerzahl im ganzen 1600. Briefe im Jahr 2,1 Millionen, Wert der Postanweisungen 660 000 M., Telegramme 83 000. Betriebslänge der Schantung-Eisenbahn 434 Kilometer, beförderte Personen 1,23 Millionen, beförderte Güter 850 000 Tonnen. Einlaufende Dampfer 613. Eigene staatliche Einnahmen der Kolonie im letzten Jahre 7,2 Millionen Mark, meist aus öffentlichen Betrieben. Reichszuschuß 9,5 Millionen Mark. Als Gegenwert für die Ausgaben bestanden der Hafen, die Eisenbahn, die Befestigungen, die Flotille. Einfuhr 115 Millionen Mark, Ausfuhr 80 Millionen Mark, beides im Steigen. Der Handel von Kiautschou war fast so groß, wie der aller unserer afrikanischen Kolonien zusammen. Hauptprodukte: Strohgeflechte, Erdnüsse und Öle, Seide. Das alles redet von fleißiger und geschickter Arbeit. Jetzt ist es verdorben, zertreten, zerstossen. Deutsches Blut rinnt zwischen den Ruinen. Vom Gouverneur Meyer-Waldeck erfährt man, daß er verwundet ist. Wie viele sich schließlich ergeben haben, wissen wir noch nicht. Jetzt müssen wir es uns gefallen lassen, aber die Japaner werden sich nicht mehr schmeichelnd zwischen uns herumdrücken dürfen. Hierfür werden unsere Kinder ein Gedächtnis haben, als ob wir Ostasiaten wären. Was sonst der Tag bringt, ist unbedeutend im Vergleich mit diesem Verluste. Eine wichtige Höhe am Argonnenwalde erobert.

Montag, 9. November.

Die türkischen Truppen haben die ägyptische Grenze überschritten: „Unsere Gendarmen und die auf unserer Seite stehenden Stämme haben die englischen Truppen, welche in Alaba gelandet waren, vernichtet. Vier englische Panzerschiffe, die sich dort befanden, haben sich zurückgezogen, nur ein Kreuzer ist zurückgeblieben.“ Man wird erst im Laufe der Zeit erfahren, welcher Wert den türkischen Kriegsmeldungen zukommt. Die Engländer annectieren Zypern, das sie sowieso schon haben.

Die Engländer haben Fao am persischen Golf besetzt und damit den Kampf um Mesopotamien begonnen. Das türkische Heer am Kaukasus soll 90 000 Mann zählen und aus guten Truppen bestehen. Das Kommando dieser Truppen soll nach Petersburger Quelle der deutsche General Liman von Sanders führen. Es wird das wohl in dieser Form unrichtig sein. Ein erster türkischer Sieg nach zweitägiger Schlacht gemeldet. „Die russische Armee vollkommen geschlagen“. Guter Anfang!

Im Schwarzen Meer verbirgt sich die russische Flotte vor der türkischen. Ein russisches Linien Schiff soll mit kleineren Kriegsschiffen sich in den Donaumündungen verborgen haben.

In Belgien wird mit langsamem Erfolg weiter gesucht. Starke Artilleriewirkungen.

Das wichtigste für uns ist ein deutscher Sieg an der ostpreussischen Grenze nördlich des Wyslyter Sees. 4000 Gefangene. Die Sorge ist wieder einmal vorübergezogen.

Dienstag, 10. November.

Aus Tokio erfahren wir, daß bei dem Sturm auf Tjingtau 2300 Gefangene gemacht wurden. Wenn das lauter Deutsche sind, was aus dem Wortlaut nicht mit Sicherheit hervorgeht, da wir nicht wissen, ob Chinesen im deutschen Kampfe mitgefochten haben, so würde das die Zahl der am Leben gebliebenen sein. Die Stärke der Besatzung wurde mir gegenüber heute von einem sachkundigen Mann auf 6000 Mann geschätzt. Ueberall Anteilnahme und tiefe, innere Hochachtung.

Die Russen räumen in Galizien Stanislaw und Kolonna.

Die Serben befinden sich wieder einmal im Rückzug auf Batschewo. Nichts ist von uns aus schwerer zu erkennen, als die österreichisch-serbische Grenze. Noch ist die Donaufahrt nicht serbenfrei.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 3. November.

Die Verhandlungen über eine einheitliche Regelung der Mietfrage setzen wieder lebhafter ein. Die Mietaufschläge sind in Berlin seit August gestiegen. Viele Leute, die für den August noch gezahlt hatten, konnten es im September nicht mehr, und manche, die aus Ersparnissen die Mietschuld des September noch entrichten konnten, waren im Oktober nicht mehr imstande dazu. Die Erhebung eines Berliner Hausbesitzervereins für 1126 Häuser stellte Aufschläge in folgender Staffelung fest: August 112 581, September 156 385, Oktober 271 127. Dabei ist allerdings zu bedenken, daß Mieten pränumerando bezahlt werden, gerade seit dem 1. Oktober aber eine merkbare Hebung des Arbeitsmarktes eingetreten ist. Vielleicht wird also die Zahlungsfähigkeit der Mieter etwas wieder steigen. Aus den Vereinsberichten der Hausbesitzer (in der Zeitschrift „Das Grundeigentum“ vom 1. November — die übrigens das Füllhorn ihrer Ungnade über unseren nationalen Frauendienst ausgießt, weil wir für unsere Schützlinge Mietnachlaßverhandlungen führen) kann man über den Umfang der Mietennot sehr aufschlußreiche Zahlen errechnen. Ich will sie hierhersetzen. Bei einer Umfrage von fünf Hausbesitzervereinen wurden für drei Monate (August, September, Oktober) folgende Aufschläge festgestellt:

1. Bei 140 Häusern	113 259 M., macht auf das Haus	810 M.
2. „ 158 „	119 684 „ „ „ „	754 „
3. „ 300 „	198 415 „ „ „ „	660 „
4. „ 1040 „	680 000 „ „ „ „	664 „
5. „ 1126 „	540 000 „ „ „ „	480 „

Dabei ist zu berücksichtigen: sämtliche Erhebungen sind aus den ärmeren Gegenden Berlins; Läden und Gewerberäume sind eingeschlossen; leerstehende Wohnungen sind eingeschlossen. Bei Nr. 4 sind die Aufschläge durch leerstehende Wohnungen festgestellt auf 128 000 Mark, dadurch verringert sich der Ausfall pro Haus auf 530 Mark. Es haben bei jeder einzelnen Erhebung längst nicht alle — durchschnittlich nur etwas mehr als die Hälfte der Hausbesitzer — geantwortet. Anzunehmen ist, daß die mit keinen oder geringen Aufschlägen nicht geantwortet haben. Diese Vermutung wird bestätigt dadurch, daß der Ausfall pro Haus um so niedriger ist, je größer die Zahl der Häuser ist, die in die Erhebung aufgenommen sind. Es ergibt sich aus diesen fünf Aufstellungen — wenn man den Durchschnittsmietertrag des Hauses auf 12 000 Mark ansetzt (Schätzung des Schutzverbandes!) — ein Ausfall von 27 bis 16 Prozent, aber weder die günstigere Hälfte der Häuser in den bearbeiteten Stadtteilen, noch die günstigeren Stadtgegenden überhaupt sind dabei. Würde man alle Häuser Berlins in die Erhebung einschließen, so würde der Ausfall prozentual noch erheblich sinken und könnte wohl kaum mehr als 12 bis 15 Prozent betragen. Nicht so hoch, wie erwartet war.

Die Reichsbank verzeichnet eine starke Steigerung ihrer Abrechnungen. Sie betrugen im

Juli	6942 Millionen,
August	2938 "
September	3212 "
Oktober	4473 "

Abends Vortrag in einem größeren Frauenkreis — Musiklehrerinnen. Ein Stand, der ziemlich stark durch den Krieg betroffen ist. Trotzdem frische, entschlossene Stimmung und schönes starkes Zusammengehörigkeitsgefühl.

Mittwoch, 4. November.

Ist die Aufpeitschung eines vollkommen zügellosen Völkchens, der man von Tag zu Tag in den Zeitungen mit wachsender Sorge zusieht, wirklich uneindämmbar? In England ist sie das stärkste Reklamemittel der Rekrutenwerbung, das mit einer geradezu fürchterlichen Gewissenlosigkeit angewendet wird. Lord Roberts schrieb Ende August: Das Land ist in der Tat noch nicht erwacht. Und so versucht man auf eine graufige Art „Stimmung“ zu machen. Wir haben den Haß als Reklame für das Heer nicht nötig, Gott sei Dank. Aber es ist natürlich, daß auch bei uns die blinde Leidenschaft mit dem heiligen Born steigt, daß eine scharfe Maßnahme drüben eine andere hier hervorruft. Wohin werden wir kommen?

Die Volksernährungsfragen beschäftigen nach der Höchstpreisverordnung die Presse nachdrücklicher als bisher. Die Äußerungen von Statistikern, Nahrungsmittelhygienikern über Vorräte und Vorratsverwendung sind beruhigend — aber setzen doch alle eine vaterländische, gemeinnützige Haltung bei Erzeuger, Händler und Verbraucher voraus. Die thüringischen Staaten haben Kartoffelhöchstpreise beschaffen. Auch in den süddeutschen Staaten herrscht Uebereinstimmung über ihre Notwendigkeit. Uebrigens wird in Berlin die Zufuhr wieder stärker. Wahrscheinlich drängt auch die Erwartung von Höchstpreisen zum Verkauf.

Donnerstag, 5. November.

Die Miet-Darlehnskasse in Charlottenburg kommt vorläufig nicht zustande, weil der Hausbesitz es ablehnt, zum erforderlichen Aktienkapital seinerseits beizutragen.

Ein hübscher Bericht eines Maschinenmeisters einer Berliner Brauerei aus Frankreich. Er hat sich da irgendwo eine Brauerei angesehen, bemerkt mit Genugtuung die Verwendung deutscher technischer Einrichtungen, untersucht die Versandfässer auf ihre Sauberkeit und findet viel zu tadeln: Bierseim in den Ecken usw. Ein schönes und charakteristisches Zeugnis des Bewachenseins mit dem Beruf und des sicheren Fortwirkens festgewordener Friedensinteressen mitten im ungewissen, außergewöhnlichen, auf und ab wogenden Schicksal.

Abends in einer Gemeinde sozial arbeitender Menschen im Nordosten von Berlin. Dort sind die Straßen gegen den Friedenszustand abends erheblich leerer und verlassen. Als ich im Novembernebel am Friedrichshain vorbeiging, dachte ich an das letztemal, als ich dort war. Das war der schöne helle Juliabend, an dem die sozialdemokratischen Protestversammlungen gegen den Krieg stattfanden. Jetzt lag der Platz vor dem Parkeingang verödet, aber in allen Fenstern der kleinen Kneipen hängen Kriegsbilder.

Freitag, 6. November.

Mit Yarmouth, das beschossen wird, verbindet man die Vorstellung von David Copperfield und dem Boot, in dem Mr. Pegotty wohnt. Wie vertraut ist das vielen von uns: Strand und Delzeug und Fischgeruch. Nun wird ein ganz anderes Bild Dickens' hübsches Idyll in unserer Vorstellung verdrängen.

Man denkt schon allenthalben an die Weihnachtsendung für die Truppen. Selbst die Blumenfrau, die mit ihren sechs Chrysanthemen und den letzten Novemberrosen draußen an unserer Vorortbrücke hockt, hat ihren Strumpf in den rotgefrorenen steifen Händen.

Man muß dafür sorgen, daß die schulentlassene Jugend den Winter richtig ausnützt. Weder Arbeitsstellen noch Lehrstellen sind leicht zu bekommen, und manchmal sind die Fachschulen zu, weil alle Lehrer draußen sind. Die städtischen Fortbildungsschulen haben eigene Einrichtungen dafür geschaffen, daß dieser die Jugend so aufwühlende Winter in den festen Rahmen der Pflicht und der Arbeit kommt.

Samstag, 7. November.

Glücklicherweise scheint man jetzt etwas gegen die Verrohung und Verflachung der Stimmung durch „Schmutz- und Schundliteratur“ zu tun. Wir haben diese Erzeugnisse — Postkarten, Bilder, Reimbücher — immer gehabt, sie waren niemals im eigentlichen Sinne Volksbedürfnis, sondern eine von gewissenloser Industrie gefälschte Seuche, gegen die wir auch im Frieden kämpften. Jetzt sind diese platten rohen Bilder, durch die Phantasie und Instinkte der Ungefährdeten und Unbeteiligten gelähmt werden sollen, erst recht eine Volksvergiftung bösester Art. Wir wissen, daß unsere Truppen solche Karten, die man ihnen manchmal mit den Liebesgaben schickt, mit Empörung ablehnen. Warum — wenn man alles zensiert — zensiert man nicht diese Dinge einmal ganz mutig und rücksichtslos nur vom Geschmacks- und Erziehungsstandpunkt aus! Was soll man sagen, wenn eine Gedichtsammlung, die zum Besten eines „Vereins zur Speisung armer Kinder“ verkauft wird, ein „heiteres“ Kriegs- — „gedicht“ kann man eigentlich nicht sagen — nach einer höllischen Coupletmelodie enthält, mit dem Schlußvers: „Die Franktireurs, die stellt man immer an der Wand lang, immer an der Wand lang“? Ekelhaft!

Sonntag, 8. November.

Im Leserkreis ist das Gespräch über Krieg und Christentum, von dem ich neulich ein paar Worte hier aufzeichnete, fortgesetzt, und viele schreiben ihre Gedanken darüber. Es sei gut die Frage zu stellen, und die Erörterung brauche man gar nicht zu fürchten. Zwei Auffassungen; die erste aus einer Predigt über den Text „Alle Kreatur Gottes ist gut, und nichts ist verwerflich, das mit Dankagung genossen wird. Denn es wird geheiligt durch das Wort Gottes und Gebet.“ Auch die Taten der Zerstörung werden geheiligt, wenn sie nicht aus Haß und Habgucht, sondern im Bewußtsein einer geschichtlich — d. h. im göttlichen Sinn notwendigen Entwicklung verrichtet werden. Sie müssen Ausdruck der christlichen „Freiheit“ sein, d. h. jener Herrschaft über sich selbst, die den Menschen auch im Zerstörungswerk nicht zum Knecht seiner Leidenschaft, abhängig von seiner Selbstsucht und Niedrigkeit werden läßt. — Ein anderer Weg: „Das ganze Neue Testament habe eigentlich nur das eine Leitmotiv, daß alles Große aus dem Kreuz geboren werde. Der jetzige Krieg sei ein Gericht über alles Schwächliche und Jämmerliche in der Welt, aber seine Schreden seien zugleich auch die Wehen der neuen Geburt, auf die wir mit angehaltenem Atem warten, und die vereinzelten sittlichen Wirkungen des Krieges, die wir staunend wahrnehmen, seien ein Vorzeichen dessen, was werden kann, wenn die Menschheit die Zeichen der Zeit verstehen lernt.“

Wir scheinen beide Gedanken in ihrem tiefsten Grunde schon antikreligiös, nicht in besonderem Sinne christlich. Der letzte bedt sich fast (oder ganz?) mit Heraklits Wort vom Krieg, der die einen als Menschen, die andern als Götter erweise, die einen zu Sklaven, die anderen zu Freien mache. In diesem Wort steckt auch schon der Gedanke jener „Freiheit“, die das Böse zu adeln vermag. Aber diese Idee hat das Christentum unendlich vertieft.

Montag, 9. November.

Heute haben wir die Ausführung unseres Plans, den bedürftigen Wehrmannsfrauen zu einer Weihnachtsendung an ihre Männer zu verhelfen, fertig durchberaten, und übermorgen fängt das Paden von so etwa 30 000 Paketen an. Es ist eigentlich merkwürdig, daß bei all den großen Liebesgabenveranstaltungen niemand auf den Gedanken an die Mütter und Frauen der Krieger gekommen ist, die so gern etwas schenken möchten, und von denen die Soldaten es doch schließlich am allerliebsten bekommen.

Die Vergesetzten, die der Krieg mit jedem Tag höher den Müttern aufbürdet, drücken auch uns andere oft nieder. Eine, die Söhne, Schwiegerjöhne und Enkel im Felde hat, schrieb: Unsere Kraft wird diese Zeit aufbrauchen, wir werden für das neue Leben nachher nicht mehr viel übrig haben. — Wie unbeschwert sind dagegen — trotz allem — wir andren!

A. Hahn / Das neue Geschlecht

Es wäre uns nicht möglich, die gewaltigen Opfer an Gut und Blut, an Gesundheit und Volkskraft, die diese Tage von uns fordern, zu bringen oder auch nur die zeitweilige Beschränkung der persönlichen und politischen Freiheit, die durch den Kriegszustand bedingt ist, willig zu ertragen, wenn wir nicht etwas vor uns sehen würden, was durch diesen Krieg geschaffen werden, was der Preis all der Opfer sein soll. Als innerliche, ideal gerichtete Menschen werden wir diesen Preis nicht nur in der Vermehrung der politischen und wirtschaftlichen Macht unseres Vaterlandes sehen, so unbedingt nötig diese ist, sondern wir werden ihn vor allem auch auf geistigem Gebiet suchen. Wir werden fragen: was soll der geistige Ertrag dieses Krieges für unser deutsches Volk sein?

Wir sagte neulich ein Krieger, der verwundet vom Kriegsschauplatz heimgekehrt, nachdem er seine Eindrücke geschildert: „Wir Menschen, die wir dies alles miterlebt haben, werden in Zukunft unser Leben anders, ernster anfassend.“ Und ein anderer meinte: „Für uns gibt es in der Welt nichts mehr, vor dem wir uns zu fürchten hätten.“ Das wird also der Ertrag des Krieges sein, daß wir Menschen bekommen, die ernster, furchtloser, kraftvoller im Leben stehen als vorher. Nicht in allen Fällen wird sich das „Kraftvoll“ auf die Körperkraft beziehen können. Im Gegenteil, sehr viele von jenen Menschen werden an ihr dauernd geschwächt sein, und wir werden lernen müssen, sie darum nicht als minderwertig anzusehen. Denn sie haben durch ihr Opfer hervorragend mitgeholfen, das Neue zu schaffen, und sind deshalb auch in besonderem Maße mit berufen, Träger des neuen Geistes zu sein. Das Wort vom Abhauen der rechten Hand und vom Ausreißen des rechten Auges, das kein zu großes Opfer sei, wenn dadurch eine höhere Form des geistigen Lebens erreicht werde, dieses Wort, das uns sonst hart und unverständlich schien, lernen wir jetzt verstehen. Wir lernen auch begreifen, daß Körperpflege und Körperkraft, so wertvoll sie sich gerade in diesen Tagen erweisen, doch keineswegs das Wichtigste und Höchste sind. Es war bei uns, mit unter englischem Einfluß, dahin gekommen, daß man in weiten Kreisen das fast vergessen hatte. Wie schwer hielt es beispielsweise, jüngere Leute für politische Betätigung zu gewinnen, weil all ihr Interesse auf sportliche Dinge gerichtet war. Das alles wird nun anders werden.

Es ist ohne weiteres klar, daß der Geist ernster Lebensauffassung und heiligen Opfermuts, den unsere Soldaten von den Schlachtfeldern heimbringen, nicht auf sie allein beschränkt bleiben kann. Er wird und muß sich übertragen auch auf die, denen es nicht vergönnt war, mit ins Feld zu ziehen. So wird ein ganz neuer Geist einziehen, ein ganz neues Geschlecht entstehen, ein Geschlecht von Menschen, die durch das Miterleben des Gewaltigen ganz andere geworden sind. Nicht als ob diese Menschen nun nie mehr fröhlich sein könnten, als ob sie fürderhin düster und trübselig durchs Leben schreiten müßten. Selbst für unsere Krieger ist in dieser Zeit der schwersten Anspannung aller Kräfte der Humor ein nicht zu unterschätzender Bundesgenosse, der viele Schwierigkeiten überwinden hilft. Aber allerdings, auch die Fröhlichkeit und Geselligkeit wird künftig eine andere werden, sie wird vertieft und veredelt, geweihter und würdiger sein durch das Erleben des tiefen Ernstes dieser Zeit.

Die eiserne Zeit schafft ein Geschlecht eiserner Menschen. Daß diese Menschen trotzdem nicht aufhören, menschlich zu fühlen, daß ihnen das warme, fühlende Herz erhalten bleibt,

dazu mitzuhelfen, ist eine große Aufgabe, an der vor allem die Religion, dann aber auch die Kunst (beide Begriffe hier im weitesten Sinn verstanden) mit zu lösen haben werden. Denn nur, wenn es gelingt, hier den rechten Ausgleich zu schaffen, wird der neue Geist für uns wirklich wertvoll werden, dürfen wir von den Menschen, die er beherrscht, wahrhaft fruchtbare Arbeit erwarten. Dann dürfen wir aber auch für die Zukunft die besten Hoffnungen hegen. Wenn einmal dieser Geist des Mutes und der Entschlossenheit, des Ernstes und der opferfreudigen Hingabe, der jetzt aus der Not der Zeit geboren ist und durch den bewährten inneren Besitz unseres Volkes vertieft wird, Gelegenheit hat, sich an der Lösung der Aufgaben des Friedens zu betätigen, dann dürfen wir auch hier Großes von ihm erwarten. Die Menschen, deren Willenskraft durch das Miterleben dieser gewaltigen Zeit gestählt ist, werden, wenn einmal wieder die Stunde dafür gekommen sein wird, auch auf den Lebensgebieten des Staats, des Berufs usw. Hervorragendes leisten.

Dieser geistige Ertrag des Krieges, der, wie gesagt, in nichts Geringerem besteht, als in der Schaffung eines ganz neuen Geschlechts innerhalb der deutschen Menschheit, ist deshalb so ganz besonders wertvoll, weil er eigentlich heute schon feststeht und durch den äußeren Gang der Ereignisse gar nicht berührt werden kann. Zwar zweifeln wir keinen Augenblick daran, daß sich diese auch fernerhin zu unsern Gunsten entwickeln werden. Aber so Bedeutsames immer sie uns bringen mögen, das Wertvollste und Bleibendste wird doch die geistige Neubelebung und Neugestaltung in unserem Volk sein. Nur müssen wir es dann auch verstehen, sie in der rechten Weise für die Gesamtheit nutzbar zu machen. Wir müssen mit dazu helfen, daß der neue Geist wirklich alles durchbringe, daß die nationale Wiedergeburt eine vollkommene werde. Dabei haben auch wir fern vom Schlachtfeld Stehenden ein wichtiges Stück Arbeit zu leisten. Freilich wichtiger ist noch, was die draußen zu tun haben, und das Allerwichtigste wird das Schicksal oder, wenn wir so wollen, der Gott der Deutschen selbst tun müssen. Mancher von uns wird vielleicht nicht viel mehr tun können, als daß er sich gegen das Erstehen des neuen Geschlechts nicht sperrt und das Wehen des neuen Geistes nicht hindert. Aber auch das ist unter Umständen schon sehr viel. Und jeder soll wenigstens das tun, was er kann. Dann werden die Opfer dieses Krieges nicht umsonst gebracht sein.

Naumann / Der Kampf um Suez

Die Augen der Menschheit sind auf den Suezkanal gerichtet, dessen Wert alle seefahrenden Nationen ohne weiteres verstehen. Hier kreuzen sich ein Landweg erster Ordnung und ein Seeweg allerersten Grades. Auf dem Landwege ist schon unzählige Male gekämpft worden, wir wollen aber heute nicht von den alten Königen und Heerführern reden, nicht von Alexander dem Großen und nicht von Napoleon, nicht von Mustapha-Pascha oder Ibrahim-Pascha, sondern wollen die heutige Bedeutung und Lage dieser Stelle ins Licht setzen. Deshalb kümmern wir uns auch nicht um die ehemaligen Kanäle zwischen dem Roten Meere und dem unteren Nil, sondern reden nur von dem jetzigen, heute umstrittenen künstlichen Wassergaben.

Als in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die technische Durchführbarkeit des Kanalprojektes festgestellt wurde, wobei

übrigens der alte österreichische Minister v. Metternich unleugbare Verdienste hatte, erschien der Plan zunächst als eine antienglische Unternehmung, als eine Art Fortsetzung des Napoleonischen Vorstoßes nach Aegypten, denn er trat auf als ein Versuch der Mittelmeermächte, aus ihrer Abgeschlossenheit herauszukommen. Das Mittelländische Meer wollte einen zweiten Ausgang haben, der als englandfrei gedacht wurde. London fürchtete, daß Marseille, Genua, Neapel und Triest die Versorgung des europäischen Kontinentes übernehmen würden, und die damals noch sehr zahlreichen englischen Segelschiffbesitzer fürchteten eine Entwertung ihrer Fahrzeuge durch Eröffnung eines Seeweges, der nur mit Dampfschiffen befahrbar war. Die englische Regierung steckte sich hinter die Hohe Pforte und verlangte von ihr die Hinderung des Planes, der ägyptische Khedive wurde bedroht, und die englischen Finanzkreise erklärten es für vaterländische Pflicht, das Werk nicht zustande kommen zu lassen. Der Ausdauer des Franzosen Lesseps und der Unterstützung Napoleons III. dankt der Kanal seine Entstehung als ein Stück antienglischer Mittelmeerpolitik. Finanziell wurde er in Paris begründet, und der ägyptische Khedive wagte nur unter französischer Vormundschaft seine finanzielle und staatliche Mitwirkung. 1859 wurde der Bau begonnen, und 1869 fand unter Teilnahme des französischen Hofes die glänzende Einweihung statt. Es zeigte sich zwar bald, daß der Kanal vertieft und verbreitert werden mußte, das aber geschah nun schon unter englischer Beteiligung, denn inzwischen hatten die Engländer eingesehen, daß es ein Fehler war, diese zweite Pforte des Mittelländischen Meeres den Franzosen zu überlassen. Kurzerhand übernahm die englische Regierung die Kanalaktien des immer verschuldeten Khedive zu einer Zeit, wo sie äußerst billig zu haben waren, im Jahre 1875. Das ist der Wendepunkt in der politischen Geschichte des Kanals. Von da an wurde Sypern 1878 besetzt und Aegypten selbst 1882 in die Hand genommen. Die französischen Aktionäre stritten sich mit der englischen Verwaltung um den Ertrag, aber Frankreich wurde als große Seemacht durch diesen Streich erledigt. Wenn Frankreich nicht blöde und starr nach den Vögeln geblüht hätte, so mußte es in dieser Periode unter Hilfe der mitteleuropäischen Mächte den Suezkanal mit derselben Zähigkeit halten, mit der die Türken den Bosporus und die Darbanellen gehalten haben. Dazu aber fehlte in Paris geschichtlicher Blick und seefahrender Wille.

Die Wirkung des Kanals war eine andere, als sie von den Mittelmeerstaaten erhofft und von den Engländern gefürchtet wurde. Da nämlich die Herstellung des Kanals mit der unerwarteten Ausweitung der Dampfschiffahrt zusammentraf, entstand sofort mit dem Kanal viel mehr als nur ein Ausgang der vorhandenen Mittelmeerschiffahrt: eine große Linie von der Nordsee nach dem Indischen Ozean. London, Liverpool, Hamburg, Antwerpen und sogar Neuport wurden die eigentlichen Interessenten des Suezkanals. Weder die Franzosen noch die Italiener haben die Kraft gehabt, ihre ursprüngliche Idee für sich auszunützen. Die Sache ist ihnen über den Kopf gewachsen, denn sie gingen nicht schnell genug vor mit der Ausweitung ihrer Dampfschiffahrtsgesellschaften. Es ist die alte Erfahrung, daß sich die Franzosen zwar finanziell, aber nicht technisch für etwas Neues interessieren. Das Schiffstechnische und Handelstechnische an der Sache wurde viel eher in London und Hamburg erfaßt als in Marseille und Paris. Die Folge

war, daß das Mittelländische Meer eine Durchfahrtsstraße wurde und daß Neapel, Genua und Marseille davon lebten, daß die großen fremden Suezdampfer bei ihnen anlegten. Dabei aber war die englische Schifffahrt in unvergleichlicher Weise allen anderen überlegen. Ich habe zufällig die Zahl der Schiffe aus dem Jahr 1909 vor mir, bin aber sicher, daß auch spätere Jahre kein anderes Bild zeigen.

Schiffsverkehr im Suezkanal 1909:

englische Schiffe	2561
deutsche	600
niederländische	251
französische	231
österreichische	148
italienische	110
japanische	76
russische	74
türkische	39
norwegische	37
dänische	35

Im Jahre 1912 war die Zahl der englischen Schiffe auf 3335 und die der deutschen auf 698 gewachsen. Im ganzen fuhren in einem Jahre 5373 Schiffe durch den Kanal, und zwar meist große und sehr große Schiffe. Man steht am Ufer und sieht die eisernen Kolosse sich langsam durch den Sand schieben. England nennt fast $\frac{2}{3}$ dieses Verkehrs sein eigen! Durch diese enge Pforte geht seine Verbindung mit Indien, Ostasien und Australien. Wenn dieser Weg 6 Monate gesperrt werden kann, so ist das ein wirtschaftlicher Schlag für England, fast so wie für uns die Sperrung der Nordsee.

Man sollte bei dieser Sachlage annehmen, daß Suez oder Port Said als Seefestung ersten Grades ausgebaut sein müßte. Das ist jedoch nicht der Fall. Kleinere Befestigungsanlagen waren zwar vorhanden, aber ein ausgearbeitetes, vorbereitetes Verteidigungssystem war unseres Wissens nicht da. Nun ist natürlich anzunehmen, daß die Engländer inzwischen getan haben, was sie konnten, aber langjährige Versäumnisse lassen sich nicht ohne weiteres ausgleichen. Die Engländer fühlten sich zu sicher, denn sie rechneten nicht im Ernste mit dem Landangriff. Gegen den Seeangriff haben sie Schutzmittel genug, aber Landverteidigung ist nie ihre starke Seite gewesen. Jetzt wird es sich zeigen müssen, ob die Türken einen erfolgreichen Landangriff ausführen können.

Wenn die Türkei um den Suezkanal streitet, so tut sie das nicht in erster Linie aus handelspolitischen Gründen, sondern um an einer entscheidenden Stelle die Mißachtung ihres erworbenen geschichtlichen Rechtes zu strafen. England hat die Weltstellung des Kalifates von Konstantinopel herabgedrückt, indem es sich selbst zur „größten mohammedanischen Macht“ empor kämpfte. Vom Indus bis nach Gibraltar ist aller Islam englisch umspinnen. Die Türken sind die letzten noch nicht gebrochenen Mohammedaner. Sie wecken Persien und Afghanistan, rufen die Söhne der libyschen und arabischen Wüste und holen sich deutsche Kanonen, und so ziehen sie den Weg ihrer großen Osmanensultane zum Nildelta, wohl wissend, welche Schiffsgeschütze dort am Wasserstrich den Sand beherrschen werden. Wenn die Türken dort einen Erfolg zu verzeichnen haben, so ist das ihre weltgeschichtliche Neubegründung, freilich kann ebenso der Mißerfolg sehr verhängnisvoll für sie werden.

Früher zwar, im 16. und 17. Jahrhundert, stritten sich Konstantinopel und Alexandria auch um der Handelswege willen. Damals wehrte sich der Karawanenweg über Meso-

potamien gegen den Wasserweg durch das Rote Meer. Das kann in gewissem Umfange als Konkurrenz zwischen Bagdabahn und Suezkanal später einmal wieder auftauchen, spielt aber im gegenwärtigen Zeitpunkt bei der Unfertigkeit der Bagdadbahn noch keine Rolle. Jetzt ist der Suezkanal unter allen Umständen eine internationale Notwendigkeit, und es fragt sich nur, wer ihn politisch-militärisch kontrolliert. England wird mit allen Mitteln seine Alleinherrschaft gerade an dieser Stelle zu bewahren suchen. Sollte es aber dennoch gelingen, die Engländer abzu drängen, so müßte eine internationale Verwaltung des Kanals geschaffen werden. Es hat keinen Zweck, sich das jetzt schon auszudenken, aber eine Frage ist doch erlaubt, die Frage, wie sich Italien seine Haltung in dieser Angelegenheit vorstellt?

Italien leidet daran, die letzte und kleinste der europäischen Großmächte zu sein. Obwohl seine Staatskasse nicht reich ist, hat Italien die stärksten Anstrengungen gemacht, in Afrika eine Bedeutung zu erlangen. Der Ertrag dieser Mühen war bisher nicht sehr groß und wird gerade deshalb sorglich behütet. Die Angst, Tripolis wieder zu verlieren, ist für viele Schritte der Italiener maßgebend. Und man muß zugeben, daß die italienischen Truppen in Tripolis und Darfa sehr gefährdet waren, solange eine englisch-französische Flotte das Mittelmeer beherrschte und von der Wüste aus die Mohammedaner auf Angriffsmöglichkeiten lauerten. Inzwischen lodert sich dieser Zwang, denn die Nordafrikaner finden eine willkommene Ablenkung sowohl gegen Ägypten wie gegen Algerien hin, und die englische Flotte hat an den Darbanellen, vor Kleinasien und vor allem bei Suez zu tun. England ist seit undenklicher Zeit zum ersten Male unsicher im Mittelmeer. Das ist der Zeitpunkt für Italien, wenn es sich als Großmacht austun will. Jetzt ist Malta wichtiger als der Garbafsee und Alexandria wichtiger als Triest. Der ursprüngliche Gedanke des Suezkanals, daß er eine Mittelmeeröffnung sein soll, ein Weg von Neapel nach Indien, ist nochmals wieder denkbar. Mitteleuropa mit Türkei und Italien setzt sich das Ziel, diese Stelle des Weltverkehrs zu verwalten. Wenn das die Italiener jetzt erfassen, dann machen sie ihre Schiffe fertig. Wenn! Sie werden selber wissen, was sie zu tun haben, aber sagen darf man ihnen doch, daß jetzt auch für sie hohe Geschichtszeit angesagt ist und daß für sie mehr auf dem Markte liegt als Balona und Ägäische Inseln.

Fritz Wertheimer / Englands und Japans Kriegführung in Ostasien

Gegenüber den gewaltigen Ereignissen, die auf unserem Erdteile sich abspielen, tritt der ostasiatische Teil dieses Weltkrieges gewiß in den Hintergrund, und wenn nicht der heldenmütige und über alles Erwarten glänzende Widerstand der tapferen Besatzung von Tsingtau und die verwegenen Taten einer „Emden“ unsere Blicke hier und da gen Osten lenkten, so würden wir unter der Wucht näher liegender Sorgen ganz der Ereignisse dort draußen vergessen. Inzwischen aber haben sich in den wenigen Kriegswochen im fernen Osten doch Ereignisse abgespielt, die wert sind, festgehalten zu werden und die vor allem das Bild der englischen Kriegführung nicht unerheblich ergänzen. Wir haben jetzt den Wortlaut der Verhandlungen des japanischen Parlamentes anläßlich der Kriegserklärung an Deutschland bekommen, und diese Aktenstücke bestätigen in vollem Maße, was ich hier

schrieb, als der japanische Gegner uns anzufallen drohte: Es ist viel weniger Japan, als England, das uns diesen Streich spielt. Ganz gewiß hat der verschlagene und machtlüsterne japanische Premierminister Okuma, der nichts von der politischen Kunst und dem Weitblick eines Katsura oder auch von der Pflichttreue und weisen Zurückhaltung eines Saionji an sich hat, mit dieser Kriegserklärung die Absicht verfolgt, sich vor inneren Schwierigkeiten zu retten; sein Ministerium war überhaupt nur das Produkt innerpolitischer Wirren, des Kampfes zwischen Heeres- und Flottenpartei, zwischen expansionslüsternen Rüstungstreibern und warnenden Volkswirtschaftlern, und er gedachte die voraussichtliche Kürze seiner Amtsführung verlängern zu können, wenn er seinem Reiche eine neue Kolonie in China, damit die ersehnte dauernde Stellung einer führenden Macht in Ostasien und somit eine Befriedigung der im gelben Inselvolke schlummernden nationalen und chauvinistischen Instinkte brächte. Aber das war nicht das Ausschlaggebende. Maßgebend war das Diktat Englands. Nach dem Siege über Rußland erblickte das Japan von heute in dem Bündnis mit dem gewaltigen England die Krönung seines Aufstiegs zur Weltmacht. Dieses Bündnis aufgeben, ohne gleichzeitig ein neues mit einer starken europäischen Macht zu schließen, bedeutete für Japan zum mindesten moralischen ein Abstieg von der erreichten Höhe. Deshalb allein schon wiegt Englands Wort schwer beim Reiche des Mikado. England hat Japan in den Krieg mit Rußland gestürzt und hat ihm so zum Ruhme eines ersten Sieges über eine weiße Macht verholfen, aber es ließ es geschehen, daß Japan im Frieden von Portsmouth ohne Kriegsschädigung blieb, und daß es so auf immer an das Gängelheil der Londoner Börse gebannt blieb. Zum moralischen kam so der finanzielle Druck. Und so zwang England, dem es um die gründliche Vernichtung der ganzen deutschen Weltmachts- und Handelsstellung zu tun war, dem also vor allem ein Auslöschen der wundervollen deutschen Anfänge in China am Herzen lag, Japan zum Kriege. Der Premierminister Okuma sagte in der Sitzung des japanischen Unterhauses: „Es ist aufrichtig zu bedauern, daß Japan unter dem Zwange der ihm aus seinem Bündnis mit England erwachsenden Pflicht . . . Deutschland hat den Krieg erklären müssen.“

Der englandfreundliche Minister des Aeußeren, Rato, der einst das englisch-japanische Bündnis abgeschlossen hat, erklärte: „Wie aber oben gezeigt, war schließlich England zur Teilnahme am Kampfe gezwungen, und im ersten Teile des August ersuchte England die kaiserliche Regierung um ihren Beistand entsprechend den Bestimmungen des englisch-japanischen Bündnisses . . . Deshalb und besonders, weil es von seinem Verbündeten um Hilfe angegangen wurde . . . konnte Japan, das in jenem Bündnis das Grundprinzip seiner auswärtigen Politik erblickte, nicht anders handeln, als dem Ersuchen stattzugeben. Japan hatte weder Wunsch noch Neigung, in den gegenwärtigen Kampf verwickelt zu werden.“ Und der am schwersten mit Zukunftssorgen beladene Finanzminister Wakatsuki meinte: „Die Regierung bedauert, daß sie gerade zu dieser Zeit, wo die Finanzen des Reiches verschiedener Reformen bedürften, unglücklicherweise gezwungen war, mit einer befreundeten Macht Krieg zu beginnen.“ Klarer als diese drei Minister des Mikado kann man es nicht ausdrücken, daß man leider ein Vasall Englands und diesem auf Gedeih und Verderben verpflichtet war! Interessant ist aber auch, daß die Regierung im Parlament einer heftigen Opposition begegnete, daß der Ministerpräsident von den Parteien scharf angegriffen wurde, daß

man die Kriegskosten von 66 Millionen Yen für viel zu hoch fand, daß man ein klares Finanzprogramm für die Zeit nach dem Krieg verlangte uß. Besonders schwerwiegend war der Vorwurf, das Auswärtige Amt in Tokio sei überhaupt nur noch eine Filiale der englischen Regierung, die Regierung sollte aufpassen, daß dieser Krieg nicht etwa die Ausschaltung Japans aus der Zahl der Großmächte zur Folge habe. Allgemein vermißte man den Nachweis, daß der Friede in Ostasien überhaupt bedroht gewesen sei . . . denn erst dann ist der englische Bündnisfall gekommen! — Und die Beweismittel hierfür waren so schwach, daß der Minister des Auswärtigen zu dem üblen Mittel einer geheimen Sitzung greifen mußte, um darauf zu antworten!

Jedenfalls geht aus diesen Aktenstücken ganz klar hervor, wer der eigentliche Friedensstörer in Ostasien war. Betrachten wir nun aber die ersten Wochen der Kriegführung in Ostasien. Es soll hierbei nicht die Rede sein von den militärischen Ereignissen, von der für Japan tief beschämenden Tatsache, daß man die Japaner nicht etwa allein die „Gelben-tat“ der Belagerung von Tsingtau vollbringen lassen wollte, sondern ihnen englische Truppen beigab. Beim ersten abgeschlagenen Sturm auf unsere Festung werden ja beide Teile ihren Lohn schon gleichmäßig abbekommen haben, wenn nicht die Engländer, hier wie in Europa, so vorsichtig waren, ihrem Verbündeten die gefährdeten Stellen zu überlassen. Aber wenn schon die Einsicht uns etwas milder gegen die Japaner stimmen konnte, daß sie nicht freiwillig gegen uns loschlügen, sondern, daß die englische Knute hinter ihnen stand, so spricht noch eins zu ihren Gunsten: In Japan leben etwa 900 Deutsche, von denen ungefähr 150 dem Rufe ihres Kaisers zu den Waffen gefolgt und nach Tsingtau abgereist sein mögen. Wir bangten nicht wenig um das leibliche Wohl der Zurückgebliebenen, uns allen in der Heimat schien der Gedanke an japanische Gefängnisse und Konzentrationslager fürchterlich. Diese Sorgen sind bis jetzt nicht Wirklichkeit geworden. Die deutsche Zeitung ist zwar geschlossen worden, und ihr verdienter Leiter wurde ausgewiesen. Das ist hart, aber es war nach manchen Umständen zu erwarten. Die geistigen Qualen unserer Landsleute, die vollkommen unter dem Zwange der englischen Lügennachrichten und ihrer Berlagsstellen in der japanischen Presse stehen müssen und zu denen nur selten und nur unvollkommen die Wahrheit durchdringt, sind unaussprechlich. Aber Japan behandelt sie wenigstens gut. Sie sind frei, sie dürfen ihren Geschäften nachgehen, sie werden höflich, und sogar nach einzelnen Berichten freundlich behandelt. Japan will der Welt beweisen, daß es nicht umsonst deutsche Humanität und deutschen Geist studiert habe, daß es wirklich das ostasiatische Kulturvolk sei, als das es immer gelten wollte! Eine schöne Geste, aber wenigstens ein Versuch zur Anständigkeit!

Was aber tat England? Der deutsche Dampfer, der 240 Frauen und Kinder, darunter kleine Säuglinge, von dem vor der Belagerung stehenden Tsingtau weg nach dem neutralen Tientsin bringen wollte, und der sie mit allen nur möglichen Bequemlichkeiten in zwei Tagen über See führen sollte, wurde von englischen Torpedobooten gerammt. Eine Panik entstand an Bord. Der Dampfer wurde aufgehalten und schließlich nach dem englischen Weißeiwei geschleppt. Die Besatzung wurde bei Wasser und Brot ins Gefängnis geworfen, die englische Wache an Bord betrank sich und belästigte in der gemeinsten Weise die Frauen. Den Chinesen erlaubte man zu stehlen und zu plündern. Und schließlich kaperte man den Dampfer und setzte seine wehrlosen Reisenden

auf den kleinen nur für 80 Chinesen-Passagiere bestimmten, 24 Kabinen enthaltenden Chinesenlasten „Schenking“, den man ohne Bedenken auf die hohe See hinausgeschickte und der es einem glücklichen Zufall verdankte, daß er heil mit den von fünftägiger Fahrt völlig zusammengebrochenen Frauen und Kindern nach Tientsin gelangte. Das ist ein Mangel an der vielgerühmten englischen Ritterlichkeit, das ist auf gut Deutsch gesagt eine Schenlichkeit, die gerade in Ostasien doppelt peinlich wirkt, wo sich der Engländer so gern als den Vorkämpfer der weißen Rasse bezeichnet. Das ist eine Schurkerei, die um so größer ist, als der deutsche Gouverneur von Tsingtau sich in der zuvorkommendsten Weise für die englischen Frauen und Kinder eingesetzt hatte, die er unter allen nur denkbaren Sicherheits- und Bequemlichkeitsmaßnahmen bei Kriegsausbruch aus Tsingtau wegsandte. Diese Entfernung war nötig, um Frauen und Kinder nicht der harten Belagerung auszusetzen. Das englische Hongkong aber ist nicht belagert, ist nicht gefährdet, ist keinem Angriff ausgesetzt. Und doch wies England alle dort lebenden Deutschen, die dort Geschäfte, Eigentum, Lebensunterhalt haben, einfach aus und gebot ihnen, bis zum 1. November die Insel zu verlassen, natürlich mit Ausnahme der wehrfähigen Männer, die man in ein Konzentrationslager sperrte. Und das geschah, obgleich in Tientsin, in Schanghai, in Hankau, also in den internationalen Niederlassungen, sich die deutschen Freiwilligenkompagnien wie früher unter das englische Oberkommando stellten, im gemeinsamen Interesse einer etwaigen Verteidigung dieser internationalen Niederlassungen gegen chinesische revolutionäre Umtriebe. Die Deutschen erkannten, wie auch die Engländer in diesen internationalen Niederlassungen, daß eine gegenseitige Feindschaft in diesem Momente zum Schaden der ganzen weißen Rasse wäre, die englischen Machthaber in London, die jetzt die Fäden auch der ostasiatischen Kriegführung lenken, setzen sich strupellos über solche Vorurteile weg und überlassen dem Bundesgenossen Japan die Anwendung humaner und anständiger Kriegsregeln in der Behandlung wehrloser, schuldloser und hilfloser Angehöriger feindlicher Staaten. In meinem Artikel in Nr. 35 der „Hilfe“ habe ich geschrieben: Es kann nicht deutlich genug gesagt werden; der Text des japanischen Ultimatus mag in Tokio verfaßt sein, die Erlaubnis zum Absenden ist in London gegeben worden. Nach dem jetzt vorliegenden Material kann ich weitergehen und sagen: Der Text mag in Tokio geschrieben worden sein, er ist aber nach Londoner Diktat geschrieben. Meinem damaligen Schlußsatz aber: England ist es, das mit den Völkern in Ostasien spielt, und es kann nur unser aller aufrichtiger Wunsch und härtester Wille sein, diesem England jetzt einmal für alle Zeit solches Tun unmöglich zu machen, diesem Sage habe ich nichts hinzuzufügen!

Paul Rohrbach / Der Krieg in der Schule

Vom preußischen Schulmeister hat man gesagt, daß er es war, der die Schlacht bei Königgrätz gewonnen hat. Das Wort ist so populär geworden und wird so sehr als Natürliches behandelt, daß die meisten sich wundern werden, wenn sie hören, daß ihm auch widersprochen worden ist. Der Widerspruch lautete: Schulmeister jawohl, aber, er hieß Clausewitz! Jener General von Clausewitz starb.

1831 und war zwölf Jahre Direktor der preussischen Allgemeinen Kriegsschule. Er hinterließ ein mehrbändiges Werk „Vom Kriege“, in dem der sehr einfache, aber unendlich große Satz steht: Der Krieg ist nichts weiter als die Fortsetzung der Politik mit veränderten Mitteln.

Das klingt im ersten Augenblick so gut wie selbstverständlich. Betrachtet man aber den Gedanken näher, so zeigt sich, daß es unmöglich ist, irgendeinen großen Krieg zu verstehen oder darzustellen, ohne daß der Darsteller sich und seinen Zuhörern Rechenschaft davon gibt, woher der Krieg kam und wohin er führen sollte oder führen soll. Auch wir können uns nicht damit begnügen, den Krieg und allenfalls noch die unmittelbar vorhergehenden Ereignisse als ein Objekt für sich zu nehmen und darzustellen. Wollten wir das tun, so würden wir als Lehrer schon gleich bei der wichtigsten aller Eingangsfragen scheitern, der Frage, woher es geschah, daß in so überwältigender Weise die Einheit des gesamten Volksempfindens sich offenbarte. Auf den höheren Schulen, die fast nur von der Jugend der gebildeten und bemittelten Schichten besucht werden, wird diese Tatsache kaum ein besonderes Nachdenken hervorrufen. Anders in den Oberklassen der Volksschulen, zumal in den großen Städten und Industriebezirken, und vor allen Dingen in der Fortbildungsschule. Die Mehrzahl der jungen Leute, die dort lernen, haben zu Hause, soweit sie solchen Dingen schon ein Interesse zuwandten, über den Krieg nur als eine verbrecherische Ausgeburt des Militarismus, der Ländergier, des Völkerrasses usw. reden gehört. Mit einem Mal in der Praxis ist das alles ganz anders. Es wäre oberflächlich, sich einfach auf die bequeme Formel zurückzuziehen: ja, wir sind angegriffen worden, und außerdem geht es gegen den rückständigen und barbarischen Zarismus in Rußland! Die Wurzel unseres Einheitsempfindens in diesem Kriege liegt tiefer. Man kann sie nur aufdecken, wenn man zurückgreift bis auf die Anfänge des neuen deutschen Wirtschaftszeitalters, auf das Emporkommen des Gegenjages zu England, auf die Flotte, auf die Weltpolitik und die Umwandlung aller unserer nationalpolitischen Daseinsbedingungen.

Der Krieg in der Schule heißt also, gemäß dem großen Schulmeister des preussischen Heeres und der deutschen Kriegskunst, Clausewitz: zuerst Einführung der Schüler in die Elemente unserer auswärtigen Politik, soweit sie dazu erforderlich sind, um das Heranwachsen des Kriegsschicksals zu verdeutlichen, und danach die Erklärung der Ereignisse des für den Krieg geschaffenen Organismus zu Lande und zu Wasser, der Wirkungen auf das Wirtschaftsleben, der Maßnahmen für den Erfolg zu Hause und im Felde und so fort.

Man kann das, was über den Krieg in der deutschen Schule zu sagen ist, mit einem Worte darüber anfangen, was die deutsche Schule mit diesem Krieg zu tun hat. Noch mehr: man kann sagen, daß die deutsche Schule diesen Krieg mit zur Notwendigkeit gemacht hat, oder wenn nicht zur Notwendigkeit gemacht, so doch den anderen Völkern mit die Ursache zu ihrer Feindschaft gegen Deutschland geliefert hat. Keine von den Höchstleistungen unserer Industrie ist denkbar ohne die deutsche Wissenschaft, und unsere Wissenschaft wiederum, die reine wie die praktisch-technisch angewandte, nicht ohne den einzig in der Welt dastehenden Unterbau unserer höheren und mittleren Schulen, Fortbildungsschulen, Volksschulen. Unser Schulsystem macht es uns möglich, alle, auch die untersten Plätze im Organismus unseres Wirtschaftslebens mit Kräften zu besetzen, die besser vorgebildet sind, als bei irgendeinem anderen Volke. Von hier aus kommt es zu der je weiter nach oben, desto schärfer und enger werdenden

Konkurrenz, in der das Kräftermaterial für die Besetzung der leitenden Stellen ausgesondert wird. Das Entscheidende dafür, daß wir hierbei im Wettbewerb unter den Völkern am besten abschneiden, ist der hohe Durchschnitt unserer Vorschulung.

Ich habe bei Heinrich v. Treitschke im Kolleg einmal das Wort gehört: Die Deutschen sind ein Volk, bei dem immer die eine Hälfte die andere examiniert. Das war halb spöttisch, halb lobend gesagt. Ueber unser Prüfungs- und Berechtigungswesen haben sich viele Leute, Inländer und Ausländer, aufgehalten, und es gibt ja Naturen, die im Kern tüchtig sind, aber gerade keine tauglichen Prüfungsandidaten. In England und in Amerika befolgt man die Methode, den Leuten die Prüfung, wenn sie keine Lust dazu haben und ihr Vorwärtskommen lieber auf praktischem Wege versuchen wollen, zu schenken. Man bekommt auch so sehr tüchtige Chemiker, Baumeister, Elektrotechniker usw. Ihr Schulwissen ist gering, aber sie haben in der Praxis von unten auf gelernt, reiche Erfahrungen gesammelt und ihre natürliche Begabung entfaltet.

In Deutschland muß unerbittlich schulmäßig gelernt werden, und diese Organisation des Massenunterrichts, die uns bisher weder die Angelsachsen noch die Romanen nachmachen konnten, bildet den Urgrund dafür, daß die englische und französische Industrie, zunächst was die unentbehrliche wissenschaftliche Grundlage und danach auch was die praktischen Leistungen anging, gegen die deutsche ins Hintertreffen geraten sind. Die Engländer haben in den letzten Jahren selber immer stärker den Schreckensruf ausgestoßen: die Schulung der Deutschen ist so viel besser, daß sie uns tot zu lernen drohen!

Ohne die deutsche Schule hätte es nicht zu den beispiellosen Fortschritten der deutschen Industrie kommen können, und ohne die England beängstigenden Erfolge unseres Gewerbes auf dem Weltmarkt nicht zu der englischen Einkreisungspolitik und zu dem Bündnis Englands mit Rußland und Frankreich. Die deutsche Flotte, deren Wachstum die Aufregung der Engländer von Jahr zu Jahr steigerte, ist in doppeltem Sinne ein Kind der deutschen Schule, denn unser Schulsystem ist am letzten Ende die Mutter all der technischen Fortschritte, auf denen sowohl die Industrie, um deretwillen die Flotte geschaffen wurde, als auch das Konstruktionsgenie, das unsere Schiffe baute, beruhen. Nur der unerbittliche, sich selber stets weiter und weiter treibende deutsche Schul- und Bildungszwang hat die Güter, die wir heute verteidigen müssen und die Rüstung, die uns den Sieg im Kampfe geben wird, zugleich herstellen können.

Das sind die Dinge, die dem Lehrer und dem Schüler erst deutlich sein müssen, bevor er Verständnis für den Ursprung dieses Krieges gewinnen kann. Der Kriegsgrund für unsere Gegner ist aus dem Lebensgrund Deutschlands selbst hervorgegangen. Den Anfang machte die politische Einigung, die uns die Feindschaft Frankreichs einbrachte. Wer sich das richtig vorstellt, wird auch ohne weiteres begreifen und es anderen begreiflich machen können, warum die Franzosen vergleichsweise unsere anständigsten Gegner sind, warum der Kampf mit ihnen ohne innere Erbitterung geführt wird, und die meisten unter uns ohne weiteres bereit sind, nach dem Siege das französische Volk an seinen Lebensgrundlagen und an seiner Ehre zu schonen. Zwischen uns beiden geht es eigentlich nur um die politische Rangstellung, in der die Franzosen den Vortritt beanspruchen. Sie haben sich darum durchaus mit uns schlagen wollen; daß wir sie außerdem

weltwirtschaftlich weit überflügeln, berührt sie weniger. Gut, man schlägt sich, der eine Partner wird abermals abgeführt; vermutlich sieht er ein, daß er den Degen senken muß und tritt auf die Seite.

Verfolgen wir aber, was England gegen uns hat, so sehen wir, es will uns ans Leben, weil es nicht ertragen zu können glaubt, daß unsere Handelsinteressen und ihr bewaffneter Schutz auf der Erde gleichwertig neben die seinigen treten. England will das vernichten, wofür unsere ganze Lern- und Bildungsarbeit von der Volksschule bis zur Universität das geistige Fundament bildet. Wenn England siegt, so hat die deutsche Schule ein halbes Jahrhundert umsonst gearbeitet. Rußland ist in diesem Zusammenhang nur der starke Barbar mit der Keule, dessen Wut gegen den Deutschen der Engländer benutzt, bei dem er aber schon heute daran denkt, wie er ihn nachher unschädlich machen kann.

Daß der Schulunterricht die letzten und tiefsten Motive der politischen Entwicklung erfährt, die ihre Fortsetzung in dem „veränderten Mittel“ des Krieges findet, ist unmöglich. Er muß aber, wie wir sahen, grundsätzlich den Krieg in den Zusammenhang des politischen Bildes stellen, das der Lehrer dem Schüler entrollt. Ohne das ist es nicht möglich, die Unterweisung über den Krieg unter die notwendigen Gesichtspunkte der nationalen Sittlichkeit in höherem Sinne zu stellen. Mit den alten, einfachen Motiven der Vaterlandsliebe und Herrschertreue allein, so wertvoll sie sind und so stark sie betont werden müssen, kommen wir heute bei weitem nicht mehr überall aus, und selbst dort, wo man praktisch damit auskäme, wäre es nicht ratsam, allein diese Saiten anklingen zu lassen. Erst wenn der Krieg nicht als ein zusammenhangloses Stück Schicksal, sondern als Folge der eigenen nationalen Zielstrebigkeit und als Durchgangsstadium zu einer nationalen Zukunft begriffen wird, auf die unsere Schularbeit ebenso hinführt wie unsere Werkstätten, unsere Fabriken und unsere Kontore — erst dann sind wir imstande, der Jugend die ganze Organisation des Krieges, die Vorbereitungsarbeit, die Opfer, die er fordert, und die Ansprüche, die er stellt, im rechten Lichte zu zeigen.

Wir haben drei große Feinde, hat unlängst ein gefangener englischer Offizier gesagt: Krupp, Rauen und die preußische Eisenbahnverwaltung. Wer imstande ist, dies Wort einem Fortbildungsschüler richtig zu erklären, der weiß auch, wie er den Krieg als Ganzes in der Schule zu behandeln hat!

J. Gmelin / Russische Geschichtsentwicklung

Daß es für uns Deutsche zurzeit keinen wichtigeren Gegenstand unseres Studiums gibt als Rußland, bedarf für niemand der besonderen Verweissführung. Schon weil es gottlob zur deutschen Art gehört, einen Gegner, mit dem man wirklich fertig werden will, zunächst möglichst gründlich kennen zu lernen und also zu studieren. Hat uns das, wie man heute zuversichtlich aussprechen darf, die Ueberlegenheit, wirtschaftlich und kulturell, gegenüber den vorgeschrittensten Nationen Europas, England und Frankreich, gesichert, so muß es erst recht gegenüber Rußland praktiziert werden. Und zwar handelt es sich eben da um eine noch zu leistende Aufgabe. Denn gegenüber Frankreich und England darf diese Arbeit ja wohl als geschehen gelten, insofern wir sie ebenso aus theoretischer als aus praktischer Bekanntschaft von unzähligen kennen, die da von dem einen Lande zum

anderen den Weg gefunden haben, erleichtert durch die Schulvorbereitung, die eben diesen Ländern einen so großen Teil unserer Jugendzeit opfern läßt. Aber wer kennt Rußland? Stehen doch da zwei große Hindernisse im Weg, die bei den anderen Ländern wegfallen. Das eine sind die riesigen Raumverhältnisse des Landes, indem es sich da alsbald um das Zehn- bzw. Zwanzigfache von Frankreich oder England handelt. Und wenn auch diese Schwierigkeit einigermaßen ausgeglichen wird durch die relative Gleichförmigkeit des Gesichtes, die dem sarmatischen Osten eigen ist, und zwar kaum weniger wirtschaftlich-kulturell als rein geographisch, so wird zum um so größeren Erschwernis der zweite Umstand: die Sprache. Wer von uns, und zwar nicht bloß in Deutschland, sondern überhaupt in Westeuropa, lernt Russisch? Wohl hört man da gern den Einwand, daß dies nicht nötig sei, da alle besseren Russen doch entweder Deutsch oder doch Französisch können, abgesehen von den vielen Deutschen in Rußland, an die man sich halten kann. Aber damit kommt man doch immer nur an die „besseren“, d. h. gebildeten Russen heran, während das Herz des Volks einem fremd bleibt. Um so froher müssen wir sein, sooft wir einem begegnen, der Rußland wirklich nicht bloß von außen, sondern auch von innen her kennt, damit, daß er Rußland nicht nur wiederholt bereist, sondern eben auch mit der Kenntnis der russischen Sprache und auf Grund einer gründlichen Vertrautheit mit seinen geistig führenden Männern bereist hat und nun die Ergebnisse dieses Studiums in gründlicher Form uns wiedergibt.

Ein solcher Mann ist derjenige, auf den wir hiermit die Aufmerksamkeit der „Hilfe“ aufmerksam machen möchten: Th. G. Masaryk, der protestantisch-tschechische Professor in Prag, dem literarisch und journalistisch Gebildeten bekannt als geistiges Haupt jener Partei unter seinem Volke, die auf dem Boden einer sozialen Rechtsordnung, die auch den großen Forderungen des Geistes und so der Religion ihr volles Genüge zuteil werden läßt, eine aufrichtige Versöhnung mit dem deutschen Volke erstrebt. Von einem solchen Mann, der als geborener Slave mit dem Russischen ungleich leichter zurechtkommen konnte, als dies dem Deutschen möglich wäre, sich leiten zu lassen, wird hier zu um so größerer Genugtuung, je mehr derselbe bei aller Sympathie für seine slawischen Stammverwandten doch durchaus auf dem Boden der westlichen, und zwar deutschen Kulturgenossenschaft steht und so schon in der Einleitung seines Werkes den gewaltigen Gegensatz betont, der aller Rassengemeinschaft zum Troß zwischen den westlich, d. h. europäisch Gebildeten, und den eigentlichen Russen klafft und der heute die westlich erzogenen Völker, neben den Tschechen namentlich auch die Polen, in dem gegenwärtigen ungeheuren Ringkampf mit voller Seele auf der westlichen, d. h. deutschen Seite gegen den Osten stehen läßt. Demgemäß bildet denn auch das Buch, in dem er die Ergebnisse seines Studiums niederlegt, ein ganzes Arsenal von Waffen für uns, das unbenutzt zu lassen, einfach unverantwortlich in unserer heutigen Lage wäre.

Es handelt sich um das unlängst bei Diederichs-Jena herausgekommene zweibändige Werk: „Zur russischen Geschichte- und Religionsphilosophie. Soziologische Skizzen.“ Nur daß in den zirka 900 Seiten sehr viel mehr steckt, als dieser etwas abstrakte Titel vermuten läßt, nämlich eine Uebersicht über die russische Geschichte- und Geistesentwicklung überhaupt, wie sie nur eine umfassende Kenntnis der geistigen Führer dieses großen Volkes ermöglicht. Unter diesen hat Dostojewskij es dem Verfasser besonders angetan: so sehr, daß beide Bände immer erst als Vorbereitung

für eine gründliche Auseinandersetzung mit diesem russischen Hauptbender erscheinen, der uns in Fortführung dieser Arbeit später vorgeführt werden soll. Ob eine solche Spezialarbeit sich wirklich lohnen wird, ist eine Frage für sich, von der aber der Wert der vorliegenden beiden Bände nicht weiter abhängig ist. Erfüllen sie doch den Zweck, uns mit dem russischen Denken und Fühlen nach seinen Hauptträgern bekannt zu machen, für sich allein vollauf, und so, daß der Kreis derer, die sich durch das ganze Werk durcharbeiten werden, nicht allzu groß werden dürfte. Um so weniger sollten sich die an einer intimen Kenntnis Rußlands Interessierten dieses Wert entgehen lassen, während für die allgemeine Lesertwelt hier wenigstens die für uns heute wichtigsten Ergebnisse aus der einleitenden Uebersicht über die russische Geschichts-Entwicklung herausgezogen werden sollen.

Das erste, was dem historisch Gebildeten bei Betrachtung der ganzen russischen Geschichts-Entwicklung, zumal aber in ihren Anfängen, auffällt, ist der weitgehende Mangel an politischer Gestaltungskraft, der die Slaven überhaupt im Unterschied von den Germanen und Romanen kennzeichnet. In wunder schöner Weise hat diese politische Gestaltungsunfähigkeit ihr Dokument gefunden in jener Einladung an die normannischen Waräger, die den Eingang der russischen Geschichte im 9. Jahrhundert unserer Zeitrechnung bezeichnet, zu ihnen, den Russen, zu kommen, da sie Land genug und ein schönes reiches Land besitzen, aber keine Ordnung fertigbringen: „Kommt also und herrschet über uns!“ Während allerlei russische Autoren aus nationaler Eigenliebe sich Mühe gegeben haben, nachträglich diese Urheber des russischen Staates für sich in Anspruch zu nehmen, hält M. als das Wahrscheinlichere an dem germanischen Charakter jener Waräger — wie auch des Namens „Russe“ — fest. Und das stimmt mit dem, was er sonst über den angeborenen Charakter der ältesten Russen bzw. Slaven überhaupt zu sagen weiß, der eben in seinem Widerstreben gegen eine feste politische Ordnung bzw. Polizei überhaupt seine innere Verwandtschaft mit den wüsten Auswüchsen jenes Sinns, Nihilismus und Anarchismus, offenbart. Ob man aber mit diesem unpolitischen Sinn auch die den alten Slaven nachgerühmte „Tauben-“, d. h. untriegerische Natur in Verbindung bringen bzw. an diese überhaupt glauben will, ist nach M. eine Sache für sich. Er selbst ist in dieser Hinsicht geneigt, keinen allzu großen Unterschied zwischen den Vorfahren der heutigen Slaven und den alten Germanen anzunehmen. Meistens habe ich mich hier darüber gewundert, daß M. diese angeborene Zügellosigkeit nicht mit etwas anderem in Verbindung bringt, woraus dieselbe zum guten Teil natürlich sich erklärt: nämlich mit der Natur des Landes, das den Stammväter der heutigen Slaven zufiel, an den Ostabhängen der Karpathen, von denen der eine am meisten nach Südwesten verschlagene Zweig der Gesamtfamilie (die Kroaten) ja noch ihren Namen haben. Wem, der diese ungeheure sarmatische Tiefebene, wie sie sich von da unabsehbar nach Osten ausdehnt, ins Auge faßt, drängt es sich nicht von selbst auf, daß eine solche unbegrenzte Ausdehnungsfähigkeit die Neigung zur Zügellosigkeit von Natur ins Blut legen mußte, zumal hier keine gefährlichen Kämpfe mit vorherigen Besitzern gleichwertiger Rasse auszufechten waren, sondern es sich in der Hauptsache um noch menschenleere Räume handelte. Nur daß als natürliches Gegengewicht gegen dieses grenzenlose In-die-Weite-Streben sich dann auch das Bedürfnis einer weitgehenden patriarchalischen Familienzusammengehörigkeit geltend machte, aus der dann die merkwürdigen sozialen

Gebilde, die dem Slaventum eigen sind, sich erklären, vor allem die russische Dorfcommunio des „Mir“ (dem die serbische Hauscommunio der Zadruga zur Seite steht), ohne daß deren Verwandtschaft mit dem, was Cäsar von den alten Sueben und deren wechselnder Landverteilung berichtet, hier übersehen werden kann.

Ein Zweites, mit dem Ersten Zusammengehöriges, was für das alte Rußland zu konstatieren von Wichtigkeit ist, ist die weitgehende freiheitlich-demokratische Verfassung, wie sie die ältere Zeit überhaupt, die Periode des Kiewschen Teilsfürstentums in der Nachfolgerschaft der Kurischen Nachkommen, kennzeichnet im Unterschied von dem späteren Moskauer Großfürstentum, das von Anfang an jenen Zug, den man unter „Moskowitzertum“ versteht, deutlich verrät. In der älteren Periode ist die Freiheit nicht bloß des adligen, sondern auch des gewöhnlichen Bauers schon dadurch gewährleistet, daß der Uebergang von einem Teilsfürstentum in das andere jederzeit freistand. Dagegen ist für das Aufkommen des Moskauer Großfürstentums, das dem Russen späterhin vor allem durch die Ueberwindung des Tatarentums als rettender Pol erschien, ein zentralistisch-uniformierender Zug bezeichnend, der jenes Verdienst der nationalen Befreiung ausglich durch das, was der Geist des Absolutismus, der hier in die russische Geschichte seinen Einzug hielt, an sonstigen Freiheiten kostete: und zwar vor allem durch das Bündnis mit der religiösen Institution, der Kirche.

Schluss folgt.

Helene Voigt-Diederichs / In der Heimat

Rostrot branden unter dem Balkon die Wellen des Parks. Vereinzelt, in silbernen Köpfen schäumt das Pappellaub. Aus jedem Fenster des gegenüberlosen Häuserzugs strecken die Fahnen flatternde Siegeshände. Antwerpen unser! Staubkreise, wie Nebel, wirbeln gegen den Himmel auf, der schwer und trübe sich spannt, finster gestreift, die helleren Stellen rauchig orange, drohender noch als die zusammengeschobenen Schwaden von Dunst.

Drüben am Teich liegen die alten Pappeln hingemäht, die stammfaulen wie die gesunden, einmal eine ganze Reihe mit einem einzigen Wurzelballen ausgehoben. Es ist schlimm, wenn die Herbststürme die Kronen noch im Laub finden; furchtbar werden Widerstand und Tod. Aber wer hat heute Zeit, um Bäume zu trauern!

Heller wird der Himmel, zerreißt gegen Süden; ein weißes Vormittagslicht fällt herab. Kraftlos taumeln die Flügel des Sturms; aus dem bedrohlichen Ungeheuer ward ein Kinderdrachen, der nicht mehr fliegen mag. Und durch das verbrandende Zischen der Blätter schwillt, verweht und unterbrochen noch, aber immer stetiger, der Klang von Liedern im Marschtakt.

Ganz wie zur Friedenszeit kommen die Soldaten heim von den Übungsplätzen. Aber wo sind sie, die rostigen Rehlen, gefühlvoll und durstig, die Morgen für Morgen über diesen uralten Weisen Staub und Hitze, Kälte, Langeweile und die Einförmigkeit des Drills vergaßen — dieses vielgeschmähten Drills, der zur Stunde unser Volk draußen groß macht im Tragen und Erfüllen! Wo sind sie? Lange Spalten in den Zeitungen antworten — ach, wie tausendfach durchsucht von Blicken, wahrheitsbang, voll Hoffnung nicht zu finden und fiebernd vor Angst, daß doch neben dem geliebten Namen

das kleine unerbittliche schwarze Wort starrt! Und an die Lippe der Tapferen schließen sich Berichte vom Soldatengrab in Feindesland — zwei Knüttel, zum Kreuz gebunden, Helme drauf und vielleicht eine Träne aus dem Auge des Kameraden, wenn der, der das Grab grub, noch Tränen hat.

Aber die Lieder der toten Sänger leben und werden weiter gesungen, junge helle Stimmen tragen sie, die Stimmen von Siebenzehnjährigen, die in zwei Reifemonaten zu Männern geworden sind und über jede Abenteuerlust hinaus nichts wissen als das eine: sie müssen dasein. Schon naht, von dünnem Licht und Blätterwirbeln gesegnet, ein erster Trupp — Uniformen, vorwiegend blau, zu weit, zu lang — Knaben-gesichter mit dem Stempel des Lebens, von dem sie herkommen, aus Gymnasien, Schreibstube oder Bauernhaus, von Handwerk oder Labentisch — keines ist übermütig, keines berauscht, ernst und freudig, ein wenig nachdenklich oft die junge Stirn: sie wissen schon, es gilt mehr da draußen, als Fahnen und Siege heimbringen.

In kleinem Abstand auf der grauen Straße wird ein zweiter Zug sichtbar und weiterhin einer und immer noch einer — eine Wolke von Gesang; Stimmen und Lieder der einzelnen Häuflein mischen sich wunderbar. Kein Ton und kein Wort wird deutlich — ein scharfes sieghaftes Brausen, Sturm im Eichenwald; gemeinsam als Grundton der eiserne Marschschritt mit dem harten schnalzenden Rollen der schwingenden Sohlen anhebend, in dem all das vielfache Leben sekundenlang deutlich wird — der Fuß fällt zurück, ein einziges Dröhnen, ein einziger Wille und Siegerzorn.

„... Wir marschieren weiter, weiter immerzu,
Morgen marschieren wir nach Frankreich zu...“

Diese Worte sind es, die plötzlich hell vom nachrückenden Brausen vorweggetrieben werden, als der vorderste Trupp des blauroten Heerwurms vom Parkrande mit scharfer Biegung in die Stadtstraße einschwenkt.

Ende Juli, ein paar Tage lang, hieß es anders da unten.
„Rußland, ach Rußland, läßt uns keine Ruh’,
Morgen marschieren wir nach Rußland zu...“

Wie herrlich bildsam bleibt in den Kasernen die Ueberlieferung der alten Soldatenlieder! Für jeden Fall und für jede Stimmung haben sie ihren besonderen Schnörkel; Namen können vertauscht und Silben zum Nachdruck eingefügt oder verdoppelt werden, Lachen und Pfiff sogar lassen sich einschleichen und fügen sich ohne weiteres der Melodie.

Ende Juli — wie mancher von denen, die damals sangen, ist nicht nach Frankreich und nicht nach Rußland gekommen, schläft in belgischer Erde — aber die deutsche Fahne weht über Antwerpen, und unüberwindlich schreitet jenseits des Rheins die Bergeltung:

„... Deutsche Infantristen schießen gar so gut,
Weh’ dir, ach weh’ dir, Franzosenblut...“

Scharf zerreißt an den Häuserwänden der Faden des Liedes, das nicht droht und nicht klagt und in seiner Unerbittlichkeit sogar dem Feind gegenüber den Krieg noch als gemeinsames Unglück empfinden kann. Ein neuer Trupp rückt über den hellen offenen Platz, andere Stimmen und andere Worte lösen sich, wissen von der Nachtigall, die so oft in Lust und Tod des Soldatenlebens hineinsingt. Nachklänge des alten Malbrud-Liedes:

Und über sein Grab ward geschossen
Mit Pulver und mit Blei.
Da broben auf jenem Berge
Sang eine Nachtigall.

Sie sang dem Fahnrich zu Ehren
Für seine Tapferkeit,
Widerstandskraft, Juchheirassa,
Für sei—ne Tapferkeit... .

Und in das verhallende „Tap—fer—keit“ bricht es hoch und hell von rückwärts hinein:

Ja wir Deutschen, wir sind mutig,
Ist der Kampf auch noch so blutig,
Mutig ziehn wir ins Gefecht,
Ja wir Deutschen haben recht.

Wenn wir unsre grauen Mäntel
Um ein deutsches Mädchen hängen;
Ei, so fühlt sie keinen Schmerz,
Treu ist ja das deutsche Herz... .

Die Weise ist ein Trompetenstoß, Flammen schlagen durch das Gemisch von Volkslied und neuzeitlichem Patriotismus. Wo gibt es je in diesen Liedern ein Brücken mit Ehre und Sieg? Ruhm gebührt einzig dem Helden, der mit der Kugel in der Brust auf grüner Heide liegt! Zwar, die Waffen heißen anders, schrecklicher heut; da ist es nicht getan mit Kanone, Karabiner und Bajonett, und aus der Mitte um die Flasche Wein, „daß meine Wunden gekühlt sein“, ward die Klage nach dem Lazarett, „daß meine Wunden verbinden tät“. Tatsachen verklären sich, und jede Poesie verbichtet sich zur unmittelbaren Erscheinung: Frankreich, Reiterdod und die Nacht in finsterner Mitternacht werden aus einem verschollenen Dasein in die Wirklichkeit herübergeholt, stehen von heut auf morgen groß und schauernd mitten im Leben drin. Dennoch kommt nirgends der Humor zu kurz, diese deutscheste Lust des Gemütes, und das sichere Zugreifen für das Gut und Böse des Augenblicks wechselt mit den Tränen des schwarzbraunen Mädchens, mit Abschied und Wieder-Wiedersehen, „denn der Krieg hat nu—u—un ein Ende“, mit der Not um den fallenden Bruder und dem kameradschaftlichen Vertrauen zum Führer, der fast mehr Mensch als „Leutnant“ ist. Kraft und Treue, Mut und Vaterland, wie füllen sich die alten Worte, die starr und bildlos geworden waren, mit Blut von des Lebens heißstem Quell!

Was mögen es für Lieder sein, in denen sich zur gleichen Stunde die Seele des französischen oder englischen Soldatenvolkes kundgibt?

Drunten auf dem Partweg braust und jubelt es weiter, nicht immer Musik, aber immer doch Rhythmus und Gefühl und der Ehrgeiz, mit seinem Liede durchzubringen. Ueberlegen in der Haubi—igen feurig Bli—igen klagt es hinein mit den gelassenen Taktstößen von Schritt und Blut:

... Woran ich meine
So ganz alleine
Woran ich meine Freude hab’.
Bald kommen nun die schwarzen Brüder
Und tragen mich zum Tor hinaus,
Und legen mich ins kühle Grab,
Woran ich meine
So ganz alleine
Woran ich meine Ruhe hab’... .

Der verronnene Klang zögert, will nicht weichen, wird überrascht und mischt sich dann mit der männlichen Bitte an das Mädchen:

... Sei nicht so traurig
Um einen Musketier... .

Wie könnte sie ganz verstehen, warum dieses sein muß, aber es muß sein! Und vielleicht wird immer noch draus eine Hochzeit übers Jahr. . . .

Andere Scharen folgen, die Nacht am Rhein jubelt auf, und ganz jung und wandervogelhaft das Lied von Herrn Pastor sien Roh, und dann die zarte Legende von dem Reitersmann und den drei Lilien, rauh und lieblich und als Marschweise vor allen anderen gepflegt. Und als der stolze Reiter ums Morgenrot begraben ist, bricht wieder durch das Aufangshieb:

Preussische Soldaten schießen gar so gut,
Weh, weh, weh, o weh dir, Franzosenblut. . .

.. Wann wir wiederkehren, weiß der liebe Gott,
Morgen marschieren wir nach Frankreich fort. . .

Kein Draußen drängt mehr nach, nur noch ein letztes Häuflein schwenkt heran, wird Seitenansicht; wie die Speichen eines hin und her stoßenden Rades bewegen sich die Beine. Freier, sieghafter flattern die jungen Stimmen heraus.

.... Die Böglein im Walde,
Die sangen ja so wunder- wunderschön.
In der Heimat, in der Heimat,
Da gibt's ein Wiedersehn. . . .

Leer und lang ward unter den lichten Herbstbäumen, überfiele von dem Schwarz-weiß-rot und Blau-gelb der Fahnen, die Straße. Aber der starke Jubel dieses „In der Heimat, in der Heimat“ bleibt in der Luft und rührt an die Herzen derer, die am Wege stehn, papierpuppenhaft, unwirklich und sinnlos angesichts dieser herrlichen Jugend, die alles, was sie hat und ist, hinausträgt für das Glück des Vaterlandes.

Und wer unter den Hörern ist, dem nicht goldener glänzte, kraftvoll und schmerz-süß, der Erdenfleck, den er Heimat nennen darf — das Dach, unter dem er geboren ward, die Erde, die ihn trug, die Luft, die seiner Sehnsucht Seligkeit atmet! Wem erweitert sie sich nicht und umfaßt, durch Blut-schleier grüßend, das freie eigene Land, das sich um deutsches Sein und deutsche Arbeit herum gebildet hat, im tiefsten Kern gesund, unbezwingbar ewig, wie dieses Wesen selbst!

Harry Söberg / Die Leute am Meer

(Fortsetzung.)

Draußen auf den Fischbänken lagen die Bootsmannschaften und harrten der Morgendämmerung, um die Angellschnüre zu ziehen.

Die Luft war still, so daß die Boote ohne Dregganter lagen und trieben. Die schwach leuchtenden Laternen tanzten auf der Dünung. Tauchten bald unter, bald auf und blinkten einander wachsam zu.

Die Männer hatten sich längs der Ruderbänke niedergelegt. Die wiegende Ruhe des Meeres ließ die einen schlummern, während die andern wach lagen und nachdachten.

Lautlos glitt die Dünung übers Meer. Bei dem starken Schaukeln knarrte von Zeit von Zeit ein Ruder in seinem Lager oder ein Fuß bewegte sich von der Ducht hinab gegen den Boden des Bootes.

Mehrere Tage lang war es günstiges Wetter gewesen.

Die Schellfischschwärme standen dicht auf den Sandbänken, während der Dorsch zur Tiefe zu ziehen begann.

Niels Klitten saß da und ließ die Arme auf der Keling ruhen. Er hörte die Burschen vorn im Steven schlafen.

Dieser Winter hatte großen Fang gebracht. Alle Bootsmannschaften konnten mit gutem Ertrage heimkehren. Er selbst konnte sich im nächsten Jahr mit einem neuen Boot einfinden, wenn es sein sollte.

Er faltete die Hände. In der friedlichen Stille kamen und gingen die Gedanken. Während der Morgen einen weißen Streifen über den Himmel hin zog, drüben, wo das Land lag.

Da veranlaßte ihn plötzlich ein schwacher Laut, das Ohr zu wenden. Sein Gesicht wurde auf einmal wachsam und spannte sich in allen Furchen und Zügen.

Eine Weile saß er ganz still da.

Immer noch kam es heran wie ein Laut, der singend heraufstrolchte längs des Meeresbodens, wie der dröhnende Heereszug eines Sturms über ferne, ferne Wasser. Er hörte es wachsen und steigen von den gleitenden Dünungen, als jänge das Meer selber.

Durch einen Ruf wedte er die Burschen.

„Wir müssen suchen, an Land zu kommen,“ sagte er.

Sie richteten sich auf der Ruderbank auf.

„Es kommt Sturm. . .“

Jetzt hörte man die Leute in den nächsten Booten die Ruder auslegen, hörte das Trampeln der Füße gegen die Planen der Boote. Das Wasser war so voll Meerleuchten, daß die Ruder mit jedem Schlag in leuchtendem Streifen das Dunkel durchschnitten.

Die drüben legten aus, um zuerst die Angellschnüre einzuziehen.

„Wir müssen immer zuerst nach dem Land,“ sagte Per. „Als ob wir die größte Angst hätten. . .“

Niels Klitten überlegte einen Augenblick. Dann drehte er das Boot bei, während die Burschen ruderten, daß das Meer in ihrem Kielwasser brannte wie glühendes Silber.

Mit nervöser Hast wurde gearbeitet. Aber die Schnüre waren voller Dorsche.

Von Zeit zu Zeit hob sich ein Gesicht spürend nach dem Wetter. Man hörte den Sturm näher und näher kommen, mit der Geschwindigkeit vieler Meilen.

Als die erste Bö heranstrich, klappten die vom Oberland die Schnüre und steuerten aufs Land zu. Andere folgten kurz darauf.

Die Burschen schielten nach dem Vater. Aber er schien es jetzt nicht zu beachten.

Erst als der Himmel drüben am Horizont schwarz zu werden begann, zog er sein Messer und klappte los. Die Ruder waren draußen, bevor er sich gesetzt hatte. . . .

Kreften Ronges Boot folgte den andern als letztes.

Ueberm Lande stand ein gelblicher Schein. Das niedrige Dünengebiet lag hinter dem Nebel der Morgendämmerung, seine dunklen Anhöhen schienen mit dem Meer zu verschmelzen.

Die Frauen hatten sich auf dem Weg zusammengeschart und erwarteten die Ankunft.

Jens Ronge hatte den Sturm gehört, bevor jemand im Gehöft das Bett verlassen hatte. Mit seinem Stod klopfte er auf den Fußboden und wedte Ane.

Sie folgte den Knechten auf die Meerhöhen hinauf, wo sie auf einem der Gipfel stehen blieb.

Die ersten Windstöße trieben heran.

Durch die Stille war zu spüren, wie alle Kräfte angespannt wurden. Die Arme gaben doppelte Kraft. Und die Gesichter wurden steif vor Spannung.

Die Bootsführer schrien die Leute an, und aus den Rehlen kam ein Stöhnen der Anspannung.

Jetzt würde es losbrechen . . .

Man sah die Dünung weit draußen sich heben mit weißen Rämmen. Wie ein Trupp weißer, sich bäumender Pferde sagten die Boote heran über die dunkle Fläche.

Da wälzte der Sturm seine Latwine aufs Meer, riß die Wasser herauf, warf sie schäumend vortwärts, daß Risse und Brandung im Nu ein einziger Gischt waren.

Ueber alle Höhen hin sang der Sturm wilder und wilder, und das offene Land nahm ihn in die Arme.

Das Meer fuhr fort heranzubrausen und heranzustößen . . . bis das Land hinter der rauchenden Brandung versteckt lag.

Jedesmal wenn eines der Boote über die Risse fuhr, verschwand es sofort und war nicht weiter zu verfolgen.

Niels Klitten saß da, die Hand fest um die Ruderstange. Kein Wort kam über seine Lippen. Und die Augen leuchteten mit großer Kraft.

Hatte Gott die Söhne dazu angetrieben, ihn zu versuchen?

Je mächtiger das Meer sich erhob, desto deutlicher überkam ihn dieser Gedanke . . . Er mußte sehen, wie nahe er Gott war . . .

Da ließ er Wind und See führen, wie sie wollten. Er hielt nur den Bootsstielen aufs Land zu.

Ein Gebrüll stieg von den Rissen empor und wurde trotz des Sturmes gehört.

Die Burschen saßen bereit, vor der See abzuhalten, wenn sie hinüber sollten. Krampfhaft umschlossen die Hände die Ruder. Die Gesichter waren bleich vor Anstrengung und troffen von dem Meerwasser, das sie umstob.

Ein Ende hinter dem Boot sah Per eine Sturzsee empor-schießen. Sie kam herangestürmt, als hätte sie schon den Grund erreicht.

Warnend rief er dem Vater zu: die mußte zuerst vorüber.

Aber Niels schrie zurück: sie sollten nur zurudern . . .

Und sie spannten ihre Kräfte an, soviel sie konnten.

Tief und rund wie ein Tal senkte sich das Meer, so daß man auf einmal geschützt fuhr und es siedend still ringsum war.

Die Hände ließen in demselben Augenblick die Riemen los. Per hörte den Bruder vor Angst laut schreien . . .

Ueber ihre Köpfe hin wälzte sich die Sturzsee, blank und gewölbt wie ein Fluß, der einen Wasserfall bildet. Ein donnerndes Krachen folgte.

Im Risswasser bekam Per den Bootskiel zu fassen und versuchte, sich hinaufzuschwingen. Jede Welle ließ das Boot herumrollen, so daß er immer wieder den Griff wechseln mußte.

Ganz nah sah er seinen Vater auf einem Ruder treiben . . . den Bruder konnte er nirgends entdecken.

Da drohte das Boot zu sinken . . . Niels Klitten war ihm näher gekommen.

„Nimm das Ruder, Per,“ rief er. „Dir tut Hilfe not.“

Mehr hörte Per nicht . . . eine See nahm das Boot unter ihm fort.

Als er wieder frei war, bekam er das Ruder zu fassen . . . doch sein Vater war verschwunden.

Kurz darauf fuhr Kresten Konges Boot über die Sandbank und rettete ihn.

Am Strande erscholl lautes Jammern.

Fortsetzung folgt.

Gottfried Traub / Ein Patenkind

Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,
Wenn meine Atern geöffnet stehen,
Dir, mein Gott, dir ergeb ich mich!
Vater, ich rufe dich! Theodor Storm.

Nun bist auch du gefallen. Ich verstehe es noch nicht recht. Aber es muß wahr sein. Sie haben erzählt, wie gern sie dich hatten in deiner treuen, fröhlichen Art. Sie haben dich fallen sehen, wie du unbekümmert um dein Los vorangingst, des Vaterlandes Los in starker Faust tragend. Es steht auch deutlich da in diesem Brief. Also habe ich die Nachricht schwarz auf weiß, und doch kann ich es nicht so ganz fassen. Als ich heute nacht wachte, sah ich dich doch; du warst gar nicht zu verwechseln. Du warst so jung, und deine blauen Augen waren so hurtig wie je. Ich sah keine Wunde an dir. Du gingst nur langsam des Wegs daher, wie einer, der müde geworden war. Ich wollte dich fragen, was dir fehlt. Da war dein Bild weggegangen.

Weiße du denn noch, mein lieber tapferer Junge, wie ich dich einstens als kleines Kerlchen von ein paar Jahren auf der Eisenbahn nach Hause brachte; ich wußte mir als Jungeselle gar nicht mit so einem „unverständigen“ Kind zu helfen. Dann wuchsest du heran. Du warst der Erstgeborene. Bist uns immer ein lieber Mensch gewesen! Hörst du; das möchte ich dir jetzt ganz deutlich nachrufen, nachschreien, daß Wolke und Sturm diesen Ton mitbringen und der Kanonendonner ihn nicht übertönt. Dann gingst in die Schule, und wir hatten dich gern. Du wurdest ein stattlicher Bursch und trugst dabei ein weiches Gemüt, deine Kameraden hatten ihre helle Freude an dir, und manches Mädchen schaute sich leise einmal um. Du schreibst mir manchmal. Wir tauschten einige Gedanken aus über die Zukunft unseres Volkes und unserer Kirche. Ich wollte, ich wäre treuer gewesen und hätte dir mehr geantwortet. Aber jetzt ist es zu spät. Ist es das wirklich?

Da überfällt mich lähmend die Frage, warum ich denn so an dich schreibe. Ist das nicht sinnlos? Du bist ja weggegangen, und ich weiß nicht wohin. Du fuhrst in die Höhe auf goldenen Wogen deiner jungen Phantasie, und du legtest dich nun nieder auf fremder Erde, bereit zu sterben, und dein Grab weiß wohl niemand. Weißt du, ich bin froh, daß ich dein Grab nicht kenne. Das sagte mir gar nichts. Nun liegst du irgendwo und schläfst unter Gottes freiem Himmel. Aber auch im Schlaf und Traum lebt man, und du lebst jetzt für mich viel mehr als vorher. Darum schreibe ich auch an dich. Ich bin so töricht zu glauben, daß heute Tausende von Müttern und Vätern lange, lange Briefe schreiben, die sie Wind und Wolken mitgeben, aber nicht, um zu spielen, sondern weil sie ganz eng mit denen leben, die sie grüßen wollen. Was ist der Tod? Heute fragt man so mit viel größerer Ruhe und Kraft. Nicht so, mein lieber Junge — darf ich dich denn noch so nennen? Du bist ja einstweilen ein Held geworden, vor dem ich stolz und dankbar stille stehe; aber du bleibst für mich trotzdem der liebe, starke, junge Mann, den ich auf freier Bahn in die Zukunft gehen sah, der aber irgendwie zu mir gehörte, mochtest du dich entwickeln, wie du wolltest. Also nicht so meine ich das vom Tod, als ob dein Gehen uns nicht Herzeleid bringen würde. Dazu hast du wahrhaftig zu feste Wurzeln geschlagen im Erdreich unserer Seelenheimat. Aber Sterben und Leben schlingen sich heute unentwirrt ineinander. Ihr Tapferen könnt ja gar nicht fort sein. Ihr reitet noch jetzt Patrouille auf dem Schlachtfeld; ihr schaut mit stahlharten Augen denen ins Gesicht, die später berufen sind, würdigen Frieden zu schließen; ihr schwebt über unseren

Dörfern, Städten und Häusern und seid uns Stolz und Sporn, seid vor allem unser lebendiges Gewissen für alle Zukunft. Vielleicht ist das Gewissen nichts anderes als die Stimme lieber Toten, die warnende und segnende Hände aufheben. Darum bist du ja gar nicht fort, mein lieber Kamerad. Du bist mir ganz nahe, und ich brücke dir die Hand und danke dir!

Eins hätte ich noch gern getan, dich noch einmal geküßt!
Aber „eine Kugel kam geflogen: :“

David Koch / Die Hand

Das war deine weiche, gute Hand,
Die streichelt mir mein Kopf.
Dann ging's hinaus nach Frankreichs Land
Mit Mann, Geschloß und Troß.

Das war die harte Schmiedehand
Am Eisenhammer stark!...
Dort die Kanone am Waldestrand
Mit dem Feuerteufel im Leib.

Das war meine blutige Reiterhand,
Die richtet das Geschütz.
Die Kameraden schreien im Sand.
„Gebt Feuer!“ ... „Seht ihr den Bliz?“ : : :

Dann kam ein' gut' Liebfrauenhand,
Mit kaltem Wasser gefüllt.
„Du stirbst fürs deutsche Vaterland!“
Herrgott! Hat das gekühlt!

Woher kommt meines Vaters Hand?
So stark und gut und warm?...
„Herr Pfarrer! Euch hat mir Gott gesandt : : :
Will sterben in Eurem Arm!“

Das war des Stangenreiters Faust.
Der schaufelt mir mein Grab.
Mein Totenhemd ist ganz zerzaust —
Daß ich kein bessres hab'!...

Wenn's herbstet, bringt ein' stille Hand
Mir Ästern nach Frankreich hinein.
O Totenbraut! O Vaterland!
Das wird ein Grüßen sein!

Soziale Bewegung

Die Angestelltenversicherung und der Krieg. Aus Angestelltenkreisen wird uns geschrieben: Nach Zeitungsmitteilungen hat die Angestelltenversicherung 10 Millionen Mark bewilligt für Rostände, die der Krieg hervorgerufen hat. Diese Tat ist an sich recht erfreulich, denn wir alle müssen gern und willig opfern, um die Kriegsnöte im Lande zu mildern. Die Reichsversicherungsanstalt, die in der glücklichen Lage ist, eine solche bedeutende Summe zu spenden, dürfte dann aber nicht auf der andern Seite ihren Mitgliedern Leistungen entziehen, auf welche diesen bestimmte Hoffnung gemacht wurde, wenn sie auch nicht gesetzlich festgelegt sind. Es handelt sich nämlich um das in der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte vorgesehene Krankenheilungsverfahren für Privatangeestellte, das in allen Fällen angewendet werden soll, wo die Erwerbsunfähigkeit droht. Das Heilverfahren ist ein Vorbeugungsmittel gegen unheilbares Siechtum und dient nicht nur den durch Krankheit betroffenen Angestellten, sondern auch wesentlich der Reichsversicherungsanstalt selbst, indem es verhindert, daß eine große Zahl der Mitglieder vorzeitig als Rentenempfänger auftritt, d. h. nämlich, wenn durch ihre Krankheit, die nicht im Reime erloscht werden konnte, dauernde Erwerbsunfähigkeit eintritt. Nun hat die Reichsversicherungsanstalt sich veranlaßt gesehen, bei Einbruch des Krieges das Heilverfahren einzustellen, mit Ausnahme desjenigen für die Lungentranken, das auf Antrag verschiedener

Ortsausschüsse auch während des Krieges gewährt werden soll. Da die Reichsversicherungsanstalt genügende Mittel zur Bewilligung des Heilverfahrens besitzt und sich auch Gelegenheiten bieten würden, die Kranken in geeigneter Weise unterzubringen, selbst wenn große Sanatorien mit Verwundeten besetzt sind, so ist es nicht recht zu verstehen, daß die Reichsversicherungsanstalt eine so entscheidende Bestimmung trifft, denn den nicht im Kriegsdienst stehenden Versicherungsmitgliedern wird in keiner Weise eine Erleichterung in der Zahlung der Beiträge während der Kriegszeit seitens der Reichsversicherungsanstalt zugestanden. Dementsprechend dürften einem großen Personenkreis aber auch nicht Leistungen entzogen werden, die die Reichsversicherungsanstalt bisher gewährte, und für die sie dadurch eine moralische Verpflichtung übernommen hat. Die größeren Verbände der Angestellten haben bereits zu dieser Bestimmung der Reichsversicherungsanstalt Stellung genommen. Auch die Verbündeten kaufmännischen Vereine für weibliche Angestellte, Sitz Kassel, haben inzwischen eine Eingabe um Wiedergewährung des Heilverfahrens an das Direktorium der Reichsversicherungsanstalt gerichtet. Es steht deshalb zu hoffen, daß diesen berechtigten Wünschen seitens der Reichsversicherungsanstalt Rechnung getragen wird. Sollte dies nicht der Fall sein, müßte die höhere Instanz des Bundesrates angerufen werden, um Ansprüche der erkrankten Versicherungsmitglieder auf ein Heilverfahren zu sichern. 10 Millionen Mark Kriegsspende geben und den eigenen Versicherten in dringender Not der Krankheit keine Hilfe zu leisten, das ist genau das gleiche, wie wenn ein Privatbetrieb hohe Summen für das Rote Kreuz spendet und seinen Arbeitern und Angestellten die Gehälter kürzt während der Kriegszeit oder sie gar entläßt.

J. Wr.

Angst die Zeit! Die mehr oder weniger stille Geschäftszeit während des Krieges, die manche sonst vermiste Mußstunde bringt, sollen die kaufmännischen Angestellten dazu benutzen, fremde Sprachen zu erlernen. Die Verbandsblätter des Verbandes Deutscher Handlungsgehilfen sagen zur Begründung dieser sehr beachtenswerten Forderung folgendes:

... „Dieser Krieg ist ausgebrochen um des deutschen Welthandels willen. Ihn zu vernichten, ist das Ziel des Kriegsanführers, Englands. Unsere Zuversicht ist, daß ihm das nicht gelingen wird, ja, daß wir nach dem Feldzug unsere Stellung auf dem Weltmarkt weiter befestigen und ausbauen werden. Vergessen wir deshalb über allen Kriegsrüstungen, die die Gegenwart erfordert, nicht die Rüstung für den kommenden Frieden. Und zu dem Rüstzeug des Kaufmanns wird dann mehr noch als jetzt die Kenntnis fremder Sprachen gehören. Den Engländer hat der Deutsche draußen auf dem wirtschaftlichen Kampffelde damit geschlagen, daß er sich den Bedürfnissen und Gewohnheiten der Kunden anzupassen mußte, u. a. auch, daß er in ihrer Sprache mit ihnen verkehrte. Das wird auch nach der Aufrichtung des „größeren Deutschland“ das „Sesam öffne dich!“ für die fremden Märkte bleiben. Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch, Portugiesisch kommen in erster Linie in Betracht. Für manche Geschäftszweige wird vielleicht auch Schwedisch und Dänisch von Bedeutung werden, in den östlichen Landesteilen sicherlich auch Polnisch.“ Sprachkenntnisse sind immer gesucht gewesen im Handelsgewerbe, und sie sind meistens auch gut bezahlt worden. Sie werden nach dem Kriege noch im Werte steigen.

Halte eure Berufsvereine hoch! Unermüdlich mahnen die Fachblätter der Arbeiter und Privatbeamten zur Treue gegenüber der Organisation und zur eifrigen Werbetätigkeit. Den „höheren Zweck“ der Organisation lehrt eine Rundgebung der Maschinenbauer und Metallarbeiter (S.-B.) mit folgenden Ausführungen hervor: „Organisation heißt planvolles Zusammenarbeiten einer Menge Einzelner zu gemeinsamem, bestimmtem Zweck. Was eine gute Organisation vermag, das zeigt sich heute in dem vollendeten Auftreten des deutschen Heeres. Arbeiter-Berufs-Organisationen haben einen anderen Zweck. Sie wollen dem Arbeiterstand neben den anderen vorhandenen Ständen Geltung und Anerkennung erringen. Das ist der Hauptzweck. Zur Erreichung dieses Ziels ist es notwendig, jedem Arbeiter innerhalb seiner Berufsorganisation die rechte Stelle anzuweisen und jeder Stelle den bestimmten Aufgabekreis zuzuweisen. Wenn jeder einzelne in der Berufsorganisation, von der obersten Leitung bis zum großen Heer der Mitglieder, seine Stelle voll ausfüllt, seinen Aufgabekreis voll erfährt hat und jeder von dem Zweck der Organisation durchdrungen ist und ihn ganz erfährt hat, dann ist die Organisation eine gute. Der Hauptzweck muß für jede Organisation bestimmend sein. Eine wirtschaftliche Arbeiter-Berufsorganisation, die den Zweck hat, dem Arbeiterstand innerhalb des Staates neben den anderen Ständen Geltung und Anerkennung zu verschaffen, müßte sich in der Erreichung dieses Zweckes schädigen, wenn sie noch nebenbei politische Ziele, wie die Veränderung der Staatsform, anstrebte. Zur Verfolgung dieses Zweckes gibt es besondere Organisationen. — Der große Weltkrieg, zu dem Deutschland gezwungen wurde, hat die Arbeiter-Berufsorganisationen vorübergehend in der Verfolgung ihrer Hauptaufgabe eingeschränkt. Keine Unterstützungsfragen traten auf einmal in den Vordergrund. Der jetzige große Krieg dauert nicht ewig, er wird aber nach seiner Beendigung einschneidend einwirken auf die Stellung des Arbeiterstandes zu den anderen Ständen. Der große Krieg muß der Regierung

heute schon gezeigt haben, welche Bedeutung eine gute Sozialpolitik und ein gut genährter, zufriedener Arbeiterstand für den Bestand der deutschen Nation hat. Diese Tatsache nach dem Krieg zur rechten Geltung zu bringen und damit die Erreichung des Zieles der Arbeiter-Vereinsorganisation mächtig zu fördern, das ist die große kommende Aufgabe der Arbeiter-Vereinsorganisation, die wir heute schon ins Auge fassen müssen. Neben der momentan dringlichsten Aufgabe, der Unterstützung der Arbeitslosen, darf die weit höhere und wichtigere Aufgabe, der besseren Geltendmachung des gesamten Arbeiterstandes nicht vernachlässigt werden. Wer in der Organisation nur das Unterstützungsweesen sieht, hat den hohen Zweck der Vereinsorganisation noch nicht erkannt."

Sozialdemokraten im Felde. Ein eifriger Vorkämpfer für die soziale Reform, Herr Dr. Ludwig Seyde, hat sich eine kleine Sammlung charakteristischer Stellen aus sozialdemokratischen Feldpostbriefen angelegt, aus der er in der „Soz. Praxis“ einige Proben mit Quellenangabe mitteilt. „Und so führen wir denn hinaus ins Feld," heißt es im Feldpostbrief eines Sozialdemokraten, den die „Frankfurter Volksstimme" am 23. September veröffentlichte, „alle den einen Gedanken, das eiserne Ruz zwingt uns zum Kampf für die Existenz des Vaterlandes, für unsere Familie, für unser Volk. Deshalb war auch die Begeisterung, mit der wir ausmarschierten, eine ernste Willenskundgebung, keine oberflächliche Hurrastimmung. — „Von unserm Abmarsch in Belgien her", heißt es in dem Briefe eines „sehr tätig gewesenen Kieler Parteigenossen", „bin ich nicht ein einziges Mal dazu gekommen, meinem Körper die nötige Ruhe zu geben. Wir befinden uns alle in einem müden, überreizten Zustand, und doch tun wir alle unsere Pflicht und der Wille zum Sieg beseelt uns." — In anderen Soldatenbriefen, die sich in der „Frankfurter Tagespost" vom 12. und 17. September und im „Hamburger Echo" vom 13. September finden, äußert sich naiver und mehr von den täglichen kleinen Beobachtungen des Dienstes im Feindesland ausgehend der Nationalstolz deutscher Sozialdemokraten im Felde. So in einem Briefe aus Russisch-Polen. „Wenn wir uns die Verhältnisse schon schlecht vorgestellt hatten, so wurden wir noch mehr enttäuscht, als wir das Land sahen. Ein Deutscher, der hier noch nicht gewesen ist, macht sich keinen Begriff davon und kann gar nicht glauben, daß so etwas an der deutschen Grenze überhaupt möglich ist. Also: Auf deutscher Seite eine hübsche Chaussee mit Bäumen, gepflegten Abhängen, sauberen Gräben, die kleinen Brücken über die Bäche usw. in Schwung, Kilometersteine, hübsche, gerade Telegraphenstangen usw., und dann mit einem Male die russische Landstraße. Chaussee nach unserer Auffassung kann ich sie nicht nennen. Kein Baum, kein Strauch, kein Wegweiser, keine Grenz- oder Kilometersteine; die Brücken halb verfault aus Holz, kein Geländer daran. Die Telegraphenstangen stehen alle schief ohne jegliche Verstrebung. Und die Straße selbst? In Ostpreußen, wo doch auch rückständige Verhältnisse herrschen, haben wir nicht so schlechte Wege angetroffen, wie hier die Hauptstraßen des Landes. Eine Schule ist nur in den wenigsten Orten. Und ist eine dort, dauert der Schulbesuch gewöhnlich nur zwei Jahre. Soll ein Kind die Schule länger besuchen, muß extra bezahlt werden. Die meisten Kinder besuchen aber, wie gesagt, nicht die Schule. Entsprechend diesen Verhältnissen kann sich ja auch jeder ungefähr ein Bild machen von den Menschen selbst." Dankbar empfindet, wer solches gesehen, das, was in der Heimat an Kulturarbeit und Volksbildung schon erreicht ist, klarer wird jedem einzelnen, daß unser deutscher Arbeiter doch recht viel mehr zu verlieren hat als seine „Ketten". — Auch gegenüber den Franzosen ist im Felde manche kritiklose Sympathie des Friedens merklich abgeklüftet (sowenig natürlich die sozialdemokratische Presse von der allgemeinen Empfindung des deutschen Volkes, daß der Franzose noch immer der ritterlichste unter unseren vielen Gegnern sei, abweicht). „Die Franzosen sind zum Teil ein sehr gemeines Volk," schreibt ein Sozialdemokrat am 1. September. „Die französische Bevölkerung dort ist eine ganz gemeine Bande", meint ein anderer unterm 4. September, und ein dritter hatte nach seinen Erfahrungen im Felde kurz zuvor in der „Frankfurter Tagespost" den nicht eben sehr „völkerbrüdernden" Vorschlag gemacht, die Gefangenen lieber totzuschlagen als so gut zu behandeln, wie die Deutschen es taten. — Ehrliche Enttäuschung herrscht in der Arbeiterkraft über das Bemühen unserer Feinde, uns das Brandmal des Barbarentums aufzudrücken. Im Feldpostbriefe eines Sozialdemokraten, der acht Tage nicht aus den Stiefeln gekommen ist, lesen wir: „Wenn auch die französischen Truppenteile ihre eigenen Bewohner ziemlich ausgeplündert haben, so ist es bei uns strengstens verboten, diesen armen Leuten irgend etwas wegzunehmen, was auch ganz am Platze ist. Wir sind ja keine Barbaren, sondern ein zivilisiertes Volk." — Das sind wirklich, sagt Dr. Seyde, schlagende Ausführungen, die das Interesse der Arbeiterkraft am deutschen Siege prachtvoll beleuchten. Sollen wir neben alledem noch mancher Kleinigkeit gedenken, aus der wir den Zusammenhang der Arbeiterseele mit dem Fühlen der ganzen Nation erfassen dürfen? Sollen wir von dem Briefe eines „alten Parteigenossen" sprechen, „der für die Partei Ende der 1880er Jahre viel gelitten, im Elberfelder Geheimbundsprozeß die höchste Strafe erhalten hat", nach Detroit (Michigan) ausgewandert ist und jetzt trotz allem schreibt: „Wir Deutschen in Amerika sind dem Vaterland immer noch treu", und es ist „hier der größte Wunsch der Deutschen, daß

die Engländer die meiste Hane kriegen möchten"? Oder sollen wir daran erinnern, daß in Berlin-Nord und -Ost, den Arbeitervierteln der Hauptstadt, an den Siegestagen viele Tausende Fähnchen und Fahnen an jeder Wohnung die patriotische Freude unserer Arbeiterkraft bekundet haben? Sollen wir daran vorbeigehen, daß im Felde schon so mancher Sozialdemokrat mit dem Eisernen Kreuz deforziert worden ist und eine ganze Anzahl sozialistischer Blätter anfängt, eine besondere Rubrik „Sozialdemokraten mit dem Eisernen Kreuz" einzurichten? Sollen wir erwähnen, wie ein Sozialdemokrat der „Bittauer Volkszeitung" aus dem Felde von der Fürsorge seines Hauptmanns für die Nahrung der Kompanie berichtet und meint: „Für so einen Offizier geht man durchs Feuer"? Oder sollen wir als ein kleines Zeichen der Zeit einer Todesanzeige im „Vorwärts" Erwähnung tun, die da begann: „Auf dem Felde der Ehre starb am 26. September den Heldentod für Kaiser und Reich..."? Und schließlich: ist es nicht auch ganz bemerkenswert, daß sich in Magdeburg ein „Auschuß für vaterländische Rundgebungen" gebildet hat, in dem Vertreter aller Parteien, auch der Sozialdemokratie, zusammenwirkten? Unendlich ließe sich der Faden weiterspinnen...

Quittung

Kriegs- und Heimatfront für Soldaten und Lazaretts: G. in Zw. 1 M., R. in G. 1 M., R. in M. 11 M., B. in B. 1 M., St.-B. in Fr. 3 M., G. in B. 2 M., Wfr. X. in B. 1 M., Dr. B. in R. 1,40 M., B. in R. 3 M., S. in F. 2 M., G. M. in St. 5 M., S. in R. 55 Pf., B. L. G. in R. 5 M., G. in R. 2 M., Sch. in L. G. 50 Pf., Sch. in F. 3 M., R. in St. 2 M., R. in G.-R. B. 1,25 M., Dr. S. in M. 3 M., Dr. R. in F. 7 M., Wfr. M. in St. 4,50 M., M. in R. 2 M., Fr. R. in B. 1 M., X. in G. 3,50 M., G. in F. 5 M., R. in M. 2 M., M. in R. 1,50 M., B. in B. 1 M., S. in F. 5 M., G. in G. 1 M., R. in U. 1 M., Dr. G. in G. 5 M., R. in F. 1 M.

Soldaten- und Lazarett-Hilfen: Dr. R. in F. 3 M., F. in R. 2,63 M., D. X. in M. 5 M., v. R.-B. in M. 3 M., Sch. in F. 3 M., S. 1 M., M. in B. 3,05 M., Fr. L. in G. 3,50 M., R. in Sch. 3 M., R. in F. 1,10 M., Dr. F. in D. 3 M., Fr. A. in R. 2,20 M., Wfr. F. in R. 5 M.

Für Elsfah-Lothringen: S. Sch. i. Felde 2,50 M., A. X., Hamburg 10 M., Sch., Halberstadt 10 M., G. B., S. 10 M., 2. Rate eines Schleswig-Holsteiners 25 M., Sammlung im Kollegium des Städt. Lyzeums in Potsdam 38,50 M., Fr. L., Potsdam 5 M., G. R. und S. in Hamborn-M. 50 M., Fr. L. Sch. in Bielefeld, die in frohen Wandertagen das schöne Elsfah kennen und lieben gelernt hat 200 M., Ev. Vikariat, Fahrenau 25 M.

Für Ostpreußen: S. Sch. i. Felde 2,50 M., A. X., Hamburg 10 M., Leutnant B., Kiel 10 M., Ev. Vikariat, Fahrenau 120 M. und zwei goldene Ringe, Fr. G. F. und Fr. M. S. in Waderweile je 5 M.

Allen Gebern besten Dank!

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

Herrn F. in Zell. Wir erhielten Ihren Brief, aber nicht die darin angekündigte Drucksache. Wir wären sonst gerne bereit gewesen, Ihren Wunsch zu erfüllen, da wir uns von einkseitiger Bevorzugung der R.-Vereine ganz frei wissen.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Kaumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Die Karlsruher Lebensversicherung und der Krieg. Trotz dem Kriege werden die Versicherten der Karlsruher Lebensversicherung auf Gegenseitigkeit für das laufende Jahr die gleiche Dividende von 3 1/4 % des Deckungskapitals beziehen wie seit Jahren, und es werden daher ihre Prämien auch im Jahre 1915 durch den Abzug der steigenden Dividenden wieder eine namhafte Ermäßigung erfahren. Das gesamte im Jahre 1915 fällige Dividenden-ergebnis wird bei der Anstalt rund 7 1/4 Millionen Mark betragen.

Bei der Karlsruher Lebensversicherung ist die Kriegsgefahr für den gesamten, am 1. Juli 1914 in Kraft gewesenen Bestand von rund 106 000 Versicherungen über 888 Millionen Mark ohne weiteres, also ohne besonderen Antrag und in der Regel auch ohne besondere Zusatzprämie bedingungs-gemäß voll eingeschlossen. Eine nachträgliche Umlage zur Deckung der Kriegsgefahr wird bei der Anstalt von den Kriegsteilnehmern nicht erhoben. Bis Ende Oktober sind bei der Anstalt Kriegsteilnehmer über rund 3 1/4 Millionen Mark Versicherungssumme angemeldet.

Die Anstalt versichert mit Einschluß der Kriegsgefahr auch heute noch unausgebildete Wandturnpflichtige II. Aufgebot ohne Zusatzprämie, sonstige Wandturnpflichtige und Nichtkämpfer nach besonderer Vereinbarung und gegen einmalige Zusatzprämien, die zurückvergütet werden, wenn der Versicherte am Kriege nicht teilnimmt oder wenigstens nicht auf dem Kriegsschauplatz und nicht außerhalb des Reichsgebiets verwendet wird.

Auf die Kriegsanleihe hat die Karlsruher Lebensversicherung zehn Millionen Mark gezeichnet; außerdem sind durch sie Zeichnungen von über 1 1/2 Millionen Mark — meist aus dem Kreise ihrer Versicherten — vermittelt worden.

Die Hilfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
.....
Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungskeller der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Ulzow 5506.
Postfachkonto: Amt Berlin 8863.
Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.
.....

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 4, mm breite Nonpareilzeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Kettamezeile 1,50 M., einfache Beilagen: Laufend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugelandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Aannahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Dr. Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Eugen Kallschmidt:** Volksherr und Militarismus. — **Friedrich Naumann:** Mitteleuropäische Zukunftsgebanten. — **Frau Martha:** Ein Hausfrauenbrief. — **Pfarrer J. Smelin:** Russische Geschichtsentwicklung. — **D. Gottfried Traub:** Reiseindrücke aus Oesterreich-Ungarn. — **Harry Sölberg:** Die Leute am Meer. — **Otto Doderer:** Totensonntag 1914. — **Georg Stammer:** Die Toten. (Gedichte.) — **D. Gottfried Traub:** Totensonntag. — Soziale Bewegung.

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 10. November.

In Russisch-Polen zersprengte unsere Kavallerie bei Konin ein russisches Bataillon, nahm 500 Mann gefangen und erbeutete acht Maschinengewehre. Konin liegt an der Warta (Warthe) in Richtung auf Posen, etwa 90 Kilometer Luftlinie entfernt. Gleichzeitig werden von österreichischer Seite Kämpfe bei Kjelce im Gebiet der Lysagora gemeldet. Aus diesen und etlichen anderen Einzel-tatsachen bestätigt sich die Annahme, daß an der Ostgrenze für den Winter Verteidigungsstellungen aufgesucht werden. Die militärische Auseinandersetzung erfolgt nur, wenn die Russen ihrerseits vor dem Winter nach Deutschland vordringen wollen. Im anderen Falle wird sie bis zum Frühjahr verschoben. Das bedeutet lange Kriegszeit. Aber was hilft es? Wir hören nicht auf, bis wir vor Wiederkehr des Angriffs gesichert sind!

Inzwischen wird im Westen mit allen Mitteln gekämpft. Ypern wird gewaltig beschossen und brennt. Schade um das feine alte Nest.

Mittwoch, 11. November.

Am abgeschlossenen sind für uns die überseeischen Gebiete unter englischer Herrschaft: Indien und Südafrika. Die Mehrzahl der Engländer weiß aber auch nicht mehr davon, denn die englischen Zeitungen werden sehr knapp gehalten. Ob in Indien wirklich mohammedanische Aufständigkeiten vorhanden sind, wird man erst merken, wenn sie so stark zutage treten, daß die Regierung öffentliche Mitteilung machen muß. Auch aus Südafrika würden wir nichts erfahren, wenn dort nicht inzwischen die Bewegung der Buren zum vollen Kriege sich ausgewachsen hätte. Natürlich heißt Krieg in diesem dünnbevölkerten Lande etwas anderes als bei uns: es gibt Streifzüge, bei denen die alten Namen von 1899 auf beiden Seiten wiederkehren: Dewet, der Führer der Aufständischen, kämpft gegen Cronje. Dabei wird angegeben, daß General Dewet 2000 Mann habe. Das ist vom 7. November, also ganz neu. Aus früherer Zeit aber kommen genauere Berichte über die schon erwähnte Schlacht bei Zandfontein an der Südgrenze des deutschen Gebietes und über die englische Besetzung der Lüderitzbucht im September. Unsere Diamantenstadt im Sande ist von den Engländern

beseht, es ist aber noch nicht gesagt, wer sie zuletzt behalten wird, denn die englische Macht ist offenbar dort nicht überwältigend.

In Galizien scheint die Schlacht östlich von Przemyśl von den Oesterreichern aufgegeben zu werden, was vielleicht eine notwendige Folge des Zurückgehens in Russisch-Polen ist. Die österreichische Armee zieht sich wieder in die Festung, in die Karpaten und nach Westgalizien zurück. Die Russen sollen in Polen bereits über den Bergrücken Lysagora hinweg am Nidafluß südlich von Kjelce mit der Nachhut der Oesterreicher fechten und dadurch Krafau bedrohen.

Unsre „Emden“ ist nicht mehr! Irgendeinmal mußte sie ja wohl in Feindeshand geraten, denn ewig kann ein kleiner Kreuzer nicht Krieg gegen alle Welt führen, aber da nun die Nachricht kommt, sind wir doch alle betroffen, als sei es jemand von der Familie. Von Schiffen aller Feinde verfolgt, ist sie bei den Kokosinseln, südlich von Sumatra, gezwungen worden, auf den Strand zu gehen und sich selbst zu vernichten. Die Südsee wird noch lange Zeit voll sein von den Geschichten dieses Schiffes. Der Wert der von ihr versenkten feindlichen Dampfer wird auf 80 Millionen Mark angegeben. Auch die Engländer ehren den Kapitän v. Müller. So folgt also der Verlust der „Emden“ auf den Verlust von Tsingtau; beides sind keine starken militärischen Einbußen, jedoch das, was wir in der fernsten Welt des Ostens unser nennen können, wird kleiner. Noch haben wir aber freilich die Flotte an der chilenischen Küste oder wo sie sonst heute schwimmen mag. Von den englischen Schiffen, die ihr gegenüberstanden, ist bisher kein einziges in einem Hafen aufgetaucht.

In Ostafrika wurde der deutsche kleine Kreuzer „Königsberg“, der den englischen Kreuzer „Pegasus“ vernichtete, in den Russisch-Trom hineingetrieben und von der See abgeschloffen.

Da kommt in etwas trübe Stimmung hinein ein volles, gutes Telegramm des Hauptquartiers: Digmuiden erstickt, Vordringen rings um Ypern herum, Feldennut der jungen Mannschaften, die mit dem Gesang „Deutschland, Deutschland über alles“ feindliche Schützengräben nehmen. Die braven, lieben Jungen! Manche von ihnen hätte man noch ein Jahr zu Hause lassen sollen. Es gibt ja noch genug ältere als diese treuen Kinder, die in einzelnen Fällen nach kurzer schneller Ausbildung sofort in den Sturm gebracht wurden. 3500 Gefangene und 21 Maschinengewehre erbeutet. Es scheint, daß damit wirklich ein Anfang zum Siege in der unerblicklichen Schlacht gemacht ist. Am Rande der Argonnen wurde Bienne le Château gegen heftige französische Angriffe gehalten.

Donnerstag, 12. November.

Der Rückmarsch der Oesterreicher in Galizien wird amtlich bekanntgegeben. Es handelt sich dabei um „freiwillige Räumung“, das soll heißen, daß eine verlorene Schlacht vermieden wurde, um die Armee zu erhalten, wie es von deutscher Seite bei Warschau auch geschehen ist. Die Festung Przemyśl ist wieder von den Russen eingeschlossen, die Belagerung beginnt von neuem. Der Hauptteil der Armee zieht sich nach Westgalizien zurück. Krafau wird Mittelpunkt zukünftiger Kämpfe. Ob unter diesen Umständen die Oesterreicher die von ihnen wieder besetzten Orte Stanislaw, Kolomea und Czernowiz werden halten können, bleibt abzuwarten. Wir hoffen aber, daß sie die Karpatenpässe fest verschließen. Es ist für die österreichisch-ungarische Monarchie ein schweres Stück, Ostgalizien zum zweiten Male preisgeben zu müssen, aber nach dem

deutsch-österreichischen Rückzug von Barjchau waren derartige Folgen anzunehmen. Jeder Krieg hat Wechselfälle, und man soll nicht verzagen, wenn es an der Ostgrenze zunächst etwas vorwärts und rückwärts geht.

Der Kriegskorrespondent des Mailänder Blattes „Secolo“ berichtet, daß die Japaner den Russen 200 Krupp'sche Kanonen überlassen haben für Abtretung der Hälfte der Insel Sachalin. Es ist wohl möglich, daß das wahr ist. Die Japaner spielen in diesem Kriege etwa die Rolle, die einst Sardinien im Krimkriege spielte. Ohne eigene sachliche Interessen an der europäischen Machtfrage schwärmen und rauben sie sich ein vergrößertes östliches Reich zusammen. Schon aber werden China und auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika ihnen gegenüber unruhig.

Der Gouverneur von Tsingtau Meyer-Walbed telegraphiert an den Kaiser: „Artilleristische Feuerkraft zum Schluß völlig gebrochen. Verluste nicht genau überschaubar, aber trotz schwersten anhaltenden Feuers wie durch ein Wunder viel geringer als zu erwarten.“

Ein englisches Torpedokanonenboot auf der Höhe bei Dover von einem deutschen Unterseeboot zum Sinken gebracht. Daß die Engländer auch schon dort nicht mehr sicher sind!

Der Kampf bei Ypern und in der ganzen großen Schlacht dauert fort. So viele Tage! Das ist ein unerhörtes Ringen. Alle alten Kriegsgeschichten werden klein davor; der Begriff Schlacht löst sich in lauter Teilercheinungen auf. Das Vaterland wird verteidigt, indem im belgischen Marschlande ein einzelner gleichgültiger Schützengraben verteidigt wird.

Und was wird an der deutschen Ostgrenze? Heute heißt es im Militärbericht: „Im Osten warf unsere Kavallerie östlich Kalisch die erneut vorgegangene überlegene russische Kavallerie zurück.“ Der russische Bericht enthält noch andere Grenzstationen. Die Tatsache der Räumung von Russisch-Polen liegt vor. Ueber die Absichten, die dabei vorwalten, läßt sich wenig vermuten und nichts sagen. Man nimmt an, daß die Russen die polenische Grenze überschreiten werden. Das haben wir schon vor drei Monaten im Anfang des Krieges für möglich gehalten und sollen jetzt nicht den Kopf hängen lassen, wenn es geschieht. Es scheint, daß sich Russen auf deutschem Boden leichter vernichten lassen als auf russischem. Für die deutschen Flüchtlinge muß gesorgt werden.

Freitag, 13. November.

Ueber dem Westen und Norden Frankreichs lagert weißer, weicher Nebel. Ich kenne ihn, denn als ich vor Jahren zum ersten Male im Herbst von Reims über Amiens nach Boulogne fur mich fuhr, war alles, Stadt, Land und Wasser in diese milde, feuchte Träumerei gehüllt. In dickem Nebel schleichen nun die Soldaten herum und schießen nach den sich bewegenden Schatten. Dazwischen schwirren die Granaten nach den von vorher bekannten Zielpunkten. Sobald aber die Rebel sich zerteilen, beginnt wieder die Tagesarbeit von Angriff, Verteidigung, Hinwegschaffen, Zutrugen, Austausch, Ablösen, eine Arbeit, bei der stets ein Teil in den Tod sinkt. Auch heute werden vom französisch-belgischen Kriegsschauplatz kleine Fortschritte und 1800 Gefangene gemeldet. Der französische Bericht redet von kleinen französischen Gewinnen an anderen Stellen. Die Wage der Weltgeschichte schwankt leise, bis auf der einen oder anderen Seite ein neues stärkeres Gewicht hineingelegt wird.

An der ostpreussischen Grenze wird bei Cybikuhnen und östlich des Seengebietes, also wohl bei Marggrabowa und Lyk von neuem gekämpft. Eine Entscheidung ist noch nicht gefallen. Die Einwohner fliehen wieder nach Insterburg und, wenn sie es können, nach Königsberg.

Die englische Admiralität gibt den Untergang der zwei Schiffe „Monmouth“ und „Good Hope“ zu. Das deutsche Geschwader an der chilenischen Küste fährt der aus acht Kriegsschiffen bestehenden japanischen Flotte entgegen. Es befinden sich im Großen Ozean ein japanisches großes Linienschiff „Congo“ und ein ebenfalls zur Dreadnoughtklasse gehörendes australisches Schiff „Australia“. Die feindlichen Streitkräfte sind zusammengerechnet

viel stärker als die fünf deutschen Schiffe, aber wir wissen ja, daß nicht immer die äußere Ueberlegenheit entscheidet.

Der Sultan von Konstantinopel erläßt einen Aufruf an seine Truppen: „Wer fällt, wird ein Märtyrer sein; wer am Leben bleibt, wird die Früchte des Sieges ernten.“ In allen Moscheen hört man die Erklärung des heiligen Krieges verlesen. Am Persischen Golf werden kleinere Gefechte fortgesetzt. Ein arabischer Stamm soll gegen Aden am Eingange des Roten Meeres marschieren. Die Kriegserklärung Afghanistans gegen England und Rußland, von der schon öfter vergeblich geredet wurde, scheint nun wirklich bevorzustehen. Der bulgarische Gesandte in Rom erklärt, daß Bulgarien neutral bleiben und die Türkei unbehelligt lassen werde. Es sind Verhandlungen zwischen der Türkei und Italien in Gang, bei denen die Türkei erklärt haben soll, daß sie ihrerseits nicht daran denke, den Suezkanal als türkisches Besitztum zu erstreben. Noch ist die Mittelmeerwelt voll von Spannungen und allerlei Erwartungen.

Sonnabend, 14. November.

Die Türkei gibt genauere Angaben über die Schlacht bei Adopikdi in Armenien auf türkischem Boden am 11. und 12. November. 500 Gefangene, 10 000 Gewehre und eine Menge Munition erbeutet. Enver Pascha erläßt eine Proklamation an die Armee: „Unsere Armee wird mit Hilfe Gottes und dem Beistand des Propheten und durch die frommen Gebete unseres Souveräns unsere Feinde vernichten. Wir alle müssen daran denken, daß über uns die Seelen des Propheten und der übrigen Heiligen schweben und daß unsere ruhmreichen Vorfahren unsere Taten verfolgen.“ Nirgends wird so mit Glaubensgedanken gekämpft wie bei den Mohammedanern, und wer etwa meint, daß sei nur eine feierliche Redeweise, der irrt. Es steckt in der jungtürkischen Bewegung sehr viel altmohammedanische Romantik.

Die Oesterreicher teilen mit, daß die russischen Truppen in die Gebiete Tarnow, Jaslo und Krosno eingerückt sind. Das ist das Aufgeben fast des ganzen Galiziens. Przemyśl liegt als Insel in russischer Umflutung. Das nächste Ziel des großen Kampfes ist Krakau, Stadt von 150 000 Einwohnern, Universität, Eisenbahnknotenpunkt und alte deutsche Hansestadt; bedeutende Festung.

Die Gesamtzahl der Gefangenen in Oesterreich ist 867 Offiziere und 92 727 Mann. Gute Ernte!

Der deutsche Bericht fährt fort, langsame Fortschritte bei der Westarmee zu melden: 850 Gefangene. Das Hauptinteresse liegt aber an der Ostgrenze. Die Russen versuchen offenbar an den verschiedensten Stellen zugleich in unser Land einzudringen. Es kommt der ernsteste Teil des ganzen Krieges: ein starkes Heer im Westen gebunden und dabei einen vielseitigen russischen Angriff im Osten. Aber unsere Soldaten werden es schon machen! Wir sehen mit lebhaftester Spannung und Teilnahme für unsere Landsleute an der Grenze dem kommenden Wintergewitter entgegen, fürchten aber nicht, daß es tief ins deutsche Land hineingerate. Heute wird von drei Plätzen Kampf berichtet: bei Stallupönen 500 Russen gefangen; bei Soldau bisher noch keine Entscheidung und bei Biallawce auf dem Wege nach Thorn ein russisches Armeekorps zurückgeworfen. Hier ist offenbar größere Schlacht gewesen, 1500 Gefangene, 12 Maschinengewehre.

Sonntag, 15. November.

Je länger der Krieg dauert, desto schwieriger wird es vielen Leuten, die hohe und heilige Anfangsstimmung festzuhalten. Sie beklagen es selbst, aber die täglichen Reibungen, der Kriegstod lieber Angehöriger, die von irgendwoher drohenden Wirtschaftssorgen, die Länge des Kampfes an der gleichen Stelle und der Vormarsch der Russen an unsere Grenze, das alles zusammen läßt den Krieg als Last erscheinen, als einen Gemütsdruck, von dem man gern frei sein möchte. Es hat keinen Zweck, in Abrede zu stellen, daß es Kriegseufzer gibt. Aber gerade das ist es, was wir vorher gewußt haben. Wir alle haben uns im Anfang des Augustmonats vorgenommen, auch dann festzustehen, wenn die schwereren Tage hereinbrechen sollten. Damals haben wir es ver-

prochen, jetzt wollen wir es halten. Die Anfangsstimmung war nur ein erstes Stimmen der Instrumente, jetzt aber muß jeder seine Melodie taktfest und treu durchführen. Wir gehen dem Bußtag und dem Totensonntag entgegen, um den Kleinmut zu überwinden und den Tod nicht zu fürchten, auch wenn er uns vieles nimmt. Der Krieg ist grausam, aber weil er uns aufgezwungen wurde, muß er durchgefochten werden. Es muß.

Im Argonnenwalde ist ein starker französischer Stützpunkt im Sturm genommen worden. Am Meer und bei Ypern konnte beiderseits wegen schlechten Wetters wenig ausgerichtet werden.

Im Osten dauern an der ostpreussischen Grenze und in Polen die Kämpfe noch fort, ohne daß eine Entscheidung erfolgt ist.

In England ist wieder Parlamentszeit. An sich ist es ein Zeichen von Stärke der parlamentarischen Verfassung, daß auch in Kriegszeit öffentlich über die Richtigkeit einzelner Maßregeln, besonders über die Verschickung von Marinemannschaften nach Antwerpen, debattiert wird. Die Einheitlichkeit des Kriegswillens scheint trotzdem recht groß zu sein. Die englischen Verluste auf dem französischen Kriegsschauplatz werden bis 31. Oktober mit 57 000 Mann von etwa 200 000 angegeben. Dabei sind offenbar die 16 000 in Deutschland gefangenen englischen Soldaten einbegriffen. Der alte Generalfeldmarschall Lord Roberts ist auf einer Reise nach Frankreich verstorben, was für den Verlauf des Krieges nicht viel ausmachen wird. Er war der Befieger der Afghanen und Buren, das militaristische Gewissen seines sonst vielfach unmilitarischen Volkes. Während er stirbt, dringen unter der Not des Krieges seine Militärgedanken ins englische Volksbewußtsein.

Montag, 16. November.

Ausführlichere Berichte über die Schlachten bei Ypern. Es muß ein gräßliches Gemenge von Tod und Tapferkeit sein. Verluste auf beiden Seiten sehr groß. Viele gute junge Leute gefallen. Zu solchen Opfern hat uns die Politik des Zaren und der Engländer gezwungen! Die Mut über die Urheber dieser Massenschlächtereien muß wachsen. Jetzt gilt es, bis zu Ende ihren bösen Rat und Willen zu brechen.

Die Fahne des Propheten ist in Konstantinopel vor vielem Volk vorangetragen worden. Zustimmung Massenkundgebungen vor der deutschen und der österreichisch-ungarischen Botschaft. Alle Mohammedaner unter englischer, französischer, russischer Herrschaft werden um des Glaubens und der Seligkeit willen aufgefordert, nicht gegen die Freunde des Kalifen zu kämpfen.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 10. November.

Jetzt berät der Bundesrat über Höchstpreise für Wolle. Was hätte man sparen können, wenn man sich eher dazu entschlossen hätte!

Viele Menschen machen sich Gedanken über die Methode der Repressalien in der Behandlung der Gefangenen und der Internierten. Es ist selbstverständlich, daß unsere Regierung ihre bisherige Liberalität nicht beibehalten kann, wenn es nicht zu erreichen ist, daß die Deutschen in England kulturgemäß behandelt werden. Aber wohin soll es schließlich führen, wenn die Staaten sich dauernd gegenseitig in die Höhe schrauben in Härte gegen Menschen, die vom Kampf ausgeschaltet und für den Ausgang des Krieges belanglos sind?

In einer Nummer der „Times“ vom 26. September las ich die folgende Annonce: „Will jemand fünf Pfund wöchentlich beitragen, um meine Frau und Familie zu erhalten, während ich gehe, um einige Deutsche zu töten? Andernfalls unmöglich. Ich bin ein flotter Schütze und Reiter.“ — — Sehr bezeichnend für die englischen Heeresverhältnisse, und als Frucht der Art Aufbebung, die durch das Söldnersystem hervorgerufen ist.

Von den Berliner Volksschullehrern sind fast 900 bei den Fahnen.

Mittwoch, 11. November.

Es erscheint eine Kundgebung der französischen Universitäten als Antwort auf die der deutschen. Sie geht nach dem alten schon bekannten Thema von dem Gegensatz des militärischen und des geistigen Deutschland aus. „Der deutsche Gedanke habe gebrochen mit den Ueberlieferungen eines Leibniz, Kant, Goethe, sich dem preussischen Militarismus solidarisch, tributpflichtig und unterworfen erklärt, und, von diesem angetrieben, die Weltherrschaft beansprucht.“ Sehr vorsichtig, daß die französischen Gelehrten bei Kant und Leibniz stehen bleiben, als wann nicht nach ihnen Fichte und Kleist und ein ganzes Jahrhundert des deutschen Geistes gekommen wären! Das geistige Deutschland steht heute genau so geschlossen hinter dem militärischen wie damals; als Fichte über den „wahrhaften Krieg“ sprach, den Krieg für die Freiheit. Darunter hat Fichte nicht nur die äußere staatsrechtliche Freiheit von fremder Herrschaft verstanden, sondern das Recht „in dem angehobenen Ganzen aus sich selber sich fortzuentwickeln“, das Recht eines Volkes auf die in seiner Geschichte und Begabung angelegte Entwicklung. „Dieser Fortgang ist das eigentlich Heilige; ihn stören, zurückrauben, ist gottlos!“ Bewiesen werden kann dieses Recht — das wußten die damals, und das wissen wir heute — nur durch eines: die Todesbereitschaft. Wir denken heute wie das geistige Deutschland vor 100 Jahren: „Wer sterben kann, wer will denn den zwingen?“

Donnerstag, 12. November.

Der Krieg als Arbeitgeber! In einem Bericht über die rheinische Eisenindustrie wird gesagt, daß eine Fülle unvorhergesehener Aufträge aus dem Krieg hervorgegangen seien. Ein Güterzug mit den fertigen Teilen einer ganzen Eisenbahnbrücke rollt aus dem Bahnhof in Duisburg nach unbekanntem Bestimmungsort! Der Beschäftigungsgrad der Zechen, Hütten und Werksstätten beträgt 50 bis 60 Prozent der sonstigen Leistung. Aber nicht wegen Mangel an Arbeit, sondern an Arbeitern. Es gäbe in diesen Industrien keine Arbeitslosigkeit — im Gegenteil, man könnte mehr einstellen, als da sind.

Abends Vortrag im Lehrerverein in Dresden. Jedesmal, wenn man jetzt in einen neuen Kreis oder in einen solchen kommt, den man seit Kriegsbeginn nicht gesehen hat, ist man überrascht durch die vollkommene Gemeinsamkeit der inneren Haltung zum Krieg. Das heißt: man nimmt es vielleicht im Augenblick als etwas Selbstverständliches, aber im Nachdenken sagt man sich, daß es gar nicht selbstverständlich, sondern ein geheimnisvolles, herrliches Geschenk ist. Mütter, deren Söhne im Feld sind, Männer, deren Berufsgenossen draußen stehen, denen sie vielleicht bald folgen, und wir alle, die daheim irgend etwas zu tun suchen müssen, das auch nur irgendwie den Opfern gleichwertig ist, die gebracht und erlitten werden — ist es nicht eigentlich doch wunderbar, daß wir, Menschen, die einander zum Teil persönlich vorher nicht kannten, stundenlang miteinander über den Krieg sprechen können — seinen Ernst und seinen Humor, seine großen geschichtlichen und seine kleinen persönlichen Züge, sein Heldentum und seine unheroischen, unscheinbaren Zivilpflichten — in dem Glücksbewußtsein vollkommener innerer Gemeinschaft.

Freitag, 13. November.

Bei der Rückfahrt waren Soldaten auf dem Bahnsteig: Schlachtfeldgezeichnete. Mit unsagbar strapazierten Uniformen, Schnittrisse vom Bajonettkampf, das Feldgrau noch feldgrauer, die gewohnte Straffheit militärischen Sitzes in Formlosigkeit zergangen, der man es ansieht: wochenlang die Kleider nicht vom Leibe. In ihren Gesichtern ein seltsam fremder Zug, Spuren von körperlichen und seelischen Anspannungen, die noch niemals verlangt und geleistet wurden, und deren Ausdruck wir deshalb einfach nicht kennen, weil er noch nicht in der Welt war. Sie gingen mit steifen Gliedern, ein kleiner unscheinbarer Mensch in wucherndem Vollbart und viel zu langem Mantel. Ich dachte: wieviel Festigkeit, Güte,

Wärme und Glück wird dazu gehören, um nicht nur die paar Wunden zu heilen, sondern diese Menschen so ganz und gar wieder aufzutauen! Und dann: wir anderen, Geschonten, sollen uns diesen Ausdruck einprägen, ihn mit dem Auge auswendig lernen auf Nie-wieder-vergessen!

Pfarrer Otto Zurbellen aus Frankfurt ist gefallen. Viele kennen ihn aus seiner Arbeit für die Jugendpflege, für eine neue Gestaltung des Religionsunterrichtes und als Mittämpfer für christliche Freiheit. Einer von denen, deren Tod uns zum Bewußtsein bringt, was wir heute alles opfern müssen. Wie groß und rein und würdig muß die Stimmung aller Daheimgebliebenen sich erhalten, um dessen, was für uns getan ist, wert zu bleiben.

Sonabend, 14. November.

Gestern abend eine Hausfrauenbesprechung im Lyzeumklub im Anschluß an einen Vortrag des jetzigen Direktors der Handelshochschule. Es wird demnächst eine gemeinsame Arbeit von Volkswirten und Physiologen über die Volksernährung im Krieg erscheinen, deren Ergebnisse auch in volkstümlichen Merkblättern ausgemünzt werden sollen.

Ich war lange nicht im Klub gewesen. Der auf eine gewisse gesellschaftliche Eleganz eingestellte Stil dieser geselligen Veranstaltungen bekam etwas Hausfrauliches durch die grauen Strickzeuge in jedermanns Händen. Stärker als sonst war einem bewußt, daß alle diese Damen Mütter sind. Uebrigens auch durch die Besprechung selbst, die etwas Fürsorgliches und Heiter-Entschlossenes hatte. Es gibt unter den deutschen Frauen heute keine Kläglichkeiten — trotz aller Opfer, die schon viele gebracht haben. Es wurde über die großstädtische Abfallverwertung für Schweinemast gesprochen und die Schwierigkeiten, die darin liegen, daß in den Haushalten die Abfälle nicht sauber genug gesondert werden, um brauchbar zu sein. „Das Schwein ist ein reinliches Tier“, sagte Frau Hedwig Deyl in ihrer hübschen, drastischen Art, „der Mensch aber ist es nicht in dem Grade, wie das Schwein es verlangt.“

Sonntag, 15. November.

Zur Mietsfrage hat der Vorstand des Deutschen Städtetages einstimmig die folgende Resolution gefaßt:

„Trotz der fast unübersehbaren Fülle und Leistungen, die der Krieg den Gemeinden gebracht hat, haben die Gemeinden ein besonderes Interesse für die Frage der Mietszahlungen an den Tag gelegt und je nach den örtlichen Verhältnissen durch organisatorische Maßnahmen, zum Beispiel durch Kreditfürsorge, tatkräftig bewährt. Nachdrücklich zugunsten der Hausbesitzer wirken auch die Beschlüsse der Gemeinden, wonach vielfach besondere Mietszuschüsse für die Kriegerfamilien vorgesehen oder die allgemeinen Zuschüsse der Gemeinden zu den Reichsmindestsätzen reichlicher bemessen werden, damit daraus ein Teil der Mittel gewährleistet werden kann. Die Gemeinden haben die in diesen Mietsunterstützungen liegenden großen Opfer im vaterländischen Interesse gern auf sich genommen, obwohl die Fürsorge für die Kriegerfamilien grundsätzlich und jedenfalls im Rahmen des Notwendigsten Angelegenheit des Reiches ist und deshalb umfassend nur durch Eintreten des Reiches geregelt werden kann.“

Diesen Leistungen der Gemeinden gegenüber entbehrt die vom Schutzverband für deutschen Grundbesitz in der breiten Öffentlichkeit vertretene Ansicht, die Gemeinden täten in der Mietsfrage nicht, was ihnen obliegt, jede Berechtigung. Trotz aller Anstürme gegen die Gemeinden hält der Vorstand des Deutschen Städtetages daran fest, daß die Grenzen für die Verwendung der Gemeindegeldmittel auch in Kriegszeiten, und besonders in Kriegszeiten, ausschließlich durch das Interesse der Allgemeinheit bestimmt wird, und daß selbst zugunsten des den Gemeinden so eng verknüpften Hausbesitzerstandes eine Hilfsaktion, die anderen Ständen verlagert bleibt, aus öffentlichen Mitteln nicht zulässig ist. Die vom Schutzverband für deutschen Grundbesitz vorgeschlagene Aktion würde oberdem die finanzielle Leistungsfähigkeit der Gemeinden und damit die Grundlagen des Hausbesitzes zerstören.“

Die Berechtigung dieser Abwehr zugegeben — eine Lösung der dringenden Frage wird in dieser Erklärung aber nicht einmal angedeutet. Um so weniger, als hier wieder nur von Mietszuschüssen an Kriegerfamilien die Rede ist, während die Mietszuschüsse doch auch in großem Umfang durch die Arbeitslosen entstehen.

Im Abendblatt stand der Tod von Lord Roberts. Die Nachricht rief eine Erinnerung wach. Es war ein ebenso trüber Novembersonntag wie heute, in London während des Burenkrieges. Im Hyde-Park redete neben einem Heilsarmee-Offizier ein Verkünder des Atheismus, ein schlagfertiger, geheimer Kerl, dessen Redereien die Engländer aufmerksam mit einem Gemisch von Vergnügen und Abscheu zuhörten. Er bewies aus allem Schlechten, das in der Welt geschieht, daß es keinen Gott geben könne. Und sein Trumpf war: „Wenn es einen Gott gäbe, meint ihr, daß er Lord Roberts so wirtschaften lassen würde, wie er tut?“

Ralkschmidt / Volksheer und Militarismus

Die Engländer haben sich schon immer über den „deutschen Militarismus“ aufgeregt, obwohl er sie gar nichts anging und von ihnen ebenso als vorhandene Tatsache hingenommen werden mußte wie wir den weltumspannenden englischen Marinismus ruhig sich entwickeln ließen. Wenn wir, wie etwa in dem jetzt weit zurückliegenden und von allen Seiten vergessenen Falle Zabern eine innerdeutsche Auseinandersetzung über die Grenzen militärischer und politischer Verwaltung hatten, dann setzte der Engländer ein teilnahmsvolles Gesicht auf und bedauerte das arme Land, das gehorchen müsse, wenn der Kaiser befiehlt und wenn seine Leutnants friedliche Bürger arretieren. Das aber, was auf solche Weise in Friedenszeit in Moll geslötet wurde, das trompeten seit Kriegsbeginn die englischen Volksredner und Minister in Dur: die Welt müsse vom deutschen Militarismus befreit werden. Alles, was die Deutschen tun, wird Militarismus genannt. Die sogenannte Verletzung der schon vorher brüchigen belgischen Neutralität wird dem englischen Volke als einfache Folge militäristischer Brutalität und Vertragslosigkeit vor Augen gestellt. Dieser englische Gedankengang findet sich bei Lord Haldane, dem vielberufenen Kenner und Freunde deutscher Bildung und Kultur, genau so wie in der Hellsprache vom Schlage der Daily Mail, die dem Manne auf der Straße das politische Urteil zurechtmacht.

Wir unsererseits zweifeln keinen Augenblick daran, daß England, nachdem seine Politik einmal auf den Bruch mit Deutschland eingestellt war, auf jeden Fall eine moralische Auskunfft gefunden haben würde, um vor sich selber und vor der Welt den Krieg zu rechtfertigen. Es ist zumal in den jetzigen aufgeregten Zeiten üblich, diesen englischen Selbstbetrug als den Gipfel der politischen Verlogenheit an den Pranger zu stellen. Man kann aber aus der Psychologie der englischen Geschichte entnehmen, daß in derlei Schutzgedanken eher das aufrichtige Bedürfnis nach Wahrung der „respectability“ des auserwählten Volkes lebendig und wirksam ist. England hat stets für seine eigenen Lebens- und Geschäftsinteressen gekämpft und kämpfen lassen, aber von Cromwell an, der die Spanier als Papisten bekriegte, bis zu Cecil Rhodes, für den die Ausbreitung des englischen Imperiums Gottesdienst war, haben die Briten es stets verstanden, ihren Egoismus in den Kriegsmantel irgendeiner allgemeinen und selbstlosen Idee zu hüllen, die dann mit Leichtigkeit alle tieferen Gewissensbedenken des Quäkervolkes besiegte.

Nun also sollen jetzt nicht etwa der deutsche Handel und die deutsche Kriegsflotte vernichtet, sondern „der Militarismus“ soll aus Deutschland ausgetrieben werden. England kommt zu uns und über uns als Befreier. Es will uns zu Menschen machen, uns, die wir bisher unter dem Joche der

militärischen Zwingherrschaft geseufzt haben. Wir können darauf den Herren Halbane, Lloyd George und Genossen nur erwidern, daß wir es einstweilen noch vorziehen, militärisch geschulte Deutsche zu bleiben, selbst dann, wenn man uns die Wahl stellte, militärfreie Engländer zu werden.

Falls unsere „Befreier“ sich die Mühe gegeben hätten, unseren Militarismus näher kennen zu lernen, bevor sie die Kriegsparole gegen ihn ausgaben, so hätten sie finden müssen, daß ein feindlicher Gegensatz bei uns zwischen Volk und Heer nicht besteht. Man konnte das sagen, auch ehe der Krieg die Wahrheit dieser Tatsache bestätigt hatte. Was bestanden hat und auch künftighin nicht zu vermeiden sein wird, sind Meinungsverschiedenheiten über die Berechtigung eines besonderen Ehrbegriffes im Offizierkorps, über die Notwendigkeit eines stehenden Heeres von großem Umfange, es sind Klagen über die gesellschaftliche Abschließung der Offiziere vom Bürgertum, es ist schließlich die Kritik an bestimmten Mängeln des Heerwesens überhaupt, wie sie in einem Lande mit freier öffentlicher Meinung selbstverständlich zutage tritt. Die schärfste Gegnerin unserer Heeresverwaltung, die Sozialdemokratie, denkt sich wohl eine andere Form des Volksheeres für die Zukunft aus, aber die Notwendigkeit einer wehrhaften Durchbildung des Volkes zum Schutze des Landes vertritt auch sie. Die Deckung der letzten Wehrvorlage hat sie bewilligt und damit zum mindesten bekundet, daß der gegenwärtige Zustand unserer Landesverteidigung an sich keine militäristische Bedrohung der deutschen Freiheit sein kann.

Eine Militärherrschaft, die irgendeinem fremden Lande das Recht oder auch nur den Vorwand böte, bei uns durch fremden Eingriff die bürgerlichen Grundrechte zu schützen oder wiederherzustellen, besteht sicherlich nicht. Dagegen haben wir ein Volksheer, das mit einer beispiellosen Hingabe Blut und Leben opfert, um den Bestand eines Reichs zu sichern, das von jedem dieser Kämpfer instinktiv oder bewußt als eine große und heilige Notwendigkeit empfunden wird. Wie stimmt diese merkwürdige Tatsache mit der noch viel merkwürdigeren Annahme überein: die deutsche Nation sei vom Militarismus gefnebelt?

Erich Marcks hat kürzlich zur rechten Zeit daran erinnert, daß just vor hundert Jahren die allgemeine Wehrpflicht in Preußen Gesetz wurde. Der alte Staat Friedrichs des Großen erhob den Untertan zum bürgerlichen und soldatischen Anwalt seiner nationalen Lebensrechte, zum Staatsbürger. Es war ein politischer Übergang von der größten Bedeutung. In der gemeinsamen Institution des Volksheeres gelangte Preußen, obwohl es kein Parlament und kaum eine öffentliche Meinung hatte, zu einem stetigen Bewußtsein seines Daseins als Staat mit eigenem Antlitz und eigenen Aufgaben. Das Heer war der Ort, wo die getrennten Stände sich in einer vaterländischen Pflicht begegneten, wo durch das Opfer der persönlichen Freiheit unmerklich die Grundlagen einer neuen Staatsgefinnung gelegt wurden. Die besten Männer der Zeit waren erfüllt von der Notwendigkeit eines derart innerlich gefesteten Staates. Wilhelm von Humboldt schrieb in seiner Denkschrift vom Dezember 1813 an Stein: „Deutschland muß frei und stark sein, nicht bloß, damit es sich gegen diesen oder jenen Nachbarn oder überhaupt gegen jeden Feind verteidigen könne, sondern deswegen, weil nur eine nach außen hin starke Nation den Geist in sich bewahrt, aus dem auch alle Segnungen im Innern strömen. Es muß frei und stark sein, um das, auch wenn es nie einer Prüfung aus-

gesetzt würde, notwendige Selbstgefühl zu nähren, seiner Nationalentwicklung ungestört nachgehen und die wohlthätige Stelle, die es in der Mitte der europäischen Nationen für dieselben einnimmt, dauernd behaupten zu können.“ — Das schöne Wort ist heute von einer besonderen Bedeutung. Jene Stärke Deutschlands, die Humboldt hier erschaut, war durch fünfzig Jahre so ziemlich gleichbedeutend mit der militärischen Kraft des preußischen Staates, und diese Kraft wurzelte in dem Volksheer, das in den blutigen Siegen der Freiheitskriege die Niederlagen des veralteten Söldnerheeres friederizianischer Überlieferung wettgemacht hatte.

Das Ausland hat diese schöpferischen Gedanken Schopenhors und Gneisenaus aufgenommen, sogar die Türken haben ihr Heer nach deutschem Vorbilde organisiert. England beharrte aber auf seinem alten System der bezahlten militärischen Arbeitskraft, daselbe England, das nun auszieht, um die gestittete Welt vom Alpdruck des deutschen Militarismus zu erlösen. Es ruft seine Freiwilligen auf, es glaubt den kriegerischen Ehrgeiz des einzelnen dadurch anzufeuern, daß es Leute desselben Berufes und ähnlicher Lebensgewohnheiten zu Regimentern vereinigt. Wir wollen mit unserer Meinung über diese militärischen geschlossenen Gesellschaften zurückhalten, bis sie gezeigt haben, was sie leisten. Der Geist und die Leistungen des deutschen Volksheeres aber, soviel wissen wir aus diesem Kriege, haben sich bewährt über alle Erwartungen hinaus.

Wir sind hier Zeugen eines gewaltigen sozialen Lebensprozesses, der die Millionen getrennter Existenzen durcheinanderwirft, neu ordnet, sie in völlig neue Beziehungen zueinander setzt. Die streng geregelte militärische Stufenleiter, die Stütze des beklagten Kastengeistes, erweist sich nun beinahe als eine demokratische Einrichtung. Die Rangunterschiede, die gesellschaftlichen Vorurteile, die mannigfachen sozialen Scheidewände des bürgerlichen Lebens verschwinden hinter dem gleichmäßigen Grau der Felduniformen, und der Fabrikherr kann in die Lage kommen, den Befehl eines seiner Wertarbeiter, der ein besserer Soldat ist als er, ohne Murren ausführen zu müssen. Diese gelegentliche Umkehrung mag scheinbar humoristisch wirken, darum ist sie doch volkerzieherisch wertvoll. Und schließlich ist ja nicht immer ein solch radikaler Gegensatz zu den bürgerlichen Lebensumständen nötig, um mit der äußeren dienstlichen Berührung jene innere Annäherung zu begründen, die als Kameradschaft den Mann mit dem Manne verbindet und sie meist weit über die Dienst- und Kriegszeit hinaus verbunden hält.

Denn es ist sonderbar und sollte namentlich dem allzu befreiungseifrigen Auslande zu denken geben: so laut bei uns zuzeiten der Militarismus angeklagt wird — das deutsche Heer hat deswegen nie aufgehört, volkstümlich zu sein. „Ich war Soldat und war es gerne“, singt der Reservist. Nach meinen Erfahrungen ist die Zahl derer kaum nennenswert, die nicht gern an das Leben im bunten Rock zurückdenken. Eine Schule war es noch für jeden, eine Schule des Willens, der Selbstzucht, der körperlichen Erziehung, und nicht zuletzt eine Schule der Kenntnis und Erkenntnis unseres Volkes.

Was wissen wir Bildungsmenschen eigentlich von uns selber, von uns, die wir nicht nur Herr Müller und Herr Schulze, sondern eben auch Teile der großen unüberschbaren Gemeinschaft des Volkes sind? Wir gehen hin und fragen, wir machen soziale, wirtschaftliche, künstlerische Studien, aber

in wie vielen Fällen dreschen wir leeres Stroh, weil wir gar nicht an das Volk herankommen, weil es sich gar nicht gibt, wie es ist, sobald es fühlt, Objekt unserer Beobachtung zu sein. Befangenheit, Mißtrauen, Feindseligkeit stehen als schier unübersteigliche Hemmungen zwischen den Angehörigen verschiedener Klassen und Lebenskreise, und es könnte manchmal scheinen, daß verschiedene Volksteile ganz verschiedene Sprachen sprechen, obwohl es doch die eine Muttersprache ist. Das bewaffnete Volk aber, das sich zum Heere eint und ins Feld marschiert, wird seiner selbst in einem ganz neuen Lichte anständig und seiner selbst gewiß. Es sind alles dieselben Menschen von vorher, mit ihren Neigungen und Abneigungen, Bekenntnissen und Anschauungen, Menschen mit ihren kleinen und großen Schwächen, allesamt sterblich. Und doch ist etwas Neues in sie gefahren, etwas, das „über allem Volke“ ist, und dieses Neue, das sie alle empfinden, macht die Sprache plötzlich zum Mittel der Aussprache, des Verständnisses, und das Volk erkennt im Heere sich selbst.

Es gehen in diesen Tagen zahllose Feldbriefe durch die Zeitungen, vom General abwärts bis zum gemeinen Manne, Dokumente der Aufrichtigkeit des Lebens im Angesicht des Todes: anschaulich, beredt, voll ledigen Übermuts und ernster Ergriffenheit. Die Zensur der Redaktionen kann mancherlei daraus gestrichen haben, was die Öffentlichkeit jetzt nicht erfahren soll. Mißstimmungen, Untertöne bestimmter Art gegen den militärischen Geist unsres Heeres würde auch die gewissenhafteste und strengste Zensur nicht streichen können. Wir würden diesen heimlichen Widerspruch unserer Brüder und Söhne, wäre er da, zwischen den Zeilen mühelos herauslesen können. Nichts dergleichen ist zu spüren! Wohl aber grüßt die Daheimgebliebenen aus Tausenden von Briefen eine Wärme des kameradschaftlichen Gefühls zwischen Offizieren und Mannschaften, wie man sie im Frieden, unter dem Zwange des strengen Dienstes, nie für möglich gehalten hätte. Unser Offizierkorps hat sich bewährt. Der gemeine Mann weiß, daß der Obere, bis zum Generalstab hinauf, für ihn denkt und sorgt. Er murmelt nicht „Verrat“ wie der Franzose, wenn der zu sehen glaubt, daß die Sache schief geht, der deutsche Soldat vertraut seinen Vorgesetzten und Führern auch bei schlimmen Lagen, und dieses unbedingte Vertrauen ist die sicherste Grundlage des militärischen Gehorsams. Keine Kriegerartikel der Welt vermöchten einem Heere die feste Disziplin zu geben, wenn nicht die Zuversicht in die Gewissenhaftigkeit der Leitung das Denken und Handeln der Millionen begleitete. Mögen unsere Gegner diese deutsche Soldatentugend immerhin als Kadavergehorsam bespötteln — wir glauben es besser zu wissen: der Militarismus vergeht im Kriege, das Volksherr aber, das besteht!

Raumann / Mitteleuropäische Zukunftsgedanken

Während unsere Truppen von ihren Schützengräben aus um halbe Kilometer ringen und während bei allen schönen Einzelerfolgen ein entscheidender großer Sieg weder im Osten noch auch bisher im Westen erlangt ist, mehrt sich die Anzahl derer, die schon jetzt die Landkarte korrigieren und Länder neu verteilen und verbinden wollen. Als Beispiel dafür kann gelten

Nordkap-Bagdad, das politische Programm des Krieges, von R. v. Winterstetten (Dr. A. Ritter, Verfasser von Berlin-Bagdad), Frankfurt a. M. Neuer Franck. Verlag. 60 Pf. 40 Seiten.

Diese Schrift steht schon deshalb höher als ähnliche, weil ihr Verfasser bereits vor dem Krieg die gleichen Probleme behandelt hat und nicht erst jetzt zu Phantasie und Prophetie aufgestiegen ist. Er kennt seinen Stoff und bietet Gedanken. Die Grundidee seiner Arbeit ergibt sich aus der Ueberschrift: Der mitteleuropäische Staatenbund von Skandinavien und Holland bis nach Mesopotamien ohne Italien, aber mit Rumänien und Bulgarien. Er ist nicht so sehr auf Neueroberung bedacht, als auf staatspolitische und wirtschaftspolitische Organisation. Wir finden bei ihm die gute Formulierung, daß das „Syndikat der Besitzenden“, England, Frankreich und Rußland, die Aufsteigenden zu dämpfen unternimmt, woraus folgt, daß diese sich ihrerseits zusammenschließen müssen. Damit ist von vornherein etwas sehr Wichtiges ausgesprochen, nämlich, daß nicht der von den Gegnern in allen Tonarten verlästerte preußische Cäsarismus der Ausgangspunkt der mitteleuropäischen Neubildung sein solle, sondern daß ein wirklicher Bund, ein nach außen erweiterter alter deutscher Bund mit Weltbeziehungen nach Nord und Süd entstehen müsse. Darin aber liegt auch zugleich die Schwäche der Arbeit: sie ist „großdeutsch“ gedacht und bringt keinen Aufschluß über die Stellung Preußens im Bund. Der Verfasser hat welfisch-österreichische Neigungen, die an den verschiedensten Stellen zutage treten. Er will das Königreich Hannover wieder herstellen, will einen jungen österreichischen Erzherzog als König nach Lothringen setzen und ihn womöglich mit der Großherzogin von Luxemburg vermählen, vor allem will er den alten Kaiser Franz Joseph noch vor Abschluß seines inhaltreichen Lebens zum Oberhaupt Mitteleuropas machen. Österreich soll dafür sorgen, daß Nordschleswig wieder an Dänemark gegeben wird, wofür Preußen ebenso wie für Hannover mit östlichem Lande zu entschädigen ist. Kaiser Wilhelm II. kommt in dieser Konstruktion kaum vor. Es wird alles wie vor 1866, nur viel größer, schöner und breiter. Manchmal hat man fast das Gefühl, das Ganze sei für den Handgebrauch des österreichischen Kaisers geschrieben und verschweige absichtlich das, was der alte Herr ungern hört. Aber auch dann bleibt die Lücke: das alte Problem der vorbismarckischen Zeit kehrt wieder, ohne daß der Verfasser zu sagen wüßte, wie der Dualismus staatsrechtlich zu erledigen sei.

Es gibt vom preußisch-deutschen Standpunkte aus gegenüber Gedankengängen dieser Art zwei Möglichkeiten: entweder man lehnt von vornherein jeden mitteleuropäischen Plan grundsätzlich von sich ab oder man bemüht sich, für das alte Problem der preußisch-österreichischen Doppelherrschaft eine neue Formel zu finden. Soviel wir sehen, sind die meisten Leute im Deutschen Reich gern bereit, sich an einer mitteleuropäischen Einheit zu beteiligen, nur fehlt es an ausführbaren Vorschlägen. Ähnlich mag es in der Doppelmonarchie bei den dortigen Deutschen und Ungarn stehen, während bei den österreichisch-ungarischen Slawen, Polen und Rumänen meist andere Gedanken vorwalten. Dr. Ritter, dessen Broschüre wir in der Hand haben, sagt:

Es handelt sich heute darum, das darf niemals von keinem Politiker vergessen werden, den 85jährigen Kaiser Franz Joseph, der ganz allein die Entscheidung über die Donaumonarchie in der Hand hat, für den Zusammenschluß der mitteleuropäischen Reiche und Kleinstaaten zu einem Staatenbunde, einem Wehr- und Wirtschaftsverbände zu gewinnen.

Solche Worte wie Staatenbund, Wehrverband und Wirtschaftsverband sind leicht ausgesprochen, aber es ist ein schweres Ding, genauer zu erklären, was mit ihnen gemeint ist. Das ist nun an sich noch keineswegs ein Grund gegen die Sache selbst, denn alle großen menschlichen Einrichtungen erscheinen zuerst als nebelhafte Projekte. Solange sie in diesem Zustande sind, kann sich jeder dabei das denken, was er wünscht. Geht man aber dann daran, festere Begriffe an Stelle verschwommener Hoffnungen zu setzen, so zeigt sich, daß zu jedem Gewinn ein Opfer gehört und daß mit jedem neuen Paragraphen irgendein altes vorhandenes Gefühl oder Interesse verletzt wird. Das war 1816 nicht anders und 1866 und 1871 auch nicht. Es tritt das, was aufgegeben werden soll, sogar zunächst klarer heraus als das, was gewonnen werden wird, weil das letztere noch in der Zukunft ruht und von sehr vielen Möglichkeiten abhängt. Der Begriffsbildner erscheint als Schwierigkeits-erfinder, aber — unausgedachte Pläne werden niemals zu Wirklichkeiten.

Von den drei angeführten Zielen ist das klarste der Wirtschaftsverband. Dafür haben wir die Vorbilder in der Geschichte des Zollvereins. Daß bei Vergrößerung der zu einigenden Wirtschaftsfläche und bei Verschiedenheit der auf ihr befindlichen Staaten die Organisation viele gordische Knoten enthält, hat uns kürzlich unser Freund Gothein in sehr interessanter Darlegung gezeigt, immerhin aber läßt sich zweifellos ein mitteleuropäischer Wirtschaftszustand denken, der über das bisherige Vertragssystem hinausgeht. Man kann einen gemeinsamen Zolltarif herstellen und auf dieser Grundlage ohne Beeinträchtigung der Selbständigkeit der beteiligten Staaten von einer Periode zur anderen gleichlautende oder gleichartige Verträge abschließen. Das würde sozusagen eine Einheit auf Kündigung ergeben, wie wir sie von den großen Wirtschaftsindukaten her kennen. Im Laufe der Zeit mag dann bei günstiger Entwicklung die Kündbarkeit zur bloßen Form herabsinken, weil sie praktisch durch langjähriges Eingewöhnen zur Unmöglichkeit wird. Gelingen aber wird auch dieser Plan nur, wenn gleichzeitig eine Einheit der allgemeinen mitteleuropäischen Politik erreichbar ist.

Viel schwerer ist der Wehrverband. Man versteht darunter eine Gleichartigkeit der Heereseinrichtungen, Gleichheit der Militärverfassung, der Rekrutierung, der Ausbildung, der Bewaffnung. Aus zwei Heeren soll ein Heer gemacht werden, etwa so wie im deutschen Reichsheer die früheren einzelstaatlichen Truppen aufgegangen sind. Das kann in einer lockeren und in einer festeren Form gedacht werden. Im ersteren Falle nehmen sich die beteiligten Staaten, Regierungen und Parlamente vor, ihre selbständigen Militär-gesetze und Einrichtungen ohne Zwang nach Möglichkeit auf gleichen Zustand zu bringen. Das würde in seiner Wirkung unsicher sein. Im anderen Falle aber müßte eine gemeinsame Heeresverwaltung geschaffen werden, wie sie ungefähr zwischen Ungarn und den österreichischen Kronländern besteht. Dazu gehören Delegationen, eine Art von Militärstaat oberhalb der verbündeten Staaten. Diese Heeresseinheit führt zum Staatenbund.

Der Staatenbund ist das alte Problem des einstigen Deutschen Bundes. Bismarcks Leistung war die Auflösung dieses Bundes in zwei frei bewegliche Teile. Sollen und können wir die Bismarcksche Zweiteilung zwischen Wien und Berlin nur als geschichtliches Zwischenspiel auffassen und nochmals mit stärkeren Kräften dort anfangen, wo die Groß-deutschen vor reichlich 60 Jahren standen?? Das etwa ist

die Ansicht des Verfassers und mancher anderer Beurteiler im nördlichen und im südlichen Reiche. Dr. Ritter redet auch hier nur vom alten Kaiser in Wien. Er sagt:

Ob der Staatenbund zustande kommt, darüber liegt die Entscheidung beim freien Willen des Kaisers Franz Joseph, und ihm soll die zustimmende Entscheidung erleichtert werden dadurch, daß ihm der Staatenbund als geschichtliche Fortsetzung des alten Verhältnisses vor 1866 in verbesserter und geklärter Form vor Augen gestellt wird.... Zug um Zug soll es gehen, Zugeständnis gegen Zugeständnis, damit nicht die Souveränität der habsburgischen Dynastie durch einen Druck des Deutschen Reiches verletzt erscheint.

In diesen Sätzen ist wesentlich nur die dynastische Schwierigkeit besprochen. Sie ist keineswegs die einzige, aber allerdings die erste und wohl größte. Der Verfasser hat dabei offenbar keine klare Vorstellung des von ihm angestrebten Verfassungszustandes. Will er für die verbündeten Staaten eine oder zwei verantwortliche Stellen für auswärtige Politik annehmen? Das ist die Kernfrage. So hat sie Bismarck gefaßt, und so besteht sie noch heute. Der alte Deutsche Bund hatte drei Stellen für auswärtige Politik: Wien, Berlin und Frankfurt. Das war seine Krankheit. Man lese die Geschichte des Krimkrieges und des italienischen Krieges, um zu wissen, was die Mehrheit der diplomatischen Leitungen bedeutet! Auf so etwas läßt sich das deutsche Volk unter keinen Umständen ein. Hier aber ist auch alles Nachdenken vorläufig zu Ende. Das ist das alte, ewige Problem von Mitteleuropa. —

Wir sind mit Absicht auf die von Dr. Ritter vorgetragenen Gedanken eingegangen, weil sie sozusagen in der Luft liegen. Wir wünschen, daß eine Lösung gefunden wird, aber bis zur Stunde kennen wir sie nicht.

Frau Martha / Ein Hausfrauenbrief

— Das ist alles, was ich von draußen weiß. Du wirst sagen, daß ich froh sein soll über so gute Nachrichten. Aber bis ich sie habe, kann alles schon wieder anders geworden sein! Zehn Tage zwischen Abgang und Ankunft — da kann man sich doch nie so richtig ruhig freuen.

Aber ich will Dir von uns zu Hause erzählen. Von unserem „Kriegszustand“ — denn das ist schon wahr, eigentlich steht unser ganzes kleines Leben von morgens bis abends in irgendeiner Verbindung mit dem Krieg. Die Kinder denken natürlich an nichts anderes. Aber wir sprechen und träumen nicht nur vom Krieg, wir helfen auch, von dem Abschlüssen bis zur Sekundanerin.

Vor einer Woche haben wir zu fünfen einen Kriegsrat gehalten. Mutter und Else waren nämlich bei einem Eltern-nachmittag von Elses Schule gewesen, zu dem die größeren Mädchen mitkommen konnten. Da wurde über die Lebens-mittelversorgung Deutschlands im Kriege gesprochen, und ich war ganz froh, einmal wirklich ganz genau zu hören, wie man sich eigentlich einrichten soll, nachdem „in Wort und Schrift“, wie man so schön sagt, die widersprechendsten klugen Ratsschlüsse über uns Hausfrauen ausgeschüttet worden waren. Else nahm die Sache auch sehr ernsthaft und brannte auf die Anwendung. Wir haben also, zu Hause angekommen, die Jungens ihren Tisch abräumen lassen und eine Sitzung gehalten — mein Quar-taner hatte ganze Vögel voll Eiserner Kreuze erster und zweiter Klasse vor sich, die er aufgemalt hatte und aussehenden

wollte, um die Tapferen seiner Kompanie damit zu beglücken. Aber das half ihm nun nichts, nun mußte er mitzuhören. Else murmelte irgend etwas Erhabenes von Ernst und Kinderei und schüchterte uns alle sehr ein. Sie ist prachtholl in ihrer flammenden Backfischbegeisterung. So, Kinder, nun hört zu, Else hat das Wort. Da wurde sie doch ein bißchen verlegen. „Also sie wollen uns aushungern — versteht ihr? — wie in einer Festung, und wir müssen sehr sparsam sein mit Weißbrot — und allem.“ Ich habe ihr ein wenig beigestanden, und wir haben uns alle zusammen überlegt, was wir kleine Familie im großen Deutschland tun müssen. Mit dem ersten Teil des häuslichen Kriegsprogramms, der schon in Kraft getreten ist, sind wir alle sehr einverstanden, besonders unser Sechsjähriger: Viel Marmelade essen. Selbst wenn es dafür weniger Butter gibt, erscheint uns der Gewinn durchaus auf unserer Seite. Es ist komisch, daß ich selbst immer noch mit Zucker und süßen Speisen den Begriff von Luxus verbinde. Ob das noch von der fernen Zeit her in uns feststeht, da Zucker ein Luxus war, oder ob in der vom kategorischen Imperativ regierten deutschen Kinderstube die Süßigkeiten nur deshalb argwöhnisch betrachtet und knapp zugemessen werden, weil sie uns gut schmecken?

Jedenfalls aber sind wir alle an unserem runden Kinderstuhentisch davon durchdrungen, daß das Marmeladeessen noch kein vaterländisches Opfer ist und daß mehr von uns verlangt wird. Erstens, wir essen Schwarzbrot zum Frühstück. Semmeln werden aus Weizenmehl gemacht, und Weizen kaufen wir aus Rußland; jetzt gibt uns Rußlands nichts. Darum müssen wir sparen. Ernst wundert sich, daß wir bisher von den dreißigen Russen Mehl kaufen mochten. So, nur Getreide — na ja, das ist nicht so unappetitlich. Dann — das ist ein sehr ernster Punkt — wir lassen einmal ganz wirklich niemals ein Stück Brot umkommen. An der Verlegenheit, die sich nun um den Tisch ausbreitet, sieht man, daß jeder hier sein Sündenregister hat: die gewissenhaft zusammengeknüllten Butterbrotpapiere, denen man es nicht ansehen soll, daß noch ein Stück Frühstücksbrot darin unsichtbar gemacht ist, die unnatürlich großen Krümelvorräte, die aus den Hosentaschen rieseln, wenn sie einmal umgedreht werden — und in wessen Pult fand ich doch neulich, sorgfältig zwischen Taschkasten und Seften versteckt, ein Häuflein krummgezogener, ranzig duftender Brotschnitten? Wir essen künftig nur Kriegsbrot; dabei denken wir an unseren Vater und an unsere Onkels im Felde, die sehr oft hungern müssen. Wenn wir nicht sparen, kann das Proviantamt ihnen nichts zu essen schicken. Dazu nicht auch der Kleinste verständnisvoll, indem er zugleich verstohlen in seinen Taschen fingert, ob nicht vielleicht da noch etwas drin steckt von vorgestern oder vorgorgestern? Vielleicht auch ein angebissener Apfel?

„Ja — und dann das Gemüse, Mutter“, erinnert Else. Sie hat sehr gut aufgepaßt. Es gibt wenig Reis und Hülsenfrüchte. Das letzte verschmerzen wir leicht. Erbsen, Bohnen und Linsen machen zwar klug, aber andere Reize konnten wir ihnen nicht abgewinnen. Mögen die Russen sie selber essen. Ja, aber wovon soll Mutter euch denn satt machen? Else wirft das unangenehme Wort „Kohlrüben“ in die Debatte. Ueberhaupt Kohl. Wenn wir öfter Kohl und Kohlrüben äßen? Und wenn ich dabei niemanden zu sehen brauchte, der nach jedem Bissen erst einmal Wasser trinkt und mit seiner Gabel die bewußten Scheingefächte eifrigen Hantierens ausführt, bei dem immer so merkwürdig wenig schließlich in den Mund kommt? Es wird also beschlossen, einmal in der Woche bestimmt und mit Anstand Kohlrüben zu essen und mit den ebensowenig in Gunst stehenden verwandten Dingen: Braun-

kohl, Weißkraut und Wirsing ein Kriegsbündnis zu schließen. Dafür können süße Speisen und Obstsuppen in Aussicht gestellt werden.

Wie stehen wir zu Kuchen? Neulich kam Otto, der noch in seinem letzten Volksschuljahr ist, aus der Schule und erzählte mit allen Zeichen neidischer Zustimmung, daß die Mutter von seinem Klassennachbar, solange der Vater im Krieg wäre, manchmal gar nicht zu Mittag kochte, sondern tüchtig Kuchen kaufte. Dazu tranken sie Kaffee. Otto fand das nachahmenswert und versuchte mich dafür zu gewinnen, indem er geltend machte, daß ich doch dann weniger zu tun hätte. Wenn wir auf Kuchen verzichteten müßten, das würde uns sehr schwer werden. Ich als Mutter bin mir nicht ganz klar, ob es richtig ist. Weizenmehlverbrauch ist Verlust, aber Zuckerverbrauch ist wieder Gewinn. Ich will einmal versuchen, Kriegskuchen mit Roggenmehl oder Kartoffelmehl zu backen. Kriegskuchen — das gefällt den Kindern sehr.

Im übrigen kommt es uns zugut, daß wir ein etwas altmodischer Haushalt und eine altmodische Kinderstube sind. Die Suppen des Abends, die man an Stelle der belegten Butterbrote empfiehlt, sind uns gar nichts Ungewohntes, wenn auch im ganzen die Milch- und Brotabende beliebter sind als die Hasfergrützenabende. Und daß die Kartoffeln in der Schale auf den Tisch kommen, wissen wir auch (aus Gründen der Arbeitersparnis in der Küche!) schon lange nicht anders.

In anderer Hinsicht freilich macht uns unser altmodischer Zuschnitt jetzt Schwierigkeiten: das ist die Petroleumfrage. Ja, wir brennen noch Petroleum, und nicht wenig. Aber die Kinder sind ganz damit einverstanden, daß sie die sogenannten „lauten“ Schularbeiten, bei denen jedes in seiner eigenen Einsamkeit Botabeln und Sprüche murmelt, bei Tageslicht machen, so brauchen wir abends, wenn die Schreibarbeiten drankommen, nur mehr einen Tisch mit einer großen und teuren Spirituslampe. Der Bezug des elektrischen Lichtes ist bei uns übrigens neuerdings so erleichtert, daß ich es mir legen lasse, sobald ich den vielbegehrten Installateur bekommen kann.

Unseren gemeinsamen Tisch abends solltest Du doch einmal sehen. Else strickt, sobald sie nur ihre Bücher aus der Hand legen kann. Die Jüngens wollten auch so gern etwas für die Soldaten tun, aber bis zum Stricken ließen es ihre männlichen Vorurteile doch nicht kommen. Sie nähen aber: nämlich Lazarettbantoffeln. Wir schneiden Sohlen aus Linoleum, die werden mit Stoffresten bezogen und wunderschön bunt langettiert. Mit den buntesten Fäden darf Gänsechen hernach eine Verzierung darauf sticken, wobei ihm unzählige Male der Faden aus der Nadel rutscht.

Außerdem aber sparen wir für Liebesgaben. Wir verdienen nämlich Geld mit Küchenabfällen. In unserer Stadt ist endlich eine vernünftige Abfallverwertung eingerichtet, in Verbindung mit der Schweinemast der Molkereien. Wenn wir einen großen Korb voll Gemüse- und Kartoffelresten selbst an die Annahmestelle bringen, gibt es zehn oder zwanzig Pfennige. Dazu ist Else allerdings trotz alles Patriotismus zu vornehm, aber die Jüngens machen sich nichts draus. Wir haben eine gemeinsame Sparsbüchse, die wir für die Feldpostsendungen an Vater und die Onkels von Zeit zu Zeit leeren. Else erfindet für die Spenden der Geschwister die Widmungen, nicht immer zur Zufriedenheit der Brüder, die ihre feurigen Gefühle manchmal kurz und bündig „quatsch“ finden. Darüber setzt sie sich aber hinweg. Und etwas sehr Süßes hat sie gemacht. Wir haben eine wunderschöne Kriegswand in der Kinderstube, an der hing erst nur die Karte mit den Fähnchen;

aber dann ist sie eine große Ehrentafel unserer Helden geworden. Jedes Bild, das wir kriegen konnten, Hindenburg und Weddigen und natürlich den Kapitän der „Emden“ haben die Kinder aufgezogen, bunt umrandet und je nachdem mit Wimpeln, eisernen Kreuzen, Eichenlaub und Ankeren geschmückt und um die Karte herum aufgehängt. Darüber hat Else nun eines Tages ein schönes, selbstgemaltes Plakat gehängt mit dem Spruch: „Unser täglich Brot gib uns heute.“ Wir haben gar kein Wort darüber verloren, mein Mädel nicht und ich nicht; auch die Jungen haben nichts darüber gesagt, und daran habe ich gemerkt, daß es ihnen nahegegangen ist, und daß sie in ihren Kinderseelen den Daseinskampf ihres Volkes mitfühlen. — — —

J. Gmelin / Russische Geschichtsentwicklung

(Eckstein)

Was die Kirche betrifft, so ist es ja eine bekannte Tatsache, daß Rußland sie im Unterschied von den sonstigen abendländischen, auch den slawischen, Völkern, von Konstantinopel her über Kiew im 10. Jahrhundert, dem Jahrhundert nach der normannischen Invasion, bekommen und auf diese Weise seine sonstige Geschiedenheit vom Abendland noch eine weitere Verstärkung erfahren hat. Das besonders Bemerkenswerte bleibt dabei aber immer ein Doppeltes: einmal die Unselbständigkeit, mit der das russische Volk trotz der sonstigen religiösen Veranlagung, die ihm nachgerühmt wird und die tatsächlich auch in seiner ganzen Geistesentwicklung zum Ausdruck kommt, diesen orthodoxen Glauben nicht nur zu Anfang von der ihm kulturell natürlich unendlich überlegenen byzantinischen Kirche übernommen, sondern auch weiterhin im Verlauf eines ganzen Jahrtausends beibehalten hat, ohne jemals den Versuch zu machen, diese zunächst äußerlich adoptierte Religion auch seiner Eigenart entsprechend aus- und fortzubilden und so sich innerlich zu verschmelzen, wie es das deutsche Volkstum in der Reformation getan hat. In dieser Starrheit der Uebernahme tritt doch wohl auch eine innere Unfähigkeit, den Geist des Christentums tiefer zu erfassen, und eine weitgehende Verwandtschaft mit dem byzantinischen Christentum zutage, das, zumal da es auf dem Höhepunkt seiner bilderdienerischen Periode übernommen ward, in Rußland den Heiligen- und Bilderdienst zur eigentlichen Religion hat werden lassen, in höherem Grade noch, als dies im römisch-katholischen Gottesdienst der Fall ist. Hier sind offenbar die Heiligen einfach an die Stelle der altslawischen Gottheiten getreten bzw. haben diese unter der Hülle des Heiligendienstes ihre ungestörte Konservierung erfahren. Damit aber erfuhr der Konservatismus in der Religion von innen her eine solche Steigerung, daß, als in der Zeit Peters des Großen durch die Moskauer Patriarchen eine teilweise Reform, die in der Hauptsache sich doch auf die Liturgie beschränkte, von oben her inszeniert wurde, dies genügte, um den Raszkolnik ins Leben zu rufen, das starre Altgläubigentum in seiner Versteifung auf die Form ohne weiteren inneren Geist, als daß es eben das vollständigste Alte ist.

In höherem Grade noch sollte in Rußland das andere Kennzeichen des „Byzantinismus“, das, was man darunter im engeren Sinn versteht, seine zweite Heimat, und zwar in verstärktem Maße, finden durch jene Ausbildung des Staatskirchentums, wie sie in Rußland als Höchste-

igerung dieses Begriffs zur obersten leitenden Maxime geworden ist. Diese Entwicklung, die russische Kirche zur ergebensten Dienerin des Absolutismus zu machen, wurde vor allem durch zweierlei gefördert: einmal durch den Zusammenbruch von Byzanz, und zwar in dem Jahrhundert vor Ivan dem Schrecklichen, der es hernach verstand, der auf sich selbst gestellten unmündigen Kirche Rußlands in der schlechthinigen Abhängigkeit vom Zarentum eine neue Daseinsgrundlage zu geben. Und dann, als die so geträufelte Kirche nach dem Aussterben der Ruriks imstande gewesen war (1613), in dem Sohne des Moskauer Patriarchen Philaret, dem Stammvater der Romanow, dem Staate eine neue echt russische Dynastie zu geben, durch die vollends absolute Unterwerfung dieser Kirche unter das Zarentum durch jenen Romanow, der für die Weiterentwicklung Rußlands bis zum heutigen Tag von meistbestimmendem Einfluß geworden ist: Peter den Großen.

Peters Bedeutung als des Schöpfers des modernen Rußlands, das mit der nun eben zwei Jahrhunderte alten Kreierung von Petersburg, oder nach seiner neuesten russischen Degradierung „Petrograd“, zusammenfällt, ist nach seiner Außenseite zu bekannt, als daß hier nötig wäre, darüber ein weiteres Wort zu verlieren. Weniger bekannt ist seine Bedeutung für die innere Entwicklung Rußlands, darin vor allem gelegen, daß die mit ihm gegebene Steigerung des Absolutismus, durch Unterwerfung der Aristokratie, die hier zum letztenmal in ihrem Zemski-Sobor ihr ständisches Privilegium, aber diesmal lediglich als gefügiges Werkzeug Peters, ausüben durfte, als Gegenstück auch eine Verstärkung eben des Adels hatte, damit daß diesem nun die bäuerlichen Hinterlassen als eigentlich Leibeigene, und zwar an die Scholle gefesselt, überlassen wurden, so daß dieser Schöpfer des modernen Rußlands zugleich zum Mörder der Reste der alten Volkstfreiheit geworden ist. Das echt russische Gegenstück zu der Entwicklung, die gleichzeitig im Westen mit dem roi soleil Ludwig XIV. sich vollzog. Schon aus diesem Grunde ist von den Denkenden unter den Russen die Bedeutung Peters immer als eine sehr zweiseitige empfunden worden, und mit wieviel Recht, schimmert auch bei M. durch, so sehr er sonst geneigt ist, die Tätigkeit Peters nur als Produkt des natürlichen Entwicklungs-Prozesses anzusehen, den Rußland absolut brauchte, um aus seinem asiatischen Gesicht herauszukommen. Nur daß die von Peter inaugurierte Europäisierung Rußlands in höherem Grade, als die meisten ahnen, in dieses Land einen Gegensatz schwerster Art hineinwarf, indem der Unterschied des Standes zwischen den mit dem Monarchenhof verwachsenen Adelskreisen samt der höheren Schicht des kaufmännischen Bürgertums und den Kreisen des gewöhnlichen zum Muschi gehörigen Volkes nunmehr zugleich zu einem Unterschied der Bildung in einem viel weiter greifenden Sinn, als dies sonst im Abendland der Fall war, wurde. Und zwar so, daß diese Bildung, indem sie vor allem von dem im 18. Jahrhundert tonangebenden Franzosentum ausging, nur einen oberflächlichen Firnis bedeutete, mit dem eine ungeheure sittliche Verschlechterung Hand in Hand ging, die die gallische Leichtgläubigkeit in die Formen des robusten russischen Barbarentums übertrug. Der bezeichnendste Typus dafür jene „Semiramis des Nordens“, Katharina II., die als Freundin des geistvollsten Franzosen, Voltaire, zugleich die Verkörperung der schamlos-saftigsten Sinnlichkeit bedeutet, wie sie nur in einem Volk mit solch ungebändigten Naturtrieben sich ungeschont auswirken kann. Man vergleiche die Uebersicht über den Ver-

brauch an männlicher Prostitution, zu welcher sich die ersten Männer der russischen Geschichte ihrer Zeit hergaben, um dafür auch mit mehr als orientalischer Gleichgültigkeit gegen alles Staatsinteresse aus dem Staatsvermögen entschädigt zu werden, wobei unter diesen „Geschenken“ auch rund 60 000 Seelen, von denen allein Potemkin 37 000 bekam, figurieren (vgl. Anm. zu S. 68). Und diese selbe zügellose Selbstherrscherin eine Gönnerin der radikalen Freiheitsmänner des Westens! Kann man den Gegensatz zwischen Theorie und Praxis in schamloser Weise dokumentieren?

Die sittliche Hohlheit dieses Aristokratentums wie der auf ihm aufgebauten Gesellschaft kam dann auch in der Ermordung Pauls heraus, dem tollsten Beispiel für die Wahrheit des Worts, daß in Rußland das traditionelle Regierungssystem der Absolutismus ist, „gemildert durch Muehelnord“. Nur daß der Erbe dieses Muehelnords, Alexander I., so schwer er sein Leben lang an seiner Mitwissenschaft an dem Vätermorde trug, hernach durch die Ueberwindung Napoleons, die ihn mit der Gloriole des Retters der europäischen Freiheit umgab, noch eine weitere Steigerung des Absolutismus fertigbrachte schon durch den in den offiziellen Kreisen nun herrschenden Abscheu über die französische Revolution, deren demokratische Grundsätze doch in der obersten Bildungsschicht von Rußland, dem Garde-Offizierthum, Wurzel gefaßt hatten und hier weiterwucherten. Dies trat zutage in dem Dekabristen-Aufstand als dem Versuch einer geistigen Elite, Rußland von obenher mit dem Geschenk der Freiheit zu überraschen, der aber, weil die tragende Unterschicht fehlte, ein klägliches Fiasko erlebte und so nur einem Autokratentum höchster Potenz Platz machen mußte: Nikolaus I. Vielleicht das Glanzstück des Buchs, wie dessen Wirken geschildert wird in seiner brutalen Unfehlbarkeitswillkür, die doch schließlich als Schlusseffekt den Beweis liefern sollte, daß der Absolutismus nicht nur brutal, sondern dumm ist. Und das Hauptbeweisstück dafür Sebastopol, das so zum Morgenrot der russischen Freiheit wird.

Von Sebastopol ab war die Umarowsche Dreieinigkeit — Absolutismus — Orthodogie — Nationalität, nämlich natürlich die russische — im Prinzip gerichtet, wenn es auch immer nur schrittweise an die Abbrüdelung ging. Zunächst kam als unterster Stützpunkt der Selbstherrlichkeit die Leibeigenschaft daran, deren göttliches Recht selbst ein Nikolaus I. in lichten Augenblicken in Zweifel gezogen hatte, die aber von Leuten wie Umarow als ein Eckpfeiler des ganzen herkömmlichen Systems verteidigt wurde. Nunmehr, nach dem Abgang von Nikolaus, mußte sie den liberalisierenden Anfängen Alexanders II. weichen (1861). Also, vergessen wir das nie, es ist erst wenig über 50 Jahre her, daß diese schmachvolle, durch Leute wie Turgenejew im öffentlichen Urteil längst gerichtete Institution, die einen natürlichen Herd undefinierbarer Sittenlosigkeit bildete (der Gutshof vielfach ein stets sich erneuernder Harem bzw. ein unerschöpfliches Bordell) zu Grabe getragen worden ist! Aber die Art, wie dies geschah, sollte zugleich eine Quelle neuer Misere werden, schon indem der Anteil des so freigelassenen Bauernthums an dem Boden zu spärlich zugemessen und diese Zuweisung doppelt verhängnisvoll wurde, damit, daß sie an den Mir, die Dorfkommunion, geschah. Mit der Ueberwindung dieser Schwierigkeiten hat noch die Gegenwart, nachdem seit 1906 der Mir im Prinzip abgeschafft worden ist, zu arbeiten, und eben wegen der Wichtigkeit dieser Gegenwartsforderungen war ja auch der russische Landwirtschaftsminister gegen den Krieg. Freilich

umsonst, da dieser der anderen herrschenden Strömung vielmehr das Radikal-Mittel schien zur Ueberwindung der inneren Gegensätze: der durch den russisch-japanischen Krieg erzwungenen Grundlage einer eigenen Verfassung in der bekannten „Duma“ und der von der Regierung unter dem Einfluß ihres Sieges über die Revolution seither beliebten Behandlung derselben, die auf einfachen und gemeinen Rechtsbruch hinausläuft. Infolge dieser Perfidie sind die inneren Gegensätze zwischen den mit der Regierung zusammenhängenden herrschenden Staatskreisen, die nicht am wenigsten durch das Schlagwort des exklusiven Nationalismus — Rußland für die Russen — gefördert werden — und den immer mehr auch die großen Massen erobernden Vertretern der freiheitlichen Forderungen, obenan die Sozialdemokraten, in einem gegen früher unerhörten Grade gesteigert, und es darf — das ist das sicherste Resultat von Masaryks Buch — darauf gerechnet werden, daß dieser Gegensatz eines Tages mit vulkanischer Gewalt zum Ausbruch kommt, sobald das jetzige System durch eine gründliche Niederlage, ähnlich wie einst bei Sebastopol und dann wieder im japanischen Kriege, gerichtet wird: eine Katastrophe, durch die auch die 1905 mit dem Jns-Leben-Treten der Verfassung gesetzlich sanktionierte Freiheit der Religion — wodurch das zweite Stück der Umarowschen Dreieinigkeit ins Wanken gekommen ist — entgegen der seitherigen Verwaltungspraxis, durch die jene so gründlich wirkungslos geworden ist, eher zu ihrer ehrlichen Vermittlung gelangen dürfte.

Auf diese Niederlage ist denn, wie man auch aus allerlei Privatquellen wissen kann, die Hoffnung der Besten in Rußland, wenigstens aller ehrlichen Reformfreunde, gerichtet, so sehr sonst der Krieg gegen die Deutschen gerade in den liberalen Kreisen einer gewissen Volkstümmlichkeit nicht entbehrt. Sie wird aber zu einer um so größeren Umwälzung des Riesenkolosses führen, je mehr dafür gesorgt wird, daß dabei der eigentlich russische Geist herauskommen kann, d. h. die Rußland fremden Teile mit moderner, d. h. zumeist höherer Bildung von ihm befreit werden. Nr. 1 Finnland, aber auch die Ostsee-Provinzen, die mit ihrer höheren deutschen Schicht allzu lange Rußland die besten und ergebnsten Staatsdiener, die unter Alexander II. in manchen Departements über die Hälfte der höheren Posten innehatten, geliefert haben, um doch schließlich von dem russischen Volkstum nur mit Haß, sei es als Fremde, sei es als Diener der Reaktion, überschüttet zu werden. Daß diese Provinzen neben Polen, dem eine selbständige Gestaltung in irgendwelcher Form, natürlich in Anlehnung an Deutschland-Oesterreich, zu geben ist, vom russischen Koloss losgerissen werden, ist eine selbstverständliche Forderung für jeden, der die Leidensgeschichte dieser Provinzen überieht und auf dessen Programm das Wort Befreiung, hier der Nationalitäten, steht. In diesen Provinzen wären denn auch die bäuerlich-deutschen Kolonisten von Süd-Rußland anzusiedeln, für die nunmehr dort keines Bleibens mehr ist. Wohl wird auch deren Wegzug für Rußland keinen geringen Verlust zumal in Hinsicht auf religiöse Entwicklung bedeuten, die von den „Streubisten“ in der Richtung auf ernsthaftere Vertiefung der Religion ausgegangen ist. Doch ist zu hoffen, daß schon die bisher von diesen schwäbischen Streudenleuten ausgestreuten Samenfrüchte tief genug gehen, um auch nachher Sprossen zu treiben. Hauptsache bleibt immer die Niederlage des Absolutismus selbst, um dem russischen Volk, in dessen Unbildung doch noch eine ursprüngliche Kraft steckt, die Möglichkeit zu selbständiger Entwicklung zu geben, womit dieses in

den Stand gesetzt würde, seinen entsprechenden Beitrag zu der allgemeinen Menschheitsentwicklung in unverkürztem Maße zu liefern. Und zwar in der doppelten Richtung, die dem russischen Ingenium entspricht: dem der Religion wie vor allem des Sozialismus. Letzterer ist ja, wie von zahlreichen russischen Geistern der letzten zwei Generationen, mit denen uns M. näher bekannt macht, erkannt und hervorgehoben worden ist, in Rußland durch die ihm eigentümlichen Einrichtungen, zumal den mehrfach erwähnten Mir, mehr als leicht in einem anderen Land innerlich vorbereitet, woneben aber auch die natürliche religiöse Veranlagung nicht zu verkennen ist, die trotz aller bisher an den Tag gelegten Unselbstständigkeit auf diesem Gebiet im russischen Volksgemüt schlummert. Wäre es doch immer falsch, ein Volk mit solch jugendkräftigen, ob auch rohen Anlagen geringzuachten. Denn es steckt darin etwas Unverbrauchtes, das für die Zukunft der Menschheitsentwicklung noch von Wert werden kann. Darum tun wir gut, immer neu zu betonen, daß unser Kampf nicht dem russischen Volk gilt, sondern der russischen Wirtschaft, die heutzutage vor allem in der Großfürstentum repräsentiert ist. Diese hat als der Erbe des eigentlichen Moskowitertums in dessen traditionellem freiheitsfeindlichen Zug zu gelten, und je gründlicher diese Gesellschaft zu Boden geworfen wird, um so größer wird das Verdienst unseres deutschen Volkes und seines scharfen Schwerts sein, nicht bloß um die Freiheit von Europa, sondern eben auch um das bisher umsonst aus den Netzen eines perfiden Absolutismus zum Licht emporstrebende russische Volk selbst.

Gottfried Traub / Reiseeindrücke aus Oesterreich-Ungarn

I.

Die Gesellschaft Urania in Wien hatte mich zu zwei Vorträgen aufgefordert. Ungevolkt schloß sich daran eine weitere Reise nach Kroatien und Ungarn. Es war mir selbstverständlich außerordentlich wertvoll, gerade in dieser Zeit in das Reich unserer Verbündeten gerufen zu sein. Doppelt begrüßte ich die Gelegenheit, in wertvollen Einzelgesprächen mit einer Reihe von Politikern mich über die gegenwärtigen Stimmungen in Oesterreich-Ungarn zu unterrichten. Davon soll im einzelnen nichts erzählt werden. Vertrauen heißt Vertrauen. Aber von meinem Dank für die gewonnenen Eindrücke mögen die nachfolgenden bescheidenen Bilder Zeugnis ablegen, wenn sie auch nur im losen Zusammenhang mit den eigentlichen Erlebnissen stehen. Mein Freund, der mit mir die Reise machte, wird die Reise ebenso wenig vergessen wie ich.

Wir gingen in Wien den Burgring entlang und verglichen eben die Architektur der beiden Hofmuseen mit der der Hofburg. Es war ein sonniger Morgen und die Straßen recht belebt. Da entdeckte ich auf einmal reichsdeutsche Soldaten, wie sie eben um die Ecke bogen. Ich kann die Empfindung nicht recht schildern, die in mir wach wurde. Jedenfalls packte ich auf, lief, was ich konnte und erreichte unsere Mannschaften bald. Da standen sie nun, unsere Landsleute, umringt von Wiener Bevölkerung. Um jeden einzelnen bildete sich eine Gruppe von Jungens und Mädchen, Männern und Frauen, wie sie eben gerade des Wegs daher gekommen waren. Man fragte hin und her. Sie waren nur unterwegs und ihr Ziel lag viel weiter, aber sie waren voll Lobes über die Gastfreundschaft der Wiener und ihres Magistrates. Mit behaglicher Miene nahmen sie Zigaretten und Zigarren von verschiedenen Seiten in Empfang, meinten, sie seien so liebenswürdig empfangen worden, daß sie noch sehr gern blieben. Ich war so stolz und dankbar. Mich grüßte

ein Stück der Heimat und es grüßte mich so, wie ich es nicht anders erwartet hatte. Stille Kraft trägt ihre Anerkennung in sich. Allmählich beschloß ich mir die ganze Szene ruhiger und überlegte mir, was nun diese Menschen hin und her eigentlich denken möchten. Von diesen Truppen hatte sich wohl keiner so leicht träumen lassen, daß er so umsonst eine Reise nach Wien machen kann, und daß er eines Tages seiner Liebsten erzählt von der großen Kuppel des kaiserlichen Schlosses und den breiten Straßen am Ring und den „feinen“ Wienerinnen und den weiten Plätzen der alten Kunststadt. Und die Wiener hatten sich wieder nicht träumen lassen, daß reichsdeutsche Soldaten so in ihrer Mitte stehen, bereit, gemeinsam zu fechten und zu sterben. Scheinbar sind solche Szenen auf der Straße nichts anderes als ein Ausschnitt öffentlicher Neugier, in Wirklichkeit wird in solchen Augenblicken manches Stück Weltgeschichte gemacht. Wir können es uns gar nicht stark genug vorstellen, was es bedeutet, daß sich jetzt verschiedene Stämme, verschiedene Sprachen, verschiedene Menschen begegnen, ausprechen, ins Auge und ins Herz sehen, daß sie miteinander Fühlung nehmen, daß sie merken, wie überall Not und Freude gleiches Gesicht tragen, und daß doch wieder jeder seine ganze Eigenart an sich trägt. Langsam, in aufgelösten Gruppen, bewegte sich die Schar dahin. Auf dem Reitweg trabten auf wohlgepflegten Schimmeln österreichische Reiter voll Elastizität in prächtiger Haltung und grüßten die Kameraden. Kurz darauf stellten sich unsere Truppen auf; ein paar kurze Befehle und es ging wie ein Funken durch die Reihen. In straffer Kraft marschierte die Mannschaft dahin, die eben noch so gemüthlich mit jedem einzelnen geplaudert hatte. Der Geist der Truppe erschien und es war interessant, in den Augen der Wiener zu lesen. Sie verglichen instinktiv, sie freuten sich der ihrigen, sie freuten sich der anderen, sie wünschten nur eins, daß beiden der Sieg lächle. Langsam gingen wir wieder unseres Weges allein. Es war ein scheinbar winziges Erlebnis, aber zuzusehen, wie Volkseelen sich berühren, wie sie sich anziehen oder abstoßen, das ist wahrhaftig nichts Bedeutungsloses.

Wir standen vor dem uralten Gnadenbild der schwarzen Muttergottes auf dem Kahlenberg. Nach alter katholischer Ueberlieferung soll der heilige Evangelist Lucas auf einer Tischplatte aus Zypressenholz das Bildnis der Mutter Gottes gemalt haben; dann sei es vergraben worden auf dem Berge Golgata, um es vor den Römern, die Jerusalem eroberten, zu bewahren. Die Frau des Kaisers Konstantin, der die römische Staatskirche schuf, habe auch jenes Bild wiedergefunden. Von Konstantinopel wanderte es nach Aachen und Kaiser Karl schenkte es wieder dem Fürsten der Reußen, der es auf sein Schloß Belz bringen ließ. Da besiegte der König der Polen, Casimir, die Reußen und übergab die Provinz seinem Blutsverwandten, dem Fürsten Ladislaus. Der brachte das heilige Bild nach Czestochau und am 28. August 1382 langte man mit dem Muttergottesbild am Kahlenberg an. Seither thront dort die Muttergottes als die Schutzpatronin Polens: die schwarze Muttergottes ist die Königin von Polen. Ein Hussit warf wohl das Heiligenbild vom Altar und wollte es über die Grenze entführen, „aber an der Grenze blieb Roß und Wagen unbeweglich stehen.“ Die liebe Frau vom Kahlenberg gehörte nun einmal zu ihrem Polenland und so wie einstens Jahve vor den Kriegsscharen Israels in der alten Lade hin und her getragen wurde, so prangte auf der Reichsfahne das Bild der Gottesmutter von Czestochau. Schwarz ist ja das Originalbild nur geworden von dem Rauch von Millionen von Lampen und Kerzen, die vor ihr brannten als eine Weihe der gläubigen Seelen. Jeder rechte Katholik vergift vor diesem Bilde nicht, wer ein Räuber ist; denn die auf dem Heiligenbild befindlichen kostbaren Kronen sind dem Originalbild im Jahre 1910 auf ruchlose Weise geraubt worden. „Dieser schandwürdige Gottesraub war nur in russisch-Polen möglich. Seit einigen Jahren durfte nämlich niemand ohne die Erlaubnis der russischen Regierung in den Orden eintreten. Diese pflegten aber ihre Aesthetik zu bevorzugen und verweigerten unter den verschiedensten Einwendungen besseren Elementen den Eintritt in den Orden. Der Zweck dieser gefährlichen, ja schandwürdigen Beschränkung war der, das geistige Leben zu vergiften und dann das Kloster samt dem Heiligenbilde dem Schisma zu übergeben. Möge aber der

Allmächtige diese Freveltat verhüten und die Madonna von Czestochau dem gläubigen Volk in der großen Bedrängnis als seine Königin und Trösterin erhalten." So schreibt der Rektor der Jesuskirche vom Kahlenberg in dem Büchlein, das die Heilengeschichte des uralten Gnadenbildes enthält. Ich hätte nicht gedacht, daß ich in der St. Jesuskirche am Kahlenberg eine solche Lektion über den Kampf der katholischen und der orthodoxen, d. h. russischen Kirche erhielt und einen solchen Einblick tun würde in Hoffnungen und Verwünschungen der polnischen Seele gegenüber dem russischen Reich.

Unterwegs begegneten uns zwei Jungen. Sie waren nicht wie wandelndes Holz. Ganz geschickt hatten sie mit ein paar Schnüren ein starkes Holzbündel zusammengepackt, so breit und so hoch, daß ihre kleinen Gestalten darunter verschwinden. Wir fragten die kleinen Zwerge, wie oft sie das tun. „Fast alle Tag!“ „Habt ihr denn keine Schule?“ „Vor dem Kriege hatten wir zweimal frei die Woche, jetzt im Kriege dreimal.“ „Ist denn der Vater fort?“ „Ja, der steht Posten an der böhmischen Grenze.“ „Möchtet ihr denn auch in den Krieg?“ Der ältere meint, „ja, gern.“ Es sind frische Jungen mit vergnügten Augen und roten Waden, so kerngesund wie das Holz, das sie tragen. Die Last ist zu schwer für die beiden, und doch schadet's ihnen nichts. Ein Buchpädagoge würde ihnen die Last abnehmen oder teilen, die Not aber, die zu Hause ihre Pädagogik treibt, läßt ihnen die Last auf dem Rücken und versteht es besser, Männer zu erziehen.

Wir traten in eine Gelehrtenstube. Der darin arbeitete, war Geschichtsforscher. Seine Arbeit galt nicht bloß der Vergangenheit, er lebt heute mit dem Geschehe seines Volkes wie der Vogel mit dem Morgen und dem Abend. Zwei Bücher sind es, die mir in der letzten Zeit wert geworden sind. Das eine von unserem Grafen Reventlow: „Die auswärtige Politik des Deutschen Reiches von 1888 bis 1913“, und daneben das andere: „Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland von 1859 bis 1866“ von Heinrich Friedjung. Und jetzt stand ich vor Friedjung, und wir plauderten, nein wir sprachen ernst und lange, Gegenwart und Zukunft abwägend. Ich glaube, daß viele unserer gymnastisch gebildeten Menschen über die Zeit von 1859 bis 1900 viel zu wenig unterrichtet sind. Wohl haben Bismarcks „Erinnerungen“ ein breites Publikum gefunden. Der Historiker wird erst ermessen müssen, wie gewaltig der Einfluß dieses Werkes war und wie sehr man in weiten Kreisen sich erst durch dieses Buch wieder daran gewöhnte, politische Geschichte der nächsten Vergangenheit zu lesen. Ich habe Friedjungs großes Werk noch lange nicht zu Ende gelesen, aber es ging mir manches auf wie eine neue Welt. Nicht nur die Geschichte Frankreichs unter Napoleon III. rückte mir in neues Licht, nein, das Verhältnis der Staaten zueinander, die ganze Art ihres Verkehrs, das Intrigenpiel der Diplomatie, die rasch wechselnden Szenen der politischen Bündnisse, das war für mich wirklich eine neue, wenn auch keine schöne Welt. Man hat so manches für richtig gehalten, was sich jetzt als Traum herausstellt; man nahm so manches für Wahrheit und Recht und Vertrag und merkt erst jetzt, daß all diese Worte nur etwas bedeuten, solange sie getragen werden von der Macht, die sie schützt oder wertet. Ich habe wieder gelernt, daß „gute“ Bildung „historische“ Bildung heißt; vielleicht noch im engeren Sinne ist es die Kenntnis der Geschichte des eigenen Volkes und des eigenen Staats, die uns im politischen und wirtschaftlichen Leben besonders straff erhält. Wer die nicht besitzt, der ist heimatlos, aber wer in ihr lebt, der wird auch nicht überrascht von solchen Erlebnissen, wie wir sie heute erleben. Ich lese eben den Schluß des zweiten Bandes von Friedjungs Geschichte und setze seine Worte hierher:

„Im Jahre 1879 schlug Bismarck Andrassy vor, das Bündnis zwischen Deutschland und Oesterreich zu einem „pragmatischen“ zu gestalten in der Art, daß die Parlamente der beiden Reiche es zu bekräftigen und in die Verfassung ihrer Staaten aufzunehmen hätten. Der Vorschlag ging auf „ein öffentliches, verfassungsmäßiges Bündnis gegen eine Koalition“, das „durch Mitwirkung aller konstitutionellen Faktoren zustande gekommen auch nur durch solches Zusammenwirken, also nur mit Zustimmung in Deutschland des Kaisers, des Bundesrates und des Reichstages, in Oesterreich des

Monarchen und der Vertretungen von Cis- und Transleithanien aufkösbar sein sollte.“

Das war das letzte Wort des Fürsten Bismarck an Oesterreich-Ungarn. Der also gewährleistete Bund wäre der logische Abschluß der deutschen Einheitsbestrebungen gewesen, aber in Oesterreich-Ungarn waren die führenden Männer noch nicht zur Wiederanknüpfung der alten nationalen Bande bereit. Diese Idee wird noch länger keimen müssen, ehe sie reift. In einem weisevollen Augenblick ließ Bismarck später wieder in seine politische Wertstätte blicken. In der ersten Thronrede Kaiser Wilhelms II., als dieser am 25. Juli 1888 vor den Reichstag von dem ihm überkommenen Erbe an Macht und an Ideen förmlich Besitz ergreift, ließ Bismarck den Herrscher also sprechen:

„Ich halte an dem Bündnisse mit Oesterreich in deutscher Treue fest, nicht bloß weil es geschlossen ist, sondern weil ich in diesem defensiven Bunde eine Grundlage des europäischen Gleichgewichtes erblicke sowie ein Vermächtnis der deutschen Geschichte, dessen Inhalt heute von der öffentlichen Meinung des gesamten deutschen Volkes getragen wird und dem herkömmlichen europäischen Völkerecht entspricht, wie es bis 1866 in unbestrittener Geltung war.“

Sorgfältig hatten die preussischen Staatsmänner es bis dahin vermieden, an die Zeit vor 1866 anzuknüpfen, weil sie Oesterreich-Ungarns gedachten. Kaiser Wilhelm II. hatte nicht wie sein Großvater und Vater bei Sadowa gekämpft, er durfte an den alten deutschen Bund erinnern, ohne daß die 1866 geschlagenen vernarbenden Wunden schmerzten. Wenn die Zeitgenossen des deutschen Bruderkrieges zu ihren Vätern versammelt sind, wird der Tag kommen, da die Erben des Vermächtnis der deutschen Geschichte erfüllen werden.“

Harry Söiberg / Die Leute am Meer

(Fortsetzung.)

Zwei Boote waren am Geslade gekentert, und mehrere Leute waren ertrunken.

Unter ihnen war Martin Ronge.

Suchend wanderten die weiblichen Angehörigen den Strand entlang. Einige rangen verzweifelt die Hände und gingen gebückt oder liefen hin und her und riefen unaufhörlich die Verunglückten bei Namen.

An einer Stelle bearbeiteten zwei Männer einen, den das Meer schon ans Land geworfen hatte. Die Frau und ein Mädchen lagen neben ihm und beteten, daß er leben möge.

Ane war eben angelangt, als das Unglück geschah. Zweimal hatte sie den Sohn nahe der Küste auftauchen sehen, bis er verschwand . . .

Jetzt folgte sie der Strömung den Strand entlang wie die anderen.

„Also sollt' es doch sein . . . also sollt' es doch sein . . .“ wehklagte sie.

Als sie Ronges Boot über die Sandbänke fahren sah, konnten ihre Knie sie nicht weitertragen.

Ein Ende nördlich am Strande sah Riels Rittens Frau auf einer Brackplanke, das Haupt brütend in den Händen und laut schluchzend.

Alle Hoffnung war zuschanden geworden . . . Der Mann, die Söhne und das Boot, alles verloren . . .

„Oh, warum denn . . . Oh, warum denn . . .“

Sie und Bobil hatten zusammengestanden, Bobil still und die Augen voll Erwartung, als könnte sie nicht glauben, daß den Ihren Gefahr drohe.

Als die Sturzsee das Boot nahm, sank sie mit einem Schrei um, als schlage eine Hand sie zu Boden. Und sie bohrte ihr Gesicht gegen den Strand. Krampfhaft gruben die

Hände im Sande, während der Sturm ihre Klagerufe forttrug Dann wurde sie auf einmal still.

Als sie sich erhob, strich sie mit den Händen verwirrt über ihr Gesicht, während die Finger das Haar in Zotteln aufrissen. Ihre Augen sahen die Mutter nicht schienen nicht länger zu fassen, was geschehen war, sondern starrten weithin aufs Meer

Dann begann sie, nach Süden zu wandern.

Als die Leute sie am Strande dahintwandern sahen, hörten sie sie murmeln:

„Martin Martin kommt er nicht bald . . . kommt er nicht bald?“

Man ließ sie vorbeigehen, während die Blicke ihr folgten, sprechend vor Grauen.

Am Tage begleitete Kreten Konge Ane zum Gehöft hinauf. Sie gingen mit schwer gebeugtem Nacken; an jedem Glied hing der Kummer.

Jens Konge fragte sie nicht, als sie eintraten.

Am Bett blieben sie stehen, während der Sturm die Trauerbotschaft in alle Winkel des Gehöftes brüllte.

Dann sagte Jens Konge, felsam monoton:

„Ja, so hat es sein sollen, liebe Kinder 's ist ja nicht das erstemal, daß das Meer sich rächt und auch nicht, daß es uns Konges trifft“

„Nein, Vater, nein,“ erwiderte Kreten. „Das nicht . . .“

Und dann verließ er die Stube und machte sich rastlos zu schaffen in Scheune und Stall und Stall und Scheune. Bis er endlich am westlichen Hofflügel stehenblieb, den Kopf gegen das heulende Wetter gesenkt

Ane saß draußen am Herd, über ihrem Schmerz brütend.

Unten am Strand saßen zwei Frauen Bodil behutsam unter den Arm und führten sie hinauf.

„Martin wird schon kommen, wenn das Wetter sich etwas legt,“ sagten sie.

Sie mußten das Mädchen in die Stube führen. Da blieb sie sitzen, ohne ein Glied zu rühren. Redete jemand sie an, so antwortete sie nicht. Die Züge ihres Gesichts standen still, als wäre die Seele tot. Ihre Augen verfolgten nur flackernd die Dinge, die ihr am nächsten waren.

Aber sie sah nichts Nur um die gepreßten Lippen hatte sich kalt wie ein Schauer der Schmerz gelegt.

Längs der Bettpritsche bekamen die Witwen ihre Plätze.

Erst gegen Abend überredete man die letzten, den Strand zu verlassen, wo sie den ganzen Tag umhergewandert waren.

Ihr Weinen verstummte nicht. Mit schmerzverzerrten Gesichtern jammerten sie laut ihre Klage.

Lange umstanden die Frauen sie und suchten zu trösten. Dann setzten sie sich hin, um der Trauer ihre Zeit zu lassen.

Niels Klittens Frau war ganz zusammengebrochen. Auf ihren Knien bekannte sie, daß sie Gott getränkt habe, indem sie den Glauben ihres Mannes nicht teilte.

„Darum hat er mich so hart so hart getroffen,“ klagte sie.

Teilnehmende Blicke wanderten von ihr zur Tochter.

Ja, ein hartes Geschick war es, und Armut war damit verbunden.

Leute, die in der Hütte fremd waren, kamen und gingen. Einige standen draußen vor der Tür und sahen still lauschend zu. Während andere in tiefem Ernst über die Schwelle traten, als hätten sie eine schwere Botschaft auszurichten.

Unter ihnen war Per Dige. In der äußersten Not war er gerettet worden. Nun stand er zuhinterst an der Tür mit ruhelosen Augen und suchte von einem zum anderen.

Einige der Frauen rückten dichter zusammen und begannen zu singen. Auf dem Tisch brannten zwei Talglichter, die das Grauen des Tages in ihren Gesichtern sichtbar machten.

Der Gesang gewann keine Macht über die Anwesenden, er klang gedämpft und voll Furcht, wie wenn der Kummer von der Lippe tönt.

Auf der Bank saß ein Bootsführer von den Südbewohnern, der mehr tot als lebendig an der Küste geborgen worden war, während zwei seiner Leute ertranken.

Seidem er zu sich gekommen war, saß er auf demselben Fleck, über seine gefalteten Hände gebeugt.

Seine Frau saß dicht neben ihm und dankte in einem fort Gott.

Jetzt brach er plötzlich über dem Tisch zusammen. Die Frauen eilten erschrocken herzu Jane nannte laut den Namen ihres Mannes. In ihrer Angst ging sie von Wand zu Wand und rief Gott an. Während bald die eine, bald die andere der Frauen vom Weinen befallen wurde.

„Wir sind große Sünder . . . große Sünder!“ hörte man den Mann schluchzen. „Darum hat Gott es geschehen lassen.“

Er richtete sich am Tische auf. Seine Schultern hingen schlaff hinab. Und die Glieder schienen alle Kraft verloren zu haben.

„Soll ich euch sagen, was mich dünkt?“ sagte er. „Was heute geschehen ist, hat Gott geschehen lassen, um uns Furcht einzuslößen vor der Strafe, die er vielleicht noch nachfolgen lassen will. Er will uns zeigen, daß er ebenso leicht, wie er heut einen Sturm hat hereinbrechen lassen, eine Flutwelle folgen lassen kann, die heranspült und das ganze Land wegnimmt. Er hat uns Zeit geben wollen, damit wir seinen Willen kennen lernen.“

Eine drückende Stille legte sich über die Leute. Es war nur noch wenige Tage hin, bis die Flutwelle kommen sollte.

Auf den Lippen begann die Angst zu fragen und die Gedanken fortzunehmen, wie eine Flut die Wasser mit sich nimmt.

„Ja, wir sind große Sünder . . . aber Gott hat uns lieb, glaub' ich.“

Der Mann legte sich auf die Knie und fing an zu beten. Die Frau legte sich neben ihn. Und immer mehr und mehr folgten dem Beispiel der beiden.

* * *

Am nächsten Tag hatte der Sturm sich gelegt.

Vom frühen Morgen an tönte der Gesang von der Hütte der Südfischer aus, und alle gingen verwundert hinzu.

Da lagen Männer und Frauen Seite an Seite auf den Knien und beteten und sangen. Einige flehten Gott an, es nicht geschehen zu lassen. Andere beteten um ihrer Sünden willen, während ein krampfhaftes Schluchzen in kurzen Zwischenräumen im Kreise herumwanderte.

Einige von den Kommenden blieben stehen, von Grauen gepackt. Männer führten ihre Frauen fort. Aber bei manchen hatte die Furcht sich schon in den Augen festgesetzt.

Man machte sich bereit, heimzuziehen.

Im Laufe des Tages fuhren die vom Oberland weg. Mit dem festlichen Sinn des Sommers und Herbstes waren sie zum Meer gekommen, nun zogen sie schweigend fort, mit nachdenklichen Blicken. Erst als das Land seine Höhen zwischen die Fahrenden und das Meer legte, stillte die von Hause gewohnte Sorglosigkeit die Angst. Und ihre Hände befiel eine Sehnsucht, die vertraute Pflugstange unter sich zu fühlen . . .

Am Tage darauf legten die Südbewohner ab und segelten heim.

Eine Schar Männer und Frauen begleiteten sie an den Strand. Schlaflose Nächte hatten sich in die Gesichter eingegraben. Steif und edig an allen Gliedern standen die Leute und sangen Kirchenlieder, während die Boote ausfuhren.

Nun wollte man heim, heim zu den Häusern, dem Acker und den Angehörigen, bevor der Tag zu Ende ging.

Da kam Bobil den Strand entlang.

Wenn sie brütend da saß, erhob sie sich einmal, nahm den Schal um die Schultern und ging hinaus. Die Leute hatten sie meilenweit nach Süden wandern sehen, und fragten sie, wohin sie wolle, so gab sie immer ein und dieselbe Antwort: „Martin kommt gewiß bald Ja, er kommt gewiß bald.“

Sie wich den vielen Leuten aus und schlug einen Pfad zu den Hütten ein.

Im Hohlweg stand Per Klitten. Er hatte in den letzten Nächten in der westlichen Hütte geschlafen.

Als er die Schwester sah, ging er zu ihr hin.

„Nun wollen wir nach Hause, Bobil,“ sagte er.

Seine Augen sahen sie ängstlich an. Sie wich aus, als wollte sie an ihm vorbeigehen. Da ergriff er ihre Hand.

„Erkennst du mich nicht? . . . Ich bin ja dein Bruder . . .“

Er schaute nach ihren Augen. Sie waren stumm wie das namenlose Grauen des Meeres. Und dann geleitete er sie am Strande nach Norden, heim nach Stenöre.

Durch den Sinn ging ihm nur der eine Gedanke: er wollte fort. Hier war nichts mehr für ihn zu tun. Jeder Tag würde ihm nur Sorge und Armut auf seinen Weg senden.

Als die gelben Segel der Boote im Süden verschwanden, folgte die Mutter nach. Sie ging gebückt und schwer, als hätte die Zerstörung auf einmal ihre früher so arbeitstüchtige Gestalt zerbrochen.

Schluß folgt.

Otto Doderer / Totensonntag 1914

Ihr dürft nicht weinen, denn sie sind nicht tot!
Beim Klang der Trommeln und Schalmeyen
Sind sie marschiert durchs Morgenrot
Im strammen Tritt, in langen Reihen
Wohl über die goldene Schwelle
Der himmlischen Bitabelle . . .

Georg Stämmeler / Die Toten

Ein Denkstein

In diese Gasse mußten wir hinein,
Von Sturm und Atem plötzlich abgekehrt.
Wo brannte doch der Schmerz, wo schlug er ein?
Nun ist's vorbei, nun sind wir unversehrt.

Wir hören's nicht mehr, wie ihr weiterstürmt,
Das Lärmen und die Stille rührt uns nicht.
Wir sehen's nicht mehr, wie ihr Siege türmt,
Der Flor vor unsern Augen ist zu dicht.

War es von heil'ger Zukunft nicht ein Wort,
Das uns voransieg in dem Rauch der Schlacht?
Das rauscht nun hin, das glänzt und wurzelt dort. —
Wir liegen hier und lächeln in die Nacht.

Gottfried Traub / Totensonntag

Führt ihr euch fähig, dem Despoten ins
Angesicht zu sagen: „Töten kannst du mich, aber
nicht meinen Entschluß ändern?“ — Nimmt ihr
das nicht, so weicht von dieser Stelle! **Sichte.**

Das Töten geht durch die Welt. Das Geschäft des Todes ist einträglich geworden. Aber wie sonderbar! Er hat seinen Schrecken verloren. Er ist Herr, wie noch nie in den früheren Jahren, aber seine Herrschaft hat verloren an innerer Gewalt. Das haben die jungen Männer fertiggebracht, die singend in den Tod gegangen sind; das haben die Familienväter zuwege gebracht, die ihren Leib dem Feinde boten; das ist der eiserne Entschluß von Menschengeschlechtern, sich mit dem Tod selbst in Ringkampf einzulassen, um eine bessere Zukunft heraufzuführen. Man sagt zum Tod: „Ich fürchte dich nicht!“

Von nichts anderem soll heute die Rede sein, als von dem unausschöpflichen Sinn des Worts: „Der Tod ist verschlungen in den Sieg.“ Unerträglich ist die Weinerlichkeit eines Volks. So heilig die Tränen des einzelnen sind, so sehr muß das Volk sie trocknen können. Und man erlebt Wunder in diesen Wochen. Man sieht zarte Frauen, die in ihrem Brief kaum in einem Satz andeuten, was sie verloren haben, aus innerer Scheu, das Gedächtnis des fürs Vaterland Gestorbenen zu kränken. Ich erhielt Nachricht von Menschen, die ohne Prunk die Selbstverständlichkeit des Opfers nicht bloß anerkannten, sondern sich erst recht in der Reihe ihrer Brüder und Schwestern fanden, als auch von ihnen das Opfer verlangt wurde. Auch andere sah ich, die ehrlich zugaben, daß sie nicht immer tapfer sein könnten und der Schmerz sie manchmal übermanne. Aber auch hier redete nicht nur Natur, sondern ein schlichter Wille, der doch stark bleibt. Nein, nein. Der Tod hat an Herbigkeit verloren. Er mäht und mäht, aber die ihm zusehen, die rufen ihm zu: „Dein Tun trifft unser innerstes Wesen nicht.“ Ja, noch mehr! Von wie vielen Tausenden ist heute die Todesangst abgefallen, wie das Puppenhaus vom Schmetterling. Das größte Erlebnis der Seele muß dies sein, dem Tod ins Auge sehen zu können und aus freiem eigenen Willen den höchsten Einsatz des Lebens zu wagen. Die Frau erfährt es bei der Geburt, der Mann in der Schlacht: das sind Stätten des Reifwerdens. Ich weiß, wie Männer die Augenblicke als innere Erlösung empfanden. Denn es war eine Befreiung, wie ein Schöpfungstag, ein Heraustreten des nackten Willens und der eigensten Tat ohne jede Beimengung. Daß so etwas möglich wird! Das so etwas wirklich ist! Das sind die großen Zeiten, die ein Volk erlebt, und selig, wer sie wirklich erlebt voll innerster Demut.

Wir anderen begraben ja nur. Ja, wir treten nicht einmal ans Grab. Das liegt fern an einem Hügel, und die Gedanken befränzen es mit Blumengewinde. Das erleichtert einiges, daß der Tote nicht ins Haus tritt und sein leibhaftig Gesicht uns nur in der Frische warmen Lebens im Gedächtnis bleibt. Die Vorstellung haftet so am Lebendigen; kein gebrochenes Auge trübt dieses Bild. Trotzdem begraben wir. Das ist für manches Herz schwerer, als selbst zu sterben. Ihnen bleibt nur das Zusehnmüssen, das Leiden. Aber es strömt von jenen Höhengravern eine Welle starken Lebens zurück. Ein Hauch ewiger Gesundheit liegt auf ihnen. Wer zu ihnen kommt, spürt unmittelbar diese erfrischende

Kraft. Das einzige Gefühl, das man dort haben kann, ist das der eigenen Beschämung: sie gingen und trugen ihr Leben in leuchtender Hand; wenn du nicht auch gehst und deines Lebens Kraft doppelt strömen läßt im Heimatland, dann tritt nicht an diese Stätte. Sie ist wirklich heiliges Land. Sie fordert von uns. Sie verlangt Ebenbürtigkeit. Drum finde an diesen Gräbern deine Aufgabe, statt daß du sie verloren meinst. Diese Aufgabe heißt: Dienst am Volk, Dienst an den Deinen, Dienst am Vaterland.

Protestantische Gemeinden feierten jahrhundertlang keinen Totensonntag. Sie ehrten ihre Toten trotzdem; aber sie wollten das Leben betonen als den Ort der Wanderung zu denen, die schon Meister geworden waren. Diese scheinbar trockene Auffassung hat ihr Gutes. Sie darf uns in ihrem inneren Kern nicht verlorengelassen. Der heißt: Absage an Todesgewalt und Todesfurcht. „Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?“ Solche Gewißheit trägt meilenweit.

Soziale Bewegung

Die Gewerkschaften am Ende des ersten Kriegsvierteljahres. Wie im Wirtschaftsleben unserer Nation, so zeigt sich im kleinen auch bei den deutschen Gewerkschaften, daß viele bange Anfangsbefürchtungen grundlos gewesen sind. Natürlich mußten und müssen noch fortgesetzt erhebliche Opfer gebracht werden. Aber man sieht jetzt doch, daß man durchhalten kann, ja daß es sogar schon wieder ein Fortschreiten gibt. Eine Reihe größerer sozialdemokratischer Gewerkschaften haben Berichte zum Abschluß des ersten Kriegsvierteljahres zusammengestellt. Sie sind recht lehrreich. Der riesengroße Metallarbeiterverband hat bis dahin über 170 000 Mitglieder im Felde stehen, der Holzarbeiterverband 43 800, der Fabrikarbeiterverband 51 000 usw. Es sind gewaltige Truppenmassen, die aus den Reihen der organisierten Gewerkschaften kommen. Die Organisationen sind aber trotz dieses starken Abflusses an zahlenden Mitgliedern imstande gewesen, erhebliche Unterstützungen an die zurückgebliebenen Arbeitslosen zu zahlen. Bei den Metallarbeitern wurden allein in diesem ersten Kriegsvierteljahr 3 881 000 M. für Arbeitslosenunterstützung aufgewendet. Zum Glück ist die Arbeitslosenziffer überall im Zurückgehen, eine besonders erfreuliche Erscheinung in diesen schweren Zeiten. Sie fiel bei den Metallarbeitern während der ersten 13 Kriegswochen von 75 auf 32 tausend, oder von 19,7 auf 9,1 Prozent, bei den Holzarbeitern von 43,3 auf 24,7 Prozent, bei den Fabrikarbeitern von 14 auf 5,3 Prozent; die Brauerorganisation hat bei 15 000 Kriegsteilnehmern nur noch 720 Arbeitslose, der Staats- und Gemeindearbeiterverband bei 15 000 Einberufenen nur noch 459. Für die Neubelebung der Werbetaft der Gewerkschaften finden sich folgende Angaben: Der Gemeinde- und Staatsarbeiterverband kann von einer Mitgliederzunahme in letzter Zeit berichten. Ebenso ist in den für Militärlieferungen besonders beschäftigten Industrien teilweise eine starke Aufwärtsbewegung zu beobachten. Das Sattlergewerbe ist darin vielleicht das bestgestellte. So viel qualifizierte Arbeiter, wie dort gegenwärtig verlangt werden, hat das verhältnismäßig kleine Gewerbe gar nicht aufzuweisen. Deshalb der starke Zuzug betriebsfremder Arbeiter. Im Zusammenhang damit steht eine größere Zunahme der Mitgliederzahl in der Organisation. Der Verband der Sattler und Portefeuille hatte in der Kriegszeit 2000 Neuaufnahmen zu verzeichnen, er hat im Oktober eine Mitgliederzunahme zu verzeichnen, wie in keinem anderen Monat seit Bestehen des Verbandes; das zwölfte Tausend der Mitgliederzahl ist jetzt überschritten. Natürlich sind diese Berufsvereine aber Ausnahmen, ebenso wie sich Gewerkschaften finden, die jetzt doppelt schwer um ihre Existenz kämpfen müssen. Welche Läden der Krieg auch in die Reihen der Gewerkschaften reißt, geht daraus hervor, daß der Verband der Gemeinde- und Staatsarbeiter angibt, Woche für Woche verbluteten 25–30 Kollegen auf den Schlachtfeldern; der Buchdruckerverband rechnet mit wöchentlich 60 Kriegsoffern seiner Kollegen.

Ein bedauerlicher Ausfall. Die Bundesregierungen erwägen den Plan, die Berichterstattung der Gewerbeaufsichtsbeamten für das Jahr 1914 ausfallen zu lassen oder, genauer gesagt, sie mit derjenigen des Jahres 1915 zu vereinigen. Sie begründen ihre Absicht damit, daß die Gewerbeaufsicht durch die Mobilmachung manche Lücke in ihrem geschulten Beamtensatze erfahren hat, die Erhebungen durch die Verschiebung infolge der Kriegsverhältnisse vielfach zerstört sind und die Lieferung der Berichts- und Ziffernunterlagen durch die Polizei-

behörden und die Firmen an Gleichmäßigkeit eingebüßt hat. Wir schließen uns der Soz. Prsg. durchaus an, welche meint, es wäre sehr schade, wenn diese sozial besonders bewegte Zeit nicht ihre rasche Spiegelung in einem besonderen Jahresbericht der Gewerbeaufsichtsbeamten für 1914 fände, der vor einem späteren Nachtragsbericht den Reiz der Unmittelbarkeit trotz aller Lücken voraus hätte und wichtige Fingerzeige für den sozialen Weiterbau geben könnte.

Angestelltenwünsche im Kriege. Die in der Sozialen Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossenen großen kaufmännischen Verbände (58er Verein-Hamburg, Leipziger Verband und Deutscher Verband Kaufmännischer Vereine-Frankfurt a. M.) hielten Anfang November in Berlin eine Sitzung ab, um über die notwendigen Maßnahmen, die der Kriegszustand erfordert, zu beschließen. Allseitig wurde festgestellt, daß leider immer noch Firmen die Kriegslage benötigen, um ohne wirtschaftlichen Grund Gehaltsföhrungen vorzunehmen. Erfreulicherweise haben bereits einige Generalkommandos auf Grund der ihnen unterbreiteten Fälle warnende Verfügungen erlassen, ebenso haben Reichs- und Staatsbehörden zugesagt, in einzelnen Fällen einzugreifen. Das hierzu nötige Material wird bereits von der Sozialen Arbeitsgemeinschaft gesammelt; gleichzeitig wird aber auch zwecks späterer Veröffentlichung eine Liste derjenigen Firmen angelegt, die sich durch besondere Kriegsfürsorge zugunsten ihrer Angestellten und Arbeiter auszeichnen. Die Arbeitslosigkeit im Handels- und Gewerbe bildete einen weiteren Beratungsgegenstand. Den Gemeinden sollen Vorschläge unterbreitet werden, worin gefordert wird, daß sowohl in der Arbeitslosenunterstützung wie in der Kriegsfürsorge ein Zusammenarbeiten der Gemeinden und der leistungsfähigen Berufsverbände stattfindet. In der Frage der Mietzahlung wurde als Grundlage für weitere Arbeiten nach dem Beispiele verschiedener Städte die Trennung der Kriegsfürsorge in einen Zuschuß für Nahrungsaufwand und Miete empfohlen, um die Hausbesitzer zu veranlassen, auf einen Teil ihrer Mietforderung zu verzichten. Die Schaffung von Einigungsstellen für Mietstreitigkeiten wird angestrebt, ferner soll geprüft werden, ob durch ein Notgesetz die Lösung langfristiger Mietverträge zu erreichen ist. Die Kriegsfürsorge der Angestelltenversicherung soll über das bisherige Maß hinaus auch auf die Vinderung der durch die Arbeitslosigkeit entstandenen Not der Angestellten ausgedehnt werden. Gemeinsam mit dem Hauptausschuß für staatliche Pensionsversicherung soll versucht werden, eine Gesetzesänderung zu erreichen, welche die aus dem Kriege erwachsenden Nachteile für die versicherten Kriegsteilnehmer und deren Hinterbliebenen abwendet. Die vom Bundesrat festgesetzten Höchstpreise für Getreide wurden wieder als billig noch gerecht bezeichnet. Bedauert wurde, daß für Kartoffeln keine Höchstpreise festgelegt, sondern ihre Regelung den Bundesstaaten überlassen wurde. Ungeachtet der in einzelnen Gegenden erfolgten Festsetzung von Kartoffelpreisen wird die S. A. G. sich an die zuständigen Stellen wenden und neben der Festsetzung von Höchstpreisen auch den Verkaufszwang fordern. Die Lage der deutschen Angestellten im feindlichen Ausland, besonders in England, wurde eingehend besprochen. Es wurde dankbar anerkannt, daß die deutsche Reichsregierung Vergeltungsmaßnahmen ergriffen hat.

Kleinhandel und Krieg. Daß der Kleinhandel am Ende des ersten Kriegsvierteljahres hoffnungsfreudiger in die Zukunft schaut als am Anfang, wird von verschiedenen Seiten bestätigt. So führt denn auch die deutsche Rabattsparsvereinszeitung allerlei Anzeichen für eine zunehmende Widerstandskraft des Kleinhandels ins Feld. Unser Kleinhandel in den verschiedenen Branchen, so heißt es dort, war ganz besonders infolge seiner direkten Berührung mit dem großen Publikum tief einschneidenden Schwankungen ausgesetzt, die sich je nach den einzelnen Geschäftszweigen mehr oder weniger fühlbar machten. Im Nahrungsmittelhandel trat infolge der durchaus unbedingten Furcht der Hausfrauen vor einer Lebensmittellage in der Mobilmachungszeit vermehrter Bedarf ein, dem infolge des plötzlichen Auftretens die Geschäfte nicht immer gewachsen waren. Wenn man jedoch diese ungeheuren Schwierigkeiten mit der gegenwärtigen Abwicklung unseres Geschäftslebens vergleicht, dann müssen wir unumwunden zugeben, daß sich das Nahrungsmittelgewerbe den neuen Verhältnissen in ganz erstaunlicher Weise anzupassen vermochte. Abgesehen von vereinzelter Erzeugnisse, arbeiteten Industrie und Handel Hand in Hand, so daß man den Anforderungen innerhalb kürzester Zeit gerecht wurde. Dazukam, daß der Handelsverkehr schon Ende August wieder die normalen Formen anzunehmen begann, so daß unser Wirtschaftsleben sich mit der notwendigen Ruhe anderen Neuerungen, wie z. B. den Kriegslieferungen zur Versorgung unserer Truppen, zuwenden konnte. Andere Geschäftszweige des Kleinhandels, insbesondere die, welche die nicht unbedingt erforderlichen Lebensbedürfnisse der Menschen zu erfüllen berufen sind, hatten erklärlicherweise infolge des Kriegsausbruches einen großen Ausfall ihrer Einnahmen zu verzeichnen, der jedoch glücklicherweise immer mehr zu schwinden beginnt. Der Eigenbedarf des 70 Millionen-Volkes ist, obwohl naturgemäß manche Bedürfnisse, vor allem solche des Luxus, nach Möglichkeit eingeschränkt worden, andauernd ganz gewaltig, während auf der anderen Seite der Krieg erneute Bedürfnisse geschaffen hat. Wenn wir immer wieder die bekannten Zahlen über die täglichen Kosten eines modernen Krieges mit seinen Millionen-Scenen mit Etappen

lesen, so müssen wir gleichzeitig auch bedenken, daß dieser ins Riesenhafte gesteigerte Bedarf auch entsprechende Arbeitsgelegenheit und Umsätze im Kleinhandel in der Heimat schafft, daß ein ganz erheblicher Prozentsatz dieser Kriegskosten dem heimischen Handel und seiner Industrie zufließt. Genau so, wie bei der finanziellen Mobilmachung, hat auch in dieser Beziehung die Organisation über alle Schwierigkeiten und Hindernisse gesiegt. Es ist allgemein bekannt, daß in erster Linie das Wichtigste im Kleinhandelsverkehr, der Kredit, ungeschmälert erhalten bleiben mußte. Die sofort ins Leben gerufenen staatlichen Darlehnskassen und die kurz darauf im gesamten Deutschen Reich gegründeten Kriegskreditbanken sorgten in erster Linie dafür, so daß eine Störung im Geschäftsleben aus Mangel an Kredit nicht einzutreten brauchte. Verschiedene gesetzliche Einrichtungen, die eine Überwachung und Kontrolle besonders wichtiger Märkte in die Hand nahmen, verhüteten dadurch eine unangemessene Preissteigerung.

Die Kriegshilfe der Krankenversicherung. Den ernststen Aufgaben der Zeit suchen sich auch die Krankenkassen immer mehr anzupassen. Bei Ausbruch des Krieges erschien es zunächst zweifelhaft, ob die Krankenkassen auch für die Kriegsteilnehmer, die sonst Ansprüche an die Kasse haben (insbesondere durch freiwillige Fortzahlung der Beiträge), auch für Verwundungen und sonstige Kriegsdienstbeschädigungen die üblichen Unterstellungen zu gewähren können. In der Literatur wurde die Frage überwiegend bejaht, während in der Praxis verschiedene Stellen die Frage verneinten. Insbesondere wurde hier bestritten, daß die Kriegsteilnehmer, solange sie noch im Militärverhältnis stehen, Ansprüche an die Krankenkassen haben könnten. In diesem Sinne äußerte sich insbesondere ein Erlaß des Oberversicherungsamts Stuttgart, nach dem an verwundete Kriegsteilnehmer deshalb kein Krankengeld zu zahlen sei, weil ihnen kein Arbeitsverdienst entgeht. Die große Allgemeine Ortskrankenkasse Berlin verweigerte auch zunächst die Auszahlung von Krankengeld an die noch dem Heere angehörenden Kranken, um die Frage durch eine instanzielle Entscheidung zu klären. Von der Ortskrankenkasse in Hamburg, der Bauinnungskrankenkasse in Halle und anderen wurde gleiches bekannt. Inzwischen erging ein Beschluß des Reichsversicherungsamts vom 12. September, gezeichnet von seinem Präsidenten Dr. Kaufmann, in dem es heißt, daß die Zahlung von Sterbegeld im Falle der Weiterversicherung von Kassenmitgliedern, die im Felde stehen, unbedenklich sei. Die Frage, ob ein Anspruch auf Krankengeld bestehe, sei ebenfalls vorbehaltlich einer instanziellen Entscheidung zu bejahen. Gegenwärtig dürfte es nach der „Evo. Praxis“ überhaupt keine Kasse mehr geben, die Sterbegeld für gefallene und Krankengeld für verwundete Kriegsteilnehmer noch ablehnt. Bei manchen Kassen, bei denen die zur Fahne Einberufenen von dem Rechte der freiwilligen Weiterversicherung umfangreichen Gebrauch gemacht haben, sind die hier in Betracht kommenden Unterstellungsfälle sehr zahlreich. Die Kassen verzichten fast durchgehend auf viele sonst übliche Formalitäten. So wird das Sterbegeld schon auf Grund von schriftlichen Mitteilungen der Vorgesetzten der Gefallenen ausbezahlt, die Ortskrankenkasse München bemüht sich auch selbst um die Herbeischaffung der nötigen Sterbeurkunde. Das Krankengeld an Verwundete wird meist schon auf Grund von Bescheinigungen der Lazarettverwaltungen gezahlt. Die sonst übliche ärztliche Bescheinigung über die Erwerbsunfähigkeit wird in der Regel nur von den Verwundeten oder sonst Kranken gefordert, die sich in Privatpflege befinden. Von der bisher als unerlässlich gehaltenen Krankenkassenkontrolle wird in der Regel abgesehen. Die Auszahlungen werden auch an die Familienangehörigen in der Heimat vorgenommen. Zur Auszahlung kommt das volle Krankengeld, nicht etwa nur das in § 186 RVO. vorgesehene „Hausgeld“ an die Familienangehörigen des Kranken, das nur in der Hälfte des fahungsmäßigen Krankengeldes bestünde. Einige Kassen sind noch über ihre gesetzlichen Verpflichtungen hinausgegangen. Sie gewähren auch den Familienangehörigen derjenigen Kriegsteilnehmer, die die Versicherung nicht freiwillig fortgesetzt haben, freie ärztliche Behandlung, wie z. B. in Barmen. Da diese Kriegshilfe auf Kosten der Kasse unzulässig wäre, haben die in Frage kommenden Kassenverwaltungen mit den Ärzten die Vereinbarung getroffen, daß letztere die Behandlung unentgeltlich vornehmen. — Man sieht, daß die Krankenkassen mit Eifer versuchen, den Aufgaben, die ihnen die Sozialreform zugewiesen hat, gerecht zu werden. Noch erfreulicher ist, daß augenscheinlich die dahingeblichenen Kassenmitglieder bestrebt sind, der Kasse die Erfüllung der Pflichten zu erleichtern. Von vielen Kassen wird nämlich ein allgemeines Zurückgehen der Krankenziffer gemeldet.

Soziale Kriegsforderungen der englischen Arbeiter. Natürlich interessieren die Forderungen, welche die englische Arbeiterschaft anlässlich des Krieges erhebt, aus verschiedenen Ursachen auch deutsche Sozialpolitiker. Der britische „Arbeiter-Notauschuß“, der zur Wahrung der sozialen Interessen der Arbeiter am Anfang des Krieges gegründet wurde, hat auf einer Londoner Tagung Richtlinien aufgestellt, die am Sonntag, den 7. November, in 14 großen Arbeiterversammlungen in den Hauptstädten Großbritanniens verkündet worden sind. Das Programm lautet nach einem Londoner Berichte des „Vorwärts“ folgendermaßen: „Die Nation steht erst am Anfang einer Krise, die gründliche und wirksame Maßnahmen des Staates

und der Gemeinden erfordert. Eine kühne, weitreichende Aenderung, der sich die amtliche Bürokratie wahrscheinlich widersetzen wird, kann nur durch den starken Druck einer wohlorganisierten und wohlgeleiteten Volksbewegung erreicht werden. Darum unterbreitet der Ausschuss in breiten Umrissen das Programm, welches er angesichts der entweder bereits erstandenen oder sicherlich bald ersiehenden Bedingungen für wesentlich hält. Wir fordern die gesamte sozialistische und Arbeiterbewegung auf, durch ihre nationalen und örtlichen Organisationen diese Forderungen der Regierung aufzuzwingen durch einen unverzüglichen nationalen Werbefeldzug, der sich in öffentlichen Versammlungen, in der Verteilung von Schriften, in der Annahme von Entschlüssen von sozialistischen und Arbeiterorganisationen und in anderen wirksamen Wegen ausdrücken soll. Das Programm soll die folgenden Forderungen enthalten: 1. Vertretung der Arbeiter und Arbeiterinnen in allen im Zusammenhang mit dem Kriege gegründeten nationalen und örtlichen Ausschüssen öffentlichen Charakters. 2. Fürsorge für die im Kriege verwundeten oder gefallenen Soldaten und ihre Angehörigen wie folgt: a) Bei gänzlicher Erwerbsunfähigkeit hat ein gemeiner Soldat ein Mindestgeld von 1 Pfund (20 M.) die Woche für die Dauer der Erwerbsunfähigkeit zu erhalten. b) Bei teilweiser Erwerbsunfähigkeit ist der Verdienst, soweit er unter das Mindestgeld von 1 Pfund fällt, aus den öffentlichen Kassen zu ergänzen. c) Renten für die Frauen und Hinterbliebenen der im Felde Gefallenen sollen nicht geringer sein als der gesamte — endgültig festzusetzende — Familientrennungszuschuß, den die Frauen der im Felde stehenden Soldaten erhalten. d) Unverehelichte Gattinnen und Mütter sind als vollberechtigte Hinterbliebene zu behandeln. e) Seeleute und ihre Hinterbliebenen sind in gleicher Weise wie Soldaten zu behandeln. f) Die Zahlung von Invaliditäts-, Erwerbsunfähigkeits-, Hinterbliebenen- und Familientrennungsrenten hat durch den staatlichen Verwaltungsapparat unter Beseitigung der gegenwärtigen Wohltätigkeitsorganisationen zu erfolgen. 3. Gründung genossenschaftlicher Heereskantinens, um den Soldaten preiswerte Lebensmittel zu sichern. 4. a) Beschaffung produktiver Arbeit bei Stanbeslosigkeit für die Arbeitslosen. b) Wo die Arbeitsbeschaffung untunlich, ist Unterhalt zu gewähren, der die Aufrechterhaltung des Heims und alles zu einem gesunden Leben Notwendige sichert; die jetzt zwecks Verringerung der Unterstützung so oft angewandten inquisitorischen Methoden müssen beseitigt werden. c) Gewerkschaften sind aus Staatsgeldern in genügendem Maße zu unterstützen, um ihren arbeitslosen Mitgliedern ohne Gefährdung ihrer sonstigen Hilfsquellen hinreichend helfen zu können. 5. Förderung und Entwicklung der heimischen Lebensmittelproduktion durch die nationale Organisation der Landwirtschaft, bei entschlossener Kürzung aller Lebensmitteltransporten. 6. Schutz des Volkes gegen übermäßige Preise, insbesondere von Lebensmitteln, durch die Festsetzung von Höchstpreisen und, wo ratsam, durch Zwangsankauf der Bedarfstoffe. 7. Nationale Mutterchaftsfürsorge durch die Gründung von Mutter- und Säuglingsheimen, Beschaffung von Nahrungsmitteln für schwangere und stillende Mütter, eines Arztes oder Hebammen bei Entbindungen und von häuslichen Hilfskräften für arbeitsunfähige Mütter. 8. Pflichtmäßige Versorgung von Schulkindern mit Kleidung und Mahlzeiten dreimal täglich und alle Tage in der Woche. 9. Die Fortsetzung der (jetzt geübten) Staatsaufsicht der Eisenbahnen, Docks und ähnlichen Unternehmungen nach dem Kriege zum Zwecke einer besseren Organisation der Produktion und Verteilung.“

Quittung

Kriegs- und Heimatchronik an Soldaten und Lazarett: Pfr. St. in §. 5 M., R. in §. 2 M., B. in St. 1 M., Prof. B. in §. 10 M., B. in M. 2,50 M., Pfr. G. in §. 5 M., G. in §. 3 M., B. in §. 50 Pfg., Pfr. R. in §. 3 M., Frau R. in §. 50 Pfg., Fr. R. in M. 75 Pfg., B. in §. 60 Pfg., E. in §. 30 Pfg., M. in §. 5 M., D. in A. 2 M., Dr. B. in §. 4 M., Pfr. E. in A. 2 M., Frau Dr. M. in St. 7,50 M., Prof. Sch. in §. 2 M., R. in §. 50 Pfg., Frau R. in §. 3 M., R. in M. 3 M., Pfr. M. im Felde 1 M., Frau R. in §. 2,20 M., Sp. in §. 2,50 M.

Lazarett- und Soldaten-„Hilfen“: Prof. B. in §. 10,05 M., B. in M. 2,50 M., Dr. B. in §. 10 M., D. in §. 3,05 M., M. in §. 2 M., Frau R. in §. 2 M., R. in §. 3 M., Prof. Sch. in §. 2 M., Fr. E. in §. 50 Pfg., Frau E. in §. 25 M., Sp. in §. 2,50 M., Fr. B. in St. 1 M.

Allen Gebern besten Dank.

Wir bitten um recht genaue und deutlich geschriebene Angaben bei den Heeresadressen, da manche Sendung als unbestellbar zurückkommt.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Kaumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Die Hülfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
.....
Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungskahler der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lühm 5506,
Postfachkonto: Amt Berlin 8683
Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.
.....

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hülfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareilzeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Kellamezeile 1,50 M., Einfache Zeilen: Laufend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugelassen. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Aannahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Dr. Gertrud Bäumer:** Heimatschronik. — **Martin Marx:** Staat oder Nation? — **Friedrich Naumann:** Die Neutralität des Papstes. — **Geh. Rat Prof. v. Bist:** Der Handel der Neutralen im Seekrieg. — **H. Aramer:** Die Stimmung in der Schweiz. — **D. Gottfried Traub:** Reiseeindrücke aus Österreich-Ungarn. — **Julius Bab:** Berliner Kriegstheater. — **Harry Süberg:** Die Leute am Meer. — **Kurt Arnold:** Die Eisen: Der Landwehrmann. (Gedicht). — **D. Gottfried Traub:** Volk. — Soziale Bewegung.

Naumann / Kriegschronik

Montag, 16. November.

Sieg im Osten! Die Gloden läuten wieder einmal. Die Russen sind an drei Stellen zurückgeworfen: südlich von Stallupönen in Ostpreußen, bei Soldau in Westpreußen und gegenüber Thorn bei Błocławec in Polen. Die beiden letzteren Kampfgebiete grenzen aneinander. Der Feind wurde auf Płoc und bis über Kutno zurückgedrängt. Im ganzen war der bisherige Ertrag dieser Siege 28 000 Gefangene und 80 Maschinengewehre, auch viele Geschütze. Es ist ein schöner voller Erfolg. Der Rückzug von Warschau ist ausgeglichen und die deutsche Stellung ist viel gesicherter, als sie inmitten Polens war.

Der Bürgermeister von Wien Dr. Weiskirchner veröffentlicht einen Bericht über die Zustände der österreichischen Hauptstadt während des Krieges. Aus Wien stehen über 100 000 Männer im Felde. Eigentliche Arbeitslosigkeit existiert nicht, wohl aber wie auch bei uns stark. Tätigkeit in einigen und Stoff- und Absatzmangel in anderen Gewerben. Die Einlagen in den Sparkassen um 17 Mill. Kr. höher als am gleichen Tage des Vorjahres. Kriegsunterstützung wird an 95 000 Personen bezahlt. „Die Stimmung der Bevölkerung ist voll Zuversicht.“

Auf dem serbischen Kriegsschauplatz scheint endlich der Krieg wirklich ins serbische Land hineingetragen zu sein. Obrenowatz an der Save wurde erstürmt. Regierung und Hof sind in Nisch. Wann wird Belgrad österreichisch werden?

Dienstag, 17. November.

Die Türken gehen südlich vom Kaukasus auf zwei Wegen vor, in Richtung auf Karz und am Schwarzen Meere. Die türkische Armee ist voll guten Angriffsgeistes und scheint auch an Zahl der russischen Armee überlegen. Der Deutsche Kaiser und der türkische Sultan haben sich gegenseitig als Bundesgenossen antelegraphiert. und türkische Prinzen sind im Hauptquartier mit besonderen Ehren empfangen worden. Von türkischer Seite werden die Gläubigen gewarnt, den Heiligen Krieg auf Mitglieder befreundeter oder neutraler Nationen auszudehnen. Der Heilige Krieg wird nicht gegen das Christentum geführt, sondern gegen die

Feinde des Mohammedanismus. Türkischer Erfolg am Persischen Golf.

Vom deutschen Reichstagsabgeordneten Dr. Abtlaß erfährt man, daß er in Bologda in Rußland gefangen gehalten wird, obwohl er das militärpflichtige Alter überschritten hat. Es geht ihm wie vielen anderen seiner Landsleute. Wir hoffen ihn wiederzusehen.

Die Professoren der Bukarester Universität verlangen als Vertreter der französisch beeinflussten Bildungsschicht vom neuen rumänischen König, daß er sein Volk zum Krieg gegen Oesterreich führt. Der König lehnt ab, aus der Neutralität herauszutreten, da „jeder Fehler das größte Unglück über das Land bringen könnte“.

Der Sieg im Osten wird als Erleichterung empfunden. Dabei sagt sich jedermann, daß hinter den geschlagenen Truppenteilen noch gewaltige andere Massen heranrücken. Rußland will noch vor Winter eine gewisse Entscheidung. Hindenburg wohl auch.

Mittwoch, 18. November.

Es ist Bußtag, ein Tag sehr merkwürdiger Erinnerungen. Der erste solche Bußtag entstand 1532 in Straßburg als Wettschiff für glücklichen Ausgang des Krieges gegen die Türken. Auch später ist die Türkennot von 1683 bis 1687 der Hauptanlaß zur Einrichtung dauernder Bußtage gewesen. Gott sollte helfen, daß die osmanische Macht nicht weiterstiege. Inzwischen hat sich das Blatt gewendet, und unsere Geistlichen bitten: Herr, segne unseren Kaiser und sein Heer und seine Verbündeten! Und in den Moscheen wird für den deutschen Sultan, den Freund der Mohammedaner, gebetet. Aber auch abgesehen von dieser geschichtlichen Erinnerung, gibt der Bußtag Anlaß zu ernstlichen Gedanken. Was ist die „Christenheit auf Erden“? Ist das ein bloßer Begriff oder eine tatsächliche Gemeinschaft gegenüber allen Unchristen? Und was ist evangelisches Christentum? Es kommt mir in dem Sinn, daß, als ich Student war, ein theologischer Kommilitone im Examen gefragt wurde: worauf gründet sich der Anspruch Englands, das Herz der Christenheit zu heißen? Damals wußte der Befragte keine rechte Antwort, weil wir alle von England viel zu wenig gelernt hatten, aber heute würde ich wieder keine Antwort wissen, denn dieses England, das alle Heiden benutzt, um uns zu erlösen, das ist doch wahrhaftig nicht das Land der Quäker und Pilgerväter, der Bibelgesellschaft und der Missionen. Wohin hat sich das alles verflochten? Und hat sich nicht auch bei uns im Kriege etliches verloren, was uns sonst wert war? Man weiß aber nicht, ob man deshalb Buße tun soll und darf, weil Kriegszeit ihre eigenen Gesetze hat. Die Notwendigkeit, die von Gott kommt, der Zwang der Volkserhaltung, ist größer als alle gute Vorschrift und Friedensmoral. Wir müssen! Unter dieser Notwendigkeit stellen sich glücklicherweise auch die meisten von unseren Geistlichen, hovern nicht lange mit Gott darüber, daß er oft anders ist, als man ihn sich gedacht hat, sondern stärken und trösten das Volk mit jedem guten Wort, das sie gerade im Alten oder Neuen Testament finden.

Ich war an diesem Tage in einer östlichen Großstadt und sah unter guter artilleristischer Führung die Verteidigungslinie. Hoffentlich werden diese Wälle und Brustwehren nicht gebraucht, sollte es aber doch der Fall sein, so wünschen wir, daß gut gezielt und viel getroffen werde. Ob das ein christlicher Wunsch ist, weiß ich nicht, aber er ist nötig.

Donnerstag, 19. November.

Der ungarische Ministerpräsident Tisza ist ins deutsche Hauptquartier gefahren. Das ist sehr erfreulich, denn mit diesem Mann wird sich in Kriegsfragen ganz Deutschland verständigen können. Seine frühere innere Politik geht uns nichts an, jetzt ist er der erste Vertreter des uns befreundeten ungarischen Volkes.

Im englischen Parlament werden die Verluste der englischen Flotte ohne Antwerpen und ohne „Good Hope“ auf 222 tote Offiziere und 3455 tote Matrosen angegeben. Sehr beträchtlich. Eine von vielen Seiten gewünschte Vorlage über allgemeine Wehrpflicht wird von der englischen Regierung nicht eingebracht. Die Einkommensteuer soll verdoppelt werden.

Auf dem Schwarzen Meere hat der Anfang einer Seeschlacht stattgefunden. Ein russisches Kriegsschiff schwer beschädigt; die anderen zogen sich im Nebel auf Sewastopol zurück.

An der Westfront keine großen Bewegungen.

An der Ostfront Fortschritt der Kämpfe ohne bisheriges Ergebnis.

Freitag, 20. November.

Wie wir aus Schweizer Blättern sehen, droht England damit, dem osmanischen Kalifat in Konstantinopel ein arabisches Kalifat in Mekka gegenüberzustellen. Der vorsichtige Ausdruck lautet: „England wird es nicht hindern.“ Schon lange haben wir gewußt, daß die Engländer irgendeinen Araber in der Hand haben, der, so wurde gesagt, vom vierten Kalifen abstammen soll. Ob sie mit diesem Manne in der heutigen mohammedanischen Welt viel Glück haben werden, ist sehr die Frage. Zunächst wartet die ganze vorderasiatische und afrikanische Welt auf Erfolg oder Mißerfolg des türkischen Vormarsches auf Suex. Die Engländer versichern, daß Lord Kitchener, der aus Ägypten ins Kriegsministerium berufen wurde, über eine so genaue Kenntnis Ägyptens verfüge, daß von London aus alles mögliche getan werde. Die englische Besatzung wird auf 5000 Mann englische Soldaten und eine einheimische Armee mit englischen Offizieren von 25 000 Mann angegeben. Dazu kommen Indier, Japaner, Portugiesen, je nach der Phantasie des Berichterstatters. Ein großes Hilfsmittel für die Engländer ist zweifellos der Besitz der Eisenbahn westlich vom Kanal, während die Ostseite eisenbahnlos ist. Die Breite des Kanals wird mit 100 m, die Tiefe mit 9 m berechnet, eine Aufgabe für türkische Pioniere, die alles über den weiten Sand schaffen müssen.

In den Vorstädten von Tanger soll ein mohammedanischer Aufstand ausgebrochen sein, der die Franzosen nötigt, Truppen nach Marokko zurückzubefördern.

Sonabend, 21. November.

Die Kämpfe Hindenburgs in Polen sind von wesentlichster Bedeutung. Wenn sie weiterhin glücklich verlaufen, sind sie das Ende des Kriegsplanes der verbündeten Gegner. Diese wollten uns und die Oesterreicher von zwei Seiten her zusammenpressen. Mit der Möglichkeit, daß Deutschland auf der Westseite siegreich sei, haben auch die Gegner gerechnet, aber sie nahmen dabei an, daß die gewaltige russische Armee durch die deutschen östlichen Grenzverteidigungen hindurchbrechen und die Mitte von Deutschland bedrohen würde. Alle französischen und englischen Blätter, die wir in die Hand bekommen, sind voll von dieser Erwartung. Deshalb wirkte auch der deutsche Rückzug von Warschau, den die übrige Welt als russische Siegesnachricht erfuhr (obwohl in der Tat keine Niederlage zu verzeichnen war), als Belebung aller Dreibundsbestrebungen. Die englisch-französisch-russische Diplomatie hat alle Kräfte eingesetzt, um einen neuen Balkanbund mit Rumänien und Italien herzustellen, der im Falle der deutschen Schwäche über Oesterreich herfallen sollte. Man kann es jetzt aus mancherlei Anzeichen sehen, wie scharf vor wenigen Wochen in dieser Richtung gearbeitet wurde. Das ist nun vorbei, und zwar durch zwei militärische Tatsachen, durch die Herrschaft der türkischen Flotte im Schwarzen Meer und durch Hindenburgs erfolgreiches Zugreifen in Polen. Alle, welche warten, wer Sieger sein wird, sind jetzt gezwungen weiter zu warten, und in dem Maße als die Deutschen

in Polen standhalten, wird auch in der übrigen Welt kein weiterer neuer Angriff erfolgen. Aus diesem Grunde freuen wir uns, daß heute von Verfolgung des geschlagenen Feindes über Malva hinaus bis Ploz berichtet wird, von Fortschritten bei Lodz, von gewonnenem Boden bei Czestochau. Der große Taktiker hat mit der ihm eigenen kalten Fröhllichkeit die Straßen zerstört, auf denen nach seiner Meinung die Russen besser nicht gehen sollen. Damit hat er den Massenerfolg der russischen Armee zerstört: Wenn die Masse nur wenige Straßen hat, hört sie auf, Masse zu sein.

Serbien scheint noch immer nicht so gedemütigt zu sein, wie es bei diesen Hauptschuldigen des Weltbrandes der Fall sein sollte. Durch italienische Vermittlung erfährt man von Verhandlungen, bei denen Serbien den Bulgaren das bulgarische Mazedonien abtreten will, sobald es für sich Bosnien, Herzegowina und einen adriatischen Hafen erlangt. Weder die Bulgaren noch die Italiener sind auf diese schöne Werbung hereingefallen. Vom Standpunkt der Italiener aus ist ein serbischer Hafen am Adriatischen Meer mindestens so unerwünscht wie ein österreichischer oder ungarischer, denn Italiens Traum war und ist das Adriatische Meer als italienisches Gewässer. Um dieses Traumes willen opfern, wie es scheint, die Italiener ihre zukünftige Stellung im übrigen Mittelmeer, die sie nur in Gemeinschaft mit Oesterreich-Ungarn sichern und erweitern können. Schon heute würden die vereinigten italienisch-österreichischen Flotten eine weltgeschichtliche Größe sein können, aber — es verbirbt die Vergangenheit den Sinn der Gegenwart.

Beim unerwarteten Tode des fortschrittlichen Reichstagsabgeordneten Brabant in Hamburg wird seiner besonderen Verdienste um das Gesetz zum Schutz militärischer Geheimnisse gedacht und auch seiner Verteidigung der Firma Krupp. Er verlor um seiner freiheitlichen Politik willen zeitweilig seine militärische Reservestellung, war aber zu allen Zeiten vaterländisch bis auf die Knochen.

Der sozialdemokratische Abgeordnete David spricht sich gegen einen faulen Sonderfrieden mit Rußland aus, verlangt aber auch, daß wir der englischen Kriegsmacht mit ihren weißen und farbigen Verbündeten gründlich die Zähne zeigen. „Wenn wir uns jetzt vor die Notwendigkeit gestellt sehen, neue große Kriegskredite zu bewilligen, so verdammen wir das in erster Linie der Haltung der englischen Politik.“

Sonntag, 22. November.

Totensonntag, geschmückte Gräber, wehmütige Erinnerungen. Möge es auf der ganzen doppelten Front heißen: der Tod ist Verheerungen in den Sieg! Wie gut, wie tapfer, wie fröhlich geht unsere junge Mannschaft den Todesgefahren entgegen! Denen aber, die auf dem Felde oder im Lazarett gestorben sind, soll Dankbarkeit nicht nur die Gräber schmücken, sondern auch die Hinterbliebenen versorgen.

Drei feindliche Flieger, die aus der Richtung von Belfort kamen, haben die Zeppelinhalle und Werkstatt in Friedrichshafen zu zerstören versucht, aber nur geringeren Schaden angerichtet. Ein englischer Flieger wurde heruntergeholt.

Nach Bericht des in Pretoria (Transvaal) erscheinenden Blattes „Volksstem“ ist zwischen dem gegen England aufständischen Obersten Maritz und der deutschen Regierung von Südwes ein Vertrag geschlossen worden, der die deutsche Mitwirkung an der Herstellung eines englandfreien südafrikanischen Staates oder Staatenbundes in Aussicht nimmt. Wenn es wahr ist, wird er sicher die Billigung der deutschen Heimatregierung finden. Wir alle wünschen, daß es sich um mehr handelt als einen kleinen Aufstand.

Das deutsche Kolonialamt veröffentlicht eine Denkschrift über den gegenwärtigen Zustand der deutschen Kolonien, soweit man davon Kenntnis hat. Das meiste davon ist bereits mitgeteilt worden. Ergebnis: Ostafrika, Kamerun und Südwest haben Verluste an ihren Küsten, halten sich aber als Ganzes sehr vortrefflich; die übrigen kleineren Kolonien sind verloren, bis sie oder andere einmal später wiedergeholt werden. Auf den Pflanzungen in Ostafrika wird weiter gearbeitet.

In Galizien drängen die Russen wieder westwärts voran und besetzen von neuem die deutschbesiedelten Abhänge westlich von Stanislaw, scheinen auch wieder die Pässe selber zu belästigen. Nach Krasau zu ist die Grenze der Dunajek, Nebenfluß der oberen Weichsel. Alles bis dahin ist mit Ausnahme der Festung Przemyß russisch.

Aus Westen und Osten wird steigende Winterkälte gemeldet, und wir fühlen den Winter als neues, sehr bedeutsames Kriegereignis. Alles wird schwerer, der Dienst in den Schützengräben und vor allem das Leiden der Vermundeten. Es hört aber auch voraussichtlich die Eingrabererei während der Schlacht auf. Die Russen können sich in die harte Erdruste nicht wie Sandtiere einlegen. Das kann für den Kampf in Polen viel ausmachen. „In Polen wird noch um den Sieg gekämpft.“ Ganz Polen von der deutschen Grenze bis Warschau ist von Truppen durchzogen. Deutsche stehen wieder ganz nahe bei Lodz.

Montag, 23. November.

Die Beerdigung unseres Freundes Brabant in Hamburg geschieht unter militärischen Ehrenbezeugungen. Er war seit Kriegsanfang wieder in seine Offiziersstellung eingerückt und hatte sich dem Bekleidungsamt zur Verfügung gestellt. Seine sonnige Arbeitsfreude gehörte der Erhebung des Volkes nach außen und innen.

Bei der Rückfahrt von Hamburg ein Gespräch über Nordamerika und seine Politik. Die Stimmung der Deutschen, Iren und Juden ist für Deutschland, die Stimmung der übrigen für England und Frankreich. Die meisten Zeitungen stehen noch immer im englischen Vann. Schaudernachrichten über den Deutschen Kaiser, Verabsägung unserer Erfolge. Starke Waffenlieferungen an England und Frankreich. Dabei aber wird die Störung der Weltwirtschaft sehr empfunden, mehr Arbeitslosigkeit als bei uns, Mangel an deutschen Hilfsstoffen, Unverkäuflichkeit großer Mengen Weizen und Baumwolle. Der Atlantische Ozean erscheint still. Amerika ist mit seinem mexikanischen Abenteuer längst nicht fertig und denkt nicht an Mitwirkung am Krieg.

In Polen verzögert sich die Entscheidung durch Eintreffen neuer russischer Truppen von Warschau her. Gute österreichische Berichte über das Schlachtfeld nördlich und östlich von Krasau.

In Serbien soll nach einer italienischen Meldung ernstlich an Friedensverhandlungen mit Oesterreich-Ungarn gedacht werden. Das ist schon möglich, nur werden die Oesterreicher wenig Neigung haben, mit der Dynastie der Königsmörder zu verhandeln.

Die Türken sind am Suezkanal angekommen! Ihr Jassauruf wird in aller Welt gehört. Nun soll sich zeigen, was sie können. Bravo, ihr Freunde! In Marokko und Algerien scheinen die franzosenfeindlichen Bewegungen immer lebhafter zu werden. Der Mohammedanismus marschiert.

Dienstag, 24. November.

Die Russen versuchen leider wieder an einigen Stellen die Karpaten zu überschreiten und in Ungarn einzufallen. Der Versuch war zu erwarten, nachdem ganz Ostgalizien ihnen wieder gefallen ist, hoffentlich aber sind die ungarischen Verteidigungsstellungen dieses Mal fester als beim ersten Einbruch. Schließlich jedoch wird auch über Ungarn in der polnischen Schlacht entschieden. Bei ihr weilen in allem Wind und aller Kälte unsere Gedanken.

Von Reims her kommt die Nachricht, daß unser Freund Wilhelm Heile, der Schriftleiter der „Hilfe“, das Eisene Kreuz erhalten hat. Die „Hilfe“ freut sich mit ihrem tapferen Leiter und grüßt ihn in seinem Graben, falls inzwischen der Sturm noch nicht begonnen hat. Es sollen stärkere deutsche Geschütze vor Reims aufgeföhren sein.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Montag, 16. November.

Von der Anpassung der Textilindustrie an die augenblickliche Wirtschaftslage wird aus den Rheinlanden Erfreuliches berichtet. Die München-Gladbacher Wadst.- und Mästerwebereien sind alle Stapelware in Deutschland, z. T. als Decken für Lazarette und Gefangenenlager, losgeworden und stellen nun in Riesenmassen Zeltbahnen, Brotbeutel, Futterstoffe neben Militärtüchern her. Die Elberfelder Bandweber machen Millionen Meter Unterhosenbänder. Aus Dornier sind alle Woll- und Baumwolllager aufgelaufen, und es wird behauptet, daß kein Rohstoffmangel herrsche. (Im Ausland fehlen dagegen die deutschen Farben, so daß die Engländer sich bald nur noch in die Farben des militärischen Preußens Schwarz-Weiß kleiden können). Sehr groß ist natürlich die Arbeitslosigkeit in der Seidenstadt Krefeld. Doch hat man auch dort schon angefangen, sich auf Verbandsamull einzustellen. Diese großen Umschaltungen haben beinahe etwas Elegantes. Es scheint fast, als ob jeder mit der Zeit etwas fände, seine Anlagen auszunutzen, und als ob bei längerer Dauer des Krieges die Anpassung immer vollkommener würde.

Nur die erschütterliche Sinnlosigkeit der Preissteigerungen hat etwas Merkwürdiges. Mir sagte jemand, der Kalao sei nur deshalb so teuer, weil er die Kunde durch zahllose Händler mache — Schulze, Meyer, Müller, Lehmann und womöglich zurück zu Schulze — ehe er glücklich gegessen wird.

In Mannheim wird an Stelle von Frank sein Freund, Redakteur Ged, gewählt, von dem es im sozialdemokratischen Wahlflugblatt heißt, daß er „die politischen und parteitaktischen Anschauungen teile und das geistige Erbe Franks als ein heiliges Vermächtnis betrachte, das er in seinem Geiste zu verwalten für seine Ehrenpflicht halte“.

Dienstag, 17. November.

Durchreisende Soldaten im Eisenbahnzug — von Schlachtfeld zu Schlachtfeld. Sie sind auf eine treuherzige Art mitteilungsbedürftig. Nicht über Feldbiederlebensweise, aber über Familien Sorgen. Der eine erwägt, ob er bei halbjuindigem Durchfahrtsaufenthalt in seiner Heimat seine Frau besuchen soll. Es wäre schön — aber der neue Abschied! Sie schreibt so voll Jammer. Neulich hat sie geschrieben, sie würde es nicht überleben, wenn er ihr weggeschossen würde. „Da hab ich ihr aber geantwortet: Ihr könnt bloß froh sein, daß wir euch das ersparen, was die französischen Frauen durchmachen müssen. Ob ich da weggeschossen werde, das ist nicht das schlimmste, darauf kommt es gar nicht an.“

Ein Brief eines Holländer Professors über den Protest der deutschen Intellektuellen gegen die Lügen über Deutschland geht durch die Presse. Ganz beachtenswert, weil er sagt, man könne nicht verlangen, daß die bloße pathetische Versicherung im Ausland ohne weiteres geglaubt werde. Manche deutschen Kundgebungen vergessen nämlich über dem Eifer, der deutschen Gesinnung genug zu tun, die Rücksicht auf die kühle Stimmung der Neutralen, und das ist natürlich sehr zweierlei.

Aus der Arbeit: der hier und da aufgestellte Grundsatz, die Wehrmannsfamilien sollten möglichst in ihrer bisherigen Lebenshaltung erhalten werden, müßte mehr praktische Geltung haben. In der Stadtverordnetenversammlung eines Berliner Vororts verteidigte sich der Dezerment gegenüber einer Kritik an dem Unterstützungswesen, indem er erzählte, alte Frauen hätten ihm aus Freude weinend die Hand geküßt vor Dankbarkeit für ihre Unterstützungen. Es ist aber nicht gerade erhebbend, wenn die alten Frauen, deren Söhne im Felde stehen, so furchtbar gerührt darüber sein müssen, daß man sie nicht verhungern läßt.

Mittwoch, 18. November.

Eine Kriegszynik des neuen Papstes. Sie beschwört — in eindrucksvoller Beziehung auf Matth. 24 „consurget gens in gentem et regnum in regnum“ — die Völker, dem brudermörderischen Streit ein Ende zu machen, wendet sich aber dann dem „Krieg der Geister“, dem Modernismus, zu, der schlechten Pflanze,

die ausgekollert werden müsse. Es wirkt feldsam, wie unberührt durch die gewaltigen Erschütterungen der Zeit, die den Modernismus für uns draußen zu einer Frage dritten Ranges gemacht haben, die Kirche ihren inneren Fragen unverwandt die gleiche Bedeutung gibt.

Eine erlauchte Gesellschaft aus den Spitzen von Reichs- und Staatsbehörden, Reichstags- und Herrenhauspräsidium, haben das Gewerkschaftshaus, die Verbandshäuser der Metall- und Holzarbeiter, sowie Konsumvereinsanlagen (Bäckerei) besucht. Ein Besuch, der bedeutungsvoll war und sein sollte. Nebenbei mag es vielen der Herren lehrreich gewesen sein, diese Riesenverwaltungsbetriebe zu sehen, mit technischen Einrichtungen, die vermutlich denen mancher Ministerien erheblich überlegen sind.

Zwei Schulmädchen, blondgeopft und lindlich, nehmen auf der Straße voneinander Abschied. Ernsthaft und feierlich sagt die eine zur andern: „Leb wohl, Gott strafe die Engländer“. Diesen Gruß haben sich in der Provinzstadt, wo ich es hörte, die Schulkinder, Jungen und Mädchen, ausgedacht und zur Pflicht gemacht. Nicht als heiteren Schulsport — wie so etwas für 14 Tage Mode und wieder vergessen wird —, sondern als einen feierlichen vaterländischen Brauch. Wenn einer lügt, heißt es: „Du engländerst“. Und wie die Lügler passen sie einem auf Fremdwörter auf!

Donnerstag, 19. November.

Alle Zeitungen sind voll von Erörterungen über die Getreidehöchstpreise — über Höchstpreise überhaupt. Für Kartoffeln und Wolle steht eine bundesrätliche Festsetzung, wie versichert wird, unmittelbar bevor. Im ganzen ist man der Meinung, daß die Regelung zu spät gekommen ist, um noch ihre volle Wirkung zu haben.

Vor allem wird betont, daß Kartoffelhöchstpreise ohne Verkaufszwang und Requirierung zwecklos sind. Der Konsumverein Frankfurt a. M. kann nicht einmal für 8 M. pro Doppelzentner Kartoffeln bekommen. „Wir wollen noch nicht verkaufen“ — stereotype Antwort. Ueberhaupt stellt die Profitwirtschaft in allen Erwerbszweigen das unerfurchtlichste Kapitel der Zeitgeschichte dar. Es scheint, als ob die Ethik der außerordentlichen Zeit, die alles ergreift, das Gesetz von Angebot und Nachfrage nicht im geringsten zu erschüttern vermag. Die widerwärtigsten Dinge werden von Viehhändlern berichtet, die den Bauern, besonders den allein zurückgebliebenen Bäuerinnen, ihr Vieh unter dem Wert abzuwagen mit Vorpiegelungen von Russeneinfällen u. dgl. Erreulich ist in solchen Fällen das energische Eingreifen der Militärbehörden, die solchen Zeitgenossen die Bude einfach schließt.

Die Volkstümmlichkeit der Militärgewalt tritt überhaupt allenthalben hervor. In Charlottenburg entstand an der Kriegsunterstützungskasse des Rathauses ein kleiner Sturm der Weibsfrauen, weil man ihnen größere Mietabzüge zur direkten Ueberführung an die Hauswirte machen wollte (die rechtliche Befugnis dazu ist übrigens mehr als zweifelhaft!). Sie zogen schließlich ab mit der Ankündigung, sie würden zum Oberkommando gehen.

Freitag, 20. November.

In Berlin treten nun zehn Mietvereinigungsämter in Kraft, die zwischen Hauswirten und Mietern vermitteln, ferner feststellen sollen, ob dem Mieter Zahlungsfrist oder Zuschüsse zu bewilligen sind. Den Vorsitz führen Magistratsmitglieder, Stadtverordnete, und Juristen, die außerhalb der städtischen Verwaltung stehen. Die Ermittlungen oder die Vertretung der Parteien vor dem Vereinigungsamt sollen kommunale Ehrenämter, auch Mitglieder des „Nationalen Frauendienstes“ übernehmen. Die Einrichtung wird jedenfalls den einen Nutzen haben, daß der Mißstand an einer objektiven Stelle — nicht nur in den Statistiken der Hausbesitzervereine — ersicht und beseitigt wird.

Abends ein Vortrag von Witamowik in dem großen, eleganten, teppichbehangenen Saal des Zoologischen Gartens. Auffallend in der Haltung des Publikums, ihren Zustimmungsausrufen, wie eigentlich jeder von einem solchen Vortrag nichts verlangt als Befriedigung seiner Gefühle — seiner Liebe und seines Hasses und

seiner heißen Hoffnungen. Was darüber hinausgeht, läßt merktlich kühler. Alles wartet nur auf solche einfachen Befriedigungen.

Sonnabend, 21. November.

Jetzt ist der Versand unserer Weihnachtspakete durch die Wehrmannsfrauen in vollem Betrieb. Er ist sicher der schönste Teil der bisherigen Kriegsarbeit. In den zwei Etagen des alten Reichsmarineamts unter Mithilfe Wehrheimischer Pader wird gepackt. Dort kommen die Frauen der Männer hin und bringen ihre selbstgestrickten Strümpfe und selbstgenähten Hemden mit und was sie sonst haben. Dann jucken sie sich aus, was dazu noch nötig ist. Unsere Helferinnen packen alles provisorisch zusammen, sind behilflich bei Kontrolle der Adressen und lassen sich währenddessen erzählen. Man ist erstaunt, wieviel Selbstgearbeitetes die Berliner Arbeiterfrau trotz allem noch bringt. Ihre Nählust ist durchaus nicht so gering, wie es nach manchen Einzelbeispielen scheint, und ihr Fleiß erst recht nicht. „Wenn er nur noch lebt“, „wenn er's nur noch bekommt“ — das sagen sie immer wieder, wenn sie zusehen, wie alles zusammengepackt wird. „Er ist an der Pfler — er ist schon zum Unteroffizier befördert“, sagt eine, während ihre Augenlider rot werden, „so'n tüchtigen Mann hab ich“. Eine alte, ärmliche Mutter bringt eine Karte von dem Schiff, auf dem ihr Sohn ist. Sie hat selbst nichts mitzuschicken — die „Wehrmütter“ mit den kleinen Kriegsunterstützungen! — und sie sagt stolz und bittend, „er verdient's aber, daß ihm was geschieht wird“. Soldaten, die aus den Lazaretten demnächst wieder in die Front kommen, holen sich auch wohl gleich selbst ihr Teil. Es ist ein hübscher, fröhlicher Betrieb.

Sonntag, 22. November.

Toten Sonntag. Dabei ein frostalter, winterklarer Tag, schneidender Ostwind, die Sonne so blank und weiß wie ein Schild. Man denkt an unsere Ostfront. Wie mag dieser Wind über die polnische Ebene sausen! Niemals hat in einer Totenfeier in Deutschland die Lage so wenig zu sagen gehabt. Die Menschen und die Reden sind nur Feierlichkeit, Stolz, man möchte fast sagen „Triumph“ — daß wir so wertvolles Seelengut so opfern konnten. Und einmütiges Gelächern, unserer deutschen Bestimmung weiter zu dienen und zu opfern. Wie das deutsche Volk über seinen bitteren Schmerz hinauswächst — das war es, was dieser große Totensonntag uns zeigte.

Montag, 23. November.

Nun kommen also die Höchstpreise für Speisekartoffeln als Bundesratsverfügung. Einteilung Deutschlands in 4 Preiszonen. 1. Ostelbien, 2. Mitteldeutschland, 3. das Schweinehaltungsgebiet Nordwestdeutschland, und 4. Südwestdeutschland. Höchstpreise für Speisekartoffeln der besten Sorten für 1. 2,75 M., 2. 2,85 M., 3. 2,95 M., 4. 3,05 M. für den Produzenten. Die Verordnung tritt am 28. in Kraft. Damit zugleich wohl auch die Anwendung des Gesetzes vom 4. August betr. Verkaufszwang und behördliches Requirierungsrecht? Wirkung bleibt abzuwarten!

Mit erfreulicher Energie hat das Oberkommando der Marken auch den Weißbrotkonsum den wünschenswerten Einschränkungen unterworfen. Nach 2 Uhr mittags darf kein Weißbrot mehr gebaden werden. Außerdem ist in den Gastwirtschaften die Aufstellung von Brot zu beliebigem Gebrauch nicht mehr erlaubt. Freiwillige Einschränkung des Kuchenkonsums wird von allen Leuten erwartet. Dies Durchgreifen der Militärbehörde nach dem endlosen Hin- und Herreden der Zivil-Interessenten hat etwas sehr Befriedigendes.

Auf dem Reitweg des Kurfürstendamms ist oft Pferdemusterrung. Da stehen die Pferde zu drei und drei aneinandergekoppelt, jung und blöde. Manche mit schön geflochtenen Mähnen. Haben die Bäuerinnen sie zum Abschied geschmückt? Wenn die Tram vorbeifährt, geht eine Woge von Verwirrung durch die unerfahrenen Landkinder. Sie werden noch andere Geräusche ertragen lernen müssen!

Martin Marx / Staat oder Nation?

Staat oder Nation? Diese Frage wird in diesen Tagen der Umwertung aller Werte so oft aufgeworfen. Staat! So lautet fast immer die Antwort. Es kommt nicht mehr, so behauptet man, auf die Geburt, auf die Abstammung, auf das Blut an, nicht mehr auf die Nation (natus: geboren), sondern vielmehr darauf, welchem Staate man angehört. Nicht mehr die deutsche Nation, sondern der Deutsche Staat! Der Deutsche Staat! Klingt das nicht kahl, kühl, fast leer? Ist das nicht wie eine Hülse ohne Inhalt? Wie ein Name ohne sinnliche Greifbarkeit? Wie ein Abstraktum? Oder bestenfalls wie ein kaltes Konkretum? Der Deutsche Staat: Man denkt an den Schutzmann, an den Landrat, an den Steuerbeamten, an den Staatsanwalt, an den Zollbeamten. . . an die Träger der deutschen Staatsgewalt! Man hat bei dieser Streiffrage das österreichisch-ungarische Staatsgebilde vor Augen, wie Professor Meinede meint, das Prototyp der zukünftigen Staatsform. Verschiedene Nationen unter einer Staatsgewalt: z. B. der Monarchie! Wie sich ja auch Oesterreich-Ungarn kurzweg die Monarchie nennt. Die Monarchie! Also doch nicht der Staat! Die Sprache des Lebens hat ein wundervoll feines Ohr für Wortabstufungen. Denn wer möchte leugnen, daß das Wort Monarchie viel wärmer, viel voller, viel leuchtender und farbiger klingt, als das kalte Wort: der österreichisch-ungarische Staat? Die Monarchie! Darin liegt das blaue Auge Kaiser Franz Josephs, darin liegt der Radetzky-Marsch, darin liegen die ungarischen Zigeunertweisen, darin liegen die Motorbatterien der Stodawerke, darin liegen die schneidigen Attachen der Honveds! Will man auch bei uns den Akzent auf den Staatskörper, die Staatsgewalt legen, so sage man: Das Deutsche Reich! Das klingt doch mächtiger und volltönender, als das fast raue Wort: der Deutsche Staat! das Deutsche Reich! Darin liegt Größe, Macht, darin liegt Jubel! Darin liegt das Rauschen des deutschen Adlers, das Surren der Zeppelinpropeller, das Brummen unserer Drei- und vierziger, das Dröhnen unserer Heere, darin liegt Zucht und Ordnung, darin liegt der Wagemut und das Dahinschnellen unserer Unterseeboote. Aber ich bleibe trotz alledem beim alten Worte: die deutsche Nation, das deutsche Volk! Das klingt noch mächtiger, noch gewaltiger, noch jubelnder! Man braucht ja das Wort Nation nicht in der engen Bedeutung der physischen Abstammung zu nehmen. Man braucht das Wort nur auszudehnen auf die geistige Abstammung, auf das geistige Blut. Dann gehören alle darunter, die innerhalb der schwarz-weiß-roten Grenzfähle wohnen: Germanen, Juden, Elsäßer, Polen, Dänen, ja, auch Engländer (Houston Stewart Chamberlain!), alle diejenigen, die mit deutschem Geiste großgezogen sind und deutsche Geistesart vertreten. Deutsche Nation! Darin liegt Goethe, Kant, Nietzsche, darin liegt Beethoven und Mozart, darin liegt Zeppelin und Krupp, darin liegt Luther und Bismarck, darin liegt Ballin und Abbé, darin liegt Siebig und Bunsen, Siemens und Mommsen, Meißt und Stein, darin liegt alles, was von deutschen Männern zum Heile der Menschheit geschaffen worden ist. Deutsche Nation! Deutsches Volk! Deutscher Geist! Deutsche Gesinnung! Das laßt uns künftighin das Erkennungszeichen deutscher Bürger sein, welches Blut auch immer in den Adern rollen mag.

Raumann / Die Neutralität des Papstes

Wenn ein Nichtkatholik versucht, sich über die politische Haltung des päpstlichen Stuhles klar zu werden, so wird er es vermeiden müssen, über das Persönliche dabei zu reden, denn dazu reichen gewöhnlich kaum die Kenntnisse der eingeweihtesten Katholiken aus. Die Politik der Kurie ist von sehr vielen menschlichen Stimmungen, Meinungen, Ahnungen, Strebungen und Schiebungen durchzogen, wie jede Politik, die religiös und monarchisch zugleich ist; hinter allem diesem Menschlichen und Allzumenschlichen liegt aber etwas, das durch die Jahrhunderte hin sich gleichbleibt: der Anspruch Roms auf Leitung der Seelen und des Staates. Rom ist zurzeit die einzige un militärische politische Macht auf der Erde. Während das mohammedanische Kalifat sich nur kurze Zeit im 15. und 16. Jahrhundert ohne eigene weltliche Rüstung halten konnte und dann mit dem osmanischen Sultanat vereinigt wurde, hat der katholische Oberbischof es fertig gebracht, auch nach Verlust des letzten Restes seiner eigenen militärischen Staatshoheit eine politische Größe zu bleiben und die Gesandten und Vertreter der Militärstaaten um sich zu versammeln. Der Papst hält an verschiedenen katholischen Höfen Runtien, empfängt aber auch die Gesandten der nichtkatholischen Staaten. Rußland und Preußen sind am Heiligen Stuhl vertreten, England fehlt.

Die Machtmittel Roms sind geistiger Natur und bestehen vor allem in der Organisation der Bistümer und Mönchsorden. Die gesamte katholische Geistlichkeit ist der Idee nach und vielfach auch in der Praxis vom Heiligen Stuhl mit Leib und Seele abhängig. Im Laufe von Jahrhunderten wurde der wunderbare Aufbau dieser Organisation vollendet, und gerade als im Jahre 1870 das letzte Stück der weltlichen Rüstung zu Boden fiel, wurde die kirchliche Monarchie fertig, eine Macht, die deshalb militärisch unangreifbar ist, weil sie keine Soldaten hat, und die doch durch ihren tausendfachen Mund erfolgreich in alle Politik hineinreden kann.

Die politischen Absichten oder Interessen des päpstlichen Regiments sind natürlich mit dem Aufhören des Kirchenstaates andere geworden als die der militärischen Mächte, und waren schon vorher andere. Das Papsttum ist die politische Vertretung des Katholizismus und seiner kirchlichen Organisationen in allen Ländern, in denen überhaupt Katholizismus vorkommt, und sein politisches Endziel ist die Katholisierung der Menschheit. Mag selbstverständlich die Erreichbarkeit dieses Zieles sehr fern sein, so ist jeder einzelne politische Schritt doch durch diesen letzten Gedanken mitbestimmt. Von diesem Grundgedanken aus wird jede Verschiebung der rein politischen Machtverhältnisse als kirchenpolitischer Vorgang gewertet. Es ist beispielsweise für den Heiligen Stuhl nicht gleichgültig, ob Ägypten türkisch, französisch oder englisch ist, weil das die offizielle Förderung von drei verschiedenen Religionsformen bedeutet. Es ist für das Ansehen der katholischen Kirche nicht gleichgültig, welcher Macht Jerusalem, die Heilige Stadt, zufallen würde, wenn sie durch widrige Kriegsschicksale den Türken verlorengelien sollte. Es ist für die armenische Abteilung der Kurie die Frage, ob die unierten, d. h. römisch-katholischen Armenier unter türkischer Hoheit bleiben oder in den Zwangsbereich des russischen Staatskirchentums kommen. Auch die Fortdauer der französisch-katholischen Stationen in Syrien ist päpstliches Interesse. Dazukommt im ganzen mohammedanischen Gebiet die Wirkung des Heiligen Krieges, die sich von Marokko und Algerien-Tunis

bis nach Indien erstrecken kann. Die also, fest gedemütigte Gegenkraft gegen das Papsttum erhebt sich, die grüne Fahne des Propheten weckt Kreuzzugserinnerungen, der letzte Religionskampf zwischen Rom und Konstantinopel ist angelegt. Er wird indirekt geführt, aber er ist im Gefühl der Beteiligten vorhanden.

Gleichzeitig aber stehen an der österreichisch-russisch-serbischen Grenze starke konfessionelle Interessen auf dem Spiel. Die Südslawen sind teils griechisch-katholisch, teils römisch-katholisch. Eine Eroberung Serbiens durch Oesterreich würde einen Fortschritt des römischen Katholizismus bedeuten, während die Einverleibung in Bulgarien griechisch-katholisch wirkt. Sehr strittig ist das Gebiet der Rumänen und Ruthenen. Die ungarischen Rumänen sind zu einem gewissen Teile unierte, das heißt von Rom abhängig, während die übrigen Rumänen griechisch-orthodox sind und eine eigene Kirche bilden. Die Ruthenen in Galizien, Bukowina und Ungarn sind unierte und würden bei russischem Siege in Gefahr sein, der russischen Staatskirche zwangsweise zugeführt zu werden. Charakteristisch dafür ist, daß der in Lemberg zurückgebliebene unierte (römische) Erzbischof nach Rußland verschleppt und daß durch Erlaß des russischen Gouverneurs bereits jetzt Kirchen in ihrem Konfessionsbestand verändert wurden. In Polen sind die Verhältnisse sehr verwickelt, weil mehrere Zwischenformen bestehen (Mariabiten und lettische Uniaten), aber so viel ist sicher, daß ein Vordringen Oesterreichs nach Congreß-Polen ein Gewinn Roms gegenüber dem Heiligen Synod in Petersburg bedeuten würde. Ein entscheidender Sieg Rußlands müßte von den Ostseeprovinzen bis zum Adriatischen Meer als Zurückdrängung römisch-katholischer Kräfte wirken.

Dazu kommen noch andere mögliche Verschiebungen. Wenn Deutschland irgendwelchen Zuwachs erfährt, so vermehren sich voraussichtlich seine katholischen Bestände. Wenn auf irgendeine Weise Holland sich nach Süden hin erweitert, kann es eine katholische Mehrheit erhalten. Wenn in England die Partei der irischen Selbständigkeit steigt oder sinkt, gilt das als Erhöhung oder Verlust einer katholischen Provinz. Auch Missionsinteressen in Afrika können in Frage kommen, da die katholischen Missionen sich besser unter französischer, belgischer und deutscher Hoheit entfalten als unter englischer Verwaltung.

Der Weltkrieg ist also bis zu einem gewissen Grade auch ein Religionskampf. Ueberall arbeiten Priester an der Kriegseinstellung mit. Aber es ist alles so verwickelt und verflochten, daß sich keine bestimmten Ziele ergeben. Im Protestantismus ist eine Einheitlichkeit von vornherein ausgeschlossen, solange Deutschland und England sich bekämpfen, aber auch der viel einheitlicher organisierte Katholizismus steht vor einem geradezu unlöslichen Problem. Der Papst könnte eine starke Macht sein, wenn er ein Programm haben könnte. Es leuchtet ohne weiteres ein, was es bedeuten würde, wenn alle katholischen Priester in Rußland und Serbien von ihrer kirchlichen Oberleitung aus bis hin zur Märtyrerpflicht für österreichische Politik eingesetzt würden. Dann wäre die viel besprochene polnische Erhebung tatsächlich vorhanden, aber sie kommt nicht, weil die Geistlichkeit nicht als Ganzes auftritt. Der Papst verzichtet auf Weltpolitik, obwohl er Organe dazu besitzt.

Man kann die Neutralität des Papstes aus der neuen Enzyklika ersehen. Es werden da über den Krieg nur Friedensmahnungen und selbstgeringerische Wünsche ausgesprochen. Das kann man mit einer grundsätzlich unpolitischen Stimmung erklären wollen, wie sie der vorige Papst Pius X. gehabt hat,

aber inmitten des Weltkrieges reicht diese rein persönliche Erklärung nicht aus. Eine Macht mit so gewaltiger politischer Vergangenheit wie das Papsttum schaltet sich nicht aus bloßen Privatgründen aus der Mitwirkung an der Weltgeschichte aus. Es unterliegt keinem Zweifel, daß in den Kammern der Kurie täglich auf das lebhafteste politisiert wird, doch heben sich die Kräfte gegenseitig auf. Die guten Katholiken Frankreichs, die in Rom immer viel bedeutet haben, stehen Schulter an Schulter mit den orthodoxen Russen und den protestantischen Engländern, und der Papst selbst ist Italiener.

Die Tatsache, daß das Papsttum eine internationale Erscheinung auf italienischem Untergrund ist, mußte auch in Friedenszeiten schon öfters zur Erklärung einzelner Schritte und Aussprüche herangezogen werden, jetzt aber ist es im Krieg ganz offenbar, daß die italienische Luft den Sitz der Kirche umweht. Die französische Stimmung macht sicherlich nicht vor dem Vatikan halt, ebenso aber dringt auch die vorsichtige nationalpolitische Erwägung der italienischen Staatsmänner bis zum Stuhle Petri. Solange Italien neutral ist, wird auch das Papsttum neutral bleiben. Ob es aber dann, wenn Italien in den Krieg eingreift, was möglich ist, ob dann das Papsttum einen politischen Willen großen Stiles zeigen wird, das steht dahin. Es ist gewiß nicht leicht, gerade jetzt römischer Papst zu sein.

v. Vizt / Der Handel der Neutralen im Seefrieg

Vor zwei Jahren hat Friedrich v. Bernhards, damals General der Kavallerie z. D., in seinem, wie es scheint, im Auslande mehr als bei uns beachteten, Buch „Vom heutigen Krieg“, Band 1, S. 421 geschrieben: „Nie und nimmer dürfen wir daher gegenüber England uns das Seebeuterecht und das Konterbanderecht schmälern lassen. Diese Rechte sind vielmehr bei unserer großen und leistungsfähigen Handelsflotte eines unserer besten Kriegsmittel.“

Ich habe nicht die Absicht, die völlige Unhaltbarkeit dieser Ansicht an dieser Stelle nach allen Richtungen hin zu untersuchen. Das Seebeuterecht, für das selbstverständlich die Leistungsfähigkeit der Kriegsflotte, nicht die der Handelsflotte maßgebend ist, lasse ich ganz beiseite; daß es im „heutigen Krieg“ unserem Hauptfeind England ungleich mehr zugute kommt als uns, das dürfte trotz der Heldentaten unserer deutschen Kreuzer, von keinem Einsichtigen bestritten werden. Die Jagd auf feindliche Handelschiffe kann eben ohne eine genügende Anzahl von überseeischen Flottenstützpunkten, trotz größter Tapferkeit und Umsicht, auf die Dauer nicht erfolgreich durchgeführt werden.

Nur von dem „Konterbanderecht“ soll hier die Rede sein. Freilich ist es nicht das einzige Recht, über das der Kriegführende dem neutralen Handel gegenüber verfügt. Es wäre daneben auch auf das Blockaderecht hinzuweisen, das dem Kriegführenden die Befugnis gibt, den Handel der Neutralen mit dem blockierten Küstenstrich des Gegners zu verbieten. Aber die Blockade hat in diesem Krieg noch keine Rolle gespielt, und die Sperrung der Nordsee durch die Engländer (von der Nordküste Schottlands über die Shetlandsinseln bis zu den Faröer) hat mit der Blockade im technischen Sinne des Wortes nichts zu tun. Dagegen lesen wir täglich in den Zeitungen von den schweren Beeinträchtigungen, die der neutrale Seehandel durch die englische Handhabung des Konterbanderechts erleidet. Es scheint mir daher angebracht, die wirt-

schäftliche Bedeutung dieses Rechts und die ihm gezogenen völkerrechtlichen Schranken vor den Lesern der „Hilfe“ zu besprechen.

Das Konterbanderecht ist zweifellos eine wichtige Waffe des Kriegsführenden gegen seinen Gegner, dem es Ausfuhr wie Zufuhr unterbindet. Aber es ist zugleich auch, und ganz besonders in den Händen Englands, von jeher ein Mittel gewesen, um den Handel der Neutralen selbst zu treffen und in die Hände des Kriegsführenden hinüberzuspielen. Und die ganze Geschichte des Seekriegsrechts ist ein fortwährender Kampf der schwächeren Seemächte gegen die maßlose Ausdehnung des Begriffes der Konterbande, wie sie England stets, wenn es kriegsführende Macht war, durchzusetzen sich bemühte.

v. Bernhardi hat für diesen Kampf der Neutralen, von seinem Standpunkt aus, keine Sympathie. Er verlangt ein uneingeschränktes Konterbanderecht. — „Der neutrale Handel mag sich unterdessen andere Wege suchen. Billiger Einkauf und teurer Verkauf ist nicht der einzige oder gar ausschlaggebende Zweck und Inhalt des Völkerlebens“ (I, 420).

So einfach liegt nun die Sache sicherlich nicht. Daß der Handel der Neutralen untereinander und zwischen ihnen und den Kriegsführenden nicht weiter gestört wird, als es die Zwecke der Kriegsführung unbedingt erfordern, das liegt nicht nur im Interesse der neutralen Staaten, sondern auch im Interesse der Kriegsführenden selbst. Durch jeden Krieg, auch wenn er auf nur zwei Mächte beschränkt bleibt, erleidet das wirtschaftliche Leben der am Kriege nicht beteiligten Staaten (nicht nur der Handel) eine schwere Erschütterung. Das war schon damals so, als Clausewitz, v. Bernhardis Lehrmeister, sein Werk „Vom Kriege“ schrieb; das ist heute in den Tagen der Weltwirtschaft ungleich mehr noch der Fall. Und je größer und andauernder diese Erschütterung wird, desto näher rückt die Gefahr, daß die Neutralen sich die Frage vorlegen, ob das Festhalten an der Neutralität sie nicht schwerer schädigt, als die Teilnahme am Kriege es tun würde. Ein Zuwachs an Kriegsegegnern aber dürfte dem Kriegsführenden ungleich größere Nachteile bringen, als das Maßhalten in der Ausübung des Konterbanderechts. Die Jahre 1780 und 1800 haben uns auch in der „bewaffneten Neutralität“ gezeigt, daß gemeinsame Bedrängnis die neutralen Staaten zu dem Entschluß treiben kann, ihre Interessen dem übermächtigen Kriegsführenden gegenüber gemeinsam durch Waffengewalt zu verteidigen. Was damals geschehen, kann sich wieder ereignen, und selbst England wird guttun, den Bogen nicht zu überspannen.

Zu diesen politischen Erwägungen treten wirtschaftliche hinzu. Auch die Kriegsführenden sind auf den Handel mit den Neutralen angewiesen; auf die Ausfuhr ihrer Produkte, die ihnen das Geld ins Land bringt, und auf die Zufuhr von Nahrungs- und Genußmitteln, wie von Rohstoffen. Jede Schädigung, die sie dem Gegner durch die Ausdehnung des Begriffes der Konterbande zufügen, fällt auf sie selbst zurück.

Nicht der Pazifismus hat, wie v. Bernhardi zu meinen scheint, dazu geführt, daß feste Regeln über die Ausübung des Blockaderrechts vereinbart wurden, sondern das reiflich erwogene Interesse der Seemächte selbst. Die Delegierten unserer Reichsregierung auf den Staatskonferenzen im Haag und in London haben sich zweifellos ein Verdienst um das Deutsche Reich erworben, als sie sich bemühten, an dieser Vereinbarung mitzuarbeiten.

Die völkerrechtlichen Rechtsregeln über die Konterbande sind in der Londoner Erklärung über das Seekriegsrecht vom 26. Februar 1909 (Art. 22 bis 44) enthalten. Ihre eingehende Darstellung würde den Rahmen dieser

Zeitschrift sprengen. Nur die wichtigsten Grundgedanken kann ich hier hervorheben.

Konterbande auf neutralem Schiff unterliegt der Wegnahme. Auch das Schiff selbst verfällt dem Reichsstaat, wenn die Konterbande nach Wert, Gewicht, Umfang oder Fracht mehr als die Hälfte der Ladung ausmacht. Die Belästigung des neutralen Handels wird dadurch sehr wesentlich erhöht, daß über die Berechtigung der Wegnahme in einem langwierigen Prisenverfahren entschieden wird, und daß oft Monate vergehen, ehe das Schiff, falls die Wegnahme als ungerechtfertigt erkannt werden sollte, wieder freigegeben wird.

Als Konterbande gelten grundsätzlich alle Gegenstände, die der feindlichen Kriegsführung dienen. Da es aber schließlich keinen Gegenstand gibt, der nicht unmittelbar oder mittelbar den Zwecken der Kriegsführung dienstbar gemacht werden könnte, ist es wichtig, den Begriff der Konterbande genauer zu bestimmen.

In dieser Beziehung ist nun an erster Stelle hervorzuheben, daß die Art. 28 und 29 der „Erklärung“ eine „Frei-liste“ aufstellen, d. h. eine Liste derjenigen Gegenstände, die unter gar keinen Umständen, auch wenn sie unmittelbar für das Landheer oder die Flotte des Gegners bestimmt sind, als Konterbande behandelt und weggenommen werden dürfen. Dazu gehören einmal verschiedene Rohstoffe, wie Rohbaumwolle, Rohseide, Erze usw., aber auch gewisse harmlose Fertigfabrikate, wie Maschinen für die Landwirtschaft, für Bergbau, für Textilindustrie und für Buchdruckerei, ferner die sogenannten Articles de Paris (Mode- und Galanteriewaren) und andere. Ergänzend bestimmt Art. 27: „Gegenstände und Stoffe, die für kriegerische Zwecke nicht verwendbar sind, können nicht als Kriegskonterbande erklärt werden.“

Im übrigen unterscheidet die Erklärung zwischen absoluter und relativer Konterbande.

Absolute Konterbande sind „Gegenstände und Stoffe, die ausschließlich für den Krieg verwendet werden“. Art. 22 zählt eine Reihe von solchen Gegenständen auf, die auch ohne eine besondere Erklärung des Kriegsführenden mit dem Zeitpunkt des Kriegsbeginnes als Konterbande gelten. Dahin gehören: Waffen und Geschosse jeder Art, militärische als solche kenntliche Kleidungsstücke, für den Krieg benutzbare Reitz-, Zug- und Lasttiere, Panzerplatten, Kriegsschiffe usw. Die hier nicht aufgezählten, unter den Begriff der absoluten Konterbande fallenden Gegenstände können durch eine besondere Erklärung des Kriegsführenden als solche bezeichnet werden.

Relative Konterbande sind die „Gegenstände und Stoffe, die für kriegerische wie für friedliche Zwecke verwendbar sind“. Auch hier gibt zunächst Art. 24 die Liste derjenigen Gegenstände, die auch ohne eine besondere Erklärung des Kriegsführenden als Konterbande gelten. Erwähnt sind unter anderem: Lebensmittel, Gold und Silber, geprägt und in Barren, sowie Papiergeld, Eisenbahn-, Telegraphen-, Funkentelegraphen- und Telephonmaterial, Luftschiffe und Flugmaschinen, Stacheldraht, sowie die zu dessen Befestigung und Zerschneidung dienenden Werkzeuge. Nach Art. 25 kann der Kriegsführende durch eine besondere Erklärung auch andere solche Gegenstände in die Liste der relativen Konterbande aufnehmen.

Diese Unterscheidung ist von der größten praktischen Wichtigkeit. Gegenstände der absoluten Konterbande können schon dann weggenommen werden, wenn festgestellt, daß ihre Bestimmung das feindliche oder vom Feind besetzte Gebiet oder die feindliche Streitmacht ist; also auch, wenn der Empfänger

irgendeine auf diesem Gebiet befindliche Privatperson ist. Dagegen muß bei Gegenständen der relativen Konterbande bewiesen werden, daß sie für den Gebrauch der feindlichen Streitmacht oder der Verwaltungsstellen des feindlichen Staates bestimmt sind. Ueber den Nachweis der destination hostile stellt die Erklärung eingehende, hier nicht weiter zu verfolgende Rechtsregeln auf.

Dazukommt noch ein weiterer Unterschied. Die absolute Konterbande unterliegt der Beschlagnahme, auch wenn sie nicht unmittelbar dem Feind zugeführt werden soll, sondern vorher noch umgeladen oder zu Land befördert werden muß (Anerkennung des „Grundsatzes der einheitlichen Reise“). Dagegen unterliegt die relative Konterbande der Beschlagnahme nicht, wenn sie in einem neutralen Hafen gelöscht wird und von hier aus erst in das feindliche Gebiet befördert werden soll (Ablehnung des „Grundsatzes der einheitlichen Reise“).

Wenn also Erze auf einem schwedischen Dampfer nach einem deutschen Hafen verfrachtet sind, so unterliegen sie unter keinen Umständen der Wegnahme durch England. Gold, das unter der Flagge der Vereinigten Staaten nach Genua bestimmt ist und von da mit der Bahn einer deutschen Bank zugeführt werden soll, kann von England nicht weggenommen werden; wohl aber kann dies geschehen, wenn es über Hamburg an das deutsche Reichsschatzamt gehen soll. Eine Waffensendung dagegen, die von den Vereinigten Staaten an eine in England wohnhafte Privatperson bestimmt ist, unterliegt der Wegnahme durch Deutschland, auch wenn das Ziel des angehaltenen Dampfers der neutrale Hafen Genua sein sollte.

* * *

Die Seerechtsdeklaration von 1909 ist als solche nicht geltendes Recht. In Großbritannien ist die von der Regierung eingebrachte naval prize bill, durch welche die Deklaration in England eingeführt werden sollte, an dem Widerspruch des Oberhauses gescheitert; damit entfiel auch für die übrigen Seemächte der Anlaß, sie zu ratifizieren. Dennoch müssen die in der Erklärung aufgestellten Rechtsätze inhaltlich als rechtsverbindlich angesehen werden. In der „einleitenden Bestimmung“ ist nämlich ausdrücklich gesagt: „Die Signatarmächte sind einig in der Feststellung, daß die in den folgenden Kapiteln enthaltenen Regeln im wesentlichen den allgemein anerkannten Grundsätzen des internationalen Rechts entsprechen.“ Mit anderen Worten: Die Erklärung enthält nur die gesetzliche Festlegung des allgemein, auch von England, anerkannten Gewohnheitsrechts. Soviel ich weiß, haben denn auch die kriegsführenden Seemächte sämtlich bei Beginn des heutigen Krieges erklärt, sich an die Deklaration von 1909 halten zu wollen. Die deutsche Preisordnung vom 30. September 1909, die im Reichsgesetzblatt vom 3. August 1914, also gleich nach Ausbruch des Krieges, veröffentlicht worden ist, schließt sich auch ganz genau an die Erklärung an. Wenn daher England Gegenstände, die auf der Freiliste stehen, wie Erze oder rohe Baumwolle, als Konterbande anhält und wegnimmt, oder wenn es Gegenstände der relativen Konterbande, wie Lebensmittel, nach den für die absolute Konterbande geltenden strengeren Bestimmungen behandelt, so verlegt es damit ohne jeden Zweifel allgemein anerkannte Rechtsätze des Völkerrechts.

Was es damit erreichen kann und teilweise schon erreicht hat? Den fast einmütigen Protest der neutralen Staaten. Ein solcher Zusammenschluß aber stellt eine physische und moralische Macht dar, der standzuhalten England auf die Dauer gewiß nicht stark genug ist. Der Rückzug, den es bereits angetreten hat, wird zur Erhöhung seines Ansehens in der Welt gewiß nicht beitragen.

Aus dieser Tatsache aber können die Kraftmeier in aller Herren Ländern, die auch in dieser ernsten Zeit die Wertlosigkeit aller zwischenstaatlichen Vereinbarungen und die Ohnmacht des „papiernen Rechts“ mit lauter Stimme verkündigen, sich eine Lehre nehmen. Das Recht, auch das Völkerrecht, ist eine Macht, die auch der Stärkste auf die Dauer nicht ungestraft mit Füßen tritt. Hat es dem Deutschen Reich geschadet, daß es sich streng an die Seerechtsklärung von 1909 gehalten hat? Hat es England genügt, daß es die von ihm selbst anerkannten Grundsätze des Völkerrechts täglich verletzt? Wer den Mut hat, die beiden Fragen zu bejahen, der mag bei dem kleinen Häuflein seiner Getreuen lauten Beifall finden; ein Politiker, dessen Worten das deutsche Volk glaubt und Vertrauen schuldet, ist er sicher nicht.

H. Kramer / Die Stimmung in der Schweiz

Wenn man die Stimmung, die in der Schweiz gegenüber dem Krieg herrscht, verstehen will, geht man am besten von der Stimmung aus, die man dort gegenüber den jetzt kriegsführenden Staaten in Friedenszeiten hatte. Gegenüber Deutschland zunächst ist die Stimmung fast in der ganzen Schweiz immer eine sehr kühle gewesen. Die starke wirtschaftliche Konkurrenz Deutschlands, die sehr drückend empfunden wird, das oft arrogante und hochmütige Benehmen nicht weniger Deutscher, die zurückgebliebenen innerpolitischen Verhältnisse Preußen-Deutschlands, die in einer demokratischen Republik mit hochentwickelter politischer Kultur besonders unsympathisch berühren, — all das und noch manches andere hat zusammengewirkt, um diese Stimmung zu erzeugen, die man vielleicht mit der Stimmung vergleichen kann, die in Süddeutschland vor 1870 gegenüber Preußen herrschte. Und wenn auch in der deutschen Schweiz die Stammes- und Kulturgemeinschaft mit Deutschland ganz von selbst eine gewisse Gemeinschaftlichkeit im politischen Fühlen ausübt, so hat in der welschen Schweiz die Rassengemeinschaft mit Frankreich zur Folge, daß die Sympathien und Antipathien Frankreichs immer auch die der französischen Schweiz waren und daß eine deutschfeindliche Unterströmung in den welschen Kantonen der Eidgenossenschaft in den letzten Jahren mehr und mehr hervorgetreten ist; man denke nur an den Kampf um den Gotthardvertrag, der in der welschen Schweiz fast ausschließlich als Kampf gegen Deutschland geführt wurde. Mit Frankreich verbindet die ganze Schweiz außerdem die republikanische Solidarität, die freilich durch das ungeliebte Bündnis mit Rußland sehr stark beeinträchtigt worden ist, denn für das Moskowitertum hat man in der Schweiz nirgends auch nur das geringste übrig. England hinwiederum erfreut sich seiner freiheitlichen inneren Zustände halber überall erheblicher Achtung, wobei man sich zugleich der wertvollen politischen Dienste erinnert, die England im letzten Jahrhundert wiederholt (Sonderbundskrieg, Neuenburger Frage usw.) der Schweiz geleistet hat.

Und nun kam der Krieg und mit ihm der Hochdruck politischer Beeinflussung durch die Triple-Entente, unter den, wie alle neutralen Länder, auch die Schweiz gesteckt wurde. Die Methode dieser Beeinflussung war ja diese: vor allen Dingen suchte man den Glauben an belgische, französische, englische und russische Siege zu verbreiten, dann verkleinerte man die unbestreitbaren Erfolge der Deut-

schen und dichtete ihnen unheimliche Verluste an, man verleumdete ihre Kriegsführung als vandalisch, entrüstete sich in allen Tonarten über die Verletzung der belgischen Neutralität, schiebt Deutschland und seinem Kaiser die Schuld am Krieg zu und sucht schließlich Grauen zu erwecken vor einem Sieg Deutschlands, der eine Periode schlimmster Militärdiktatur für Europa heraufführen werde. Am raschesten hat man gelernt, den Wert der Havas- und Reutermeldungen über die „glänzenden“ Siege der Verbündeten richtig einzuschätzen, und heute haben diese Quellen in der deutschen Schweiz so wenig Kredit, daß man allmählich für „Schwindel“ nur mehr „Havas“ sagt und sich in der Ostschweiz bereits ein Gerücht mit der Frage zu befassen hatte, ob der Ausdruck „Havaschnauze“ eine Beleidigung sei. Was dann die Verantwortung für den Krieg betrifft, so fühlt der Volksinstinkt in der deutschen Schweiz ohne weiteres heraus, daß, allem auch in der welschen Schweiz umlaufenden Gerede von dem machthungrigen deutschen Imperialismus zum Trotz, die unerfättliche Raubgier Rußlands die Hauptmacht gewesen ist, die diesen Krieg herbeigezerrt hat, und daß der französische Rachedurst und der englische Konkurrenzneid willig ihren Arm und ihr Geld hergeliehen haben, um den verhassten gemeinsamen Feind vernichten zu helfen. Auch das Gruselig-machen vor dem deutschen Koloß, der nach einer Niederlage des Dreiverbandes Europa unter sich erdrücken werde, verfängt nicht sehr. Man hört zwar da und dort Bedenken äußern, wie es mit der Sache der Demokratie in Deutschland nach dem Krieg bestellt sein werde, und namentlich die sozialdemokratische Presse nimmt solche Bedenken zum ewigen Thema ihrer teilweise in wüster Sprache geführten Polemik gegen Deutschland. Aber man hat umgekehrt auch das größte Mißtrauen gegenüber der „Freiheit“, die ein Sieg der mit dem Jarentum verbündeten Westmächte den Völkern bescheren würde, und jedenfalls wünscht man im Deutschschweizer Volk aller Stände und Klassen fast durchweg Deutschland aufrichtig einen vollen Sieg.

Schon mehr Eindruck machen die unablässigen Ausstreuerungen unserer Gegner über die angeblich barbarische Kriegsführung des deutschen Heeres. Besonders die Sache mit Löwen hat auf Grund der französisch-englischen Berichte, die anfangs unbegreiflicherweise durch eine deutsche amtliche Meldung bestätigt schienen, auch in Kreisen von unzweifelhaft deutschfreundlicher Gesinnung viel Erbitterung erzeugt, bis dann die Wahrheit an den Tag kam und man das vorschnelle Urteil nur zu gern revidierte. Als dann das Geheul um die Kathedrale von Reims anfang und die französische Gesandtschaft in Bern mit ihrem berüchtigten Protest in dem Lügenwettbewerb den Rekord schlug, da war man, mit Ausnahme natürlich der welschen Blätter, gewißigt und blieb sehr kühl gegenüber all diesen Tiraden, um so mehr, als die deutsche Darstellung der französischen auf dem Fuße folgte und überall geglaubt werden konnte.

Unstreitig den heikelsten Punkt in der gegenwärtigen Stimmung der Schweiz gegenüber Deutschland bildet die belgische Frage. Den Standpunkt des „Not kennt kein Gebot“ läßt man eben für den Einmarsch in Belgien nicht gelten, da man unter keinen Umständen eine Handlungsweise Deutschlands billigen will, die sich in ähnlicher Lage genau so auch gegen die Schweiz richten könne. Denn daß ein solcher Fall im weiteren Verlauf des Krieges wirklich eintreten könnte, das hält man in der Schweiz für sehr wohl möglich, nämlich dann, wenn Italien gegen Österreich marschieren lassen sollte und Deutschland in die Versuchung

käme, durch schweizerisches Gebiet nach der Lombardei durchzustößen. Dieser Verdacht ist noch gestärkt worden durch die Verhandlungen zwischen der Schweiz und Italien über die schweizerische Neutralität, die erst mehrere Wochen nach Kriegsausbruch von der italienischen Regierung anerkannt wurde. Italien soll nämlich zuerst Schwierigkeiten gemacht und auf einen angeblichen Plan des deutschen Generalstabs verwiesen haben, im Einverständnis mit der Schweiz von Boralberg aus Truppen das Rheintal hinauf über den Splügen nach Chiavenna hinunter marschieren zu lassen, die dann über Como gegen Mailand vordringen sollten. Und erst, als man in Bern nachgewiesen habe, daß solche Vereinbarungen mit Deutschland und Oesterreich nicht bestehen, habe sich Italien dazu hergelassen, die Neutralität der Schweiz anzuerkennen. Aber die ganze Geschichte hat dem Mißtrauen gegenüber Deutschland neue Nahrung gegeben und macht es unmöglich, daß die Schweizer den Grundsatz gelten lassen, daß Notwehr die Zerreißung völkerrechtlicher Verträge rechtfertige. Ich für meinen Teil habe daher in der Erörterung mit Schweizern diesen Punkt möglichst beiseite gelassen und den Hauptnachdruck darauf gelegt, daß Deutschland eine belgische Neutralität gar nicht mehr habe brechen müssen, weil diese in Tat und Wahrheit längst nicht mehr bestanden habe. Da aber der Schweiz mit Grund niemand eine Zuwiderhandlung gegen ihre Pflichten als neutralisierter Staat vorwerfen könne, so falle damit von selbst der bei Belgien ausschlaggebende Grund weg, sich über die verbürgte Neutralität des Landes hinwegzusetzen. Die Enthüllungen der deutschen Regierung über die Abmachungen, die Belgien schon vor Jahren mit England getroffen hat, haben denn auch in der Schweiz sehr stußig gemacht, und das durch die heuchlerische Pose Englands geschickt beförderte Vertrauen in die „Beschützer“ der kleinen neutralen Staaten arg erschüttert.

Ein Wort noch über die Haltung der Schweizer Presse, die man nicht durchweg mit der Stimmung im Volk gleichsetzen darf. In der deutschen Schweiz wenigstens zeigt sich die Presse sehr viel kühler gegenüber Deutschland, als es während dieses Krieges dem Volk wirklich ums Herz ist, und wenn nicht die katholischen Blätter, die ihre sehr starken Sympathien für das katholische Oesterreich und seinen Verbündeten und ihre ebenso starken Antipathien gegenüber dem schismatischen Rußland, dem protestantischen England und dem glaubenlosen Frankreich ziemlich offen zur Schau tragen, so hätte man in Deutschland alle Ursache, sich über den Standpunkt der in unserer Sprache geschriebenen Blätter der Schweiz ernstlich aufzuhalten. Aber der Grund dieser mehr als reservierten Haltung ist nur die überängstliche Gewissenhaftigkeit, mit der diese Presse die wiederholten dringenden Mahnungen des schweizerischen Bundesrats zu möglichster Neutralität auch im Urteil über die Kriegsführenden befolgt, eine Neutralität, die nicht nur deshalb notwendig ist, damit die Beziehungen der Schweiz, namentlich die handelspolitischen, zu den Großmächten möglichst wenig leiden, sondern auch deshalb, weil die Eidgenossenschaft mit dem einträchtigen Zusammenarbeiten dreier nach Sprache und Rasse getrennter Volksteile steht und fällt. Freilich merkt man in der welschen Schweiz herzlich wenig von einer entsprechenden Rücksicht auf die Gefühle der deutschen Eidgenossen, im Gegenteil, die Großzahl der französisch geschriebenen Schweizer Blätter führt gegen Deutschland eine Sprache, die nicht allzusehr verschieden ist von der der französischen und englischen Hefepresse, sonst wären ja Vor-

kommunisse wie der Fall Hobler und Jaques Dalcroze rein unmöglich. Die tessinische Presse schließlich ist, von unerfreulichen Ausnahmen abgesehen, merklich nüchterner als die welsche, ein Luxus, den sie sich indes wohl leisten kann, da die eigentliche öffentliche Meinung des Tessin von den großen Mailänder Blättern gemacht wird, die in Zehntausenden von Exemplaren in den Kanton hereinfluten und die Stimmung der Bevölkerung in fattsam bekannter Weise nach Kräften in deutschfeindlichem Sinn beeinflussen.

Gottfried Traub / Reiseindrücke aus Oesterreich-Ungarn

II.

„Je weiter nach Osten, desto mehr entscheidet nicht die Nation, sondern die Religion.“ Dies Wort aus einer unserer verschiedenen Unterhaltungen blieb mir lebhaft im Gedächtnis und ist so recht geeignet, ein Wegweiser für verwickelte Verhältnisse zu werden. Wir im Reich erleben sicher wichtige religiöse Kämpfe, aber trotz aller Betonung der Frömmigkeit in der Kirche lebt bei uns ein starkes Staatsbewußtsein, das auch über die Grenzen der einzelnen Bekenntnisse hinaus die Menschen erfüllt und zu einem gemeinsamen Ziel führt. Die vereinheitlichende Kraft des Staatsgedankens ist eine unserer großen Kulturerregenschaften. Man kann von da aus verstehen, daß streng konfessionelle Gedankengänge oft mit diesem Machtgedanken des Staates in Widerspruch geraten. Es ist nun bezeichnend, daß auf dem Weg nach Osten die religiösen oder vielmehr bekennnismäßigen Unterschiede viel stärkere Einschnitte in das Volksleben machen als im Westen. Der Kampf, der jetzt geführt wird, ist nicht ein Kampf zwischen Germanentum und Slawentum schlechthin, sondern ein Kampf zwischen Germanentum und orthodoxem, d. h. griechisch-russischem Slawentum. Es gibt nämlich auch römisch-katholische Slawen, und diese scheiden sich wieder von den anderen, die vermöge ihres Glaubens in die Bannkreise des russischen Reiches unverlierbar hineingezogen werden. Da liegen für den Geschichtsforscher interessante Fragen. Auch hier ist wieder ein Punkt, wo die rein ökonomische Auffassung der Geschichte versagt. Jedenfalls reicht sie nicht hin, das letzte Wort über diese seltsame Völkergrenze zu sprechen. Die römische Kirche ist hier im südlichen Mitteleuropa der Ausdruck der deutschen Welt. Man kann das vielleicht noch genauer negativ als positiv bestimmen. Da, wo ihr Einfluß gebrochen ist, beginnt die rein slawische Mauer. Ihr Einfluß ist aber diesseits dieser Mauer so stark, daß sie über das Grenzgebiet des Bluts und Geschlechts hinüber eine gewisse einheitliche Stimmung und Bildung hervorgerufen hat. Das politische Denken wird solche Tatsachen stets in seine Rechnung einzustellen haben, will es keine Enttäuschungen erleben. Gerade von solchem Boden aus empfindet man doppelt die Bedeutung, welche den kirchlichen Ueberlieferungen innewohnt. Man hat es in Oesterreich doch lebhaft empfunden, daß der letzte Papst Habsburg nicht wohlgegnint war, und das, obwohl er eigentlich einem Veto Oesterreichs seinen Papststempel zu verdanken hatte. Wieviel die politischen Einflüsse der Kurie nach Wien heute reichen, kann natürlich ein Uneingeweihter nicht ahnen. Seit dem Tode des Erzherzogs sind jedenfalls starke Hoffnungen herabgemindert, wenn nicht begraben worden. Aber die Frage des Einflusses des Vatikans ist schließlich nur eine Teilfrage. Es bleibt der große Zusammenhang des römisch-katholischen Bekenntnisses, und seine politische Bedeutung wächst an der Grenze desto mehr, je geschlossener sich jenseits die orthodoxe Kirche unter dem Oberhaupt des Zaren erhebt. Es ist nur nötig, ein einziges Mal auf diese Gesichtspunkte hingestochen zu werden, um sie nicht wieder aus dem Auge zu verlieren. Die Religionsgeschichte ist ein Teil der politischen Geschichte, mag man das bedauern oder nicht. Oder, wenn wir es schärfer ausdrücken wollen: eine unpolitische Kirchengeschichte gibt es nicht, während

das religiöse Grundelement der Sehnsucht der Seele nach Gott zu allen Zeiten und in allen Völkern das gleiche bleibt, und unter den verschiedensten Symbolen stets wieder erkennbar wird.

An der Waag liegt das kleine Städtchen Eislein, magyarsch Isolna. Wir mußten dort umsteigen und schleppten unter Gepäck über die kaltbestreuten Geleise zum Bahnhof. Eine halbe Stunde Aufenthalt war fahrplanmäßig angelegt. Wir freuten uns der frischen Luft, die von den Bergen her wehte, durften sie aber nicht lange genießen; denn obgleich auf dem Bahnsteig selbst eine weite Sperre etwa die Hälfte abschloß, wurden wir höflich, aber immer bestimmter durch die Tür zurückgeschoben und besaßen uns nun mitten unter drängendem und schiebendem Marktvolk. Man konnte sich hier überhaupt nicht mehr rühren, so dicht standen die Weiber mit ihren Traglasten auf dem Rücken und ihren Körben in der Hand, dazwischen alles mögliche Händlervolk. Sobald einer der Gendarmen mit seinem gefederten Hute hindurchschritt, konnte man alle seine Rippen spüren. Wir wurden ärgerlich, daß man draußen Kaff streut, um alles möglichst zu desinfizieren, hier aber die Menge zusammenperrt, um sich möglichst anzukauchen. Aber schließlich, was konnte alles helfen? Man steckte sich eine Zigarre an und überlegte, daß es doch irgendeinen Grund haben mußte, weshalb dies interessante Gewimmel und wartete. Siehe da, der Hofzug fuhr ein! Der junge Erzherzog stieg aus dem Hofwagen und unterhielt sich lange Zeit mit dem Vorsteher des Bahnhofes. Und nun gab es ein Reden der Hälse, ein Stürmen der Fenster, ein Hin- und Herklüpfen von groß und klein; jeder wollte einen Blick auf den zukünftigen Träger der Krone erhaschen. Der stand da draußen, eine blutjunge, geschmeidige Gestalt. Wie gern hätte man die Zeichen der Zukunft in seinem Gesicht gelesen! Was mag er noch alles erleben, und wie wird unter seiner Hand das Geschick der Länder werden, die wir eben bereisen? Schwarze, blutige Schatten lagern sich an seinem Weg. Die Gestalt des ermordeten Thronfolgers ist bis zum heutigen Tage in ihren letzten Zielen ungelöst. Daß er wollte und fähig war zu wollen, weiß jeder; was er zuletzt wollte, darüber bleiben die verschiedensten Meinungen nicht un widersprochen; so viel ist sicher, daß der päpstliche Stuhl um große politische Hoffnung ärmer geworden ist, und die Verbindungen zwischen Wien und dem Quirinal in Rom neue Festigung gewonnen. Wie wird es nun werden, wenn dieser junge Herzog später die Zügel der Regierung über Habsburg ergreift? Wollte sorglose Jugend liegt noch über seiner Gestalt. Der Zug setzt sich in Bewegung. In militärischer Haltung grüßt der Thronfolger. Die Menge staunt sich wieder zurück von den Fenstern. Schade, daß wir ihre Sprache nicht verstehen, aber sie hat mit sich selbst genug zu tun. Es sind prächtige Gestalten darunter, Männergesichter, wie man sie etwa dem Altmeister von Gebhardt wünschen möchte für seine Abendmahlsbilder. Die Türen öffnen sich langsam; man drängt wieder hinaus und atmet frische Luft.

* * *

Scharf ging es her auf dem Bahnhof in Agram. Wir waren die Nacht durch von Graz gefahren und kamen bei wundervollem Sonnenschein des Morgens in dieser kroatischen Hauptstadt an. Kaum hatten wir die Sperre verlassen, als ein Herr in Zivil uns aufgeregt nachließ und lebhaft auf uns einredete. Wir meinten, er wollte sich uns als Führer anbieten oder uns in ein Hotel bringen und wachte nicht auf ihn, weil wir bereits unseren Weg mußten. Er wurde aber dann immer dringender und stellte sich uns als Polizei vor, was uns zuerst mißtraulich machte, weil er gar kein Abzeichen trug. Wir folgten aber dann, lehrten zurück und mußten dort unseren Namen in eine Liste aufnehmen lassen, zugleich wurde uns bedeutet, daß wir aus dem Choleragebiet kämen und darum unser Koffer untersucht würde. Obgleich uns diese Begründung nicht sehr einleuchtete, öffneten wir natürlich unsere Koffer. In sehr höflicher und angenehmer Weise wurden sie durch eine Frau untersucht, natürlich nicht auf Cholera, sondern auf Waffen. Kaum waren wir dann im Hotel angelangt und kleideten uns um, da klopfte es wieder an der Tür. Die Polizei erschien und nahm nochmals unsere genauen Personalien auf und fragte nach dem

Zweck unserer Reise. So merkte man, daß man im gefährdeten Gebiete sich befand.

Agram hat alle unsere Erwartungen übertroffen. Es war wohl ein Zeichen meiner Unbildung, daß ich mir von Agram so wenig versprochen hatte; aber als wir nach einem Besuch in dem dortigen Statthalter-Palais eine Droschke nahmen und zwei Stunden über die Höhen von Agram hinfuhren, waren wir denn doch überrascht, nicht nur über die landschaftliche Schönheit, die sich ein Ort selbst nicht geben kann, sondern über die geschmackvolle Kultur, die sich in dieser Beamten- und Universitätsstadt behaglich eingerichtet hat. Man sah eine richtige kleine Villenstadt mit teilweise vorzüglichen Bauten. Schon vom Bahnhof aus hatte ein merkwürdiger Kirchturm den Blick auf sich gezogen; die Schöpfung eines sehr begabten Künstlers Victor Kovacic. Hier oben auf den Höhen lagen versteckt in Gärten lauter kleine Häuser der Beamten und Gelehrten, deren man sich nur freuen konnte. Es braucht einem ja nicht jedes zu gefallen. Aber es steckte in sehr vielen ein sicherer Wille, auf eigenem Boden nach neuen Ideen etwas Gutes zu schaffen. Da und dort machte sich vielleicht der Einfluß von Wagner, dessen eigenartige Kirche in den Wiener Zirkusanstalten wir gesehen hatten, geltend. Auf einer Höhe sah man plötzlich eine lange Mauer, abgeteilt durch 8 bis 10 Kuppeln. Es war der Friedhof. Das Ganze machte einen so fremdartigen Eindruck, daß wir auch dort hinfuhren, und wir bereuten es nicht. Nicht was die Kunst, aber was die Natur hier bot, war wunderbar. Man sah von oben her in ein solches Meer von weißen Mätern und Chrysanthemen, daß das einzelne Grab vollständig verschwand, — ein wirklich be- rauschender Anblick. Vor dem großen Christusbild am Kreuzungspunkt der Wege war leichte Erde aufgeschüttet in der Form eines Grabhügels. Darin stekten Hunderte von Herzen; es war ja eben Allerjenseitig gewesen. Vor den Toren saßen die Händler und verkauften Heiligenbilder und Badewerk die Menge. Die Jungen lagen auf dem Boden, und ein Tramwagen nach dem anderen kam gefüllt mit Besuchern auf diese Höhe. Eine ganze Reihe Familien besaßen Tote auf dem Schlachtfeld. Die Kroaten haben sich offenbar tüchtig geschlagen; es wurde viel erzählt von ihrem tapferen Draufgehen. Die Menge ergoß sich in diesen Friedhof von Blumen. Mächtig gebietend erinnerten fast nur die hohen Mauern mit ihrem Kuppelwerk an den abgegangenen Ort der Heimgegangenen.

Auf dem Rückweg sahen wir in langem, langem Zug Militär in guter Haltung marschieren. Links und rechts auf der Straße liefen die bunten Gestalten der Bauern und Bäuerinnen in weißen Hosen und weißen Kleidern mit knallroten Tüchern, Schürzen, Ein-säcken, Bändern, ein ungemein farbenprächtiges Bild. Es war eine reine Freude, diese Gestalten zu sehen, vor allem die Frauen, wie sie tüchtig ausschritten, einerlei, ob sie hohe Stiefel trugen oder nackten Fußes gingen. Sie wanderten stolz und aufrecht mit ihren schweren Lasten auf dem Kopf, die sie kaum zu bemerken schienen, in buntbänderter Tracht einer alten Bauernkultur. Mich quälte immer das Rätsel, warum diese Menschen in ihre helle Landschaft, wo die Kalkstraßen in ihrer Weiße dem Auge schon wehe tun, noch ihre weißen Hosen und weißen Röcke draußehen. Aber es sieht vorzüglich aus und gewinnt immer mehr an starkem Reiz. Die Muster dieser Trachten vererbten sich von Geschlecht zu Geschlecht, aber immer werden neue erfunden, die Bäuerinnen weben und sticken selbst alles. Wir sehen z. B. ein wunderschönes Muster, das eine von ihnen auf der Weide gemacht; sie sagte, es wäre ihr eben gerade so eingefallen. Wir dachten an unsere westfälischen Trachten, an niedersächsische Bauernkultur, was sie geschaffen und wieviel sie verkoren, und freuten uns eines Marktbildes auf dem Agramer Marktplatz, wie es in farbiger Helle kaum überboten werden kann.

Der frühere Ministerial-Direktor des Unterrichtswesens, Sektionschef, wie man ihn in Oesterreich nennt, Krénjavi, begleitete uns in unermüdlicher Liebenswürdigkeit und führte uns bald in die Werkstätten der einzelnen Künstler, bald in das Handelsmuseum und die Gewerbeschule, seine Schöpfungen, bald in den Kreis der Politiker. In der Universitätsbibliothek begrüßte ich die erste Bibliothekarin Kroatiens, welche dort die Bücherschätze hütete. Die Straßen von Zagreb, so heißt sie in der Landessprache, boten den Anblick einer modernen Stadt; die alte Stadt ist durch ein Erd-

beben untergegangen, das im Jahre 1880 dort gewütet hat. Noch lehrte ich im evangelischen deutschen Pfarrhaus ein und hörte dort viel von den schweren Tragen Galiziens, sah mich beim „Südslawischen Tageblatt“ um und hörte so von rechts und links die verschiedenen Meinungen. An vielen, vielen Orten wurde uns immer wieder gesagt: „Ihr müßt die Verhältnisse genauer kennen; Eure Regierung kennt sie wohl, und in den einzelnen Ministerien in Berlin, besonders im Handelsministerium, weiß man gut Bescheid. Aber Ihr Politiker und die Leute von der Feder habt zu wenig Anschauungen von unseren Verhältnissen. Ihr müßt an Ort und Stelle sehen, wie die staatsrechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse liegen, da werdet ihr manches anders beurteilen und werdet vor allen Dingen auch von der Volkskraft der Menschen, die Euch in der Ferne verschwinen, einen klaren Eindruck gewinnen.“ Ich für meinen Teil mußte solchen Vorwürfen recht geben. Man war in der Geographie schon froh, wenn man in Kroatien, Slavonien, Bosnien und Dalmatien einigermaßen noch Flüsse und Berge kannte; von dem wirklichen Leben, den Leistungen, Sorgen und Forderungen der Menschen, die im südwestlichen Winkel der österreichisch-ungarischen Dynastie wohnen, weiß man in breiten Schichten bei uns fast nichts.

Julius Bab / Berliner Kriegstheater

Ungefähr sechs Wochen nach Kriegsbeginn sah eine Berliner Litsaffläule so aus:

Theater an der Weidenbammer Brücke	„Anfang gut — alles gut!“
Gebrüder Herrenfeld-Theater	„Ende gut — alles gut!“
Komödienhaus	„Es braust ein Auf . . .“
Theater Folie Caprices	„Fest steht und treu . . .“
(Diese Firma ist groß gedruckt, aber schamhaft durchstrichen, darüber steht: „Possestheater“!)	
Walhalla Theater	Berlin im Felde.
Theater am Nollendorfplatz	Immer feste druff!
Noje-Theater	Die Waffen her!
Residenz-Theater	Der Kaiser rief!
Kasino-Theater	Mein Leben dem Vaterland
Theater des Westens	Königin Luise.
Quijote-Theater	Der Heilige Krieg.
Künstler-Theater	Gewonnene Herzen.
Urania	Die Weichsel und die mar-surischen Seen.
Kaiserpanorama	Belgien.
Thalia-Theater	Kam'rad Männer.
Treptower Sternwarte!! (Lichtspiel)	Krieg und Frieden.
Deutsches Opernhaus	Die Marktfenderin.
Apollo-Theater	Die Barbaren.
Einwoche	Kriegsaufnahmen.
Mozartsaal	Durch Pulverdampf und Kugeltregen. — Vater-ländische Vortragsabende (3 Stücke!)
Palast-Theater	„1914“

Es war, um mit dem Prinzen Hamlet zu reden, „schauder-voll, höchst schaudervoll“. Kaum vier Wochen, nachdem man den ganzen angstvollen Rausch der deutschen Mobilmachung am eigenen Leibe in seinem grimmigen Ernst erlebt hatte, wurden einem überall szenische Karikaturen davon vorgesetzt. Es war eigentlich überall daselbe Stück! Ein Liebes- oder Freundschafts- oder Geschwisterpaar wird durch den Kriegs-ausbruch auseinandergerissen und findet sich dann, höchst wunderbar, manchmal im eroberten Paris, manchmal auch beim siegreichen Einzug in der Heimat wieder. Und zwischen-durch wird mit platten Versen, vorlauten Wigen und ranzigen Sentimentalitäten alles Große, was geschehen war, geschieht und erst noch geschehen soll, gemein gemacht. Wenn man be-denkt, daß, abgesehen von den zitierten Stücken, die sich schon

im Titel brüderlich die „Wacht am Rhein“ und andere Schlagworte der Zeit aufteilen, noch Aktualitäten genug unter anderem Titel verborgen waren — daß ein altes, allzu harmloses Volksstück, wie „Mein Leopold“, um den Schein von Menschlichkeit, den eine unerhört gute Darstellung ihm sonst gegeben hätte, gebracht ward, weil von 9 Uhr an eine Soubrette unter nedischem Rodgeschwenke Einlagen über Dumdumgeschosse sang; — wenn man erwähnt, daß selbst so eine überflüssige Verstaubtheit wie Gucklows „Zopf und Schwert“ nur hervorgerufen wurde, um Gelegenheit zur Einfügung fogenannter Zeitwörter zu geben, die den beschriebenen Sinn des Stückes auf den Kopf stellen, ja daß ähnliche Einlagen sogar in Otto Ludwigs Spiel von der „Torgauer Bräute“ gemacht wurden — dann kann man sich ungefähr vorstellen, wie es im Berliner Theater vor zwei Monaten aussah und zum Teil leider noch aussieht.

Wie unwürdig es ist, irgendeine Art der Kunst als Bilderbeilage der Zeitung zu behandeln, das bedarf ja gar keines Beweises. Ueberall, wo die Kunst nicht mehr ist als Wirklichkeit, da ist sie sofort sehr viel weniger; sie macht die großen wirklichen Dinge einfach unwahr und klein. Die Phantasie, der kein bildender Geist gebietet, ist eben nur Lüge. Verlogen im schlimmsten Sinne sind denn auch all diese Tagesprodukte. Unwürdige Spekulation auf den Geschmack bequemer Wiederläuer, die in der Kunst kein neues Erlebnis, sondern ein amüsanteres Wiederfinden zu haben wünschen.

Dabei kann man keineswegs sagen, daß der Geschmack der großen Masse wirklich so schlecht war, daß er diese üble Spekulation erzwungen hätte — erzwungen von Bühnenleitern, die in einer schlimmen Situation doch sich und ihre vielen Angestellten ernähren möchten. Nur ganz wenige dieser Sensationsprodukte hatten zufolge einer besonders raffinierten Ausstattung oder eines sehr populären Schauspielers einen geschäftlichen Erfolg. Die große Mehrzahl mußte schon durch ihre Gleichförmigkeit versagen. Es ist wohl hier wie überall: das Publikum ist zum Guten wie zum Bösen gleich geneigt und erliegt nie der Qualität, sondern der Quantität eines Eindrucks. Ein normaler Unfug und ein mittelmäßiges Kunstwerk sind ihm gleichgültig. Aber ein sehr grotesker Unfug und ein sehr vollkommenes Kunstwerk können es gewinnen. Nur ist es für die Herren Theaterunternehmer natürlich immer viel bequemer (vor allen Dingen innerlich, geistig bequemer), mit dem schlechten als mit dem guten Geschmack zu spekulieren. Und so erklärt sich überall dort das niedrige Niveau der Bühne, wo nicht von einer ausgesprochenen Persönlichkeit ein idealer Wille eingesetzt wird.

Allmählich mußte sich aber, wenigstens an den Bühnen, die ein besseres Publikum zu besuchen gewöhnt war, doch herausstellen, daß dies ewige unlautere Kokettieren mit der Wirkung der Tagesereignisse den Leuten zuwider war. Daß sie von der Straße nicht ins Theater kamen, um dieselben Dinge wie auf der Straße noch einmal in unsäglichlicher Form zu hören! Und von der heiligen Autorität ihrer Klasse belehrt, ließen die Leiter der Bühnen dann die Zeitungs-dramatik im Stich und warfen sich, in der stets nur Extreme fühlenden Art der Theatermenschen, alsbald der ungeheuersten Harmlosigkeit und dem völlig Unzeitgemäßen in die Arme. Das war eine merkwürdige Theaterwoche Ende Oktober, als plötzlich überall die Idylle, die ganz und gar unschuldige Vergnüglichkeit zu wuchern begann: Reinhardt puzte in den Kammerspielen Stoyebues „Deutsche Kleinstädter“, unbekümmert um den auch heute noch nicht unbeträchtlichen Witz ihres Dialogs, zu einem vollen Ausstattungsschwank heraus. Das kleine Theater

brachte des alten Angely urgemütliches Berliner Liederspiel „Das Fest der Handwerker“. Und am Künstlertheater spielten sie gar ein richtiges Kindermärchen! Dies Spiel vom „großen und kleinen Klaus“ war freilich eines Dichters Arbeit. Der Schwede Geijerstam, der früh Verstorbene, der in seinen Romanen so wehmütig von den großen Schmerzen des kleinen Alltags und so heiter vom Spiel der Kinder zu sprechen wußte, hat auch in das alte Andersen'sche Märchen einen wehmütig heiteren Sinn gesetzt. Sein kleiner Klaus, dem der große das einzige Pferd erschlägt, ist der Prolet, der in seines Herzens Unschuld nackt und bloß dem großmächtigen Kapital gegenübersteht, bis er sich, durch Not gezwungen, zu einem Egoisten verhärtet, der nun seinerseits als großer Klaus nach unten treten kann. Es ist ein bloßes Spiel für die kleinen, aber eine nachdenkliche Sache für die großen Leute. Nur ist es in seiner sanften und leisen Färbung doch ganz und gar kein Ding, das in diese Zeit paßt.

Daß ein Stück irgendwelchen künstlerischen Wert besitzt, das genügt nicht, um ihm heute ein Recht auf die Bühne zu verschaffen. Das konnte man auch gründlich studieren, als Direktor Barnowsky am Lessing-Theater mit einem ungeheuren Aufwand von Fleiß und Kraft Schnitzlers dramatische Historie „Der junge Medardus“ inszenierte. Dieses Monstrum von einem Stück ist nun freilich bloß ein dialogisierender Roman, dessen weitaus beste Szenen bloße Milieuschilderungen sind, die bei der Aufführung wegb bleiben müssen, und dessen theatermäßige Partien blaß und uninteressant sind. Aber auch in den Momenten, in denen diese Geschichte von den kleinen Wiener Bürgern in der großen Zeit von 1800 den echten alten Schnitzler zeigen — gerade in diesen Momenten, die den melancholischen Zweifel am Wert alles Wollens, Handelns und Strebens zeigen, da offenbart sich doch, daß dies das Interesse, die Wichtigkeit einer Generation war, mit der es nun wohl zu Ende geht. Denn wenn auch niemand prophezeien soll, welche Art von Willen nach dem Kriege die Menschen beherrschen wird — daß es ein Wille, daß es Leidenschaft, Glaubenskraft sein wird, das ist gewiß. Und so ist es gewiß, daß die Poesie jener Menschen, die sich ganz in einer halb koketten Melancholie über die eigene Glaubenslosigkeit auflösten, daß es mit dieser ganzen Wiener Dekadenpoeie vorbei sein wird. — Vielleicht ist es das dunkle Wühlen dieser Wahrheit im Unterbewußtsein gewesen, an dem Gustav Wied starb, dem sie mit der Wiederaufnahme seiner Komödie „ $2 \times 2 = 5$ “ am Lessing-Theater eine so ungeheuer lustige Leichenfeier bereitet haben. Gar keine falsche Feier. Denn in diesem ununterbrochenen Gelächter liegt wirklich Leben und Tod Gustav Wieds. Mit einer vollkommenen Grazie der Bosheit hat er immer wieder die egoistische Verlogenheit aller Tugendlichen gezeigt. Alle diese Rechenkünstler der Moral lassen $2 \times 2 = 5$ sein, wenn es ihr Vorteil ist. Aber wie sein Held nur drei Akte lang über alle anderen lacht, um im vierten selber $2 \times 2 = 5$ sein zu lassen, so war auch Wied ein ganz echter Nihilist. Er war nicht der große Satiriker, dessen Spott der Eifer für eine leidenschaftlich geglaubte Wahrheit ist, er war „Spötter“ im altbiblischen Sinn; der Mensch unterschied sich ihm vom Tier nur durch sein „Getue“; und wo er einmal Positives zeigen wollte, da kam er über eine sehr bescheidene Idylle, die Kinder oder Greise jenseits des Lebenskampfes umspinn, oder aber einen sehr groben Materialismus, so eine gut genährte Bohemeezistenz mit Nacktkultur, nicht hinaus. Darum hat diesen ewigen Lacher eine Zeit in den Tod getrieben, deren überprivate Willensanstrengungen so unleugbar waren, die — mochte man sie nun bejahen oder verneinen wollen — einen Menschen von innerer Glaubensstärke un-

überhörbar verlangte! Darum ist dieser Katarakt von Bosheiten, der als „ $2 \times 2 = 5$ “ über die Bühne stürzt, gewiß auch heute noch sehr amüsant für einen Abend und für den Feinschmecker. Eine Nahrung, wie sie viele heute häufig brauchen, ist das ganz gewiß nicht.

Und so stellt sich als der vielleicht äußerste denkbare Gegensatz zu Wieb die Gestalt Schillers dar, — Schillers, der immer und überall Wille war, so wie es Wieb niemals und nirgends gewesen ist. Er war es sogar so sehr, daß die Reinheit und Sicherheit seiner künstlerischen Formgebung darunter leiden mußte, daß er mit seiner persönlichen rednerischen Ungeduld die nachfühlbare Form seiner Gestalten hundertmal durchbrach. Das soll man nicht ganz vergessen, wenn man der Zeit recht gibt, die jetzt von diesem riesigen Temperament sich den Schwung leihen will, um über die Abgründe dieser Stunden zu fliegen. Der große, der eigentliche Dramatiker der Zeit (ich habe das hier zu zeigen versucht) ist Kleist, bei dem politischer Wille und formendes Weltgefühl in vollkommenem Gleichgewicht sind. Aber auch, daß Schiller heute gespielt wird, ist recht und gut, denn alles Tüchtige, nicht nur das Vollkommene, braucht ein Augenblick wie dieser. Freilich, dieses Schauspiel hoher Tüchtigkeit, das in jedem Schillerschen Stück verborgen liegt, will mit frischer Bühnenkraft dargestellt sein. Die schimmliche Hoftheaterschablone des Schillerspiels nützt hier zu nichts. Hier ist also eine große Aufgabe. Unser königliches Schauspielhaus hat auch in diesen Monaten getan, was man seit Jahren von ihm zu erwarten gewöhnt ist — gar nichts. Nicht einmal die tiefste Erschütterung des ganzen Gemeinwesens konnte dieses repräsentative Bühneninstitut Preußens aus seiner tief unpreußischen Trägheit aufrütteln. Es tat drei Monate lang wortwörtlich gar nichts, um schließlich ein recht gutes, aber schon an drei anderen Stellen Berlins gespieltes und ziemlich unzeitgemäßes Lustspiel aufzuführen. So blieb denn auch diese Aufgabe wieder an Max Reinhardt hängen. Und tatsächlich hat er sie geleistet, und viel Ueberflüssiges, das auch er, wie schon erwähnt, in diesen Monaten getan hat, durch die Inszenierung der Wallenstein-Trilogie reichlich geföhnt. Freilich, Albert Vassermann, sein Wallenstein-Darsteller, verfügt in seinem raffinierten Naturalismus nicht über die lyrische Schwungkraft, mit der sich die Charakterrisse, die gerade die Schillersche Hauptgestalt zeigt, am ehesten überwinden lassen. Aber fast alles andere war, was die Schauspieler wie die Inszenierung anging, ausgezeichnet, frisch und energisch. Wintersteins Oktavio und der prächtige Max des jungen Paul Hartmann waren dem Vollkommenen ganz nah. Die große Bankettscene hat nie stärker und der Aufschluß mit den gleich einem rhythmischen Meer hereinwogenden schwarzen Pappenheimern hat wohl noch nie so stark gewirkt, wie unter Reinhardts Regie. Und wie vorzüglich waren all diese meisterhaften Szenen der diplomatischen Verhandlung gegliedert, in denen Schillers ganzes politisches Talent, all sein historischer Scharfsinn, all seine rhetorische Kraft sich auswirkten. — Es waren Theaterabende — es waren die einzigen in diesen fünf Monaten —, die zeigten, wozu es sich lohnt, heute Theater zu spielen: nicht, um kindisch hinter dem Alltag herzulaufern, noch, um sich kindlich oder blasirt an ihm vorbeizudrücken. Nein, wo der kämpfende Tag, in dem wir stehen, seinem Wesen nach von einem großen Geist und einer starken Hand gefaßt und zu viel bedeutender Form gebracht worden ist, wo die dramatische Kunst einer großen Persönlichkeit herrscht, dort sollen wir zuschauen und die Schwere unserer Gegenwart als ewigen Geist empfinden lernen.

Harry Söberg / Die Leute am Meer

Fortsetzung nach Schluß.

Den Tag darauf sah man in dem Fischerdorf Leute in Gruppen seltsam ruhig von Haus zu Haus gehen, als herrschte eine Seuche im Lande.

Gegen Abend konnte man im Dünengehöft Gesang hören, bald von hier, bald von da aus den nächsten Häusern. Wen die Sorge verschont hatte, der trat in die Tür. Einige standen mit trotzigen Mienen, als wollten sie das Ihre schützen. Andere hatten einen schwermütigen Blick, wie Leute, die am Tag nach dem Unwetter aufs Meer hin lauschen.

Als aber der Tag kam, wurde es draußen still. Mit hohem Himmel und klingender Luft stieg er über das Küstenland herauf.

Durch die Stille schlug der Herzschlag der Angst von jedem Haus.

Leute lagen auf den Anien und warteten, daß jede Stunde die Flut bringen werde. Jeder Nerv in ihrem Körper schien im Meere zu wurzeln, und sein Wesen schien ihre Seele durch und durch zu erfüllen.

Ein Gefühl der Ohnmacht durchfuhr sie, wie es so oft alles Lebende in der äußersten Not ergreift. . .

Am Morgen desselben Tages stand Kreten Ronge in der Stubentür.

Seine Augen suchten von Haus zu Haus, wo es überall ruhig war, als hätte man sich eingeschlossen.

Auch gegen seine Sinne schlug die Stille des Tages.

Er hörte, daß auf dem Meer Ruhe herrschte. So friedlich lag es in seinem tiefen Bett zwischen den Strandlinien, daß ein Kind ein Boot über das Wasser rudern konnte.

In seiner Brust regte sich ein Gefühl der tausendjährigen Sicherheit, darin die Häuser und Höfe dort unter der Düne so dicht am Meere lagen, daß der Sturm seinen Schaum über die Dächer spritzen konnte.

Hier gab es keine Familie, die auf dem Meer ihr täglich Brot fand, ohne daß die Sorge von alters her zu Gaste war. Aus den tiefen Furchen in den Gesichtern konnte man sie herauslesen.

Aber nie hatte das Meer sie getroffen wie diesmal. Kaum vier Häuser waren im Fischerdorf, wo die Leute nicht ganz die Bestimmung verloren hatten.

Kurz darauf ging er zu Jens Ronge hinein. Ane folgte ihm von der Küche aus. Der Kummer hatte seinen Schatten in ihre Augen gesenkt, so daß sie schwer verweilten, wohin sie sah, als begegnete sie überall ihrem eigenen Schmerz.

„Wer könnt' das glauben, daß die Verrücktheit es so weit treiben würd!“ sagte er gedämpft. „Aber so geht's, wenn einem fremdes Pock ins Haus rennt.“

Ein Zucken ging durch den Arm des alten Mannes, als wäre es das einzige Glied, das er regen konnte.

„Ja, der Teufel hat wohl noch anderen als der Bodil Klitten die Ehren vollgeschwast,“ gab er zur Antwort.

Nun erzählte Ane, am Tage vorher seien zwei Männer da gewesen, um mit ihm zu reden. Der eine sei Per Dige gewesen.

„Sie könnten dich nicht in so großer Sünde sterben lassen,“ sagte Ane, „so meinten sie, aber ich antwortete, daß du dir sicher nichts draus machtest, mit jemand darüber zu reden.“

Das hast du recht gemacht, Mädchen, denn's Neben fällt mir ja schwer in der letzten Zeit.“

Nach einer Weile fügte er hinzu:

„Selbst wenn man nie wissen kann, was das Meer vom einen zum anderen Tag im Sinn hat, so wird's den Leuten all

ihr Lebtag nur zur Schande gereichen, wie sie sich heute be-nehmen . . ., das werdet ihr sehen, Kinder."

Später am Tage spannte Kreften Klonge an und fuhr nach angetriebenem Gut an den Strand.

Die Knechte hatte er zum Pflügen in die Heide geschickt.

In dem Hause dem Dünenweg zunächst trat ein Mann in die Tür und grüßte. Sonst war's still ringsum, wie an einem hohen Feiertag.

Als Kreften nach zwei Stunden zurückkehrte, stand Ane wartend am Fenster.

Martin war noch nicht angetrieben worden . . .

Kresten fuhr vom Wege fort zu einem der Häuser, wo die Frau Witwe geworden war.

Ane trat in die Haustür, um zu schauen.

Kresten mußte zweimal klopfen, bevor die Frau herauskam und öffnete.

Ihr Haar war ungekämmt, und ihre Augen standen hervor von Angst und Weinen. An der Brust hatte sie ein einjähriges Kind, das vor Hunger an den Warzen gekaut hatte, bis sie anschwellen. Eine Schar kleiner Kinder umdrängte sie in der Tür.

"Ich bring' dir Botschaft, Kristin," sagte er.

Als sie nach dem Wagen sah, mußte er sie zur Bank hineinführen, wo sie schluchzend zusammenbrach, während die Kinder eingeschüchtert dabei standen und zusahen.

"Vater ist es," erscholl es.

Die Größeren faßten die Kleinen mit festem Druck und preßten sie an sich . . .

Dann trug Kreften die Leiche in die Stube nach Süden und schloß die Tür.

Als er aufs Gehöft heimkam, ging er zu Ane:

"Schau hinüber zu Kristin und hilf ihr ein wenig . . . Die armen Kinder sind hungrig und elend. Sie ist wie von Sinnen."

Schluß folgt.

Kurt Arnold Findeisen / Der Landwehrmann

Als ihn das letzte Grüßen seines Tages fand,
Schlug an sein Ohr der grelle Ton
Einer Trompete. Plötzlich war's ein Grammophon,
Das schrillte: Nun ade, du mein lieb Heimatland —

Am Saum der Vorstadt eine Laubenkolonie:
Von Plankenzäunen, Stuck und Ziegelfront
Prallte zurück die Melodie,
Die er als Kind gekonnt.

Prallte zurück und irrte durch die Zeilen
Der hundert schmalen Feierabendbeete,
Wo Feuerbohnen rankten zwischen steilen
Staketen, wo sich Schaukeln schwangen und ein Rundlauf
drehte.

Wo blaß ein Weib, von Kreffen hell umloht,
Williges Spalierobst tränkte,
Wo ein Bube eine Fahne schwenkte:
Schwarzweißrot — — —

Und wieder war's mit eins Trompetenlaut,
Was Sieg, Sieg, Sieg in sein Erinnern rief.
Da lächelte er leis, atmete tief
Und sank entseelt ins Kraut.

Gottfried Traub / Volf

Alle, die entweder selbst, schöpferisch und
hervorbringend, das Neue leben, oder die das
Nichtige wenigstens entschieden fallen lassen,
oder die die Freiheit wenigstens ahnen und
sie nicht hassen und vor ihr nicht erschrecken,
sondern sie lieben, — sie sind ursprüngliche
Menschen, ein Urvolk, das Volf schlechtes,
Deutsche. Sichte.

Manche Erklärungen des Wortes Volf habe ich gelesen. Sie sagten mir alle wenig, solange sie sich mit Fragen des Ursprungs, der Herkunft, der Zusammensetzung oder Mischung des Bluts und der Sprache beschäftigten. Ich fand, daß man hier immer die Grenzen beliebig stecken kann und zuletzt in lauter Streitfragen über einzelne geschichtliche Kleinigkeiten untergeht. Klar wird ein Volf erst von der Zukunft aus gesehen. Wo ein gemeinsames Ziel erscheint, erwächst ein gemeinsamer Wille. Wo sich Zukunftsaufgaben zeigen, die man vereinzelt nicht oder nur ungenügend erfüllen kann, da schließt Not oder Erkenntnis zusammen. Man ist kein Volf, aber man wird eines. Dieses Werden beschreibt die Geschichte. Sie ist nichts anderes als das Zusammenarbeiten an den Sorgen des Menschwerdens. Heute stellt die Geschichte hier einem Trupp die Aufgabe, etwas Schöpferisches zu erfüllen, und morgen geht sie zur nächsten Gruppe weiter und läßt sie eine neue Seite an derselben Aufgabe in Angriff nehmen. Sich dessen bewußt zu werden bedeutet die Auf-erstehung des Volksgefühls. In ihm liegt Gewalt. Wer sich nicht fügt, wird langsam zerrieben oder rasch ausgeschieden, auch dann, wenn er vielleicht besondere, gute Werte sein eigen nannte. Das ist hart, aber gerecht. Denn in Entscheidungsstunden erträgt man nur einen Atemzug, eine Richtung, einen Willen. Wer darum mitlebt, erlebt etwas. Er war dabei, als die Wendung kam. Dieser Augenblick ist von unbeschreiblicher Größe. Einen Schmetterling ausschlüpfen zu sehen, gehört für mich zu den glücklichsten Augenblicken der Kindheit, und ich werde nie vergessen, wie mein Vater und ich des Abends am Fenster standen und in die lezten rot-gesäumten Wolken Nachtschmetterlinge zum ersten Flug in die Nacht ent sandten. Das Leben in voller Anschaulichkeit stand da vor uns. Dahinter lag die Puppe; manches war noch unfertig. Aber nichts ist so selig als dieses erste Können, dieses erste Sichheben und — auf und davon! Diesen Augenblick erleben wir heute in unserem Volf. Wir sind nicht alt; wir sind jung. Glaubten wir es nicht, so würden es uns die Toten verkünden. Kein sterbendes Volf bringt so viele Blutopfer. Wir sind jung, und vor uns steht eine Aufgabe riesengroß. Wir enthüllen ihr Gesicht noch nicht. Sie tritt langsam klarer heraus. Aber wir alle empfinden, daß das Volf sich erkennt in seinem Zusammenschluß und sich nach neuer Zukunft reckt.

Wie viele Menschen lernen sich jetzt erst kennen. Sie wissen zunächst voneinander nichts, als daß sie miteinander marschieren, fechten, vielleicht sterben. Langsam fragen sie nach Heimat, Bildungsweg, Stellung. Man erstaunt, wie weit man gemeinsame Wege geht, auch da, wo man sich vorher kaum gelten ließ. „Also auch der ist wirklich ein Volksgenosse.“ „Wahrhaftig, der Mensch hat ja ganz vernünftige Ansichten.“ „Mein, daß es in diesen Kreisen so gut erzogene Leute gibt, hätte ich nicht für möglich gehalten.“ Und so führt Feld und Graben, Marsch und Quartier, Kampf und Tod die Menschen zueinander, und die Geschichte lächelt und spricht: „Merkt ihr's jetzt, daß ihr ein Volf, daß ihr stark seid und daß ihr dem Leben noch genug zu sagen habt.“ Das sind die Wendepunkte, an denen man entweder groß werden oder scheitern muß.

Da gibt's keinen Mittelweg. Entweder wird man untergehen, weil man die Fähigkeit zu sehen und zu ergreifen und festzuhalten nicht hatte, oder man steigt in die Höhe, weil man sich von der Volkswelle tragen ließ und in ihrem Schwellen einen gemeinsamen Akkord von tausenden Schmerzen und tausenden Hoffnungen hörte.

Ich weiß nicht recht zu sagen, was ein Volk ist. Aber laut will ich mich freuen über mein Volk und über das, was es werden kann und wird, und daß ich nur so ein Volkssplitter bin, dessen Heimat das ganze Volk bleibt. Das versteht nicht jeder; denn es ist ungeschickt ausgedrückt. Ich verstehe aber, daß ich jetzt mit neuem, frischem Atem gehe und laufe, und das genügt mir. Später will ich's dann mit seinen Worten zu beschreiben suchen.

Soziale Bewegung

Die neue Zeit. Auf die Anregung eines „rechtsstehenden Parlamentariers“ haben kürzlich auf Einladung hin die Spitzen der Reichs- und Staatsbehörden das Berliner Gewerkschaftshaus der deutschen (sozialdemokratischen) Gewerkschaften und die Verbandshäuser der Metall- und Holzarbeiter sowie die Bäckerei der Berliner Konsumgenossenschaften besucht. Der Reichsschatzsekretär, der Staatssekretär des Reichsjustizamtes, der preussische Handelsminister und der Minister des Innern, der Oberbürgermeister von Berlin sowie eine Reihe von Parlamentariern, an ihrer Spitze die Präsidenten des Reichstages und des preussischen Herrenhauses beteiligten sich an der Besichtigung. Wie der Besuch auf die Gewerkschaftsführer gewirkt hat, ergibt sich aus einer Zuschrift eines derselben an den „Vorwärts“. Noch vor wenigen Wochen, heißt es dort, hätte man den als reif fürs Narrenhaus angesehen, der sich unterfangen hätte, zu prophezeien, daß ein solches Ereignis Mitte November des Jahres 1914 eintreten würde. Nun hat der Krieg und der in seinem Gefolge proklamierte Burgfrieden dieses Wunder zuwege gebracht. Bisher galt bei uns der Grundsatz, daß die Arbeiterorganisationen und insbesondere auch die Gewerkschaften nur Objekte der Gesetzgebung und der Verwaltungspraxis seien. Sorgfältig vernied es die offizielle Welt, von der Existenz der Gewerkschaften auch nur Notiz zu nehmen. In den Parlamenten wurde ihrer, sofern das überhaupt geschah, meist mit wenig Wohlwollen gedacht, und der Versuch, die Gewerkschaften den Beschränkungen des Vereinsgesetzes zu unterstellen, spricht deutlich für die Gesinnung, die man in diesen Kreisen den Organisationen der Arbeiter entgegenbrachte. Man konnte an den maßgebenden Stellen die Gewerkschaften einfach nicht. Von Zeit zu Zeit wurde das Wirtschaftsleben durch große Lohnkämpfe erschüttert, in denen die Gewerkschaften als die Sachwalter der Arbeiter auftraten. Manch einem, der der Gedankenwelt der Arbeiter fernstand, mag diese Tatsache an sich schon als Beweis für die Gefährlichkeit der Gewerkschaften gegolten haben. Die großartigen Leistungen auf dem weitestgehenden Arbeitsgebiet der Arbeiterorganisationen wurden übersehen. Man wußte nichts von ihren erfolgreichen Bemühungen, das geistige Niveau der Arbeiter zu heben. Das durch die Gewerkschaften in geregelte Bahnen geleitete Streben nach kurzer Arbeitszeit und hohem Lohn wurde nicht unter dem Gesichtspunkt des dadurch geförderten Kulturfortschritts gewertet; man erblickte darin nur den fortgesetzten Versuch, die zufriedenen Massen zur Begehrlichkeit aufzustacheln. Hartnäckig verschloß man den Blick gegenüber der Tatsache, daß die Gewerkschaften auf sozialem Gebiet in verschiedenen Richtungen bahnbrechend vorangegangen sind, daß sie hier manche Aufgaben vorbildlich gelöst haben, an welche sich die Staatsgewalt noch nicht herangewagt hat. Die riesigen Leistungen der Gewerkschaften auf dem Gebiete der Arbeitslosenfürsorge spielen aber gerade in der gegenwärtigen Kriegszeit eine solche Rolle im Wirtschaftsleben, daß sie nicht mehr übersehen werden können. Solchen Besuch haben diese Stätten noch nicht gesehen, und die Tatsache, daß der Chef des Reichsschatzamtes im Sitzungssaal des Deutschen Holzarbeiterverbandes eine Rede gehalten hat, ist jedenfalls wert, registriert zu werden. — Eine unmittelbare praktische Bedeutung, so schließt die Zuschrift aus Gewerkschaftskreisen, hat dieser Besuch in den Kreisen der Arbeiterorganisationen natürlich nicht, aber es handelt sich dabei immerhin um einen beachtenswerten Vorgang. Es braucht wohl kaum betont zu werden, daß die Politik der Gewerkschaften durch die ihnen erwiesene Aufmerksamkeit in keiner Weise beeinflusst wird. Die Zwecke und Ziele der Gewerkschaften und die Mittel, denen sie sich bedienen, sind ihnen durch die wirtschaftliche Entwicklung vorgeschrieben. Die Gewerkschaften sind, so wie sie sind, eine historische Notwendigkeit. Die Methoden für ihre Betätigung sind unabhängig von dem größeren oder geringeren Wohlwollen, das ihnen die maßgebenden Kreise entgegenbringen. Ob das Interesse, welches die Vertreter der Regierung für die Einrichtungen der Gewerkschaften bekundet haben, sich als nachhaltig

erweisen und eine praktische Wirkung äußern wird, steht noch dahin. Für die Gewerkschaften ist es natürlich nicht gleichgültig, ob die leitenden Regierungsmänner das Bedürfnis haben, sich aus eigener Anschauung über die Zwecke und Ziele der Bewegung zu unterrichten, oder ob sie ihre Kenntnis von den Gewerkschaften aus den Berichten von Leuten schöpfen, die dieser übel gesinnt sind. So sehr auch eine gerechtere Würdigung der Gewerkschaften durch die maßgebenden Stellen zu wünschen wäre, so dürfen die Arbeiter doch keinen Augenblick vergessen, daß sie die achtungsgebietende Entwicklung der Gewerkschaften ihrem Selbstvertrauen und der eigenen Kraft zu danken haben. Das Vertrauen in die eigene Kraft wird die Arbeiterorganisationen auch weiter über manche Fährlichkeiten hinweghelfen.

Die Angestelltenversicherung und der Krieg. Zu der gleichnamigen Notiz in Nr. 46 der „Hilfe“, die uns aus Angestelltenkreisen zuging, sendet uns der deutsche nationale Handlungsgehilfenverband in Hamburg die dankenswerte Ergänzung, daß sich auf seinen Antrag bereits der Verwaltungsrat der Angestelltenversicherung mit der Einschränkung des Heilverfahrens während des Krieges eingehend beschäftigt habe. In einer besonderen Entscheidung habe sich der Verwaltungsrat nur dann mit einer Einschränkung einverstanden erklärt, wenn sie durch Ursachen herbeigeführt würde, auf die die Reichsversicherungsanstalt keinen Einfluß habe. Da aber nach den Angaben des Direktoriums die Einschränkung durch den Alltags- und Heilkräftemangel genötigt wurde, erscheint der allgemeine Wunsch, das Heilverfahren auch während der Dauer des Krieges in vollem Umfange durchzuführen, nur teilweise erfüllbar zu sein. Die bewilligten 10 Mill. Mark, die für vorbeugende Maßnahmen gegen Kriegsnot (u. a. für Beschaffung von Vorräten für Krieger) Verwendung finden sollen, sind die Ersparnisse des Jahres 1913, die für das Heilverfahren zurückgestellt waren.

Eine Kriegszentrale für Handel, Gewerbe und Handwerk hat der Hanjabund ins Leben gerufen. Während sich große Teile der deutschen Industrie in dem Kriegsauschuß der deutschen Industrie eine Vereinigung gegeben hatten, entbehrten sowohl die von dieser Bildung nicht erfaßten Teile der Industrie wie vor allem Handel und Handwerk, dann aber auch der gesamte übrige Mittelstand einheitlicher Vertretung und Zusammenfassung. Wer war zur Bildung dieser Organisation mehr berufen als der Hanjabund? In ihm sind Hunderttausende von Angehörigen gerade dieser Bevölkerungsgruppen vereinigt; seine Organisation umspannt in über 600 Ortsgruppen und fast 900 angeschlossenen Verbänden ganz Deutschland und stützt sich auf zahlreiche arbeitsfreundliche Helfer in den verschiedensten Teilen unseres Vaterlandes, sie ist die bei weitem größte wirtschaftliche Organisation Deutschlands, abgesehen von den freien Gewerkschaften. Getreu den Richtlinien des Hanjabundes will seine Kriegszentrale die nationalen Interessen allen anderen bedingungslos voranstellen; in heutiger Zeit heißt das, auch an sich berechnete Wünsche und Ansprüche zurückzustellen, wenn es darauf ankommt, die Einheitlichkeit der Stimmung und der Auffassung herbeizuführen; überall das Einigende zu suchen und auch dem Gegner aus Friedenszeiten zu gemeinsamem Wirken die Hand zu bieten, wenn und soweit ein sachliches Zusammenarbeiten irgend möglich erscheint. Die Sonderaufgabe der Kriegszentrale für die von ihr umfaßten sozialen und Wirtschaftsgruppen unserer Bevölkerung liegt in der Vertretung ihrer Interessen bei der Vorbereitung und der Durchführung der gesetzgeberischen und Verwaltungsaktionen, immer innerhalb der Gesamtinteressen der Nation, und in der Sorge um die zahlreichen Einzelanliegen, soweit ihre Erfüllung sich als möglich und billig erweist. Die Interessen der Konsumenten, die ja nicht organisiert sind, sollen besonders berücksichtigt werden. Die Kriegszentrale ist von den Kreisen, die im Hanjabunde vereinigt sind, gegründet worden, ihre Arbeit ist den Mitgliedern des Hanjabundes, aber nicht nur diesen, gewidmet; jedem, der sich an sie wendet, will sie zu helfen suchen, ihre Arbeit greift weit über den Hanjabund hinaus; was Handel, Gewerbe und Handwerk angeht, fällt in ihren Tätigkeitsbereich. Vorsitzender des Kriegsaususses ist Geheimrat Nießer, Geschäftsführer Professor Dr. Leidig in Berlin-Wilmersdorf. Es sind vorläufig sieben Sonderausschüsse von Sachverständigen in Tätigkeit getreten.

Nobile officium. Im Novemberheft der Deutschen Bankbeamtenzeitung bringt in freimütiger Kritik und in wohlbegründeten Vorstellungen der Vorsitzende des Deutschen Bankbeamtenvereins, Max Fürstenberg, in die Öffentlichkeit, was schon seit Wochen in den Kreisen der Berliner Bankangestellten höchst unliebsames Aufsehen erregt hatte: die Widerrufung der unverkürzten Fortzahlung aller Gehälter im Falle stehender Bankbeamten seitens der Berliner Großbank. Bei Beginn des Krieges wurde die freiwillig und hochherzig gegebene Zusage der Berliner Bankherren, daß keiner der hinauszuweisenden Vaterlandsverteidiger aus den Reihen ihrer Beamten in seinen Einkünften verkürzt werden solle, von allen Seiten gerühmt und gepriesen. Nun aber haben die in der „Stempelvereinigung“ zusammengeschlossenen Berliner Banken die Weiterzahlung des vollen Gehalts an Kriegsteilnehmer nach drei Monaten eingestellt und nur noch 30 bis höchstens 80 Prozent weitergewährt. Mit Recht fragt Fürstenberg: „War das schon die Absicht in den ersten Tagen des August? Wenn ja, dann wäre es richtig gewesen, die Beibrückung nicht in diesem Umfang anzunehmen; man hätte sagen sollen, daß man vorhabe,

nach Ablauf von drei Monaten eine Reduzierung eintreten zu lassen. Wenn man aber diese Perspektive damals noch nicht festgelegt hat: was änderte sich seitdem in den finanziellen Verhältnissen der Banken? Was ist geschehen, das erforderlich gemacht hätte, die Gehälter der kämpfenden von jetzt ab auf (höchstens) 80 Prozent oder gar 30 Prozent zu bemessen?! Es ist mir nicht unbekannt, daß die Bankleitungen die Pflicht haben, eine möglichst günstige Verzinsung des Kapitals zu erstreben, und daß sie der Öffentlichkeit und den Aktionären Rechenschaft über die geschäftliche Tätigkeit der Institute ablegen müssen. Kann es aber im Deutschen Reich einen Aktionär geben, der unwillig oder gar zornig sein würde, wenn seine Dividende deshalb geringer ausfällt (wieviel kann es denn überhaupt ausmachen?), weil diejenigen gut und ausreichend bedacht werden, die mit Leben und Blut dafür sorgen, daß er überhaupt noch auf eine Verzinsung rechnen kann?! Was sagen die Aktionäre, was sagen die Besitzer von Staats- oder anderen Anleihen in Belgien und Frankreich und in England?! Was für Opfer würden die wohl bringen, wenn dadurch der Kampf und die Verwüstung und die fast völlige Lahmlegung des wirtschaftlichen Lebens nach Deutschland getragen werden könnten?! — Schlimmer noch als diese unverständliche Zurücknahme einer eingegangenen Verpflichtung ist das Bemühen der „Stempelvereinigung“, die Bankinstitute im Reich zu gleichem Zurückgehen zu veranlassen. Diese Institute im Reich sollten festbleiben und der Anregung der Berliner Banken nicht folgen. „Die auf den Schlachtfeldern, die auf den Schiffen, die in den Lazaretten und in der Gefangenschaft, und wir alle“, sagt Fürstenberg, „die wir den Existenzkampf für unser Vaterland mit den wärmsten und heißesten Wünschen begleiten, werden es wahrhaftig nicht vergessen. Aber auch an die „Stempelvereinigung“ ergeht unser neuerlicher, eindringlicher Appell. Sie möge, wenn es absolut nicht möglich sein sollte, den Zustand des ersten Kriegsvierteljahrs wiederherzuföhren — es wäre natürlich das dankenswerteste und erfreulichste —, wenigstens die verheirateten Kollegen ohne besonderen Dienstgrad auf einen höheren Prozentsatz ihres bisherigen Gehalts bringen, und sie möge doch diejenigen Unverheirateten, die Angehörige zu unterhalten oder zu unterstützen haben, wieder auf wesentlich mehr als auf 30 Prozent stellen. Dem kann sich doch eigentlich auch niemand verschließen, und diese Erkenntnis muß doch wahrhaftig gerade allen denen eindringlich zum Bewußtsein kommen, die jetzt, bei guten Einkünften, in behaglichen Räumen sitzen, und die den Regen prasseln und den Sturm heulen hören. Die führenden Männer unseres Bankwesens haben oft vorbildlich für viele andere Zweige der Volkswirtschaft gezeigt, daß ihnen Wohlwollen, Menschlichkeit und soziales Pflichtbewußtsein für ihre Angestellten nicht fremd sind. Sie haben jetzt mit Entschiedenheit und Tatkraft das wirtschaftliche Leben trotz des Feldzugs in Bahnen gelenkt, die höchste Anerkennung im Vaterland gefunden und höchste Bewürdigung und grimmigen Neid unserer Feinde erregt haben. Möge der Chronist des gewaltigen und ereignisreichen Kriegsjahres 1914 dereinst berichten können, daß das deutsche Bankgewerbe auch in sozialer Beziehung auf der Höhe seiner Aufgabe gestanden hat.“

Eine Lücke in der sozialen Kriegsfürsorge. In den Blättern der deutschen Gewerkschaften wird auf eine empfindliche Lücke in der gesellschaftlichen Kriegsfürsorge hingewiesen. Der Unterstützungsanspruch der Familienangehörigen der zum Heere und zur Marine eingezogenen Soldaten ist reichsweit anerkannt. Daneben gibt es aber eine andere Kategorie von Familienangehörigen, deren Ernährer durch den Krieg in Feindesland festgehalten werden, für deren gesellschaftliche Unterstützung nichts vorgesehen ist. Das sind die Angehörigen der vielen deutschen Arbeiter, die in Rußland, England oder Frankreich arbeiteten, jetzt arbeitslos sind und zum großen Teil in Konzentrationslagern gefangen gehalten werden. Das Gesetz spricht den Angehörigen nur dann Unterstützung zu: „sobald diese (im Gesetz genannten) Mannschaften... in den Dienst eintreten“. Unter den in Feindesland festgehaltenen deutschen Arbeitern sind die meisten deshalb festgehalten, weil sie dienstpflichtig sind. Es wäre wohl die Pflicht des Staates, auch für die Angehörigen solcher Familien zu sorgen, ein Gesetz darüber besteht aber nicht, es muß deshalb überall an die Gemeindeverwaltungen herangetreten werden, damit eine Unterstützung solcher Familien örtlich geregelt wird. Für Berlin wird es nach einer Verständigung der Bezirksvorsteher so gehandhabt, daß diese Familien (soweit sie bedürftig sind) so unterstützt werden, wie dies seitens der Gemeinde bei den zum Heeresdienst Eingezogenen stattfindet. Soweit deutsche Arbeiter als Arbeiter oder Angestellte deutscher Arbeitgeber in Feindesland tätig waren, wäre es gewiß die moralische Pflicht dieser Arbeitgeber, für die betreffenden Familien zu sorgen.

Quittung

Kriegs- und Heimatchronik an Feld- und Lazarettadressen:

Dr. R. in Schm. 10 Mt., Frau B. in G. 80 Pf., R. in D. 5 Mt., R. in D. 2 Mt., Prof. C. in B. 2 Mt., Frau B. in B. 3 Mt., B. in D. 10 Mt., Fr. W. in B. 2 Mt., R. in D. 3,50 Mt., A. B. in D. 50 Mt., Dr. B. in B. 1 Mt., R. in G. 3 Mt., Frau A. in B. 1 Mt., R. in B. 3 Mt., L. B. in G. 4,50 Mt., St. in R. 2,50 Mt.,

Fr. E. in B. 1 Mt., L. in D. 1,50 Mt., B. in B. 1 Mt., R. in R. 1 Mt., R. in R. 5 Mt., Dr. R. in B. 2 Mt., R. in G. 65 Pf., G. in B. 1,10 Mt., Dr. F. in B. 2 Mt., B. in R. 5 Mt., G. in D. 5 Mt., R. in B. 5 Mt., E. B. aus R. 10 Mt., Fr. B. in St. 4,50 Mt., B. in B. 7 Mt., Frau C. in B. 40 Pf., Dr. P. in D. 4 Mt., B. in R. 75 Pf., v. Pf. in B. 70 Pf., B. in R. 55 Pf., Fr. P. in D. 3 Mt., B. Th. in D. 5 Mt., B. in B. 2 Mt., G. in G. 3 Mt.

Soldaten-, Lazarett- und Auslands-„Hilfen“: Dr. R. in Schm. 10 Mt., F. G. in G. 40 Mt., Frau Dr. R. in G. 1 Mt., Frau B. in B. 2 Mt., A. B. in B. 50 Mt., Frau Dr. C. in B. 10 Mt., B. in G. 5 Mt., St. in G. 2 Mt., St. in R. 2,50 Mt., St. in G. 3 Mt., A. in G. 2 Mt., F. in B. 3 Mt., Th. in R. 5 Mt., Fr. B. in D. 10 Mt., Fr. B. in St. 5 Mt., B. in B. 7 Mt., Fr. G. in B. 1 Mt., B. in G. 20 Mt., P. in G. 10 Mt., B. Th. in D. 5 Mt., R. C. in R. 3,05 Mt.

Für Elßaß-Lothringen. Fr. F. in G. 25 Mt., E. in R. 10 Mt., drei Lehrer der Schilbeschen Schule 20 Mt., Konsul Reich, Ebdueh, 50 Mt., B. in B. 25 Mt., P. St. in D. 2,10 Mt.

Für Ostpreußen. Fr. F. in G. 25 Mt., 2. Sammlung durch Sch. in Bietigheim 16 Mt., drei Lehrer der Schilbeschen Schule 40 Mt., Konsul Reich, Ebdueh, 50 Mt.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

Dr. A., Sch. Die Firma, die den Bahnhof- und Straßenverkauf der „Hilfe“ in Berlin besorgt, hat leider, wie wir schon einmal hier mitteilen, unser Blatt von vielen Verkaufsstellen zurückgezogen, wozogen wir nichts tun können. Wir empfehlen immer wieder Bezug durch Buchhandel oder Post.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Kaumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Dieser Nummer liegt eine Bucherankündigung von Eugen Diederichs Verlag in Jena bei. Wir empfehlen unseren Lesern das Studium dieses Prospektes um so mehr, als wir überzeugt sind, daß gerade jeder Hilfe- und unter den Diederichschen Werken etwas finden wird, das ihm reiche Anregung und Freude bietet.

Preussischer Beamten-Verein zu Hannover, Lebensversicherungsverein auf Gegenseitigkeit für Beamte, Rechtsanwälte, Ärzte, Geistliche, Lehrer, Ingenieure und Privatangestellte.

Im Jahre 1914 wurden bis Ende Oktober in allen Abteilungen des Vereins 3681 Versicherungen über 20 830 800 M. Kapital und 21 860 M. jährlicher Rente beantragt. Gesamter Versicherungsbestand Ende Oktober 1914: 100 504 Versicherungen über 449 543 190 M. Kapital und 1 332 128 M. jährlicher Rente. Die seit Bestehen des Vereins bis Ende Oktober 1914 geleisteten Zahlungen aus Versicherungsverträgen ergeben rund 118 000 000 M. Die den Mitgliedern seit Errichtung des Vereins zugewiesenen Jahresdividenden und gezahlten Schlussdividenden beliefen sich auf rund 43 487 800 M. Der Vermögensbestand betrug Ende Oktober 1914 rund 178 720 000 M. Der Uberschuß im Jahre 1913 belief sich auf 5 787 611 M.

Alle, die einer Kur oder Nerventröstung bedürfen, empfiehlt das Sanatorium Sommerstein in Saalfeld, Thür. in den Herbst- und Wintermonaten seine Regenerationskuren anzuwenden. Verwundete, innerlich Kranke, Nervenleidende und Melancholische sollen in dem behaglich eingerichteten Sanatorium Sommerstein bei Saalfeld in Thüringen neben einer individuellen Behandlung und hygienischen Verpflegung erquickende Ruhe und Erholung in dem herrlichen Waldrieden Sommersteins finden. Informierende Schriften gibt die dortige Direktion an Interessenten kostenfrei ab.



Statt besonderer Anzeige.

Mein lieber Mann, der treue Vater unserer Kinder,

Herr Professor Max Nierhaus

Oberleutnant d. L. und Kompagnieführer
im Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 223

ist den Heldentod für das Vaterland gestorben.

Um stille Teilnahme bittet

Frau Anna Nierhaus

Frankfurt a. M.-Eschersheim geb. März.
a. St. Elberfeld, Augustastr. 130.

Die Hülfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark, beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark, beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Hauptredaktion: Amt Lügow 5506.
Postfachkonto: Amt Berlin 8688.
Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.
Herausgeber: Dr. Friedr. Raumann

Die Hülfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareilzeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Kettamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Laufend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Zeichnungen müssen ohne Berechnung zugestellt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Schluß der Anzeigen-Aannahme: Freitag der vorhergehenden Woche.

Inhaltsübersicht

Friedrich Raumann: Kriegsschronik. — **Dr. Gertrud Bäumer:** Heimatschronik. — **Hr. Dr. Paul Rohrbach:** Deutschland und Frankreich als Kulturmächte. — **Richard Charnay:** Graf Stephan Tisza. — **Georg Stammer:** Vom Streit. — **Ludwig Herz:** Die Versorgung mit Kolonialwaren. — **Dr. Erich Eyde:** Die Mietfrage. — **Rudolf Michael:** Der Franktireur. (Gedicht.) — **D. Gottfried Traub:** Reiseindrücke aus Oesterreich-Ungarn. — **Sprechsaal.** — **Harry Silberberg:** Die Leute am Meer. — **Wilhelm Schrammer:** Auf Vorposten. (Gedicht.) — **D. Gottfried Traub:** Heimat. — Soziale Bewegung. — Kriegsliteratur.

Raumann / Kriegsschronik

Dienstag, 24. November.

Was man sich seit einigen Tagen mit vergnügten Gesichtern heimlich erzählt hat, wird als Rotterdamer Meldung der Welt mitgeteilt: am 28. oder 29. Oktober ist an der Nordküste Irlands das ganz neue englische Riesenkriegsschiff (Ueberdreadnought) „Audacious“ auf eine Mine gelaufen und gesunken. In England ist der Verlust noch immer nicht bekanntgegeben. Nach anderen Erzählungen soll ein deutscher Torpedoschuss die Ursache des Versinkens gewesen sein. Im Juni wurde noch das großartige Schiff auf der Kieler Woche von Feind und Freund bewundert. — Als kleine Gegengabe verloren wir an der Nordküste Schottlands das deutsche Unterseeboot „U 18“. Beide Vorkommnisse aber beweisen, wie sehr durch die Tapferkeit unserer kleineren Fahrzeuge der Krieg an die englischen Küsten getragen wird, und zwar auch an deren entfernter liegende Seite.

Die „Norddeutsche Allgemeine“ veröffentlicht neue Urkunden über militärische Verständigungen zwischen Belgien und England im Jahre 1906. Es ist schon damals genauer gemeinsamer Plan gemacht worden, und zwar zwischen den obersten militärischen Beamten. Das Gerede über Verletzung belgischer Neutralität wird wohl allmählich versinken, um so mehr, als die Engländer jetzt als Beschützer des belgischen Strandes erscheinen und Seebrücken und Häfen beschließen.

Mittwoch, 25. November.

Es erscheint die Gesetzesvorlage, die Anfang Dezember den Reichstag beschäftigen wird. Der Reichskanzler soll ermächtigt werden, neue 5 Milliarden nach Bedarf im Wege des Kredits flüssig zu machen. 200 Millionen sollen zu Unterstützungen und Beihilfen verwendet werden.

Nach spanischen Berichten ist der Aufstand in Marokko eine sehr ernste Begebenheit. Die von den Franzosen besetzte Hauptstadt Fez sei von allem Verkehr abgeschnitten.

Der Schweizer Bundesrat protestiert wegen Verletzung der Schweizer Neutralität durch die englischen Flieger, die von Belfort aus nach Friedrichshafen geflogen sind. Uns kann es nur angenehm sein, wenn jetzt in den Augen der Schweizer die

Neutralitätsfrage nicht mehr einseitig als deutsch-belgische Angelegenheit erscheint.

In Polen ist der neue russische Gegenangriff überall gescheitert, und zwar sowohl zwischen Lwow und Brzeczyn als auch östlich von Czestochau. Die große Flut bricht sich am Hindenburgischen Walle. Das ist ein Geschichtsvorgang von gar nicht abzuschätzender Bedeutung. Wenn jetzt die Russen durchbrechen könnten, würde vieles andere in der Welt gleichzeitig brechen, aber mit dem Satz „Die Gegenoffensive der Russen ist gescheitert“ ist voraussichtlich der russische Balkanzauber zu Ende. Noch ist die breite polnische Schlacht in Gang, aber gerade die Ostarmee läßt Nachrichten wie die heutige nicht in die Heimat gehen, wenn sie nicht auch des weiteren Erfolges sicher zu sein glaubt. Man weiß wenig von den einzelnen Taten der östlichen Armeen. Alles bewegt sich da hinten in einem fernen kalten Nebel mit Gedröhn und roten Rinnalen, aber man hat den Eindruck, daß hier ein ordnender Wille waltet, während die Schlachtreihe des Westens mehr und mehr den Anschein erweckt, als wüßten beide Teile nicht genau, was sie miteinander machen sollen. Dieser Anschein kann falsch sein, aber er wird gestärkt durch Briefe von Soldaten, die gern kämpfen möchten und nicht wissen, wie. Seit etwa 10 Wochen liegt die lange Linie.

Donnerstag, 26. November.

Nun haben sich endlich nach vielem Zögern die Portugiesen doch zur Mobilisation entschließen müssen. So schützt England die „Freiheit schwächerer Staaten“!

An der belgischen Küste ist sehr stark von englischen Schiffen geschossen worden. Möglicherweise wollten sie nördlich von Ostende eine Truppenlandung, sei es englischer, sei es französischer Truppen, vorbereiten. Das würde die Fortsetzung des Jostfreies Umgehungsabedankens bis über See sein. Da Belgien in diesen Tagen für allen Privatverkehr gesperrt ist, weiß man nicht recht, was dort vorgeht. Der Kampf um Ypern und in Nordfrankreich wird fortgesetzt. Von der guten alten Stadt Ypern soll viel in Schutt und Asche liegen, die Tuchhallen und die Kirche. Die Deutschen schaffen immer neue Truppen heran. Pioniere überbrücken trotz Schneegefröber und Regen die überschwemmten Felder.

Im Osten beginnt der Sieg. Die Oesterreicher machten im Süden Polens bisher 29 000 Russen zu Gefangenen, und die Truppen des Generals v. Madonsen erfochten bei Lodz und Lwow einen schönen Sieg mit 40 000 gefangenen Russen, 70 Geschützen, 156 Maschinengewehren und 160 Munitionswagen. 30 weitere Geschütze sind unbrauchbar gemacht. Das ist doppelter Stoß von Süden und Norden, stark genug, um eine Armee alten Stiles zu zerschmettern, aber noch nicht ganz ausreichend gegenüber dem russischen Riesenheere. Der Bericht sagt: „Wenn es ungeachtet solcher Erfolge noch nicht gelungen ist, die Entscheidung zu erkämpfen, so liegt dies an dem Eingreifen weiterer starker Kräfte des Feindes von Osten und Süden her. Ihre Angriffe sind gestern überall abgewiesen worden. Der endgültige Ausgang der Kämpfe steht aber noch aus.“ Das ist offen und vorsichtig geredet. Auch die russischen Berichte, die natürlich um einige Tage älter sind, reden bis dahin von Teilerfolgen und Gefangenen.

In Paris sind gefangene deutsche Ärzte wegen Plünderung und Gewalttätigkeit zu Gefängnis verurteilt worden, weil sie im Interesse französischer und deutscher Verwundeter zwei

Käffer Wein und ähnliche Dinge haben requirieren lassen. Dieses parteiische Urteil findet selbst in Frankreich lebhafteste Mißbilligung, da die Verurteilung der Ärzte von allen Seiten anerkannt wird.

Freitag, 27. November.

Im Osten haben gestern keine entscheidenden Kämpfe stattgefunden. Beide Teile gruppieren sich weiter. Die Schlachten sind, wie wir schon wissen, jetzt keine einmaligen Gewitter mehr wie ehemals.

Das englische Linienschiff „Duke of Devonshire“ ist am 25. November infolge einer Explosion vollständig vernichtet. Die Explosion soll nicht von deutschen Angriffen herrühren. Von den 750 Mann Besatzung sind nur 12 Seeleute gerettet.

Am Tage der Verkündigung des Heiligen Krieges sind in Tübris in Persien alle dort wohnenden Russen niedergemacht worden. Persien sei in der Rüstung gegen Rußland begriffen. Enver Pascha erklärt die Eroberung Ägyptens für eine Frage kurzer Zeit.

Samstag, 28. November.

Ein deutsches Unterseeboot hat bei Le Havre einen englischen Dampfer, der Kriegskonterbande führte, zum Sinken gebracht, nachdem die Mannschaft das Schiff verlassen hatte. Also wieder das Unterseeboot, und so nahe an der französischen Küste! Die englische Admiralität hat den Verlust des „Audacious“ noch immer nicht mitgeteilt.

Englische Berichte über Kämpfe an der Grenze von Deutsch- und Englisch-Ostafrika lassen erkennen, daß dort die Deutschen noch gut auf dem Posten sind. Am 3. November sollen im Kampf am Longidoberg 21 englische und 38 deutsche Europäer gefallen sein. Am 20. November „rückte der Feind mit starker Macht in Uganda westlich des Viktoriasees ein, wurde jedoch mit einem Verlust von 60 Mann zurückgeschlagen“. Wer sich beide Stellen auf der Karte sucht, wird ganz zufrieden sein. Es ergibt sich daraus einerseits, daß der Hauptstich des Kilimandjarogebietes noch deutsch ist und andererseits, daß unsere hintersten Kolonialgebiete Ruanda und Karagwe noch angreifbar sind.

Ein Erlass des preussischen Ministers des Innern teilt den Behörden mit, daß unter den russischen Truppen die Cholera herrscht und daß darum eine Absonderung aller russischen Kriegsgefangenen vorzunehmen sei. Ob das überall oder nur an einigen Stellen zutrifft, wissen wir noch nicht. Vorsicht ist nötig.

Generaloberst v. Hindenburg ist zum Generalfeldmarschall und sein Generalstabschef Ludendorff ist zum Generalleutnant ernannt worden. Hier ist Ehrung am Platze. Hindenburg schreibt an seine Soldaten: „Ich bin stolz darauf, diesen höchsten militärischen Dienstgrad an der Spitze solcher Truppen erreicht zu haben. Eure Kampfesfreudigkeit und Ausdauer haben in bewundernswürdiger Weise dem Gegner große Verluste beigebracht. Ueber 60 000 Gefangene, 150 Geschütze und gegen 200 Maschinengewehre sind wiederum in unsere Hände gefallen. Aber vernichtet ist der Feind noch nicht; darum weiter vorwärts mit Gott für König und Vaterland, bis der letzte Russe besiegt am Boden liegt. Hurra!“

Die Engländer haben nun auch einen Wollmangel, einfach weil der Verkehr mit Australien sehr gestört ist. Wer anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Sonntag, 29. November.

Vormittags hören wir eine Predigt für Verwundete. Wie verschieden mag das innere Leben der Verwundeten sein! Ich habe fröhliche, aber auch sehr ernste und stille getroffen. Für den einen ist die Verwundung nur eine Unterbrechung der Soldatenpflicht, für den anderen aber ein Abschied von vielen Lebensmöglichkeiten. Einige sind sehr müde und bleich und müssen erst wieder Blut und Farbe sammeln. Aber sie wissen, daß es sein mußte. Schwierig sind die Fälle, wo irgendein Irrtum auf unserer Seite die Ursache des Mißgeschicks ist. Auch das kann im Krieg nicht immer ausgeschlossen werden. Teilnahme verdienen auch diejenigen, die ohne Verwundung kriegsfrank geworden sind. Welche Fälle von Kräften wird in ganz Europa aufs Spiel gesetzt!

Frhr. v. der Goltz hat seine Stellung als Gouverneur von Belgien an General v. Bissing übergeben, um im Auftrage des Kaisers in der Nähe des Entans in Konstantinopel zu sein. Es versteht sich von selbst, daß er sein gewaltiges Ansehen und seine militärischen Erfahrungen mitnimmt. Er wird von den türkischen Offizieren, die durch seine Schule gegangen sind, wie ein Vater verehrt. Gleichzeitig sendet der russische Zar den Fürsten Trubezkoi in die Balkanländer. Es wird offenbar noch immer mit Hochdruck in Rumänien und Bulgarien gewühlt, um sie an Rußlands Seite zu bringen. Ueberhaupt sind die Balkanangelegenheiten zur Stunde keineswegs überflüssig. Nach unvorderbrochenen Mitteilungen erfolgt eine beständige Versorgung Serbiens mit Kriegsmaterial im engeren Sinne des Wortes durch neutrale Gebiete hindurch. Zugegeben, daß, solange die Türkei neutral war, sie auch Kriegsmaterial bezogen haben mag, so ist eben doch der Unterschied handgreiflich, daß Serbien im ganzen Kriege niemals neutral war. Uebrigens scheint es trotz solcher Zufuhren nun endlich doch mit Serbien zu einem gewissen Abschlusse zu kommen. Die Kriegsberichte über die Schlachten in Serbien zu verfolgen, hat nur wenig Wert, da sie grundtätlich lüdenhaft sind.

Wahrscheinlich hängt es mit den balkanischen Bestrebungen zusammen, daß die Russen in nichtamtlichen Berichten von großen Siegen über die Deutschen in Polen berichten. Sie brauchen noch für einige Zeit den Glauben an ihre Unüberwindlichkeit. Bei der merkwürdigen Abgeschlossenheit der Völker im Krieg läßt sich ein Vertuschungssystem weitgehend durchführen. Auch in London soll viel Zuversicht auf russische Erfolge sein. Das alles schadet uns nicht sehr viel, solange nur schließlich Hindenburg und unser Hauptquartier recht behalten. Der heutige Bericht von der östlichen Schlacht lautet: „Im Osten ist die Lage rechts der Weichsel unverändert. Vorstöße der Russen in der Gegend von Lodz wurden abgewiesen. Darauf eingeleitete Gegenangriffe waren erfolgreich. Aus Südpolen ist nichts Wesentliches zu erwähnen.“ Natürlich liest man jetzt jede Silbe genau, aber hier ist alles so einfach und fest, daß wir gar keine Veranlassung haben, die fremden Nachrichten für etwas anderes anzusehen, als eine absichtliche Irreführung.

Abends wird mitgeteilt, daß sich der Deutsche Kaiser auf den östlichen Kriegsschauplatz begeben hat. Es entspricht seiner Stellung als oberster Kriegsherr, auch diesen gewaltigen Kampf mitzuerleben.

Montag, 30. November.

Die Reichstagsabgeordneten sind fast alle eingetroffen, einige von ihnen in Uniform und kriegsgebräunt. Durch den Krieg verloren ist Frank. Man spricht von ihm und Draband. Bielelei Vorbesprechungen, wobei die Einigkeitstimmung vollständig ist. Die Einseitigkeit ist, wie man schon heute sagen kann, eine Tatsache, kein bloßer Schein. Ernst Erwägungen über die Getreideversorgung West- und Süddeutschlands und über die Lage in Elsaß-Lothringen.

Die Russen haben einen vergeblichen Vorstoß nach Ostpreußen unternommen und sind südlich der Weichsel weiter geschlagen worden. 4500 Gefangene und 18 Geschütze. Die russische Heeresleitung warnt ihrerseits vor phantastischen Siegesnachrichten, behauptet aber, gute Aussichten zu haben.

Es wird von neuen Versuchen der Russen und Franzosen berichtet, japanische Infanterie und Artillerie nach Europa zu bringen. Der Vertreter Japans in London stellt in Abrede, daß bis jetzt Abmachungen vorliegen. Japan verlangt offenbar zu viel. Der Gelbe lacht über die Weißen.

Dienstag, 1. Dezember.

Schon wieder ein neuer Monat! Die Erde rollt weiter, mag auf ihr Tod und Verhängnis walten. Manche Leute halten körperlich und seelisch die Strapazen dieser Monate nicht aus, aber im ganzen ist unser Volk fest, treu und schicksalstunig. Das ist auch der Grundton in den Vorberatungen des Reichstags. Die einmütige, weitere Milliardenbewilligung steht fest. Besprochen wurden viele Dinge, darunter Verwundetenzahlungen, Rechts-

schwierigkeiten, die Einstellung jüdischer Offiziere, die Behandlung der Polen, Unfallversicherung der Schanzarbeiter, Regelung der Mietzahlungen und vor allem Höchstpreise und Volksernährung. Zu viel drängender Stoff für wenige Tage, aber es ist zuzugeben, daß manche Dinge durch viel Beraten nur wenig weiterkommen.

Bulgarien steht vor ernststen Entscheidungen. Es verlangt das bulgarische Mazedonien, und es ist nur fraglich, ob ihm dieses unter russischer Hilfe freiwillig von den Serben abgetreten wird oder unter österreichisch-ungarischer Mitwirkung von ihnen genommen. Wir wünschen das letztere.

Gertrud Bäumer/Heimatchronik

Dienstag, 24. November.

Der erste Schnee. Grauer Himmel, schwebende Floden, frostige Nässe. In allen Schaufenstern die fertigen Feldpostpackungen in der vorgeschriebenen gelben Deckleimwand. Hochgefüllte Wagen mit kleinen und großen gelben Ballen schieben sich durch die Straßen.

In den Paddäumen unserer Wehrmannsfrauen-Sendung steigt der Andrang. Es werden sicher 3000 am Tag sein, denen ihr Paket gepackt wird. Ein starker, unvergeßlicher Eindruck: dieser ununterbrochene Strom von Frauen, Müttern, jungen Mädchen, der Stunde um Stunde durch unsere Räume flutet. Viele mit kleinen Kindern, viele werdende Mütter. Und zu jeder gehört als Versorger und Beschützer einer von den Männern draußen im Felde. Die Riesensumme schaffender, erhaltender Manneskraft, die jetzt für die Verteidigung eingesetzt werden muß, wird so unbeschreiblich eindringlich an diesen Scharen von verlassenen Frauen. Uebrigens sind sie im ganzen zuversichtlich, und man spürt es, wie der Stolz auf den Mann im Felde sie ein wenig stützt und entschädigt. Eine weißhaarige, kräftige, breitschultrige Frau gibt drei Zettel ab — drei Söhne, die sie ins Feld geschickt hat, für die alle sie selbst noch sorgte. So wie sie vor ihren drei Paketen steht und aus der Markttasche unter dem Umhüllgetusch jedem sorgsam noch etwas zuteilt, aufmerksam die Größe der Hemden prüft und die Länge der Socken, damit jeder das Richtige bekommt, müßte ein großer Künstler die Soldatenmutter zeichnen. Und die Gedanken folgen ihr, als sie die leere Tasche über den Arm hängt und fortgeht, in die einsame Wohnung, wo die drei Betten leerstehen und die Arbeitsanzüge im Schrank hängen, einer neben dem anderen.

Gut, daß von den Soldaten selbst eine ganz andere Stimmung ausgeht. Gerade hat man mit ein paar jungen werdenden Müttern gesprochen, die, durch ihren Zustand nervös und geängstigt, aus ihren Sorgen gar nicht mehr herausfinden, da erscheint so ein Wehrmann wie die leibhaftige Beruhigung. Sieht fidel und gesund aus und hat schon so eine gewisse Gewandtheit in der Behandlung von Damen, die sich an ihm erfreuen und ihn verwöhnen. Ja, er war im Lazarett und geht morgen wieder an die Front. Er war bei Tannenberg und Suwalki, hat zwei Schüsse gekriegt, glatt geheilt, ja nicht mehr zu spüren. Aee, so o leicht wie der erste Mal jetzt man ja nicht wieder raus, man wech ja nu Bekheid. Aber 't wird schon weiter jut jehn. Danke schön. Ajd. — Die Frauen sehen ihm nach und sind viel getrösteter als durch unsere Beruhigungen. Es ist am Ende gar nicht so schlimm, wie sie es sich in schlaflosen Nächten und arbeitslosen Tagen ausmalen. — — —

Daß das Oberkommando den Berlinern die frischen Abendsemeln gesperrt hat, erregt gekeilte Gefühle, auch bei den Bäckern. Sicher wird der Verbrauch erheblich zurückgehen, denn wer wird abends Semeln haben wollen, wenn sie nicht frisch sind? Fraglich ist nur, ob man nicht desto mehr Weißbrot statt dessen essen wird!

Mittwoch, 25. November.

Die Kronprinzessin sah unseren Weihnachtsversand an; es war sehr hübsch, wie einfach und verständnisvoll sie mit den Frauen

sprach und wie unbefangen die ihr Herz ausschütteten. Das Gespräch hätte genau so in einer unserer Hilfskommissionen sein können. Nachher in der Flüchtlingsberatungsstelle, die mit uns in demselben Hause war. Bezeichnend der Gegensatz zwischen den Ostpreußen und den Berliner Arbeiterfrauen bei dem hohen Besuch. Uebrigens ist dies Flüchtlingselend die dunkelste Seite des Krieges. Manche haben nun zum dritten mal die Heimat verlassen — lauter Menschen, die solche Entwurzelung und Unfestigkeit vollkommen verlernt macht, weil sie vorher nichts anderes kannten als ihr Stüchchen Heimat.

Der Entwurf des „Gesetzes betreffend die Feststellung eines zweiten Nachtrages zum Reichshaushaltsetat für 1914“, d. h. eines neuen Kriegskredits von 5 Milliarden, ist dem Reichstag zugegangen, gleichzeitig eine Denkschrift über wirtschaftliche Kriegsmassnahmen in den ersten drei Kriegsmonaten. Von den 5 Milliarden sollen 200 Millionen für die Kriegsmobilitätspflege zur Verfügung gestellt werden, und zwar zur Unterstützung der Gemeinden in der Fürsorge für Kriegerfamilien und Erwerbslose. Die Denkschrift ist im wesentlichen nur Zusammenfassung der schon bekannten Verwaltungsmassnahmen. Zur Lösung der Mieterfrage wird das Reich nichts tun — das wird den Einzelstaaten zugeschoben.

Donnerstag, 26. November.

Die Kartoffelfrage ist mit den Höchstpreisen für Engrosverkauf — die Bestimmungen erschienen gestern abend im „Reichsanzeiger“ — noch nicht gelöst. Es müßten ihnen noch örtliche Bestimmungen über den Kleinverkauf folgen — ebenso über den Verkaufszwang. Daß schon zahllose Umgehungsversuche sozusagen vorbereitet sind — erfährt man allenthalben. Unter dem Titel „Kommissionsgebühren“ oder dergleichen sind diese Umgehungen bei dem unter Höchstpreis gestellten Getreide schon ausprobiert, wie man von überall her erfahren kann. Ueberhaupt kann einem dieser täglich üppiger und schamloser ins Kraut schießende Preiswucher den schönen Glauben an den Gemeinfinn dieser Zeit gründlich erschüttern. Beinahe naiv ist dabei die Art, wie man zweierlei Maß anwendet. Dieselben Leute, die sich sittlich entrüsten, wenn eine Wehrmannsfrau ein paar Mark Sparkassenguthaben verschweigt, halten seelenruhig ihre Vorräte aus wucherischer Spekulation vom Markt zurück. — —

Bernard Shaw nennt den Krieg Englands mit Rußland „für russische Anleihen und persische Kapitalpekulationen“ eine „wahnsinnige Sache“. „Wir müssen jetzt kämpfen und sterben und leiden mit dem schrecklichen Bewußtsein, daß wir uns für eine wahnsinnige Sache opfern.“ Wir in Deutschland lieben Shaw, bilden uns ein, ihn beinahe besser würdigen zu können als sein eigenes Vaterland und freuen uns dieser Einsicht und ihres Bekennnisses.

Die Oxford Fakultät für moderne Geschichte hat ein Buch herausgegeben „Why we are at war“, dessen dritte Ausgabe ich zufällig in die Hände bekomme. Das Buch verdient nähere Beleuchtung wegen zweier Dinge hauptsächlich: der charakteristischen Unkenntnis Deutschlands und der widerwärtigen Selbstgerechtigkeit.

Die Charlottenburger Hausbesitzer verlangten in der Stadtverordnetenversammlung, die Stadt solle um Staatshilfe für Hausbesitzunterstützungen einkommen. Ihr Wortführer wendete auf den Hausbesitzer das Goethewort an: „Wer nie sein Brot mit Tränen aß“. Trotzdem war die Versammlung so hartherzig, den Antrag abzulehnen. In Berlin sind jetzt die Mietbeihilfen erhöht. Sie betragen von 5 bis 15 Mark monatlich und werden nur gezahlt, wenn der Vermieter sich zu einem Nachlaß versteht.

Die Haltung des „Vorwärts“ hat die Gewerkschaften zu einer öffentlichen Kritik herausgefordert. Sie machen dem Parteiblatt zum Vorwurf, daß es zu wenig positive soziale Mitarbeit geleistet habe, dagegen sich darin gefiele, ausländische Berichte über angebliche Gewalttätigkeiten deutscher Truppen ohne Kritik weiterzugeben, während es die Partei über die Haltung der ausländischen Genossen Deutschland gegenüber nicht ausreichend unterrichtete. Krampfhafter Versuch zum Festhalten an der internationalen Klassengemeinschaft — die sich doch jetzt als ein schwieriges Gedankengebilde zeigt.

Freitag, 27. November.

In Berlin bestehen jetzt 200 Kompagnien der Landsturm-pflichtigen Jugend von sechzehn Jahren ab — eine freiwillige Organisation im Anschluß an die staatliche Jugendpflege, zu der durch Schule und Fortbildungsschule alle Erleichterungen gegeben werden. Die Knaben werden vor der Einstellung ärztlich untersucht — nur 2 Prozent mußten zurückgestellt werden.

Wir hatten mit unseren Kommissionsleiterinnen eine Besprechung über die Arbeitslosenunterstützung. Die Arbeitslosigkeit ist in Berlin jetzt nicht mehr größer als um dieselbe Zeit im vorigen Jahr — die allerdings eine schlechte Zeit war. Und dann sind eben viele Arbeiter und Arbeiterinnen in Notstandsarbeit untergebracht.

Samstag, 28. November.

Eine Konferenz über die Berufsberatung der Jugend. Interessante Berichte von außerhalb über die Arbeitsunlust der Jugendlichen. Der Krieg und das Abenteuer steckt ihnen im Blut. Hier und da (Hamburg, Halle, Hagen) wird Arbeitslosenunterstützung an Jugendliche nur gewährt, wenn sie regelmäßig an besonders eingerichteten jugendpflegerischen und Bildungs-Veranstaltungen teilnehmen. So übt man einen Druck aus darauf, daß die Jugend in einer gewissen Disziplin bleibt. Daß die Arbeitslosigkeit für die Burschen und Mädchen im ganz jugendlichen Alter jetzt eine große seelische Gefahr ist, bestätigt sich auch aus der Erfahrung unserer Strickstuben. Es ist ganz schwer, nach einiger Zeit der Herumtreiberei diese halben Kinder wieder an eine regelmäßige Arbeit zu gewöhnen.

Allgemein wurde in dieser Konferenz die Notwendigkeit betont, durch ausgedehnte Berufsberatung jetzt schon dahin zu wirken, daß die Läden in unserer Qualitätsarbeit ergänzt werden.

Sonntag, 29. November.

Der erste Advent!

Auf Veranlassung des Erzbischofs von Schweden haben evangelische kirchliche Würdenträger neutraler Staaten eine Kundgebung beschlossen, die wie folgt lautet:

„Der Weltkrieg bereitet unsagbaren Schmerz. Die Kirche, Christi Hoffnung, wird gemartert und leidet. Die Menschen klagen in ihrer Not: „Herr, Herr, wie lange?“ Die wirklichen tiefen Ursachen, die sich im Laufe der Zeiten gehäuft haben, und die nächsten Veranlassungen zum Friedensbruche wird die Geschichte prüfen. Gott allein sieht die Gedanken und Absichten des Herzens und urteilt über sie. Wir Diener der Kirche richten an alle, die in dieser Sache Macht und Einfluß besitzen, die eindringliche Bitte, ernstlich den Gedanken an Frieden zu erwägen, damit das Blutvergießen bald aufhöre. Vor allem erinnern wir die Christen der verschiedenen Nationen, daß der Krieg nicht die Bande zerreißen kann, durch die Christus uns vereint hat. Sicherlich besitzt jedes Volk und jedes Reich seine Berufung in dem göttlichen Weltplane und muß, wenn auch schwere Opfer gefordert werden, seine Pflicht tun in dem Maße, wie das Geschick sie ihm auferlegt, und wie die verschleierte Augen der Menschen sie zu entdecken vermögen. Was aber das Auge nicht sehen kann, das weiß unser Glaube: daß das Wettstreiten der Völker zuletzt der Herrschaft Gottes dienen muß und daß alle Christengetreuen eins sind. Lasset uns deshalb den Herrn anrufen, daß er Haß und Feindschaft erlöse und uns Frieden verschaffe. Gottes Wille geschehe!“

Das beigefügte Gebet hat folgende Form: „Allmächtiger Gott! Die Anflucht derer, die auf dich bauen! Zu dir wenden wir uns in dieser Zeit der Not. In Demut bitten wir dich: Führe den Lauf dieser Welt nach deinem heiligen Willen. Nimm hinweg, was die Einigkeit und das Zusammengehen der Völker hindert. Fördere jedes Bestreben nach einem gerechten und dauernden Frieden. Wir bitten dich um deiner Gnade halber durch Jesus Christus unsern Herrn!“

Die Kundgebung ist vor andren aus den neutralen Staaten schön, weil sie frei ist von der geschichtslosen Selbstgerechtigkeit, die den Krieg und die kriegsführenden Völker einfach verurteilt — im Gegenteil, die geschichtliche — und damit göttliche Notwendigkeit dieser großen Auseinandersetzung in würdiger Form ausdrückt.

Auf der Straße aber begegnete mir am Morgen dieses ersten Advent ein Trupp von 13jährigen Jungen, die bei klingendem Spiel ausrückten. Es regnet in Strömen auf die Mühenbedel, die Ruckjäder und Regentragen. Aber man sieht es ihnen an, wie diese Anbill den Reiz des Unternehmens erhöht. Sie trotten im tadellosen Marschschritt, mit Gesichtern voll unentwegt feierlichem Pflichtbewußtsein, über das spiegelnde Pflaster. So wie etwa eine hochverantwortliche Patrouille in Feindesland. Es ist hart, aber das Vaterland verlangt es, also vorwärts durch Sturm und Wetter.

Montag, 30. November.

Die Kriegsnot zeigt sich im Berliner Armenetat in charakteristischer Weise. Es wurden im September an 22 000 nicht laufend unterstützte Personen Unterstützungen gegeben. Im gleichen Monat des Vorjahres betrug die Zahl nur etwa 9000.

Unsere Hilfskommissionen beschäftigt die Frage der Versorgung verwundeter Soldaten, die auf Genesungsurlaub zu ihrer Familie geschickt werden. Der Mann bekommt 0,33 M. Löhnung am Tag; davon und von der kleinen Kriegsunterstützung der Frau kann er nicht leben, geschweige denn „genesen“!

Paul Rohrbach / Deutschland und Frankreich als Kulturmächte

Mit Unwillen lesen wir die sich häufenden Nachrichten über niedrige Kampfmittel nicht nur bei den Russen und Engländern, sondern auch bei den Franzosen. Von den Russen haben wir ein mehr oder weniger barbarisches Benehmen erwartet; es entspricht dem inneren Charakter des Moskowitertums. Ueber die Gemeinheit auf der englischen Seite war man anfangs erstaunt. Ich muß selber gestehen: Hätte mich jemand vor diesem Kriege gefragt, ob ich den Engländern eine ausgesprochen und vorbehaltlos unanständige Kampfweise zutraute, so hätte ich gesagt: nein! Was sich jetzt bei den Engländern offenbart, ist die Tatsache, daß ihre Gewöhnung an „Fair play“ doch nicht bis in das Innere der englischen Seele hineinreicht, und die anerzogene korrekte Form ohne tieferen sittlichen Inhalt ist. Die Form zerbrach der englische Charakter in dem Augenblick, wo der Kampf auf Leben und Tod ausbrach. Die Stunde der äußersten Gefahr riß auch die anständige Hülle von dem England der Ueberlieferung hinweg. Wenn in einem Offizierkorps jemand möglich ist, wie der Lump, der einen nur halbbedeckten deutschen Gefangenen stundenlang im Flugzeug durch die Eisestücke der Novemberluft mit sich führte, um ihn durch diese Marter zum Verrat der deutschen Stellungen zu zwingen, so ist der Rückschluß auf das Volk unabwendbar.

Mit England haben wir uns jetzt abgefunden und wissen, daß sich nur ein Stück englischen Volkscharakters, das verstedt lag, offenbart hat. Ein anderes Empfinden hat bei uns bisher gegenüber den Franzosen bestanden. Diese haben uns über vierzig Jahre lang nicht im Zweifel darüber gelassen, daß sie im günstigen Augenblick uns feindlich angreifen würden. Wie Frankreich von uns im Falle eines unbedingten Sieges behandelt werden soll, darüber sind ja die Meinungen geteilt, aber als der Krieg ausbrach und während der ersten Monate

seiner Dauer war eigentlich fast jedermann in Deutschland bereit, die Franzosen im ganzen als anständige Gegner zu achten. Das war um so bemerkenswerter, als von Anfang an mancherlei Grund zur Klage auch über sie vorlag. Vor allen Dingen hatte die Bevölkerung in Paris und anderen großen Städten sich brutal gegen die abreisenden Deutschen benommen, und auch der Schutz der Behörden war sehr mangelhaft gewesen. Man konnte aber sagen, das seien Ausschreitungen des Pöbels. Beinahe noch auffällender, als die Stimmung gegen Frankreich bei uns zu Hause, waren die Äußerungen unserer Krieger im Felde. Aus den vielen Briefen, die ich selbst gelesen und von denen ich gehört habe, tönt beinahe nur eine Stimme: Wir haben keinen Haß gegen die Franzosen, denn sie sind tapfer, schlagen sich für ihr Vaterland und benehmen sich anständig! Viele Züge, die aus der Kampflinie berichtet werden, zeigen, wie unsere Leute bereit sind, die Franzosen gut zu behandeln, sowie die Umstände es erlauben. Auf jeden Fall ist die Stimmung von Grund auf anders, als gegen Engländer und Russen.

Dieser Zustand wäre, wenn er von Dauer bleiben könnte, besonders darum so erfreulich, weil er einigermaßen günstige Aussichten für das Verhältnis der beiden Völker nach dem Kriege eröffnete. Die Franzosen haben schon jetzt die Erfahrung gemacht, daß ihre Revanchehoffnung, weder was Elsaß-Lothringen noch was die Wiedergewinnung des kriegsrischen Ruhmes und der kriegerischen Vormacht angeht, je zur Erfüllung gelangen wird. Wenn sie sich die Sache vernünftig überlegen, so müssen sie sich gestehen, daß sie heute nicht mehr für den Sieg über Deutschland, sondern nur noch für die Abwendung der vollkommenen eigenen Niederlage kämpfen. Wie wieder werden sie in der Lage sein, innerhalb eines so starken Bündnisses, wie sie es jetzt mit Rußland und England haben, gegen uns zu kämpfen. Wenn das ihnen nicht zum Siege hat helfen können, was soll dann wohl helfen! Man kann die Frage, wie der unausbleibliche kriegerische Mißerfolg auf die Volksseele Frankreichs wirken wird, vorläufig offen lassen — sie ist ja in der Tat nicht leicht zu entscheiden — aber man muß zugeben, auch vom französischen Standpunkte aus, daß die französische Nation sich in irgendeiner Form mit der Tatsache, daß Deutschland für Frankreich nicht besiegbar ist, abzufinden haben wird. Diese Tatsache kann aber, je nach der in Deutschland vortwaltenden Stimmung, für die Franzosen ein recht verschiedenes Gewicht erhalten, und es wird nicht zum Wohle Frankreichs beitragen, wenn Dinge, wie die Verletzung der Grundregeln der Genfer Konvention, die Mißachtung des Roten Kreuzes, die skandalöse Verurteilung deutscher Ärzte und Pflegerinnen zu Gefängnisstrafen und schließlich die unerhörte, auf keinen Fall ohne scharfe Vergeltung zu lassende Erschießung des deutschen Postamtsvorstehers in Casablanca, an der marokkanischen Küste, sich wiederholen.

Wir haben heute in Deutschland zwei grundsätzlich verschiedene Meinungen mit Rücksicht auf das Problem, wie ein gründlich besiegttes Frankreich, alle sonstigen Möglichkeiten freier Entscheidung vorausgesetzt, von uns behandelt werden soll. Die einen sagen: Frankreich muß an Mitteln, Grenzen und Menschen so geschwächt und verkleinert werden, daß es nicht wieder daran denken kann, innerhalb absehbarer Zukunft von neuem den Krieg gegen uns aufzunehmen. Die anderen sagen: Nein, das wäre falsch; man muß vielmehr versuchen, mit Frankreich 1915 ähnlich zu verfahren, wie mit Oesterreich 1866; der Gegner von heute kann möglicherweise, ebenso gut wie damals, der Bundesgenosse der Zukunft sein, und der Friedensschluß muß so aussehen, daß das auf alle Fälle den-

bar bleibt. Ich persönlich bekenne mich zum letzteren Gedanken, aber es ist vorauszusetzen, daß der ohnehin vorhandene Widerspruch gegen ihn unüberwindbare Formen annimmt, wenn die Franzosen sich nicht entschieden von der völkerrechtswidrigen Art der Kriegführung freimachen, in die sie jetzt hinabzugleiten beginnen. Nur zu leicht könnte es sonst kommen, daß sie eines Tages eine sehr schwere Rechnung auf Kosten ihrer nationalen Zukunft zu begleichen bekommen.

Dieser Tage las ich in den „Samburger Nachrichten“ einen Aufsatz, der sich mit der offenbarten „Schurkenhaftigkeit“ des englischen Charakters beschäftigt. Der Verfasser, Paul Ernst, übertreibt stark, in einer Weise, der man vielleicht anmerken soll, daß der höher gebildete Leser gebeten wird, seine Vorbehalte selber zu machen, aber es steckt doch manche grundsätzlich wichtige Beobachtung in dem Gesagten. So wird z. B. die englische Dichtung behandelt, einschließlich Shakespears und Milton, und festgestellt, daß sie zwar gestaltungskräftig, aber ohne den Zug zum Idealen ist, zur Höhe über sich selbst hinaus. Am Ende heißt es dann:

„Es kann das nur daher kommen, daß die Engländer diesen Drang zum Höheren überhaupt nicht haben. Das ist ja auch in ihrer Religiosität zu bemerken. Wir Protestanten halten unsere Konfession deshalb für höher, weil bei uns der Mensch direkt Gott gegenübergestellt ist, weil wir keinen Priester haben, der uns unsere Verantwortung Gott gegenüber abnehmen kann. So sind wir zu beständiger Selbstprüfung gezwungen, zu beständiger Verfeinerung unseres Gewissens; durch die ewige Unsicherheit haben wir auch alle unsere Kräfte angestrengt, Gottes Gebot zu erfüllen. Wenn wir die mythische Ausdrucksweise beibehalten: der Katholik kann Gewißheit erlangen, daß er zur Seligkeit eingehen wird, der Protestant nie. Der englische Protestant hat aber die Gewißheit, und jeder Engländer ist fest überzeugt, daß ihm ‚ein Platz im Himmel bereitet ist‘. Eine solche Religion steht unter dem Katholizismus, denn auch ein nur wenig hochstehender Priester würde dem normalen Engländer denn doch in der Weichte das Gewissen schärfen können.“

„Aus diesem fehlenden Drang zum Höheren aber ergibt sich die Schurkenhaftigkeit. — Wo neben dem natürlichen menschlichen Egoismus keine Leidenschaft steht, kein auf Geistiges gerichteter Sinn, keine Sehnsucht zu höheren Sphären; wo neben ihm nur Wirklichkeitsinn und praktischer Verstand entwickelt ist und durch grenzenlosen Hochmut die Erkenntnis und das Verständnis höher gerichteter Völker unmöglich gemacht wird, da muß sich eben die ganz gemeine Schurkenhaftigkeit entwickeln, die englische Schurkenhaftigkeit.“

Ich bemerke nochmals, daß solche im Plakatstil verfaßten Bemerkungen durch den verständigen Leser selbst auf ihren sachlichen Inhalt zurückgeführt werden müssen. Trotzdem möchte ich an sie anknüpfen, wenn ich, unter Beiseitelassung des ein für allemal barbarischen Rußland, behaupte, daß von den drei Nationen der Deutschen, Franzosen und Engländer eigentlich nur die beiden ersteren eine originale und hohe geistige Kultur hervorgebracht haben. Die englische Kultur ist in wichtigen, ja in entscheidenden Stücken auf ähnliche Weise ein äußerliches, nicht bis in die Tiefen der Volksseele hinabreichendes Gebilde, wie der englische Grundsatz des „Fair play“. Was die Engländer auf das vollkommenste beherrschen, ist die Technik im Erwerb wie in der Ausübung der politischen Macht und in der Regelung aller gewöhnlichen Beziehungen des Lebens durch sichere, vor allen Dingen das englische Selbstbewußtsein ausdrückende Formen. In dieser Beziehung be-

sicht eine ausgesprochene Verwandtschaft zwischen dem Wesen der heutigen englischen und der alten römischen Kultur. Auch der Grundsatz der geschäftlichen Reellität, den die Engländer innerhalb des privaten Wirtschaftslebens befolgen, widerspricht dem Gesagten nicht, denn er ist weniger durch zwingende Vorstellungen sittlich-idealer Natur, als durch den höheren praktischen Nutzen und die Einsicht in das objektiv Notwendige bedingt. Zur wirklichen Kultur gehört geistiger Idealismus, und um den ist es innerhalb des englischen Wesens schwach bestellt.

Daß die deutsche Kultur nicht nur starke und ursprüngliche Ideale besitzt, sondern in allen ihren denkwürdigen Leistungen durch den idealen Faktor ihrem Wesen nach mitbestimmt ist, dürfen wir alle miteinander bekennen, ohne in Selbstlob zu verfallen. Wer objektiv denkt und die geistige Geschichte der Völker kennt, muß aber zugeben, daß auch die französische Kultur ähnlich zu beurteilen ist. In dieser Beziehung haben wir uns durch das geistige Bild des heutigen Frankreich nicht irremachen zu lassen. Wenn wir nur von der Gegenwart aus urteilen wollen, so haben wir auch in unserem eigenen Hause keinen Grund, besonders stolz zu sein. Wir leisten sehr viel auf dem Gebiet der Spezialwissenschaften und der Technik, im System der formalen Schulung und der Organisation der Massenkraft, aber die eigentlich idealen Bildungswerte stehen zurzeit bei uns niedrig im Kurs. Unser Volk im ganzen genommen ist gut geschult, aber die führenden Stände, die geistige Oberschicht, auf deren Verfassung doch eigentlich alles ankommt, ist ungebildeter als zwei, drei oder vier Menschenalter zurück. Der Grund liegt in der Herrschaft des Spezialistentums gegenüber dem früher hochgehaltenen univiersellen Bildungsideal. Ich kann mich hier auf beschränktem Raum nicht ausführlich über diese Sache verbreiten, habe aber in der eben erschienenen neuen Auflage meines kleinen Buches vom Deutschen Gedanken in der Welt (76. bis 90. Tausend) etwas umfassendere Ausführungen zum Thema gemacht. In der Sache selbst, das habe ich genugsam erfahren, werden mir alle Nachdenklichen recht geben. So wenig aber aus dem augenblicklich minder befriedigenden Stande der geistigen Kultur in Deutschland gefolgert werden darf, daß unsere alten idealen Werte tot sind, so wenig darf man Ähnliches von Frankreich glauben.

Mit der Kultur steht es wie mit der Religion: Wo einmal im Laufe der Geschichte wirkliche lebendige Quellen dem Boden entströmt sind, da brechen sie immer wieder, wenn die Zeit gekommen ist, mit Urkraft unter dem Schutt hervor, der sich vorübergehend über ihnen abgelagert hat. Im französischen Wesen sind solche Quellen in der Tiefe vorhanden. Wir dürfen nie vergessen, daß die geistige Kultur des Mittelalters von da an, wo sie sich von der Herrschaft des kirchlich-hierarchischen Gedankens zu befreien anfängt, französische, d. h., mit Ranken gesprochen, romanisch-germanische Züge trägt. Um einiges andere zu nennen: Die Gotik und die Anfänge des modernen Staatsgedankens sind aus dem französischen Geiste geboren. Dasselbe gilt ganz oder teilweise von der modernen Naturwissenschaft. Die Physik und die Chemie waren im 18. Jahrhundert, wo die meisten grundlegenden Entdeckungen gemacht wurden, überwiegend französische Disziplinen. Auch ein Gedanke von der unermesslichen, nicht nur kriegerischen, sondern auch volksfittlichen Wirksamkeit der allgemeinen Wehrpflicht wurde zuerst in Frankreich verwirklicht. Man könnte noch anderes, minder Hervorragendes, aber immer noch Großes hinzufügen, aber das Gesagte wird genügen. Wenn man die Deutschen ausnimmt, so kann seit dem Ausgang der Antike

kein Volkstum an positiven Kulturleistungen neben das französische gestellt werden.

Solche Erwägungen liegen am letzten Ende der Besorgnis zugrunde, die uns immer stärker überfällt, wenn wir an die Folgen des jetzigen Vorgehens der Franzosen gegen die Grundsätze des Anstandes und des Völkerrechts im Kriege denken. Wir dürften und wir würden es den Franzosen nicht verargen, falls nicht wir in ihrem, sondern sie in unserem Lande Krieg führten, wenn sie dabei dieselben strengen Grundsätze z. B. gegen das Frantireur- oder Söldenschützgentum anwenden wollten, wie wir bei ihnen tun. Derjenige Kriegsherr, der die unbedingte strenge Scheidung zwischen berechtigten und unberechtigten Kämpfenden gemacht hat, war selbst ein Franzose: Napoleon I. Napoleon hat nicht einmal unsere uniformierten und von Offizieren befehligten Freikorps 1813 als kampfberechtigt anerkannt. Wir gehen viel weniger weit und verlangen nur erkennbare militärische Abzeichen und militärisches Verhalten. Es ist kein Zufall, daß diese Schwierigkeit zugleich mit der allgemeinen Wehrpflicht, der Frucht der französischen Revolutionskriege, aufsteht. Vielleicht würde es auch bei uns Leute geben, denen die Leidenschaft die Waffe in die Hand drückt, ohne daß sie Uniform tragen. Die Folgen müßten wir uns gefallen lassen. Die Beschwerden aber, die wir gegen das französische Vorgehen erheben, sind nicht solcher Art; sie beziehen sich nicht auf die notwendige, noch so weitgehende Strenge und Härte militärischer Maßnahmen, sondern sie richten sich gegen die Demoralisierung des Krieges durch schimpfliche Handlungen und gegen die zukünftigen verderblichen Folgen, die daraus drohen!

Richard Charmak / Graf Stephan Tisza

Es gibt Namen, die Programme sind. Man bekämpft sich zu ihnen, oder man lehnt sie ab, niemand aber bleibt gleichgültig. In Ungarn ist Graf Stephan Tisza seit Jahren das Wegzeichen, nach dem sich die politisch Denkenden orientieren. Mit Leidenschaft treten die einen für den Staatsmann ein; mit Eifer eifern die anderen gegen ihn. Doch auch in Oesterreich, wo die Politik die Menschen weniger mitreißt, entwickelt sich sofort ein hitziger Streit, wenn das vielbedeutende Wort „Tisza“ erklingt. Stille Gelehrte werden lebhaft, ganz unpolitische Personen mengen sich erregt in die Debatte. Das ist immerhin ein erfreuliches Zeichen. Nichts fehlt in Oesterreich-Ungarn so sehr wie die Anziehungskraft starker Persönlichkeiten mit festem Willen. Wohin steuert nun Graf Stephan Tisza? Wie merkwürdig! Seit Jahrzehnten nimmt er an dem öffentlichen Leben seines Vaterlandes teil; er hat sich nicht geändert, ist niemals maskiert oder hinterhältig gewesen, und dennoch kann niemand sagen, welches seine letzten Ziele sind. Die einen behaupten, der ungarische Ministerpräsident werde nach dem Kriege der Diktator der Habsburger Monarchie sein, während die anderen ihn schon jetzt als den Reiter preisen, der das trotz aller inneren Wirren unverwundliche und wundervoll leistungsfähige Reich einer gesegneten Zukunft zuführen wird. Welche Ansicht das Richtige trifft, ob vor allem Graf Stephan Tisza zur Erfüllung der höchsten Aufgaben überhaupt auserwählt ist, wer vermag dies heute zu entscheiden? Wir müssen uns darauf beschränken, das zu betrachten, was in der Vergangenheit liegt.

Der Vater des interessanten Mannes, Koloman v. Tisza, war bereits ungarischer Ministerpräsident. Er hat als Führer der Opposition begonnen und als gefürchteter Gegner aller regierungsfeindlichen Politiker geendet. Klugheit und Zähigkeit schoben ihn in den Vordergrund und hielten ihn viele Jahre auf der Höhe. Seine Anpassungsfähigkeit, die freilich nicht auf jeden Einfluß reagierte, förderte die staatsmännische Wirksamkeit. Der älteste Sohn, Graf Stephan Tisza, hat anders angefangen, und er erscheint heute noch in anderer Beleuchtung. Wer den stark kurzichtigen Ministerpräsidenten ansieht, denkt zuerst an einen Professor, der die behagliche Lust der Studierstube liebt. Aber der Staatsmann ist ganz Wustekmensch, ein vorzüglicher Reiter, ein gewiegener Fechter und ein Gutsheer, der Wind und Wetter nicht scheut. Die Hemmungen schwacher Nerven kennt er nicht, das Gefühl der Furcht bedrückt ihn nie. Er hat seinen eigenen Kopf und seinen eigenen Willen, der auch dann unbegreiflich bleibt, wenn die Freunde ängstlich mahnen oder die Feinde grimmig auffahren. Das Vuhlen um die Gunst der Menge war ihm immer zuwider; der Chor der öffentlichen Meinung bedeutete ihm wenig. Hochmütig und eigensinnig wurde er deshalb genannt. Aber es ist charakteristisch, daß der verschlossene Mann allwöchentlich selbst einen Zeitungsartikel schrieb, der an der Spitze eines bescheidenen populären Blatts bei den breiten Schichten Verständnis für seine Absichten zu erwecken suchte. Der prunklose Calviner legte die stolze Magnatentracht nur selten an, doch er konnte sich bisher noch nicht von den Vorurteilen seiner Standesgenossen völlig befreien und die Welt ganz als Sohn des zwanzigsten Jahrhunderts begreifen. Andererseits schonte er auch den madjarischen Groß- und Kleinaladel nicht, sofern er sich der Regierungspolitik entgegenstellte. Die Feinde des Grafen Stephan Tisza haben oft höhnisch versichert, daß die Tätigkeit des Ministerpräsidenten nur dann richtig zu erkennen sei, wenn man sie auf den Damenkrieg der Häuser Tisza und Andrássy zurückführe. Ein lächerliches Gerede! Aber es muß verzeichnet werden.

Graf Stephan Tisza ist Husarenoffizier. Als Husar sprengte er auch in die Politik. Er gehörte von allem Anbeginn zur liberalen Partei, die in Ungarn herrschte, und seine Energie richtete sich deshalb gegen die Opposition. Sooft diese ungebärdig wurde, wollte er sie mit Gewalt niederringen, mit Rücksichtslosigkeit zu Paaren treiben. Als Baron Banffy in eine schwere Bedrängnis geriet, verkündete der Abgeordnete Graf Stephan Tisza zum ersten Male seinen Plan. Man hielt ihn damals für toll und wandte sich entsetzt von ihm ab. Später begann der Kampf gegen die Wehreform im ungarischen Abgeordnetenhaus, und in ihm wurde noch einmal das alte Sturzwentum, der madjarische Radikalismus und Unabhängigkeitsdrang wach. Herr v. Ezell, der milde Ministerpräsident, fiel, und Graf Stephan Tisza sollte an seine Stelle treten. Als er jedoch im Kreise der liberalen Partei voll Leidenschaft die Grundzüge seiner parlamentarischen Husarenpolitik entwidelte, wurde es um ihn rasch einsam. Er mußte die Hoffnung fahren lassen, die Regierung zu übernehmen. Einige Zeit nachher wurde er trotzdem Ministerpräsident. Jetzt begann ein harter Feldzug gegen die übermütig und gefährlich gewordene Opposition. Er endete damit, daß die liberale Partei vollständig zertrümmert wurde und daß mit ihr auch der Regierungschef versank. Das war im Jahre 1905. Graf Stephan Tisza zählte zu den politisch Toten. Doch eines Tages sah er wieder in dem bequemen Fauteuil des ungarischen Parlamentspräsidenten, machte sich aber das Leben nicht leicht. Noch immer wütete die Opposition, die sich gegen die gemeinsame Armee verschworen hatte. Da kam der berühmte 4. Juni des Jahres

1912. Der angekündigte Entscheidungskampf nahm seinen Anfang, und er führte zur Zermalmung der Unbegreiflichen und Unbekehrbaren. Graf Stephan Tisza kümmerte sich nicht um das Herkommen, um die festen Regeln, sondern schlug mit eiserner Faust drein und rief Soldaten gegen Abgeordnete zu Hilfe. Die Gewalt siegte und die Vergewaltigten schworen Rache. Ihr Glaubensbekenntnis schrumpfte auf einen Hauptsatz zusammen: Graf Stephan Tisza muß vernichtet werden.

Und siehe da! Der wagemutige Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses wurde im Juni 1913 abermals Ministerpräsident. Er stand damals im 52. Lebensjahre und zeigte keine Lust, sich politisch einsargen zu lassen. Die ungefüme Wut der Opposition schüchterte ihn nicht ein, und die Bedenken in der vor kurzem neu geschaffenen Partei der nationalen Arbeit, die das Parlament beherrschte, zerstreute seine Zuversicht. Der Ministerpräsident ging nun festen Schrittes vorwärts. Er bemühte sich zuerst, das Abgeordnetenhaus vor jedem Attentat gegen den Mehrheitswillen zu schützen und die Macht des Präsidenten durch Bajonette zu festigen. Er schuf Gesetze, die den Einfluß der Regierung stärkten und jeglichen Widerstand in der Bevölkerung brechen sollten. Gegen jede Maßnahme wurden schwerwiegende Einwände erhoben, die nicht bloß von unerbittlichen Gegnern des Ministerpräsidenten herrührten. Und wie sonderbar! Die Widersprüche, die in so vielen, was Graf Stephan Tisza unternahm, zutage traten, machten sich neuerdings bemerkbar. Die Wahlreform gab zu wenig, die Umgestaltung der Pressegesetzgebung nahm zu viel; die geplante Reform der Komitatsverwaltung hielt sich in zu engen Grenzen, während die Abänderung des Prozeßverfahrens wegen ihrer Schroffheit auf Einspruch stieß. Aber derselbe Graf Stephan Tisza, der der Opposition so scharf entgegentrübte, hatte einst an dem militärischen „Neuerprogramm“ mitgearbeitet und als Ministerpräsident veranlaßt, daß die irdischen Ueberreste Franz Rakoczys — des Rebellen oder Felden, je nachdem, auf welchem Standpunkte man steht — im Triumphe nach Ungarn zurückgebracht wurden. . .

Die letzte parlamentarische Wahlreform, die den Stempel des Grafen Stephan Tisza trägt, bot den Nichtmadjaren viel weniger, als sie verlangten. Aber der Vernichter der Opposition stellte sich dennoch nicht taub, als die Wünsche der „Nationalitäten“ an seine Ohren schlugen. Er verhandelte mit den Rumänen, und die Rede, in der er darüber der Öffentlichkeit Aufschluß gab, war eine staatsmännische Tat. Der Ministerpräsident ehrte die Großen seines Volkes — Deak und Cötvös —, indem er nach Jahrzehnten zum ersten Male freimütig vom Platze eines Regierungschefs aus zugab, daß die Vorherrschaft der Madjaren bedauerliche Bedrückungen und Verfüzungen zur Folge habe. Seither ist der Staatsmann noch weiter gegangen. Was er zuletzt den Rumänen in seinem klugen Schreiben an den Metropolen Metianu verhiß — die Konzessionen müssen auch den anderen Völkern zugute kommen —, zeigt, daß er im höchsten Sinne ungarisch zu denken vermag. Schon jetzt sind verschiedene Verfügungen getroffen, die das nationale Dasein der Nichtmadjaren erfreulicher gestalten. Freilich, von Agram aus — der Banus untersteht dem Ministerpräsidenten — ist fast gleichzeitig ein Vorstoß gegen die christliche Schriftart unternommen worden, der von den Serben schmerzlich empfunden werden muß.

Während des Krieges hat Graf Stephan Tisza eine Regsamkeit entfaltet, die ihm auch bei seinen Gegnern Achtung eintrug. Er fand Worte der Anfeuerung; er beflügelte und ermunterte. Hierin unterscheidet er sich wesentlich und vorteilhaft von dem österreichischen Ministerpräsidenten Grafen

Stürgkh, der sich selbst zum Trappistentum verurteilt und den Blicken vollständig entzieht. Das starke Temperament übt eine kräftige Wirkung aus. Deshalb spricht man bloß von dem Grafen Stephan Tisza. Wird er nach dem Kriege wirklich auf dem Wiener Ballhausplaz einziehen, Minister des Aeußern und des kaiserlichen und königlichen Hauses werden? Graf Julius Andrássy hat schon diese Karriere eingeschlagen, nicht leichten Herzens, wie man weiß. Als er die ungarische Hauptstadt verließ, meinte Deak traurig: „Der Geist geht, und das Phlegma bleibt.“ Viele bezeichnen den Grafen Stephan Tisza schon jetzt als den österreichisch-ungarischen Bismarck. Aber der eiserne Kanzler hat zweierlei verstanden: sich von seinem Klassenegoismus zu befreien und vom Preußen zum Reichsdeutschen zu werden. Liegen in dem ungarischen Staatsmanne diese Wandlungsmöglichkeiten? Wir möchten nicht an den persönlichen Streit erinnern, in den er mit dem österreichischen Ministerpräsidenten Herrn v. Körber geriet, damals als er über die Leitha hin das Wort vom „vornehmen Fremden“ rief. Graf Julius Andrássy war jedenfalls ein österreichisch-ungarischer und nicht ungarisch-österreichischer Staatsmann, und das müßte auch bei seinem Ruhmeserben so sein. Ferner: der Mitbegründer des neuen Ungarn spielte niemals den Diktator, er siegte nicht bloß dank seiner Hartnäckigkeit, sondern auch dank seiner Einsicht und Milde.

Doch das sind Erörterungen, die der Zukunft vorgreifen. Für die Gegenwart steht nur fest, daß man sich die eigenartige und fesselnde politische Physiognomie des Grafen Stephan Tisza einprägen muß, wenn man die Habsburger Monarchie verstehen will.

Georg Stammer / Vom Streit

Merkworte für eine tapfere Lebensführung.

Es gibt nichts Schöneres als Kriegsbereitschaft; und zwar Kriegsbereitschaft in jedem Augenblick. Die faule Friedensliebe hat gewiß hundertmal mehr Unverträglichkeit auf dem Gewissen, als der entschlossene, bis zum letzten Atemzug entschlossene Kampfmuth — solange er nur nicht in Streitlebier ausartet. Wer nie eine Sache durchzuhalten wagt, der bringt es auch nie zu klaren Verhältnissen; so stehen Tausende lebenslang in einem verdrießlichen Sumpfe, indem sie mit aller Welt überworfen sind — „um des lieben Friedens willen“. Bald ist es Feigheit, die sich hinter dieser Dedung verkriecht, bald Müdigkeit; immer Schwäche, immer irgendeine Art von Entschlußheuen. Und die Folge ist, daß man unzähligemal auch zum offenen Streit getrieben wird, wo man ihn sonst hätte vermeiden können. Also auch das wird nicht seltener in der Welt. Datum Entschlossenheit, Kriegsbereitschaft — auch um des Friedens willen! Wer den Kampf nicht scheut, der braucht ihn nur selten zu führen.

Es ist nicht möglich, seinen geraden Weg zu gehen, dem mit Unerbittlichkeit treu zu bleiben, was man für das Rechte hält, und mit jedermann in Freundschaft leben. Jeder tatkräftige Schritt erweckt Mißverständnisse, verletzt Eitelkeiten, reißt kleine oder große Ecken von Zäunen und Lustschlössern weg. Lassen wir dem ruhig seinen Gang. Aber achten wir darauf, daß die Fehde, die wir zu führen haben, uns nicht aus der Burg unserer anständigen Gesinnung herunterzieht. Es ist nicht immer leicht, im Streite groß zu bleiben, die persönliche Verletztheit zurückstellen, Hiebe führen und doch die unnütze Schärfe oder Grobheit vermeiden. Es ist aber noch weniger leicht und braucht eine sehr lebendige Selbstachtung, sich nicht vom Gegner zu den schmutzigen oder vergifteten Waffen hindrängen zu lassen, die er selber führt. An diesem Punkte beginnt das Entscheidende: die persönliche Wertfrage. Wenn du darinnen versagt, so bist du auf jeden Fall unterlegen; denn um

was handelt es sich doch im Grunde bei allem Streit, als darum, sich in seinem persönlichen Werte zu behaupten!

Treffen aber einmal Wert und Stärke zusammen, so ist das ein Bild von jener Größe, die uns in Erinnerung bleibt. In jedem von uns rückt etwas höher, wenn wir irgendwo die Forderungen des Krieges: Mut, Leidenschaft, Klugheit, unangreifbare Härte, zähes Festhalten und blisschnelles Parieren mit einem reinen und anständigen Verhalten gegen den Widersacher verbunden sehen. Man fühlt mit heißem Stolz mit, was für einen Grad von innerer Freiheit es bedeutet, so im Pulverrauch zu atmen und doch seine Menschlichkeit nicht an die Waffen und Kriegsmittel zu verlieren.

Diese Forderung ist kein Spiel — wir wollen uns darüber nichts weiß machen. Aber versuch es nur einmal und mach es dir zum Wichtigsten beim Streit, dich nicht aus dieser freien Haltung verdrängen zu lassen. Vielleicht wirst du dann mit Erstaunen finden, was für einen Zuwachs an wirklicher Ueberlegenheit das mit sich bringt; ja, vielleicht geht dir dann überhaupt erst eine Ahnung davon auf, was Ueberlegenheit ist und mit welcher unvorstellbaren Preisgabe an innerer Macht und Stellung du bisher deine Kriege geführt hast.

Ein guter Streit ist eine prächtige Sache. Nichts spannt den Menschen so von Grund auf, nichts lehrt ihn so seinen Besitz und sein Recht, seine Kraft, aber auch seine Grenzen kennen. Und es gibt wirklich Dinge in der Welt, über die keine Vernunft und kein Friedenswillen hinüberhilft: man muß die Kräfte messen. Der Urstand der Natur lebt unter allen gesellschaftlichen Verwicklungen und Ausgleichen im Grunde unvermindert fort — und er tritt wieder in sein Recht, sobald sich durch Tradition oder Formelwesen das wirkliche Wertverhältnis gar zu unsinnig verschoben hat.

Ein solcher Streit hat seinen Platz immer erst, wenn die anderen Mittel erschöpft sind. Aber er kommt gelegentlich, wir mögen wollen oder nicht. Die Frage ist dann einfach: Wer ist der Tüchtigere? Wer bleibt oben? Oder: Wie grenzt sich die wirkliche Machtfähigkeit über die Dinge gegenseitig ab, wo liegt die natürliche Querlinie zwischen meinen und deinen Ansprüchen? Gut, wenn wir dann gerüstet sind, wenn wir innerlich losglücken, wenn wir von uns und von unserer Sache überzeugt mit Kraft und Feuer in das schwierige Spiel ziehen. Mag es dann gehen wie es will: immer werden da unbekannte Kräfte frei, und eine neue Klarheit ist ein neuer Fruchtboden für lange Zeiten.

Also: Man soll nicht bloß die Freundschaft loben! Eine anständige Feindschaft ist auch etwas, und sie ist im Kern jedenfalls besser, als die lauen und hinterhältigen Alltagsfreundschaften, die nur Barbierchaum sind — nirgends anzufassen, nirgends ein Gesicht von Fleisch und Knochen! Hätten wir mehr großen, ehrlichen Streit in der Welt! Der gräbt doch feste Formen und schafft Freude an dem, was man errungen hat. Er schafft Augen voll Trost, scharfe, gezügelte Sinne, Herzen voll Klugheit und unerschütterlichem Mut.

Eines nur müssen wir unerbittlich von uns fordern: Beherrschung! Selbstbeherrschung — aber auch Beherrschung der Mittel, die den Krieg in seinem Geleise halten. Ist ein Streit einmal aus der Bahn geraten, dann wird er das Niederträchtigste von der Welt — eine Balgerei voll grenzenloser Gemeinheit, voll ekelhafter Wut und Schadenfreude, und das Resultat ist eine noch schlimmere Verworrenheit als je vorher. Alles kraftlos, alles bespöten, alles entweiht. Und kein Mut mehr, von vorn zu beginnen. Es ist das die Art von Tröpfen und von Beseßenen, sich zu schlagen. Aber man wird eben leicht ein Tropf oder ein Beseßener, wenn es einem um die Existenz geht!

Hast du eine Sache durchgesehen, so darfst dich nicht kümmern, ob du schließlich ein paar Haare lassen mußt. Laß dich nicht durch Kleinigkeiten drausbringen! Bleib auf deinem Weg und umrande nicht deinen schönen Erfolg mit Fänsereien. Ist einmal der Streit vorbei, so mach völlig Schluß damit — auch in dir selber. Laß deinen Friedensschluß für alles gelten, was sich nicht ausdrücklich und offen auszunehmen verlohnt. Mit einem Wort: Spinne den Faden nicht fort über Dinge, wegen deren du ihn nicht begonnen hättest.

Ludwig Herz / Die Versorgung mit Kolonialwaren

Schokolade: Unser Kakaoverbrauch in Friedenszeiten beträgt etwa ein halbes Kilo auf den Kopf der Bevölkerung. Zur Deckung des Bedarfs wurden im Jahre 1913 510 000 Doppelzentner Kakaobohnen im Werte von etwa 58% Mill. M. eingeführt; der Einfuhr stand eine Ausfuhr von 30 000 Doppelzentnern Halb- und Fertigfabrikaten gegenüber, davon ging ein Drittel nach England. Haupteinfuhrländer sind Westafrika und Südamerika. Kamerun, Togo, Samoa waren nur mit 15,8 Tausend Doppelzentnern beteiligt. Diese Massenzufuhren bleiben ganz aus, da der Ueberseehandel durch die Verlastigung der Schifffahrt durch die Engländer und durch die geringe Handelsflotte der neutralen Staaten lahmgelegt ist; Holland, das bisher Kakaobohnen lieferte, hat mit Rücksicht auf die eigene Industrie jetzt neue Ausfuhrverbote. Allerdings sind in den ersten drei Wochen des Oktober 24 000 Doppelzentner eingeführt worden; das war aber eine vorübergehende Erscheinung, die im übrigen hinter der für normale Zeiten erforderlichen noch um 6000 Doppelzentner zurückblieb. Da nun jetzt große Massen dieses nahrhaften und erfreulichen Genußmittels als Liebesgaben ins Feld geschickt werden, ist der Verbrauch stark gestiegen. Die Schokoladenfabriken sind daher gegenüber den Anforderungen im starken Rückstande, zu dessen Ausfüllung eine Masse von 70 000 Doppelzentnern Rohstoff erforderlich sein wird. Die Folge ist natürlich eine starke Preissteigerung; der Preis der gebräuchlicheren Arten ist von 48 bis 53 M. auf das Doppelte gestiegen. Wenn der Preis der Fertigfabrikate bisher noch nicht annähernd in demselben Maße gestiegen ist, so liegt es daran, daß im Lande sich sehr starke Vorräte befinden; so hat namentlich die Sarotti-Wt.-Ges. in ihrem Jahresbericht erklärt, daß ihre Bedürfnisse an Rohstoff noch auf lange Zeit gedeckt seien. Trotz alledem muß man bei der Wichtigkeit des Erzeugnisses für unsere Soldaten im Felde der weiteren Entwicklung des Kakaomarktes besondere Aufmerksamkeit schenken. Eine Aufnahme der Vorräte dürfte sich empfehlen, sie wird auf besondere Schwierigkeiten nicht stoßen, da diese sich wohl überwiegend in zollfreien Niederlagen befinden. Gegebenenfalls sollte man vor einem Verbot der Fabrikation von Luxus-schokoladen nicht zurückschrecken und die Einfuhr aus Holland und der Schweiz durch Herabsetzung oder Aufhebung des sehr hohen Zolls zu erleichtern suchen. Allerdings will die Schweiz demnächst den Preis für Schokoladenfabrikate um 10 bis 20 Prozent erhöhen.

Tabak: Ebenso wichtig für unsere Soldaten im Felde wie die Schokolade ist der Tabak. Ein großer Teil der Raucher befindet sich allerdings im Felde; ihr Verlangen wird, wie wir aus Feldpostbriefen wissen, lange nicht gestillt. Der Bedarf, der sonst etwa 1,6 Kilo auf den Kopf der Bevölkerung beträgt, wird aber erheblich steigen, da die Heeresverwaltung, wie verlautet, große Bestellungen gemacht hat, um den Truppen regelmäßig Zigaretten, Zigaretten und Tabak zu liefern. Trotzdem ist Tabak genug für den täglichen Gebrauch vorhanden. Die Inlandslager sind voll, und da 75 % der für den täglichen Gebrauch erforderlichen Rohabake aus Holländisch-Indien kommt, ist der Nachschub gesichert; auch unsere inländische Tabaksernte ist gut ausgefallen. Importen werden allerdings fast unerschwinglich werden, da die Seeversicherung 40 % des Wertes beträgt; dies ist nicht für uns, wohl aber für die Havanna von großer volkswirtschaftlicher Bedeutung; dort sind bereits über 5000 Arbeiter brotlos geworden. Schlimmer sieht es dagegen für die sich stetig mehrende Zahl der Zigarettenraucher aus. Die Einfuhr des namentlich für billige Zigaretten verwendeten russischen Tabaks fällt fort. In Ägypten ist der Tabakbau durch die Engländer, die die ägyptischen Finanzen in die Hand bekommen wollten, verboten. Der Tabakbau in den Balkanländern hat durch die früheren Kriegswirren stark gelitten. Es bleibt in der Hauptsache nur der klein-asiatische Tabak übrig, der aber nur auf dem recht teuren Landwege befördert werden kann. Die rumänische und österreichische Ernte wird von den eigenen Ländern aufgebraucht. Einen großen Erfolg hat uns der Krieg

gebracht. Er wird uns von dem Tabak-Trust befreien, gegen den Regierung und Verbraucher bisher vergeblich gekämpft haben.

Kaffee: Der Verbrauch beträgt auf den Kopf 3 Kilo. Zu seiner Deckung wurden 1,7 Millionen Doppelzentner Rohkaffee im Werte von 249 Millionen Mark eingeführt. 1,2 Millionen davon lieferte Brasilien, Deutsch-Ostafrika lieferte 40 000 Doppelzentner. Die Einfuhr zur See hat ganz aufgehört. Dagegen scheinen über Dänemark nicht unbedeutende Mengen eingeführt zu sein, doch erschöpfen sich dort die Lager sehr schnell. Die Vorräte in Deutschland betragen am 31. August 1914 in Bremen 93 000 Ballen, in Hamburg 1,7 Millionen Ballen; in Antwerpen lagerten damals über 1 Million Ballen. Dies sind Vorräte, die den Bedarf auf lange Zeit überreichlich decken. Von den in Hamburg lagernden Vorräten sind jedoch 990 000 Ballen, von der in Antwerpen lagernden 1 Million Eigentum des brasilianischen Staates Sao Paulo; es ist ein Teil jener Mengen, die zugunsten der Goldanleihe dieses Staates verpfändet sind und von denen nur eine jedesmal im Januar festgesetzte Menge in den Handel gebracht werden kann. Diese Maßnahme wurde seinerzeit getroffen, um den sinkenden Kaffeepreis im Interesse der brasilianischen Kaffeebauer zu stützen. In diesem Jahre sollte überhaupt nichts von diesen Vorräten in den Handel kommen. Diese eingeschlossenen Mengen werden vom 16. November an nach und nach in den Verkauf gebracht werden. In Brasilien ist eine starke Krise ausgebrochen, und die brasilianische Regierung muß, um ihre notleidenden Coupons endlich im Dezember einzulösen zu können, auf diesen ihren Besitz im Werte von etwa 70 Millionen Mark zurückgreifen. Der Preis für diesen Kaffee wird behördlich festgesetzt werden, er soll beträchtlich hinter dem jetzigen, bereits für mittlere Sorten um 50 Prozent des unverzollten Wertes heraufgetriebenen zurückbleiben.

Tee: Der Teeverbrauch ist in Deutschland ohne große Bedeutung; nur an der Waterkant ist er Volksgetränk, sonst wird er im wesentlichen nur von geistig stark arbeitenden Personen getrunken, auch in einigen Großstädten ist der Verbrauch durch Nachahmung der englischen Mode des Nachmittagees gestiegen. Der Verbrauch beträgt nur 0,07 Kilo auf den Kopf der Bevölkerung. Die Einfuhr betrug 43 000 Doppelzentner im Werte von 8 Millionen Mark, davon kamen 7,4 Tausend Doppelzentner aus Holländisch-Indien, 22,8 Tausend Zentner aus China. Anders liegt es in England. Nur wer in England war, kann ermessen, welche Bedeutung dort das Getränk, das „erheitert, ohne zu berauschen“, bei arm und reich, hoch und niedrig spielt; der Verbrauch beträgt dort nicht weniger als 2½ Kilo auf den Kopf der Bevölkerung. Mit grimmer Schadenfreude haben wir daher gelesen, daß durch die Tätigkeit der „Emden“ — *exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor* — der Teepreis wenigstens vorübergehend dort auf das Doppelte gestiegen ist. Wie groß übrigens die Unkenntnis kontinentaler Verhältnisse in England ist, beweist ein Marmartikel der „Daily Mail“ vom 3. Oktober, der auf die starke Einfuhr von Tee aus London nach Holland hinwies, die sicherlich für Deutschland bestimmt sei, während in Wirklichkeit die verstärkte Einfuhr nur auf das Ausbleiben japanischer Zufuhren zurückzuführen war. Offenbar mußte die Zeitung nicht, daß die Rolle, die in England der Tee einnimmt, in Deutschland vom Kaffee gespielt wird.

Reis: Der Reisverbrauch beträgt 2,5 Kilo auf den Kopf der Bevölkerung. Er kommt im wesentlichen aus Britisch-Indien. Es muß sich daher sehr bald ein sehr erheblicher Mangel an dieser Kolonialware fühlbar machen. Bruchreis ist von Juli—November von 17 M. der Doppelzentner auf 25 M., bessere Qualität von 22—34 M. auf 58—72 M. gestiegen; Preissteigerungen, die allerdings bei den noch in Deutschland vorhandenen Mengen spekulativer Zurückhaltung zur Last fallen. Das Fehlen des nahrhaften und billigen Produktes ist namentlich auch im Interesse unserer Volksküchen zu bedauern, denen schon die Einfuhr von Erbsen und Linsen abgeschnitten ist, und die auch Sojabohnen, an die man als Ersatz für die fehlenden Hülsenfrüchte gedacht hatte, nach Erschöpfung der Inlandsvorräte aus der Mandchurerei nicht erhalten können. Allerdings wissen wir aus verschiedenen Städten, daß die Reistage sich in den Volksküchen keiner besonderen Beliebtheit erfreuen. Eine starke Schädigung er-

leidet gewissermaßen als Ausgleich der indische Handel, für den der Ausfall der 100 Millionen, die Deutschland an diese englische Kolonie zahlte, sehr merkbar sein wird. England selbst verbraucht etwa 7 bis 8 Kilo auf den Kopf der Bevölkerung. Die Zufuhr wird ihm auch bleiben, selbst wenn die Türken den Suezkanal sperren sollten, da dergleichen Stapelartikel infolge der hohen Durchfuhrgebühren durch den Kanal den 11 000 Kilometer längeren Weg um das Kap der guten Hoffnung gehen.

Zucker: Unsere Zeit hat fast vergessen, daß Zucker ursprünglich ein Kolonialprodukt war. Noch vor 50 Jahren lieferte das Zuckerrohr etwa vier Fünftel der Zuckerproduktion für den Weltmarkt, während jetzt der Anteil des Rübenzuckers fast 58 % beträgt. Deutschland, als der größte Rübenzuckerproduzent, wird, nachdem die Regierung nach längerem Zögern und Schwanken ein Ausfuhrverbot erlassen hat und nur die für die neutralen Länder erforderlichen Mengen entsprechend ihren früheren Bezügen freigegeben zu wollen scheint, solchen Ueberfluß haben, daß die Herstellung kontingentiert und Mindestpreise im Interesse der landwirtschaftlichen und gewerblichen Produzenten festgesetzt werden mußten. Voraussetzungsweise wird die Regierung sogar dazu schreiten müssen, die Vorräte zu beleihen. Dieser Ueberfluß ist sehr erfreulich. Man weiß jetzt, daß Zucker mehr Nahrungs- als Genußmittel ist, und schätzt seinen großen Wert als Erhaltungs- und Mastfutter. Starke Zuckergaben erhöhen auch die Leistungsfähigkeit der Pferde und verringern ihren Durst.

Zuckermangel ist einer der mündesten Punkte Englands, wo der Zuckerverbrauch mit 40 Kilo auf den Kopf der Bevölkerung doppelt so groß ist, wie in Deutschland. England selbst erzeugt keinen Zucker. Seine Vorräte betrugen in Rohzucker umgerechnet Ende August 142 Tausend Tonnen gegen 260 Tausend Tonnen zu dieser Zeit 1913; die Einfuhr betrug gleichfalls in Rohzucker umgerechnet 38 Tausend Tonnen gegen 199 Tausend Tonnen im Vorjahre. England kann tatsächlich keinen Rübenzucker einführen. Deutschland und Oesterreich-Ungarn, die etwa die Hälfte des Rübenzuckers in der Welt erzeugen, geben ihm nichts; daß England ein Verbot für die Einfuhr deutschen Zuckers erließ, wirkt wie die Geschichte vom Fuchs und den sauren Trauben; Rußland, das etwa ein Viertel der Weltproduktion liefert, ist nach Sperrung der Ostsee und der Dardanellen nicht in der Lage, von seinem Ueberfluß etwas abzugeben, da die Ausfuhr aus Archangelsk auch dann nicht in Frage kommt, solange der Hafen noch eisfrei ist. In Frankreich wird der Ausfall der Zuckerproduktion nach französischen Zeitungsmeldungen auf 80 % geschätzt. Italien hat allerdings England die Ausfuhr von 500 000 Doppelzentnern bewilligt. Diese Erlaubnis steht aber auf dem Papier; Italien hat in der letzten Kampagne nur 221 000 Doppelzentner geerntet, wovon doch noch der eigene Verbrauch abgeht.

England ist daher auf Rohzucker angewiesen, und die englische Regierung hat erklärt, daß sie sich eine Million Doppelzentner dieses Zuckers gesichert habe. Dadurch wird aber der Ausfall der Rübenzuckerzufuhr auch nicht annähernd ausgeglichen. Gingen doch im Jahre 1913 allein 8½ Millionen Doppelzentner aus Deutschland nach England und seinen Kolonien. In England herrscht tatsächlich Zuckernot. Die Preise sind bereits um 140 % gestiegen und müssen noch beträchtlich weiter steigen. Diese Vertuerung muß sich dort, wo sich der deutsche Zucker als Rohzucker mit 90 % Gehalt auf 17 bis 19 Pf. pro Kilo stellte, stark fühlbar machen. Es muß zunächst die bisher sehr ausgedehnte Verwendung als Viehfutter eingeschränkt werden. Weiter ermöglichte der billige Preis, Zucker als Ersatz für Fettmischung zu verwenden. Ungeheure Mengen Zucker dienten zur Herstellung von Jam (Obstmus), das Volksnahrungsmittel war und an Stelle von Butter gegessen wird. Diese Weltindustrie wird durch die Zuckervertuerung brachgelegt.

Hier zeigt sich uns ein Weg, um unseren Fettbedarf zu ergänzen; zwei Gramm Zucker stehen einem Gramm Fett an Nährwert gleich. Infolge schwindender Einfuhr von Rohstoffen wird unsere Pflanzenfettfabrikation in einigen Monaten stillliegen, auch die Schmalzeinfuhr hat fast ganz aufgehört. Bisher war Marmelade bei uns ein Luxusartikel, unsere Marmeladenindustrie konnte sich infolge der hohen Zuckerpreise nur schwach ent-

wickeln. Bei der reichen Obsternte dieses Jahres war es möglich, billige Marmeladen als Butterersatz herzustellen. Allerdings muß zu diesem Zweck Zucker steuerfrei hergegeben werden. Einen Ausfall würde die Staatskasse davon nicht haben, da der jetzt im Inlande verwendete Zucker sonst ausgeführt und die Steuer dafür zurückerstattet worden wäre.

Dr. Erich End / Die Mietfrage

I.

Im Ausgabeetat der meisten Haushaltungen bildet die Miete den größten, ja vielfach den einzigen großen Posten. Sie ist zugleich derjenige Posten, der am wenigsten beweglich ist. Die Ausgaben für Nahrung und Kleidung können in den Fällen der Not und der großen Krisen fast immer noch wenigstens etwas heruntergesetzt werden. Hier kann sich der einzelne Haushalt noch bis zu einem gewissen Grade nach der Decke strecken. Mit der Miete ist das anders. Der Mietvertrag umfaßt, so gut wie immer, einen größeren Zeitraum, mindestens ein Jahr. Tritt im Verlauf dieses Jahres eine wesentliche Aenderung in der wirtschaftlichen Lage des Mieters ein, so bleibt doch die Miete gleich hoch; er hat keine Möglichkeit, sie herabzusetzen, falls nicht eine gütliche Vereinbarung mit dem Vermieter zustande kommt. Sein einziger Ausweg ist häufig, die Miete — schuldig zu bleiben. Aber damit läuft er Gefahr, zur Räumung gezwungen zu werden und seinen Hausrat, d. h. in vielen Fällen seine ganze Habe zu verlieren.

Die Mietfrage ist daher in diesen Kriegszeiten für den größten Teil der Bevölkerung die schwierigste und dringendste wirtschaftliche Frage. Es liegt auf der Hand, daß die Kriegsgesetzgebung nicht an ihr vorübergehen konnte. Es sind aber in dieser Beziehung zwei Gruppen von Mietern streng zu unterscheiden: einmal die Kriegsteilnehmer und ihre Familien, andererseits die gesamte übrige Bevölkerung, soweit sie indirekt durch den Krieg leidet, indem sie durch ihn Arbeit, Vermögen und Einkommen verliert, oder aus Mangel an Umsatz außerstande ist, die Miete der Geschäftslokale zu bezahlen.

Was die Kriegsteilnehmer und ihre Familien anlangt, so sind sie gegen jeden gewaltsamen Zugriff schlechtthin geschützt, und zwar durch das Gesetz vom 4. August 1914 betreffend den Schutz der infolge des Krieges an der Wahrnehmung ihrer Rechte behinderten Personen. Dieses Gesetz schließt praktisch jede Prozeßführung gegen den Kriegsteilnehmer aus. Er kann also weder auf Zahlung der Miete noch auf Ermäßigung verklagt werden. Auch in denjenigen Fällen, wo neben dem Manne die Ehefrau den Mietvertrag unterzeichnet hat, kann nach jetzt herrschender Ansicht der Hauswirt sie nicht ermitteln. Zum mindesten ist eine Vollstreckung aus dem Räumungsurteil während der Dauer des Krieges ausgeschlossen. An der Notwendigkeit dieser Maßregel ist kein Zweifel möglich. Man kann den für das Vaterland kämpfenden Kriegern unmöglich die Sorge aufbürden, ob ihre Familien auch ein Dach über dem Kopf haben. Daß hierdurch andererseits in die Rechte der Hauswirte sehr scharf eingegriffen wird, unterliegt natürlich ebensowenig einem Zweifel.

Der Schutz der übrigen zahlungsunfähigen Bevölkerung ist weit geringer. Sie kann die Bewilligung von Fristen bis zur Dauer von drei Monaten durch den Richter beanspruchen. Unter diesen Mieterschuldnern ist einer Kategorie zu gedenken,

die in besonders ungünstiger Lage ist: das sind alle diejenigen — meistens Frauen —, die eine größere Wohnung zu dem Zwecke nehmen, sie ganz oder zum Teil durch Untervermieten zu verwerten. In solchen einzelnen Zimmern wohnt der größte Teil der städtischen unverheirateten Kriegsteilnehmer, soweit sie nicht noch im elterlichen Haushalte leben, und zwar auf Grund kurzfristiger Mietverträge. Im Westen Berlins und seinen Vororten sind diese Zimmer ferner im weiten Umfange an Ausländer vermietet gewesen, die ebenfalls durch den Krieg aus ihren bisherigen Quartieren herausgeholt worden sind. Den Zimmervermieterinnen ist also die Funktion zugefallen, dem Hauswirt das Risiko abzunehmen, das in der Beherbergung dieser großen Menge von einzelnen Mietern enthalten ist. Während sie selbst die Zimmer leer stehen haben, bleiben sie weiter an ihre Verträge, mit zum Teil recht hohen Mieten, gebunden. Dabei handelt es sich fast durchweg um kapitallose Existenzen, die zur Tragung dieses Risikos schlechthin nicht imstande sind.

Wenden wir uns der Frage zu, wie der Mietnot gesteuert werden kann, so müssen diese beiden Gruppen von Mietern streng auseinandergehalten werden. Wir prüfen die Frage zunächst in bezug auf die Kriegsteilnehmer und ihre Familien. Sie können, wie schon hervorgehoben, nicht gewaltsam aus den Mietwohnungen gedrängt werden. Andererseits sind sie von ihrer Zahlungsverpflichtung nicht befreit. Daraus entsteht eine doppelte Schwierigkeit: für den Mieter läuft eine stets wachsende Schuldenlast auf; sie muß bei Fortdauer des Krieges eine solche Höhe erreichen, daß die große Menge der Kriegsteilnehmer bei ihrer Rückkehr völlig außerstande ist, sie jemals zu tilgen. Zum mindesten müssen sie ihren Hausrat, an dem der Vermieter ein Pfandrecht hat, verlieren. Auf der anderen Seite ist dem Hauswirt damit wenig gedient, da die Möbel fast nie die Schuld decken werden. Während der Dauer des Krieges sind ihm dem Mieter gegenüber die Hände gebunden; er kann nichts tun, um zu seinem Gelde zu kommen. Er muß also zusehen, wie sich seine Lage von Monat zu Monat verschlechtert. Dabei ist er selbst in sehr erheblichem Maße Schuldner von Hypotheken und Hypothekenzinsen. Da die Mieten nicht eingehen, muß er die Hypothekenzinsen aus eigenem Vermögen bezahlen, falls er dazu imstande ist. Ist das aber nicht der Fall — und ein sehr großer Teil der Hausbesitzer hat außer dem Haus kein bares Vermögen —, so hat er, falls Gesetzgebung und Verwaltung nicht eingreifen, die Zwangsversteigerung zu befürchten. An dem Ernst der Lage für Hauswirt und Mieter kann also nicht der geringste Zweifel sein. Aber wie ist zu helfen?

Die Familien der Kriegsteilnehmer erhalten auf Grund des Reichsgesetzes vom 28. Februar 1888 zwar Unterstützungen, die nach der Kopfzahl steigen; sie sind aber so gering, daß sie zum mindesten für großstädtische Verhältnisse, die hier in erster Linie in Frage kommen, im besten Falle für den Bedarf an Essen, Trinken, Kleidung und Heizung ausreichen; zur Zahlung der Wohnungsmiete bleibt nichts übrig. In richtiger Erkenntnis der Sachlage gewährt eine große Anzahl von Gemeinden Zuschüsse zur Reichsunterstützung. So geben die sämtlichen Gemeinden von Groß-Berlin einen Zuschuß bis zur Höhe von 100 Prozent der Reichsunterstützung. Auch das reicht aber, bei den Berliner Preisen wenigstens, bei kleinen Familien nur zur Deckung des Existenzminimums. Sogar bei größeren Familien (Frau mit zwei und mehr Kindern) sehr wohl ein Teil zur Miete verwendet werden. Man hat deshalb z. B. in Charlottenburg einen Teil der Unterstützung abgezweigt und

zahlt ihn von Gemeinde wegen direkt an den Hauswirt als Mietbeihilfe. Man ist aber noch wesentlich darüber hinausgegangen und zahlt grundsätzlich in allen Fällen, wo die Familie der Kriegsteilnehmer nicht imstande ist, aus eigenen Kräften die Miete zu bezahlen, dem Hauswirt einen Teil der Miete bar aus. Das kann natürlich nur für kleinere Wohnungen gelten, etwa bis zum Betrage von 50 M. monatlich. Dafür wird andererseits von dem Hauswirt ein gewisses Entgegenkommen verlangt. Dies ist gewiß zu billigen; denn die Aufwendung öffentlicher Gelder zugunsten eines einzelnen Teils der Bevölkerung kann nur dann gerechtfertigt werden, wenn damit ein weiterer Nutzen für die Allgemeinheit erzielt wird. Wie weit die einzelnen Gemeinden gehen, ist selbstverständlich in erster Linie von den Mitteln abhängig, die zur Verfügung stehen. Am besten scheint mir, soweit ich unterrichtet bin, die Sache in Charlottenburg geregelt zu sein. Hier werden bedingungslos bis 50 Prozent der Miete für den zu den Fahnen einberufenen Mieter gezahlt. Es werden aber noch weitere 20 Prozent gewährt, wenn der Hauswirt auf den Rest von 30 Prozent verzichtet. Damit ist, soweit es in den Kräften der Kommunen steht, allen berechtigten Ansprüchen Rechnung getragen. Der Kriegsteilnehmer ist von der Sorge um Wohnung und Miete befreit, und der Hauswirt erhält einen so hohen Teil der Miete, wie er ihn ohne das Eintreten der Gemeinde niemals erhoffen durfte. Freilich stellt eine solche Hilfe außerordentliche Anforderungen an die Finanzkraft der Gemeinde. In Charlottenburg schätzt die Magistratsvorlage, bei Zugrundelegung einer Mietbeihilfe von durchschnittlich 22,50 M. pro Monat, die Summe der städtischen Aufwendungen für die Familien der Kriegsteilnehmer — also Zuschuß zur Reichsunterstützung nebst Mietbeihilfe — auf über 300 000 M. im Monat. Dabei ist derjenige Betrag, den die Stadt für das Reich zu verauslagen hat, nicht mitgerechnet. In Berlin rechnet man, wie aus der Rede des Oberbürgermeisters Bermuth vom 20. November hervorgeht, mit rund 70 000 Kriegsteilnehmerfamilien und schätzt die durch die Mietbeihilfe verursachten Mehrausgaben auf monatlich annähernd 650 000 M. Dabei ist zu beachten, daß die Einnahmen der Gemeinden aus Steuern zweifellos sinken werden und daß der Anziehung der Steuerschraube, etwa durch Erhöhung der Zuschläge zur Einkommensteuer, sehr große Schwierigkeiten entgegenstehen. Es bleibt freilich zu hoffen, daß nach einem glücklich verlaufenen Kriege das Reich imstande sein wird, die Kommunen für ihre außerordentlichen Aufwendungen ganz oder teilweise zu entschädigen.

Wenn nun auch Gemeinden, die in dieser Weise vorgehen, alles getan haben, was irgend von ihnen verlangt werden kann, so ist doch nicht zu übersehen, daß auch dann noch dem Hauswirt Opfer zugemutet werden, die vielfach über seine Kräfte gehen. Denn, um bei dem Beispiel Charlottenburgs zu bleiben, die 30 Prozent, auf die der Hauswirt verzichten soll, stellen in vielen Fällen seine ganze bare Einnahme aus dem Hause, d. h. für alle diejenigen, deren ganzes Kapital in dem Hause steckt und die einen sonstigen Erwerb nicht haben, ihr gesamtes Einkommen dar. Hierbei ist vorausgesetzt, daß die Kriegsteilnehmer einen sehr großen Teil der Mieter eines Hauses bilden, was für gewisse Stadtgegenden, insbesondere auch für den Osten und Norden Berlins zutreffen wird. Der größte Teil der Miete bleibt ja nicht in den Händen des Hauswirts, sondern muß von ihm weitergeleitet werden, an den Hypothekar. Insofern ist der Hausbesitzer lediglich Einziehungsbeamter des Hypotheken-

gläubiger. Nach der Annahme von Rußbaum (Deutsches Hypothekenwesen, Seite 187) wird man die ungefähre durchschnittliche Belastung eines Berliner Mietgrundstückes mit 80—85 Prozent des Wertes keinesfalls zu hoch angesehen haben. Berlin steht allerdings in bezug auf die Hypothekenbelastung bei weitem in erster Linie.

Es entsteht also die Frage, ob der Hausbesitzer den Mietausfall allein tragen soll oder ob er instand gesetzt werden muß, ihn zum Teil auf den Hypothekengläubiger abzuwälzen. Ich stehe nicht an, mich für die letztere Alternative zu entscheiden. Es handelt sich hier um einen allgemeinen öffentlichen Notstand, an dessen Entstehung der Hausbesitzer genau so unschuldig ist, wie der Hypothekengläubiger. Der rein juristische Unterschied, daß der Hypothekengläubiger an sich mit der Miete nichts zu tun, sondern sich lediglich an den Hauswirt zu halten hat, kann nicht ausschlaggebend sein. Wirtschaftlich betrachtet, sind sie beide an dem Einkommen des Hauses beteiligt und müssen sich auch in den Schaden, der hier entsteht, teilen. Von diesem Standpunkt aus müßte man dem Hauseigentümer das Recht geben, einen Teil desjenigen Betrages, den er infolge Vereinbarung mit der Gemeinde seinen Mietern dauernd erlassen hat — etwa ein Drittel —, von den Hypothekenzinsen zu kürzen. Bei einer solchen Regelung hätte er immer noch durchaus hinreichenden Grund, in der Gewährung von Nachlässen nicht auf Kosten seiner Hypothekengläubiger leichtsinnig wohlthätig zu sein. Der Druck des Hypothekengläubigers wird aber so weit gemildert, daß er einem verständigen Entgegenkommen geneigter ist. Eine große Schwierigkeit liegt freilich noch darin, wie dieser Abzug auf die einzelnen Hypothekengläubiger zu verteilen ist. Unser Hypothekenrecht wird von dem Prioritätsprinzip beherrscht, d. h. der voreingetragene Hypothekengläubiger geht dem nacheingetragenen in seinem Recht auf Befriedigung aus dem Grundstück vor. Insbesondere der erste Hypothekengläubiger, der meistens auch der größte ist, geht mit seiner Forderung allen anderen voran. Dieses Prinzip ist durch die rechtsgeschäftliche Praxis noch stärker ausgebaut worden, namentlich dadurch, daß der Eigentümer sich in der Hypothekenurkunde bei Unpünktlichkeit der Zinszahlung usw. der sofortigen Zwangsvollstreckung unterwirft (vgl. Rußbaum, Hypothekenwesen Seite 196 ff. und Wirtschaft und Recht 1914, S. 216). Tatsächlich hat der erste Hypothekar sowohl dem Eigentümer wie den nachfolgenden Hypothekaren gegenüber eine ganz überragende Stellung. Da die Zwangsversteigerung in der Gegenwart fast regelmäßig zu einem Ausfall der nachstehenden Hypotheken führen müßte und der zweite Hypothekar nur in den seltensten Fällen imstande sein würde, das Grundstück zu ersteilen, würde die rücksichtslose Durchsetzung seines Uebergewichtes nebenbei bemerkt zu einer vollständigen Katastrophe auf dem Grundstücksmarkt führen. Auch hiergegen sind eine Reihe von Anordnungen getroffen, die aber in diesem Zusammenhang nicht weiter erörtert werden können. Jedenfalls wird man sagen können, daß die privatrechtlichen Sätze sich auch hier der höheren öffentlichen Ordnung beugen müssen. Der erste Hypothekar kann nicht verlangen, daß der Schaden ausschließlich von den nachstehenden Gläubigern getragen wird. Ich würde deshalb auch den Zinsnachlaß, zu dem der Hauswirt nach der vorstehenden Darlegung berechtigt sein soll, auf alle Hypothekenzinsen verteilen. Der richtige Verteilungsmaßstab scheint der zu sein, daß die zu kürzende Summe nach dem Verhältnis der Zinsen, nicht nach dem Verhältnis des

Kapitals, zu verteilen ist. Denn da der Zinssatz der ersten Hypothek in der Regel niedriger ist als der der folgenden, würde hierdurch doch erreicht werden, daß der Vorrang der ersten Hypothek bei der Verteilung des Abzuges einigermaßen zum Ausdruck kommt. Die praktische Ausführung würde am besten den Miteinigungsämtern übertragen werden, die jetzt in zahlreichen Städten gegründet werden und die zu diesem Zweck noch durch die Zuziehung von sachverständigen Vertretern der Hypothekengläubiger zu ergänzen wären.

Man darf sich freilich nicht verhehlen, daß die Folgen einer solchen Maßregel recht weittragende werden können. Die erste Hypothek ist regelmäßig in den Händen von Hypothekenbanken, Sparkassen, Versicherungsgesellschaften und dergl. Eine Kürzung ihrer Einnahmen kann also eine Schmälerung der Beträge zur Folge haben, die für die Zinsen der Pfandbriefe und der Sparkassenguthaben oder für die Zahlung von Versicherungssummen zur Verfügung stehen. Daß die Versicherungsgesellschaften durch eine derartige Maßregel ernsthaft bedroht seien, ist allerdings kaum anzunehmen. Mit einer Herabsetzung der Pfandbriefe- und Sparkassenzinsen müßte aber unter Umständen vielleicht gerechnet werden. Ich glaube aber, daß auch das in einer Zeit mit in Kauf genommen werden muß, in der alles Einkommen aus Kapital bedroht ist, wo Staatsanleihen und Industrieobligationen, von Aktien ganz zu schweigen, in zahlreichen Fällen keine Zinsen abwerfen werden und alles Kapital einer enormen Werteinbuße ausgesetzt ist. Aus diesem Grunde ist auch aus der sogenannten Mübelsicherheit der ersten Hypothek gemäß § 1807 BGB. ein Gegenargument nicht zu entnehmen.

Was die Form der hier vorge schlagenen Maßregel anlangt, so wäre, da sie in das geltende Privatrecht, und zwar auf das tiefste einschneidet, der Erlass eines Reichsgesetzes, oder an seiner Stelle einer Bundesratsverordnung auf Grund der im § 3 des Gesetzes vom 4. August enthaltenen Ermächtigung, notwendig. Man könnte dabei ins Auge fassen, die so geschädigten Gläubiger nach Friedensschluß zu entschädigen, falls dem Reiche dann eine ausreichende Kriegskostenentschädigung zur Verfügung steht. Es ist ja nicht zu verkennen, daß unsere ganzen Wirtschaftsverhältnisse zurzeit einen provisorischen Charakter haben. Doch mit dem Verlust der erlassenen Mieten ist dauernd zu rechnen.

Schluss 10.21.

Rudolf Michael / Der Franktireur

Aus den Dächern brach der Rauch in Bergen,
Aus den Höfen quoll die graue Flut.
Wie ein grimmes Grauen
War es anzuschauen:
Durch die Nacht das fleischgewordne Blut.

Truppen trabten durch den Qualm der Gassen,
Trotzig ragt der Kirchturm in die Nacht.
Vor dem stummen Zeichen
Unsre Waffen weichen,
Und die heiße Kehle hat sich ausgelacht.

Blötzlich von des Turmes bleicher Ruppel
Zuckt ein Schuß, frohlockt die feige Luft.
Vor der Turmestür
Fällt der Offizier,
Preßt die Arme auf die wunde Brust.

Rubig! — Und es wird der Turm zur Fadel,
Schleudert in den Himmel seinen Brand.
Rings in starkem Schweigen
Wir die Helme neigen,
Beteten stumm für unser heil'ges Land.

Gottfried Traub / Reiseindrücke aus Oesterreich-Ungarn

III.

Man redet in Wien und Budapest weniger, auch in vertrautem Kreis, von der Cholera, als ich dachte. Sie trat anfangs auf dem Kriegsschauplatz in wenigen Tagen ziemlich ernst auf, aber wie der ungarische Ministerpräsident Tisza nach einem ausführlichen Bericht im „Pester Lloyd“ mitteilt, hat sich dann die weitere Infektion sowohl im Heere wie im Land überraschend schnell gemindert. Die Zivilbevölkerung scheint von der Seuche verhältnismäßig sehr wenig angegriffen zu sein. Augenblicklich werden noch in vier Militärspitälern Cholerafranke in größerer Anzahl verpflegt. Ob man dabei die beweglichen Baraden des dänischen Rittmeisters von Döder verwendet? Daß die Krankenpflege bei den verwickelten Verhältnissen des russischen und galizischen Schauplatzes sehr große Anforderungen an das Sanitätspersonal gestellt hat, ist klar. Es kamen eine Reihe von Mißständen im Kranken- und Verwundetentransport, besonders nach den großen Schlachten bei Lemberg vor, und es ist nur zu begrüßen, daß das Zusammenarbeiten der Heeresleitung mit der ungarischen Gesellschaft über große Schwierigkeiten hinweggeholfen hat. In den nördlichen Gebirgsgegenden von Ungarn gestaltet sich die Bekämpfung der Krankheit, wie der Ministerpräsident näher ausführt, sehr schwierig. Aber auch dort soll viel geleistet worden sein. Einige Städte mögen ja vor den Baradenkolonien als unliebsamen Gästen Furcht haben, allein sie ist gegenstandslos, da künftig auch die Beobachtung der Kranken außerhalb der Stadt unter gesteigerten Vorsichtsmaßnahmen vorgenommen wird. Es wird sich fragen, ob das Konto der Verluste im Krieg, das auf Krankheiten zurückzuführen ist, das größere bleibt. In Schlachten und Gefechten starben früher weniger, als der Tod nachher durch die Krankheiten hinwegraffte. Aber auch hier hat sich infolge der gesteigerten Anforderungen an die Hygiene der Prozenzfuß sehr günstig gestaltet. Man ist ganz erstaunt zu lesen, daß die Engländer noch im Burenkrieg in Schlachten und Gefechten bloß 7000 Mann verloren haben. (Man kann ermaßen, was für Sorgen ihnen die jetzigen Verluste bereiten, die das Zehnfache betragen!) Jenen 7000 Mann standen aber im Burenkrieg 14 000 gegenüber, die durch Krankheit verloren gingen. Im japanisch-chinesischen Krieg sollen zwölfmal so viele Soldaten an Krankheiten gestorben sein, als durch die Waffen des Gegners. Dagegen haben die Japaner in ihrem Krieg mit Rußland im Jahre 1904 in Schlachten und Gefechten 58 000 Soldaten verloren, aber nur etwa 22 000 durch Krankheiten. Es wird im „Wiener Montagblatt“ darauf hingewiesen, daß dies wohl der erste Fall gewesen sei, in dem ein Krieg um die Hälfte weniger Opfer durch Krankheit als durch Waffen gefordert hat. Der ärztliche Ueberwachungsdienst im Heer und in der Flotte war bei ihnen außerordentlich vervollkommen worden. Mag man auch der Kriegsstatistik mit Mißtrauen gegenüberstehen — denn wie in solchen erregten Kriegszeiten Statistik wissenschaftlich erledigt werden kann, weiß trotz aller vorzüglichen Fragezettel und pflichtgetreuen Einzeichnung jeder — die Linie ist doch deutlich erkennbar, wonach die Verluste durch Krankheiten gegen frühere Zeiten auf ein Mindestmaß herabgedrückt werden. Man wundert sich trotz alledem, mit welcher Ruhe man durch solche cholerabedrohte Gebiete fährt. Es ist, als ob auch diese asiatische Krankheit an ihrem Schrecken etwas verloren hätte. Die sogenannten Pestsäulen, d. h. Marien- und Heiligenstatuen, wie sie auf dem Marktplatz mancher österreichischen Stadt anzutreffen sind, rufen uns ins Gedächtnis zurück, welch unauslöschlichen Eindruck in früheren Jahrhunderten eine solche Volksseuche auf die Menschheit gemacht hat. Man bekommt einen Begriff von der Wehrlosigkeit und Hoffnungslosigkeit, mit der man damals einem solchen Feinde gegenüberstand, und freut sich doppelt der wissenschaftlichen Erfolge der Gegenwart.

•

Am Morgen des Reformationsfestes fuhren wir von Wien nach Wiener-Neustadt, wurden dort von dem evangelischen Ortspfarrrer,

meinem Freund Rappuz, am Bahnhof abgeholt und dann in seine schmude Kirche geleitet. Die dortige evangelische Gemeinde hat wirklich etwas Gutes geleistet, indem sie diesen Kirchenbau durchgeführt hat. Mancher Konsistorialvertreter im Deutschen Reich würde den Kopf schütteln über die spielende Einfachheit, mit welcher hier die Kanzelfrage gelöst worden ist. Diese Lösung kommt uns für kleinere Kirchen geradezu mustergültig vor. Der Pfarrer redet von schmudlos, kaum betontem Pult nicht über die Gemeinde hin, sondern aus der Gemeinde heraus und spricht mit ihr von dem, was ihm das Herz bewegt. Manche Gemeinde darf Wiener-Neustadt um diesen Bau beneiden. Es war mir eine große Freude, gerade am Reformationsfesttag in diesen Räumen zu predigen. Die hintersten Bänke saßen voll österreichischen Militärs. Es galt, Herzen zu packen und Seelen zu füllen. Ich redete von gemeinsamem Reformationserlebnis und vom augenblicklichen vaterländischen Kampfe, so wie es die Lage selber forderte. Das Reformationserlebnis ging mir doppelt auf. Die Gerechtigkeit ruht nicht auf dem Zutrauen zu einer Summe abstrakter einzelner oder Volkstugenden, sondern in der unzerstörbaren Gewißheit der göttlichen, ewigen, zuverlässigsten Gerechtigkeit, die es gibt, und in der Kraft, die aus solcher Gewißheit strömt. Gemeinsame Bänder des Glaubens und des Blutes fühlt man über den Landesgrenzen mit doppelter Leidenschaft. Und die Sonne brach durch die Fenster und vergoldete den ganzen Raum. Ich dachte einen Augenblick des preußischen Evangelischen Oberkirchenrates zu Berlin, der für mich kein Amt hatte, als der Krieg begann, während der deutsche Reichskanzler die Jesuiten zur Seelsorge bei der deutschen Marine zuließ. Aber das war nur ein Augenblick. Man mußte sich heute schon recht zusammennehmen, um etwas Ordentliches und Wirkliches zu sagen für Herz und Gemüt; denn unter den Zuhörern saß auch ein zweiter Pfarrer in feldgrauer Uniform, geschmückt mit dem Eisernen Kreuz. Vor Eisernen Kreuzen zu sprechen, macht besagen. Es war Pfarrer Rad aus Pilsen, der eben aus den Schützengräben im Westen gekommen war, um seine Verhältnisse in Pilsen zu regeln. Was umschlossen in diesem Augenblick die Mauern der Kirche für mannigfache Schicksale! Der Ortspfarrrer verläßt nun seine Gemeinde, um in Dortmund die neue Stelle anzutreten. Man hätte beinahe denken können, ich hätte nun dort in Wiener-Neustadt eine Probepredigt gehalten. Jedenfalls machte ich die Probe auf die alte Kraft und die neuen Wirkungen echt reformatorischer Gedanken und freute mich, daß heute das Lutherlied „Ein feste Burg ist unser Gott“ interkonfessionell geworden ist. Wir hörten es in Wien und Graz und wer weiß wo von Geigen spielen, von Menschen singen — eine denkwürdige Freude zur vierhundertjährigen Erinnerung an einst. Das Lutherlied zieht echt protestantisch aus der Kirche aus und wird zum weltlichen Volkslied. Die „Los-von-Rom“-Bewegung hat keineswegs abgenommen. Aber wie sich die Verhältnisse gestalten werden, weiß kein Mensch. Sicher wird gerade die unbedingte Staatsstreue und Zuverlässigkeit der evangelischen Bevölkerung nicht ohne nachhaltigen Eindruck bleiben und auch ihre weiteren Wirkungen in der Öffentlichkeit haben. Jeder parteiische Streit wird jetzt selbstverständlich von Seiten der Los-von-Rom-Gemeinde vermieden. Ihre Handlungsweise ist vorgeschrieben durch die rein vaterländischen Gesichtspunkte, und auch konfessionelle Fragen werden in diesem vollen weitherzigen Sinne erledigt.

•

Es ist ganz enorm, wie viele Polen sich heute in Wien befinden. Man will vor 4 Wochen über 150 000 Polen dort gezählt haben. Es werden eigene Zeitungen herausgegeben, Mittelschulen werden für die Kinder eingerichtet, die polnischen Schüler sind eine wohlbekannte Figur auf den Wiener Straßen. Die polnische Aristokratie leidet ebenso wie der polnische Bauer und Händler. Was an Kunstschätzen aufgespeichert worden ist, hat der Russe geplündert, verbrannt oder weggeschleppt. Dr. Collinska erzählt, daß ein in Samoda verlorenes Verzeichnis des Museums von Czartoryski in Krakau beweise, daß man gegen Krakau mit derselben Absicht marschiere, diese Stätte polnischer Kultur zu zerstören. In Böhmen ist eine eigene Stadt für die polnischen Flüchtlinge entstanden, die Baradenstadt Chocn. Bis nach Graz hinunter sind die Polen gewandert. So befreit man den erbitterten Haß, der sich in dieser Volksseele aufspeichert, und die Erlösung Polens von der russischen Fremdherr-

schafft ist die Hauptfrage der künftigen Monate. Auch eine ganze Reihe evangelischer Pfarrer ist aus Galizien geflohen. Sie mußten ihre Gemeinden verlassen oder sind mit all ihren Angehörigen als Flüchtlinge nach Süden geeilt. Die Arbeit von Pfarrer Födler in Stanislaw scheint vernichtet. Ob sich da später wieder irgend etwas aufbauen läßt, oder ob diese eingeprengten Evangelischen nicht klüger tun, sich anderswo anzusiedeln und ein neues Kulturgebiet zu erschließen, das sind alles Fragen, die gründlich überlegt sein wollen. Gerade während meiner Reise ahnte man wieder den neuen Vorstoß der russischen Macht. Man wird es nie vergessen dürfen, daß Oesterreich-Ungarn den Hauptstoß dieser Menschenmassen aufzuhalten hat und sich als Bollwerk gegen diese Völkerflut bewähren muß. Das ist eine gewaltige Aufgabe. Eben darum hielten sie auch mit verhältnismäßig ganz geringem Truppenmaterial weit überlegene serbische Streitkräfte im Schach, ohne weiter vorzugehen, nur um die ganze Stoßkraft gegen den Norden zu sammeln. Galizien wird weit mehr ein Schmerzenskind für Oesterreich-Ungarn, als Ostpreußen für Deutschland. Es ist darum auch für uns Reichsdeutsche sehr nötig, daß wir uns mit diesen Fragen gründlich beschäftigen, um manches zu verstehen, was uns im ersten Augenblick unbegreiflich erscheint. Die ganze polnische Frage liegt voller Probleme. Sie gewinnt viel lebhafteres Interesse, wenn man die Angehörigen dieses Volkes selber hier in der Verbannung sieht. Ich erinnerte mich des großen Bauernromans von Reymond, in welchem ich zum ersten Male einen unvergeßlichen Einblick in das polnische Dorf und sein Leben und Leiden getan habe.

In Budapest war vorzügliche Stimmung. Kein Schaufenster in Berlin oder Stuttgart könnte mehr Bilder vom Deutschen Kaiser, deutschen Kronprinzen und von deutschen Heerführern ausgehängt haben, als man es in den Läden der ungarischen Hauptstadt überall sehen konnte. Wo man ansprach, in Redaktionen, in Kaufläden, bei Politikern, unterwegs, es war überall feste Haltung, zielbewußte Entschlossenheit und starker Wille. Nichts von Miesmachen, auch Mißerfolgen gegenüber. Desto festere Energie! Man freute sich ordentlich, reichsdeutsch zu sein, um zu sehen, welche Anerkennung deutscher Kraft und deutschen Willens dort lebt. Es war für mich eine neue Welt. Man atmete unwillkürlich frischer. Zwar hatte ich schon in Wien gehört, wie einheitlich der ungarische Patriotismus sei und wie sehr man dort auch das Verständnis für die Zukunftsfragen pflegt. Aber ich hatte immer noch im Kopf, mit welcher Gewalttätigkeit die Madjaren auf sprachlichem und Schulgebiet gegen andere Nationen und auch gerade gegen die deutsche vorgegangen sind, und erinnerte mich auch ihrer Politik gegen die Rumänen und Kroaten. Ich hatte noch nie die Freude gehabt, Budapest zu sehen. Viel Wunderbares hatte ich davon gehört, aber es wurde mir auch vor einigen Jahren erzählt, wie wenig freundlich der Deutsche dort im Gegensatz gegen früher empfangen werde und wie jeder, obgleich er gut Deutsch verstehe, doch grundtätig Madjarisch spreche und jeden Deutschen stehen lasse, ohne ihm eine Auskunft zu geben. Man kann sich denken, wie glücklich ich war, jetzt in der Kriegszeit überall mit Deutsch gut durchzukommen und die liebenswürdigste Auskunft zu erhalten. Es wurde mir aber nachher auch gesagt, daß schon Jahre vor dem Krieg, etwa seit 1906, sich ein Umschwung in der ungarischen Stimmung bemerkten ließ und seitdem das Deutsche wieder als obligatorischer Unterrichtsgegenstand in den Schulen eingereicht worden ist. Ich kann mir die Zusammenhänge im einzelnen geschichtlich oder volkswirtschaftlich noch nicht zurechtlegen. Jedenfalls ist es eine hoch erfreuliche Tatsache, daß wir im Augenblick dort unten an der Donau, wo sich die großen Kettenbrücken über diesen deutschen Strom spannen, sehr gute, tapfere und überzeugte Freunde besitzen. Als ich die Ehre hatte, mit dem Herrn Ministerpräsidenten zu sprechen, war es mehr als ein Kompliment, wenn er sagte, daß die deutschen Staatsbürger in Ungarn zu den zuverlässigsten und staatsstreuesten Elementen gehörten, auf die Ungarn jederzeit zählen könne. Es traf sich gut, daß gerade zur selben Zeit der Pester Lloyd eine bedeutende Erklärung des Ministerpräsidenten veröffentlichte, in welcher es unter anderem heißt:

„Es läßt sich mit freudiger Genugtuung feststellen, daß der ungarische Nationalstaat seine Anziehungskraft auf seine nicht ungarischen Bürger wirksamst auszuüben wußte und die angeblich unter der ungarischen Tyrannei stehenden Nationalisten in den meisten Fällen ihre Pflichten getreu, loyal und begeistert erfüllt haben.“ Vor allen Dingen aber ist folgender Absatz, der in seiner Wohlabgewogenheit über den Rahmen einer Budapestser Erklärung hinausgreift, interessant: „Eine kostbare Lehre dieser großen Zeit ist die Wahrheit, daß der auf nationaler Grundlage errichtete ungarische Staat die patriotische Treue und Opferwilligkeit der verschiedenen sprachigen Bevölkerung dieses Landes besser gewährleistet als die losere Konstruktion anderer Gebiete, ebenso wie auch die andere wertvolle Wahrheit, daß der wirkliche Zusammenhalt der Monarchie und insolgedessen die Menge ihrer Kräfte, ihre politische und militärische Macht, nicht etwa in einer uns aufgebrängten staatlichen Struktur zu suchen sind, die durch den staatsrechtlichen Aufbau irgendeiner Reichsgemeinschaft sich mit dem Drange Ungarns nach selbstständiger staatlicher Betätigung und historischen Rechten der ungarischen Nation in Widerspruch setzen würde, sondern vielmehr in jener dualistischen und paritätischen staatsrechtlichen Konstruktion, die in Verteidigung der Großmachtsstellung der Monarchie die hingebende und opferfreudige Kraftentfaltung der ganzen ungarischen Nation gewährleistet. Die Monarchie ist deshalb so stark und so zusammenhaltend, weil es ihr gelungen ist, durch Aufopferung der Reichszentralisation die Einheit der Seelen hervorzubringen.“ Ich möchte auch an dieser Stelle für die große Liebenswürdigkeit danken, welche uns in dem Klub der ungarischen Regierungspartei entgegengebracht worden ist. Der vornehmste und zugleich schlichteste Mann war dort Graf Tisza. Er ist ein Starker und ein Ruhiger. Er redet mit einer so bescheidenen Sicherheit, daß man ganz vergißt, wie er im Parlament gekämpft hat. Unwillkürlich erinnert man sich, daß auch Bismarck keine Konfliktzeiten mit dem preussischen Parlament hatte. Jedenfalls steht hier in Budapest ein ganzer Mann. Es erscheint mir dringend nötig, daß man sich auch in unseren parlamentarischen und publizistischen Kreisen noch eingehender mit den ungarischen Verhältnissen vertraut mache. — Ein Teil der Königsgräber Straße in Berlin trägt heute den Namen Budapestser Straße. Möge das ein Zeichen guter Zukunft sein!

Sprechsaal

Helft den Elässern!

Ganz gewiß: die Greuel der Kosaken und ihrer Genossen beim Einbruch der russischen Heeresabteilungen in Ostpreußen haben in Schandtat, wie sie die französischen Eindringlinge in unseren südwestlichen Grenzmarken während der letzten dritthalb Monate verübten, kein ebenbürtiges Seitenstück. Trotzdem halte ich es, gleich den Strahburger Bürgermeistern in ihrem Rundschreiben an ihre altdeutschen Amtsgenossen, für angebracht, die Blide aller unierer Volksgenossen nochmals auf die jetzige dortige Sachlage zu lenken, zumal die Tagesblätter immer nur bruchstückartige Angaben darüber veröffentlichen und ich selbst als genauer Kenner der betroffenen Gegenden, von Land und Leuten aus der Zeit vor und im Kriege ein sachkundiges Urteil mir aussprechen darf. Bin ich doch vom 1. August bis in den September hinein, größtenteils unter den schwierigsten äußeren Umständen, innerhalb des Umkreises anwesend gewesen, wo sich die Zusammenstöße unserer tapferen Soldaten mit dem Feinde abspielten, dabei tagtäglich die vielfältige Gelegenheit ausnützend, das Auftreten der Gegner, das Verhalten der Eingeborenen, die Zustände und Leiden des Landes zu beobachten.

Zeitlich durch das ganze deutsche Vaterland sind während der bisherigen Kriegszeit diese Kämpfe in unseren Reichsländern mit größter Aufmerksamkeit verfolgt worden. Die elsaß-lothringische Bevölkerung hat sich seit Beginn des Weltkrieges mit seiner gewaltigen Bedrängnis des Deutschen Reiches und Volkes unter verwindenden Ausnahmen in erfreulicher, voller Hingabe auf den deutschen, den vaterländischen Standpunkt gestellt. Die über 150 000 dortigen Kriegsfreiwilligen, deren Zahl den Durchschnitt im Reich weit übertrifft, reden eine berebete Sprache.

Der Gang der militärischen Ereignisse brachte es mit sich, daß die Franzosen nicht nur die nächsten Grenzgebiete, sondern weit in die Vogesen hinein, besonders die kleinbürgerliche und bäuerliche Einwohnerschaft durch vielfach wahrhaft barbarische Verwüstung aufs empfindlichste schädigten. Ja, teilweise sind Angehörige dieser

Schichten der Bevölkerung in ihrem bürgerlichen Dasein tatsächlich ruiniert. Die Not ist in manchen Gegenden noch bedeutend umfangreicher und drückender, als, namentlich durch die Presse, allgemein bekannt geworden ist.

Von Straßburg, der Landeshauptstadt, aus, von Großstädten des deutschen Reiches, wie Köln, Frankfurt a. M., Mannheim, Hamburg, Karlsruhe, Heidelberg, Bonn, Elberfeld, Düsseldorf, Essen, Remscheid, wurden in dankenswerter Weise schon höchst ansehnliche Summen zu diesem Zwecke aus Gemeindemitteln flüssig gemacht. Aber nur durch baldigste, tatkräftige Hilfe von den verschiedensten Seiten können die schwersten wirtschaftlichen Schläge einigermaßen wettgemacht werden. Dabei denke man auch an die Beeinträchtigung der Pflege deutscher Wanderlust in den unvergleichlichen Bergwäldern, Tälern und Wiesen des Wasganes, wo der bössartige Feind Schutzhütten zer schlagen und verbrannt, schöne Pfade ungangbar gemacht, das Vieh fortgetrieben, große Baumbestände vernichtet hat.

Wir meinen, in Altdeutschland, zumal in allen gut deutschwölligen Kreisen des Reiches sowie in denen der Wandervereine, ist man es den deutschen Brüdern in den herrlichen Grenzlanden unbedingt schuldig, unsere warme Anteilnahme an dem dort durch die Kriegsnot entstandenen argen materiellen Unheil durch entschiedenes sichtbares Handeln deutlich zu bekunden. Hatte doch Elsaß-Lothringen schon vom ersten Tage der Feindseligkeiten an alle Schrecken des Krieges auf sich werfen zu müssen! Nicht in letzter Linie erfordert es auch die allgemeine Menschenliebe, den vielfältigen Nöten in unserem Reichsland werttätig entgegenzuarbeiten.

Wir im Süddeutschen, besonders in Hessen, Baden und der Pfalz, stehen ja nach Lage, Verlehr und Blutsverwandtschaft mit den hart mitgenommenen Elsaß-Lothringern in mannigfachen Wechselbeziehungen und sind als diejenigen Teile des gemeinsamen großen Vaterlandes, die durch die Grenzlage Elsaß-Lothringens gleichsam gedeckt und geschützt sind, in erster Linie zu nachdrücklicher Hilfeleistung verpflichtet. Eine solche hat denn auch eingeleitet. Neben dem halbamtlichen Eingreifen der Stadtverwaltung Mannheims, die unter Abdruck des oben erwähnten offenen Briefes Dr. Schwanders, des ersten Bürgermeisters von Straßburg, und des früheren Stadtobershauptes Dr. Bad, des Präsidenten der Ersten Kammer des reichsländischen Landtages, zur Unterstützung der Kriegsgehindeten eindringlich aufforderte, veröffentlichten sieben Vertreter zahlreicher bürgerlicher Kreise der rheinischen Schwesterstädte Mannheim und Ludwigshafen a. Rh. eine herzlichste Bitte an die Bürgerchaft dieser beiden bedeutenden Mittelpunkte deutschen Gewerbesleißes, Handel und oberrheinischer Schifffahrt. Namentlich schlossen sich die bei uns hochblühenden Wandervereine (Deutscher und Oesterreichischer Alpenverein, Vogesenklub, Pfälzerwaldverein, Oberrheinklub), dazu die rührigen Ortsgruppen des Wandervogels, die Zweige deutschstämmlicher Verbände, der Ostmarkenverein, der Bund für Bodenreform zu einem Ausschuss zusammen, dessen Aufruf Geistliche aller Bekenntnisse mitunterzeichneten.

Möge er an recht vielen Orten, voran in den deutschen Städten, den alten Worten gemeindeutiger Gesinnung, deutscher Bildung, deutschen Vorwärtstrebens, deutscher Humanität, tiefen Anklang finden, um allenthalben anregend die oft und glänzend gegenüber dem Auslande geübte Opferwilligkeit jetzt eifrigst in diesem Falle zu betätigen. Hier handelt es sich um nicht mehr und nicht weniger als den handgreiflichen Beweis, wie alle deutschen Stämme das jüngste und am meisten gefährdete Glied der gewaltigen deutschen Volks- und Staatsgemeinschaft mit allen Kräften stützen und fördern und dauernd festhalten wollen. Die staatliche landwirtschaftliche Darlehnskasse für Elsaß-Lothringen in Straßburg und die kaiserliche Staatsdepositenverwaltung ebenda, bei welchen die gesammelten Beträge und sonstige Gaben, die passend erscheinen, der mannigfaltigen Notlage zu steuern, zusammenzulassen, gewährleisten zweifellos sachentsprechende Verwendung und Verteilung. Und daher nunmehr überall aus Werk, um Gutes zu stiften um der menschlichen und der deutschen Bruderliebe willen.

Die Elsaß-Lothringer, die so entschlossen mitvorgetreten sind, eine Mauer für uns zu bilden, sollen klar erkennen, daß man ihnen im Reiche mit deutscher Treue vergilt, daß Altdeutschland in den argen Heimtuchungen des Weltkrieges hinter ihnen steht mit den Gedanken des sinnigen Volksliedes von 1870:

„Im Elsaß überm Rheine, da wohnt ein Bruder mein.“

Wie das brutale und vernichtungswürdige Verhalten französischer Behörden und Truppen bei den Elsaß-Lothringern germanisierender gewirkt hat, als alle Maßnahmen von oben her seit 43 Jahren, so sollen und wollen wir Altdeutschen diesen günstigen Umschwung nicht bloß innig begrüßen, sondern verstärken und sichern.

Professor Dr. Ludwig Fränkel.

Harry Söberg / Die Leute am Meer

(Schluß.)

Am folgenden Tag tönte der Gesang von neuem aus den Häusern. Die Leute gingen von Tür zu Tür und sangen Danklieder miteinander.

Gott hatte sie verschont. Er hatte ihre Gebete erhört. Und die Befreiung löste Herzen und Lippen.

Die Frauen gingen Hand in Hand. Die eine sang Kirchenlieder, während die andere dankte oder laut und vertraulich mit dem gnädigen Gotte sprach.

Später sah man die Leute aus allen Richtungen zusammenströmen und im großen Zuge durch das Dorf ziehen. Da wurde bekannt, daß der Missionar gekommen sei.

Eine große Dank- und Gebetsversammlung wurde abgehalten . . . Den ganzen Tag tönte der Gesang über das Fischerdorf hin.

Ane stand in ihrer Haustür und hörte zu. Bis zu Jens Ronge drangen die Lieder.

Als Kreften an den Strand fuhr, was er seit dem Unglück jeden Tag selber tat, begleitete der Gesang ihn in die Dünen. Wie ein Lobgesang erscholl es aus den armen Hütten, über die Heide und aufs Meer hinaus.

Als er in der Dämmerung zurückkam und in die Stube trat, ging Ane ihm unruhig entgegen.

„Der Missionar ist drin,“ sagte sie und zeigte auf Großvaters Tür.

„Was . . .“

Ein Ruck durchfuhr ihn. Die ersten, erstarrten Gesichtszüge strafften sich wie gegen einen Sturm.

„Du mußt wohl hineingehen.“

Er schob die Tür auf und trat langsam ein. Ane blieb neben ihm dicht am Eingang stehen.

Der Prediger erhob sich und begrüßte Kreften in tiefem Ernst.

„Ja, wir müssen noch einmal zusammen reden, Kreften Ronge,“ sagte er. „Gott hat ja auch für euch eine Weischaft gehabt . . .“

Jens Ronges Lippen bewegten sich krampfhaft, als wollte er eine Antwort hervorbringen. Dann begegnete sein Blick dem des Sohnes.

„Ich hab' versucht, mit deinem Vater zu reden, aber er läßt nicht ab von seinem Unglauben . . . obwohl er jede Stunde den Tod und das ewige Verderben erwarten kann.“

„Ich hab' ihm gesagt,“ stammelte der Alte hervor, „wenn er ein bißchen älter wird und ebenso viel vom Leben gesehn hat wie ich . . . dann kommt er gewiß auf andere Gedanken . . . Mit dem ewigen Verderben wird's für mich wohl nicht ärger sein als für meinen Vater und Großvater . . . Da, wo die Hingegangenen sind, da ist wohl auch für mich noch Platz . . .“

Er faltete die Worte hervor, nur mit großer Mühe brachte er sie deutlich über die Lippen.

„In der Hölle wird das sein, Jens Ronge!“

Kreften bewegte sich ein wenig . . . Die Arme wurden ihm schwer, als trüge er all seine Kraft in den Händen.

Ane ging zum Bett hin, in Besorgnis um den Alten.

„Gott hat euch seine Heimsuchung gesandt . . .“

„Nun hört mich an, mein guter Mann,“ unterbrach ihn Kreften. „Wär' ich zu Hause gewesen, so wäret ihr nicht in mein Haus gekommen. Nun ihr da seid, müßt ihr wieder gehen, wie ihr kamt. Weder ich noch mein Vater noch meine Frau denken daran, eure Rede mitanzuhören. Draußen sind ja genug Leute Uebrigens hab' ich heut am Strand ein

Mädchen getroffen, die arme Bobil Mitten . . . wenn ihr sie kennen solltet. Geht lieber zu ihr und gebt ihr den Verstand wieder mit eurem Reden, wenn ihr könnt!"

Der Missionar richtete sich mit großer Ruhe auf.

„Darf ich dich um eins fragen, Kreten Ronge? Machst du dir keine Gedanken darüber, wo dein Sohn in dieser Stunde ist? In der Hölle!"

„Laß du meinen Sohn in Ruh'!" rief Kreten und trat drohend an ihn heran.

„Nur eure Bekehrung kann ihn retten! Nur eure Gebete können Gott veranlassen, langmütig zu sein zu ihm, dem Ungläubigen, der er war" . . .

„Jetzt geht und nennt meinen Sohn nicht mehr!"

Kreten stellte sich vor ihn hin.

„Doch, ihr sollt es wissen, daß mit jedem Tag, an dem ihr euer unglaubliches Leben weiter fortsetzt, euer Sohn Höllequalen erleidet!"

Kreten Ronge packte ihn an der Schulter, und ein dumpfer Schlag folgte. Der Missionar taumelte gegen den Türrahmen zurück.

„Geht eures Weges! Oder ich steh' nicht dafür ein, was ich tu!"

Kreten hob die Hand zu einem neuen Schlag. Aber Ane fiel ihm in den Arm.

„So geht doch, Mann!" wiederholte er und drängte jenen aus der Stube.

Erst in der Haustür machte er halt.

„Gottes Fluch über dich und dein Haus, Kreten Ronge!"

Schwankend stand der Missionar da und strich mit der Hand über das blutige Gesicht. Ein wilder Blick war in seinen Augen.

„Gott vergebe dir die Worte, du verrückter Mensch! . . . Verlaß meinen Hof und laß dich nicht wieder blicken!"

Kreten trieb den Missionar ein Ende weit vor sich her . . .

Dann ging er zurück und verschloß die Tür.

Wilhelm Schremmer / Auf Vorposten

Steig herauf du Morgenlicht,
Daß sich klar die Wege breiten,
Nur der kühne Mut sich bricht
Bahn in diesen trüben Zeiten.

Morgenlicht bringst Gottes Glanz
Uns so klarlich zu Gesichte,
Helle uns're Seelen ganz,
Feindes Lücke mach' zunichte.

Morgenlicht der Ewigkeit,
Steige aus den Flammenröten,
Führe die Gerechtigkeit
Zu dem Sieg aus schweren Nöten.

Halte der Tag im harten Streit,
Lähmen uns des Kampfes Mühen,
Spende Glanz in Fährlichkeit,
Laß die wad'ren Herzen glühen!

Licht, das strahlend zu uns dringt,
Bist ein Siegel alles Lebens,
Das sich aus den Mächten ringt.
Laß uns kämpfen nicht vergebens!

Gottfried Traub / Heimat

Wir haben in Deutschland an nationaler
Lebensigkeit keinen erheblichen Überschuß.
Bismarck.

Vielen fällt es heute auf das Gewissen, daß sich wertvolle geistige Bänder zwischen Völkern und Personen lösen. Wo die rein wissenschaftliche Arbeit betrieben wird, wird sie auch künftighin Gemeingut der Völker bleiben, wobei wir nicht vergessen wollen, daß gerade der ausgesprochen wissenschaftliche Geist geschulter Forschung von jeher deutschen Heimatboden geliebt und sich hier wohlgeföhlt hat. Ich streite mich auch jetzt nicht mit den Menschen, deren oberstes Bemühen es ist, noch während der Kriegszeit Brücken zu schlagen hin und her zwischen den Völkern. Ich freue mich jeder Arbeit, die die Kraft und die Spannung unseres deutschen Geistes steigert, und lebe der ernsthaften Ueberzeugung, daß die Seele der wirklich menschheitlichen Gedanken gerade auf deutschem Boden wohnt und von jeher gewohnt hat. Wir haben da nichts gutzumachen oder uns gar vor anderen Völkern zu schämen.

Nur ein Doppeltes wünsche ich heiß. Man knüpfe zuerst die Bänder im eigenen Volk so fest wie möglich, ehe man sich um fremde eine Sorge macht. Viel Wirrungen und Irrungen hätten wir uns ersparen können, wenn wir unser eigen Volk genau gekannt hätten. Zum Kennenlernen aber gehört warme Liebe. Manch einer ist heute auf dem Felde überrascht wie von einer neuen Welt, daß er in seinem Kameraden einen gleichgestimmten Ton und doch einen besonderen Tonklang voll Eigenart entdeckt. Ist's nicht so, daß wir uns untereinander viel zu wenig kennen? Zuerst muß es da besser werden, damit das Mißtrauen nicht wieder in die Höhe schieße und wir Vertrauen säen, damit wir Vertrauen ernten. Des Volkes Heimat muß unsere wirkliche Heimat werden. Berg und Tal, Gemüt und Sitte, Sprache und Kraft: wir haben sie noch lange nicht erschöpft! Wir ist nicht bange, daß wir so leicht verarmen, wenn wir nur wieder einmal sorgsam stöbern in der Truhe der geistigen Schätze unseres Volks. Von manchem Helden und Seher wissen wir heute noch viel zu wenig. Er ist darum nicht geringer, daß er in der Heimat wuchs und schuf. Das geistige Erbe unserer großen „Dichter und Denker" ist eben erst angebrochen, geschweige denn verdaut oder gar am Ende. Vielleicht ist es geradezu ein geschichtliches Gesetz, daß immer einige Geschlechter dahingehen müssen, ehe die Errungenschaften der Alten wirklicher Besitz der Jugend werden. Ich glaube, daß wir heute wieder zu Schiller und Stein, zu Herder und Lagarde, zu Fichte, Lessing und Goethe in die Schule gehen und Gott danken müssen, daß er uns diese deutsche Bibel geschenkt hat, die wir bisher nur noch nicht gelesen haben. Darum knüpfe man die Bänder im eigenen Volk fest und freue sich seiner geistigen Einheit, damit es seiner Mannigfaltigkeit recht froh werde.

Die Gebildeten sollen da vorangehen. Das ist die andere heiße Bitte. Gebildet sein heißt die Geschichte seines Blutes und seiner Heimat beherrschen und von diesem festen Boden aus Ausschau in die Lande halten. Wir kämpfen gegen jene Meinung von der Bildung, die sich zu gut dünkt, an den politischen Geschäften eines Volkes teilzunehmen, und sie anderen überläßt. Wer keine ausgeprägte Staatsgesinnung in sich trägt, ist im Grund kein gebildeter Mensch. Er mag ein kirchlicher Mann sein, ein tüchtiger Einzelarbeiter, ein seelenvolles Gemüt, aber gebildet ist er nicht. Denn alle Bildung ist Form, und diese Form erwächst aus dem Erbreich

und der Geschlechterreihe, in deren Boden unsere Wurzeln sich senken. Es ist ein Jammer, daß viele unserer Gebildeten früher stark gewesen sind in der Kritik am öffentlichen Leben, daß sie sich aber für zu gut gehalten haben, mitzuarbeiten. Dann hätten sie empfunden, daß man das Leben der Staaten nicht mit Gedanken und vorgefaßten Grundsätzen regiert, sondern daß man zuerst mit ihren sittlichen und geistigen und wirtschaftlichen Bedürfnissen innerste Fühlung haben muß, um aus diesem tatsächlichen Leben heraus Ziel und Aufgabe zu stecken. Das ist kein Abfall von der Höhe der Ideale. Denn Gott steht nie neben den Dingen, sondern er lebt in ihnen. Es ist aber zu jeder Zeit viel bequemer gewesen, über den Dingen, ihrer Geschichte und ihrem Lauf zu stehen, als die verschlungenen Wege des wirklichen Lebens in Not und Kraft, in dem sich der ewige Wille offenbart, mitzuwandern. Darum hoffen wir auf ein größeres, stärkeres Deutschland, das all seine Söhne in gleicher geistiger Heimat umspannt und sie ihr Bestes gerade hier opfern läßt. Es dürfen uns keine solchen Worte mehr treffen, wie sie Bismarck einst für nötig hielt. Wir empfinden sie heute als Peitschenhieb ins Gesicht. Wir sind, mit 1870 verglichen, weit mehr ein einig stolzes Volk geworden. Wir sind marschiert. Aber trotzdem, trotzdem steht dies Wort immer wieder da als ein treuer Mahner unser aller. Habe dein Volk lieb, damit du schaffest deines Volkes Herrlichkeit!

Soziale Bewegung

Die Bedeutung der Sozialversicherung für Deutschlands Wehrkraft wird in immer weiteren Kreisen unseres Volkes jetzt völlig anerkannt. Zu den überzeugenden Darlegungen des Präsidenten des Reichsversicherungsamts, Dr. Kaufmann, über die deutsche Arbeiterfürsorge als Quelle deutscher Wehrkraft, die wir kürzlich wiedergaben, haben sich weitere maßgebende Stimmen von Fachleuten gesellt, die gleiches bezeugen. In der „Köln. Volksztg.“ führte jüngst Landesrat Dr. Schmittmann-Düsseldorf in einem Aufsatz „Der Krieg, ein Sieg der deutschen Sozialversicherung“ aus, wie die deutsche Arbeiterversicherung eine Kriegsvorbereitung im größten Maßstabe gewesen sei. Sie erhielt zahlreiche Kräfte, die sonst einem vorzeitigen Siechtum anheimgefallen wären; sie verhinderte, daß die Industrialisierung Deutschlands eine Verelendung der Volksmassen im Gefolge hatte. Die Opfer, die die Industrie für die Arbeiterversicherung gebracht hat, machen sich jetzt glänzend bezahlt, indem sie ein Bollwerk gegen die bei ungenügender Wehrkraft drohende Vernichtung der Industrie schufen. Schmittmann führt aus alledem aber auch die Lehre für die Zukunft: „Was nützt uns der glänzende Waffenkrieg, wenn danach dem deutschen Volke die Kinder fehlen, die in die Fußstapfen unserer Helden treten, um das durch sie Errungene auszubauen! Also Mutter- und Säuglingspflege, Kinderfürsorge in erhöhtem Umfange, das ist die soziale Frage der nächsten Zukunft. Und die Sozialversicherung ist die berufene Trägerin dieser Aufgabe. Schon sind die Grundlagen gelegt, aber nach glücklicher Beendigung des Krieges wird wohl eine Ausgestaltung der hier vorgesehener Maßnahmen nicht zu umgehen sein. Menschenökonomie tut uns nach dem menschenmordenden Kriege not!“ — Daß die Reichsregierung auch ihrerseits bereits an diese Menschenökonomie denkt, geht aus ihrer neuesten Millionenforderung für Wochenbeihilfen deutlich hervor. In der Begründung der Forderung, die wöchentlich 2 Millionen Mark Ausgaben verursacht wird, erklärt sie es für eine unabwiesbare Pflicht des Reiches, für einen gesunden Nachwuchs der Nation schon bei dessen Eintritt ins Leben erhebliche Opfer zu bringen.

Soziale Kriegssorgen. Der Gewerbeinspektor von M.-Glabach erläßt folgende erfreuliche Bekanntmachung: Zurzeit sind die meisten Betriebe der Textil- und Bekleidungsindustrie des Industriebezirks M.-Glabach infolge der umfangreichen Aufträge der Heeresverwaltung damit mit Arbeit überhäuft, daß bisher mit Ueberstunden gearbeitet wurde, während in anderen Industrieorten, wie Krefeld und Umgebung, in Elberfeld, Barmen und im Bergischen Lande große Arbeitslosigkeit herrscht. In den einzelnen Bezirken des M.-Glabacher Bezirks kann sogar ein Teil der Arbeitsmaschinen nicht bedient und ausgenutzt werden, weil Arbeitskräfte fehlen. Die Aufgabe, zwischen Arbeitermangel und Arbeiterüberfluß einen Ausgleich zu schaffen und die vorhandene Arbeitsgelegenheit einem möglichst großen Personenkreis zugänglich zu machen, führt sinngemäß zu dem Ziel, die Erlaubnis zur Ueberstundenarbeit zu verlagern und den Ge-

werbetreibenden zu überlassen, durch Einrichtung z. B. von Doppelschichten (6 bis 2, 2 bis 10 Uhr oder von 6 bis 6 in Tag- und Nachtschicht), oder in dreischichtigem Wechsel ihre Leistungsfähigkeit zu erhöhen und auch einer mehrfachen Anzahl von Personen Arbeit zu bieten. Anträge auf Zulassung von Doppelschichten sind bisher regelmäßig von der höheren Verwaltungsbehörde auf Grund des Gesetzes vom 4. August 1914, betreffend Ausnahmen von Beschäftigungsbeschränkungen gewerblicher Arbeiter, zugelassen worden. Es darf wohl erwartet werden, daß die Arbeiterchaft selbst dem Bestreben der Behörden, vielen ihrer Kameraden in dieser schweren Zeit Arbeitsgelegenheit zu verschaffen, nicht etwa aus Eigennutz Widerstand entgegensetzt. Ueberarbeitsgesuche können deshalb nur noch ausnahmsweise und auch dann nur auf kurze Zeit bewilligt werden, wenn nicht vorhersehbare und außergewöhnliche Ansprüche der Heeresverwaltung dies erforderlich machen. — Diese Bekanntmachung sollte mindestens während der Kriegszeit in allen Industriezweigen und vor allem in den Staatsbetrieben Beachtung finden und zur Einschränkung der Ueberstundenarbeit führen.

Staatliche Kriegsfürsorge. Die preussische Staatsregierung rüstet sich derzeit, etwaige Störungen oder Störungen im wirtschaftlichen Leben mit geeigneten Vorkehrungen zu überwinden. Sie läßt jetzt bereits amtliche Feststellungen über den Einfluß des Krieges auf die wirtschaftlichen Zustände insbesondere in der Landwirtschaft durch die örtlichen Verwaltungsbehörden vornehmen. Der Regierungspräsident zu Trier hat für seinen Verwaltungsbezirk schon einen umfassenden Bericht über die dortigen wirtschaftlichen Verhältnisse und Vorschläge über die Maßnahmen erstattet, die für das nächste Jahr von Staatswegen ergriffen werden sollten, um das Wirtschaftsleben in Gang zu halten. In ähnlicher Weise und in möglichst durch Zahlen belegter Darstellung werden sämtliche Regierungspräsidenten dem preussischen Minister des Innern berichten.

Kommunale Kriegsfürsorge. Der Kreis der sozialen Aufgaben der deutschen Gemeindeverwaltungen während des Krieges wächst ständig an Umfang und Ausgaben. Erfreulicher Weise nimmt auch die Opferwilligkeit der Gemeinden entsprechend zu, wenn sie auch hier und dort die Grenzen des Möglichen nahezu schon erreicht hat. Besondere Ausgaben entstehen den Gemeinden bei fortwährendem Winter durch die Arbeitslosenunterstützung. Reich und Staat wollen ja den leistungsschwachen Gemeinden mit größeren Summen aus helfen; trotzdem bleibt die kommunale Belastung noch groß. In welcher Weise die Stadtverwaltungen helfen eingreifen, sei an zwei neueren Beispielen dargestellt. Der Magistrat der schlesischen Stadt Schweidnitz hat eine Vorlage in Vorbereitung, die während der Kriegszeit eine Unterstüfung der Arbeitslosen aus Gemeinemitteln vorsieht. Nach dem Entwurf der Vorlage ist der Bezug dieser Unterstüfung an eine 14tägige Arbeitslosigkeit und halbjährige Ansfähigkeit am Orte gebunden. Unterstüft sollen auch solche Einwohner werden, die durch den Krieg ihre ganze Existenz verloren haben, also nicht nur Arbeiter und Arbeiterinnen, sondern auch kleine Handwerker und Gewerbetreibende. Ausgeschlossen von einer Unterstüfung sind Familienangehörige der Kriegsteilnehmer, soweit diesen bereits auf Grund der Gesetze vom 28. Februar 1888 und 4. August 1914 zustehende Unterstüfungen gewährt werden. Der Stadtrat von Mannheim beschloß für die weitere Dauer des Krieges die Arbeitslosenunterstüfung zu erhöhen. Sie beträgt dann täglich 70 Pf. für den Arbeitslosen und 10 Pf. für jedes Kind des Arbeitslosen unter 15 Jahren. — In Köln hat die Versicherungskasse gegen Arbeitslosigkeit, eine der ersten im Reich, zu Beginn der Mobilmachung sinngemäß ihre Tätigkeit eingestellt. Als Ersatz ist nun von der Stadt eine sogenannte „Vorschufkasse“ gebildet worden, die Arbeitslosen einen „Vorschuß“ gewährt. Diese Bezeichnung ist gewählt worden, weil die Beträge nicht als Armenunterstüfung gelten sollen. Die Stadt behält sich das Recht vor, die jetzt an die Arbeitslosen gezahlten Unterstüfungsbeiträge zurückzufordern, wenn die betreffenden Arbeiter später in bessere Verhältnisse kommen sollten. Jedoch ließ sie durch den Mund des Oberbürgermeisters erklären, daß die Stadt keine hartherzige Gläubigerin sein werde. Die Höhe der Unterstüfungen beträgt für alleinstehende Ledige 4,20 M. wöchentlich; für verheiratete Männer mit unterhaltungsbedürftigen Angehörigen 6,30 M. und für dergleichen Frauen 5,60 M., für Eheleute 9,10 M. wöchentlich; außerdem für Kinder bis zum vollendeten zehnten Lebensjahr je 1,75 M., für Kinder von elf bis vierzehn Jahren 2,10 M., für sonstige erwachsene Angehörige je 2,45 M. wöchentlich. Die gesamte städtische Unterstüfung darf den Betrag von 15 M. wöchentlich bei drei, von 16 M. bei vier und von 17 M. wöchentlich bei fünf und mehr unterstüfungsbedürftigen Familienangehörigen nicht übersteigen. Von etwaigem Verdienst kommt nur die Hälfte zur Anrechnung, Unfallrenten und Pension bleiben voll angerechnet. Gewährt wird die Unterstüfung vom achten Tage nach Beginn der Arbeitslosigkeit. Die Bezüher der Unterstüfung haben sich täglich einmal zu melden.

Reichsbetrieb im Kriege. Wie sich die Reichspost über den infolge des Krieges bei ihr eingetretenen Personalmangel hinweggeholfen hat und noch hinweghilft, wird in der Soz. Praxis von einem Sachmann geschildert. Bekanntlich hat der Krieg die Reihen des Post- und Telegraphenpersonals stark gelichtet; nach einer amtlichen Nachricht hat die Postverwaltung nicht weniger als „70 000 Köpfe bewährten Per-

sonals“ verloren. In den ersten Tagen der Mobilmachung half Jungdeutschland Lücken im Briefträgerdienste ausfüllen, vielfach wurde auch die Bestellung, besonders nach Landorten, von den Postanstalten stark eingeschränkt. Nachdem aber der Post- und Telegraphenverkehr wieder stärker eingelebt und besonders der Briefaustausch mit unseren Truppen in Feindesland sowie der Zeitungsbezug einen starken Umfang angenommen hatten, mußten die Beschränkungen allmählich wieder fallen und für den Unterbeamtendienst leistungsfähige Arbeitskräfte eingestellt werden, eine Maßregel, die erheblich zur Linderung der Arbeitslosigkeit beigetragen hat. Das Reichs-Postamt erließ durch Amtsblatt folgende Verfügung an die unterstellten Verkehrsanstalten: „... Es darf, bei aller Sorge für sparsame Wirtschaft, mit der Einschränkung der Verkehrseinrichtungen nicht zu weit gegangen werden. Insbesondere ist eine Entlassung von Aushelfern und Arbeitern möglichst zu vermeiden, nach Umständen durch ihre Verwendung an anderer Stelle. Zur ordnungsmäßigen und sicheren Fortführung des Dienstes und zur Fernhaltung einer zu großen Belastung des Personals wird es ferner voraussichtlich notwendig werden, neue Hilfskräfte anzunehmen. Hierzu sind allgemein Personen heranzuziehen, die durch den Krieg und die Einschränkung gewerblicher Betriebe erwerbslos geworden sind, in erster Linie nicht heerespflichtige Männer, die für Familienangehörige zu sorgen haben. Bei ihrer Auswahl ist lediglich darauf zu achten, daß sie unbescholten und für den zu leistenden Dienst geeignet sind.“ Inzwischen sind außer durch die Abberufungen zum Heeresdienst durch die Versetzungen zur Feldpost und Felootelegraphie sowie in die Verwaltung der besetzten Gebiete auch im mittleren Beamtendienste so viele Lücken entstanden, daß es hier ebenfalls nicht mehr ohne Heranziehung von Hilfskräften aus anderen Berufen abgeht. Hierüber hat das Reichs-Postamt folgende Bestimmungen erlassen: „... An dazu geeigneten Personen wird zurzeit kein Mangel sein, da infolge des Krieges in vielen Berufsfreien, namentlich auch in kaufmännischen und gewerblichen Betrieben, zahlreiche Entlassungen von Angestellten erfolgt sind und noch bevorstehen. Welche Dienstverrichtungen den Hilfskräften zu übertragen sein werden, wird nach den örtlichen und Betriebsverhältnissen zu entscheiden sein; am leichtesten wird sich die Uebertragung von Beamtendienstgeschäften an Hilfskräfte bei größeren Verkehrsanstalten mit weitgehender Arbeitsaufteilung durchführen lassen. Die Telegraphengehilfinnen und Aushelferinnen, die im Postdienst verwendet werden, sind aus dieser Tätigkeit allmählich zurückzuziehen und möglichst wieder im Telegraphen- und Fernsprechsamt zu beschäftigen. Die Höhe des den männlichen Hilfskräften im Beamtendienst zu gewährenden Tagelohnes ist nach der Schwierigkeit und der Dauer der Leistung abzustufen; über den Höchstbetrag des Tagelohnes für nicht etatsmäßige Assistenten (5 M.) darf dabei nicht hinausgegangen werden.“ Die Einstellung von Nichtfachleuten in den Beamtendienst sowohl wie in den Unterbeamtendienst nimmt unter diesen Umständen mit jedem Tage zu, und auf diese Weise ist es möglich geworden, das Leistungsmaß des Fachpersonals, das bereits außerordentlich beansprucht war, allmählich wieder auf ein erträglicheres Maß zu bringen und eine Ueberspannung der Kräfte zu vermeiden.

Ein Mahnruf aus dem Felde wird in der Verbandszeitung der Brauerei- und Mühlenarbeiter veröffentlicht. Er ist die Antwort auf die traurige Mitteilung, daß in den Gewerkschaftsorganisationen immer wieder einzelne Mitglieder ihren Austritt erklären. „Was veranlaßt“, so fragt der Soldat, „die fahnenflüchtigen Kollegen, ihre Beiträge nicht mehr zu zahlen? Etwa daß ihnen nicht das „Glück“ beschieden ist, tagein, tagaus auf der Landstraße zu liegen und auf dem Scheunensflur zu schlafen? O nein, das ist wohl nicht recht anzunehmen. Denn solche „Helden“, die ihre eigenen Kollegen in der bittersten Not im Stich lassen, haben auch nicht den Mut, ihr Leben fürs Vaterland aufs Spiel zu setzen. Das Zahlen der Extrabeiträge der Organisationen, ja, das ist des Rubels Kern. Sind denn diese Kollegen gänzlich mit Blindheit geschlagen? Sehen sie nicht, daß wir, die wir im Felde stehen, viel tausendmal mehr opfern müssen? Unser Leben, das Glück unserer Familien, alles wird aufs Spiel gesetzt, und dazu kommen tagein, tagaus die qualenden Gedanken, wie wird es den armen Kindern gehen. Und dann, abgesehen von uns: hat uns nicht dieser Krieg Tausende und Abertausende von Arbeitslosen beschert, die hochzuhalten doch auch Aufgabe der Organisation ist? Ja, Kollegen, wir rufen euch aus dem Felde zu: Haltet zur Organisation und baut sie aus! Kollegen! Keine größere Freude könnt ihr uns bereiten als die, zu zeigen, daß ihr ganze Männer seid, gewillt, uns nicht in ernstlicher Stunde zu verlassen. Wir wünschen, daß unsere Organisationen den Weltkrieg in ungeschwächter Kraft überdauern.“

Kriegsliteratur

I. Geographisches und Chroniken.

Paris mit seinen Festungswerken und der weiteren Umgebung. 1:160 000. Leipzig, F. A. Brodhaus. 50 Pf.
Eine gute Karte; hoffentlich können wir sie bald in Gebrauch nehmen.

Kriegsatlas 1914. 24 Karten auf 12 Blättern. Leipzig, F. A. Brodhaus. 1 M.

Karten mit solch kleinem Maßstab werden keine großen Dienste leisten können.

Der europäische Krieg in altentworfener Darstellung. 2. und 3. Lieferung (August und September). Verlag von Felix Meiner, Leipzig. Je 1,20 M.

Kriegsausgabe des bekannten „Deutschen Geschichtskalenders“; Sammlung von Urkunden, Telegrammen, Zeitungsschnitten. Mit Register.

1914. Ein Tagebuch. Von Eduard Engel, Braunschweig, bei Georg Westermann. In Lieferungen zu je 50 Pf. Probeheft 50 Pf.

Kriegsaktien mit zum Teil zu temperamentvollen Anmerkungen des Herausgebers. Mit einzelnen Bildern.

Rußland. Verfassung, Verwaltung, Volkswirtschaft. Von Joseph Vins. Staatsbürger-Bibliothek Heft 53. Volkswirtschafts-Verlag, M.-Glabach. 79 S. 40 Pf.

Das zaristische Reich. Die Mächte des Weltkriegs, erstes Heft. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 62 S. 75 Pf.

Das erste ohne Beziehung zum Kriege, dafür ausführlicher; das zweite mehr auf den Augenblick zugeschnitten, mit starker Berücksichtigung von Heer und auswärtiger Politik, die im anderen Heft nicht behandelt werden.

II. Politische Flugschriften und Vorträge.

Deutscher Aufstieg 1750–1914. Von Prof. R. Lamprecht, bei Barthels in Gotha, 44 Seiten. 60 Pf.

Der Leipziger Historiker sagt: „An Stelle des bloß politischen muß der kulturpolitische Gesichtspunkt treten.“ Das ist der Gedanke seines ganzen reichhaltigen Schaffens. Gerade jetzt aber brauchen wir politische Geschichte, Staatsgeschichte im alten strengen Sinne des Wortes. Die Seelenbewegungen zu beschreiben, mag fein und interessant sein, aber in diesen Tagen der Wucht der Armeen und Wirtschaftskräfte ist es auch den besten Verehrern der Lamprechtischen psychologischen Weltgeschichte schwer, ihn nicht mit beiden Füßen in den Staatsbildungsproblemen zu finden. Er hat auch darüber vieles zu sagen, aber es klingt in dieser interessanten und gebräugten Uebersicht nur nebenbei an. Er ist, wie seine Leser schon früher wußten, im Grunde großdeutsch, hält viel von Österreichs Zukunft und wäre der Mann für die mitteleuropäische Idee. Alles, was über deutsche Kultur Zukunft erhofft wird, hängt davon ab, ob es im Kriege gelingt, eine mitteleuropäische Verfassung zu finden. Dafür sind, wenn man sich auf seinen Boden stellt, die Geister reif zu machen. Das aber tut dieses Schriftchen noch nicht. Es ist eine Art Auszug aus den letzten Bänden der Lamprechtischen Deutschen Geschichte, geistvoll, gedankenreich, aber ohne eigentliche führende Kraft. Auffällig ist die geringe Rolle, die Bismarck in dieser Geschichte des deutschen Aufstiegs spielt. Man versteht das aus dem Gegensatz der Lamprechtischen Schule gegen alles, was mit Sybel und Treitschke zusammenhängt, aber auch für den Historiker sollte gelten, daß es jetzt keine Parteien mehr gibt. Die Geschichte von 1866 und 1870 bekommt sicherlich jezt im neuen Krieg eine etwas andere Farbe, aber zunächst ist sie da als Grundlage alles dessen, was unsere Soldaten und wir alle heute verteidigen und erstreben. Es steht auf dem Titel „zum Gebrauche bei Vorträgen und zum Schulgebrauch“. Das ist wohl etwas mißverständlich, denn das Lamprechtische Heft hat wohl zwar etwas Schulmäßiges, ist aber nicht das, was heute zur Einführung in die Kriegsaufgaben zunächst nötig ist. Es bietet in seiner Art mehr, als was für Vorträge und Schule verwendbar ist, einen Hintergrund ohne scharf gezeichneten politischen Vordergrund.

Der deutsche Krieg, politische Flugschriften, herausgegeben von Dr. Ernst Rüdiger. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. Preis jedes Heftes 50 Pf.

4. Heft: Dr. Gottfr. Traub: **Der Krieg und die Seele.**

6. Heft: Prof. Duden: **Deutschlands Weltkrieg und die Deutsch-amerikaner.**

7. Heft: Axel Schmidt: **Die russische Sphinx.**

8. Heft: Geh. Rat Duden: **Die weltgeschichtliche Bedeutung des deutschen Geistes.**

9. Heft: Prof. Koloff: **Deutschland und Rußland im Widerstreit seit 200 Jahren.**

10. Heft: Oberfinanzrat Vösch: **Englands Schwäche und Deutschlands Stärke.**

11. Heft: Dr. P. Nathan: **Die Enttäuschungen unserer Gegner.**

12. Heft: Prof. Wismann: **Die seelischen Wirkungen des Krieges.**

13. Heft: Dr. Schäfer: **Deutsch-türkische Freundschaft.**

14. Heft: Dr. Wertheimer: **Deutschland und Ostasien.**

Nachdem die ersten Hefte dieser Sammlung von Rohrbach, Naumann, Beder und Erzberger früher von uns teils erwähnt, teils angegeigt worden sind, liegt heute die schöne Reihe der hier genannten Arbeiten auf unserem Tisch. Sie sind schon an sich empfohlen durch die Namen ihrer Verfasser und können nicht alle im einzelnen beschrieben werden, aber so viel muß ausgesprochen werden, daß hier ein wahrhaft gutes und reiches Rüstzeug für Kenntnis und Gesinnung des deutschen

Krieges vorliegt. Um ein paar Proben zu geben, so ist Rußland durch Axel Schmidt, Koloff und Paul Nathan zusammen so charakterisiert, daß man die dortigen Kräfte und Zustände in Entstehung, Verschönerung und Wirkung vor sich sieht. Besonders der Teil der Schrift von Nathan über die Abgeschlossenheit Rußlands durch den Krieg ist sehr interessant. Rußland ist der eingekreiste Staat. Axel Schmidt bringt eine ganze Anzahl bisher unbekannter Dokumente zur russischen Revolution, Verfassung- und Finanzfrage. Die Schrift von Schäfer über die deutsch-türkische Freundschaft ist eine sehr eingehende und genaue wirtschaftliche Untersuchung mit vielen Ziffern und Uebersichten. „Die Türkei wird mit zunehmender innerer Kaufkraft ein immer besserer Kunde gerade Deutschlands werden.“ England ist im Warenverkehr, Frankreich im Eisenbahnverkehr und in allgemeiner Kulturwirkung unsere Konkurrenz, aber die Kriegsgemeinschaft wird diese Nebenbuhler in Konstantinopel beiseite schieben. Wertheimers Darlegungen über Ostasien entsprechen seinen Ansätzen in der „Hilfe“, bringen aber viel mehr, als es dort möglich war. „Um China dreht sich die ganze Politik in Ostasien“. Ein schöner Nachruf für Qingtau. England als Aufsteher des japanischen Angriffs. Das Heft von Prof. Binswanger über die seelischen Wirkungen des Krieges hat erziehlischen Zweck und will zur Ueberwindung der Kriegsnervosität beitragen. Eine Art ärztliches Seelsorgerbuch, zunächst für Schweizer berechnet, denen der Verfasser seine lebenskundigen Kriegsgebanten vortragen wollte. Ein theologisches Seitenstück dazu ist Traubs „Der Krieg und die Seele“. Er faßt die innerlichen und innerlichsten Kriegsfragen an und hilft durch Nachdenken zu Klarheit und Ruhe. Enden verkündet die sieghafte Kraft des deutschen wehrhaften und gründlichen Idealismus. „Treue und Größe“. — Die Hefte sind besonders auch allen denen zu empfehlen, die in Schule, Kirche und Vorträgen über den Krieg zu reden haben und dabei mehr bieten wollen, als nur Wiedergabe der Tageszeitungen.

Deutschlands Sendung. Ein neuer mitteleuropäischer Völkerbund. Von Hans Mühlstein. Weimar, Verlag Neuenhauer. 1 M. Auf das Weltalter des privilegierten Raubes unter Englands Führung muß das deutsche Zeitalter der ethischen Politik, der leidenschaftlichen Gerechtigskeitsliebe folgen. Deren Organ soll der neue Völkerbund sein; Neutralität ist Charakterlosigkeit, wo es sich um die Gerechtigkeit handelt. Der Verfasser ist Schweizer.

Der schweizerische Kulturwille. Ein Wort an die Gebildeten des Landes. Von Konrad Falke. Zürich, Rascher & Co.

Die Aufgabe der Schweiz liegt weniger auf politischem als auf kulturellem Gebiet: die draußen in Europa zentrifugalen Kräfte müssen beim Uebertritt über die Schweizer Grenzen in zentripetale verwandelt werden. „Wenn wir nicht den festen Willen haben, in unserer Mitte germanisches und romantisches Wesen zur gegenseitigen Bereicherung inniger als sonstwo einander anzunähern, miteinander statt nebeneinander zu leben, so hat es keinen Zweck, daß ein schweizerischer Staat besteht.“ Als Mittel dazu wird für die Gymnasien Unterricht in den drei Landes- nicht nur Sprachen, sondern Kulturen gefordert, denn die geistige Elite des Landes habe nach Ausbruch des Krieges kläglich verjagt. Dazu staatsbürgerlicher Unterricht, politische Betätigung der Intellektuellen und — Niederbringung der doktrinären Sozialdemokratie.

Warum kämpfen sie? Eine völkerychologische Studie von F. v. Wrangel. Zürich, Orell Füssli. 60 Pf.

Darstellung der Ursachen des Krieges, der Lage und der Aussichten eines dauernden Friedens vom neutralen Standpunkt.

Deutschlands neue Einigkeit. Von Dr. Heinz Marr.

Was will England? Von Prof. W. Dibelius. Vorträge im Hamburger Volkshaus. Verlag C. Boylen. Je 20 Pf.

Bonner vaterländische Neben: 1. Sell, Recht und Würde des Krieges. 2. Becker, Deutsch-türkische Interessengemeinschaft. 3. Wygodzinski, Der englische Handelskrieg. Bonn, bei Heinrich Cohen. Je 40 Pf.

Deutsche Vorträge Hamburgischer Professoren. 1. Rathgen, Deutschland, die Weltmächte und der Krieg. 2. Dibelius, England und wir. 3. Franke, Deutschland und England in Ostasien. 4. Florenz, Deutschland und Japan. 5. Reutgen, Britische Reichsprobleme und der Krieg. 6. Borchling, Das belgische Problem. Hamburg, L. Friederichsen & Co. Je 50 Pf.

Vorträge für die Kriegszeit. Zweites Heft. Was ist deutsche Kultur? Das Werden der englischen Weltmacht. England und seine Politik im 19. Jahrhundert. W.-Glabach, Volksvereins-Verlag. 30 Pf.

Deutsche Arbeit. Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. 14. Jahrg. 1. Heft. Prag I, Palais Clam-Gallas. Aus dem Inhalt: Weinede, Um welche Güter kämpfen wir? D. Weber, Oesterreichs Aufgabe. v. Scala, Wofür kämpfen wir Deutsch-Oesterreicher?

Unsere kulturellen Verantwortungen nach dem Kriege. Von Landgerichtsdirektor Gustav Schiefeler. Hamburg, L. Friederichsen & Co. 50 Pf.

Aufbau des besseren deutschen Stils auf Grund von Idealismus und Individualismus.

Der Deutsche und dieser Krieg. Von Kurt Engelbrecht. Bei Ernst Hofmann & Co., Berlin. 80 Pf.

Deutschland, die Türkei und der Islam. Von Hugo Grothe. Leipzig, S. Hirzel. 80 Pf.

Vor der türkischen Kriegserklärung geschrieben. Klare Darstellung der deutsch-türkischen Beziehungen bis zum Kriege, der türkischen Aussichten im Kriege von berufener Seite. Die große Bedeutung des Türkenbündnisses und des gegen den Dreierbund entsetzten Gesamtislaams; die nötige innere Wiedergeburt muß von Deutschland ausgehen.

Hamburger Fremdenblatt. Illustrated War Chronicle. Nr. 1 vom 15. Oktober. 14 Cents = 20 Pfennig.

Zur Aufklärung des neutralen Auslandes, insbesondere der Vereinigten Staaten. Ausgezeichnete Bilder.

III. Religiöse Kriegsliteratur.

Kreuz und Schwert. Feldbriefe. Das Feldgebet. Ein Andachtsbüchlein für unsere Krieger im Felde von A. Heinen. Je 25 Pf. W.-Glabach, Volksvereins-Verlag.

Mannhaftes Christentum. Geleitsbuch für junge und alte Soldaten. Von Hofprediger Lic. Mag. Schmidt. 90 S. 80 Pf. Berlin-Lichterfelde, bei Edwin Runge.

Ein Gruß an unsere Verdienten. Von Prof. D. Wurster. Stuttgart, Evang. Gesellschaft. 15 Pf.

Stark, zuverlässig und fromm. Für Lazarette zur Massenverbreitung.

Andachtsbüchlein für die Kriegszeit. Von Prof. D. Wurster. Stuttgart, Evang. Gesellschaft. 15 Pf.

Kriegsflugblätter von „Christentum und Gegenwart“. Von Pfarrer Dr. Mittelmeier, Nürnberg und Mitarbeitern seines Kreises. Unentgeltlich in beliebiger Anzahl zu beziehen. Sieben verschiedene liegen vor: Deutschlands Weltberuf; An eine Trauernde u. a.

Gott mit uns. Zwölf Predigten und Ansprachen aus den Kriegsmontaten August bis Oktober 1914. Von Reinhold Dieterich, Stadtpfarrer am Münster in Ulm. Verlag Kerler, Ulm.

Der Krieg möge einer Christianisierung des Deutschland und einer Germanisierung des Christentums die Wege ebnen.

Feldpostkarten mit Geleitsworten. Zwei Serien von D. La-husen, eine von D. Reinhold Seeburg. Jede Serie (12 Stück) 30 Pf. Berlin-Lichterfelde, bei Edwin Runge.

Stark in dem Herrn. Andachten für die Kriegszeit von Dr. P. Conrad. Berlin, Martin Warnke. 40 Pf.

Für die im Lande Gebliebenen.

Gottes Wort in Eiserner Zeit. Predigten, herausgegeben von Pfarrer Meyer in Spielberg. Bei Elwert in Marburg. 2. Lieferung. 1 M.

Sechs Kriegspredigten von Karl König. Bei Diederichs, Jena. 1 M.

Von der Sendung und Aufgabe der Deutschen; von ihrer Treue und Innerlichkeit, ihrem Freiheitswillen.

Des deutschen Veters tiefster Sinn. Predigt von Dr. Ernst Lehmann-Mannheim. 20 Pf.

Der Sturm bricht los. Reden und Aufsätze aus den ersten Wochen des Weltkrieges 1914. Von Pfarrer R. Mühlhausen. Leipzig, bei Joh. Amb. Barth. 2,50 M.

Gar zu viel „dichterische Sprache“ kann auch guten Gedanken ihre Durchschlagskraft nehmen.

IV. Gedichte, Feldpostbriefe, Sammlungen.

Durch Kampf zum Sieg! Deutsche Worte für den deutschen Krieger, gesammelt von Wilh. Vogt. Hirschberg i. Schles., Auhöhe Buchhandlung. 20 Pf.

Hohlauf Kameraden! Soldatenlieder zum „Heiligen Krieg“. Bei Eugen Diederichs. **Deutsches Herz, verzage nicht!** Vaterlandslieder aus großer Zeit. Je 25 Pf.

Fortsetzung der in Nr. 39 genannten Hefte. Innerlich und äußerlich wohlgeklungen. Vorzug vor anderen Ausgaben die Noten.

Der heilige Krieg. Gedichte aus dem Beginn des Kampfes. Tat-Bücher für Feldpost, Heft 1. Eugen Diederichs. 90 S. 60 Pf.

Sammlung des Wertvollsten aus der unendlichen Flut; dünnes Papier, Taschenformat. Weitere Hefte dieser Reihe:

Deutsches Volkstum. Bekenntnisse deutscher Felden und Decker. 98 Seiten. 60 Pf.

Gutten, Fichte, Arndt, Bismarck, Lagarde, Langbehn kommen mit Aussprüchen und Stellen aus ihren Werken, um uns und unsere Kämpfer zu stärken.

Deutscher Glaube. Religiöse Bekenntnisse aus Vergangenheit und Gegenwart. 100 Seiten. 60 Pf.

Meister Eckhart, Luther, Schleiermacher, Fichte, Goethe, Lagarde, Maurenbrecher, Natho, Bonus — eine echt Diederichsche Auswahl.

Weihnachtsgruß für Deutschlands Krieger. Beiträge von D. Scholz, L. Noage, Direktor Everling; enthält neben Weihnachtsliedern die Weihnachtsbilder von Ludwig Richter. 20 Pf. Wird in Feldpostbriefumschlag geliefert, auf Wunsch direkte Versendung gegen Einsendung des Betrages und der Aufschrift. Verlag des Evangelischen Bundes, Berlin W.25.

Fürs Vaterland in Feindesland. Ein Weihnachtsbuch für deutsche Krieger. Berlin, Martin Warned. 80 Pf.

Eine Andacht von Lohusen, Erzählungen von Spedmann, Lobfen u. a., Gedichte; als Weihnachtsfeierung ins Feld.

Aus der Heimat. Ein Weihnachtsgruß für unser Heer. Von Dr. Conrad. Berlin, Martin Warned. 10 Pf.

Kriegsflugblätter des Verlags Eugen Lieberichs. 1. Richard Dehmel, Gebet aus Volk. Hymne. 2. Holrad Eigenbrodt, Wenn der Feind unsere Grenze bedroht. Kriegsmarsch. Beides für eine Singstimme mit Klavier, je 30 Pf.

1914. Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht. Ausgewählt von Julius Bab. Bei Morawe & Scheffelt, Berlin. Jedes Heft 50 Pf. 48 Seiten.

Feldpostbriefe 1914. Berichte und Stimmungsbilder von Kämpfern und Hinterlebern. Gesammelt von H. Sparr. Leipzig, bei Otto Spamer. 298 Seiten. 2,50 M.

Aus Ost und West, von der See und der Luft, von der Front und der Etappe — solche Feldbriefe geben uns im Land die Möglichkeit mitzuerleben, was unsere Brüder draußen für uns tun.

Deutsche Dichter-Kriegsgabe. Prosa-Dichtungen und Verse zeitgenössischer deutscher Dichter. Gotha, F. A. Perthes. 1,60 M., Geschenkband 3 M.

Dem deutschen Volke zum Kriegswihnachten dargebracht. Unter den Beiträgen sind solche von Finckh, Flaischlen, Hesse, Leonhard und anderen.

Sindenburg-Lieder. Von Wilhelm Manneß. Verlag Wilmerdorfer Zeitung. 20 Pf.

Sindenburg als „Dr.-Ing.“,
Mann von Blut und Eisen,
Schmiede einen festen Ring,
Dran der Ruff soll heißen.

Feldpostbriefe 1870/71 von George Fontane. Bei F. Fontane, Berlin-Grumewald. 1 M.

Lodernde Flammen. Kriegsgedichte von Heinrich Dredow. Hamburg, bei C. Erich Behrens. 10 Pf.

Kriegspostkarten des Kunstwärts. Vier Serien, je 6 Stück 50 Pf. München, Callwey.

Bilder von Schwind, Menzel, Lenbach u. a. Solche guten Karten sind sehr nötig angesichts der großen Schundproduktion.

Frauenleid und Frauentrost in Kriegszeit. Gedichte (aus 1870) von Marie Dechent. Frankfurt, Richard Scheffel. 10 Pf.

Mein Tagebuch während des Krieges 1914. Zum Einzeichnen der Erlebnisse für Soldaten im Feld. Anhang: Das deutsche Weibsbuch und die Verhandlungen mit England. Leipzig, S. Hebewig. Verschiedene Ausgaben.

Krieg. Gedichte von Walter Kalbe. Hildburghausen, Kesselringsche Hofbuchhandlung. 1,60 M.

Quittung

Für Elsaß-Lothringen. E. R. in A. 25 M., Fr. M. S. in L. 7,50 M.

Für Ostpreußen. E. R. in A. 25 M., Fr. M. S. in L. 7,50 M., die Schüler der Volksschule in Oberschlesien 22 M., Schmied in G. 10 M.

Soldaten-, Lazarett- und Auslands-„Hilfen“. Frau R. in Fr. 5 M., Fr. v. S. in G. 4,15 M., Pf. M. in U.-R. 3 M., Frau G. in M. 1,10 M., E. in E. 3 M., B. in L. 5 M., Sch. in R. 5 M., E. in D. 2 M., G. in G. 3 M., Fr. M. M. in Fr. 3,05 M., Fr. B. in G. 3 M., Frau B. in G. 2 M., Dr. P. in S. 5 M., G. in L.-L. 7,50 M., S. S. im Felde 5 M., Fr. J. in B. 3 M., D. in R. 3 M., R. in L. 1,85 M., Fr. B. in G. 1 M., Frau L. in M. 85 Pf., G. in R. 1,35 M.

Kriegs- und Heimatchronik an Feld- und Lazarettadressen. B. in R. 1,50 M., Fr. R. in B. 3 M., R. B. f. w. A. in D. 4 M., Fr. R. im Felde 27 M., St. in A. 50 Pf., Fr. in A. 1 M., A. M. in A. 1 M., J. M. in A. 1 M., Prof. T. h. in A. 3 M., Fr. J. in E. 1,15 M., G. in D. 4 M., Sch. in D. 1,15 M., Frau B. in A. 2 M., R. in B. 9 M., S. in D. 2 M., S. in St. 1 M., Prof. M. in R. 2 M., R. in B. 2 M., Sch. in D. 2 M., B. in B. 2 M., S. in E. 75 Pf., J. in J. 1 M., B. in M. 2 M., B. in R. 1,50 M., B. in D. 1 M., S. in E. 1 M., R. in B. 8 M., S. in G. 60 Pf., D. in A. 1 M., Dr. T. in D. 3,90 M., G. in L.-L. 7,50 M., R. in B. 1,50 M., S. in R. 1 M., Frau S. in L. 5 M., Sch. in M. 3,12 M., R. in Gr. R. 1,50 M., Dr. R. in T. 1,05 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe“ in Berlin-Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Der heutigen Nummer der „Hilfe“ liegt ein Prospekt der **Verlagsbuchhandlung B. G. Tendner, Leipzig**, bei, dessen eingehende Durchsicht wir sehr empfehlen. Unsere Leser finden hier eine reiche Auswahl guter Bücher, die sich vorzüglich für den Weihnachtstisch des „Hilfe“-Lesers eignen.

Weihnachtsgabe. Ein jeder Deutsche steht es gewissermaßen als seine heiligste Pflicht an, den für unser geliebtes Vaterland kämpfenden Soldaten eine kleine Weihnachtsgabe zu übersenden. Wie sehr willkommen dürfte da unseren Kriegern im Felde ein Gegenstand sein, der bestimmt ist, Verwundungen des Herzens, des edelsten aller Organe, zu verhindern. Die Deutsche Schusspanzer-Industrie, Berlin D. 25, Potsdamer Straße 48, empfiehlt in dieser Nummer ihre Herzschuss-Panzerplatte und bittet um Beachtung ihres Inserates.

Sieben ist erschienen:

Adolf Matthias

Bismarck.

Sein Leben und sein Werk.

Erstes bis sechstes Tausend

Mit 4 Bildnissen. In Leinw.-geb. M. 5.—, in Leinw.-band M. 7.50.

Am 1. April 1915 werden es 100 Jahre, daß Otto von Bismarck geboren wurde. Das deutsche Volk wird das Bedürfnis fühlen, die 100. Wiederkehr des Tages, an dem ihm sein großer Rang, der Begründer von Kaiser und Reich, geboren wurde, vor allem dadurch zu feiern, daß es sich seine Persönlichkeit aufs neue zu vergegenwärtigen und das Verständnis seines Lebenswertes zu vertiefen sucht. — Dem deutschen Volke hierfür eine geeignete Unterlage zu bieten, das ist das Ziel, das dem Verfasser des vorliegenden Buches, Wirtl. Geh. Oberregierungsrat Adolf Matthias, vor Augen geschwebt hat, und es ist nicht zu viel gesagt: der den weitesten Volksteilen schon durch sein lebenswürdiges Erziehungsbuch und seine Kriegserinnerungen vom Jahre 1870/71 bekannt gewordene Verfasser hat hier ein Meisterwerk geschaffen. Auf verhältnismäßig engem Raume bietet sein Buch eine Fülle von Inhalt in fesselnder Form; wer es einmal zu lesen begonnen hat, wird es nicht mehr aus der Hand legen, ehe er am Schluß angelangt ist. — Die große Zeit, in der wir leben und die Bismarcks Verdienste erst recht ins Licht stellt, gibt der Lektüre einen ganz aktuellen Wert und Reiz. Jetzt erst erkennt jeder Deutsche, welche Voraussetzungen Bismarck bewies, als ihm für die Schaffung und Erhaltung der deutschen Wehrmacht, der sein Augenmerk von 1862—1888 ununterbrochen zugewandt war, seine Anstrengung zu groß erschien. Auch die nationale Begeisterung, mit der nun das deutsche Volk in großartiger Geschlossenheit in den ihm von Feinden und Feinden aufgezwungenen Kampf gezogen ist, hat Bismarck in seiner berühmten Rede vom 6. Februar 1888 voraus verkündigt. Sein Geist sei mit uns, sein Wort sei unser Spruch: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt!“

Unter diesem Gesichtspunkt wird das Bismarckbuch von Adolf Matthias unter den Weihnachtbüchern dieses Jahres für Alt und Jung in allererster Linie in Frage kommen.

E. G. Bedtsche Verlagsbuchhandlung
Oskar Bedt München

Fruchtmus

Dunstobst

Erstklassiges

Unbedingt naturrein



Fruchtsaft

Dicksaft

Werterzeugnis

Preislisten umsonst

Obstabkonomie Eden, Oranienburg-H.

Die Hilfe erscheint Donnerstag
Schluß der Redaktion Montag.
.....
Bierteljahrspreis bei Buchhand-
lungen und Agenturen 2,50 Mark,
beim Briefträger und am Zeitungs-
schalter der Postämter 2,62 Mark,
beim Verlag in Berlin-Schöneberg
3,00 Mark.

Verlagspreis: Amt Lügow 5506,
Postfachkonto: Amt Berlin 8683
Unverlangten Einsendungen ist
keins das Rückporto beizufügen.
.....
Verleger: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 4 mm breite
Kontrollzeile 40 Pfennig, die
90 mm breite Reklamazeile 1,50 M.
Einfache Beilagen: Laufend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Er-
mäßigung. Entwürfe und Kosten-
anschläge werden ohne Berechnung
gern zugesandt. Annahme durch den
Verlag Berlin-Schöneberg u. durch
sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen - Annahme:
Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Dr. Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Der Reichskanzler. — **Ludwig Herz:** Die Dedung der Kriegskosten in England. — **Dr. Kurt de Bra:** Volklich. — **Dr. Erich Syd:** Die Mietsfrage. — **D. Gottfried Traub:** Reiseeindrücke aus Oesterreich-Ungarn. — **S. D. Gallwitz:** Romain Rolland und der deutsche Geist. — **D. Gottfried Traub:** Tannenreis. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 1. Dezember.

Im Osten ist es an verschiedenen Stellen lebendig. An der ostpreussischen Grenze mißglückte ein Ueberfallsversuch stärkerer russischer Kräfte bei Darkehmen unter schweren Verlusten. Ueberhaupt scheint die Verschanzung der ganzen Provinz einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht zu haben. Hätte man die Erd-schanzen vor dem Krieg schon so gekannt wie jetzt, so wäre von Anfang an Ostpreußen noch gesicherter gewesen. An der ganzen Ostgrenze arbeiten jetzt zahlreiche Schanzarbeiter, die aus den Arbeitslosen Berlins und anderer Großstädte genommen werden. Südlich der Weichsel in Polen werden nennenswerte Erfolge erzielt. Trotzdem hört die feindliche Nachrichtenverbreitung über gewaltige russische Siege nicht auf.

Der aus Rußland nach vielen Strapazen glücklich heimgekehrte Abgeordnete Ab laß wird von seinen Freunden herzlich begrüßt.

Mittwoch, 2. Dezember.

Heute fand bei vollbesetztem Hause und drangvoll überbesetzten Tribünen die öffentliche Sitzung des Reichstages statt, die durch Kommissionsitzungen vorbereitet wurde, und der noch andere Sitzungen folgen werden. Es war eine weisevolle, ernste, schöne Stunde, der Beweis, daß der Geist vom 4. August noch vorhanden ist. Alle Parteien bewilligten weitere Kriegskredite bis zur Höhe von nochmals 5 Milliarden Mark und befanden damit ihren einheitlichen Willen, den aufgebrängten Krieg bis zum glücklichen Ende durchzuführen. Als einziger bleibt Abgeordneter Liebknecht sitzen, womit er sich die Billigung von Rosa Luxemburg und ähnlichen Seelen erwerben wird. Uns andere stört dieser Unglücksfall nicht weiter, wir denken nur, daß, wenn heute der Vater Liebknechts noch leben würde, er mit seiner Partei ginge. In sehr würdiger Weise wird der Toten gedacht, besonders des unvergeßlichen Frank. Der Reichskanzler spricht sehr gut, wirkungsvoll und kräftig und empfängt einen in diesen Räumen unerhörten Beifall, der teils ihm und teils der großen Sache gilt. Besonders wichtig ist folgendes: Am 4. August mußte für die belgische Regierung der Rücktritt unter Protest unter allen Umständen freigehalten werden, wie denn ja auch nach Einnahme von Lüttich diese Möglichkeit noch einmal angeboten

wurde. Wir wußten auch noch nicht, wie und in welchem Grade Belgien seine Neutralität England gegenüber preisgegeben hatte. Es steht ferner jetzt fest, daß England nicht um der belgischen Neutralität willen den Krieg begonnen hat, denn schon seit 2. August vor der Verletzung der belgischen Grenze war England tatsächlich nicht mehr neutral, sondern begann Kriegshilfe für Frankreich. Der Protest gegen die Verletzung Belgiens war ein Schaustück. „Die Verantwortung an diesem größten aller Kriege liegt klar. Die äußere Verantwortung tragen die Männer in Rußland, die die Mobilisierung der gesamten russischen Armee betrieben und durchgeführt haben; die innere Verantwortung aber liegt bei der großbritannischen Regierung.“ Den Schluß der Rede des Reichskanzlers machen Versprechungen einer freieren inneren Politik am Schluß des Krieges. „Ich verspreche es Ihnen, daß es nur mehr Deutsche geben darf.“ Man denkt an das Wort in der preussischen Verfassung „alle Preußen sind vor dem Gesetze gleich“ und hofft, daß es jetzt endlich unter so gewaltigen Opfern zur Wirklichkeit werden soll. Es darf nicht wieder sein, wie 1813, wo versprochen, aber nicht gehalten wurde. Alle Parteien haben auch diesem Teile der Rede des Reichskanzlers ihren Beifall gegeben. Außer dem Reichskanzler sprachen der sozialdemokratische Führer Haase, der Zentrumsführer Spahn und der Präsident des Reichstages Kaempf. Die Sozialdemokratie macht ihre besondere Auffassung der belgischen Frage geltend, ohne sich dabei durch den Wortlaut auf dauernden Gegensatz festzulegen. Die Hauptsache ist die Bewilligung selbst: Deutschland kann nicht vernichtet werden!

Donnerstag, 3. Dezember.

Was sich in diesen Tagen auf dem polnischen Schlachtfelde begibt, ist in seinen Einzelzügen bisher für uns nicht verständlich und wird wohl auch erst nach dem Kriege ganz verstanden werden. Die beiden Armeen suchen sich gegenseitig zu umfassen. Erst glaubte die deutsche Armee, daß es ihr gelungen sei, die Russen „in den Wurkstessel zu treiben“; dann glaubten die Russen, daß sie südlich der Weichsel den linken deutschen Flügel eingekreist hätten. Daß letztere Gefahr bestand, wird offen zugegeben, aber die Deutschen haben einen glänzenden Rückzug und Durchbruch fertiggebracht unter Mitnahme von 12 000 gefangenen Russen und ohne Verluste von Geschützen. Das alles spielte sich in der Gegend zwischen Lomitz und Lodz ab. Inzwischen ist nun festgestellt und wird auch durch die Telegramme der Gegner bestätigt, daß die deutsche Armee noch immer kampfbereit in der Nähe der genannten Orte weilt. Der gesamte Akt der versuchten Einkreisung hat kein Zurückgehen auf den Ausgangspunkt an der deutschen Grenze zur Folge gehabt. Im ganzen sind von der Ostarmee in den Kämpfen bei Wloclawez, Kutno, Lodz und Lomitz zwischen 11. November und 1. Dezember über 80 000 unverwundete Russen gefangengenommen worden; ein schöner Zuwachs unserer großen Aufbewahrungslager für entwaffnete Feinde.

Zum 66jährigen Regierungsjubiläum Kaiser Franz Josephs wird von den Oesterreichern und Ungarn Belgrad endlich eingenommen. Daß ein einzelner lebendiger Mensch von 1848 bis 1914 Kaiser ist, wirkt wie eine Sage. Dabei soll der alte Kaiser noch sehr genau Bescheid wissen und sogar reichlich seinen eigenen Willen haben. Was wird ihm der Lebensabend noch bringen? Kaiser

Wilhelm trifft sich in Breslau mit dem österreichischen Thronfolger und seinen militärischen Begleitern.

Die Portugiesen liefern den Engländern Truppen für Ägypten. Dafür nehmen wir ihnen, wenn es gut geht, Angola.

Freitag, 4. Dezember.

Durch eine Rede des italienischen Kammerpräsidenten Salandra wird die Neutralität Italiens als mit Geist und Buchstaben der Verträge zusammenstimmend dargestellt. Außer dem Dreibundvertrag hatte Italien ein den Dreibundmächten nicht unbekanntes Abkommen mit England, dem „traditionellen Beschützer der italienischen Küsten“. Dieses war im Dreibundvertrag indirekt vorgesehen. Von da an, wo England den Krieg erklärte, belam Italien seine Verfügungsfreiheit. Es will in bewaffneter Neutralität dastehen, um beim zukünftigen europäischen Frieden nicht übergangen zu werden. Fürst Bülow übernimmt nun endgültig die deutsche Vertretung in Rom, was auf beiden Seiten der Alpen mit Genugtuung begrüßt wird.

In Südafrika ist leider der tapfere Burenführer Dewet von den Engländern abgefangen worden. Ob damit die Burenhebung gebrochen ist, vermag von hier aus nicht beurteilt zu werden.

Westlich der masurischen Seenplatte ist ein russischer Angriff unter großen Verlusten abgeschlagen worden. Das Vorgehen in Polen „nimmt normalen Verlauf“.

Es ist wieder einmal bei Altkirch in Oberelsaß gekämpft worden. Noch sind unbeachtliche Teile von Elsaß in französischem Besitz, weil die starke französische Festungsreihe über die Grenze herüberwirkte. Es war im Jahre 1871 ein Fehler, Belfort den Franzosen zu lassen. Jetzt kostet jener Fehler viel Blut und Mühe.

Sonnabend, 5. Dezember.

In einer westdeutschen Garnisonstadt sehe ich die Fülle der kriegsbereiten Menschen. Es steigen immer neue Regimenter aus der Volksmasse heraus. Einige müssen warten, bis die Ausrüstung fertig ist. Während deutsche Soldaten ausziehen, werden fremde Gefangene hereingebracht, Franzosen und Indier.

Das Hauptinteresse ist im Osten. Wir erfahren den knappen Satz: „in Polen verlaufen unsere Operationen regelrecht“. Das ist ein ganz hindeutender Ausdruck; die Schlacht wird als mathematisch-physikalische Aufgabe betrachtet.

Bei den masurischen Seen steht es günstig, und in Oberelsaß südwestlich von Altkirch machen unsere Truppen Fortschritte.

Sonntag, 6. Dezember.

Der Winter liegt grau in den Wolken und wartet, wann er herabkommen soll. Soll er die polnischen Armeen jetzt in Schnee hüllen oder erst noch die umfangreichste Schlacht der Weltgeschichte auskämpfen lassen? Sowohl österreichische wie deutsche Berichte über die Lage in Polen sind günstig. Eben wird die Einnahme von Lodz gemeldet. Soviel wir wissen, ist das die dritte deutsche Einnahme von Lodz, wobei allerdings die erste nur eine schwache und vorübergehende Besetzung gewesen sein mag. Die Stadt soll beträchtlichen Schaden erlitten haben. Sie ist die fünfte russische Großstadt, sehr industriell und im Besitze eigener Kohlenlager.

Die gegenseitige Erziehung der amtl. Nachrichtenstellen der kämpfenden Armeen ist menschlich interessant. Zwischen dem deutschen und dem französischen Hauptquartier wird um jeden Ausdruck gerichtet. Heute teilt die deutsche Heeresleitung mit, daß in dieser Nacht der Ort Vermelles bei Bethune planmäßig geräumt wurde, ohne daß der Feind bisher folgen konnte. Durch diese schnelle eigene Mitteilung soll vermieden werden, daß die Franzosen den an sich wahrscheinlich geringen Vorgang zur Siegesnachricht auslösen.

In einer der letzten Meldungen der französischen Heeresleitung wird von der „Tätigkeit unserer schweren Artillerie“ geredet. Das bedeutet nach neutralen Blättern, daß nun die Herstellung eines fahrbaren schweren Geschützes fertig sei, das den Vorsprung der deut-

schen schweren Artillerie ausgleichen soll. Nur sollen die Herren Franzosen nicht glauben, daß Krupp inzwischen nicht auch gearbeitet hat!

Montag, 7. Dezember.

Der Erfolg unserer Truppen bei Lodz ist größer, als nach der ersten kurzen Meldung angenommen werden konnte. Es ist eine große, sehr blutige Schlacht im weiten Umfange nördlich, westlich und südwestlich von Lodz gewesen. Ueber Gefangene und Beute ist bis heute noch nichts bekannt.

Nach einer Zusammenstellung der „Neuen Züricher Zeitung“ haben die Verluste der kämpfenden Kriegsschiffe die nachfolgende Höhe in Tonnen:

England	121 300	Deutschland	34 500
Rußland	11 180	Österreich-Ungarn	6 350
Japan	3 700	Türkei	—
Frankreich	—		

Die Uebernahme der „Goeben“ und „Breslau“ durch die Türkei kann, wenn man will, als Abgang auf der einen Seite und Zugang auf der anderen Seite gebucht werden.

Dienstag, 8. Dezember.

Der Staatssekretär des deutschen Kolonialamts Solz erläßt eine Erklärung, die als Aufforderung zur Herstellung eines selbständigen südafrikanischen Staates aufgefaßt werden kann. Er bestreitet, daß Deutschland die Südafrikaner irgendwie angegriffen habe und sagt: „Sollte es den Südafrikanern gelingen, einen unabhängigen Staat zu errichten, so wird die deutsche Regierung ihn anerkennen und seine politische Unabhängigkeit und territoriale Integrität respektieren.“ Das offizielle Deutschland ist damit wieder beim kaiserlichen Telegramm an Krüger vom Jahre 1894 angelangt. Ob es noch Zeit dazu ist, muß sich zeigen.

Der König der Engländer hat dem König der Belgier einen Hofenbandorden verliehen, worüber sich letzterer sehr freuen wird, „Honny soit qui mal y pense.“

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 1. Dezember

Wie schön, daß das Reichstagsgebäude seiner Bestimmung wieder zurückgegeben ist! Es war immer ein etwas peinlicher Eindruck: Dieser von seinen Teppichen entblößte kahle Kuppelsaal, in dem sich die Unterstützungsbedürftigen in Scharen um häßliche Tische drängten, über ihnen eine Wolke von Dunst und Staub. Man hat nie das Gefühl überwinden können, daß es irgendwie unvereinbar war mit dem Stolz und der Würde des Volksvertretungshauses, so zur Zufluchtsstätte der nackten Not zu werden. Es lag etwas von Heruntergekommenem darin. Nun tragen Kuppelsaal und Wandelhalle den alten vornehmen Ausdruck. Im matten Dezember-Vormittagslicht leuchtet der rote Teppich mit gedämpfter Wärme, und aus den Tischen neigen sich die Palmenwedel über Ledersofas und Klubsessel. Wie viel feldgraue Uniformen — Sanitäter und Militärs — unter den Männern, die durch den geheimnisvollen Eingang zum Plenarsaal ab und zu gehen. Wie schön, die Bekannten wieder zu sehen und sich ihnen noch einmal wieder so ganz anders verbunden zu fühlen, als wenn es nur um Parteifragen ging. Alle Gemeinschaft ist wärmer und näher und freudiger geworden.

Nachmittags eine Besprechung in Konsumfragen. Es wird unendlich schwer sein, die breiten Schichten zu richtiger Sparsamkeit zu erziehen. Die Schwierigkeit liegt darin, daß sehr große Erwerbsfreie heute besonders viel verdienen. Sie zurückzuhalten von entschprechend gesteigertem Verbrauch ist fast unmöglich. Bis jetzt hat das Rucheneisen in Berlin noch nicht erheblich abgenommen!

Abends als Gast bei der Generalversammlung des katholischen Frauenbundes (Zweigverein Berlin). Beispiel guter, systematischer Kriegsarbeit.

Mittwoch, 2. Dezember

Heute ist der große Tag des Reichstags. Aber darüber wird an anderer Stelle berichtet. Das Zentralkomitee vom Roten Kreuz gibt bekannt, wie viel Mittel es bis Mitte November zur Verfügung gestellt bekam. 6¼ Millionen. Das ist nicht sehr viel und nur ein kleiner Bruchteil alles dessen, was für die Kriegshilfe geopfert ist.

Die staatswissenschaftliche Fakultät von Breslau hat vier Ehrendoktoren ernannt: Hindenburg, Lubendorff, Eben Hedin und Eisenbahnminister v. Breitenbach. Das letzte freut einen besonders. Die Eisenbahn ist beinahe das Organisierteste in der deutschen Organisation.

Die Hebung des Arbeitsmarktes schreitet fort. Die Zahl der durch die Berliner Arbeitslosenfürsorge Unterstützten ist seit Oktober auf die Hälfte gesunken. Viel von der neuen Arbeitsgelegenheit mag freilich mit dem Weihnachtsgeschäft zusammenhängen. Ein kleiner Rückgang wird nachher wieder eintreten.

Eine überraschende Tatsache ist der Einfluß der Kriege auf die Krankenziffern der Kassen. Sie sind nämlich ganz erheblich zurückgegangen. Eine Umfrage bei 30 großen Ortskrankenkassen des Reichs zeigt seit dem 1. Juli einen Rückgang der erwerbsunfähig Kranken von 3,28 auf 2,52 v. H. Um so erstaunlicher, weil ja doch die gesündesten, kräftigsten Kassenmitglieder draußen sind. Grund: die allgemeine Willensanstrengung. Die Leute merken ihre kleinen Beschwerden nicht, mit denen sie sich zu anderen Zeiten wichtig nahmen. Meine Großmutter hielt grundjährlich jede Krankheit zunächst einmal für „Anstetterei“. — Ein bißchen davon ist sicher richtig.

Donnerstag, 3. Dezember.

Das Reichskursbuch ist heute früh erschienen und vergiffen — ein gutes Beispiel für die Regsamkeit des deutschen Verkehrs. Uebrigens ist es interessant, daß der deutsche Bahnverkehr nur unerheblich eingeschränkt ist, der des neutralen Auslandes zum Teil stärker als bei uns.

Einen sehr üblen Eindruck bekommt man aus den ungezählten Zeitungsanzeigen, die Militärbedarf betreffen, über die wüste Spekulation auf dem Gebiet. Es scheint, daß die heterogensten Berufsangehörigen sich jetzt auf Spekulationsgeschäfte mit Wolle, Zeltbahnen usw. werfen. Vielfach zeigen die Angebote nur Hoteladressen. Und es nimmt von Tag zu Tag zu. Sehr unerfreulich. Nicht nur wirtschaftlich, sondern auch seelisch. Welch ein verheerendes Beispiel gegen Gemeinfinn und Opferfreudigkeit!

172 Pfarrer Groß-Berlins haben eine Erklärung abgegeben, die eine Aufhebung des § 65 Reichsmilitärgesetz verlangt. Sie sehen in diesem Paragraphen „eine Zurücksetzung ihres Standes in der sonst allen Ständen zustehenden Ehre, mit den Waffen das Vaterland zu verteidigen“.

Freitag, 4. Dezember.

Der Berliner Magistrat hat beschlossen, die Mietsbeihilfen auch Erwerbslosen zu gewähren (nicht nur wie bisher Kriegsfamilien). Die Hausbesitzer sind freilich auch damit noch nicht zufrieden.

Abends eine schöne große Madamiterversammlung, in der Harnad über die soziale Kriegsarbeit der Studenten spricht. Es ist so viel zu tun, und allmählich wacht in allen Daheimgebliebenen das Bewußtsein von der großen Wichtigkeit der Innenarbeit auf neben den Leistungen der Front.

Besuch eines Amerikaners — Theologen und Quakers, der von England kam und nach Dänemark ging, und überall die Saat freundlicher Gefühle ausstreuen wollte. Wie viele solche und ähnliche Besuche von menschenfreundlichen Neutralen hat man schon gehabt! Immer mit dem Gefühl der Zwecklosigkeit dieser gutmütigen Bemühungen. Natürlich, es ist befriedigend, daß es neben Feindschaft und Haß auch noch Menschenliebe und Fremdbildlichkeit gibt — aber es ist im Augenblick wirklich belanglos. Man kann nicht viel damit anfangen; es ist, als ob einem jemand warme Pantoffeln und

einen Schlafrock anbietet, wenn man gerade bei einer Grathwanderung auf Tod und Leben ist.

Die Ausländer wundern sich am meisten darüber, daß hier in Deutschland das Leben so ruhig weiter geht und daß noch so viele Männer auf den Straßen zu sehen sind.

Sonnabend, 5. Dezember.

Einige unserer Mitarbeiterinnen haben eine wunderschöne Ausstellung von Weihnachtstransparenten gemacht. Der Festsaal des Rathauses ist in eine Halle voll bunter Dämmerung und Tannenspoesie verwandelt. Von dicken Tannenzweigen eingerahmt schimmern Transparente der Heiligen Nacht nach Künstlern aller Zeiten, von den primitiven des Mittelalters bis zu Rembrandt und den modernen von den Wänden. Es ist wunderschön, mitten aus dem abendlichen Treiben der Straßen, wenn die Abendblätter mit den Kriegsnachrichten ausgerufen werden, in diese dufende Stille einzutreten. Kinderchöre singen Weihnachtslieder von den Emporen.

Die Transparente sind z. T. Notstandsarbeiten von erwerbslosen Malerinnen, denen durch den Verkauf geholfen werden soll.

Sonntag, 6. Dezember.

Eine Fahrt zu einem Vortrag nach Frankfurt. Heller, sonniger Wintertag, der die frisch umbrochenen Acker, die Saatkelder, die gelben Wiesen mit den roten Büscheln der Weidenruten darüber in stärksten Farben leuchten macht. Wie friedlich das alles! Die zusammengeschobenen Ackerwagen, die regelmäßigen Furchen ungezählter bestellter Acker, das Glodenläuten der Dörfer, die sonntäglichen Menschen. Wenn nicht die vielen Soldaten im Zuge, die Inschriften des Roten Kreuzes auf den Bahnsteigen wären, müßte man die Vorstellung vom Kriege förmlich mit Gewalt herbeiziehen — so fern liegt sie bei stundenlangender Fahrt durch friedvolles Land. Im Speisewagen selbstgraue Offiziere mit dem Band des Eisernen Kreuzes, die zur Front zurückkehren. Einer läßt die Augen nicht von einem kleinen dreijährigen Mädchen, das seiner Mutter vom Schoß gerutscht ist und sich nach Unterhaltung umsieht. Endlich hat er es mit beinahe schüchternem Werben so weit gebracht, daß er dem blonden kleinen Ding sein Apfelsinchen verfüttern darf. Es sieht zwischen seinen Beinen und er sieht glücklich zu, wie es löffelt.

Noch viel bewegter ist das militärische Leben im Zug bei der Nachtfahrt zurück. Meist Leichtverwundete. Alle frisch und lustig.

Montag, 7. Dezember.

Jetzt wird sehr energisch mit der Verbreitung von Mahnungen zur richtigen Ernährung und Sparsamkeit gearbeitet. Möchten doch alle helfen, Unkenntnis, Gedankenlosigkeit und Bequemlichkeit überall zu bekämpfen, wo sie sich finden.

Naumann / Der Reichskanzler

Der deutsche Reichskanzler v. Bethmann Hollweg hat am 2. Dezember, dem alten Napoleonstage, einen großen persönlichen Erfolg gehabt. Er stand in der Mitte der Volksvertretung als der anerkannte Mann der vaterländischen Regierung. So hat seit Bismarckschen Tagen kein Kanzler die Begrüßungen aller Parteien entgegengenommen. Der gewaltige Beifall galt sicherlich zum Teil der prächtigen, gut vorbereiteten und kräftig und männlich vorgetragenen Rede, er galt dem vaterländischen Gedanken, in dem wir alle einig sind, aber daß eben dieser Kanzler in so hohem Grade der Träger der gemeinsamen Ideen werden könnte, das ist es, was am 2. Dezember brausend anerkannt wurde. Es handelte sich dabei nicht um eine selbstverständliche Sache. Ganz im Gegenteil! Es ist kein Geheimnis, daß nicht alle deutschen Mitbürger gerade diesen Reichskanzler für den bestmöglichen gehalten haben. Auch heute noch gibt es Gegenkräfte gegen ihn, die sich kaum verhüllen, aber eben deshalb, weil man das weiß, war der Erfolg dieses Tages um so bedeutender.

Als im Juni 1909 Herr v. Bethmann Hollweg sich an die Stelle seines Vorgängers v. Bülow setzen ließ, erschien dieser Vorgang nicht als ganz durchsichtig, denn er war ja gerade die rechte Hand des gestürzten Kanzlers gewesen. Es konnte als eine politische Defektnislosigkeit erscheinen. Das war es nicht, aber erst langsam verstand die Bevölkerung, daß der neue Kanzler auf Grund gerade seines Charakters diesen Akt mit gutem Gewissen vollziehen konnte, weil er kein parteitaktisch denkender Mensch ist, sondern ein Mann auf eigene Rechnung und Gefahr, der für seine Person tatsächlich „über den Parteien“ steht. Das ist keineswegs nur ein Vorzug, sondern hat in leitender Stellung seine großen Schwierigkeiten. Wer in seinem Berufe immer mit Mehrheiten zu arbeiten gezwungen ist, hat es vielfach leichter, wenn seine eigene Seele selber auf Mehrheitsmechanik eingerichtet ist. Das fehlt dem jetzigen Reichskanzler. Keine Partei weiß in Streitfragen genau, wie sie mit ihm daran ist, weil er sich an keine bindet. Daher ist es im Friedensbetrieb nicht immer möglich gewesen, das Programm des Reichskanzlers zu erkennen und seine Handlungen vorherzusehen. Er war ehrlich, weil er persönlich handelte, aber keine Standarte, kein politisches Plakat mit leicht lesbaren großen Lettern. Oft war es so, daß die unpolitischen Menschen viel mehr von ihm eingenommen waren als die Berufs- und Fachpolitiker. Aber eben dieser tiefste Zug seines Charakters, der im politischen Alltagsbetriebe ein technischer Mangel sein konnte, ist ein mächtiger Vorzug, sobald alle Parteipolitik versinkt und nur das Vaterland im ganzen redet. Dann reckt sich der Kanzler in die Höhe und ist einfacher Ausdruck dessen, was alle sollen und wollen. So brachte er die große Wehrvorlage von 1913 fertig, und so sahen wir ihn am 4. August und am 2. Dezember 1914.

Auch während des Krieges hat es, wie schon gesagt, nicht an Gegenwirkungen gegen ihn gefehlt. Vieles davon soll unberührt bleiben, weil es schon wieder versunken ist. Am nachhaltigsten aber wurden seine Worte über Belgien am Kriegsanfang hervorgehoben. Nachträglich ist es in der Tat leicht, diese Worte als politisch unnötig und in ihrer Wirkung ungünstig hinzustellen, aber wer ist sicher, daß er es am 4. August richtiger gemacht hätte? Auch ein anderer Kanzler konnte in dieser Lage vor der englischen Kriegserklärung und ohne Dokumente über den als wahrscheinlich angenommenen belgischen Neutralitätsbruch nicht mit absoluter Sicherheit abschätzen, wie eine andere Begründung des bereits begonnenen Einmarsches nach Belgien wirken würde. Die damalige Erklärung war sehr ehrlich, vielleicht aber gerade darum un-diplomatisch. Um diese Bedenken nach Möglichkeit zu mindern, ist jetzt der Kanzler nochmals auf die belgische Frage eingegangen und hat nun mit festem Boden unter den Füßen klar ausgesprochen, daß Belgien tatsächlich kein neutraler Staat gewesen ist und die Folgen seiner eigenen doppelzüngigen Haltung zu tragen hat. Damit ist dieser wichtige Punkt klargestellt. Alle übrigen großen Kampfes-sorgen sind und waren schon klar. Deutschland kämpft in unglaublicher Bedrängung um seine Existenz und hält sich dabei wunderbar fest, treu und tapfer. Mit deutlichen Strichen zeichnete der Kanzler die Weltlage und schloß mit erhebenden, feierlichen Sätzen über die Ueberwindung des Parteigeistes durch Nationalgeist.

Bei diesen seinen letzten Ausführungen wuchs der Kanzler über sich hinaus und wurde Prophet einer Zeit, die einen Neubau im Innern aufrichten soll, nachdem die Feinde erfolgreich abgewehrt worden sind. Dann gibt es nur Deut-

sche! Es soll die Zeit erscheinen, wo „einer dem anderen gleich“ im Staate steht. Wie das in Verfassung und Verwaltung sich ausdrücken wird, ist Sache späterer Mühen und wird nicht ohne Reibungen zu vollenden sein, aber der Kanzler tritt als Garant für größere politische Gleichheit auf: „Ich für meinen Teil verspreche es Ihnen, dafür zu kämpfen, daß es nur mehr Deutsche geben darf.“ Die Zusage bedeutet etwas, weil ein Mann dahinter steht, der so etwas nicht sagt, wenn er sich nicht dafür verbindet. Das ist es, was bei seiner Rede empfunden wurde.

Erst hat der Kaiser dem Kanzler Glück gewünscht, dann hat die Volksvertretung dasselbe getan. Kaiser und Parlament wollen im schweren Kampfe diesen Mann, so wie er ist, an seiner Stelle festhalten. Er hat es nicht leicht, wir alle haben es nicht leicht, aber wir halten durch! —

Ludwig Herz / Die Deckung der Kriegskosten in England

Der englische Schatzsekretär, Lloyd George, hat erklärt, England werde bis zum letzten Groschen kämpfen; Sieger werde bleiben, wer die letzte Milliarde auf den Tisch legen könne. Zweifellos wird auch die Wirtschaftskraft der Länder den Ausgang des Krieges mitentscheiden. Es ist daher nötig, ohne Vogel-Strauß-Politik zu unterbrechen, welchen Feingehalt die „silbernen Kugeln“ haben, mit denen England auf uns schießen kann.

Die ersten Kosten des Krieges hat England durch Schatzwechsel gedeckt. Im ganzen laufen zurzeit 2032 Millionen Mark solcher Schatzwechsel, von denen 1922 Millionen Mark nach Ausbruch des Krieges in der Zeit vom 19. August bis 4. November aufgelegt und zwe- bis dreimal überzeichnet worden sind. Sie sind vom 22. Februar bis 7. Mai 1915 fällig; ihr Zinsfuß bewegt sich um etwa 3 bis 3½ Prozent. Jetzt hat der Schatzsekretär für die Zeit bis zum 31. März 1915 zur Deckung der Ausgaben der vereinigten Königreiche 10,70 Milliarden Mark vom Parlament verlangt und bewilligt erhalten; davon sind 6 Milliarden 791½ Millionen für Kriegsausgaben bestimmt. Von diesem Betrage sollen noch Unterstützungen an Belgien, Serbien, Montenegro, die englischen Kolonien und auch an die Gemeinden abgeführt werden.

Selbst wenn man annimmt, daß die 750 Millionen Kriegsschatzwechsel, die in der Zeit vom 22. Februar bis 19. März 1915 fällig werden, nicht aus dieser Summe gedeckt werden sollen, scheint es nach dem Uebergreifen des Krieges auf Aegypten und Südafrika reichlich optimistisch, daß England mit diesen Beträgen bis Ende März auskommen kann. Seine Kriegskosten belaufen sich auf mindestens 20 Millionen täglich, dazu kommen noch die einmaligen, außerordentlichen Ausgaben, die zur Aufstellung und Ausrüstung des aus der Erde zu stampfenden neuen Zwei-Millionen-Heeres notwendig sind, und die ungeheuren Kosten für den beschleunigten Ausbau der Flotte.

Das ist aber schließlich Englands Sache. Uns interessiert es, in welcher Weise England die von ihm für erforderlich erachteten Beträge aufbringen will.

Die Deckung soll in folgender Weise gefunden werden:

1. 6426,5 Millionen Mark sollen durch eine Anleihe aufgebracht werden,

2. 5,5 Millionen Mark sollen aus dem Schuldentilgungsfonds entnommen werden.

3. 288 Millionen Mark sollen die Erhöhung bestehender Steuern bringen, und zwar sollen je 19 Millionen Mark durch Erhöhung der Biersteuern und des Teezolls, 250 Millionen Mark durch Verdoppelung der Einkommensteuer einkommen.

Das macht zusammen 6720 Millionen Mark. Da die geforderte Summe aber 6791½ Millionen Mark beträgt, bleibt ein Rest von 71½ Millionen Mark, dessen Deckung aus den Zeitungsnachrichten, auf die wir zurzeit allein angewiesen sind, nicht ersichtlich ist. Die Zeitungsnachrichten sind überhaupt nicht genau. Eine Erhöhung der Einkommensteuer um 100 Prozent müßte, da sie jetzt etwa 900 Millionen Mark bringt (gegen 400 Millionen Mark in Preußen einschließlich Ergänzungssteuern), weit mehr als 288 Millionen bringen; die Teesteuer bringt bei einem Satz von 50 Pfennig für das Pfund etwa 160 Millionen Mark, wenn sie jetzt um 25 Pfennig für das Pfund erhöht wird, ergibt sie weit mehr als 19 Millionen Mark. Trotz alledem genügen die Zeitungsnachrichten, um ein allgemeines Bild der englischen Finanzpläne zu geben.

Die Anleihe wird aufgelegt in Höhe von 7 Milliarden, eine Summe, die nach Abzug von Provisionen und Unkosten den erwähnten Betrag ergibt, da sie zum Kurse von 95 ausgegeben wird. Sie ist mit 3½ Prozent verzinslich, mit einer Anzahlung von nur 2 Prozent des gezeichneten Betrages bis zum 26. April 1915 in elf Raten einzuzahlen und in elf bis vierzehn Jahren pari rückzahlbar. Es ist nun zu prüfen, ob diese Bedingungen für englische Verhältnisse besonders günstig sind. Der normale Zinsfuß für Staatsanleihen beträgt in England 2½ Prozent. Unsere letzten Anleihen sind zu 4 Prozent ausgegeben worden. Beide Völker haben also den Zinsfuß der Kriegsanleihe um 1 Prozent höher gestellt als in Friedenszeiten. Der Zinsfuß erhöht sich aber in England ein wenig mehr als bei uns, da unsere Anleihe zum Kurse von 97½, die englische zu 95 Prozent aufgelegt wurde. Es ist aber weiter zu berücksichtigen, wie hoch der Kurs der Staatsanleihen in Friedenszeiten war. Infolge des geringen Hypothekenschutzes hatte der englische Staat billigeren Kredit als wir. Die Zeiten vor dem Burenkriege, in denen 2½-prozentige Konsuls 110 standen, sind allerdings lange verschwunden, wie überall, sind auch in England heute die Staatsanleihen im Kurse stark gesunken. Die 2½-prozentigen Anleihen standen in England im Durchschnitt des Jahres 1913 73,61 Prozent; die 4-prozentigen Anleihen in Deutschland 98,65. Unter Berücksichtigung dieser Kurse ist die englische Verzinsung der Kriegsanleihe ungünstiger als die deutsche. Dies wird dadurch wettgemacht, daß England das verhöhlte Beispiel Deutschlands übertrumpft hat. Die Bank von England beleih schon vom Tage der Zeichnung an die neue Anleihe bis zum 1. März 1918 im vollen Betrage, und zwar 1 Prozent unter dem jeweiligen Bankdiskont, während bei uns die Darlehnskassen die Anleihen nur zum Betrage von drei Vierteln des gezeichneten Betrages zum Bankdiskont und nur auf sechs Monate beleihen. Diese Vergünstigung läßt darauf schließen, daß in dem sehr reichen England das Geld doch nicht so flüchtig ist, als man bisher, namentlich auch in England selbst, geglaubt hat, im Gegensatz zu Deutschland, wo eine große Geldflüchtigkeit ein Verdienst des Reichsbankpräsidenten ist.

Ein sehr charakteristischer Unterschied gegenüber den deutschen Anleihen darf aber nicht übergangen werden. Der Mindestbetrag der Zeichnung beträgt in England 2000 Mark, während in Deutschland auch Zeichnungen in kleinen Beträgen angenommen wurden. Die englische Anleihe wendet sich daher lediglich an den Erwerbszinn der Wohlhabenden, nicht aber

an die Opferwilligkeit des ganzen Volkes, das mit Gut und Blut für das Vaterland eintritt; die Anleihe ist in England nur eine geschäftliche Transaktion wie der Krieg selbst.

Die 7-Milliardenanleihe ist einmal überzeichnet worden. Diese 14 Milliarden nehmen sich gegenüber unseren 4½ Milliarden recht stattlich aus. Dabei ist aber eins zu bedenken. Bei uns war nicht ein bestimmter Betrag aufgelegt; jeder Zeichner mußte damit rechnen, daß er die Beträge, die er gezeichnet hatte, auch voll erhielt. Die englische Anleihe war auf eine bestimmte Summe begrenzt; wurde mehr als dieser Betrag gezeichnet, so konnten die einzelnen Zeichner nur anteilsweise befriedigt werden. Die Erfahrung lehrt, daß bei solchen Anleihen die Erwerbslustigen, namentlich die großen Zeichner, aus ihrer Ansicht über die Marktlage die Höhe des voraussichtlichen Angebotes schätzen und entsprechend so hohe Beträge zeichnen, daß ihnen auch bei prozentualer Herabsetzung bei der Zuteilung der gewünschte Betrag doch zufällt. Weiter hat jede Regierung, wenn es ihr daran liegt, mit einem besonders glänzenden Ergebnis aufzuwarten, die Macht, die ihrem Einfluß unterliegenden Finanzkreise zu besonders hohen sogenannten Konzertzeichnungen zu animieren. Das kann in England besonders leicht gemacht werden, da das Sparkassentwesen sich dort in den Postsparkassen konzentriert, die zu großen Zeichnungen leicht bewegt werden können. Die Anleihe wendete sich auch nicht, wie in Deutschland, nur an das Inland. Andererseits ist aber auch der außerordentlich hohe Betrag der Anleihe zu berücksichtigen. Das Zeichnungsergebnis ist also nur als normal anzusehen, keineswegs als glänzend, wie es die englische Presse darstellt. Ebensovienig ist es aber ein Bluff, wie es vielfach in der deutschen Presse behauptet worden ist. Was das Ergebnis wirklich wert ist, wird sich erst herausstellen, wenn man erfährt, inwieweit die Bank von England zur Lombardierung herangezogen ist — die Darlehnskassen sind in Deutschland nur für 17½ Prozent der Anleihe herangezogen worden — und wenn man weiß, inwieweit das Ausland sich an der Anleihe beteiligt hat.

Selbst wenn aber die Bank von England im wesentlichen die Anleihe vorschickt, kann noch immer nicht von einem finanziellen Uermögen des britischen Reiches zur Fortführung des Krieges gesprochen werden. Das würde nur bedeuten, daß die Notenpresse mehr als bisher in Tätigkeit treten muß. Die dadurch hervorgerufene Verminderung der Golddeckung wird natürlich den Wert der Scheine herabsetzen, namentlich im Ausland; in diesen Kriegszeiten, in denen der internationale Kreditverkehr zusammengebrochen ist, ist das nicht von vitaler Bedeutung. Das Gespenst des Zusammenbruches des Lawschen Kassensystems und der Assignatenwirtschaft in der französischen Revolution spukt noch immer ähnlich wie das des Napoleonischen Rückzuges aus Rußland und des Mißlingens der Kontinentalperren und schreckt noch heute von der wirklichen Ausnutzung des Staatskredits durch Papiergeld ab. Der mephistophelische „Zettel ist noch immer 1000 Kronen wert“, solange der Staatsgläubiger an die vergrabenen Schätze im Lande glaubt, d. h. solange der Kredit des Reiches noch nicht untergraben ist. In England ist er aber bisher noch nicht einmal erschüttert.

Indirekt werden 5 weitere Millionen Mark gleichfalls im Anleihewege aufgebracht, da die regelmäßige Schuldentilgung um diesen Betrag vermindert wird. Bei den hohen Summen, die alljährlich in England dafür aufgewandt werden, ist das jedoch ohne Bedeutung.

Gelegentlich des Wehrbeitrages ist bei uns die Frage eifrig von Wissenschaftlern und Politikern diskutiert worden, ob es

richtig ist, außer im letzten Notfall, für Kriegsausgaben Steuern auszusprechen. Lloyd George kann sich jedenfalls auf das Präjudiz des Burenkrieges berufen; von dessen Kosten in Höhe von 4,4 Milliarden Mark sind 1,4 Milliarden ohne Schwierigkeiten durch Steuern aufgebracht worden. Wie man sich zu dieser Frage stellen will, die Heranziehung des Teezolls ist finanztechnisch bedenklich. Der Teezoll ist der bewegliche Faktor im englischen Budget, d. h. er steigt oder fällt, je nach dem Steigen und Fallen der laufenden, ordentlichen Ausgaben. Die Elastizität des Budgets, eine der großen Vorzüge der englischen Finanzgebarung, wird aufgehoben, wenn der Teezoll nun für außerordentliche Ausgaben in Anspruch genommen wird.

Ob die Erhöhung der Biersteuer den erwünschten Betrag bringen wird, ist zweifelhaft, da die Einfuhr deutschen und österreichischen Bieres aufgehört hat.

Den weitaus größten Betrag soll die Erhöhung der Einkommensteuer um 100 Prozent bringen. Wie gesagt, entspricht die veranschlagte Summe nicht annähernd einer solchen Erhöhung. Voraussetztlich wird die Einkommensteuer stufenweise erhöht werden. Wie groß ist nun die Belastung? In England bleiben die Einkommen bis 3200 Mark, bei kinderreichen Familien bis 4000 Mark steuerfrei. Bei einem Einkommen von 3200 bis 40 000 Mark werden 3,75 Prozent, bei 40 000 bis 60 000 Mark 5 Prozent, bei 60 000 bis 100 000 Mark 5,83 Prozent gezahlt. Von da an steigt dann der Prozentsatz weiter, bis bei einer halben Million Mark Einkommen der Höchstsatz von 8,33 Prozent erreicht ist. Dabei ist aber zu beachten, daß in England keine Kommunalsteuereinzuschläge und keine Gewerbesteuern gezahlt werden. Die gedachte Erhöhung ist daher für größere Einkommen nicht drückend. Allerdings werden die 1600 Millionen Kommunalsteuern durch eine Realsteuer vom Nutzungswert des Grund und Bodens bzw. des Mietwertes der Häuser erhoben, die etwa 33 Prozent des versteuerbaren Ertragswertes beträgt. Diese Steuer wird natürlich auf die Mieter abgewälzt. Ob dies jetzt in erheblichem Maße möglich sein wird, läßt sich von hier aus nicht beurteilen. Diese Mietersteuer ist der dunkle Punkt des englischen Steuersystems, das sich „vor allem an den steuerkräftigsten und leistungsfähigsten Teil der Bevölkerung wendet, den Verkehr verhältnismäßig wenig belastet und als Verbrauchssteuern nur einige Finanzzölle von allerdings beträchtlicher Höhe auf mehr oder weniger entbehrliche Genußmittel kennt“ (Denkschrift der Reichsregierung zum Wehrbeitrage). Dieser gesunde und einfache Aufbau des Steuersystems ermöglicht es dem britischen Reiche und macht es technisch leicht, nicht nur Kriegssteuern auszusprechen, sondern auch die Finanzkraft des Staates im Kriege zu erhalten, eine Tatsache, die ihre ganze Wirkung im wesentlichen erst nach Beendigung des Krieges zeigen wird. Auch England zieht einen großen Teil seiner Einnahmen aus den Zöllen, und zwar etwa ebensoviel wie Deutschland: auf den Kopf der Bevölkerung also prozentual mehr. Diese Einnahmen bleiben in England dem Staat erhalten, da, ganz abgesehen von der geringen Störung des Ueberseehandels, die wenigen Zölle auf Genußmitteln liegen, während in Deutschland, wo die Zollerträge für notwendige Lebensmittel den Löwenanteil der Zollerträge bilden, ein großer Teil dieser Zölle für die Kriegszeitsteuer außer Kraft gesetzt werden mußte.

Es muß daher wiederholt werden, daß die Art, wie England seinen Kriegsbedarf deckt, keineswegs auf finanzielle Schwäche dieses Landes schließen läßt. Allerdings dürften die neuen Steuern, namentlich auch die Verteilung zwischen indirekten und direkten Steuern die Popularität Lloyd Georges nicht erhöhen, der der bestgehaßte Mann in England ist, ob-

wohl der demagogische Einschlag, der in ihm ist, ihn zu recht törichten Reden gegen Deutschland und den Kaiser getrieben hat. Die neuen Steuern werden Entrüstung bei allen Teetrinkern, d. h. auf deutsche Verhältnisse übertragen, in allen Kaffeekränzchen und an allen Stammtischen erregen. Gegen die Einkommensteuererhöhung wird bereits in der englischen Presse das internationale Schlagwort gegen alle Vermögenssteuern erhoben, daß man im Begriff sei, die Henne zu schlachten, die die goldenen Eier lege. Die vom finanztechnischen Standpunkte vielleicht nicht einwandfreie Absicht, einen Teil der Kriegskosten durch Steuern zu decken, wird jedenfalls dem englischen Volke fühlbar machen, was eigentlich Krieg ist; etwas, was es bisher nicht am eigenen Leibe erfahren, da der Krieg von Soldnern jenseits des Wassers geführt wird. Fast sieht es aus, als ob der große Finanzpolitiker dadurch seinen Landsleuten die Ansicht einprägen will, die er einmal in einer Rede über Freihandel und Weltfrieden ausgesprochen hat, nämlich, daß eine Nation, die ihr Schwert gegen eine andere Nation erhebt, zu der gleichen Kategorie von Missetätern gehört, wie der Mann, der seinen Bruder im Zorne zu Boden schlägt.

Kurt de Bra / Volklich

Die gewaltige Brandung, welche, in der Größe der Zeiten erzeugt, eine so wundervolle Einheitlichkeit des Volksempfindens hervorgerufen hat, zerschlägt sich naturgemäß in viele einzelne Wellen. Eine dieser Wellen stellt die wachsende Abneigung gegen das Fremdwort dar. Was sich ebensogut deutsch sagen läßt, das will man jetzt am wenigsten in fremder Sprache und mit fremden Lauten hören. Für „Nation“ und „national“, diese hohen und teuren Worte und Begriffe, wünscht man jetzt begreiflicherweise deutsche Laute zu vernahmen.

Nun ist aber wohl zu beachten, daß es in keiner Weise weder eine Angelegenheit philologischer Klauberei noch eine Sache willkürlichen und zufälligen Sprachgebrauchs sein und bleiben darf, was wir an deutschen Entsprechungsworten für „Nation“ und „national“ einführen. Die Sprache übt nun einmal eine geheimnisvolle Macht aus, und deshalb darf die Wortwahl nie mit Gleichgültigkeit behandelt werden. Gerade bei solchen Worten, die sich der Eigenart ihrer Bedeutung nach nicht in einer objektiven Sachlichkeit erschöpfen, sondern die subjektiv-persönlich genug sind, auf die Gedanken, Gefühle und Begehungen der Menschen oft entscheidend zu wirken, darf man in keiner Weise die Frage des deutschen Erlasses eines Fremd- oder Lehnwortes als belanglos hinstellen. Es ist eine leicht zu machende Erfahrung, daß bei einer ganz erheblichen Anzahl von Worten, die mit der Gemütsphäre des Menschen zusammenhängen, allmählich aus ihrer Anwendungsweise, aus ihrem gewohnheitsmäßigen Zusammenhange, aus der Häufigkeit ihrer Nennung sich nach und nach etwas ganz Neues gebildet hat, etwas, das jenseits des reinen Vokabelwertes liegt, eine geistige Macht, die das Gegenwartsleben in etwas beeinflusst, nicht als Wort, sondern als sehr wirkliche Tatsache. Mit höchster Sorgfalt ist deshalb darauf zu achten, welche Uebersetzungen das Deutschtum der Gegenwart, das Deutschtum der entscheidungsschwersten Stunde des Jahrhunderts, für „Nation“ und „national“ sich erwählen wird, für die beiden Worte, die einer Begrifflichkeit der Dinge und einer seelischen Provinz angehören, die jeder Deutsche jetzt freudig als sein Zentrum anerkennt.

Gegen die Uebersetzung des Fremdwortes „Nation“ mit Volk wird kaum etwas einzutenden sein. Es ist wirklich ein-

mal angebracht, daß man dem Worte Volk in seiner sinn- gemäßen Anwendung die Beimischung des Geringsen, Ge- meinen und Massenhaften nimmt, wie sie leider in vielfachem Gebrauch bis vor kurzem noch lebendig war, am unangenehm- sten wohl in der überheblichen und so leicht doppelstimmlichen Formel: „Dem Volke muß die Religion erhalten bleiben.“ In solchen Zeiten, wo jedermann Felix Dahms stolzes und schönes Wort heiß und tief empfindet: „Das höchste Gut des Mannes ist sein Volk!“, in solchen Zeiten kann man am ehesten dem Worte und dem Begriffstreife „Volk“ jene üble Zutat nehmen, die sozialer Dünkel und Klassen- oder kasten- artige Unterschiedlichkeitsstimmung hinzugebracht haben.

Ganz anders liegt die Sache, wenn wir uns einer ent- sprechenden Uebersetzung des Eigenschaftswortes „national“ zuwenden. Manche Grammatiker schlagen dafür allerhand gute deutsche Ausdrücke vor, wie: volkstümlich, vaterländisch, heimisch, landesüblich, dem Volk eigentümlich oder eigen oder auch Zusammensetzungen mit Volks- oder Völker-, wie z. B. Volksbrauch, Völkerschaft. Dieselben Grammatiker finden dann meist Verdeutschungen wie volkisch, völkisch und volkklich schauderhaft und unnötig. (Vgl. z. B. Grunows grammati- sches Nachschlagebuch (Wustmanns Geist atmend!) den Artikel: volkisch, völkisch und volkklich.) Die angeführte Ansicht vermag ich nicht zu teilen. Einmal haben die auf dem Wege der Zu- sammensetzung gebildeten Verdeutschungen den Fehler an sich, daß sie alle zu lang und umständlich sind. Dann scheint mir der Beweis für die Schauderhaftigkeit der Verdeutschungen volkisch usw. nicht geführt zu sein.

Allerdings wird zweifellos die Eindeutschung „völkisch“, die man jetzt besonders oft liest, von vielen Seiten abgelehnt werden. Nicht aus irgendwelchen grammatischen Gründen, sondern weil dieses Wort schon einen ganz bestimmten partei- mäßigen Sinn bekommen hat. Es ist nicht an der Zeit, das jetzt hervorzukramen, was uns von den Alldeutschen trennt. Bei aller Anerkennung mancher zusagenden Eigenschaften dieser Gruppe brauchen wir doch nunmehr ein al l e n Deut- schen annehmbares Eigenschaftswort, bei dessen Aussprache wir al l e die tiefste Gemeinsamkeit unseres Volkstums und die Zusammengehörigkeit im Wesentlichen beseligend fühlen und anerkennen können. Wir brauchen ein Wort, bei dem uns alle die hervorragenden Deutschen, welche die Lebendig- keit des deutschen Volkstums einzigartig und vorbildlich empfunden haben, einzufallen vermögen. Ein Ausdruck ist uns nötig, bei dem wir alle lebendig verspüren jene hohe Ge- meinsamkeit, welche die edelsten Vertreter unseres Volkstums unter sich sowohl als auch mit uns verbindet, jene deutschesten Deutschen, wie beispielsweise den Freiherrn vom Stein, Arndt, Fichte, Jakob Grimm, Fr. Th. Vischer, Lagarde, Treitschke, W. Raabe, L. Richter und jene zahlreichen Männer, die nicht allein ein Stolz und eine Zierde des Deutschtums gewesen sind, sondern die auch mit schöner Bewußtheit das Pathos des deut- schen Nationalgefühls bejaht haben. Es soll das durchaus keine Beleidigung sein, sondern die einfache Anerkennung eines Tatbestandes, wenn wir behaupten, daß das Wort und der Be- griff „völkisch“ einfach nicht ausreicht für die seelische Weite des Menschheitsvolkes der Deutschen, wie sie in den genannten Männern kraftvoll lebte und webte. Der Ausdruck „völkisch“ gleicht einem schon sehr mannigfaltig belegten und besetzten Plaque; das Wort „völkisch“ löst nun einmal eine ganze Reihe von bekannten Gedankengängen und ganz bestimmten, zu- weilen wenig zusagenden Verflechtungen aus; den engen und verengten Begriff „völkisch“ muß gerade der Deutsche seiner ganzen Naturveranlagung nach ablehnen.

Dagegen bietet sich uns die Bezeichnung „volkklich“ als die glücklichste Verdeutschung für „national“ an. Ein verhältnis- mäßig frisches und ungebrauchtes Wort stellt sich für den gegenwärtigen Zweck sehr erwünscht dar. Als ein schönes Zeichen mag es aufgefaßt werden, daß E. M. Arndt sich schon dieser Verdeutschung von „national“ (E. M. Arndt, Erinnerun- gen aus dem äußeren Leben (Ausgabe Reclam) S. 49. — Auch bei R. Kleinpaul, Das Fremdwort im Deutschen (2. Ausgabe S. 171) findet sich die Verdeutschung „volkklich“ vorgeschlagen) bedient hat. Die schöne Gemeinsamkeit des Volksempfindens, die uns alle in diesen hehren Tagen beseelt, mag sie den dem hohen Gefühl angemessenen sprachlichen Ausdruck in Vater Arndts Benennung „volkklich“ finden und ergreifen.

Zuletzt wirft sich in diesem Zusammenhange die Frage geradezu von selbst auf: Wie verdeutschten wir denn das Wort „Nationalität“? „Volkstüm“ geht nicht an, indem manche Gelehrten (Fr. Meinede, Weltbürgertum und Nationalität, 2. Aufl. S. 5, Anm.) zwischen Volkstüm und Nationalität in der Weise einen grundsätzlichen Unterschied machen, daß sie unter Volkstüm mehr die unbewußten, die nahezu pflanzen- haft und unpersönlich wirkenden Kräfte eines volkklichen Zu- sammenhanges verstehen, während sie unter Nationalität mehr die bewußte, willensschöpferische, persönlichkeitserfüllte und höchst wache und tätige Zusammenfassung des Kulturbolkes be- greifen. Nur zu Goethes reich besetztem Tisch brauchen wir zu schreiten, um eine Eindeutschung von Nationalität zu erhal- ten, die sogar mit der Zugabe einer schönen Erklärung ver- sehen ist. Goethe schlägt nämlich das Wort „Volkheit“ vor und versteht darunter offenbar die menschheitliche Idee des Volkes, nach welcher das Volk unbewußt und bewußt sich selber hinüberentwickelt und welcher gemäß es sich selber erzieht und erzieht. Hören wir indes Goethes Spruch in Prosa (Goethe, Sprüche in Prosa. Aus Wilhelm Meisters Wander- jahren) dem Wortlaute nach: „Wir brauchen in unserer Sprache ein Wort, das, wie Kindheit sich zu Kind verhält, so das Verhältnis Volkheit zum Volke ausdrückt. Der Er- zieher muß die Kindheit hören, nicht das Kind; der Gesetzgeber und Regent die Volkheit, nicht das Volk. Jene spricht immer daselbe aus, ist vernünftig, beständig, rein und wahr; dieses weiß niemals für lauter Wollen, was es will. Und in diesem Sinne soll und kann das Gesetz der allgemein ausgesprochene Wille der Volkheit sein, ein Wille, den die Menge niemals aus- spricht, den aber der Verständige vernimmt, und den der Ver- nünftige zu befriedigen weiß und der Gute gern befriedigt.“ Wohl ist es angebracht, dieses schöne Wort Volkheit, das auch Paul de Lagarde wieder anwendet, in dem Augenblicke zu neuem Leben zu erwecken, in dem unsere deutsche Volkheit so überwältigende neue Ziele und Ideale vom Geiste der Zeiten eingegeben bekommt und vorgezeichnet erhält.

Dr. Erich End / Die Mietfrage

II.

Kommen wir so zu einer Regelung der Mietfrage, soweit sie die Wohnungen der Kriegsteilnehmer und ihrer Familien angeht, so ist damit das Problem im ganzen noch freilich keineswegs gelöst. Es bleiben, wie hervorgehoben, alle diejenigen Mieter übrig, die nicht in den Krieg gezogen sind, aber indirekt bis zur Zahlungsunfähigkeit unter ihm leiden. Ohne die natürlich nicht annähernd zu schätzende Zahl der in diesen Preis fallenden Mieter und die den Ver-

mietern entstehenden Schwierigkeiten zu unterschätzen, kann doch jedenfalls soviel gesagt werden, daß die Befürchtungen, welche die Hausbesitzerorganisationen zum Ausdruck bringen, bei einer solchen Begrenzung wesentlich übertrieben erscheinen. Vor allem zeigt sich, daß dasjenige Argument, mit dem sie vorzugsweise arbeiten, auf diese zweite Kategorie von Fällen überhaupt nicht zutrifft. Sie verlangen nämlich, um mit der Protesterklärung des Vorsitzenden des Bundes der Berliner Grundbesitzvereine zu reden, „eine Entlastung von jenen Leistungen, die im Gegensatz zu allen anderen Ständen dem Hausbesitz einseitig und zu Unrecht auferlegt sind“. Damit meinen sie, daß der Hausbesitzer den Mieter wohnen lassen muß, ohne gegen ihn gerichtliche Schritte zu ergreifen, weil diese durch das Gesetz vom 4. August ausgeschlossen sind. Diese Bestimmung bezieht sich aber, wie eingangs dargelegt, lediglich auf die Kriegsteilnehmer. Soweit die anderen Mieter in Betracht kommen, hat der Hausbesitz deshalb kein Recht, von „ihm einseitig auferlegten Lasten“ zu sprechen. Hier ist er vielmehr in der gleichen Lage, wie jeder andere Gläubiger, dessen Schuldner durch den Krieg zahlungsunfähig geworden ist. Mit demselben Recht wie die Grundbesitzer könnten deshalb z. B. die Exporteure, die ihre Außenstände nicht einziehen können, Ersatz von der Gemeinde oder vom Reich verlangen. Es läßt sich gewiß heute noch nichts Abschließendes darüber sagen, welche Schäden das Reich nach Friedensschluß wird wiedergutmachen müssen; endgültige Forderungen können heute in allen diesen Beziehungen nicht erhoben werden.

Trotzdem soll keinen Augenblick in Abrede gestellt werden, daß Reich, Staat und Gemeinde nicht mit verschränkten Armen daneben stehen können, wenn Tausende von Mietern ihre Wohnungen nicht bezahlen können. Es kann ebensowenig zugelassen werden, daß sie alle ermittelt werden, wie daß die Wirte zahlungsunfähig werden. Aber ebenso scharf ist zu betonen, daß der Hilfsaktion enge Grenzen gezogen sind.

Dies muß besonders hervorgehoben werden gegenüber dem Vorschlag, den der bekannte Berliner Terraininteressent Kommerzienrat Haberland und der von ihm geführte Schutzverband für deutschen Grundbesitz gemacht haben. Haberland hat über das Mietverhältnis im Kriege eine Broschüre geschrieben, der eine gewisse Großzügigkeit ebensowenig abzuspochen ist, wie eine außerordentlich geschickte Darstellung. Er scheidet nicht zwischen Kriegsteilnehmern und anderen Mietern, sondern will ganz allgemein Tilgung der Miete zahlungsunfähiger Mieter aus einem Fonds, der folgendermaßen aufgebracht werden soll: Die Gemeinde erhebt eine außerordentliche Kriegsteuer vom Grundbesitz in Höhe von 1 vom Tausend des Grundstückswertes und von den Hypothekengläubigern in Höhe von $\frac{1}{2}$ vom Tausend des Nennwerts der Hypothek. Dazu zahlt die Gemeinde $1\frac{1}{2}$ vom Tausend vom Werte des in ihrem Bezirk belegenen Grundbesitzes, und der Staat gewährt einen Gesamtzuschuß von 1 vom Tausend des Grundstückswertes, welcher im Königreich Preußen in Gemeinden von über 5000 Einwohnern vorhanden ist. Haberland verdeutlicht das selbst am Beispiel der Stadt Berlin (ohne Vororte). Den Wert des Grundbesitzes nimmt er auf 9 Milliarden an. Dazu zahlt bei einem Gemeindeforschuß von $1\frac{1}{2}$ vom Tausend die Stadt Berlin 13,5 Millionen, der Staat Preußen 9, der Grundbesitz 9 und der Realkredit 3,5 Millionen. Im ganzen ergibt das eine Summe von 35 Millionen im Jahr zugunsten des notleidenden Grundbesitzes.

Auf den Sinn dieser Vorschläge hat ein Vorgang in der Charlottenburger Stadtverordnetenversammlung vom 4. November ein bezeichnendes Licht geworfen. Der Magistrat hatte eine Mietdarlehnskasse vorgeschlagen, aus welcher den Hausbesitzern gegen Abtretung ihrer Mietforderungen darlehnsweise Zuschüsse bewilligt werden sollten. Der Ausschuß hatte eine Besprechung mit Vertretern der Grundbesitzerorganisation, zu denen auch Herr Haberland gehörte. Diese Besprechung hatte ein negatives Ergebnis. Der Bürgermeister richtete an ihrem Schluß die Frage an die Hausbesitzer, ob sie in einer Kreditgewährung an den Hausbesitz eine geeignete Hilfe erblickten. Darauf antwortete Haberland, daß er eine Kredithilfe nicht für ausreichend erachte und zurückweise.

Dagegen erhob er keinen Widerspruch gegen eine Kredithilfe, die den Mietern gewährt werde, damit diese die Miete bezahlen könnten. Es wurde von den Vertretern des Hausbesitzes ausdrücklich gesagt: Jede Form der Unterstützung, die den Hausbesitz verpflichte, die Unterstützung später zurückzahlen, lehnt der Hausbesitz als eine ungeeignete Form der Unterstützung ab. Mit anderen Worten: Die Hausbesitzer wollen bare Geldleistungen haben, die sie nicht zurückzahlen brauchen, sondern die ihnen geschenkt werden.

Dieses Geschenk werden die Hausbesitzer zweifellos nicht bekommen, und sie können es nicht bekommen. Denn keine Stadt kann ihren steuerzahlenden Bürgern zumuten, um einer einzelnen Gruppe willen, sei sie auch noch so wichtig, derartige Lasten auf sich zu nehmen. Auch die Hausbesitzer werden sich mit „kleinen Mitteln“ begnügen müssen.

Als solche kommen zunächst die Mieteinigungsämter in Betracht, die in verschiedenen Städten bereits eingerichtet sind. Sie sollen versuchen, Streitigkeiten zwischen Mietern und Vermietern zu schlichten; eine Einigung über den Mietzins und eventuell über eine vorzeitige Räumung der Wohnungen herbeizuführen. Die hierin für die Hausbesitzer liegende Unterstützung ist nicht zu unterschätzen. Sie werden so in die Lage gesetzt sein, sich mit den einzelnen Mietern zu verständigen, ohne befürchten zu müssen, daß andere böswillige Mieter daraus Kapital schlagen und erklären: „Wenn Sie dem einen etwas schenken, müssen Sie uns mindestens ebensoviel schenken.“ Es dürfte sich empfehlen, zu den Verhandlungen in geeigneten Fällen auch die Hypothekengläubiger beizuladen, damit auch auf deren Seite ein Entgegenkommen erzielt wird. Die Einigungsämter sind rein freiwilliger Natur, sie können eine Verhandlung nicht erzwingen. Gerade das ist aber, schon mit Rücksicht auf die Entlastung der Gerichte, wünschenswert.

Es wäre deshalb eine gesetzliche Anordnung zu empfehlen, wonach auf den Wunsch der einen Partei die andere Partei zum Erscheinen vor dem Einigungsamt gezwungen werden kann, widrigenfalls das zuständige Amtsgericht die Verhandlung über den Fall ablehnt; etwa in der Art, wie heute einer Ehescheidungsklage ein Zeugnis über einen erfolglosen Sühneversuch beigelegt werden muß. Vollstreckbare Entscheidungen in streitigen Sachen darf das Mieteinigungsamt allerdings unter keinen Umständen fällen; das muß den ordentlichen Gerichten vorbehalten bleiben.

Diejenigen Gemeinden, die finanziell dazu imstande sind, werden den Mieteinigungsämtern auch das Recht geben, um eine Einigung herbeizuführen, Zuschüsse zur Miete bis zu einer gewissen Höchstgrenze aus städtischen Mitteln zu gewähren. Das wird freilich bei den allerwenigsten Ge-

meinden der Fall sein. Hier käme ein Zuschuß des Reiches oder des Staates in Frage.

Trotz alledem bleiben natürlich noch zahlreiche Fälle übrig, die einer derartigen Regelung nicht fähig sind. Bei teuren Wohnungen ist jede Hilfe ausgeschlossen, wenn der Mieter nicht wenigstens einen sehr erheblichen Teil der Miete aus eigenen Kräften zahlen kann. Um hier den Hausbesitzer vor einem Zusammenbruch zu schützen, empfiehlt sich die Gewährung von Darlehen gegen Abtretung der Mietsforderungen an den Grundeigentümer, wie sie in Charlottenburg vorgeschlagen, aber von den Hausbesitzern abgelehnt war. Es ist aber anzunehmen, daß sie binnen kurzem einsehen werden, daß sie hierbei falsch beraten waren. Daneben sind Maßregeln zu ergreifen, die den Hausbesitzer vor einem allzu festen Zugriff des Hypothekengläubigers schützen. Hierfür ist in den Bundesratsverordnungen schon viel geschehen; insbesondere Stundungsbewilligungen und Ausschluß der an den Verzug geknüpften Folgen. Das sind allerdings nur durchweg provisorische Maßregeln; es dürften aber auch nur diese der gegenwärtigen ungewissen Sachlage entsprechen.

Damit ist das Mietproblem freilich nicht „gelöst“. Eine reinliche Lösung ist aber zurzeit wohl überhaupt nicht möglich. Bisher wenigstens ist kein Vorschlag aufgetaucht, von dem man das sagen kann. Man muß sich bei der gegebenen Sachlage mit beschränkten Zielen begnügen. Es muß genügen, wenn die Familien der Kriegsteilnehmer und die große Masse der sonstigen Bevölkerung ihr Obdach behalten, ohne rettungslos in Schulden zu geraten, wenn den Hausbesitzern das Schwerste abgenommen und eine Katastrophe auf dem Häusermarkt vermieden wird. Man kann annehmen, daß dies mit den vorgeschlagenen Maßregeln zu erzielen ist, und man kann hoffen, daß die nun seit Monaten festzustellende Besserung der wirtschaftlichen Lage diese Bestrebungen aufs wirksamste unterstützen wird. Der 1. Oktober, der erste kritische Tag auf diesem Gebiet, ist, soweit sich sehen läßt, ohne schwerere Erschütterungen vorübergegangen; man kann hoffen, daß von dem 1. Januar 1915 daselbe gelten wird.

Gottfried Traub / Reiseeindrücke aus Oesterreich-Ungarn

IV.

Ueber die Haltung der Truppen herrscht überall eine einzige Stimme; sie wird als vorzüglich geschildert. In Agram erzählte man mir, wie stolz man auf das tapfere Vorgehen der kroatischen Truppen sei und daß man von ihm noch mehr erhofft, als nur diese Bravour. Die Ungarn erkannten neidlos an, wie vorzüglich sich deutsch-österreichische Truppen halten und betonten mit berechtigtem Stolz, wie ihre roten Husaren ins Feld stürmten wie das Wetter. Man nannte sie überall nur „die roten Teufel“. Der Politiker überlegt, was wohl dieses Zusammensein und Zusammenschlagen der verschiedenen Nationalitäten in einer Reihe und auf einem blutgetränkten Feld für Folgen für das Staatswesen selber haben kann. Oesterreich wird zusammengehalten durch Dynastie, Kirche und Heer. Im Hintergrund aller staatlichen Machtfragen aber lauert immer der Nationalitätenausgleich. Man wird auf diesem Boden doppelt dankbar für die Zentralkraft, wie sie sich in Deutschland ungleich mächtig entwickelt hat, und erkennt, wie gerade die Mannigfaltigkeit des geistigen Lebens innerhalb eines großen Bundesstaates gehoben wird durch die volle und geschlossene Einheitlichkeit der Staatsgesinnung.

Wir gingen nach Schönbrunn. Man vermutet nach dem Straßenbild und dem Stadtviertel, durch welches man fährt, nicht ohne weiteres, daß man hier zu einem solchen gewaltigen Schloß kommt. Der Park stand schon entlaubt, aber die riesigen Anlagen erzählten davon, wie wunderbar schön es hier sein muß, wenn Frühling und Sommer das Holz schmücken. Auf solchem Boden gibt es sich von selbst, daß man über die vergangene Geschichte redet, und wir haben kaum auf einem Weg so lebhaft über Geschichte und Gegenwart gesprochen, wie auf den breiten Wegen des kaiserlichen Parks. Weit dehnt sich der Blick von der oberen Terrasse; dort unten im Schloß wohnt also der alte Herr, der auf den verschlungenen Wegen des Schloßes zu einer Gestalt voll tragischer Größe gewachsen ist. Heute hat er Jahrzehnte in seiner Hand, legt sie auf die Wage und wiegt sie wie unsrerer Jahre. Was in dem Herzen dieses Greisen vor sich geht, der nun am Ende seiner Laufbahn in diesen größten aller Kriege verwickelt worden ist! Erinnern wir uns, wie es Anno 48 war, als am 2. Dezember in Olmütz der Kaiser Ferdinand abdankte und er zu dem jungen Erzherzog Franz Joseph, dem er die Krone übergab, sagte: „Gott segne Dich, sei nur brav, Gott wird Dich schützen, es ist gerne geschehen.“ Wieviel ging einstweilen über das Schönbrunner Schloß hin! An politischen Stürmen und an persönlichen Geschehnissen. Weil die Dynastie für Oesterreich den Staatsgedanken ausfüllt, wird sie selbst mit einem fast mythischen Dunkel umkleidet. Wir hören darüber den Geschichtsforscher Friedjung:

„Die Rücksicht auf den Monarchen, selbst soweit es sich um längst vergangene Dinge handelt, ist in Oesterreich größer als in irgendeinem Staate des konstitutionellen Europa. Von den politischen Männern des modernen Oesterreich haben manche ihren Einfluß auf die Schicksale ihres Vaterlandes geschildert; aber über die Hauptsache schweigen sie alle; sie vermeiden es, das Charakterbild dessen zu zeichnen, der in seinem Reiche alles selbst prüft und schlichtet, in dessen Händen nicht bloß dem Namen nach die Entscheidung ruht: Kaiser Franz Joseph ist für den Geschichtsschreiber seiner Zeit in seinen wichtigsten Entscheidungen eine verküllte Gestalt. Sein persönliches Eingreifen während der großen Krisen seiner Zeit wird erst der Nachwelt genauer bekannt werden. Hier ist ein Punkt, in welchem sich Oesterreich noch immer von den übrigen Staaten unterscheidet. Auch in Preußen wurzelt das dynastische Gefühl tief; deshalb hat man aber doch nicht Bedenken getragen, die Charaktere Friedrich Wilhelms IV., Wilhelms I., Friedrichs III. und Wilhelms II. bis in ihre tiefsten Falten zu mustern. Der Anteil König Wilhelms I. an dem Kriege von 1866 wurde schon bei seinen Lebzeiten von den ihm Nahestehenden genau dargestellt; es ist kein Hehl daraus gemacht worden, daß sein Wirken von dem Bismarcks weit überstrahlt werde. Der König selbst konnte oft lesen, daß seine schöpferische Kraft hinter der seines großen Ratgebers zurückstehe. Das wäre in Oesterreich so gut wie unmöglich: die Persönlichkeit des habsburgischen Herrschers schwebt während seines Lebens in einer Art religiöser Atmosphäre; sie herabzuziehen in den Kreis geschichtlicher Betrachtung, seinen Charakter zu analysieren, davon hält eine alte, strenge Ueberlieferung ab, welche zurückgeht auf die Tage römisch-kaiserlicher Majestät. Diese ererbte Scheu hängt mit dem Gefühl zusammen, daß das österreichisch-ungarische Reich auf der unbestrittenen Ehrfurcht vor der Dynastie begründet sei. Wohl ist dieses Schweigen der Kenntnis der zeitgenössischen Geschichte abträglich; aber diese Rücksicht gilt als nebenächlich, da damit nach der Vorstellung der leitenden Männer der Festigkeit des Reiches gedient wird.“

Heute sehe ich den greisen Monarchen in dem alttestamentlichen Bild eines Moses, der hinter der Schlachtklinie stehend seine beiden Arme stützen muß, um sie betend zum Himmel zu heben, damit nicht, wenn sie sinken, der Feind gewinnen möchte. Auch die letzte Tragik ist ihm nicht erspart geblieben, daß er nur wie von Ferne, ein alternder Moses, hinüberschaute in das ferne, gelobte Land, ihm selbst aber verschlossen bleibt, seine Früchte zu genießen.

Es ist sehr unklug von den „Petrusblättern“, diesen ganzen Weltkrieg vom rein konfessionellen Standpunkte aus zu beurteilen. Sie plaudern zwischen den Zeilen zu kühn von ihren Hoffnungen und lassen es nur zu deutlich erscheinen, daß für sie alles Heil von Oesterreich

kommt, und zwar nicht von dem Staate Oesterreich, den sie nennen, sondern von der klerikalen Macht in Oesterreich, die sie meinen. Man erschrickt ordentlich, wenn man zusieht, wie sich heute in manchen Köpfen die Weltgeschichte spiegelt. Der gegenwärtige Kampf soll nach dieser Auffassung den Sieg des römischen Katholizismus nicht nur über die russisch-orthodoxe Kirche, sondern auch in der romfreien Welt bedeuten. Auch der Politiker tut sehr gut daran, auf solche Stimmen zu hören. Es war oft in der Weltgeschichte so, daß sich die Mächte mehr vor geheimen Einflüssen hüten mußten, als vor den offenen. Geradezu komisch berührt, wenn dieselben Petrusblätter, die doch in der Geschichte Oesterreichs und ihrer Reichswäter wohlbewandert sind, heute dem geheimen Bund der Freimaurer die Schuld an dem Weltkrieg zumessen. Der Politiker wird heute sehr darauf zu achten haben, daß die Wünsche und Hoffnungen des Vatikans, die der ermordete Erzherzog vielleicht erfüllt hätte, aufs neue lebhafte Gestalt gewinnen. Der alte Kirchenstaat möchte wiederaufleben, und es ist betäubend, daß die vielverwickelten Fragen der staatlichen Politik auch noch durch Probleme belastet werden, welche die Geschichte wahrhaftig erledigt hat. Die Staatsmacht lerne aus der Geschichte, daß sie dort untergeht, wo sie sich unter die Kirchenmacht beugt. Wir würden in diesem Augenblick, wo Millionen deutscher und anderer Katholiken in treuer Vaterlandsliebe Blut und Opfer bringen, nicht von diesen Dingen reden, aber wir wissen, daß wir gerade auch den besten deutschen Katholiken selbst aus dem Herzen sprechen, wenn wir solche Pläne zurückweisen und solche konfessionellen Gesichtspunkte aus der ganzen Erörterung grundsätzlich ausgeschieden wissen wollen. Die Petrusblätter mögen sich einmal die Stelle in Friedungs des Oesterreichers Geschichte von 1866 nachlesen, in der er so schreibt:

„Was der Protestantismus an geistigen Kräften entbunden hatte, war von ihnen für den Staat nutzbar gemacht worden. In Friedrich dem Großen war die Bildung des 18. Jahrhunderts in ihrer ganzen Kühnheit, wie in ihren Schranken verkörpert, und als Schüler der deutschen Philosophie, besonders Kants, bekannten sich Humboldt und Schopenhauer, doch auch der gewaltigste der Männer des Befreiungskampfes, Freiherr vom Stein.“

In Oesterreich dagegen hatte die Gegenreform eben das geistige Leben des Volksstammes, der keinem der anderen deutschen Stämme an Begabung nachsteht, gebrochen oder eingeschlafert. Echte Religiosität festigt die menschliche Natur. Hier aber erlitt der Charakter des Volkes schwere Schädigung durch die Form des Katholizismus, die von den Jesuiten, den Reichswätern der Fürsten, den Lehrern an den Universitäten, den Erziehern des Adels getragen wurde, lenkte die Menschen von den höchsten Pflichten der Religion ab und wies sie zufrieden mit äußerer Werktätigkeit auf den leichten Genuß in Kunst und Leben.“

Es war unweit von Preßburg, als unser Zug etwas längeren Aufenthalt hatte. Eine Menge junger Offiziere stiegen ein. Ihre Kameraden waren auf den Bahnhof gekommen, und nun küßten sie sich zum Abschied. Sie waren bekränzt mit Blumen. Aus dem Stiefelrohr heraus grüßten die Nellen, in jedem Knopfloch, am Degen, in den Achselblenden, stakten Rosen, zunächst ein fremdartiger Anblick. Aber die Gesichter selbst waren strahlend und die Haltung derer auf dem Bahnsteig und derer, die zu uns hereinkamen, entschlossen. So habe ich es noch selten gesehen, daß sich Männer küßten. Es lag etwas Scheues darin, so wie wenn man schon den ersten Trompetenschlag hören würde. Es war schön. Die Sonne grüßte die ganze Platteform; kein lautes Hin- und Herreden, sondern ein sicheres Auseinandergehen. Auch die paar Offiziersfrauen, die darunter standen, voll anmutiger Würde. Und nun fährt der Zug los, und sie fahren, wer weiß, wohin? Wer weiß, wann sie wiederkommen? Bis Breslau kamen wir vorbei an manchem Militärzug voll Pferde, Wagen, Geschütze und Mannschaft, jedesmal gab es auch hier ein Hin- und Hergrüßen, wie wir's auf unseren Bahnhöfen im Reich gewohnt sind. Wir saßen zusammen mit einem ungarischen Leutnant, der, nachdem seine Wunde geheilt, zum zweitenmal wegging — ein stattlicher Mensch, nur dann und wann ein fremdartiges Lächeln um die Lippen; ohne die Formen eines Komplimentes sprach er in selbstverständlichem Tonfall von seinen „deutschen Brüdern“. Wir hörten das hier zum erstenmal so stark aus magyarischem Mund. Nachher unterhielten wir uns mit deutsch-österreichischen Truppen, die im Wagen lagen,

während die Köpfe der Pferde neugierig aus dieser Umgebung heraus schauten. Auch sie voll Freude über das gemeinsame Kämpfen in sicherer fester Haltung. Und die Kulturgemeinschaft der Völker richtet die Frage an die Zukunft: Was wird werden aus Deutschland und Oesterreich-Ungarn nach dem Sieg?

E. D. Gallwiz / Romain Rolland und der deutsche Geist

Romain Rollands Offener Brief an Gerhart Hauptmann hat einen großen literarischen Kreis unseres Vaterlandes ins Herz getroffen; aber die Zeit ist nicht danach angetan, daß der Wunde in der Öffentlichkeit gedacht wird. Wer mochte auch zunächst bei der gewaltigen, wundervollen Erhebung unseres Volkes gegen seine Feinde, als Deutschlands Söhne, von einem heiligen Willen und Mut getrieben, hinauszogen und Deutschlands Frauen in eruster Sachlichkeit sich zusammenscharten, um mit allen Mitteln fürsorgender Hilfe hinter der Schlachtlinie mitzukämpfen . . . wer mochte da an die Blumen am Wege denken, die der Koloß des Krieges mit dem ersten tastenden Schritt schon zertreten hat.

Romain Rollands Brief machte eine Selbstverständlichkeit klar, daß nämlich nicht nur die kriegerische Feindschaft, sondern auch die des geistigen Lebens bei unseren Nachbarn im Westen heute nicht weniger stark und erbittert ist, als vor vierundvierzig Jahren. Mit solcher Erkenntnis ist ein Traum zerrissen, an dem man bei uns mit sehr viel Hoffnung und guter Zuversicht gesponnen hatte, der Traum, daß wir uns in absehbarer Zeit mit denen von jenseits des Rheines Brüder des Geistes nennen könnten. Dieser unser Traum, aus dem tiefe und nicht fortzudisputierende Rasseninstinkte, Triebe zur Ergänzung, sprechen, war auch zu einem großen Teil der Erreger unserer oft mit Recht getadelten übertriebenen Ausländererei, unserer hemmungslosen Hingabe an die Erscheinungen französischer Kunst, Literatur, Philosophie. Es hatten sich in Deutschland im letzten Jahrzehnt förmlich Gemeinden gebildet, die sich um diesen oder jenen Geist des Frankreich der Neuzeit bedingungslos scharten. Wir hatten eine Van Gogh- und eine Cézanne-Gemeinde, und eine um Maeterlinck und eine um Bergson. Wir erstrebten in jüngster Zeit daneben andere um geringere Größen, um den ästhetisch katholisierenden Claudel, um den Straßen- und Dirnenrdichter Charles Louis Philippe, um den feinen Psychologen Baudelaire. Und gerade waren wir dabei, eine Romain-Rolland-Gemeinde zu werden, als der Krieg sein Veto einlegte. Mehr als das: es erschien Rollands Offener Brief an Gerhart Hauptmann und riß die Rollandgläubigen aus allen Himmeln. Denn dieser Brief war eine Feindseligkeit, die nicht gegen den deutschen Krieg, sondern gegen den deutschen Geist ging. Gerade Rolland war die stärkste Hoffnung aller, die in der Gegenwart auf eine geistige Verbindung und wechselseitige Befruchtung zwischen uns und Frankreich gehofft hatten. Dieser Franzose hat unter anderen eine sehr bedeutende Beethoven-Biographie geschrieben und, was noch schwerer für unsere Wünsche moog, seinen „Jean Christophe“, den Roman eines modernen deutschen Musikers, dessen erste vier Bücher sich ausschließlich mit uns, mit deutschem Leben befassen. In dieser Tatsache schienen uns eine Gewähr zu liegen, daß auch vom geistigen Frankreich aus eine Annäherung an uns mit allem Ernst erstrebt würde; was wir hofften, hatten wir zu leicht nur geglaubt, und die begeisterten Rollandberehrer trugen diesen Sinn ohne weiteres dem genannten Roman entgegen. Die ersten vier Bücher sind, seit sie vor einigen Monaten in deutscher

Uebersetzung erschienen sind, auch in weiteren Kreisen bei uns bekannt geworden. Ich glaube, daß manchem der vorher entzündeten Leser sich jetzt dem unmittelbaren Ausdruck der Muttersprache gegenüber das Ohr schärfen wird für den Ton, aus dem Rollands Verständnis und Wertung deutschen Wesens geht, und daß es heute nicht mehr nur die ganz wenigen sein werden, die die Gleichheit der Tonart im Jean Christophe wie im Hauptmannbrief erkennen.

Es ist gar keine Frage, daß der Rollandsche Roman in allen seinen Teilen, vornehmlich in dem in Frankreich spielenden, eine Fülle von geistigen und künstlerischen Bereicherungen zu bieten vermag. Eine starke, harmonische Durchbildung, Kultur im wahren Sinne, spricht aus dem Verfasser. Seiner Art zu sehen ist ein gutes Stück von jenem durch Wiß gemilderten Skeptizismus eigen, der in der Behandlung und Bewertung der Dinge niemals lehrhaft oder trocken wird. Die echt französischen „aperçus“ sind das sachlich Beste an dem Roman. Sie sind alles andere als Blender, denn es verrät sich, wenn auch nicht allenthalben, in ihnen ein geschärfter Blick, der sich bemüht, durch die Oberfläche der Dinge auf ihren Grund zu sehen. Die Strömungen des modernen Lebens, von denen Rolland im Zusammenhang mit Paris ein Bild gibt, die aber für alle Kulturländer in der Gegenwart ihre Gültigkeit haben, sind mit viel Einblick und Geist entwickelt und gekennzeichnet. Vornehmlich aber ist alles, was über Musik in den zehn Büchern enthalten ist, in hohem Grade wert gelesen und wieder gelesen zu werden in unserer in der tieferen Musikschristellerei so außerordentlich dürftig trockenen Gegenwart. Denn hier schreibt einer, der Wissen und Begeisterungsfähigkeit in gleichem Maße besitzt und dessen Behandlung der Schaffenden einem intuitiven Nachschaffen gleichkommt. Nun aber die große Einschränkung: alles, was deutsche Art behandelt in dem Roman, kann unsere Schätzung nicht gewinnen, kaum unsere Duldung, und die Tatsache, daß alle die Rollandentzündeten, weit davon entfernt, bei ihren Wertungen eines der vielen offensbaren Mängel des Buches Erwähnung zu tun, ohne weiteres auch den über Deutschland handelnden Rolland in ihre Verehrung bedingungslos aufnahmen, ist der traurige Beweis eines Mangels an nationaler Basis, die uns die eiserne Jetztzeit wohl endlich unter die Füße geben wird. Erst wenn wir auf dieser Basis stehen, dürfen wir unserem Hang eines geistigen Auffassens Raum geben, wenn anders wir nicht an gesundem Selbstgefühl und Selbstachtung, an Würde und an Takt vor uns und in den Augen anderer Völker schlecht bestehen wollen.

Stefan Zweig hat nach der deutschen Herausgabe der ersten vier, also der in Deutschland spielenden Bücher des Jean Christophe einen offenen Brief an Rolland geschrieben, der einer Schale, gefüllt mit Weihrauch, gleicht und der dadurch nicht sympathischer wird, daß der deutsche Verleger — ob mit, ob ohne Zweigs Wissen, muß dahingestellt bleiben — eine weitgehende Reklame damit macht. Wir wollen es hier nur mit einer Stelle daraus zu tun haben, die den Punkt Deutschland betrifft. Zweig schreibt: „Nie ist, nicht vor und nicht nach dem „furchtbaren Jahre“ von einem einzelnen der Versuch geistiger Versöhnung so liebevoll, so unprogrammatistisch gestaltet worden, und ich weiß in Frankreich keinen, dem die deutsche Kunst heute dankbarer zu sein hat, als Ihnen, Sie stiller Meister . . .“ Und weiter: „Sie haben Frankreich und Deutschland einander gegenübergestellt, aber nicht feindlich mehr, sondern in einer so hohen Sphäre der Gerechtigkeit, wo es nur Vergleich mehr gibt und nicht mehr Kampf.“ . . . Was für hohe Worte das sind! . . . Wir haben nicht das

Recht, in Zweifel zu ziehen, daß Rolland seinerzeit mit bestem Willen bemüht gewesen sein mag, diese Sphäre der Gerechtigkeit herzustellen in seinem Roman und Brücken bauen wollte zwischen drüben und hien; die Frage ist nur, ob das im Bereich seiner Möglichkeiten gelegen war, ob er in stande gewesen ist, aus seinem nationalen und persönlichen Empfinden heraus das Maß von innerlicher Schätzung für Deutschland und Deutsche aufzubringen, aus dem heraus es einzig möglich sein würde, uns dem französischen Geist nahe zu bringen, wie er, der Franzose, uns das junge Frankreich nahe gebracht hat.

Die Antwort muß lauten: nein, und nochmals nein. Vorwürfe sind nicht zu erheben, wenn dem Rollandfremden der rechte Blick mangelt. Sollten Vorwürfe erhoben werden, so könnten sie nur jene schwer verstehenden oder national gleichgültigen deutschen Leser des Jean Christophe treffen, die Rollands Mißverständnisse und Mißschilderungen ihrer eigenen Art als gelungen und sehr witzige Beobachtungen mit großem Wohlgefallen aufnahmen. Ein tiefes Verstehen ist es, das den Verfasser des Jean Christophe mit uns verbindet; es erwächst auf dem Boden des rein Musikalischen. Rolland ist ein Musiker von echter Art; da kann es denn nicht anders sein, als daß ohne jede national gefärbte Einschränkung ihm die deutsche Musik der Erscheinungen höchste ist. Wie er seinen Johann Christof Krafft in den zehn Bänden des Romans bewußt hinstellt, ist er zu einem Teil Mensch, zum größeren Teil aber die Verpersönlichung des deutschen Musikgenies: die das ganze Wesen zwingende große Ehrlichkeit, das unerbittliche Suchenmüssen nach Wahrheit des Ausdrucks, der eben doch nur aus der Tiefe und Wahrheit des Empfindens zu kommen vermag, die Weltfremdheit und ewige Zwiespältigkeit . . . daneben auch das Widerhaarige und Unbequeme der Veranlagung und Eigenschaften. Und als stärkster Zug jene tiefe innere Sittlichkeit, für die es kein Wanken gibt, weil sie als Wesensbasis in allen Stürmen bestehen bleibt und alles Verderbte und Krauke immer wieder aus dem Instinkt der Gesundheit heraus abstößt. Läßt Rolland seinen Jean Christophe auch nicht als Sieger der Welt in seiner Kunst enden, so doch als Sieger im reinmenschlichen, künstlerischen Sinn. Neben dieser wahrhaft ernsten und schönen Schöpfung einer deutschen Tondichtergestalt steht in dem Roman eine Verkennung und Mißachtung deutschen Lebens und deutscher Verhältnisse, daß man geneigt ist zu fragen, ob denn sein Verfasser überhaupt jemals anders als auf der Durchreise diesseits des Rheines sich aufgehalten haben kann. Eine Unmenge von Gestalten ziehen an uns vorüber; auf eine derselben, den Großvater des Helden, einen alten Sonderling von Musiker, ist noch etwas von der sachlichen Günst des Verfassers abgefallen. Im übrigen sind in der Fülle der episodischen und stizzenhaft behandelten Figuren nur zwei, die als Typen ernst genommen werden können. Es sind zwei „Stille im Lande“; der eine, sehr poetisch gesehen, ein armer Wanderhändler, dessen Gedankenleben von einer höheren, unwirklichen Welt ausgefüllt ist, der andere ein alter Musikprofessor, der in seiner Kunst nichts erreicht hat, aber dafür lernte, sich zu bescheiden, und der halb kindisch, halb kindlich heiter seine Tage abspinnt. Das geistige Leben Deutschlands wird durch die Karikaturen eines Zeitschriftenherausgebers gekennzeichnet, das Familien- und gesellschaftliche Leben auf allen sozialen Stufen durch Schilderungen, die wie Uebersetzungen ins Breite und Platte von T. T. Heines Bildern aus dem Familienleben im „Simplicissimus“ wirken. Dazu kommt dann noch der Rahmen einer in ihrer Art ganz unmöglichen kleinen Stadt mit einem ebenso unmöglichen kleinen Hof.

Deutschland ist das Land der höchsten Musik, — das stellt Rolland als abstrakte Wahrheit hin, um alsbald die Menschen dieses Landes in ihrem Verhältnis zur Musik mit billigstem Spott zu überschütten. Er schildert ein Orchesterkonzert ernsthafter Art, in dem Bier getrunken wird. . . . „Christofs Umgebung bestand aus Offizieren, die in lange, dunkle Ueberzüge geschnürt waren, — breite rasierte Gesichter, tot, ernsthaft, spießig; . . . aus dicken Männern, die hinter ihren Bärten und Brillen verschanzt standen und guten Spinnen mit runden Augen ähnelten. Bei jedem Glas standen sie auf, um eine Gesundheit zu trinken; diese Tat vollführten sie mit religiösem Ernst“. . . . Weiterhin läßt er bei dieser Gelegenheit seinen Helden Christof die Musik eines Mendelssohn, Schumann und Brahms folgendermaßen empfinden: „ . . . Alle — die Großen wie die Dummköpfe — breiteten ihre Seelen mit gerührter Wohlgefälligkeit aus. Die Bewegtheit strömte über, der charaktervolle Edelsinn rieselte aus allen Poren, das Herz zerschmolz zu maßlosen Ergüssen; die Schleusen der gefürchteten deutschen Empfindsamkeit waren aufgebrochen; sie verdünnte die Kraft der Stärksten, sie ertränkte die Schwachen unter graulichen Gewässern: eine wahre Ueberschwemmung; das deutsche Denken schloß auf dem Grunde . . . “

Mit den Eindrücken der profanen Gegenwartskunst Deutschlands ist Rolland schnell fertig; er entwirft die Skizze einer Großstadtstraße, die in dem „sonderbaren Stil“ erbaut ist, „in den das junge Deutschland sein gelehrtes und gewolltes Barbarentum ergießt und sich emsig bemüht, Genie zu entfalten“. Der einzige Vertreter der wissenschaftlichen Kreise, der vorgeführt wird, ein Philologe, wird als einer charakterisiert, der bei seinen Schulkenntnissen stehengeblieben ist; „für ihn waren die Franzosen ein Volk des Pathos, der großen Gebärde, der übertriebenen Worte und der Pornographie. Kein Wort war ihm stark genug, um die lateinische Unsitte zu brandmarken . . . Und zum Schluß kam das gewohnte Loblied zu Ehren des edlen deutschen Volkes . . . “

Nur eine Eigenschaft ist es, die Rolland ohne jede kleinmachende Einschränkung uns läßt: das deutsche Gemüt; sehr oft ist im Zusammenhang in einer gönnerhaft wohlwollenden Weise von „ces braves hommes“ die Rede. Aber die Reverso: die Willenlosigkeit, die „Erbkrankheit der Deutschen“! Rolland sagt, daß die Größten bei uns ihr nicht entronnen sind, und fährt fort: „Wie oft verbirgt die gigantische Energiepannung in diesem Hamlet-Deutschland nicht schwankende Seelen, wurzellose Willen, Intelligenzen, die dem Handeln nicht gewachsen sind und beständig nahe daran sind, im Wahn zu kentern! . . . “

Niemals wohl ist eine oberflächliche und unwahre Charakterisierung furchtbarer Lügen gestraft worden, als es Rollands Beurteilung Deutschlands in diesen Monaten geschah!

Man wende im Gedanken an das nicht geringe Maß sachlicher Anregungen, die man dem Jean Christophe und mit ihm dem Verfasser dankt, nicht ein, daß vieles von dem, was Rolland in seinem Roman mit einem stark hervortretenden Behagen an feuilletonistisch kleinlichem Spott ausbreitet, der Wirklichkeit bei uns entspricht; daß der Verfasser überdies sich der Augen und Empfindungen seines im Sturm und Drang herumgewirbelten Helden Jean Christophe bedient. Das Ausschlaggebende ist, daß den schattenvollen Bildern nichts gegenübergestellt ist, wodurch sie zu Heerseiten gestempelt werden. (Auch der „Simplicissimus“ bringt in seiner Art „Wirklichkeit“, und doch würde man nie ihn zur Charakterisierung Deutschlands heranziehen können.) Das Positive bei Rolland ist begrenzt auf das musikalische Genie, und dieses ist als aus dem Rahmen,

nicht der Menschheit, sondern Deutschlands herausfallend geschildert, Rolland bringt es denn auch nicht fertig, seinen Helden Christophe ein Leben in Deutschland ertragen zu lassen; auch die Frauen, die er in tieferem Sinne liebt, auch der Freund gehören Frankreich und Italien an.

Es ist der große künstlerische, psychologische und menschliche Riß in dem Roman: aus kleinlich nationalen Feindseligkeiten heraus verkennet Rolland die Urwahrheit, daß das Genie in seiner Wesensart doch immer nur die stärkste Kristallisierung des Volkes sein kann, aus welchem es hervorsticht. Deshalb wirkt auch, trotz der lebendigen Menschlichkeitszüge, mit welchen sie umkleidet ist, die Gestalt Christofs doch mehr als Abstraktion denn als Mensch.

Auch vom deutschen Militär ist im Roman die Rede. Ehe der Krieg kam, waren die davon handelnden Stellen dazu geeignet, einen in ihrer naiven Unkenntnis und Schauerähnlichkeit zu ergötzen. Als aber die Zeitungen die Nachrichten von den Greueln in Belgien und Frankreich uns zutrug, ging etwas Schreckliches von diesen Stellen aus. Zusammenhänge traten hervor zwischen der Phantasie eines so überlegenen Geistes wie Rolland und den Entsetzlichkeiten dieses Krieges. Rolland läßt in der Rheingegend im Dorf beim Sonntagstanz Soldaten einfallen (man kann die Schilderung nicht anders bezeichnen). Es regnet vom ersten Augenblick an Brutalitäten und Körperverletzungen von seiten des Militärs, bis das getretene Volk sich aufbäumt. Da gibt es denn von den Bauern aus Schultern, die von Peilschlägen abgeschlagen werden, von Mistgabeln aufgeschlichtete Püchse, Grauenhaftes aller Art. Und einige Dorfmadchen holen glühende Asche vom Küchenherd, um sie einem von den Bauern überwältigten Soldaten, indem sie ihm den Kopf von rückwärts nach hinten biegen, in die Augen zu streuen. „Der Mann brüllte auf.“

Man vergegenwärtige sich noch einmal, daß dies Stücke des Buches sind, von dem bei uns geredet wurde als von einer Sphäre der Gerechtigkeit, von einer Tat, die im jungen Frankreich ein wohlwollendes Verständnis für deutsche Art herbeigeführt haben sollte. Gott bewahre uns vor allen solchen Freunden!

Max Jungnickel / Krieg auf den Notenlinien

Wer ist der alte Zinkenherd?

Der alte Zinkenherd ist der Liedermacher bei uns unten im Dorf.

Der Kantor grüßt ihn ganz tief und freundlich.

Die Schuljungen rufen scherzend hinter ihm her.

Und die kleinen Mädchen zieht er lachend am Zopfe.

Der alte Zinkenherd hat oben, in seiner kleinen Stube, ein altes, müdes Klavier; eine Lampe ohne Schirm, einen zersehtenen Großvaterstuhl und einen Vogelbauer mit einem Zeißig darin. Unten am Klavier liegt ein großer, spinnwebgrauer Berg Notenpapier.

Am Frühlingsabend nimmt Meister Zinkenherd das Notenpapier und zaubert, bis in die Nacht hinein, wundersame Notensprüche auf die fünf Notenlinien. Vogelzug und Kirchturmläuten und Andachtsruf und Bächeraufsehen hegt er auf die Notenlinien, der liebe, gute Liedermacher.

Nun liegt das Dorf ganz einsam da.

Es ist Krieg geworden.

Die Bauernburgen sind weggezogen, der Gutsherr und der Schmied und auch Reicharts Wilhelm, der den schönsten Schnurrbart im Dorfe hat. Nur der Kantor ist noch da, der Pastor, der dünne Kirchendiener mit dem weiten, schlotternden Gehrock, der blinde Pantoffelmacher, der taube Schäfer und er, der Meister Zinkenherd.

Im Dorfe gibt's kein Petroleum mehr.

Auf dem Fensterbrett, beim kalten Herbstmondschein, zaubert Meister Finkenherd Notenköpfchen.

Es ist, als ob Kanonenkugeln auf die Notelinien fliegen. Die Fähnchen flattern wie wildstolze Acanthien. Wie Trompeten jubelt's und schreit's, wie eisenbeschlagene Soldatenstiefel marschier't durch die Notelinien. Und am Ende, ganz am Ende weint's wie ein Mutterherz.

Am 27. Oktober padte der Kantor in einen großen, schweren Tornister, zwischen Stiefelwisch und Kniewärmer und Geiße die Notenköpfchen, die wilden Notenköpfchen vom Meister Finkenherd. Dann schnallte er den Tornister auf seinen Rücken und ist auch nach Frankreich marschier't.

Albrecht Schaeffer / Der Trommler

Haut von einem jungen Stier,
Halte aus, gespannt im Prasseln!
Fühl die Häute rütteln, rasseln
Immer stürmischer auf dir.

Immer nur der eine Klang,
Daß ihr fiebert, daß ihr zittert,
Daß noch Mut aus euch gewittert,
Wann das Brustgewölbe sprang.

Der du einst mit tiefem Horn
Unwirsch umgingst auf der Weide,
Wie ein Messer in der Scheide
Saß in dir verwornener Zorn.

Jetzt aus Stieren tausendfach,
Die verendet unterm Schlächter,
Ward das schnaubende Gelächter,
Ward um Stürmer, ward um Fechter
Das begrabne Zürnen wach.

Trommler ich, blieb waffenlos,
Denn so löst mit Doppelgrünne
Meine Faust die Stieresstimme:
Gott ist groß! Gott ist groß!

Mut der Schlachten, die durchflammt
Knöchelmark und Fingernägel,
Rasselt mit dem Trommelschlegel,
Mut zu wecken, ist mein Amt.

Wie ein Riese geht mein Schritt,
Eisenpflug, ich muß ihn schleppen,
Ueber Ströme, über Steppen:
Ihr müßt mit! Ihr müßt mit!

Wirble Schlegel! Rüttle Faust!
Schüttre Fell durch die Gewehre!
Aus der Trommel, vorn vorm Heere,
Hör ich, wie durch wüste Leere
Zorniger mein Obem faßt.

Gottfried Traub / Tannenreis

Wer sein Herz aufst in der Not, dem
wird von Gott auch der Himmel aufgetan.
Arndt, im Katechismus für den
deutschen Wehrmann.

Das war ein Blumenladen; solch einen sah ich noch nicht. Asten waren's und Chrysanthemen und mannigfaltige Bauernblumen. Eilig waren sie zusammengebunden, mit heißen Wünschen umschlungen. Nun standen die Sträuße alle da, aber nicht im Blumenglas, nicht hinter dem Fenster. Auf dem Gewehrlauf waren sie festgebunden. Wenn man über die Reihe der zusammengestellten Gewehre hinweg sah, erschien eine einzige Blumenkette. Ältere Mannschaften zogen aus. Es waren lauter Familienväter. Daß gerade sie so blumenbekränzt davonzogen, klang wie Sieg und zerstörte manches Märchen von abnehmender Kampfeslust. Einen Vater sah ich besonders gern; aus der Mündung seines Gewehrs grüßte ein einfaches Tannenreis. Er bückte sich zu seinem Jüngsten, der seine blaue Wollmütze fest über die Ohren gezogen hatte, und küßte ihn lächelnd. Sein Weib stand daneben. Männliche Hand drückte die Frauenhand. Keine Tränen! Das Tannenreis guckte gar lustig aus dem Gewehr-
lauf und begann sich, ob schon Weihnachten sei, und zitterte ein wenig, als das Kommando kam: „Stillgestanden!“ Dann zogen alle zum Bahnhof, die Wehrmänner auf der Straße, die Wehrfrauen auf dem Bürgersteig und dazwischen die Kinder voll Lust, daß „so viel los“ war und die Regiments-
musik spielte. Leb' wohl, mein Tannenreis! Wann sehen wir uns wieder?

Als ich des Weges zurückging, sagte ich mir: Meine Kinder sollen auch ihr Tannenreis haben zu Weihnachten! Wenn es schon auf einem Gewehr gesteckt hat, dann darf es in der Stube auch nicht fehlen. Hunderte und Tausende denken heute der Kinder zu wenig. Diese kommen mit ihrem Empfinden zu kurz, und ihrer Bedürfnisse achtet man wenig. Die starke Zeit soll auch sie in die Schule nehmen. Verhättselte Kinder, die jetzt nichts als Kuchen essen oder Konditorwaren begehren, soll man mit Fleiß daran erinnern, daß jetzt das Mehl behütet werden muß um des Volkes willen. Aber unrecht ist's, wenn man ihnen keine Freude machen wollte und sich nicht die Mühe gibt, in diesen Tagen den Kindern Sonnenschein zu bringen auch mit wenigem. Setz dich mit deinem Jung in ein Eck und spiele mit ihm! Sie müssen merken, daß des Hauses Frieden wirklich so ein großes Gut ist, daß man ihn sogar mit Blut verteidigen muß. Unrecht ist es, wenn du diese Zeit hoher Ahnungen von Licht und Stern in Ewigkeit mißachtest und sie dem Kindergemüt abstreiten willst. Damit tust du deinem Mann im Felde keinen Gefallen. Der Vater selbst im Feld will es so haben, daß er auch im Geist unter den Baum sieht und daß er sein Jüngstes lachend schaut. Er hat genug des Frostes, er gönnt den Seinen zu Hause die Wärme. Dafür kämpft er ja. Die Feinde sollen ihm den heimischen Herd nicht zerstören. Weihnachtsinnerlichkeit muß behütet werden vor Kugel, Schreden und Graus. Das sagt mir das Tannenreis über dem Gewehr. Also feiert in schlichter Stille, daß die Kinder etwas vom Stern in dunkler Nacht sehen und auch — die Alten.

Ein Hausfrauenbrief

Sehr verehrte Frau Martha!

Würden Sie mir erlauben, zu Ihrem Hausfrauenbrief in der „Hilfe“ einiges hinzuzufügen. Eigentlich habe ich zwar keine Zeit zu Schreibern, es reicht oft kaum für die nötigsten Briefe. Aber vielleicht kann einer meiner Kniffe, auszukommen, was oft nicht so ganz einfach ist, wenn der Pfarrergehalt für acht Köpfe reichen soll und muß, jetzt auch „Holzer“ gewöhnlichen Stadtleuten dienen. Roggenbrot essen wir immer, weil es keine frischen Semmeln morgens gibt, und mit Zwetschenhonig, wie es der Hesse nennt, ist das ein Hochgenuß; aber man kann auch Roggenbrot mit weißem Schmierläse essen, wenn man den Quark mit etwas Sahne oder roher Milch durch ein Sieb streicht und mit Salz und Kümmel würzt, schmeckt das auch. Nimmt man statt Salz und Kümmel Zucker und etwas Vanille, so gibt es eine schöne gesunde Nachspeise, besonders mit Obst zusammen. Auch kann man im Haushalt leicht einen billigen Kochfäls aus Quark herstellen, der vorzüglich schmeckt und wie Butter aufs Brot gestrichen werden kann. Die städtischen Molkereien würden auf Verlangen gewiß mehr Quark herstellen. Gemüse spielen wohl in jedem ländlichen Pfarrhaus eine große Rolle, weil sie uns zuwachsen. Wir nehmen es Ihnen fast übel, daß Sie vom unangenehmen Wort „Kohlrüben“ sprechen. „Kohlrüben“ braun geschmort, gerade wie Teltower Rüben, sind Vaters Leibgericht und kommen mit frischer Bratwurst in Bier sauce oft genug Sonntags auf den Tisch, und fragen Sie mal unsere Leute droben an der Wasertante, ob brauner Kohl nicht etwas sehr Gutes ist. Man muß ihn nur nicht gehackt kochen oder gar süß wie die Medlenburger, sondern ganz mit Speck und Zwiebeln und etwas Hasegrübe. Doch über die Geschmäder kann man nicht streiten, aber Hasegrübe bringt mich auf etwas anderes. Sie oder vielmehr die Hasegrüben lassen sich vorzüglich als Ersatz für geriebene Semmel verwenden, wenn man sie mit kochendem Wasser aufquillt. Die wenig beliebten Zitradellen, jetzt heißen sie ja wohl Bratlinge, sind lange nicht so trocken. Sie haben heute mittag sehr gut geschmeckt zu Äpfeln und Kartoffeln, die bei uns an die Stelle von Apfelreis getreten sind. Wir kochen auch Bienen und Kartoffeln und sogar Zwetschen und Kartoffeln. Zweimal in der Woche gibt es kein Fleisch, sondern eine dicke Suppe, möglichst aus Gemüse, mit Kartoffelgräuben angefüllt und süße Nachspeise. Da kann man ja auch kriegsmäßig sein. Besonders schön ist der „Bettelmann“ aus Äpfeln und Brot, aber ein „Wurzelaufguss“ aus gelben Rüben ist auch gut, und dann vor allem, weil billig, bequem und nahrhaft unser guter deutscher Hirsebrei. Solange wir hier in Hessen sind, haben wir ihn kennen und schätzen gelernt, dieses gute deutsche Gericht, mit brauner Butter und Backpflaumen oder Kirichen, da strahlt unser dicker Bub übers ganze Gesicht und versichert ernsthaft: „Schmeckt sehr gut.“ Kuchen aus Roggenmehl oder Kartoffelmehl? — Gewiß, aus Kartoffelmehl kann man vorzüglich Biskuits und Sandtorten backen, aber immer nur mit sehr viel Eiern, und wieviel Eier haben wir aus Rußland gekriegt, wir bezahlen ja schon auf dem Land 12 Pf. fürs Stück. Auf die Dauer wird der schwammige Kartoffelmehlkuchen auch nicht zulegen. Und Roggenmehlkuchen? — Wir leben hier in einem rechten Kuchenland, kein Bauer backt sein Brot, ohne einen „Platz“ mitzubaden, vom Brotteig natürlich. Aber ob Ihnen dieser Platz schmecken wird? Unsere Kinder haben sich oft genug den Magen dran verborben, und die größeren haben ganz von selbst ihr Begehren danach aufgegeben. Als Obstkuchen schmeckt eine dünne Unterlage von gewöhnlichem Brotteig recht gut, am besten mit Walderdbeeren, Zwetschen und Äpfeln. Aber Zwiebelkuchen, Lorintzenplätzchen, sind für unseren ge- oder vererbten Geschmack wirklich nichts. Heute morgen habe ich den Versuch gemacht, einen Kriegskuchen zu backen — und ich bin sehr stolz, daß der Versuch glänzend gelungen ist. 50 g Schmalz, 500 g Sirup, 500 g Roggenmehl, 3 Eier, 100 g Kartoffelmehl, 20 g Backpulver, Schale und Saft einer Zitrone, 10 bittere Mandeln, ungeschält, für 10 Pf. feingehacktes Zitronat, 10 g gestoßenen Zimmt, eine Messerspitze Nelken und Muskat. Der Sirup wird mit dem Schmalz aufgekocht. Wenn es etwas abgekühlt ist, kommt das Roggenmehl und das Gewürz hinein, mit dem Eigelb tüchtig schlagen. Ist der Teig ganz kalt, kommt der steife Eiskne und das mit dem Backpulver vermischte Kartoffelmehl dazu. In heißem Ofen 1½ Stunde backen. Wir werden jedenfalls alle Weihnachtspfaffenrüssle und Königs kuchen mit Roggenmehl backen können. Wenn die großen Anstalten es täten, wäre das schon eine Ersparnis an Weizenmehl.

Von Herzen habe ich mich gefreut zu hören, daß es noch altmodische Stadtleute gibt, die tapfer „Hasegrübenabende“ eingehalten haben. Unsere Kinder werden sehr verächtlich angesehen, daß sie noch immer das „Milchzeug“ essen, für sie gibt's abends nichts anderes wie Milchspeisen. Neben Größbrei und Maizenajuppe standen immer schon Hasegrüben, rote Grütze und graue Grütze auf dem Programm. Bei grauer Grütze fällt mir Buchweizenmehl ein. Buchweizenpfannkuchen und Buchweizenpuffer, Buchweizenklöße und Potthas könnten doch auch wieder im deutschen Haus zu Ehren kommen. Buchweizen können wir doch gewiß jederzeit aus Dänemark und Skandinavien beziehen, ebenso wie uns Italien gewiß Maisgrüch verkaufen wird. Sie wissen gewiß, daß aus Maisgrüch Polenta gekocht wird. Wir essen abends einmal die Woche Polenta, weil sie so nahrhaft und billig

ist. Die Kinder kriegen ein großes Stück in warme Milch, so beliebt wie rote Grütze und Maizenajuppe ist sie ja nicht, aber die Großen denken doch, was Lehrers Heini so dumm ist, daß er sie wegen des guten „Milchzeugessens“ verachtet.

Wir Großen baden uns die Polenta in Fett knusprig und essen Salat oder Eingemachtes dazu. Reis, Graupen und Hülsenfrüchte sind ganz von unserem Speisegottel verschwunden, denn was noch davon da ist, braucht der Kaiser für seine Soldaten!

Auch unsere Kinder sollen durch kleine Opfer lernen, daß eine recht ernste Zeit auch persönliche Opfer fordert. Das Christkind hat ihnen durch Mutter sagen lassen, daß es in diesem Jahr keine Schokoladentiere in den Schuh stecken könnte, es brauchte alle Schokolade, um Tafeln daraus zu machen, aber einen gefüllten Feldbrief wird es am Sonntag der Gretel auf den Teller legen, damit sie ihn an ihren lieben Herrn Lehrer draußen im Schützengraben schickt. — Mir persönlich ist der Kriegsstaffee ein kleines Opfer — er besteht aus viel Malzkaffee, Eichelmalz und etwas Kaffeebohnen — aber Vater, der seinen Kriegsdienst im Nachbarstädtchen tut und der sich immer freut, wenn er mal zu Hause essen kann, meint doch: nur der Kaffee ist im „Löwen“ besser! — —

Soziale Bewegung

Sozialpolitik als Duell des deutschen Siegeswillens. Einer der berufensten Beurteiler unserer deutschen Sozialpolitik, der Präsident des Reichsversicherungsamtes Dr. Kaufmann hat kürzlich einen Vortrag über die Bedeutung der Sozialversicherung im Kriege gehalten. Darin hat er überzeugend nachgewiesen, wie die großzügige deutsche Arbeiter- und Angestelltenfürsorge vorbereitend für den Krieg, wie sie versöhnend und einigend gewirkt, die Volksgesundheit gestärkt und damit unsere Wehrkraft gehoben hat, und wie sie auch im Kriege selber durch Mobilmachung ihrer großen Mittel und Organisationen Großes leistet: „Nicht haben die Lasten der Arbeiterversicherung die deutsche Volkswirtschaft erdrückt, nein, diese Versicherung wurde sogar eine mitbestimmende Ursache für den beneideten deutschen wirtschaftlichen Aufschwung. Bei Ausbruch des Krieges, also über 30 Jahre seit Einführung der Arbeiterversicherung, waren von den deutschen 66 Millionen rund 18 Millionen gegen Krankheit, 25 Millionen gegen Unfall und 16 Millionen gegen Invalidität und Alter versichert. Bis Ende 1913 wurden an Entschädigungen (Krankenfürsorge, Renten usw.) von den Krankenkassen über 5623 Millionen Mark gezahlt, von den Berufsgenossenschaften 2508 Millionen Mark, von den Trägern der Invalidenversicherung 2733 Millionen Mark. Im ganzen erhielten bis Ende 1913 etwa 120 Millionen Versicherte und deren Angehörige nahezu 11 Milliarden Mark Entschädigungen, wozu die Versicherten selbst etwa 6 Milliarden Mark beitrugen. In den drei Versicherungen wurden 1913 täglich 2¼ Millionen Mark ausgezahlt. Aber noch wichtiger ist der Schutz gegen Arbeitsunfähigkeit. Jedes erhaltene Arbeiterleben bedeutet ein nationales Guthaben. Auf diesem Gebiete hat ein Geist gewaltet, der den toten Buchstaben des Gesetzes überwunden und lebendige Kraft geschaffen hat. Die Krankenkassen dehnten über den einzelnen Fürsorgefall ihre Wirksamkeit auf allgemeine Krankheitsversicherung aus. Die Berufsgenossenschaften haben sich u. a. auch bemüht, die entlassenen Verletzten möglichst bald zu geheimer Arbeit mit ihren wohlthätigen wirtschaftlichen und seelischen Einflüssen zurückzuführen — eine besonders gegenwärtige Betätigung. Was wir bei ihr gelernt haben, gibt wertvolle Fingerzeige, wie die Arbeitsvermittlung auch für unsere Kriegsinvaliden zweckdienlich gemacht werden kann. Auch für die innere Festigung des Reiches war unsere soziale Fürsorge von großer Bedeutung. Vergeblich warteten die Feinde auf den Schritt vaterlandsloser deutscher Arbeiterbataillone — das Vaterland stand auf wie ein Mann! Für Klassenhaß und politische Leidenschaften war kein Raum mehr. Durch die Sozialpolitik haben sich Unternehmer und Arbeiter wieder zusammengefunden, sind sich menschlich und sachlich nähergetreten und haben Vertrauen zum Staate gewonnen. Wir bringen jetzt die Ernte der Jahrzehnte sozialpolitischer Arbeit mit vollen Händen ein. Wie draußen im Kampf, so wetteifern daheim mit den übrigen Berufsständen die Organisationen der Arbeiterschaft in treuer Pflichterfüllung, um die Leiden des Krieges zu lindern. Hoffentlich wird es weitblickender, unserer Kriegskunst ebenbürtiger Staatskunst gelingen, diesen Zusammenklang der Arbeiterseele mit dem Fühlen der ganzen Nation treu zu bewahren. Daß die Organisation der sozialen Versicherung und der Arbeiterschaft auch in Kriegzeiten ungehört und sicher arbeitet, ist wieder ein Zeichen der unsern Völkern innewohnenden Kraft. Es ist aber ein neues Ruhmesblatt in der Geschichte der deutschen Arbeiterversicherung, wie sie ihre Einrichtungen und Mittel mobil gemacht hat, um die Folgen des Krieges und die durch ihn geschaffene wirtschaftliche Notlage zu lindern. Die Versicherungsträger haben ihre Krankenhäuser, Genesungsheime und Lungenheilstätten für verwundete und erkrankte Krieger zur Verfügung gestellt und durch Ueberweisung aller verfügbaren Nahrungsmittel an die Reichsarmei unsere Finanzkrise gestärkt. Für Kriegswohlfahrtspflege haben sie mehr als 100 Millionen Mark

zur Verfügung gestellt; 200 Millionen nahm sie flüssig zu Darlehen an bedrängte Gemeinden und Kreise; an der Zeichnung der Kriegsanleihe haben sich die Versicherungsanstalten bisher mit über 150 Millionen und die Berufsgenossenschaften mit 40 Millionen Mark beteiligt. In dem Entscheidungstampfe der Nationen wird dem Volk die Siegespalme zuteil, das im Kampfe gegen menschliches Elend die größten Erfolge aufzuweisen hat und den Schutz der Armen und Elenden am wirksamsten durchzuführen vermag."

Eine lehrreiche Sammlung staatlicher Kriegsfürsorge stellen die Sammlungen der wirtschaftlichen Bundesratsverordnungen während der seitherigen Kriegsdauer dar, die dem deutschen Reichstage auf Grund des Ermächtigungsgesetzes vom 4. August bei seiner Herbsttagung am 2. Dezember unterbreitet wurden. Eine umfangreiche Denkschrift der Reichsregierung gab dazu authentische Erklärungen und Begründungen. Wir können aus Raummangel an dieser Stelle unmöglich die Fülle des gesamten Materials würdigen, wollen aber wenigstens die allgemeinen Gesichtspunkte, von denen sich die Reichsregierung leiten ließ, aus der Denkschrift hier wiedergeben. Es heißt dort in der Einleitung: „Der unerwartete Eintritt des Kriegszustandes war naturgemäß geeignet, den Fortgang des wirtschaftlichen Lebens auch in Deutschland schwer zu gefährden. Die Einberufung der Wehrpflichtigen zur Fahne brachte deren wirtschaftliche Tätigkeit plötzlich zum Stillstand; in weitem Umfange griff auch die notwendige Heranziehung von Arbeitsmitteln für Heereszwecke in den regelmäßigen Betrieb von Landwirtschaft und Gewerbe ein. Die Inanspruchnahme der Eisenbahnen für die Militärtransporte lähmte zunächst die Heranziehung von Nahrungsmitteln, Rohstoffen und anderen Waren. Der hochentwickelte Weltmarkt wurde für Deutschland durch die scharfen Maßnahmen der feindlichen Staaten, namentlich Englands, unterbunden und das Wirtschaftsleben des deutschen Volkes damit im großen und ganzen auf die im Lande selbst vorhandenen Kräfte und Mittel eingeschränkt. Dazu kamen insbesondere noch der starke Geldbedarf für die Zwecke der Kriegsführung und die großen Schwierigkeiten in der Erhaltung des für das Wirtschaftsleben unentbehrlichen Kredits. Eine umfassende Arbeitslosigkeit, ein weitgehender Stillstand der Gütererzeugung, des Handels und des Verkehrs und eine bedenkliche Verteuerung der Nahrungsmittel und Gebrauchsmittel des Volkes traten in gefährdrohender Aussicht. Da galt es, durch rechtzeitige und doch wohlwollende Maßnahmen nach Möglichkeit die deutsche Volkswirtschaft auf eigene Füße zu stellen, sie den schwierigen Verhältnissen anzupassen und einem gedeihlichen Fortgange des Wirtschaftslebens die Wege zu ebnen. Dazu bedurfte es eines planmäßigen, entschlossenen, arbeits- und eiferbereiten Zusammenwirkens aller gegebenen Volkskräfte, namentlich auch unsichtiger Arbeit aller beteiligten Behörden, Organisationen und anderer berufenen Stellen. — Bei den bisher getroffenen Maßnahmen handelt es sich, wie nicht verkannt werden darf, in weitem Umfange um besonders schwierige Fragen, die tief in das wirtschaftliche Leben eingreifen — um Fragen zugleich, deren staatliche Regelung zum erstenmal versucht wird, wobei ohne weiteres damit zu rechnen ist, daß solche Fragen sich kaum mit einem Schlage voll befriedigend lösen lassen. Dabei kommt noch in Betracht, daß solche Regelungen ihrem Zwecke nach auch dem Wechsel der Verhältnisse anzupassen sein werden. Hieraus sowohl als auch aus dem fortwährenden Auftreten neuer, der Regelung bedürftiger Aufgaben ergibt sich von selbst, daß die bisher aus Anlaß des Krieges getroffenen Maßnahmen durchaus nicht als abschließende angesehen werden können. Vielmehr bleibt die Tätigkeit der beteiligten Stellen durchaus im Fluß, und je nach dem Entwicklungsgange der wirtschaftlichen Verhältnisse und Bedürfnisse während des Krieges und nach den gemachten Erfahrungen werden neue Maßnahmen und unter Umständen auch Änderungen und Ergänzungen schon getroffener Maßnahmen in Aussicht zu nehmen sein, wie tatsächlich schon jetzt auf verschiedenen Gebieten weitere Maßnahmen sich in Bearbeitung befinden.“ — In dreitägigen ausführlichen Verhandlungen sind in der „Freien Kommission“ des Reichstags diese Grundzüge und die mehr als 60 ergangenen Bundesratsverordnungen in fruchtbarer Weise zwischen Regierungs- und Volksvertretern durchgesehen worden, und es läßt sich annehmen, daß daraus noch mannigfache Verbesserungen und Ergänzungen der lobenswerten gesetzgeberischen Kriegsarbeit hervorgehen werden.

Kriegsweihnachten und Kleinhandel. Der große Umwerter aller Werte, der gewaltige Weltkrieg, verpflichtet auch bei den Vorbereitungen zum Weihnachtsfeste zu anderem Denken und Handeln als sonst. Gewiß und ganz natürlich gilt unsere erste Sorge in diesen Wochen den unvergleichlichen Kämpfern in Ost und West. Aber über dieser wichtigsten Weihnachtswarheit dürfen und müssen wir doch auch der zu Hause Geliebten gedenken. Viele von ihnen haben unter der Geißel des Krieges zu leiden, ihnen mag das hohe Lichtfest einen Schimmer der Freude bringen. Aber auch die nicht von der Not Erfaßten können eine Entspannung von den Kriegsforgen gebrauchen. Diese Erwägungen werden sicherlich viele bewegen, vor dem Weihnachtsfest weniger ängstlich zu rechnen, als es sonst in Kriegszeiten der Fall sein muß. Wer aber doch noch den Daumen auf den Beutel drückt, der möge bedenken, daß jeder Einkauf über das notwendigste Maß hinaus eine soziale Tat bedeutet! Das ganze Geschäft in vielen Artikeln, besonders in feineren kunstgewerblichen Erzeugnissen,

in Büchern, Spielwaren hat sich in den letzten Jahrzehnten in Deutschland nun einmal so zugespielt, daß von den Umsätzen in den Wochen vor Weihnachten der Erfolg oder Mißerfolg des ganzen Jahres abhängt. Bis in den Dezember hinein werden sich die Erzeuger aller dieser Dinge, die man nicht notwendig gebraucht, die aber unser Leben schön und behaglich machen, helfen können. Enttäuscht aber das Weihnachtsgeschäft, so werden sie ihre Betriebe nicht aufrechterhalten können. Über Hunderttausende von fleißigen Arbeitern im Thüringer Wald und im Erzgebirge, im Schwarzwald, in Oberfranken, Schlesien, in vielen gewerbetätigen Städten unseres Vaterlandes wird dann die bitterste Not hereinbrechen. Weder das Reich, noch die Einzelstaaten, noch die Gewerkschaften und andere Organisationen werden da durchgreifend helfen können! Darum muß dieser Zusammenbruch vermieden werden, und für dieses unendlich wichtige Ziel gibt es kein stärkeres Mittel, als ein einigermaßen zufriedensstellendes Weihnachtsgeschäft. Gewiß ist es leichter, heute zu sparen, als in ruhigen Zeiten Geld auszugeben. Die gewaltigen Ereignisse des Tages lassen alle auf vergängliche Dinge gerichteten Wünsche so namenlos klein erscheinen, daß ihre Unterdrückung wirklich keine Anstrengung kostet. Darum ist eine Entlassungsfähigkeit dieser Art nicht hoch einzuschätzen. Weit schwerer ist es heute, Wünsche zu haben und sie zu äußern. Und wieder einmal trifft das moralisch Schwierige mit dem sozial Wünschenswerten zusammen. Jeder erfüllte Weihnachtswunsch bedeutet Arbeit, bedeutet Brot für die arbeitenden Massen und für die schwer um ihre Existenz ringenden Handwerker und Kleinhändler. Wieder einmal erleben wir eine Umwertung von alten festen Begriffen. Der sparame Hausvater ist jetzt ein Feind unserer deutschen Volkswirtschaft, ihr Ideal ist der leichtblütige Verschwender, der auch in Kriegszeiten seiner frohen Gebelume die Zügel locker läßt. Ob er es ahnt oder nicht, jedenfalls erfüllt er eine wichtige soziale Pflicht, und er ist ein größerer Wohltäter, als wenn er einen kleinen Teil des für Weihnachtsgeschenke ausgegebenen Betrages irgendeiner Wohlfahrtsorganisation geschenkt hätte. Wer es kann, wird natürlich das eine tun und das andere nicht lassen.

Ein Angestelltenwunsch zum Weihnachtsfest. Aus Handlungsgesichtspunkten wird uns geschrieben: Zu Beginn des Krieges hat leider ein großer Teil Firmen die Gehälter der Angestellten erheblich verkürzt. Obwohl in den ersten Tagen nach Kriegsausbruch gewisse Sicherheitsmaßnahmen vielleicht verständlich waren, weil niemand wissen konnte, welche Wirkungen der Krieg auf den Geschäftsgang haben würde, so zeigte sich schon nach wenigen Wochen, daß die schlimmsten Befürchtungen nicht eintrafen. Damit ergab sich aber, daß die aus Vorsicht getroffenen Maßnahmen nicht notwendig waren. Aus diesen Erwägungen heraus hat eine Anzahl Geschäftsinhaber die angekündigten Gehaltsherabsetzungen gar nicht durchgeführt oder wieder rückgängig gemacht. Ein großer Teil der Geschäftsinhaber ist nun aber leider auf den bei Kriegsbeginn gefaßten Beschlüssen stehen geblieben, oder er konnte sie wegen Ungunst der Geschäftslage nicht aufheben. Für die Weihnachtswochen kommen diese Gründe aber nicht mehr in Frage. Fast alle Geschäfte gehen gut, und daher ist die Bitte an alle Geschäftsinhaber berechtigt, wenigstens im Dezember das volle frühere Gehalt zu zahlen. Die Angestellten können mit den verkürzten Gehältern bei der gegenwärtigen Teuerung sowieso nicht auskommen. Wovon sollen sie die mannigfaltigen Weihnachtsbedürfnisse befriedigen, wenn das ohnehin schon meist geringe Gehalt noch verkürzt ist, so daß es kaum zum täglichen Leben ausreicht? Aus diesem Grunde richten wir an alle in Frage kommenden Geschäftsinhaber die dringende Bitte, wenigstens für den Monat Dezember das frühere Gehalt zu zahlen. Im übrigen wird im Dezember zweifellos in allen Geschäften so viel zu tun sein, daß die Angestellten das volle frühere Gehalt auch wirklich verdienen.

Eine wichtige Kriegsmahnung, die weiteste Verbreitung und aufmerksamste Beachtung verdient, hat der preussische Minister für Handel und Gewerbe erlassen. Es heißt darin: Wenn die im Lande vorhandenen Lebensmittel während der Dauer des Krieges ausreichen sollen, muß die ganze Bevölkerung sich stets und ständig der Verpflichtung bewußt bleiben, mit allen Nahrungsmitteln, namentlich aber mit dem Brote, haushälterisch umzugehen. Es kommt darauf an, in allen Kreisen das noch vielfach fehlende Verständnis dafür zu erwecken, daß jeder nach Kräften und Gelegenheit in der eigenen Familie und wo es auch immer sei, auf Sparsamkeit hinzuwirken hat. Jeder kann und muß durch pflegliches Umgehen mit der täglichen Nahrung für seinen Teil dem Vaterland einen Dienst erweisen. Ein Merkblatt, das in den Warteräumen, in den Gewerbe- und Kaufmannsgerichten, auf den Versicherungsämtern, Krankenkassen, Volkshäusern und Speiseanstalten, in den Arbeits-, Antkeide- oder Speiserräumen der industriellen Werke, in den Verkaufsräumen der Konsumanstalten oder Konsumvereine sowie in den Warteräumen der Arbeitsnachweise und der größeren gewerbmäßigen Stellenvermittler, kurz an allen Stellen, wo ein größerer Personenverkehr stattfindet, zum Aushang gebracht werden soll, hat folgenden Wortlaut: „Deutschland steht gegen eine Welt von Feinden, die es vernichten wollen. Es wird ihnen nicht gelingen, unsere herrlichen Truppen niederguringen, aber sie wollen uns wie eine belagerte Festung aushungern. Auch das wird ihnen nicht glücken, denn wir haben genug Brotkörner im Lande, um unsere Bevölkerung bis zur nächsten Ernte zu ernähren. Nur

darf nichts vergeudet und die Brotfrucht nicht an das Vieh verfüttert werden. Haltet darum haus mit dem Brot, damit die Hoffnungen unserer Feinde zuschanden werden. Seid ehrerbietig gegen das tägliche Brot, dann werdet Ihr es immer haben, mag der Krieg noch so lange dauern. Erzieht dazu auch Eure Kinder. Verachtet kein Stück Brot, weil es nicht mehr frisch ist. Schneidet kein Stück Brot mehr ab, als Ihr essen wollt. Denkt immer an unsere Soldaten im Felde, die oft auf vorgeschobenen Posten glücklich wären, wenn sie das Brot hätten, das Ihr verschwendet. Eßt Kriegsbrot; es ist durch den Buchstaben K kenntlich. Es sättigt und nährt ebenso gut wie anderes. Wenn alle es essen, brauchen wir nicht in Sorge zu sein, ob wir immer Brot haben werden. Wer die Kartoffel erst schält und dann kocht, vergeudet viel. Kocht darum die Kartoffeln in der Schale, Ihr spart dadurch. Abfälle von Kartoffeln, Fleisch, Gemüse, die Ihr nicht verwerten könnt, werft nicht fort, sondern sammelt sie als Futter für das Vieh, sie werden gern von den Landwirten geholt werden.

Die neue Gewerkschaftszeit. Der Krieg hat auch im deutschen Gewerkschaftsleben vieles geändert, das man früher nicht für möglich gehalten hätte. Eine interessante Feststellung nach dieser Seite gibt der „Korrespondent für Deutschlands Buchdrucker und Schriftsetzer“ in sehr beachtenswerten Ausführungen über den gewerkschaftlichen Bürgerfrieden. Wir lesen da: „Wenn Staatsbetriebe anordnen, daß die politische Ueberzeugung wie die Konfession keinen Grund mehr abgeben dürfen, Arbeiter von der Beschäftigung auszuschließen, dann die Gewerkschaftszugehörigkeit doch ebenso wenig. Dadurch wird aber auch hinfallig, was die übrigen Gewerkschaftsgruppen gegen die freien Organisationen ins Feld führen konnten. Diese haben einwandfrei den Bürgerfrieden gewahrt und warten sicherlich nicht auf die Gelegenheit, Kräfte, Zeit und Geld wieder an der gegenseitigen Bekämpfung zu verschwenden. Der Große ist meistens nachgiebiger als der Kleine, der sich nur unter Schwierigkeiten und besonderen Anstrengungen behaupten kann. Den anderen Richtungen sind die beliebtesten Argumente genommen, sie werden also schon deshalb genötigt sein, einen anderen Standpunkt einzunehmen. Es hängt von ihnen nicht zuletzt ab, ob ein geübliches, besseres Verhältnis wie vormals Platz greifen resp. der jetzige Zustand beibehalten werden kann. Es hat in den vergangenen Wochen nicht zu den schlechtesten Wahrnehmungen gehört, daß der „Streit um die Richtung“, der Zeit und Kraft oft übermäßig in Anspruch nahm und in seinem Effekt mit den Kosten, zumeist in keinem Einklang stand, ebenfalls zu den Dingen zählt, die mit einem Mal als entbehrlich gelten. Wenn die trennenden Momente eine solche plötzliche Ausschaltung erfahren konnten, so ist dadurch dargetan, daß ihr Bestehen einem wirklichen Bedürfnis ebenso wenig entsprach wie der gewerkschaftsfeindliche Kurs in mehr oder weniger hohen Regionen eine Notwendigkeit darzustellen vermocht hat.“ Das Organ des größten Christlich-Deutschen Gewerksvereins, der Maschinenbauer, beteuert zu diesen Ausführungen, daß es mit seinem Grundgebanen, dem Bürgerfrieden, „nicht nur jetzt, sondern von jeher einverstanden war“. Sicher wird der Auswärtsentwicklung der deutschen Arbeiterschaft ein geübliches Zusammenarbeiten der verschiedenen Richtungen, auch nach dem Krieg, nur von Vorteil sein. Der gute Wille von allen Seiten ist dazu aber notwendig.

Kriegsliteratur

Die Großmächte der Gegenwart. Von R. Kjellén. Zweite Auflage, bei W. G. Teubner, Leipzig-Berlin 1914. 208 Seiten, Preis 2,40 M.

Der Verfasser, Universitätsprofessor in Göttingen und Mitglied des schwedischen Reichstags, macht die bestehenden acht Großmächte als Lebensformen zum Gegenstand eines biologischen Studiums. Ohne die unmeßbaren und unwägbarsten Kräfte in ihrer Wirkung auf den großen Entwicklungszusammenhang übersehen zu wollen, hält er doch einen rein wissenschaftlichen Aufschluß über die Notwendigkeit und Lebenskraft der staatlichen Einzelwesen für möglich. Er versucht — nicht ohne Erfolg — zu zeigen, wie die äußere und innere Politik der Großmächte mit organischer Gesetzmäßigkeit aus den geographischen, ethnischen, sozialen und verfassungsrechtlichen Verhältnissen hervorgeht: aus den vier Seiten ihres Wesens, die er Reich, Volk, Gesellschaft und Staat nennt.

Bei seinen Untersuchungen über die Bedingungen für das Entstehen und Wüthen der großen Staatenbildungen kommt Kjellén zu dem Ergebnis, daß die Großmachtsstellung zwar quantitative Eigenschaften (Flächeninhalt, Einwohnerzahl) zur notwendigen Voraussetzung hat, aber nicht mit Notwendigkeit aus ihnen folgt (Brasilien, China, Indien!), ebenso wenig wie sie an Rasse, Religionsform und Verfassung geknüpft ist. Das bestimmende Merkmal der Großmacht ist ihm der „Wille zu größerer Macht“. Großmächte sind Expansionsstaaten, die mit dem Willen zum Wachstum stehen und fallen. Daher scheint ihm in absehbarer Zeit Frankreich als Weltmacht oder Großmacht ersten Grads seinen Platz an die Vereinigten Staaten abtreten zu müssen, die er bis jetzt noch zu den vier „totalen“ Großmächten

zählt (mit Oesterreich, Italien und Japan). Da er ferner die wirtschaftliche Autarkie als eine Bedingung von wachsender Bedeutung für die Großmachtsstellung ansieht, möchte er an eine Zukunft Chinas glauben, dem nur noch das ausschlaggebende Moment des Machtwillens bis jetzt gefehlt hat, und spricht von einer gelben Gefahr neben der amerikanischen und russischen. Deutschland stellt er die Prognose des zukünftigen Führers in einem föderierten Zentraleuropa. Uebrigens nimmt er an, daß trotz des scheinbaren Gefeges der politischen Massenanziehung eine Auslese von Kleinstaaten sich dauernd behaupten wird, und beruft sich hierbei auf die volkswirtschaftliche Parallele vom Fortbestand des Kleinbetriebs neben dem anwachsenden Großbetrieb.

Das Buch ist kurz vor dem Ausbruch des großen Krieges geschrieben, daher ist es manchmal, als liege eine Prophezeiung auf ihm zwischen den Zeilen. Denn Kjellén besitzt neben der schönen Gabe der klaren Darstellung und unbedingter wissenschaftlicher Sachlichkeit, die ihm durch seine unparteiische Landsmannschaft erleichtert wird, eine umfassende Kenntnis der Geschichte und der politischen Einzelvorgänge der neuesten Zeit. Man wird das großzügige und in seiner ganzen Knappheit inhaltvolle Buch gerade gegenwärtig mit Genuß in sich aufnehmen und mit dem Gefühl der Bereicherung aus der Hand legen. E. Sch.

Erzählungen.

Die vier Könige. Roman von Georg Engel. Grethlein & Co., G. m. b. H., Leipzig. 441 S. Geh. 5 M., geb. 6 M.

Rund um den Kreuzturm. Roman aus den Dresdener Wäلتagen 1849. Von Gustav Hildebrand. Verl. Schulze & Co., Leipzig 1913. 306 S. Geh. 3 M., geb. 4 M.

Die roten Kiesen. Roman aus dem Hellweg. Von Dietrich Darenberg. Verl. Otto Janke, Berlin. 510 S. Geh. 4 M., geb. 5 M.

Nordwärts. Abenteuer aus vier Jahrhunderten. Von Wendig Hell. Nordische Bücherei Georg Meiseburg, Leipzig 1913. 250 S. Br. 2,50 M., fart. 3 M., geb. 3,50 M.

Der Liebhaber des Traumes. Roman von E. R. Luber. Xenien-Verlag, Leipzig. 318 S. Geh. 5 M., in Leinen geb. 6,50 M.

Mut zur Sünde. Roman von Max Kretzer. Grunow & Co., Leipzig. 325 S. 4 M.

Virago. Roman aus dem Saargebiet. Von Liesbet Dill. Deutsche Verl.-Anstalt, Stuttgart und Berlin 1913. 546 S. Geh. 4,50 M., geb. 5,50 M.

Fräulein Kapitän. Ein Seeroman. Von Sophus Boudé. Deutsche Verl.-Anstalt, Stuttgart und Berlin 1913. 402 S. Geh. 3 M., geb. 4 M.

Das Haus der Brentano. Eine Romanchronik. Von Wolfgang Müller v. Königswinter. Herausgegeben von Franz v. Brentano. Deutsche Verl.-Anstalt, Stuttgart und Berlin 1913. 374 S. In Pappeband 4 M.

Der Agentisch. Roman von Viktor v. Rohlenegg. Verlag Ullstein & Co., Berlin-Wien. 456 S. 3 M.

Lausdringelgeschichten. Von Lena Christ. Verlag Martin Möricke, München 1913. 155 S. Brosch. 2 M., geb. 3 M.

Der Hieb von Anterach und andere Geschichten. Von Karl Emil Franzos. Cotta'sche Handbibliothek, Stuttgart und Berlin. 73 S. Geh. 1 M.

Ein neuer Roman von Georg Engel, dem Verfasser des „Reiter auf dem Regenbogen“, darf von vornherein auf Interesse rechnen. Und „die vier Könige“ rechtfertigen die Erwartung auf ein Buch voll wirklichen Lebens, so phantastisch der Eingang auch über das Thema: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis“ präludivt. Beim Kartenspiel guter Bürger, in der Silbersternnacht, erkennen die vier Starkenkönige in Berlin, werfen die Pünktchenbellen hinaus und spielen nun gegeneinander. Es sind die vier Mächte, die in der Gegenwart um die Herrschaft kämpfen: Adel, resp. Grundbesitz, liberales Bürgertum, Geistlichkeit, Sozialdemokratie. Kart kämpft Idee gegen Idee, jeder Vertreter dieser modernen Lebensmächte will herrschen und siegen. Aber das warme Leben packt die Menschen, zieht ihre Ideen in seinen lebendigen Rhythmus und die Lösung heißt: Anschauungen, aber nicht Menschen bekämpfen, allem Menschlichen „in Freiheit dienen“. Dies alles nicht etwa vorgetragen, sondern ganz unmittelbar im Geschehen des Romans, in der Entwicklung seiner Menschen verkörpert. Eine außerordentlich glückliche Gestaltungs- und Erzählergabe stellt ein Stück Leben vor uns hin und läßt darin tiefste Unterströmungen rauschen. Versteht du das Leben? fragt der kleine heidnische Liebesgott in dem reizenden Schlußspiel die alte Pagode. Und sie antwortet würdevoll: „Du warst immer ein Narr. Kampf und Streit, das sind die beiden Reien, die den Erdball zwischen ihren Fäusten drehen. Und sie waschen ihn mit Schweiß und Blut, damit das alte Gefüge nicht auseinanderbringe. Zuweilen aber lassen sie auch ihre Tochter auf der Stugel tanzen. Ein wunderbares, rosiges Mägdlein, das Verführung heißt. Und wenn die Erde ihre Fußstritte verspürt, dann erbebt sie und feiert ihre höchsten Feste. Mit Franzosenwinden und Glockenlang.“

Eine klare, gute Erzählung bringt Gustav Hildebrand. Fäsende Schilderungen aus dem Revolutionsjahre 1849 in Dresden, anschauliche Bilder aus dem damaligen Bürgerleben machen das Buch

zu einer angenehmen Lektüre. Wogegen etwas viel absichtliche Moral die freie Entfaltung der Charaktere hindert und die Menschen in dem bewegten, geschichtlichen Rahmen steif und schematisch macht. Mehr Wärme, aber weniger Kraft und Zielsicherheit in der Schilderung der Geschehnisse liegt in dem westfälischen Roman: „Die roten Riesen“. Der zähe, erbitterte Kampf des Bauern gegen die Fabriken, überhaupt die Industrie mit ihren neuen Gedanken und fremden Menschen! Es ist viel Heimatgefühl, viel echt westfälische Eigenart darin, und das ist ein Hauptvorteil des Romans, der schließlich alle Gegensätze voll ausgleicht, in dem Schlusssatz der Laufrede: „Dem Vaterlande zu dienen, — dieser Wille muß Bauern und Industrielle zusammenführen und die Rücksicht ihres Handels sein.“ Nicht, daß der ganze Kampf so bald im Frieden endet, berührt gemacht, — warum sollte das nicht auch im Leben möglich sein? — nur daß so sehr viele äußere Ereignisse dazu helfen müssen: Dem verstoßenen Sohne gelingt alles, dem Bauern nichts, bis zum Abbrennen seines Hofes. Deshalb berührt die König in dem Lobe der Arbeit und des Friedens kühl und künstlich; Zeitromane werden schließlich nicht zur Ehre des Vaterlandes geschrieben, sondern um Menschen in ihren Kämpfen und ihren Anschauungen zu zeigen. Trotz dieses konventionellen Einschlags darf das Buch unbedingt empfohlen werden.

Ganz wunderhübsch liest sich *Vendig & Bell: Nordwärts*. Frisch und angeregt erzählt es Forschungsabenteuer der Nordpolreisenden und macht der Nordischen Bucherei wieder alle Ehre. Besonders heranwachsenden Jungen wird das Buch Freude und Wissen geben. Ein sehr sonderbares Buch dagegen ist das *Lubersche Ich* weiß nicht, ob viele Leser Geduld genug besitzen, um einer 318 Seiten langen Schilderung der Liebesgefühle eines Jünglings standzuhalten? Irgendwelche Ereignisse fehlen gänzlich. Den Rahmen bildet ein unwirklich-poetisches Miteinandersein einer Handvoll Menschen in einem verwunnenen Schloß. Der Held, oder „der Freund“, wie er stets bezeichnet wird, erlebt hier eine Liebe, die, von Anfang an traumhaft idyllisch und abstrakt, mit der Abreise der schönen Geliebten in das Stadium völliger Traumhaftigkeit und leidvoller Reflexion tritt! Dies Träumen ist zwar eingehüllt in Schönheit, zart und fein, zeitweise klingen auch Töne echten, tiefen Empfindens hinein; aber als Ganzes und in seiner pathetischen Sprache erweckt es den Eindruck einer verpödeten Dichtung aus der Zeit des tränenjünglichen, lyrisch überspannten Jähgefühls.

Der denkbar schroffste Gegensatz dazu ist „Mut zur Sünde“, was sich im heutigen Berlin abspielt. Eine junge Frau voll Kraft und Freude zum vollen Leben heiratet einen ehrenhaften, aber unendlich törichten Schwächling. Ihre Kinder, die sie mit gesunder, warmer Mütterlichkeit erwartet und liebt, sind wie der Vater: geistig und körperlich kränzlich, unbegabt, langweilig. In einer verzweifeltsten Stunde faßt sie Mut zu der Sünde, sich einem ihr ebenbürtigen Manne hinzugeben, und der Sohn dieser Sünde wird ihr Ebenbild und der Sonnenschein ihres Lebens. Da, als ihr Liebling eben erwachsen ist und ins Geschäft tritt, das sie an Stelle ihres unfähigen Gatten allein führt, taucht jener frühere Liebhaber wieder auf, ein heruntergekommener, lächerlich eitler, ewig Geld brauchender Opernsänger. Es kommt, wie es kommen muß: er wird zubringlich, droht mit Preisgabe ihres Geheimnisses und bringt sie in qualvolle Angst. Bis der Junge eines Tages dazukommt, die Tatsache erfährt und sich sofort rüchhaltlos auf die Seite der Mutter stellt. So gewinnt das Lichtige ihrer Natur in ihrem Sohne den Sieg nach aller Schuld und Süße ihres eigenen Lebens.

Voll starker, moderner Töne ist auch *Virago*, von *Liesbet Dill*. Hier steht uns die Industriearbeit, von der auch die Roten Riesen erzählten, als greifbare Wirklichkeit, als unentrinnbares Schicksal heutiger Menschen gegenüber. Ein Mädchen tüchtiger, nichterner Art, das die Arbeit um der Arbeit willen liebt und leistet, das Weibliche dabei aber verliert, geht schließlich an diesem Mangel zugrunde, an dem Zuanamen „Virago“, der sie trifft und verfolgt als Fluch. Ausgezeichnet wachsen die Menschen aus ihrem Willen heraus, sie sind gar nicht zu trennen von dem Vergewalt, der Keisel-schmiede, der Atmosphäre rastlos drängender industrieller Arbeit. Und hier entfaltete sich Friederike Ronze vom unverständlichen Rinde zur schroffen, verschlossenen Persönlichkeit, der keine weichen menschlichen Beziehungen, sondern einzig das Interesse für Technik und Geschäft Lebensinhalt ist. Zweimal verlobt, löst sie beidemal die Verlobung dicht vor der Hochzeit, weil sie ihre Arbeit und Stellung im Werk ihres Vaters nicht aufgeben kann. Nach dessen Tode bereitet ihr der Haß der Bevölkerung, die ihrem unverständlichen Wesen eine geheime Schuld unterlegt, den Untergang. Sie wird in eine Gerichtsverhandlung gezogen, und innerlich völlig zerbrochen verläßt sie die Heimat. Dann flodert auf ihren rastlosen Reisen ein einziges Mal das Weibgefühl in ihr auf, — aber der Fremde, dem sie sich hinwerfen will, verdammt sie. Das ist das letzte für sie, sie fährt heim, und dort findet sie Ruhe im freiwilligen Tode. — Ganz zusammenhängend ist die Entwicklung nicht. Es liegt eigentlich ganz außerhalb dieses praktischen und reinen Charakters, daß sie sich von einem Wort, einem Zuanamen, durch die Welt jagen und schließlich alle Besinnung und Scham rauben läßt. In dem sonst so klaren Bild wirkt diese Zugabe nicht tragisch, sondern grell und brutal.

In ziemlichem Abstand von den genannten Romanen sind „*Fräulein Kapitän*“ und „*Das Haus der Brentano*“ harmlose Nachtlektüre. Das Beste in letzterer sind die wieder-gegebenen Briefe Bettinas; überhaupt kann eine Geschichte dieses milden, romantischen Geschlechtes nicht langweilig sein. Aber es ist auch nichts dazu getan, sie lebendig und hübsch zu erzählen. Das versteht *Opheus Vonde* besser, der ein richtiges, abenteuerliches Seemannsgarn abwickelt, die unmöglichsten, märchenhaften Erlebnisse und Verwicklungen auf einer Seereise um die Welt. Anspruch auf ernsthafteste literarische Würdigung kann dies bunte Allerlei kaum erheben. — Im heutigen Berlin spielt auch *V. v. Mohlenegg* „*Kagentisch*“. Es handelt von Menschen, die auf ein volles Glück, einen Platz an des Lebens Festtafel verzichten. Nicht gezwungen, sondern aus innerer Vornehmheit, wie der Verfasser, — aus Unvermögen, darum zu kämpfen, wie der Leser meint. Die feine Zeichnung der beiden Hauptpersonen wird verwischt durch allzu viel Nebenwerk in Situationschilderung und Nebenpersonen.

Zum Schluß noch zwei Bändchen kleiner Skizzen. Nicht allzu tief, nicht übermäßig geistvoll, aber unterhaltsam zu lesen sind die Erzählungen von *Franz*. Man könnte inhaltlich dasselbe von *Lena Christ* sagen, es ist recht wenig, zu wenig Witz in einigen der Lausdrindgeschichten! Aber bewundernswert bleibt ihre drastische Darstellung; ein paar abgerissene Sätze, Worte oft nur, genügen, um eine Situation zu veranschaulichen. Sie wirken wie ein paar lustige Farbenklee, als Andeutung eines entstehenden Bildes, oder Erinnerung eines farbigen Eindrucks. Mehr nicht.

Vertha Göring.

Jugendbücher.

Der Himmelschneider von *Max Jungnickel*. Märchen-spiel in 6 Bildern. Verlag Oesterheld u. Co., Berlin W. 15. Der in den letzten Jahren recht bekanntgewordene neue Dichtpoet *Max Jungnickel* tritt zum ersten Male als Bühnenschriftsteller vor uns hin. Originell wie in seinen Skizzen, zeigt er sich auch in seinem „Himmelschneider“. Durchaus originell sogar, so daß es schwer ist, ihn mit irgendeinem aus der Literaturgeschichte in Verbindung zu bringen. Mit seinen Vorwürfen erinnert er bisweilen an *Jacobson* und *Anderien*; mit seiner Sprache steht er dagegen einzig da. Hier und da sich der Art *Altensbergs* nähernd, ist er doch unvergleichlich zarter und annütiger. Seine vielfach wiederkehrenden Metaphern mögen manchem vielleicht maniert erscheinen; ich persönlich möchte sie jedoch keinesfalls missen, da ich mir ohne sie Jungnickelsche Kunst nicht zu denken vermag. Er ist der Dichter des Kindes ebenso wie der des Erwachsenen. Das Naive und das Symbolische gibt er mit dem gleichen Ausdruck wieder, leichthand und ohne lange Umheweise. Allerdings ist seine Leier fast immer auf den gleichen Ton gestimmt; ihm steht seine mannigfaltige Skala zur Verfügung. Aber gerade dadurch, daß er die Grenzen seines Wirkungsfeldes erkennt und sich weise beschränkt, hat er seiner Kunst ein bestimmtes Gesicht gegeben, das einmal gelesen, nicht sobald wieder vergessen wird. Skizze und Märchen im Dorf-milieu sind seiner Muse liebste Kinder. Sie huschen im Ringelreihn über den blumigen Ager und schweben mit selig lächelnden Engels-mienen wie Schmetterlinge durch den blauen Himmel dahin.

So einen lustigen Flug durch die Lüfte unternimmt auch sein „Himmelschneider“, fähig mit Namen, geradewegs aus dem Bilderbuche der kleinen *Brigitte* heraus, die er aus ihrem Bettchen holt und mit sich nimmt, um ihr das Märchen Königreich des lieben Gottes, des Königs Kleinsorge, zu zeigen, wo die Engel sich „in den Sternen schaukeln“, und wo im „Spielzeugkleinen, Bilderbuch-bunten“ *Troisval* sich nach und nach all jene seltsamen Gestalten aus *Brigitte*s Märchenbuch einstellen, um ein gar artiges Possenspiel vor den staunenden Augen der kleinen Spielfürstin aufzuführen.

Die ganze naive Traumwelt des Kindes wird hier in dem Stück lebendig; mitgerissen von der selbsthaften Wirkung all der lieblich-fantastischen Szenen, werden wir selbst wieder zu phantastischen Träumern und kehren erst zur Wirklichkeit zurück, wenn die kleine *Brigitte* wieder in ihrem Bettchen liegt und mit dem heimgekehrten Vater das so schlicht-zarte, glückseligende Lied von „der Kammer nach hinten hinaus“ singt.

Und wenn der „Himmelschneider“ so sicher und schnell den Weg zur Märchenbühne des lieben Gottes gefunden, so zweifle ich nicht einen Augenblick, daß er sich im Fluge auch die Bühne hier unten erobern wird. Mit seiner Zauberhöflichkeit bringt er zugleich eine Stunde frohen natürlichen Genießens.

Richard D. Koppin.

Ringelreihen, Kindergebichte von *Albert Eergel*. E. J. C. Vold-mann Nachfolger, Klostod.

Ein seltsam blauer Himmel hängt in diesen Kinderstrophen, und ein schlichtes warmes Kinderherz pocht darinnen. Hier ist die Sprache zu süßem, naivem Klang gebunden. Hier tritt einer aus dem Blauen, wie ein seliger Rattenfänger unter's Kindervolk und

wirft alle seine himmlischen Schätze in Spielhändchen. Ich weiß, daß Paula Dehmel eine große Dichterin ist für die kleinen Bürger dieser Erde, und manchmal sogar auch der Victor Blüthgen. Aber diese wonnige Herzenszertheit, dieses schlichte Volkstum, das in den Zergel-Strophen singt, haben sie beide nicht. Es muß wonnig sein, wenn eine Mutter am künftigen Herdfeuer, bei Winterlampenlicht, diese Ringelreihenzeilen liest für kleine lustige Herzen.
Mag Jungnickel.

Spaß auf der Straß. Von Paul Konevka. Verlag Georg D. W. Callwey, München.

In einer Märchenwerkstatt, wo's Spinnweb gibt und Großmutterbrillen, liegt die Silhouettenkchere Paul Konevka. Wieviel Liebslichkeit und Gefühlsunschuld ist schon aus dieser feinen Schere gesprungen. Kinder mit jungem Lachen; Handwerksburschen, die im Mondenschein standieren; Vögel, die unter Armelcutegiebeln schlafen, und der alte, liebe Morike. Von zarten Humoren umschwebt, mit geschultertem Regenschirm und ins Genick getriebenem Zylinder, so hat ihn Konevka gesehen. Und wie sein belauscht dieser Schwarzkünstler das Spiebertum. Wie wird er anschniegelt und wie, wenn er aus stillbürgerlichen Kammern seine Motive holt. Aus heimatlicher Phantasie schimmert die Silhouetten-Herrlichkeit Paul Konevka. Als im vorigen Winter, in einer kalten Nacht, Christian Andersen stierend vom Himmel stieg und durch die Strahlen Münchens bummelte, ging an der Kunstgalerie der Silhouetten-Schneider Paul Konevka an ihm vorüber. Andersen hat sich selig nach ihm umgewandt.
Mag Jungnickel.

Philosophie.

Glückliche Menschheit. Unter diesem Titel erschien im Verlage Fischer, Berlin 1913, ein Buch des holländischen Schriftstellers Frederic van Eeden. Er ist ein in Holland sehr bekannter Schriftsteller und hat früher ein Buch geschrieben, das dort die ganze literarische Welt bewegt hat und das auch in das Deutsche überetzt worden ist: „Der kleine Johannes“. Später hat er sich dann in die Gründung von Arbeitskolonien eingelassen, verlor einen großen Teil seines Vermögens, gab dann neue Bücher heraus, unter anderem „Pauls Erwachen“, verlor aber seine sozialistischen Pläne nie aus dem Auge und hat sein Leben gerade dieser Aufgabe gewidmet. Er ging nach Amerika und hat dort viele Vorträge gehalten, um sein neues Projekt einer Arbeitsgenossenschaft oder Arbeitsgenossenschafts-Gesellschaft zu empfehlen und das nötige Interesse dafür zu gewinnen. Gerade davon handelt nun das vorliegende Buch. Es ist eingeleitet von Franz Oppenheimer. Der neue Plan, der hier verwirklicht werden soll, berührt sich außerordentlich nahe mit der Siedlungsgenossenschaft von Oppenheimer. Auch er ist auf rein genossenschaftlicher Grundlage aufgebaut, und beide meinen, wenn es gelingt, das erforderliche Kapital zusammenzubringen, die geeigneten Leiter zu finden und die Kontrakte mit den Gründern so zu schließen, daß die Genossenschaft in der Tat durch Erwerb der Aktien ihrer eigener Herr und völlig tributfrei wird, daß dann, ja dann der Plan große Aussicht auf Erfolg habe. Mehr als von der Aussicht redet auch Oppenheimer nicht, denn „Gewißheit kann nur der Erfolg selber geben“.

Das Buch selbst ist mit einer rücksichtslosen Offenheit geschrieben und gibt ein Bild des Lebens van Eeden, des Dichters und Arztes und Sozialreformers. Verschiedene Schidiale in der literarischen Welt, in seinem medizinischen Beruf und vor allen Dingen in der Leitung seiner ersten Genossenschaft werden anschaulich und wahrhaftig nicht langweilig geschildert. Da und dort empfand ich etwas von bestimmter Manier im Ton und in der Art der Selbstvorstellung. Aber das Buch regt sehr mannigfaltig an, nicht nur in den ökonomischen Partien, sondern auch durch eine Fülle von eingestreuten vorzüglichen Beobachtungen. Alles in allem ein Mann, der es sehr ernst mit dem Leben nimmt, der einen in manchen Augen unverantwortlichen Optimismus hat und der trotz bitterer Opfer und Enttäuschungen nicht müde wird, besonders auch die reichen Leute für sozialreformatorische Ideen zu gewinnen.
Traub.

Platons Gastmahl. Dritte Auflage. Neu übertragen und eingeleitet von Kurt Hildebrandt. Band 81 der Philosophischen Bibliothek. (Verlag von Felix Meiner, Leipzig 1913.)

Die Ausgabe gibt nicht nur das Gastmahl in einer besonders hervorragenden und mit starkem künstlerischen Instinkt geschaffenen Uebersetzung, sondern sie ist fast noch wertvoller durch die Einleitung, aus der ein Verfasser spricht, dem die Welt Platons nicht nur ein Feld philosophischer Studien, sondern eine Lebensatmosphäre im eigentlichen Sinne ist. Die Ausgabe hebt sich aus der großen Reihe ähnlicher Unternehmungen gelehrter Verfasser dadurch heraus, daß sie nicht nur wissenschaftlich zulänglich, sondern auch in Sprache, Darstellung und Empfindung künstlerisch kraftvoll und eigenartig ist. Sie ist ein Schritt auf dem Wege der modernen Wissenschaft, das Trocken-Fachliche zu überwinden, und besonders dort, wo sie im Dienste des Schönen steht, durch die gewählte Form und die lebendige künstlerische Auffassung eine würdige Umschreibung dieses Schönen zu sein. Die Ausgabe kann deshalb auch dem Liebhaber, der Platon genießen will, vor allen anderen empfohlen werden.

Giordano Bruno, seine Lehre von Gott, von der Unsterblichkeit der Seele und von der Willensfreiheit, von Ludwig Kuhlensbed (Verlag: Protestantischer Schriftenvertrieb, G. m. b. H., Berlin-Schöneberg, geb. 2 M., geh. 1,50 M.). Eine kurze Uebersicht über das Leben dieses wandernden Philosophen mit seiner Feuerseele und dann eine Sammlung seiner Aussprüche unter gewissen Titeln. Sehr empfehlenswert!

Huttenus redivivus. Heft 1: Rom und die deutsche Religion, von Pfarrer Dr. Karl Nner (Verlag: Protestantischer Schriftenvertrieb, G. m. b. H., Berlin-Schöneberg, Preis 80 Pf.).

„Wie jener Hutten mit der Blut des deutschen Herzens gegen Rom zu Felde zog und sich jubelnd in das Gefolge des größeren Luther stellte, als er mit der Kraft der Religion das Joch der Papstkirche abwarf, so wollen diese Schriften nationale Kritik an Ultramontanismus üben.“ Der Verfasser spricht im Namen des freisinnigen Protestantismus. Er wird sich bewußt sein, daß eine Menge Protestanten, die unsere nationale Kultur ebenso lieben wie er, zu einem guten Teil seiner Ausführungen den Kopf schütteln werden. Ich wurde beim Lesen die Frage nicht los: Cui bono? Müßten denn alle distinktablen Gedanken heute gedruckt werden?
Haeder.

Theologisches.

Aus der Dorfkirche. Predigten von H. Fesselbacher, Pfarrer früher in Nedarzimmern, jetzt in Karlsrube. Band 1 und Band 3. (Verlag: J. C. B. Mohr, Tübingen, geb. je 2,50 M., geb. je 3,50 M.)

Vom inwendigen Leben. Predigten von Otto Frommel (Verlag: J. C. B. Mohr, Tübingen, geb. 3 M., geb. 4 M.)

Von Weihnachten bis Pfingsten. Reden auf Schloß Mainberg, von Johannes Müller (C. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München, — Preis 3,50 M.)

Aus gottsuchender Zeit. Ein Andachtsbuch für neuzeitlich denkende Menschen, herausgegeben von Dr. Heinrich Lhoyth. (Verlag: Strecker & Schröder, Stuttgart.)

Predigten, Andachtsbücher? Wie altfräulich, daß man solche Sachen noch druckt! Aber die Verleger müssen doch wohl Leute kennen, die sich dessen nicht schämen, außer zur Zeitung und zum Roman auch zu einem solchen Andachtsbuch zu greifen. Und wer den Mut hat, wird es nicht in jedem Fall bereuen müssen. Sicher nicht bei den prächtigen, andringend ernsten und vor allem schlichten Predigten von Fesselbacher. Auch Frommel ist ein Prediger, der das Recht hat, seine Kanzelreden ab und zu drucken zu lassen! Ueber Johannes Müller wage ich nichts zu sagen. Mit dem ganzen Manne kann ich mich hier nicht auseinandersetzen, und für eine flüchtige „Empfehlung“ würden er und seine zahlreichen Verehrer sich bestens bedanken. — An Lhoyths Andachtsbuch stoßt mich hart der entlegene Titel: „Neuzeitlich denkende Menschen!“ Aber über den Geschmack läßt sich schwer streiten. Das Buch ist eine Zusammenstellung: Naumann, Weinle, Traub, Jatho, Wernle u. a. m. bestreiten neben dem Herausgeber die geistigen Kosten.
Haeder.

Schulandachten in Verbindung mit Prof. R. Richter-Leipzig und Oberlycealdirektor Prof. Steyer-Kassel, gesammelt und herausgegeben von Prof. G. Schümer-Magdeburg. Verlag M. Dietzweg. 492 S., geb. 5,80 M.

Die große Bedeutung der Schulandachten, ihres Einflusses und ihrer Wirkungsfähigkeit im Schlichten wie im Guten, liegt auf der Hand und wird seit einigen Jahren ganz besonders beachtet. Aus solchen Bestrebungen, den Andachten mehr Aufmerksamkeit und Liebe zuzuwenden, ist das vorliegende Buch angeregt worden und herangereift. Die Sammlung hat zunächst den Vorzug, daß eine große Anzahl von Mitarbeitern — es sind 58 bei über 300 Andachten — ihr Bestes beigezeichnet haben. Man weiß wie leicht hier der einzelne sich ausgibt, und auch wenn man der Ansicht sein kann, daß hier und da noch strenger hätte gesichtet werden können, so ist der Gesamteindruck des Geleisteten doch außergewöhnlich gut, und es ist eine Freude, so verschiedenen Individualitäten zu begegnen, deren jede ihr eigentümliches Gebiet, Lieblingsgedanken und besondere Art hat. Und nimmt man die Andachten, wie sie genommen sein wollen, nicht zum bloßen wörtlichen Vorlesen, sondern als Anregung zu mehr oder minder eigener Produktion, so wird man viel Gewinn und Genuß von ihnen haben.

Manchem der Mitarbeiter mögen die klassischen Andachten Raumann als Muster vorgeschwebt haben. Besonders eindrucksvoll und dabei von formeller Schönheit sind die zahlreichen Beiträge von Bruno Baumgarten, des leider früh verstorbenen lebenswürdigen Magdeburger Dichters, der den „Hilfe“-Lesern aus früheren Jahrgängen wohl bekannt ist. Aber auch sonst ist manch anderer darunter, der die Kunst wohl versteht. (Ich nenne Krakenstein, Weidel, Schümer, Burckhardt, Meier, Peters, Großendorf, Beder, Widmann, Stoppelmann.)

Die Motive stammen aus heiligen wie profanen Schriften, aus Philosophie, Naturwissenschaft, Kunst und Dichtung, Antike und Moderne. Wir treffen Schiller, Lessing, Kant, Goethe, auch Sokrates, Plato, Aristoteles, J. v. Müller, Petrarca, Parzival,

Rembrandt, Carlyle u. s. w. Nicht nur Kunst und Frömmigkeit steht darin, sondern auch ein ganzes Weltwissen. Auch individuelle persönliche Erlebnisse und Stimmungen finden sich, wie Calssens „Sylvestergedanken an der Schleswiger Fährde“, Strakenheims „Bei den Mönchen“ (ad coenam sicut ad mortem, ad mortem sicut ad coenam). Zum Wahl wie zum Tode; zum Tode wie zum (festlichen) Wahl. Bei den Andachten für besondere Gelegenheiten sind die Abschnitte im Schulleben wie die kirchlichen und vaterländischen Feiern nicht vergessen; man trifft aber auch andere Ueberschriften, so „Freude und Humor“, „Die Bedeutung des Genies für die Geschichte“ u. a. Daß Aufsätze dieser Art, zum Teil längere, mitaufgenommen wurden, ist dem Herausgeber besonders zu danken. Es ist eben nicht alles für die große gemeinsame Andacht bestimmt, sondern auch für die Klasse, die Religionsstunde. Reifere Schüler wie Erwachsene werden auch gern für sich darin lesen. Das Werk eignet sich nicht nur für Lehrer, sondern auch für Schülerbibliotheken. Angehängt ist — außer einem Lektionar — auch ein wertvoller Abschnitt „Vorschläge zur Verwendung der religiösen Dichtung“. E. F.

Hermann Gunkel: Leben und Aussprüche. 1913, Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 192 Seiten. 4,80 M., bzw. 5,60 M.

Mit Freuden sieht man, wie sich Gunkel, der oft mißverstandene, ja, arg verkannte Gelehrte, immer mehr als führender Geist alttestamentlicher Religionsgeschichte kundgibt. Daß das so kommen mußte, war seinen besonderen Freunden längst kein Geheimnis mehr. Der ausgezeichnete Verfasser des Kommentars zur Genesis mit seiner klassischen Einleitung über Sagenforschung muß weitere Kreise ziehen. Seine ganze Art hat zu viel Allgemeingehalt, um im gelehrten Denken allein aufzugehen. Die neueste Schrift Gunkels ist so recht geeignet, ihn zu zeigen, wie er ist. Der feinsinnige Aesthet hat sich mit dem pietätvollen Delauscher alten Zeitgeistes verbunden und so die ferne Vergangenheit dem heutigen Menschen ungemein lebensvoll verlebendigt. Die elf Abschnitte handeln von Bernhard Stade, von Zielen und Methoden der Erklärung des Alten Testaments, den Grundproblemen der israelitischen Literaturgeschichte, Simson, Ruth, den Psalmen, der Endhoffnung der Psalmen, ägyptischen Parallelen zum Alten Testament, ägyptischen Dantliedern, Jenseits „Gilgamesch-Epos“, den Oden Salomos. Das ganze Buch ist äußerst padend und bringt eine ganze Fülle von neuen Gedanken, für die objektive, von der Religionsgeschichte befruchtete Erforschung des Alten Testaments. Nur auf diesem Wege kann es gelingen, die Religion Israels in seiner ursprünglichen Eigenart zu erschließen. Gunkel verdient daher als Schöpfer einer neuen Art, das Alte Testament zu verstehen, entscheidende Beachtung. Ihn als gefährlichen Radikalisten zu brandmarken, vermag nur ein völliges Mißverstehen seiner Absichten. Gunkel hat positive Werte zu geben. Sie soll man als willkommene Bereicherung dankbar annehmen. Walter Fröhauß.

Die Klassiker der Religion. Herausgegeben von Lic. theol. Gustav Pfannmüller. Verlag: Protestantischer Schriftendienst, Berlin-Schöneberg.

Pfannmüller: Die Propheten. Br. 3 M., geb. 3,50 M. Dr. Jos. Schnitzer. Savonarola.

Der protestantische Schriftendienst in Schöneberg ist zurzeit damit beschäftigt, eine Sammlung herauszugeben: Die Klassiker der Religion. Damit wird ein fruchtbarer Gedanke verwirklicht. Man hört viel über die Klassiker der Religion, aber man hört sie selber zu wenig. In diesem Sammelwerk kommen nun die Großen der Religion so viel wie möglich selbst zu Worte. Die Quellen werden zugänglich gemacht, und damit erwirbt sich der Verlag ein großes Verdienst. Nun könnte man ja gerade gegenüber dem ersten der hier vorliegenden beiden Bände einwenden: die Texte stehen ja in der Bibel und sind dort jedermann zugänglich. Gewiß! Aber sie stehen dort nicht in zeitlicher Reihenfolge, ohne Angabe der geschichtlichen Situation, in die sie hineingehören, echte und unechte Stücke untereinander, so daß man ruhig sagen darf: der Laie kann nach dem Text der Lutherbibel kein zutreffendes Bild von der Persönlichkeit der Propheten gewinnen. Das wird ihm aber jetzt ohne weitere Mühe möglich, wenn er Pfannmüllers Buch über die Propheten zur Hand nimmt. Dort findet er eine vorzügliche, kurze, allgemeine Einleitung und bei jedem Propheten wieder eine klare Darstellung seiner Zeit und seiner besonderen Absicht. Dann aber kommen sie selbst zum Wort. Die poetische Redeweise ist auch in der Uebersetzung festgehalten, Ueberschriften über den einzelnen Stücken erleichtern das Verständnis. Wir wünschen dem Werk mögliche Verbreitung. Einzelnes wäre vielleicht noch zu ergänzen. So vermisse ich eine Darstellung der Rechtsabiten, mit denen die älteren Propheten zweifellos in unmittelbarem Zusammenhang stehen.

Schnitzer führt uns mit Savonarola eine Persönlichkeit vor, die ja als eigenartige Erscheinung, auch durch eine Reihe von poetischen Darstellungen, bekannt ist und doch auch wieder nicht bekannt ist. Es findet sich in Savonarolas Leben und Tun so vieles Unverständliche, oft geradezu Rätselhafte. Schnitzer ist es nun gelungen, uns die Persönlichkeit Savonarolas verständlich zu machen und menschlich näher zu bringen. Er tut das durch eine genaue Zeichnung der Umwelt und noch mehr, indem er den Bildungsgang

Savonarolas zeigt. Er behandelt zuerst Savonarolas Erzieher, dann Savonarola als Erzieher. Dadurch wird vieles aufgeklärt, z. B. die „Kinderpolizei“, die uns jetzt um vieles begreiflicher wird. — Auch dieses Werk ist ein wertvoller Beitrag zur Erreichung des Ziels, das die Sammlung erreichen will. Pfarrer Dr. Weinheimer.

Quittung

Für Elsh-Lothringen. D. P. R. in R. 10 M., Fr. E. R. in St. 3 M., R. R. in D. 3 M.

Für Ostpreußen. Fr. M. S. in B. 18 M., Leutnant B. in R. 25 M., Fr. E. R. in St. 3 M.

Kriegs- und Heimatchronik an Feld- und Lazarettadressen. M. in B. 80 Pf., M. in J. 1 M., R. in B.-Ri. 1 M., M. in Sch. 1,50 M., B. in R. 5 M., S. in A. 1,50 M., Dr. B. in J. 1 M., Fr. B. in Pf. 50 Pf., Fr. in B. 5 M., Dr. E. in R. 1,50 M., R. R. in St. 5 M., B. in D. 1 M.

Soldaten-, Lazarett- und Auslandshilfen. P. S. in E. 46 M., R. in R. 3 M., Frau Dr. R. in Sp. 2 M., R. in Sch. 3 M., R. in B. 2 M., R. in E. 1,10 M., E. im Felde 5,50 M., R. im Felde 2 M., P. in S. 2 M., M. S. in R. 10 M., Pfr. Sch. in B. 3 M., Schw. R. in S. 3 M., v. B. im Felde 6 M., R. in R. 85 Pf., R. in D. 3 M., B. in D. 15 M., S. in B. 2 M., Pfr. II. in B. 3 M., E. Halle 1,50 M., Frau S. in B. 2 M., S. in A. 1,50 M., Dr. B. in J. 1 M., Dr. A. in D. 5 M., Dr. B. in B. 2 M., Pfr. R. in M. 5 M., Sch. in B. 5 M., D. in G.-O. 1,10 M., S. in Sch. 2 M.

Allen Gebem herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe“ in Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

A., Greetiel. Sie fragen nach Werken, die für das Studium der modernen Politik und Zeitgeschichte, insbesondere der Orientpolitik wichtig sind. Wir verweisen dafür auf den Büchertisch der „Hilfe“, nennen aber hier einige in Betracht kommende Werke: 1. Rohrbach, Deutschland unter den Weltvölkern. J. Engelhorn, Stuttgart. 4,50 M., gebunden 5,50 M. 2. Reventlow, Deutschlands auswärtige Politik 1888–1913. E. S. Mittler & Sohn, Berlin. 8,50 M., gebunden 10 M. 3. Wenn auch durch den Lauf der Ereignisse überholt: Jaech, Der aufsteigende Halbmond. Buchverlag der „Hilfe“. 3 M., gebunden 3,50 M. 4. Grothe, Deutschland, die Türkei und der Islam. S. Hirzel, Leipzig. 80 Pf. 5. Die Hefte der Jaech'schen Sammlung. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart-Berlin, je 50 Pf. (Vgl. den Büchertisch in Nr. 40, 45, 49.)

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Kaumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhdlg. (G. Braun), Marburg a. d. L.

OTTO UBBELOHDE

hat seine Kunst in den Dienst des

Kalenders Hessen-Kunst

herausgegeben von Professor Dr. Chr. Rauch in Gießen

Kriegs-Ausgabe 1914/15

gestellt 18 Zeichnungen von ihm schmücken das Heft.

Preis dieser Kriegs-Ausgabe 80 Pfennig.

Der Reinertrag ist für die Kriegsfürsorge bestimmt.

Dieses, bereits im 10. Jahrgang erscheinende Jahrbuch hessischer Kunst ist so recht geeignet, Allgemeintum unseres Volkes zu werden. Ubbelohdes Zeichnungen reden eine zu Herzen gehende Sprache und dürften unter den künstlerischen Erzeugnissen über den Welt-Krieg mit an erster Stelle stehen.

7 Zeichnungen daraus sind auch als

Kriegs-Postkarten

einzelne zu 10 Pfennig, zusammen für 60 Pfennig zu haben.

Soeben ist im Verlage von J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart erschienen:

Paul Rohrbach Zum Weltvolk hindurch!

In Umschlag geheftet 1.50 M.

Das Heft kann für 10 Pf. ins Feld verschickt werden.

Man versteht die hier vorliegende Veröffentlichung wohl recht, wenn man sie als einen Aufruf zu der neuen Auflage von desselben Verfassers bekanntem Buche „Deutschland unter den Weltvölkern“ betrachtet. Bei Rohrbach liegt die Auffassung nach das aktive Schwergewicht in der politischen Entwicklung Europas seit dem Tode König Eduards VII., des „Erziehers der Deutschen“. Im Mai des vorigen Jahres, von einer Afrikareise nach Europa zurückgekehrt, gewahrt der Verfasser, daß die Weltlage sich nach einer bestimmten Richtung hin geklärt hat: Rußland will den Krieg und bereitet ihn mit aller Macht vor. Diesen Standpunkt hat Rohrbach zunächst in den „Preussischen Jahrbüchern“ vertreten, dann in der Zeitschrift „Das größere Deutschland“. Aus diesen und der „Hilfe“ ist zusammengestellt, was der Verfasser vorausgesagt hat. Dann naht das Kriegsschicksal selber. Wir hören, weshalb dieser Krieg von Anfang an ein „Muß ohne Wahl“ für uns war. Das Verhältnis zu Österreich, die inneren Beweggründe Englands, die Haltung Italiens, werden erklärt, und gegen den Schluß wendet sich die Darstellung mit steigendem Nachdruck den Fragen der inneren Organisation des Sieges im Vaterlande selbst zu. Rohrbach entwickelt ausführlich den Gedanken der moralischen Kraftprobe, die dieser Krieg nicht so sehr für unser Heer darstellt — seine Tüchtigkeit steht außer Frage — sondern vielmehr für das ganze Volk zu Hause, für die Regierung und für die Behörden. Namentlich nach der letzteren Seite fallen sehr ernste und möglicherweise sehr notwendige Worte.

Zu haben in allen Buchhandlungen und auf den Bahnhöfen.

Frauenseminar für soziale Berufsarbeit

Frankfurt a. M.

Ausbildung zu freiwilliger und bezahlter sozialer Berufsarbeit.
Pflegerische Ausbildung, theoretische Fachklasse, Ausbildung in
offener Fürsorgearbeit, Fortbildungsturse.

Prospecte durch die Direktion: Große Friedberger Str. 28, II.

Schreibmaschinen - Arbeiten.

Abchrift v. Prüfungsarbeiten, Zeugnissen, Berichten, Kostenanschlägen, Manuskripten usw. nach Konzept oder stenogr. Aufnahme sowie nach Diktat in die Schreibmaschine. **Vervielfältigung** v. Briefen u. anderen Schriftstücken. Anfertigung von **Einladungen, Programmen, Lehr-, Turn- u. Stundenplänen** usw. **Alle Arbeiten prompt, korrekt, billig.**
Preislisten gratis und franko.

Paula Brött, Dortmund, Büro f. Schreibmaschinen- u. Vervielfältigungs-Arbeiten
Fernsprech-Anschluß 7694. **Schwauenstraße 33, I.**

Deutsche Militärdienst- u. Lebens- Versicherungs-Anstalt a. G.



in Hannover.

**Militärdienst-
Brautaussteuer-
Lebens-
Studiengeld-
Familienrenten-
Invaliditäts-
Leibrenten-
Versicherung.**

Ende 1913:

Gesamt-Antragssumme 800 Millionen
Gesamt-Auszahlungssumme 173 Millionen

Geschäftliche Mitteilungen

Der heutigen Nummer der „Hilfe“ liegt ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung von **Georg Reimer, Berlin** bei. Die darin angekündigten Bücher sind gerade in dieser zum Ernst führenden und auf Ernst angewiesenen Zeit besonders geeignete Festgeschenke für unsere Leser. Wir bitten um eingehende Durchsicht.

Ferner finden unsere Leser in der heutigen Nummer einen interessanten Prospekt über die im Verlage von **Friedrich Andreas Perthes, Gotha** erschienenen Schriften zum Deutschen Weltkrieg. Es sind wertvolle Bücher für alle, die die gewaltige Gegenwart mit geistigem Gewinn durchleben wollen.

H. Barzegowski's Tinten-Automat soll das einzige Tintenfaß sein, bei welchem der Tauchtrichterinhalt nicht mit dem Tintenborrat verkehrt und diesen verdirbt. Eine Rückwanderung etwa schon verschlechterter Tinte aus dem Tauchtrichter in den Borratsbehälter ist unmöglich bei diesem Tinten-Automat, dessen Füllung sich auf einfache Art bewerkstelligen läßt, während die Reinigung des Tauchtrichters während des Verbrauches einer Füllung kaum erforderlich ist. Jeder Privatmann, jeder Prinzipal und jede Behörde, welche Wert auf stets saubere Schrift, schnelles, gleichmäßiges Arbeiten, Ersparnis an Tinte, Schreibfedern und Löschpapier legt, sollte H. Barzegowski's Tinten-Automat prüfen und die Anschaffung desselben überlegen. Der heutigen Nummer unseres Blattes liegt ein Prospekt von **Heinrich Barzegowski in Danzig-Langfuhr** bei.

Schriftstellerin mit englischen und französischen Sprachkenntnissen sucht Redaktion

sofort od. später in
zur einw. Ausb. od. dauernd einzutreten.

Gefällige Offerten unter R. G. 30 an die Expedition der „Hilfe“.

N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, Marburg a. L.

✝ Gottes Wort in eiserner Zeit

Ein Gedenkbuch

in Predigten und Kriegsbestunden

in Verbindung mit **Pfr. Ahmann-Bromberg, Pfr. Bode-Bremen, Pfr. Conrad-Cassel, Pfr. Silenscher-Nürnberg, Pfr. D. Hackenschmidt-Strasbourg, Pfr. Hesselbacher-Karlsruhe, Pfr. Mey-Marburg, Pfr. Michaelis-Mech, Pfr. Lic. Dr. Schwarzlose, Frankfurt a. M., Pfr. Tribulats-Tilsit u. a.** herausgegeben von

Wilhelm Meyer, Pfarrer in Spielberg.

6 monatlich erscheinende Lieferungen.
Subskriptionspreis je 1 Mark.

Ein Predigt- und zugleich Gedenkbuch eigener Art über den Krieg. Stimmen aus verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes, namentlich auch aus den besonders betroffenen Grenzgebieten, kommen zu Worte, so daß der großen, ersten Gegenwart ein Denkmal für alle Zeiten stehen wird. Es möge im christlichen Haus weiteste Verbreitung finden, so daß wir aus dem Erdboden einen großen Teil an das rote Kreuz abzuführen in der Lage sind.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Einsendung von
6 Mark direkt franko durch den Verlag.

Die Hilfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungskahler der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 5506.
Postfachkonto: Amt Berlin 8883.
Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.
Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Kettamezeile 1,50 M., einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugeandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Aannahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Dr. Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Geheimrat Prof. D. Ernst Troeltsch:** Friede auf Erden. — **Professor D. Adolf Deißmann:** Kriegssynode. — **Dr. Theodor Heuß:** Lujo Brentano. — Die Verteidigung von Kiautschau. Von einem Amerikaner. — **Dr. phil. Heinrich Meyer-Bensky:** Dettlev v. Lillencron. — **Helene Voigt-Diederichs:** Vorwintertag. — **D. Gottfried Traub:** Mitleid. — Soziale Bewegung. — Kriegsliteratur.

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 8. Dezember.

Der russische Rückzug aus Lodz wird auch in den offiziellen russischen Berichten zugegeben, was für französische und englische Hoffnungsjabikanten eine gewisse Störung bedeutet. Die Zahl der Gefangenen ist nicht so groß wie bei anderen bedeutenden Schlachten, nämlich 5000 Mann und 16 Geschütze. Es ist aber wohl möglich, daß die deutsche Heeresleitung überhaupt kein großes Interesse haben kann, jetzt bei den schwierigen Verkehrs- und Ernährungsverhältnissen Polens mehr als nötig Gefangene zu machen. Der Kampf wird östlich und südöstlich von Lodz fortgesetzt. Gleichzeitig finden erneut Kämpfe statt in dem Gebiet südlich von Petrikau, wo Deutsche und Oesterreicher gemeinschaftlich das Vordringen der großen russischen Menge aufzuhalten suchen. Da aus Warschau auf dem Wege über England berichtet wird, daß noch beständig neue sibirische und kasakische Regimenter durch Warschau hindurch zur Front geführt werden, so scheint es bis jetzt die Absicht der Russen zu sein, den Entscheidungskampf links der Weichsel tatsächlich zu erzwingen. Unser Trost dabei ist, daß die *Verpflegung* und Versorgung des russischen Heeres bei zerstörten Eisenbahnlinien eine übermenschliche Aufgabe ist, die auch von einer anderen Armeeverwaltung als der russischen kaum geleistet werden könnte. So sehr man bisher genötigt worden ist, allzu abschätzige Urteile über das Können der russischen Proviantversorgung als unwahr beiseite zu stellen, so haben wir andererseits keine Ursache, jetzt zu glauben, daß die Russen mit einem Male Verwaltungsgeistes allerersten Grades geworden seien. Auch bestätigen einzelne Nachrichten, daß sich in der russischen Armee an mehreren Stellen bereits sehr peinlicher Mangel zeigen muß.

König Nikita von Montenegro, der immer mit gewissen Bankfreien in Zusammenhang gestanden hat, telegraphiert an die Petersburger „Börsezeitung“, daß ein Drittel seiner Armee auf dem Schlachtfelde gefallen sei, daß er aber trotzdem den Kampf fortsetzen wolle, wenn ihm dazu Geld und Unterstützungen zugeführt werden. Wir nehmen an, daß man in London noch Geld genug hat, um diesem immer bedürftigen Ehrenmanne auch diesmal weiterzuhelfen.

Mittwoch, 9. Dezember.

Der „Vorwärts“ bringt einen sehr interessanten Artikel über die Wirtschaftslage in Belgien. Durch die Eisenbahnstörungen, die fast ein Aufhören des privaten Warenverkehrs bedeuten, ist auch der Postverkehr so herabgesunken, daß an Stelle von etwa 1100 belgischen Postangestellten in Brüssel die deutsche Verwaltung nur 150 zu verwenden in der Lage ist, worauf nun ihrerseits die belgischen Beamten nicht eingehen wollen. Eine Tonne Kohlen, welche im Kohlenggebiet des Hennegau mit 18 Frank bezahlt wird, verteuert sich durch den ungeheuerlich hohen Tarif des Frachtverkehrs auf 35 Frank in Gent. In der Glasindustrie sind alle Betriebe eingestellt; die Metallindustrie steht still, außer bei Coquerill und in vereinzelt Betrieben in Seraing, wo die Arbeiter aber auch nur für 2 Frank täglich mit Reinigen der Werkstätten beschäftigt werden. Eine Ausfuhr ist unmöglich. Gewisse deutsche Textilaufträge sind nach Gent gegangen, aber natürlich muß von den deutschen Militärverwaltungen die heimische Industrie in erster Linie arbeitsfähig erhalten werden. Im ganzen wird die Zahl der Arbeitslosen in der belgischen Industrie auf 90 v. H. veranschlagt. In der Stadt Brüssel (ohne Vorstädte) holen sich von 170 000 Einwohnern über 50 000 täglich ihre Suppe an Wohlfahrtsstellen. Ob die einzelnen Angaben genau richtig sind, läßt sich hier nicht nachprüfen; das Gesamtbild aber wird wohl leider im allgemeinen zutreffend sein. Das ist die Folge davon, daß die belgische Regierung auch hinter dem Fall von Lüttich noch keine Einsicht in die europäischen Kräfteverhältnisse gehabt hat. Wie unzählige arme Menschen müssen an diesem ungeheuren Regierungsfehler mittragen!

Bei Reims mußte nach offiziellen deutschen Berichten eine französische Station mit Genfer Flagge beschossen werden, weil sich hinter ihr eine schwere Batterie versteckt, wie durch Fliegerphotographie einwandfrei nachgewiesen ist. Dieser Nachweis ist außerordentlich wichtig, weil sich sonst dieselbe Aufregung über deutsche Brutalität in der Welt wiederholt, die wir schon einmal bei der Beschädigung der Kathedrale von Reims erlebt haben. Damals scheint die bildliche Feststellung der am Fuß der Kathedrale stehenden und vom Turm aus geleiteten Batterie nicht mit der gleichen Genauigkeit möglich gewesen zu sein. Von französischer Seite wird noch heute die ganze Meldung von der militärischen Verwendung der Kathedrale bestritten. Aber selbst wenn die Tatsache der zeitweiligen Anwesenheit einer Batterie auf dem Platz vor der Kathedrale nicht zu bestreiten ist, wird die Frage erhoben, ob von dort aus überhaupt auf eine der deutschen Stellungen geschossen werden konnte. Hoffentlich kommt die ganze Beschädigung von Reims recht bald zu einem guten Ende.

In der großen polnischen Schlacht wird unermüdlich an den verschiedensten Stellen weitergekämpft. Deutsche und Oesterreicher zusammen verteidigen die Mitte unserer Schlachtklinie bei Petrikau. Der russische Versuch, Krakau einzuschließen, ist bis zur Stunde noch nicht geglückt, und die Russen wurden aus Wieliczka bei Krakau wieder entfernt.

Donnerstag, 10. Dezember.

Die Berichte der beiden Oberkommandos ergeben auf dem großen polnischen Kriegsschauplatz ungefähr folgendes Bild: Nördlich der Weichsel deutsches Vordringen mit Erstürmen von Przasnitz, dessen Lage wir leider bisher nicht feststellen konnten.

Südlich der Weichsel starke Kämpfe ohne wesentliche Ortsveränderungen auf der ganzen Linie Lomisz—Lodz—Petrikau—Noworodnisk bis hin nach der Gegend von Czestochau. Im Norden handelt sich dabei mehr um deutschen Angriff, im Süden mehr um Verteidigung. Mit besonderer Stärke und Zufuhr vieler Truppen wird der Kampf bei Krakau in Westgalizien weitergeführt. Der österreichische Bericht meldet bisher 10 000 russische Gefangene, was freilich zum Teil auf Gegenseitigkeit beruhen mag. Noch handelt es sich von Ostpreußen bis nach Krakau nicht um eine fertige versteinerte Linie von Schützengräben, sondern um eine Schlacht, die allerdings wohl an verschiedenen Stellen die Neigung haben wird, sich in Schützengrabenform selbst zu erledigen. Wie entfernt ist diese Art Kampf von den Schlachten der guten alten Tage, in denen der Feldherr von einem Hügel aus die Seinigen überjah und ihnen Mut zusprach! Wo Hindenburg inmitten der Telephone sitzt, ist natürlich nicht bekannt.

Drei feindliche Flieger warfen gestern auf die „offene, nicht im Operationsgebiet liegende“ Stadt Freiburg i. B. zehn Bomben ab. Schaden wurde nicht angerichtet. Die Angelegenheit wird vom offiziellen Bericht nur erwähnt, um die Tatsache festzustellen, daß wieder einmal, wie schon so häufig seit Beginn des Krieges, eine „offene, nicht im Operationsgebiet liegende“ Stadt von unseren Gegnern mit Bomben beworfen ist. Da nämlich die Engländer sich vorbereiten, ein Riesengeheiß zu erheben, wenn eines Tages deutsche Bomben über London niederfallen, ist es sehr zweckmäßig, ihre eigenen Verjude in ähnlicher Richtung vorher recht genau zu registrieren.

Freitag, 11. Dezember.

Der heutige Tag beginnt mit einer Trauerkunde, denn über London wird mitgeteilt, daß es stärkeren englischen Streitkräften gelungen ist, unsere beiden Panzerkreuzer „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ und den kleinen Kreuzer „Leipzig“ in der Nähe der Falklandinseln an der Südspitze Südamerikas zu versenken. Von da an, wo diese tapferen Schiffe unter Führung des Grafen Spee die englischen Kreuzer „Monmouth“ und „Good Hope“ vernichtet hatten, wurde auf sie begreiflicherweise eine Jagd eröffnet, bei der das schließliche Ergebnis vorhergesehen werden mußte, weil alle Telefunkenstationen den Gegner halfen und keine deutschen Kohlendepots vorhanden waren. Zwei Kohlenfahrzeuge waren von der Heimat zur deutschen Kreuzerflotte durchgedrungen, was auch eine schöne Leistung ist. Jetzt sind nur noch wenige kleine Kreuzer auf allen Weltmeeren der letzte Rest der deutschen Auslandsflotte. Jedes von ihnen wird so lange kämpfen, als es möglich ist; dann kommt eine Zeit, wo auf allen Meeren außer Nordsee und Ostsee die Deutschen unvertreten sind. Später aber bauen wir „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ und alle die anderen wieder.

Da die türkische Flotte aus Bejorgnis vor den russischen Unterseebooten nicht ununterbrochen auf hoher See vor Sebastopol liegen kann, sondern von Zeit zu Zeit ihre Basis im Bosporus aufsuchen muß, haben die Russen so lange Gelegenheit, die Abfahrtszeiten dieser Flotte zu benutzen, als es ihnen möglich ist, auf dem Wege der Funkentelegraphie über die täglichen Bewegungen der großen türkischen Schiffe auf dem laufenden zu sein. Leider ist es bisher, wie es scheint, noch nicht geglückt, den englisch-russischen Nachrichtendienst zu entdecken und zu beseitigen. Daraus erklärt es sich auch, daß die Russen Zeit gefunden haben, ihre Schiffe an den Küstenkämpfen bei Batum teilnehmen zu lassen. Ueber diese Kämpfe selbst läßt sich aus den ersten Einzellnachrichten unserer Bundesgenossen kein ganz genaues Bild gewinnen. Die Entfernungen auf diesem Teile der Erdoberfläche werden von uns leicht zu gering eingeschätzt, weil wir nur Karten sehr verkürzten Maßstabes zur Verfügung haben.

Sonnabend, 12. Dezember.

Bei der Seeschlacht an den Falklandinseln, in welcher unsere 4 Auslandskreuzer zugrunde gegangen sind, haben die Engländer nach ihrer Angabe 7 Tote und 4 Verwundete, worunter kein Offizier. Das ist an sich nicht unglaublich und war in umgekehrter

Weise bei der Vernichtung von „Monmouth“ und „Good Hope“ ähnlich. Im Kampf der modernen Kriegsschiffe entscheiden Entfernungsziffern (Aktionstradius): das auf größere Fernwirkung amgelegte stärkere Schiff kann ein anderes ruinieren, ohne überhaupt selbst von der Gefahr auch nur erfaßt zu werden. Da ist der alte Begriff vom Seekampf und der Piratentapferkeit zu etwas ganz anderem verwandelt worden, zu einer todesbereiten Disziplin, die sich auch dann noch aufrechterhält, wenn sie weiß, daß praktisch nichts mehr zu erreichen ist. Der deutsche Admiral v. Spee ist auf dem Flaggschiff „Scharnhorst“ untergegangen; nähere Einzelheiten fehlen noch.

Die Verluste der Russen in der großen polnischen Schlacht müssen ganz ungeheure sein. Die durch deutsche schwere Artillerie beschossenen russischen Schützengräben waren mit Toten buchstäblich angefüllt. Noch niemals in den gesamten Kämpfen des Ostheeres, nicht einmal bei Tannenbergl sind nach dem Bericht des Großen Hauptquartiers unsere Truppen über so viele russische Leichen hinweggeschritten, wie bei den Kämpfen um Lodz und Lomisz und überhaupt zwischen Pabianice und der Weichsel. Obgleich die Deutschen die Angreifer waren, blieben unsere Verluste hinter denen der Russen weit zurück. Bei dem Durchbruch unseres 25. Reservekorps blieben nur einhundertundzwanzig Mann. Die bisherigen russischen Gesamtverluste im polnischen Kampfe mit Einfluß der erbeuteten 80 000 Gefangenen werden auf mindestens 150 000 Mann geschätzt.

Auf dem östlichen Schlachtfelde wird aus Westgalizien eine steigende und erfolgreiche österreichische Bewegung gemeldet. Es wird nördlich der Karpathen und östlich von Krakau unter großen Verlusten der Russen gefochten. Auch ist es der Besatzung von Przemyśl gelungen, von ihrem letzten Ausfall 700 gefangene Russen und 18 erbeutete Maschinengewehre mit nach Hause zu tragen, was für eine belagerte Festungsarmee eine recht schöne Leistung ist. Auch würden sie sich keine 700 Eßer mit in ihre Umwallung hineinnehmen, wenn sie nicht reichliche Nahrung besäßen.

Der deutsche Vormarsch in Nordpolen macht regelmäßige Fortschritte. Es werden dabei 11 000 Gefangene und 43 erbeutete Maschinengewehre gemeldet. Es muß einmal jemand zusammenrechnen, wie viele russische Maschinengewehre schon als abgenommen gemeldet worden sind.

Generalfeldmarschall v. d. Golz ist nach Besuchen der Könige von Rumänien und Bulgarien in Konstantinopel eingetroffen und von den Spitzen der türkischen Armee mit Jubel empfangen worden. Er hat selbst immer Konstantinopel als seine zweite Heimat betrachtet, und es wird ihm kein Platz der Welt bei gegenwärtiger Zeitlage lieber sein als der, an den er gestellt ist.

Sonntag, 13. Dezember.

Man muß sich von Zeit zu Zeit daran erinnern, daß noch immer, soviel wir wissen, die größere Hälfte der deutschen Armee an der langen Linie in Frankreich beschäftigt ist. Die Tatsache der nun über drei Monate fast unverändert bestehenden gegenseitigen Belagerungslinie ist sicher das merkwürdigste Ergebnis der bisherigen Kriegsführung. Soviel uns bekannt, hat niemand in der ausgebreiteten militärischen Literatur diesen Fall vorgeesehen, der uns, da er vorhanden ist, beinahe als natürliche Folge des Bewaffnungssystems erscheint. Die Verteidigung ist stärker als der Angriff; das kann durch irgendwelche kriegstechnischen Erfindungen noch einmal wieder anders werden, vorläufig aber besteht der Kriegsbericht beider Parteien fast nur aus der Wiederholung des Satzes: „Angriffe wurden abgewiesen.“ Und selbst da, wo es sich um Fortschritte handelt, sind diese kaum etwas anderes als ein mühsames Vorrückeschieben der Verteidigungsanlagen. Als Beispiel für den Verlauf derartiger Geschehnisse kann der heutige Bericht über einen französischen Angriff in der Gegend zwischen St. Mihiel und Pont-à-Mousson gelten. Dieser Angriff endete für die Franzosen mit dem Verlust von 600 Gefangenen und einer großen Anzahl von Toten und Verwundeten. Unsere Verluste betrugen dabei etwa 70 Verwundete. So war es dieses Mal, weil die Franzosen die Angreifer waren. Ist es nicht eine merkwürdige Logik, mit der der

Krieg, wenn er auf diese Weise zum Stehen gekommen ist, sich selber tötet. Natürlich überlegen beide Parteien mit brennender Begier, ob es nicht doch noch möglich ist, durch alle Verteidigungsmaßnahmen hindurch einen starken Angriff zu erzwingen.

Montag, 14. Dezember.

Obwohl wir uns aus zureichenden Gründen bisher nicht darauf eingelassen haben, die Kriegsbewegungen auf serbischem Boden im einzelnen zu verfolgen, muß doch hervorgehoben werden, daß der vielbesprochene Ort *Baljevo* jetzt offenbar einmal wieder serbisch ist. Serbien empfängt die Glückwünsche von Frankreich und England und veröffentlicht große Zahlen von Gefangenen und Beuteplündern. Diese Angaben werden von den Oesterreichern als „maßlos übertrieben“ erklärt. Wir wollen hoffen, daß die Oesterreicher mit diesem letzteren Urteil recht haben. Nach dem Kriege wird der österreichische Generalstab den serbischen Krieg wohl in einem besonderen Bande behandeln müssen.

In der Nähe von *Kraľau* hat bei *Limanowo* eine erfolgreiche Schlacht gegen den südlichen Teil der russischen Umzingelungsarmee stattgefunden. Die Russen ziehen sich zurück und werden verfolgt. Auch sonst kommen weiterhin gute Nachrichten vom Nordrande der Karpaten.

Das deutsche Oberkommando stellt fest, daß die russische offizielle Nachricht von 2000 deutschen Gefangenen und mehreren von den Russen erbeuteten deutschen Geschützen auf Erfindung beruht. Ebenso wird gegenüber dem französischen offiziellen Bericht die Behauptung von der Zerstörung dreier deutscher Batterien als unwahr erklärt.

Der Präsident der Vereinigten Staaten stellt fest, daß es der von Herrn Schwab geleiteten Metallindustrie nicht gestattet ist, Unterseeboote an eine kriegsführende Macht zu liefern. Wir halten selbstverständlich diese Entscheidung für richtig, bebauern nur, daß sie gerade gegenüber einem Manne deutschen Ursprungs hat ausgesprochen werden müssen. Die allermeisten Deutschamerikaner halten treu zu ihrem alten Vaterlande.

Dienstag, 15. Dezember.

Während in *Galizien* neue österreichische Erfolge gemeldet werden und der Zustand der Heerführung einen kräftigen und tüchtigen Eindruck macht, muß nun auch ganz offiziell die Vergeblichkeit der bisherigen opfervollen Kämpfe in *Serbien* zugegeben werden. Als einziger Gewinn dieser Kämpfe bleibt Belgrad im österreichischen Besitz; selbst die *Montenegriner* zeigen sich wieder einmal als Helden vor Europa. Es versteht sich wohl nur aus diesem ungünstlichen südlichen Kriege, daß das Eingreifen *Bulgariens* und die Abrechnung mit Serbien immer noch nicht erfolgt. Neuere Nachrichten aus Paris wollen sogar glaubhaft machen, daß sich Bulgarien gegenüber Rußland und Serbien zu einer dauernden Neutralität verpflichtet habe, was aber in dieser Form unglaublich erscheint.

Die königliche Akademie von *Madrid* beantwortete, wie man jetzt erfährt, eine Aufforderung zum Protest gegen die deutsche Beschädigung der Kathedrale von Reims mit dem Hinweis, daß die Kathedrale von Gerona im Jahre 1808 von den französischen Truppen geschändet und beraubt worden sei.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 8. Dezember.

Auf den Plätzen erscheinen die ersten grünen Tannen. Man sieht sie mit einem Gefühl, in dem sich Freude und Widerstreben mischen. Die Heimatliebe begrüßt sie, wie alles, was zum vertrauten, immer gleichen Lebensrahmen gehört, in diesem Jahre mit besonderer Innigkeit. Und zugleich hat man etwas dagegen, daß ihr allzu pünktliches Erscheinen uns den gewöhnlichen stillen Kreislauf des Friedensabnehmens vortäuschen will, der doch so ganz und gar durchbrochen ist.

Es heißt, der Papst wolle einen Waffenstillstand zu Weihnachten bei den Regierungen anregen. Gewiß wird in manchen Herzen der Gedanke ein Echo finden, daß in den heiligen Tagen nicht gekämpft werden soll. Soweit es möglich ist, wird vielleicht auch von selbst Ruhe in den Schützengräben herrschen, ohne ausdrücklichen Waffenstillstand. Aber ein Weihnachtswaffenstillstand — wenn ja doch die harte Notwendigkeit und der unerlöschte Wille zum Kampf weiterbesteht, das wäre doch fast eine fromme Selbsttäuschung.

In München ist der Karneval durch ein Verbot aller Tanz- und Lustbarkeiten für dieses Jahr aufgehoben. Selbstverständlich.

Der Arbeitsmarkt hebt sich weiter. In Berlin zeigt sich bei den Krankenkassenmitgliedern eine neue Beschäftigungszunahme von 2,18 Prozent gegen die vorige Woche. Das ist aber zum Teil Weihnachtsgeschäft, was schon daraus hervorgeht, daß Waren- und Kaufhäuser einerseits, Luxusindustrie andererseits die stärkste Zunahme der Beschäftigungsziffer (bis über 4 Prozent) haben. Nachher wird also sicher ein Rückschlag kommen.

Mittwoch, 9. Dezember.

In den sozialistischen Monatsheften erscheint ein Aufsatz über die internationale Sozialdemokratie und den Krieg. Ein Nachweis, wie jetzt — im letzten Grunde ganz übereinstimmend mit der Idee des Sozialismus — die Sozialisten aller kriegsführenden Staaten die Pflicht der Vaterlandsverteidigung erfasst haben. Man denkt an das Wort des Friedensfreundes *Jaurès*, „daß das Proletariat nicht aus furchtbarer Selbstsucht, nicht aus knechtischer Feigheit und bürgerlicher Trägheit den Militarismus und den Krieg belämpft, sondern daß es ebenso entschlossen und bereit ist, die volle Tätigkeitsentfaltung eines wahrhaft vollständigen und zweckmäßigen Armeesystems zu sichern, wie die Männer, die an dem Tage, da die nationale Existenz auf dem Spiel stehen sollte, Millionen von Proletariern zum Kampf anzuführen haben“. Im Sinne dieses Wortes haben sie alle gehandelt — über eine Doktrin hinweg, die ihrer Herkunft nach einer Zeit dürftigen Staatsbewußtseins und überschäfter Abstraktionen angehört. — Außer dem unerfreulichen Herrn Liebknecht, der seine Stellungnahme im Reichstag mit einem Manifest begründet, in dem er sich als Gegner des Krieges an sich hinstellt. Er würde das wohl nicht tun, wenn er sich nicht allerhand Gefolgschaft dabei verspräche, die vielleicht im Augenblick noch durch die Parteidisziplin in Schranken gehalten wird.

Donnerstag, 10. Dezember.

Die Petroleumfrage wird in Berlin so behandelt, daß die Kleinhändler vom Großhandel ein bestimmtes Wochenquantum bekommen, das sie nur in kleinen Portionen ausgeben. Dabei wird grundsätzlich der Norden und Osten Berlins vor dem Westen bevorzugt, wo der Petroleumverbrauch wegen genügender anderer Beleuchtungsmöglichkeiten eigentlich ein Luxus ist. (Mit Ausnahme der Waschlüden, die aus technischer Rückständigkeit und Verbrauchsangst der Hausbesitzer auch in modernsten Häusern noch mit Petroleumlampen beleuchtet werden!) Freilich kann man so noch nicht verhindern, daß manche Leute sich bei verschiedenen Händlern in lauter kleinen Portionen Vorräte kaufen. Deshalb mußte man noch einen Schritt weiter gehen und Petroleum nur gegen Bezugskarten ausgeben, auf denen das entnommene Quantum vermerkt wird, und die in erster Linie den Bedürftigsten, zum Beispiel Heimarbeiterinnen, Handwerkern — allen Leuten ausgestellt würden, die das Licht für ihre Arbeit nötig haben.

Endlich scheint eine Zentralisation für die Heeresbedarfsdeckung durchgeführt zu werden. Es ist ein „Bekleidungsbeschaffungsamt“ begründet, das die Funktionen der einzelnen Bekleidungsämter in sich vereinigen soll. — Die Angebote an dieses Amt gehen nicht direkt, sondern durch Handwerker- und Handelskammern. — Das hätte man schon vor vier Monaten machen sollen, dann wären Millionen erspart.

Vom Oberkommando der Marken sind Höchstpreise für den Kleinhandel mit Kartoffeln festgesetzt: 3,75 bis 4 Mark für den Zentner. Das scheint fast etwas zu niedrig — ob nicht wieder daraus Schwierigkeiten entstehen werden?

Der Bürgermeister von Rotterdam war in Berlin, wunderte sich — wie alle Neutralen — über den ruhigen Fortgang des Lebens hier, über die Scharen von wehrfähigen Männern, die noch im Lande sind, und daß seit vier Wochen hier bei uns zum ersten Male wieder Weißbrot (in Holland gibt es seit einem Monat nur ein Gebäck von Roggenmehl und Reis!).

In Auriich ist ohne Gegenkandidaten Herr Stresemann als Reichstagsabgeordneter gewählt. Dagegen hat es im badischen Landtagswahlkreis Donaueschingen das Zentrum nicht über sich gewonnen, auf den Wahlkampf um den Sitz des gesunkenen nationalliberalen Abgeordneten Wagner zu verzichten — ein höchst widerwärtiges Schauspiel von Parteiegoismus! Hoffentlich schlägt die abstoßende Spekulation fehl! Heute ist die Wahl.

Die deutschen Flieger warfen über französischen Truppen und Ortschaften einen sehr geistvollen, schlagfertigen Aufruf an das französische Volk hinunter, der die Franzosen über ihre Bundesgenossen aufklärt. Er erinnert daran, daß Frankreich stets in dem Maße groß gewesen ist, als es gegen England kämpfte, spricht ironisch davon, daß jetzt die Gebete der französischen Soldaten zur Nationalheiligen, Jeanne d'Arc, für den Sieg der Engländer aufsteigen, und schließt mit den Sätzen:

Franzosen! Der Krieg, der jetzt wütet, ist nicht um eurer Interessen willen begonnen worden. Man hat euch der Handelspolitik Englands geopfert. Die englischen Diplomaten haben seit langem auf diesen Krieg hingearbeitet. Er ist in Wahrheit ein Krieg Englands, geführt, um die friedliche Arbeit eines gefährlichen Konkurrenten zu vernichten. England hat den eisernen Ring geschmiedet, den wir durchbrachen, indem wir in Belgien eindringen. Um seine Existenz und seine Arbeit zu verteidigen, führt Deutschland die Sache, die die eurer Vorsahren war. Wie einst sie, kämpfen wir für das freie Meer, für die friedliche Zusammenarbeit der Völker.

Gegen Frankreich kennen wir keinen Haß. Wir beklagen Frankreich, das durch die Engländer nach der Ohrfeige von Tashoda zum Prügelknaben gemacht wird. Franzosen! Durch die Engländer werdet ihr bis zum Weißbluten gebracht.
Ein deutscher Flieger.

Dieser deutsche Flieger, der Verfasser des Aufrufs, ist unser Parteifreund Prof. v. Schulze-Gävernitz, der als Freiwilliger bei den Fliegern steht. Wir freuen uns der Einheit des geistigen und militärischen Deutschland in diesem hübschen Dokument und wünschen, daß es einige Franzosen überzeugt.

Nachmittags eine Sitzung unserer Kommission für Arbeitsbeschaffung. Wir haben in unseren Strickstuben seit ihrem Bestand (Anfang September) bis heute einen Umsatz von etwa einer Viertelmillion Mark. Nachher eine Besprechung landwirtschaftlich interessierter Frauen über die Möglichkeit besserer landwirtschaftlicher Beratung der Frauen, die jetzt allein wirtschaften müssen.

Freitag, 11. Dezember.

Die Nachricht von dem Untergang unseres Geschwaders. Man fühlt, wie alle schmerzlich und zornvoll daran tragen.

Fahrt zu einem Vortrag nach Weimar.

Ueber den Bahnsteig einer Station stolpert ein Trupp selbgrauer Soldaten. „Stolpert“ — man kann es nicht anders nennen. Ihre Beine wissen mit dem glatten, mühelosen Asphalt noch nicht wieder Bescheid; sie denken noch an Sturzader, Waldboden und morastige Landstraßen und vermögen sich noch nicht richtig in den Genuß der ungewohnten Bequemlichkeiten zu setzen. Vertragene, fleckige Uniformen; unraffierte Gesichter; harte, abgenutzte, schmutzige Hände — Spuren eines Lebens, das ganz und gar unter dem Gebot eherner Notwendigkeiten gestanden hat. Die Frauen sahen ihnen aus den Wagenfenstern nach und sahen einander an. Eine sagte: „Unsere Soldaten“ — nichts weiter. Und in jedem Gesicht war ein Ausdruck, der ungefähr dasselbe bedeutete.

„Unsere Soldaten“. Wie viel millionenmal geht an jedem Tage ein Gefühl durch die Herzen, daß sich in diesen Worten seinen ein-

fachen, vielumfassenden Ausdruck suchte. Was liegt alles darin! Die Liebe und Sorge für die, die uns persönlich nahe sind, aber doch noch viel mehr: ein Gefühl, das sie alle umfaßt, als Gesamtheit, als Heer. Stolz und Dankbarkeit und Beschämung über die eigene Sicherheit, ein so starkes Bedürfnis, irgendwie mittragen zu können, und ein so inniges Mitfühlen all der Mühseligkeiten und Beschwerden, bei denen so viele — ach, unerreichbare Gelegenheiten für Frauenhilfe wären!

Sonnabend, 12. Dezember.

Es ist ein glücklicher Gedanke gewesen, die vaterländischen Vorträge in der poesie- und erinnerungsvollen Herderkirche in Weimar zu veranstalten. Mit einem Orgelvorspiel und gemeinsamem Gesang nachher. Es ist schön, wenn die religiöse Bedeutung, die das Wort Vaterland für uns gewonnen hat, schon einfach in der Umgebung zum Ausdruck kommt.

Am Morgen war ich eine Stunde im Goethehaus. Man hat das anstoßende Gebäude mit dem Haus verbunden und dort die Sammlungen Goethes zum ersten Male aufgestellt. Der seltsamste Gegensatz zu dem, was uns jetzt erfüllt: der Eindruck dieses in sich reichen, nur aus eigenem Gut gespeisten, von keinem einzigen äußeren Ziel bedingten Lebens.

In der Einsamkeit und dem trüben Licht des regnerischen Wintermorgens standen die stummen Schätze dieses still und herrlich gefüllten Daseins da: die zahllosen Apparate zur Farbentheorie, die Schäufelsammlung, die Zeichnungen zur Morphologie der Pflanzen, die geliebten Steine, und mir schienen sie umklungen von dem Wort, mit dem der Alternde den Inhalt seines Lebens an trüben Wintertagen einst für Frau von Stein so schön beschrieb: „der ich, wie sonst in Sonnenferne, Im Stillen liebe, leide, lerne.“ Niemals habe ich so gefühlt, wie sehnlichsterregend schön und zugleich wie unmöglich für uns Heutigen die stille, große, in sich geschlossene Form dieses Daseins ist, wie stark wir anderen, gemeinsamen, außerhalb unserer selbst liegenden Zielen verpflichtet sind.

Sonntag, 13. Dezember.

Ein Leser macht im Anschluß an eine frühere Mitteilung der Heimatchronik über den Rückgang der Krankmeldungen bei den Kassen darauf aufmerksam, daß sich der Kriegszustand des Willens und der Selbstbeherrschung sogar bei den Gefangenen in einer erstaunlichen Abnahme der Krankmeldungen zeigt. Die „Mergl. Sachverständigenztg.“ teilt mit, daß sich bei den hiesigen Kriminalgefangenen nicht halb so viele krank melden, als im vorigen Jahr um dieselbe Jahreszeit. Unser Leser erinnert an Kants Schriftchen über die Macht des Gemütes, Krankheiten zu heilen.

Dem Zentrum ist seine Spekulation auf den Wahlkreis Donaueschingen mißglückt. Der nationalliberale Kandidat hat gesiegt. Die Herren werden jetzt auch sagen: hätten wir lieber die Ehre gerettet.

Die englischen Flieger warfen auf deutsche Soldaten Aufrufe herunter, die denen, die sich ergeben wollten, versprachen, daß sie von den Franzosen „in Städten mit einem milden Klima gut behandelt und reichlich versorgt werden“. Sehr bezeichnend für die Eöldnerauffassung und die Unkenntnis über den Geist des deutschen Heeres.

Montag, 14. Dezember.

Der „Vorwärts“ bringt — entsprechend der Forderung der Gewerkschaften — jetzt bemerkenswert mehr Berichte über die Sünden der ausländischen Genossen, zumal über die Entgleisungen des Herrn Vandervelde, und besleigt sich auch sonst etwas mehr der Zurückweisung von Erfindungen über deutsche „Greuel“, nachdem er sonst eifriger die von den anderen berichteten zurückwies. Die Feldpostbriefe von Parteigenossen, die der „Vorwärts“ veröffentlicht, zeigen durchweg ein schönes Durchdrungen von fester vaterländischer Gesinnung.

Ernst Troeltsch / Friede auf Erden

Wie ein Klang aus einer fremden Welt ertönt die christliche Weihnachtswortbotschaft inmitten des ungeheuren Kriegsgetöses und inmitten der auf die Zukunftsschicksale nervös gespannten Erwartung. Freilich ist die Fremdheit dieses Klanges durch diese Umstände nur schärfer und erschütternder zu Bewußtsein gebracht, als das sonst der Fall war. Die ganzen letzten Jahrzehnte waren schwanger vom Kriege, waren ein diplomatischer und wirtschaftlicher Krieg, eine Antwort auf jede Erschwerung der Lage durch neue Rüstungen. Die Politik und politische Schriftstellerei der ganzen Zeit drehte sich um die großen Ausbreitungsmöglichkeiten der Hauptvölker, um Behauptung gewonnener Stellungen, um Wiedereroberung verlorener, um Gewinnung neuer und Befestigung unsicherer. Die Politik ist aus dem äußerlich friedlichen, d. h. nicht-militärischen Stadium in das kriegerische übergegangen, um das bekannte, ungeheuer ernste Wort von Clausewitz zu gebrauchen. Die Kampfesstimmung und die Gegensätze selber waren immer vorhanden, und jedes Weihnachtsfest konnte derjenige, der diese Dinge kannte und sich nicht die Augen vor ihrer Bedeutung allzu gerne verschloß durch Erwartung einer krieglosen Schlichtung der Streitigkeiten, die Fremdheit jenes Klanges fühlen. Und das gilt nicht nur von den letzten Jahrzehnten, die für uns Deutsche die Behauptung und Sicherung der Reichsgründung sowie die wirtschaftliche Sicherstellung unserer ungeheuer gesteigerten Bevölkerungsmasse bedeuteten. Es galt in Wahrheit Jahr um Jahr, bis rückwärts zu dem Zeitpunkt, in den die christliche Sage jene Engelsbotschaft verlegt. Sie war immer ein Klang aus einer fremden Welt.

Als ein solcher war die Botschaft auch ursprünglich gemeint. Sie ertönt aus der oberen Welt des Himmels und geht an die Hirten, die klein und verachtet sind vor der Welt, nicht an die Könige und Feldherren, Beamten und Richter, großen Geschäftsleute und Gelehrten. Sie weist hin auf die Geburt des göttlichen Kindes, das auch aus einer anderen Welt, aus ebender selben Welt des Himmels, kam und seinen Gegensatz gegen diese Welt in der Armut und Verborgenheit seiner Geburt anzeigte. Hier kann sich niemand über die Fremdheit wundern, sie gehört zum Wesen der Sache und soll bleiben. Denn die Erlösung, die der in Bethlehäm Geborene bringt, ist eine Erlösung der Armen, Gedrückten, von der Welt Verachteten. Das Reich, das er bringt und verbürgt, soll im Gegensatz gegen die Weltreiche der Macht und Gewalt kommen unter ungeheuren Leiden als das Ende dieses Weltlaufs und als Beginn eines neuen Reiches des Friedens und der Liebe, in dem der Wille Gottes geschieht, wie er bis dahin nur geschieht bei den Engeln im Himmel. Treugläubige Christen, die die Erzählung ihrer Bibel wörtlich nehmen als Bericht von einer wirklich einmal dagewesenen Wundernacht, werden diese Fremdheit daher nicht allzu schwer ertragen und sich heute noch gerade an ihr erbauen, von der irdischen Not der Macht und Gewalt zum Wunderreich der himmlischen Heerscharen als ihrer eigentlichen Heimat und ihrem eigentlichen Ziel sich erheben. In großen Völker- und Weltkämpfen, wie den gegenwärtigen, werden sie den Gegensatz der sündigen Erdenwelt und der seligen Himmelswelt empfinden, auf die sie hoffen. Einer der größten Christen, Augustinus, lebte in einer Zeit ähnlichen allgemeinen Kampfes und alles ergreifender Erschütterung. Da hat er die Gläubigen in seinem großen Werke über den Gottesstaat, d. h. über das eigentliche Seligkeitsziel der Christen,

getröstet durch eine Vereinigung religiöser Lehre, ethischer Anweisung und geschichtsphilosophischer Weltorientierung. Dort hat er wohl unter christlichen Kaisern eine Staatsordnung der Liebe und des Friedens für möglich erklärt, aber an allen entscheidenden Stellen sich aus der hoffnungslosen Sündhaftigkeit des wilden und selbstvergötternden Menschentreibens in das himmlische Jerusalem, die eigentliche Stadt Gottes, zurückgezogen. Die römischen Patrioten hat er für Vergötterer des Endlichen und Irdischen erklärt und gerade ihren patriotischen Zug aus ihrem erdgebundenen Heidentum hergeleitet.

Es sind nicht allzu viele Christen der Gegenwart, die ihm und den alten Christen in dieser Deutung der Weihnachtswortbotschaft folgen. Sie finden es aber dann begreiflicherweise schwer, die fremde Welt des Himmels wirklich als auf Erden heimisch und als auf ihr sich auswirkend zu zeigen. Für sie wird die Fremdheit des Klanges ein Problem. Noch mehr aber ist dies der Fall bei denjenigen, die in jener Erzählung eine christliche Sage und lediglich ein überirdisches Symbol für eine auch von ihnen anerkannte höhere geistige Welt der Reinheit und Güte, der Völkergemeinschaft und Menschenliebe erblicken, die sie zuerst in den Formen der individuellen eigenen Volksgemeinschaft und darüber hinaus in der Gestaltung der Völkerbeziehungen zueinander verwirklicht sehen wollen. So wird die ungeheure Mehrzahl derjenigen denken, welche, wie einst unsere Vorfäter 1813, heute wiederum mächtig von einer alle hinreißenden und durchflutenden idealistisch-religiösen Erregung ergriffen sind. Sie werden mit dem großen nationalen Prediger von 1813, der in seinen „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters“, den „Reden an die deutsche Nation“ und der „Anweisung zum seligen Leben“ ungefähr daselbe tat und wollte, was Augustinus für seine Zeit getan und gewollt hatte, die religiöse Erhebung mit ihrem innerlichst versittlichten nationalen Lebenswillen verbinden wollen. Dann aber geht es wie bei Fichte. Sein Gedanke bewegte sich nicht in der Richtung auf den Himmel, sondern auf die Erde und ihre Kämpfe und Aufgaben: „Es waren die Apostel und überhaupt die ersten Christen durch ihren Glauben an den Himmel schon im Leben gänzlich über die Erde hinweggesetzt und die Angelegenheiten derselben, der Staat, irdisches Vaterland und Nation, waren von ihnen so gänzlich aufgegeben, daß sie dieselben auch sogar ihrer Beachtung nicht mehr würdigten. So möglich dies nun ist und so leicht auch dem Glauben, und so freudig auch man sich darein ergeben muß, wenn es einmal unabänderlich Gottes Wille ist, daß wir kein irdisches Vaterland mehr haben, so ist dies dennoch nicht der natürliche Zustand und die Regel des Weltganges, sondern es ist eine seltene Ausnahme. Der natürliche, nur im wahren Falle der Not aufzugebende Trieb des Menschen ist der, den Himmel schon auf Erden zu finden und ewig Dauerndes zu verfließen in sein irdisches Tagewerk, das Unvergängliche im Zeitlichen selbst zu pflanzen und zu erziehen.“ Das ist der Unterschied des heutigen religiösen Idealismus gegenüber dem spätantiken und altchristlichen. Auf diesen Gedanken beruht die Auffassung der Nation als einer „Hülle des Göttlichen“, als einer Individualisation der göttlichen Vernunft, für deren Behauptung und Sieg wir den Heldentod sterben sollen: alle die hohen Gefühle, die von Fichte und von 1813 her heute wieder unter uns lebendig sind und gegen 1813 noch einen neuen, lebendigeren, erregenderen Zug zu einer geistigen Neu- und Wiedergeburt des deutschen Menschen inmitten des Kampfes empfangen haben. Das Individuell-Deutsche leuchtet noch stärker vor unseren

Augen gegenüber all der Fülle von Haß und Verkennung, ist weniger noch als bei fichte Individualisation der göttlichen Vernunft überhaupt, ist uns der besonders von Gott gerade unserer Nation anvertraute geistige Gehalt, durch den wir auf unsere Weise wurzeln im göttlichen Geiste und unsere große Zukunftsaufgabe der Bildung zum wirklichen Deutschen empfangen.

So wird die Frömmigkeit der meisten, die nicht einfach dem Kirchenglauben folgen, empfinden und wohl auch eine große Zahl dieser letzteren selbst. Aber dann lebt in unserer Seele ein Ideal, das uns in alle realpolitischen Besonderheiten der Lage und alle zu ihrer Überwindung notwendigen Klugheiten verwickelt, das insbesondere aus sich selbst den Kampf, den Sieges- und Heldenvillen erzeugt. Für solche Frömmigkeit ist dann aber die Weihnachtbotschaft in tiefem innerlichem Sinne ein fremder Klang aus fremder Welt, fremder noch, als er fichte schien, der darin eine Auskunft für staatslose Zeiten und für völlig zertretene Völker sah, denen die normale Entfaltung des Göttlichen innerhalb des Irdischen von Gott versagt ist oder wird. Wir empfinden den Gegensatz tiefer. Für den Vernunftphilosophen und nationalen Propheten von 1813 war es ein und dieselbe allgemeine göttliche Weltvernunft, die hier nur den verschiedenen Lagen gemäß sich verschieden offenbart. Für uns ist es eine Spaltung und Spannung innerhalb des Göttlichen selbst: ein Göttliches im Geistesgehalte der Nation, für das wir kämpfen, töten und sterben, und ein Göttliches in der aller Welt überlegenen Gottgeborgenheit der Seele und in der Zusammenschmelzung aller Seelen zum Gottesreich des Friedens und der Liebe. Aus der ersten Göttlichkeit fließt das nationale Evangelium, aus der zweiten das Evangelium der Weihnacht.

Sollen wir um dieses Gegensatzes willen das Evangelium der Weihnacht den Kindern und den Weichmütigen überlassen? Ich glaube gerade, wo wir in dieser Weihnacht 1914 den Gegensatz erschütternd erleben, wie keiner von uns ihn je erlebt hat, da werden Unzählige erst recht das Tiefe, Große, Tröstende und Männlich-Stärke im Weihnachtsevangeli- um empfinden. Der Mensch geht nicht auf in Staat und Volk, und sein Glaube an Gott erschöpft sich nicht im Glauben an den göttlichen Gehalt des Volkstums und an den Sieg und die Rettung dieses Volkstums. Gott hält uns im Innersten unseres Wesens noch an einem ganz besonderen Faden, zieht uns aus Sorge, Wirrsal und Sünde auf ganz persönliche, niemand sonst etwas angehende Weise zu sich und gibt uns damit einen Halt in der Unendlichkeit des Universums und der Unbegreiflichkeit des Daseins, den wir auf keine andere Weise denn als Vertrauen zu einem lebendig-heiligen Gnadenwillen haben können. Und sobald wir uns selber so sehen, dann sehen wir auch im Mitmenschen nicht bloß den Volksgenossen oder den Volksfeind samt allen daran sich schließenden heldischen Forderungen nationaler Sittlichkeit, sondern die Menschenseele, die nach einem übermenschlichen Halt und Zusammenschluß sucht wie jeder von uns auch. Neulich schrieb mir ein feiner junger Mensch in einem Feldpostbrief: „Wo man hinblickt und auch was man fühlt und denkt, es ist, als ob der Glaube an das Reich Gottes und die Gotteskindschaft leise ausgeklungen und nun total von der Erde hinweggerückt sei. Ich meine oft, die Zeit des alten Israel, seine Ethik sei plötzlich im Volke, in unserem Heerhaufen lebendig geworden. Aber — als wir im Feuer standen und die Kugeln aus den Flinten und Maschinengewehren, die Granaten nur so prasselten, da ist man in manchen Augen-

blicken sich bewußt, daß man unmittelbar vor dem Tode steht. Denn rechts und links schreit einer auf, über Leichen rückt man vorwärts. In diesen Augenblicken braucht man einen so starken Trost, was man sonst niemals fühlt. Ich finde, daß man da einen starken christlichen Glauben braucht. Er gibt Kraft und Trost — man steht Gott ganz einsam gegenüber als Mensch!“

Ich meine, es bedarf nicht des Schlachtfeldes, um das zu empfinden. In unser aller Herzen lebt stündlich die Lebensgefahr der Nation. Wir tragen in uns den großen fichteschen Glauben, und gerade mitten in diesem Glauben suchen wir doch eine noch tiefere Wurzel unseres Wesens, die sich unmittelbar hineinsenkt in die göttliche Lebenstiefe und dort mit allen anderen Lebenswurzeln sich begegnet. Gerade indem wir die Fremdheit des Weihnachtsklanges empfinden, berührt er in dieser großen schreckensvollen Zeit uns innerlicher, tiefer und lebendiger als sonst. Es gibt noch eine höhere Welt als die Nation, und wer in jener Halt und Fuß hat, hält auch stand in dieser. Aus ihr quillt zugleich die Milderung und Einschränkung all der Leiden, die die nationalen Kämpfe mit sich bringen, und die Hoffnung besserer Zukunft, wo Heldentum und Liebe, Nation und Menschheit, Menschenkampf und Gottesfriede wenigstens etwas leichter den Weg zueinander finden. Je gewaltiger wir das nationale Evangelium in seinem religiösen und sittlichen Gehalt in dieser Sturmeszeit fühlen, um so höher richtet doch zugleich auch das Weihnachtsevangeli- um sich vor uns auf. Wir empfinden hier das Göttliche, und wir empfinden es dort. — Wir grübeln nicht über seine Vereinbarkeit, weil wir beide Male des Göttlichen unmittelbar gewiß sind und die Sorge um seine innere Einheit in sich selbst ihm selber überlassen. Wir haben den Gegensatz noch nie so empfunden, wie in dieser Weihnacht, und noch keine hat ihn praktisch in Unzähligen so siegreich überwunden. Dies ist unsere frömmste und heiligste Weihnacht seit langem, da sie wie keine bisher den Gegensatz auftritt und wie keine bisher eben dadurch die Gewißheit in die Seelen gießt, daß es einen Frieden Gottes gibt, in dem der Mensch erst wahrhaft sich selbst und damit auch den Bruder findet.

Adolf Deißmann / Kriegssynode

Die eigentümlichen Wechselwirkungen zwischen dem Krieg und dem religiösen Leben unserer deutschen protestantischen Kirchen konnte man deutlich bei einer kirchlichen Versammlung am 12. Dezember beobachten. In dem großen Sitzungssaal des Preussischen Herrenhauses zu Berlin wurde die 14. Synode der Provinz Brandenburg eröffnet. In diesem kirchlichen Parlament beraten über 150 Abgeordnete aus Groß-Berlin und der alten Stammprovinz der Hohenzollern über die wichtigsten Fragen des evangelischen Gemeindelebens. Bereits vor drei Jahren hatte ich als Abgeordneter der Berliner Theologischen Fakultät an der brandenburgischen Synode teilnehmen dürfen, und habe auch in früheren Jahren manchesmal in anderen Gegenden Deutschlands kirchlichen Synoden als Mitglied oder als Hörer beigewohnt. Eine solche Synode aber, wie ich sie gestern eröffnen sah, habe ich noch nicht erlebt, und sie wird wohl überhaupt die erste ihrer Art gewesen sein. Ich will in keiner Weise verhehlen, daß ich die Stellung ihrer Majorität nachher in einer wichtigen Einzelfrage nicht gebilligt habe. Um so

mehr aber muß ich anerkennen, daß die feierliche Eröffnung dieses Berliner kirchlichen Kriegsparlaments zu den großen Eindrücken dieser ganzen Zeit gehört.

Das würdige Schwarz, das sonst im Saale ausschließlich herrscht, sah man beim Eintritt der Mitglieder bald unterbrochen durch das schlichte Feldgrau, in dem eine ganze Anzahl von Synodalen dieses Mal erschienen waren. Eine größere Zahl von ihnen gehört dem Heere an, mehrere als Freiwillige. Die günstige Kriegslage hatte ihnen gestattet, für die Tagung der Synode Urlaub zu erhalten, und so sah man altbekannte Vorkämpfer unserer kirchlichen Bewegung dieses Mal im Ehrenkleide der deutschen Krieger.

Der Führer der Liberalen, Dr. Kraemer, erschien als Artillerie-Offizier; er war von einem unserer großen Ueungsplätze herbeigeeilt, wo er die massenhaft zu den Fahnen strömenden Freiwilligen ausbildet. Ein anderer Offizier, dem die Herzensgüte aus den Augen leuchtete, Synodalabgeordneter einer großen Industriestadt, konnte sich uns als Befehlshaber eines großen russischen Gefangenensagers vorstellen: ich mußte unwillkürlich denken, mit einem solchen „Väterchen“ werden die Söhne der Wolga und des Ural zufrieden sein. Aus der Feuerlinie an der Aisne war der mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnete Hauptmann Altmann herbeigeeilt, im Frieden ein hoher Beamter mit langem Titel, einer der besten Köpfe des preussischen Kultusministeriums; mindestens fünfzehn Jahre jünger hatte ihn der Krieg gemacht, und seine Beredsamkeit hatte nicht gelitten.

Am meisten aber fiel in die Augen der Präsident der Synode, als solcher durch Zuvor einmütig wiedererwählt, Graf von Arnim-Boitzenburg. Noch in verhältnismäßig jungen Jahren stehend, genießt die charaktervolle Persönlichkeit dieses märkischen Edelmanns unser allgemeinstes Vertrauen. Graf von Arnim erschien dieses Mal als Dragoneroffizier, ebenfalls geschmückt mit dem Eisernen Kreuz, das bei jeder Bewegung seiner elastischen Gestalt über seinem weißen Johanniterkreuz funkelnd vibrierte und uns das beste Symbol der heilig-ernsten Zeit war, in der wir zusammengetreten waren. Von Brüssel war der Graf zur Synode beurlaubt worden; er ist dort in hervorragender Stellung bei der Leitung der freiwilligen Krankenpflege tätig. Viele Tausende von Verwundeten habe er, so erzählte er in seiner Eröffnungsansprache, persönlich gesehen und gesprochen, aber ein Wort der Klage habe er von keinem einzigen vernommen. Die Stellung der Synode zum Kriege verdeutlichte der Graf durch das prachtvolle alttestamentliche Bild des während des Kampfes gegen die Amalekiter zu Gott betenden Moses; so habe jetzt die Heimat durch ihr Gebet die Kämpfer zu unterstützen. Als Graf von Arnim in dankbaren Worten unserer Gefallenen gedachte, sprach er von unserem Eigensinn. Der eine unserer Berliner Generalsuperintendenten, der der Synode am Tische der Kirchenregierung bewohnte, hatte Tags vorher durch die Nachricht vom Untergang der „Leipzig“ die Gewißheit erhalten, daß sein hoffnungsvoller Sohn, der Navigationsoffizier dieses Schiffes, den Heldentod erlitten habe; ein anderer Synodale beklagte den Hingang seines hochbegabten Neffen auf der „Scharnhorst“, und viele andere waren durch ähnliche Verluste schwer getroffen. So war bei uns eine Resonanz vorhanden für die feierlichen Worte unseres Präsidenten, wie sie stärker nicht gedacht werden konnte; wir alle erlebten, ohne Ausnahme, die tiefe seelische Bewegung, die der Krieg gebracht hat, an uns selbst.

Und nun erhob sich ein anderer Offizier: der von der Aisne herbeigeeilte Synodale Altmann. Er hatte eine Bot-

schaft des kommandierenden Generals des im Westen kämpfenden brandenburgischen Armeekorps an die brandenburgische Synode zu übermitteln. Das war ein Novum, in keiner Geschäftsordnung und in keinem Synodalstatut vorgesehen, ein reiner Akt des „Militarismus“, aber eines Militarismus, der ebenso menschlich schön wie christlich fein empfindet. Wir Brandenburger denken, so ließ der General der Synode bestellen, an der Kampfesfront an unsere heimatliche Kirche, und als vor vierzehn Tagen an der Aisne eine ungeheure Zahl von Soldaten aus Berlin und der Provinz sich zur Abendmahlsfeier beim Feldgottesdienst des ersten Advent drängte, da ist der in Friedenszeiten ja mitunter etwas undeutliche Zusammenhang des Heeres und der Kirche in wunderbarer Kraft in die Erscheinung getreten. Dieser Advent 1914, so schloß der Synodale Altmann die in unsynodal-militärischer Knappheit vorgetragene Botschaft, hat gezeigt, daß Gott unserem Volk näher gekommen ist, als jemals zuvor: möge dieser Advent ein dauernder sein!

Der Dank der Synode, die diesen tapferfrommen Gruß aus der Front mit tiefer Bewegung aufnahm, war das Gelöbnis an die brandenburgischen Krieger, daß die Heimat auch ihrerseits alles daransetzen werde, bis in dem uns aufgezwungenen Kampfe ein ehrenvoller Friede errungen sei.

Kriegssynode! Eine unvergeßliche Stunde!

Als nachher die Feldgrauen schwiegen, war es ja wieder eine Friedenssynode mit einigen der Erscheinungen, die die Synoden unbrüderlich und den Frieden unfriedlich machen. Aber die Freude an dem frischen Hauch männlicher Frömmigkeit, der sie eröffnete, lasse ich mir nicht nehmen; er war mir eine Verheißung, daß die lebendig gewordenen seelischen Kräfte dieser Kriegszeit im Volke lebendig bleiben werden.

Theodor Heuß / Lujo Brentano

Darf man in einer Zeit, die den einzelnen auslöscht vor der Massentatsache Volk, die die Verlustlisten mit Hunderten von jungen Namen füllt, an die sich kommende Erwartungen geschlossen hatten, Jubiläen feiern? Darf man, solange die unmittelbare Kriegstüchtigkeit und militärische Verwendbarkeit zum Maß aller Dinge geworden ist, von Tagesberichten und Schlachtenschilderungen sich wegwenden, um auf die Wissenschaft, auf einen Gelehrten zu blicken?

Wir, seine Schüler, hätten uns für die Feier von Brentanos 70. Geburtstag am 18. Dezember einen anderen zeitlichen Rahmen gewünscht. Wir hofften, mit unserem Dank und unserer Verehrung vor ihn hintreten zu können, um das auszusprechen, was seine Wissenschaft und seine Persönlichkeit uns und dem deutschen Volk wert gilt.

Aber wenn der Krieg nur geführt werden kann, militärisch und wirtschaftlich, mit dem, was der Frieden gearbeitet hat, und wenn sein Ziel nur dies sein kann, künftiger Friedensarbeit gesicherte Möglichkeiten zu schaffen, dann darf und muß eines Mannes gedacht werden, dessen Wirken so unauslöschbar in das Gesicht des neuen Deutschland geschrieben ist.

Brentano gehört der deutschen Politik so gut wie der deutschen Wissenschaft: er ist nicht nur ein Erkennender, sondern auch ein Wollender. Oft genug hat er das Arbeitsfeld des methodischen Gelehrten verlassen und sein ganzes Temperament, Angriffslust und Abwehrkraft, in die Tageskämpfe geworfen. Sein Name war dort bisweilen, in den Zollfragen, in der Sozialpolitik, das Lösungswort des Streites.

Ein Feind des Kompromisses wurde er zum Anwalt der Idee, ein Wegbereiter und ein Warner. Es entsprach seiner Natur, nach letzten Formulierungen zu suchen, die Tagesentscheidungen in die Verbindlichkeit der allgemeinen Entwicklung zu stellen. Dies mußte ihn in der wirtschaftlichen und allgemeinen Politik vor manche Enttäuschung führen; aber die Leidenschaft seines Denkens und das Ethos seiner Überzeugungen bewahrte ihn vor Resignation! Wenn er, ungeachtet des kräftigen historischen Einschlags, als einer der vornehmsten Pfleger der Ueberlieferungen der „klassischen“ Volkswirtschaftslehre, der englischen liberalen Ökonomie gelten darf, so teilt er mit jenen Klassikern eine ethische Sicherung der Lehre.

Das wissenschaftliche Arbeitsgebiet Brentanos ist mannigfaltig genug; größere Arbeiten gehören dem bäuerlichen Erbrecht und der Handelspolitik, aber die tiefsten Furchen zog seine Arbeit in der Behandlung der sozialen Fragen, insonderheit der wirtschaftlichen Arbeiterverbände. Brentano ist der Theoretiker des Gewerkschaftsgedankens; seine ersten Arbeiten, jetzt mehr als vierzig Jahre zurückliegend, enthalten schon im Keim mit wunderbarer Klarheit und Sicherheit alles das, was das riesenhaft wachsende Problem im Lauf der Jahrzehnte an neuer Fragestellung heraufführte.

Die Lehre von Marx und die Propaganda von Lassalle hatten die Harmlosigkeit zerstört, mit der die Wissenschaft und die Öffentlichkeit die industrielle Lohnarbeiterfrage heranwachsen ließen. Ein Vakuum entstand. Brentano hat die innere Unsicherheit und Verwirrung beseitigt. Er war als junger Gelehrter nach England gefahren und hatte die Geschichte und Technik der Trade Unions betrachtet und sie mit den Wirtschaftsverbänden verglichen, die die Geschichte kennt. So entstanden seine „Arbeitergilden der Gegenwart“ und mit diesem Buch eine Wandlung und Festigung der sozialpolitischen Meinungen der deutschen Wissenschaft. Im Rahmen des eben gegründeten „Vereins für Sozialpolitik“ wuchs die neue Erkenntnis, von ihm aus befruchtete sie die Wissenschaft, die Gesetzgebung, die unmittelbare Praxis.

Mit größter Unbefangenheit, unbekümmert um die Schwankungen der öffentlichen Meinung, stand Brentano zu seinen sozialpolitischen Forderungen, und er machte sich wenig daraus, als wachsend und stärker die Gegenströmungen aus der schweren Industrie sich zu unmittelbaren, oft heftigen und häßlichen Angriffen gegen seine Person verdichteten. Heute versinkt all das zur vollkommenen Gleichgültigkeit. Denn durch nichts sind die Vertreter einer energischen Sozialpolitik so gerechtfertigt als durch diesen Krieg. Was hat uns, dem industrialisierten Lande, den schier unerschöpflichen Vorrat an felddiensttauglichen Männern gesichert, wenn nicht die gesundheitliche, wirtschaftliche, intellektuelle Aufwärtsbewegung der deutschen Arbeiterschaft? Wieviel schwieriger würden die Aufrechterhaltung des inneren Wirtschaftslebens und die Kriegsfürsorge sein, wenn wir heute des festen Gerippes der starken Arbeiterverbände entbehren müßten? Und wie eine im Winde verhallte Anekdote erscheint uns jetzt der Vorwurf, unsere Sozialpolitik, unsere Lohnkämpfe beraubten uns der Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt, in einem Zeitpunkt, da der Weltmarkt aufgehört hat und die Arbeiterschaft darum mit der Waffe kämpfen muß, ihn später wieder versorgen zu können.

Weit und tief war Brentanos Wirkung in einem an Arbeit und Kampf reichen Leben, am tiefsten bei denen, die als Schüler zu seinen Füßen saßen und seiner freundschaftlichen Fürsorge teilhaftig wurden. Vor ihren Augen steht er

nicht nur als einer der glänzendsten Hochschullehrer, dessen unpathetische Sachlichkeit und künstlerische Klarheit des Vortrags durch Wiß und Geist gekrönt ist, als Publizist von lebhafter Eindringlichkeit des Vortrags — sie bewahren den Eindruck seiner Persönlichkeit, seines kämpferischen Temperaments und seiner dem Kleinen abholden Menschlichkeit.

Der Glückwunsch, der seinen 70. Geburtstag feiert, ist ein Dank und ein Gelöbnis der Treue.

Die Verteidigung von Kiautschau / Von einem Amerikaner

Der vorliegende Artikel ist am 5. November, also kurz vor der Einnahme von Tientsin, in der New-yorker Tageszeitung „The Evening Sun“ erschienen. Herr Professor D. Walter Rauschenbusch in Rochester, N. Y. hat ihn uns überandt als ein Beispiel dafür, daß die amerikanische Presse doch nicht ohne jede Ausnahme auf Seiten des Dreiverbandes steht.

Während die Schlachten in Flandern und Polen die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich ziehen, weisen die Nachrichten aus dem fernem Osten auf das herannahende Ende einer der glänzendsten Waffentaten, der Verteidigung von Kiautschau hin. Keiner von all den Berichten über das Heldentum und die Aufopferung der Deutschen oder auch anderer Soldaten im großen Krieg wird sicherer lebendig bleiben als die Kunde von der langausgedehnten Verteidigung einer Festung nicht gegen eine Armee oder Flotte, sondern gegen eine Nation. Kiautschau ist ein viel geeigneterer Maßstab für den Geist des deutschen Heeres als irgendeine europäische Schlacht. Wohl hat der Heldennut, mit dem die Jungmannschaften am Pierstrande den ihnen entgegenstarrenden Kanonen und Maschinengewehren entgegentürmten, die Anerkennung des britischen Berichterstatters der täglichen Schlachtereignisse gefunden. Aber hinter dieser Jungmannschaft stand die ganze Wucht der deutschen Militärmacht; eben errungener Sieg und die Erwartung bevorstehenden entscheidenden Erfolgs spornten sie an.

Für die Verteidiger von Kiautschau fehlte diese treibende Kraft völlig. Von dem Augenblick an, wo Japan mit seinen großen Hilfsquellen, seiner Armee, die Rußland besiegt, seiner Flotte, die es zur Herrin des Ostens gemacht hatte, sich auf die Seite der Verbündeten schlug, war das Schicksal von Kiautschau entschieden. Es war nur noch eine mathematische Frage, diese Verteidigung ins Ungewisse hinein; die Frage lautete: „Wie lange können einige tausend Deutsche, ohne Hoffnung auf Rettung, in der Gewißheit, daß weder Hilfsmittel noch Hilstruppen sie erreichen können, ihre Flagge wehen lassen angesichts der Militärmacht einer Nation, die größer ist als Frankreich und kürzlich aus einem gewaltigen Krieg siegreich hervorgegangen war?“

Bei so ungleichem Kampfe hätte man erwarten können, daß außer den wenigen Soldaten, die tatsächlich mit der Durchführung der Aufgabe betraut wurden, alle entwichen wären und daß jene wenigen sich mit einem formalen, kurzen und ehrenhaften Widerstand und dann einer Uebergabe begnügt hätten, die weder an ihrem Mut Zweifel gelassen noch ihrer Fahne Schande gebracht hätte. Aber kein derartiger Gedanke kam den Deutschen des Ostens in den Sinn. Noch ehe die Einschließung durch Japan begann, erzählten uns beiläufige Korrespondenzen

dabon, wie aus den entferntesten Winkeln und den abgelegenen Gegenden Asiens deutsche Männer nach Kiautschau eilten. Das waren keine Soldaten, sondern Zivilisten. Das waren keine Knaben, für die die Aussicht auf eine Schlacht, mag sie noch so hoffnungslos sein, ein genügender Antrieb ist. Nein, jung und alt, Schwache und Starke, bewegte sich eine Flut von Menschen nach dem bedrohten deutschen Hafen hin, ihrem einzigen Platz an der asiatischen Sonne. Die meisten dieser Männer waren alt genug und hatten genügend Lebenserfahrung, um genau zu wissen, was geschehen würde. Kiautschau war kein Port Arthur. Die Besatzung betrug nicht ein Zehntel von der, die Stoessel in seiner russischen Festung hatte. Monatslang konnte Stoessel auf Entsatz hoffen, und er tat es. Aber Port Arthur fiel. Die starken Forts, die die Berge der Halbinsel Kwangtung krönten, wurden zu Staub zermalmt; Hunderttausende von Japanern stürmten unwiderstehlich dem Siege, viele auch dem sicheren Tode entgegen.

All das wußten die Deutschen im fernen Osten. Wenn einmal die japanischen Heerscharen sie eingeschlossen hatten, wenn die japanischen Armeekorps vom Westen herangekommen waren und japanische Geschwader die Bucht gesperrt hatten, dann war nichts mehr zu erwarten als das langsame, regelrechte, unvermeidliche Vorrücken des Feindes, das Zusammenstießen von nutzlosen Befestigungen. Trotz alledem, trotz des gewissen Untergangs, der augenscheinlichen Todesgefahr gaben die Deutschen Asiens ohne Zögern eine einmütige Antwort.

Und jetzt flattert noch immer, nach zwei Monaten, die Fahne des deutschen Kaiserreiches auf den Wällen von Kiautschau. Tag für Tag sind japanische Truppen näher herangerückt. Einer Besatzung gegenüber hat ein Volk unausbleibliche Fortschritte errungen. Aber nur langsam. Tag für Tag haben die Depeschen aus Tokio von neuen Zerstörungen der Verteidigungswerke berichtet, von näherem Herankommen an den Kernpunkt des deutschen Widerstandes, und doch hat bis zu dieser Stunde die Handvoll Menschen gegen eine Nation sich behauptet. Heute ist der Funkpruch von Kiautschau verstummt, und die chinesischen Städte hören nichts mehr von den Verteidigern, aber Kiautschau scheint auch jetzt noch nicht eingenommen zu sein.

Die moralische Einschätzung der Verteidigung von Kiautschau kann gar nicht hoch genug greifen, denn sie spiegelt den Geist und die Entschlossenheit eines großen Volkes wieder. Britische Staatsmänner und Zeitungen haben mit innerer Genugtuung der Welt erklärt, daß Großbritannien Krieg führt, um das deutsche Volk vom Militarismus zu erretten, um den unterdrückten Deutschen Freiheit zu bringen. Gab es je eine treffendere und vernichtendere Antwort auf solches Geschwätz als die, die von Kiautschau gegeben wurde, wo die Deutschen einem Rufe nicht zur Schlacht, sondern zum Untergang Folge leisteten, einer Aufforderung nicht zur Möglichkeit eines Sieges, sondern zur unvermeidlichen Niederlage und Vernichtung?

In Europa steht die Masse der deutschen Macht noch unerschüttert. Deutsche Heere stehen im Osten wie im Westen auf feindlichem Boden. Die große Ueberlieferung preußischer Unbesiegbarkeit ist wohl erschüttert, aber nicht zerstört worden. Die große Heeresmaschine behält im eigenen Lande die Oberhand und ist auch aus Frankreich und Belgien nicht zu vertreiben. Aber nur wer blind sein will, kann sich über die Tatsache wagtäuschen, daß es nicht „die Maschine“ ist, die Deutschland in dem noch andauernden Angriff stark macht. Die Lieder der Jungmannschaft von 1914 sind nur das Echo der Lieder jener anderen Jünglinge von 1813 und 1814, die Europa von

Napoleon befreiten und Deutschland vor völliger Unterjochung retteten. Es wird wohl keinen Menschen geben, der aufrichtig glaubt, das deutsche Phänomen, das Europa heute ausfüllt, stelle etwas anderes dar als den vollen, in sich gefestigten, einheitlichen Entschluß einer ganzen Nation.

Es ist auch nicht der deutsche Mann, dessen Mut am auffälligsten hervortritt in den spärlichen Berichten, die aus Deutschland zu uns gelangen. Wie die Frauen unseres Bundeslandes unsiegerbaren Geist und unerschütterliche Hingabe bis zum Ende und über das Ende hinaus bewahrten, so ist es auch jetzt augenscheinlich, daß die deutschen Frauen alles geben, was in ihrer Macht liegt. Wir hören von Müttern, die vier Söhne an die Front geschickt haben und bebauern, daß sie nicht mehr hinschicken können. Alle Beobachter, ob sie nun schwankend sind in ihren Sympathien, oder ob sie keine Sympathien haben in diesem Weltkrieg, müssen sich sagen, daß hier ein ganzes Volk, weil es um seine Existenz zu kämpfen glaubt, einen Kampf führt, wie ihn Nationen und Rassen nur führen, wenn sie rückhaltlos sich in die Schlacht stürzen ohne jede Frage und ohne jeden Zweifel, voller Vertrauen auf den Sieg, aber in der festen Ueberzeugung, daß es keinen ehrenhaften Weg für sie gibt außer dem Kampf, ob sie nun siegen oder sterben. Die Verteidigung von Kiautschau ist vielleicht das treffendste Beispiel für diesen Geist. Wenn diese Männer, die ihr Leben hoffnungslos und vom militärischen Standpunkt aus nutzlos hingeben, der Welt eine deutlichere Vorstellung von dem Geist vermitteln, der das deutsche Volk besetzt, dem Geist, ohne den sie der Zukunft nicht furchtlos ins Auge sehen noch den ungleichen Kampf standhaft fortsetzen könnten — wenn ihnen das gelingt, dann werden sie ebensoviel für ihre Landsleute getan haben wie jene, die Sedan einnahmen oder jene, die dem Kanonendonner von Waterloo entgegenmarschierten.

Heinrich Meyer-Benfes / Detlev v. Liliencron

Detlev v. Liliencron. Sein Leben und seine Werke. Von Heinrich Spiero. Mit 68 Bildern. Verlegt bei Schuster & Seifert in Berlin und Leipzig 1913. 380 S. 8 M. (in Halbbogen 10 M.).

Es hat lange gedauert, bis Liliencron den Platz in der deutschen Literatur erlangt hat, der ihm als dem Erneuerer der Lyrik und dem ersten Meister der modernen Dichtung zukommt und heute von niemand bestritten wird. Das erklärt sich leicht aus dem trostlosen Zustande unseres literarischen Lebens zur Zeit seines ersten Auftretens (1883); hat doch das allgemeine Geschmacksniveau in Deutschland seit Lessing niemals tiefer gestanden als in den ersten Jahrzehnten des neuen Reiches. Aber Liliencron wäre zu jeder Zeit eine ungewöhnliche, für sich stehende und daher von rascher, breiter Wirkung ausgeglichene Erscheinung gewesen. Auch heute, wo die neue Richtung, die ihn zuerst auf den Schild erhob, ihre Wirkung getan hat, sehen wir ihn als isolierten Vergleicher aus der Niederung aufragen, ohne Zusammenhang mit den kleineren Hügeln, die ihn damals zu umrahmen, zu tragen schienen. Freilich ist Liliencrons Dichtung ausgesprochen modern, moderner als das Werk irgendeines Zeitgenossen. Aber sie ist es nur in dem Sinne unbedingter Originalität, des unmittelbaren Herausbauens aus ihrem Naturboden, nicht in dem einer besonderen Richtung. Sie ist durchaus persönlich und eigenen Rechtes und sträubt sich gegen jede Einordnung in eine Gruppe oder Zeitströmung. Daher blieb sie auch vom Wechsel der literarischen Richtungen und Moden unberührt, und ihre Wirkung ist stetig gewachsen, während fast alles, was mit ihr zugleich auf den Schauplatz trat und damals als modern galt, heute vergessen und erledigt ist, so gut wie das Epigontum, das es bekämpfte.

Wenn schon der Dichter Liliencron in seiner Zeit für sich steht, so gilt das für den Menschen noch in anderer Weise. Jenen empfinden wir als entschieden modern; dieser dagegen erscheint völlig unmodern und verblüffend unzeitgemäß. Ein ursprünglicher Mensch von einer erstaunlichen seelischen Einfachheit, ein reiner, ganz dem Augenblick hingegebener Sinnenmensch, auf Krieg, Jagd und leichtes Liebesglück gestellt, was von jeher und überall das Leben des rechten Junkers erfüllte — es ist, als ob auf einmal ein homerischer Grieche unter uns träte. Freilich verband er nun damit alle Verfeinerung und bewußte Kultur der Sinnlichkeit, die das unterscheidende Vorrecht des modernen Künstlers ist und die, wenn wir von Annette v. Droste-Hülshoff absehen, durch ihn zuerst der deutschen Lyrik gewonnen wurde. Und dadurch ist denn auch der Gesamt-Liliencron eine eigentümlich komplizierte und keineswegs leicht zu erfassende Erscheinung geworden.

Wie unmodern Liliencron ist, erhellt vielleicht am deutlichsten seine völlige Unberührtheit von dem, was seine Zeitgenossen am allgemeinsten und tiefsten bewegte und der „modernen“, naturalistischen Literatur inhaltlich ihr Gepräge gibt: von der sozialen Frage. Für ihn existieren die Probleme des Kapitalismus und Sozialismus nicht. Er sieht in voller Unbefangenheit die Welt mit den Augen des „Barons“; das Reich des Proletariats mit seinen besonderen Lebensbedingungen bleibt außerhalb seines Gesichtskreises. Dabei ist kein Ständeshochmut, keine Verachtung der „kleinen Leute“ im Spiel. Wo er mit dem Volke zu tun hat, im Leben und Dichten, bewahrt er stets die freie Menschlichkeit, echte Herzengüte und innere Bornchtheit, die ihn so liebenswert macht. Aber die ständische Gliederung der Gesellschaft ist die selbstverständliche Grundlage seiner Weltanschauung, sein eigenes Lebensideal stellt sich ihm ausschließlich in der Gestalt eines adeligen Gutsbesizers dar, und das Verhalten eines solchen zum Volke ist für ihn charakterisiert durch Wohlthätigkeit und Freigebigkeit, durch menschliche Teilnahme und Hilfsbereitschaft und durch Auspenden mit offener Hand, wie der Zufall und die Stimmung des Augenblicks Anlaß geben. — Ebenso unmodern, wie in dem, was ihm fehlt, ist Liliencron in dem, was positiv seine stärkste und persönlichste Note ist: seiner Begeisterung für Krieg und Soldatenleben. Die große, moderne Kunst aller europäischen Völker ist im allgemeinen dem Kriege abgeneigt; sie stellt ihn mit einer bisher nicht gekannten Echtheit und Eindringlichkeit dar in seinem Schrecken, seinem Widerspruch mit der Gefühlswelt des Kulturmenschen und erweckt Gefühle des Entsetzens und Abscheus gegen ihn. Für Liliencron ist der Krieg höchster Lebensstimm und Lebensgenuß.

„Und Trommeln und Pfeifen, das war mein Klang,
Und Trommeln und Pfeifen, Soldatengejang,
Ihr Trommeln und Pfeifen, mein Lebenslang
Hoch Kaiser und Heer!“

Gerade hier offenbart sich das Unzeitliche, Urzeitliche seines Fühlens besonders augenfällig. Bei Liliencron ist die Kriegsbegeisterung nicht aus einem Gefühl unerträglichen Drucks herausgeboren wie 1813, ebenso wenig aus der Einsicht in weltpolitische Notwendigkeiten, die uns heute den Willen zum Kriege gibt. Freilich steht dahinter eine starke leidenschaftliche Vaterlandsliebe, aber auch diese hat ein eigentümlich urweltliches Gesicht. Sie ist weder Nationalgefühl noch Staatsgefühl, sondern vor allem persönliche Anhänglichkeit an den Herrscher, allgemeiner Mannentum, die der Kern von Liliencrons politischem Bekenntnis ist:

„Doch ruft mich der Kaiser in Not und Gefahr,
Ich entstürze dem Haus mit gestäubtem Haar,
Bin um ihn, wenn er von Feinden umdrängt“ usw.
(Cincinnatus.)

Deshalb kommt dann die Liebe zur heimatischen Natur, zur Scholle, wie sie etwa in „Tod in Mehren“ ergreifend schlichten und innigen Ausdruck gefunden. Aber Liliencron liebt das Soldatenleben und ganz besonders den Krieg nicht nur aus patriotischem Empfinden, sondern auch um ihrer selbst willen, er liebt den Krieg als die ursprünglichste, sinnlichste Lebensform in unserer naturentfremdeten Zeit. Die Spannung aller Sehnen und Nerven im

Kampfe, das Wechselreiche und Abenteuerliche der äußeren Situation, das rasche Tempo des Lebens, die fieberhafte Erregung, die zugleich sichere Geistesgegenwart und Selbstregierung erheischt, das ist Leben, wie es der Stubenmensch nicht kennt, und der Genuß des Lebens wird durch die beständige Todesnähe auf den höchsten Grad getrieben. So empfindet Liliencron den Krieg, so lebt die Poesie des Krieges in seinen Kriegsnovellen, diesen Meisterstücken impressionistischer Erzählungskunst.

Der Krieg ist das Hauptthema von Liliencrons Dichten. Es beherrscht seine Lyrik — nur seine Naturdichtung steht gleichbedeutend nach Umfang und Wert daneben. Auch seine Balladendichtung erzählt zumeist von Kampf und Blutvergießen. Und von allem, was er neben der Lyrik geschaffen, haben nur seine Kriegsnovellen dichterischen Vollgehalt und bleibende Bedeutung. Er ist der Kriegsfänger wie kein anderer moderner Dichter. Seine Kunst ist eine nachgeborene Frucht des Deutsch-Französischen Krieges, die einzige vollwertige dichterische Frucht, die wir diesem verdanken. Deshalb mußte sie wohl zuerst fremd erscheinen und unverstanden bleiben in einer ganz anderen Aufgaben zugewandten Zeit. Erst heute ist sie wahrhaft zeitgemäß geworden und kann ihre ganze Kraft entfalten. Erst heute ist die eigentliche Zeit für Liliencron gekommen — nicht für seine Anerkennung, die steht längst fest, aber erst heute wird ihm das höchste Glück, in seinem persönlichen Empfinden Repräsentant des allgemeinen Volksgefühls zu sein. Heute ist kein patriotischer Vortragsabend denkbar, in dem Liliencrons Gedichte nicht den Kern und die Krone des Programms bilden.

Bei einem Dichter, der sich in seiner Kunst so persönlich gibt — das Vorrecht und die Tugend des geborenen Lyrikers —, und der als Persönlichkeit so stark von dem gewöhnlichen Typus der literarischen Zeitgenossen abweicht, ist es natürlich sehr reizvoll, einen Blick in sein Privatleben zu tun. Dies ist uns jetzt erschlossen durch das Buch, das diese Zeiten veranlaßt hat. Es ist gerade zur rechten Zeit gekommen und wird vielen eine willkommene Gabe sein. Der treffliche Hamburger Literaturhistoriker und Dichter, der seinem Helden in dessen letzter Zeit freundschaftlich nahe stand, war wie kein anderer zu dieser Arbeit berufen. Er hat damit ein Werk geschaffen, das nicht nur die echte wirkliche Liliencron-Biographie ist, sondern zugleich so weit als abschließend gelten kann, wie dies heute schon möglich ist. Es wird auf lange hinaus die Liliencron-Biographie sein und immer die Grundlage unseres Wissens um Liliencron bleiben. Wer den stattlichen Großoktauband von 580 Seiten, wovon die eigentliche Darstellung 480 einnimmt — die letzten 100 kommen auf die „Nachweise“, Bücherkunde, Beilagen, Abbildungen und Namenverzeichnis —, zuerst zur Hand nimmt, wird vielleicht zunächst vor dem Umfang erschrecken, sich jedoch bald überzeugen, daß hier ein gewaltiger Stoff in vergleichsweise knapper und geschmackvoller Darstellung, ohne gelehrte Schwerfälligkeit, vorgelegt ist. Der Umfang erklärt sich daher, daß das Buch mehrfache Aufgaben zu erfüllen hat. Zunächst galt es, aus Briefen und aus Mitteilungen der Freunde, Kameraden, Vorgesetzten Liliencrons das Material für seine Lebensgeschichte zu beschaffen, eine ausgedehnte und schwierige Arbeit (die Liste der Personen, von denen Spiro Erkundigungen einzog, nimmt mehr als eine Seite ein), die um so nötiger war, als von Jahr zu Jahr lebendige Kunde verloren geht. Spiro bietet jedoch nichts weniger als eine Sammlung von Rohmaterial; er hat alles zu einer ruhig abgewogenen und wohlüberlegten Darstellung verarbeitet, aus der kein starkes Temperament, aber eine warme Verehrung und innige Vertrautheit mit dem Gegenstande spricht. Sehr wohlthuend berührt der Taft, mit dem Spiro manche heißen Punkte im Leben seines Helden berührt, unergiebig für Klatschsucht, ausreichend für den, der Liliencrons Wesen in seiner Totalität verstehen möchte. Aber das Leben ist nur eine Hälfte des Gegenstandes. Daneben werden die Werke, sowohl die Gedichtbände wie die größeren Dichtungen, einer sorgfältigen Analyse und feinsinnigen Würdigung unterzogen. Hier sind besonders die Darstellungen des Werdens einzelner Gedichte, die Mitteilungen älterer Fassungen und Lesarten und die Begründung der Änderungen des Dichters höchst interessant und belehrend. Auch damit ist die Aufgabe, die sich Spiro gestellt hat, noch nicht er-

schöpft. Er stellt den Menschen wie den Dichter nicht als isolierte Erscheinung hin, sondern zeichnet um beide den Rahmen, in dem sich ihr Werden und Wirken abspielt, und stellt sie in ihre geschichtlichen Zusammenhänge. Ein breit ausgeführtes Bild der schleswig-holsteinischen Landschaft, in dem auch ein literaturgeschichtlicher Ueberblick nicht fehlt, eröffnet das Buch. Auch Liliencrons Mainzer Aufenthalt wird durch eine kurze Geschichte der Stadt und Garnison eingeleitet. Der Betrachtung des ersten Liliencron'schen Gedichtbandes, der „Adjutantenritte“, gehen zwei literarhistorische Kapitel voraus, die in raschem Fluge „die Entwicklung der neueren deutschen Lyrik“ und „das deutsche Schrifttum nach der Reichsgründung“ durchmustern. Man kann fragen, ob das nicht etwas weit geht, wird sich aber gern von einem fachkundigen Führer belehren lassen. Um so mehr, als die sorgfältige und geschmackvolle Pflege der Sprache das Lesen zum Genuß macht. Namentlich wird es heute Beifall finden, daß Epiero konsequent den Gebrauch von Fremdwörtern, selbst von so geläufigen, wie Literatur, meidet und sie durch Wörter deutschen Ursprungs, teilweise durch eigene glückliche Neubildungen ersetzt.

Wenn der unbefangene Leser, der sich an Liliencrons Dichtungen erfreut hat, zum erstenmal von seinen äußeren Lebensumständen hört, so erlebt er wohl eine schmerzliche Ueberraschung. Denn er bringt von den Gedichten ein gewisses Bild mit, das vor nicht langer Zeit noch die allgemein herrschende Vorstellung von Liliencron war und ungefähr so aussieht: ein glücklicher Augenblicks- und Sinnesmensch, in Kampf und Liebe entschlossen zugreifend, leichtsinniger Genießer, Verschwender und Schuldenmacher, schneidiger Soldat, Naturbummel, ein großes Kind und ein rechter Junker, der nebenbei mühelos Gedichte aus dem Aermel schüttelt, immer aus dem Vollen schöpft und frisch draußlosgeht im Leben und im Dichten. Hat er sich doch selbst als „Bruder Lieberlich“ dargestellt, und in Gedichten wie in den größeren epischen Dichtungen kostümiert er sich gern als vornehmen Gutsherrn inmitten weiter Heideflächen, der bald als einsamer „Heidegänger“, bald als gästefroher Wirt und „Wägen“ deutscher Dichter lebt. Gegen dies Vorstellungsbild, das er doch selbst hervorgerufen, hat Liliencron lebenslang unwillig und erfolglos angekämpft. Allerdings sah die Wirklichkeit sehr anders aus. Gerade in der Zeit seines fruchtbaren Schaffens mußte er in engen Wuden in Kellinghusen und Altona hocken, in bitterstem Mangel und quälender Einsamkeit; konnte oft keine Briefe schreiben, weil Papier fehlte, zeichnete seine Gedichte auf den sonderbarsten Fetzen auf und mußte die Niederschrift eines Dramas abbrechen, weil die vor Kälte erstarren Finger die Feder nicht führen konnten. Auch seine Gedichte wurden ihm nicht im Schlafe geschenkt. Er hat seine Kunst stets sehr ernst genommen, hat umfassende Literaturstudien getrieben und an seinen Dichtungen unermüdlich geändert und gefeilt. Ein echter Dichter ist eben notwendig mehr als ein harmloser Naturbursch. Und dennoch haftet jene Vorstellung nicht ohne Grund so unauslöschlich; wenn sie auch der Wirklichkeit nicht entspricht, so enthält sie eine tiefere Wahrheit. Denn seinem inneren Wesen, seiner seelischen Artung nach war Liliencron allerdings jenem Wilde gemäß, so war er angelegt, und so hätte auch seine äußere Existenz sein müssen, wenn er ganz er selbst sein sollte. Auch seiner Abkunft nach war er eigentlich zu solchem Leben bestimmt. Er war der Sproß eines begüterten holsteinischen Adelsgeschlechtes; aber der Großvater hatte eine Leibeigene geheiratet, und dadurch waren seine Nachkommen von den Familiensidealkommissionen ausgeschlossen. So wuchs Ditlev in beidenseits Verhältnissen auf und war dauernd von dem ihm eigentlich gemäßen Lebenskreise getrennt. Das liegt als dunkler Schatten über seinem Leben. Soweit es unter diesen Umständen möglich, hat er auch so jenem Ideal nachgelebt. Ein flotter Soldat ist er gewesen, in dieser Sphäre hat er sich am wohlsten gefühlt, und die Leutnantszeit ist noch in der Erinnerung des alten Mannes von einem eigenen Glanz umwoben. Er hat die beiden deutschen Kriege mitgekämpft und in beiden schwere Wunden erhalten. Fröhlich war er mit der Jagd vertraut, und einjames Schweigen durch Heide und Wald war lebenslanglich sein bester

Trost. Gutsbesitzer und Wägen im großen Stil zu sein, war ihm freilich nicht vergönnt, aber immer, mochte es ihm noch so knapp gehen, suchte und fand er die Möglichkeit, anderen kleine Freuden zu bereiten und durch Trinkgelder oder Trantspenden frohe Gesichter um sich zu schaffen. Vor allem ist er auf andere Weise, als wohlwollender Kritiker und Verater, jüngeren Dichtern ein hilfsbereiter Förderer gewesen. Auch wußte er stets am Wege stüchtige Blumen der Liebe zu finden und zu pflücken. So ist doch der wesentliche Inhalt seines Lebens und seiner Dichtung der gleiche. Daß es ihm ver sagt war, sein Lebensideal zu verwirklichen, sein äußeres Leben ganz in Harmonie mit seiner Naturanlage zu gestalten, darunter hat er schwer gelitten, daraus fließt die innere Bitterkeit, der tiefe, trostlose Pessimismus seiner Menschen- und Lebensanschauung, der überall unter der heiteren Oberfläche zu schauen ist. Und dennoch müssen wir fragen, ob der Dichter überhaupt zur vollen Entfaltung gelangt wäre, wenn der Mensch die Möglichkeit gehabt hätte, in seinem menschlichen Leben sein eigenstes Wesen zu gestalten, es einfach aus- und darzulegen. Vielleicht war die Verstoßung aus dem Paradiese und der Druck der Not die Bedingung dafür. Die Blüte echter Kunst wächst selten, ohne daß der Mensch mit seinem Herzblut den Boden düngen und mit Leiden und Entbehrungen dafür bezahlen muß. Die Erkenntnis dieses tragischen Zusammenhangs in Liliencrons Geschick ist uns durch Epieros Buch erschlossen; sie wird unsere Liebe und unsere Ehrfurcht vor dem Dichter steigern, indem sie uns zugleich den Menschen nahe bringt und die Einheit beider begreifen lehrt.

Selene Voigt-Diederichs / Vorwintertag

Erwachen — das Bewußtsein von etwas Unirdischem, das der Traum gebaut, feierlich-schrecklich, wie einen heidnischen Tempel. Aber er verrinnt nicht ins tastende Morgenlicht, befestigt sich, wird Augenblick, Tag, der kommt — da weht durch die offenen Scheiben das frühe Lied marschierender Soldaten:

Haltet aus, haltet aus,
Lasset hoch das Banner weh'n . . .

Und die Seele wird klar und hart, und weiß, es gibt keinen Traum mehr und keine andere Hoffnung für diesen Tag, als zu leben und anzufassen, was er bringt, und in dieser Kraft mitzuschwingen in dem Willen der Zeit. Wir sind es nicht, die ihn erfüllen, nichts und niemand gilt vor diesem Ungeheuren, als die Waffen und das Blut da draußen vor dem Feind. Aber demütig, stolz und gemeinsam sein, das können auch wir — Pflicht und Trieb zugleich verlangen das, wie ließe sich sonst tragen die Last dessen, was fern im Feld für unsere Sicherheit geopfert wird!

Die Vorhänge zurück — über Nebeln wölbt sich ein loderes Blau. Der Baumrand des Parkes steht weißgezeichnet im sinkenden Dunst. Nach novemberfahlen Wochen strahlt herauf der erste Wintertag mit Ökluft, Reif und Morgen-glühn.

Ein zarter Freudenblick. Erinnerung an selig abgeschiedene Zeit, die in alle Ewigkeit dennoch zu leben scheint — aber dann: o schöner lichterfüllter Tag, wie vieler Augen letzter Tag wirst du sein! Grausam wird plötzlich die Sonne, herzlos wissend ihr stählerner Blick.

Die Kinder gehen in die Schule. Wollt ihr Handschuhe? Mit noch mehr Betrachtung als sonst wird der Vorschlag abgelehnt. Meint nicht jedes heimlich, etwas für die Soldaten draußen zu tun, wenn ihm hier die Hände frieren — und hat es nicht irgendwie recht damit?

Man lauscht auf die Klappe des Briefkastens. Endlich zwingt der Postbote sein Drucksachenpaket herein. Zeitungen! Bis vor kurzem kannte man sie kaum anders als verhaßt angefüllt mit den sinnlosen Wichtigkeiten des Augenblicks. Einen Monat alt, wirkten sie als Faschingsnummern, zum mindesten innerlich vergilbt wie das Modenblatt des vorletzten Sommers. Und nun reden sie plötzlich die eiserne Sprache der Weltgeschichte, Berichte und Verheißungen wenden sich an das innerste Herz jedes einzelnen. Siehe, dein Blut ist es, das draußen blutet!

„In Westflandern keine wesentlichen Änderungen. Der aufgeweichte Boden und Schneestürme bereiten unseren Bewegungen Schwierigkeiten.“ Man hat es längst gelernt, zwischen den Zeilen zu lesen. Der unsägliche Kampf, durch Winterleiden nur grimmig gesteigert, wütet fort, nirgends ein Ende zu erwarten, auf wenigen Metern Landes wagt herüber und hinüber der Vorteil. Man weiß und muß sich damit abfinden, daß ein klarer Gewinn von heute auf morgen nirgends zu hoffen ist, trotz des herrlich bildhaften Soldatenwortes, das mir gestern ins Ohr fiel: Im Westen, da fängt die Wand an zu wackeln!

Die Zeiten wirklicher Entscheidungen, nach denen der Sieger ausnützen konnte, was er gewann, verklären sich zu Märchen. Der lange rote Tag einer offenen Feldschlacht, zwei, ja einige mal drei hintereinander! Aber am Abend nach der heißen Blutarbeit lag man um die Lagerfeuer und hatte seinen tapfer verdienten Feierabend — Pfeife, Ruhe und Schlaf. Klingt das nicht fast lieblich in diesen Nächten der Sturmangriffe, der heimlichen Gewaltmärsche und der Gewißheit, daß aus den Wolken herab jedes erbarmende Licht verraten wird!

Ueber den Osten schweigen die Nachrichten. Nun, Hindenburg — man ist unbesorgt. War es nicht weise Absicht, von der kriegstüchtigen Weichsellinie zurückzuweichen? Außerdem, unter drei Nullen tun die Russen es nicht, das Gefangennehmenlassen nämlich. Einmal muß das doch den Ärgsten Vorrat angreifen. Wenn sie nur nicht gefüttert werden müßten!

Man wundert sich, daß man noch lachen kann. Es ist ein anderes Lachen als sonst. Das Mitleben in schweren und schwersten Dingen erträgt die Ueberlast nicht mehr, schüttelt ab, befreit sich — um helleren Blickes dann wieder mittragen zu können. Aus diesem Bedürfnis heraus wird dankbar nach den sinnigen Lächerlichkeiten des Tages gelangt.

Die guterhaltene Bierzigerin, Vermittlung ausgeschlossen, ist immer noch nicht ausgestorben. Da die beiden Sechziger, die gewohnt sind, ihr tägliches l'Hombre Spiel zu haben, suchen gleichgesinnte Teilhaber — das heute, heute, dreimal heute! Es ist doch lieb, daß es derlei Gesilde gibt.

Der Blick sammelt sich, steht, da sind die schwarzen Anzeigen; unerhört bänglich wuchert ihr Raum. Junges namenloses Blut, um das Eltern und Großeltern weinen; Männer, herausgerissen aus dem besten Schaffen ihres bürgerlichen Berufes und dem verantwortlichen Zusammenhang persönlichen Lebens; graue Diener des Krieges von Rang und Orden, und anspruchlos ihr Scheiden doch: das Recht des schlichtesten Soldaten. Da plötzlich unter diesen stummen Helden eine friedliche Rentiere, daheim in ihrem Bett gestorben — was drängt sie sich ein, was hat sie zu suchen unter den Toten und Trauernden von heute?

Bevor die Zeitung, behutsam gefaltet, zu dem kostbaren Stapel wandert, wird noch eine kleine Meldung erhascht,

unendlich gut und balsamartig, und dann wieder schmerzhaft aus tausend Mühsalungen starrend: Ruhe zwischen zwei einander feindlichen Schützengräben — erst melten die Deutschen sie, dann werden sie dem Gegner hinübergeschickt; es ist ein finnländisches Regiment, anständige Kerle, die sofort verstehen und anzunehmen wissen. . . .

Jedem Bajonettkampf zum Trost, kann irgend etwas versöhnlicher und rührender ins Herz senken die Erkenntnis des Unterschiedes zwischen dem einzelnen Mann und dem rein unpersönlichen Feind, der nur aus der abhängigen Not alles Erdenwesens heraus körperlich ward in ungezählten warmen Menschenleibern! Von der Wucht aufeinanderprallender Armeen bis zur letzten Erbitterung des Nahgefechts — was bleibt an Gefühlen, wenn das schlimme Handwerk getan ist? Sachliches Urteil über Waffen und Kampfsart des Gegners, gesteigert bis zur Kameradschaftlichen Anerkennung von Mut und entschlossener Härte — jeder, der vor dem Feind war, bestätigt es: uralter Kriegetrieb, Pflicht, Liebe und Siegerwillen derer, die wissen, es geht um die Heimat, nicht die Leidenschaften des Hasses, nähren die Stoßkraft! —

Die Zeitungsstunde wird abgelöst; einen Augenblick Besinnen und Zurechtlegen, und der Tag beginnt.

Gang zur Gewerbechule, in der der nationale Frauen dienst seine Heimat gefunden hat. Hier rinnen alle Ströme gewährender Liebe zusammen. Die Stadt hat, wie überall, die Verwaltung ihrer unmittelbaren Fürsorge ganz in weibliche Hände gegeben. Groß ist das Arbeitsfeld, das von der eigentlichen Armenpflege ganz getrennt bleibt. Da gibt es den Ausschuß für Mietshilfe, Sammelstelle und Ausgabe von Kleidern, Marken für Milch, Brot, Kartoffeln und andere Lebensmittel werden verteilt. Und eines ist, das mehr als alles andere verlangt wird und geschaffen werden muß: Arbeit. Für jede Möglichkeit sind hundert Hände da. Mitten in all dieser Bewegung sieht man die Gesichter der leitenden Frauen, klug, gütig, schnell ergreifend, und vor allem mit diesem befreiten Blick, der über die Sorge für das persönlich Nahe hinausgereift ist. Das klar bestimmte, etwas zurückhaltende Wesen einer Helferin fällt auf; sie ist die Frau eines Arbeiters, leidenschaftliche Sozialdemokratin, mit einigen Schlagworten zwar, außerdem aber ausgestattet mit einem Schatz von Erfahrung und Einsicht für diese besondere Tätigkeit, die keine andere Partei als die der Liebe kennt.

Geströkte Frauen gehen fort, Suchende kommen ihnen von draußen entgegen. Sie blicken scheu, wissen nicht, wohin sich wenden, manch eine ist darunter, deren Stolz es war, mit ihren eigenen Angelegenheiten stets allein durchzukommen. Schon naht sich ihnen von einem der langen Tische Frage und Ermunterung. Ein blondes Weib steht da, jung und blühend, die Augen voll von fast ungläubigen Tränen; der Schmerz zögert noch, sich auf ihrem Gesicht niederzulassen. Es kann ja nicht wahr sein! Sie führt einen fünfjährigen Knaben an der Hand, dunkel, fest, ihr ganz unähnlich. Vor einer Stunde hat sie die Depesche erhalten; nun kommt sie und bittet um ein schwarzes Kleid. Als sie es angelegt hat, sieht sie im schmalen Spiegel erblickt, zuckt es in ihr auf: diese andere ist sie selbst. Die Pfirsichfarben ihres Gesichtes werden grau, sie greift nach dem Arm ihres Kindes; unhörbar dankend schwankt sie hinaus.

Was wird das Los sein all dieser gefunden blühenden Frauen, deren Männer nicht wiederkommen?

Auf der Straße goldenes Vormittagslicht; eine Lücke Glanz, dann wieder stumpfe Schattenbreite, in der eilige

Ofkluft lauert. Ein zweijähriges Kerlchen steht da; sein Gesicht friert so, daß es aussieht, als heulte er; aber seine Haltung ist erfüllt von dem Glück des Holzsäbels, den ein roter Faden um seinen Leib gürtet. Plötzlich vom Friedhof herüber wie scharfes Knattern, aufprallend an der trauernden Häuserwand. Eine zweite Salve folgt und noch eine. Das ist Krieg! Lauschend bleibt der Junge, die Hand am Säbel, dann macht er kehrt und marschiert mit hochgeworfenen Beinen in die Sonne hinein.

Zu Hause ist ein Feldpostbrief angelangt, duftend nach Rauch und Rettswurst. Der rotblonde Riese sitzt schon in der siebenten Woche mit seiner Batterie eingebuddelt in ein französisches Krautfeld, zwischen einem nahen Rübenhorizont und einer Stoppelwelle und leistet die härteste Probe des Soldaten: Ausharren gegen einen unsichtbaren Feind. Selten nur, ganz unvermutet, grüßt herüber und hinüber der eiserne Tod. Nach den ersten Wochen rasenden wirklichen Krieges tat es wohl, zu essen und zu schlafen. Aber nun möchte schier die Stille mehr Kräfte verbrauchen, als sie gibt. Dank für die Zeitungen! Nicht so sehr wegen der Nachrichten, die bekommt man einigermaßen, seit man sein festes Erdloch hat. Aber der Widerschein der Stimmung in der Heimat, der gibt den großen Zusammenhang hier draußen. Man weiß von der ganzen ungeheuren Begebenheit meist nicht mehr, als die nächste Windmühle, das Wäldchen, den Wasserlauf — winzige Teilziele, und doch auf jedem einzelnen den Preis von Blut und Tod. Uebrigens, die Fleischwunde (von der niemand weiter zu wissen braucht) ist so gut wie verheilt, und das Eiserne Kreuz ist auch da. Freuen tut's einen doch, obgleich der Anlaß nicht wichtig war und andere es ebenjogut verdient hätten.

Meldete nicht dieser Tage ein junger Kämpfer die Ansprache eines Kommandeurs: Soldaten! Ich habe nur wenige Kreuze noch zu vergeben. Jeder einzelne von euch hat es verdient, und der es trägt, trägt es für die anderen mit!

Die Jungen kommen aus der Schule. Sie haben im Zeitungsfenster das Bajonett eines englischen Offiziers gesehen, schauerlich aufgepflanzt, den Säbel eines Franzosen, eine russische Holzflasche — das gibt mehr als Zeitungsnachrichten und Gedränge ums Extrablatt den Begriff des Schicksals: Krieg. Man überzählt sein Taschengeld. Den Sanitätshunden, denen könnte man wirklich etwas geben. Sie sind einem noch deutlicher, als der Sammelinhalt: Rotes Kreuz. Und in der Schule ist ein Bild von Hindenburg angeboten, das müssen wir doch haben, nicht wahr? Ja, das müssen wir haben.

Nachmittags der Besuch eines Freundes. Er ist ein alter Handwerker, Arbeiterkind aus dem kümmerlichsten Osten, mit einer leidvoll ungebeugten Haltung und einem milden Tolstojkopf. Nicht seine Fähigkeit zu erfassen und auszudrücken ist das Seltsame an ihm, sondern der sonnig unbetrübte Grund seines Wesens. „Mag kommen, was will, es bleibt immer diese eigentümliche Liebe in mir! Anders kann ich es nicht nennen“, dies ist sein Glaubensbekenntnis. Acht Kinder, häufig krank, und wenn's hoch kam, mit halbem Verdienst — das Leben hat ihn nicht mit Samthänden angefaßt, und es hätte zu einer haltbaren Verbitterung oder Verdümpfung gereicht. Aber seine Seele hat Flug und Glauben, das Geheimnis aller Entfaltung, dazu eine strahlende Abgelöstheit, die Kümmernisse seines irdischen Zustandes als seinem irdischen Teil gehörig anzunehmen.

Heut kommt er, sich über den Vortrag eines berühmten Professors auszusprechen. Er schüttelt den Kopf, er muß

sagen, er kann da nicht übereinstimmen. Er liebt sein Vaterland, wünscht wie nur irgendeiner den Sieg und muß ihn wünschen; aber niemand soll sagen, daß Gott selber diesen Krieg gewollt hat! Dieser Krieg stammt aus der Hölle. Ja, es ist wahr, hier im Lande sieht man vielleicht mehr Liebe als sonst, aber dafür hätte es andere Wege gegeben. Nein, nein, all diese Beweise da — jeder Gedanke dafür ist ihm zu schade. Köpfe ohne Füße sind sie, das ist nichts für ihn... Mit einer Ueberzeugung, mild und herrlich, lehnt er jeden Kompromiß ab. „Was ich Gott nenne, das schweigt jetzt in der Welt.“

Er humpelt davon, sein Gesicht strahlt schwermütig hinweg über eine Gegenwart, die ihm tief sinnlos erscheint, aber seine Hoffnung nicht zu töten vermag.

Gegen Abend Gang ins Freie. Endlos rote Felder, brennend von den Beeren des Spargelkrauts. Im Herzen zuckt es auf, die Hände falten sich — o unerhörte Opferstätten breiten blutenden Not! Trauernd steht die Winterdämmerung, doch die süßlose Erde trinkt und trinkt kostbares Blut der Jugend; was kümmert der Tod den Willen ihrer ewigen Fruchtbarkeit!

Auf dem Heimweg Begegnung mit einer Mutter. Ja, sie leben noch, ihre beiden Jungen. Jede Nacht liegt sie und betet; aber sie betet nicht: lieber Gott, schick mir meine, sondern: schick sie alle zurück! „Ach, nun sagen Sie mir, was entscheidet in diesem Kriege, Gebete?“ „Liebe Frau, Tüchtigkeit, Durchhaltenkönnen...“ Das sind grausame Worte angesichts dieser mütterlichen Not. Aber nein, sie ist es zufrieden. Tüchtig, das sind ihre Jungen. „Und Durchhalten — man hat ja nur zu oft seine liebe Not gehabt, wenn sie ihren Kopf auf was gesetzt hatten!“ Die armen Augen bliden dankbar, getröstet. Sie kann sich auf ihre Jungen verlassen! Und dann, mitten in ihren Stolz hinein kehrt ein leichter Zweifel: Die französischen Granaten, wer lenkt die?

Letzter Farbenhimmel über der langen geraden blaumdämmerigen Allee Straße. Die winterlichen Platanen sind immer noch mit Blättern gesäumt, ganz einzeln und groß, leise schnatternd im Frost — Zugvögel, die sich trauernd geschart haben, das herbstliche Land zu verlassen.

Menschen sind unterwegs, viele Menschen mit Kränzen von blankem Laub und Eichenantheum. Sie bringen ihre Blumen und meinen ein anderes Grab, irgendwo in Feindesland, dessen Stätte niemals ihre Liebe grüßen darf. Das Schwarz ist zum Ehrenkleid geworden, das Eiserne Kreuz der Zurückgebliebenen, die das Geldentum ihrer Toten fortsetzen müssen: weiterleben — ein ganzes Leben lang.

Man kommt nach Hause durch die frostblaue Nacht — o schlimme Nacht, wie vieler Wachenden eisiges Los wirst du sein! Und man selber wird schlafen, warm und sicher, und weiß all die Abertausende, deren Welt verstört ward und heimatlos, weiß das unbeschützte Leben draußen unter der unbarmherzigen Decke der Sterne!

Ganz klein und irdisch, nicht durch den Segen irgendeines zeitlosen Geistes, kommt eine halbe Erlösung aus dieser Scham. Man sucht in dem dünn gewordenen Wintersack und findet ein letztes kostbares Wärmestück, feig gehütet für die freie Luft einer Alpenfahrt, das nun plötzlich entzündigt wird durch dies neue Schicksal: irgendeinem Unbekannten draußen, und sei's nur eine kurze Stunde, wohl zu tun.

Gottfried Traub / Mitleid

Mitleid mit den Besiegten, aber kein
Mitleid mit den Fortkämpfenden. Wilscher.

Die Grenzen zwischen falscher Rührseligkeit und echter Menschlichkeit können äußerlich nicht gezogen werden. Stets kommt es auf die Beweggründe an. Aber man muß lernen, sich zurechtzufinden. Nicht Kriegszeit allein stellt uns vor diese Fragen. Sie waren schon in Friedenszeiten da. Jetzt treten sie nur verschärft vor unser Auge und drängen zu rascherem Handeln. Man hat weniger Zeit zum Überlegen. Desto handgreiflicher sieht man, ob das sittliche Empfinden in sich selbst sicher geworden ist.

Der Soldat, der den Feind kampfunfähig macht, handelt sittlich. Jede Kugel, die nicht trifft, verlängert den Kampf, bedroht nicht nur des Soldaten eigenes Leben, sondern auch das seines Kameraden, bedeutet eine neue Gefahr für Weib und Kind und Vaterland. Mitleid wird hier nicht nur zur Märrheit, sondern zur Unsitlichkeit. Es klingt ergreifend, wenn einer aus dem Felde schreibt: „Ich kann auf diesen Menschen nicht schießen“, aber es ist nicht menschlich gedacht, sondern unmenschlich. Denn er tötet durch sein Zaudern nur den Freund, statt daß er Leben und Frieden schützt, indem er den Gegner möglichst rasch niederzwingt. Ist aber der Feind entwaffnet, so ist er Mensch, wie jeder andere auch. Sie stehen beide unter demselben Geschick und teilen beide ihres Volkes Schuld oder Unschuld. Die Soldaten im Feld finden sich untereinander viel leichter zurecht. Sie stehen immer vor den letzten Entscheidungen. Ihre Sittenlehre vollzieht sich verhältnismäßig einfacher oder, sagen wir besser, geradliniger als für uns hinter der Front. So gibt es heute manche, welche russische und englische Mütter bemitleiden, daß auch sie Weihnachten einsam feiern. Wohlan! Trage dein Mitleid zuerst in deines Nachbarns Haus oder gehe in der Großstadt in die Kellerwohnung und steige in den fünften Stock und laß dort dein Mitleid strömen, hell und stark. Es ist keine Sünde, wenn du dein Herz ausgibst und nachher keine Kraft mehr findest, die anderen jenseits der Grenze wirklich zu bemitleiden. Warum führen sie den Krieg denn weiter? Warum haben sie den Frieden gebrochen? Es ist ungerecht, Einzellos in den Vordergrund zu schieben. Jetzt handelt es sich um Volkes Schuld und Volkes Wille; in ihm versinkt das Einzelschicksal, weil es ganz mit ihm verwoben bleibt. Wir sahen diese Fäden des Gemeines in Friedenszeiten nicht so deutlich. Sie waren auch damals stark und unzerreißbar. Aber der einzelne hob sich vielleicht mehr ab. Heute trägt ein jeder seines Vaterlandes Los, weil er selbst nur ein Stückchen dieses Vaterlandes ist. Darum bemitleide ich auch jene einzelnen über der Grenze wenig, weil sie den Krieg fortführen und so Schuld tragen am gemeinsamen Kampf. Und wenn ihr sagt: „auch sie können nichts für den Krieg; das ist Sache ihrer Regierungen“, so antworte ich, daß Völker die Regierungen haben, die sie verdienen. Aber ich denke weiter und glaube, daß auch die einzelnen Vertreter dieser Regierungen nicht allein schuld sind, sondern sich jetzt ein Völkerschicksal entläßt, wie ein Gewitter. Eben darum stehe ich mit meinem Mitleid da, wo es zunächst gehört und zuerst erwartet wird, und weiß, daß ich da genug zu tun, zu geben, zu erfahren habe. Aber ich finde kein Unrecht darin, wenn man die persönliche Teilnahme wirklich einmal persönlich beschränkt und sie zum eigenen Volke trägt. Du hattest hier früher viele Menschen nicht gekannt, die es wert gewesen wären, und bist an Hunderten mitleidlos vorbeigegangen. Der Krieg hat sie in deine Nähe gebracht. Entdecke sie! Werde heimisch in deiner Volks-

seele und trage das Leid, das über sie gekommen ist, aus innerlichster Seele mit. Das ist unsere sittliche Aufgabe.

Wenn du deinen Bruder liebst, den du siehst, wirst du auch deinen Feind lieben, den du jenseits der Grenzen weißt. Aber nicht umgekehrt. Unsere Feindesliebe ist echt und wahr, wenn sie sich zuerst am Nachbar erprobt; sie war oft ein bloßes Parabestück, mit dem man sich losgekauft hat gerade von der nächsten sittlichen Pflicht. Lernen wir mit leiden, wirklich und unverfälscht, wo es uns an Herz und Nieren geht, aber seien wir vorsichtig gegenüber dem allgemeinen Mitleid, das oft eine recht billige Sache ist, und gar nicht leidet.

Soziale Bewegung

Richtlinien für die Arbeitslosenfürsorge sind zwischen dem Reichsanwalt des Innern und Vertretern der Gewerkschaften vereinbart worden. Nachdem das Reich sich von dem neuen 5-Milliarden-Kriegskredit einen 200-Millionen-Fonds für sozialpolitische Zwecke, insbesondere auch für Arbeitslosenunterstützung gesichert hat und auch verschiedene Einzelstaaten entsprechende Summen zur Verfügung gestellt haben, werden die Richtlinien jetzt allgemein beachtet werden. Nach ihnen soll von einer für das ganze Reich geltenden Arbeitslosenfürsorge abgesehen werden. Den Gemeinden wird empfohlen, diese durchzuführen. Finanzschwache Gemeinden erhalten aus den Kassen der Bundesstaaten und des Reiches Zuschüsse zur Arbeitslosenunterstützung. Bei der Organisation der Arbeitslosenfürsorge sollen die Gemeinden die Gewerkschaften und Gewerksvereine aller Richtungen zur Mitarbeit heranziehen. „An verschiedenen Orten hat es sich bewährt, die Arbeitslosenunterstützungen der Gemeinde an organisierte Arbeiter gleichzeitig mit der Unterstützung der Gewerkschaft, des Gewerksvereins oder des Verbandes durch diese zur Auszahlung zu bringen. Jedenfalls aber dürfen Unterstützungen der Gewerkschaften sowie der Gewerks- und Berufsvereine, die Ersparnisse der unterstützten Personen darstellen, keinesfalls höher als zur Hälfte in Rechnung gestellt werden“, heißt es in der von der sächsischen Regierung gegebenen Anweisung an die Gemeinden. Die gleichen Bestimmungen dürften auch allgemein für das Reich getroffen werden. Soll den Arbeitslosen schnell geholfen werden, so müssen diese Grundsätze unter Zustimmung und Mitarbeit der Gewerkschaften in den Gemeinden allgemein zur Durchführung gebracht werden.

Militärische Abwehr gegen Gehalts- und Lohnkürzungen ist seit Kriegsbeginn aus verschiedenen Bezirken schon gemeldet worden. Eine besonders zeitgemäße Bekanntmachung in dieser Richtung ist von den zuständigen Militärbehörden in Köln neuerdings erlassen worden. Sie lautet: „Es ist zu meiner Kenntnis gelangt, daß trotz der Wiederbelebung des Geschäftslebens, namentlich auch durch die umfangreichen Aufträge der Heeresverwaltung, einzelne Handels- und Unternehmerfirmen sich noch immer nicht dazu haben entschließen können, die gegen ihre Angestellten und Arbeiter nach der Mobilmachung vorgenommenen Gehalts- und Lohnkürzungen zu beseitigen und entlassene Angestellte und Arbeiter wiederanzunehmen. Das frühere Verhalten dieser Firmen war wirtschaftlich bedenklich, ihr jetziges Verhalten ist unbillig, oft ungesellig und macht Gegenmaßnahmen erforderlich. Bevor ich solche Maßnahmen verordne, verwarne ich die gedachten Firmen hiermit nachdrücklich.“

Burgfriede im Kleinhandel. Unter der Ungunst der kriegsrischen Ereignisse leidet besonders schwer der Kleinhandel. Die Kaufkraft und Kaufkraft der Massen ist stark herabgesetzt, die Preistenerung verkleinert den Verdienst, und unbegründete Vorwürfe über Preistreibern verbitern obenein noch den Kleinhändlern das Leben. Die Organisationen des Kleinhandels wenden sich deswegen eindringlich an das laufende Publikum, um ihm die gerade jetzt übel angebrachte Zurückhaltung im Einkaufen auszureden und vor allem die Vorwürfe zu widerlegen, die vom angeblichen Preiswucher des Zwischenhandels sprechen. Natürlich ist ein solcher Preiswucher, wie auch eine Eingabe des Verbandes deutscher kaufmännischer Genossenschaften an den Bundesrat feststellt, nur in einzelnen Ausnahmefällen bei Ausbruch des Krieges bemerkbar gewesen. Dem ganzen ehrenwerten Stand der Kleinhändler kann er bestimmt nicht zur Last gelegt werden. Unter den übrigen Klagen des Detailhandels spielt aber neuerdings der Kampf gegen die Konsumvereine und Warenhäuser eine hervorragende Rolle. Vor allem ist man höchst unzufrieden darüber, daß das Verbot für die Beamten, Konsumvereinen anzugehören, überall aufgehoben ist. Man stellt diese, dem allgemeinen Burgfrieden entpurrungene Maßnahme als einseitige Ermunterung der Beamten auf, namentlich in Massen den Konsumvereinen beizutreten. Das ist zweifellos irrig, und wenn wirklich die Konsumvereine, wie vom Kleinhandel

behauptet wird, die Regierungsmaßnahme so ausgebeutet wird, so ist das ungehörig. Lediglich eine im Geleis nicht begründete seitherige Verwaltungspraxis ist rückgängig gemacht worden. Die Waffen im ehrlichen Konkurrenzkampf zwischen Kleinhandel und Konsumvereinen bleiben die gleichen: Güte und Billigkeit der Waren und Tüchtigkeit der Geschäftsführung. Das einzusehen und hiernach zu handeln, ist gewiß vorteilhafter als ein Kampf gegen Wirtschaftsorganisationen, der schon im Frieden zwecklos war und in gegenwärtiger schwerer Zeit nur den allgemeinen Burgfrieden stören muß.

Eine erfreuliche Erscheinung. Der Einfluß des Krieges auf den Krankenstand der Krankenkassen ist durch eine von der Frankfurter Allgemeinen Ortskrankenkasse veranstaltete Umfrage festgestellt worden. Das äußerst bemerkenswerte Ergebnis dieser Umfrage war die Tatsache, daß bei den befragten 30 großen Ortskrankenkassen des Reiches die Zahl der erwerbsunfähigen Kranken im Durchschnitt aller Kassen von 3,28 v. H. am 1. Juli 1914 auf 2,52 v. H. der Mitgliederzahl am 1. Oktober heruntergegangen ist, und die gleiche Erscheinung ist auch bei den Betriebskrankenkassen beobachtet worden. Auch dort waren die Krankenziffern gesunken, so bei der Betriebskrankenkasse der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerks- und Hütten-A.-G. (Abteilung Dortmund-Union) von 250 bei 7500 Mitgliedern am 1. August auf 130 bei 6900 Mitgliedern am 15. Oktober und bei der Betriebskrankenkasse der Firma Thyssen & Co., Mülheim (Ruhr), von 390 am 31. Juli auf 292 am 31. August und auf 208 am 30. September, obwohl der Mitgliederbestand am 31. Juli 9400 und am 30. September 7500 betrug. Ferner sank seit Ausbruch des Krieges der Krankenbestand bei der Allgemeinen Ortskrankenkasse Essen um 40, Bochum 33½, Dortmund mindestens 25 und Gelsenkirchen um 15 v. H. In keinem Falle ist ein Steigen der Krankenziffern in der Kriegszeit festgestellt worden. Ueber die Gründe dieser geradezu verblüffenden und von niemandem vorausgesehenen Tatsache äußert sich die „Deutsche Krankenkassen-Zeitung“ wie folgt: „Die Mahnung der Kassen an ihre Ärzte, nicht leichtfertig zu beschleunigen, sondern in Kriegzeiten auf Sparflamme zu halten, mag mehr wie sonst gefruchtet haben. Die meisten großen Kassen haben auch energische Aufforderungen gleichen Sinnes an ihre Mitglieder selbst gerichtet. Und ein alter erfahrener Kassenarzt, mit dem wir die Ursache der niedrigen Krankenziffer besprachen, war der Meinung, hierin sei der Hauptgrund zu suchen. Die opferwillige Stimmung der Kriegszeit äußere sich bei der breiten Schicht Leichtkranker mit in dem Entschluß: In dieser schweren Zeit nehme ich die Kasse wegen Lappalien nicht in Anspruch.“ Dazu macht Dr. Hanauer, Frankfurt a. M., folgende beachtenswerte Bemerkungen: „In der Tat kann man sich nicht genug darüber wundern, wo mit einem Male die Kranken hingekommen sind! Die Sprechstunden sowohl der praktischen wie der Spezialärzte sind verödet. Die Krankenhäuser, die über ständigen Bettenmangel zu klagen hatten, können mit einem Male viele Tausende von Betten für die Verwundeten bereitstellen. — Die erfreulich gute Gesundheit der Zivilbevölkerung in der jetzigen Kriegszeit läßt sich nur psychologisch erklären. Die Menschen sind eben jetzt durch die großen Ereignisse derart okkupiert, daß sie gar keine Zeit haben, an sich und ihre kleinen Schmerzen zu denken, wieder ein schlagender Beweis für die Einwirkung von psychischen Momenten auf die Geisteshaltung und Nichtentstehung von krankhaften Zuständen, für die Bedeutung der Suggestion in der Ätiologie der Krankheiten und der Willenskraft in der Unterdrückung derselben, so daß sie überhaupt gar nicht zum Bewußtsein kommen.“

Büchertisch

Rantes Meisterwerke in zehn Bänden. Dunder & Humblot, München-Leipzig 1914. Wohlfeile Ausgabe, ein Band 3 M., in Leinwand 4 M.

Rante ist der Klassiker der deutschen Geschichtsschreibung. Er hat im Gegensatz zur „pragmatischen“ Auffassung, die in naiver Ueberschreitung der wissenschaftlichen Grenzen über die Vergangenheit zu Gericht sitzen und die Mitwelt aus ihr schulmeisterlich wollte, die Geschichte erst zu reiner „Seins“-wissenschaft gemacht, indem er nichts als die Erkenntnis zu ihrem Zweck erklärt hat. Der Geschichtsschreiber hat nur festzustellen, „wie es eigentlich gewesen ist“. Ihm kommt die Rolle des Chorführers in der antiken Tragödie zu; er hat sich nicht auf die Bühne zu drängen und in den Dialog einzumischen. Mit dieser sachlichen Zweckbestimmung der Ranteschen Methode hängt die kühle und ruhige Form seiner Darstellung zusammen: er zeigt mit der Freude des Künstlers die scharfen Umrisse der Dinge und Gestalten, ohne sich zu begeistern oder zu entzünden, ohne moralisierende und politisierende Verbrämung, die das klare Bild nur trüben würden.

Rantes Werke umfassen den gesamten Zeitraum der neueren Geschichte von der Reformation bis zur Revolution: der Kampf der religiösen Bekenntnisse, des Staats mit der Kirche, der Monarchie mit den rändischen Gewalten, der französischen mit der spanisch-habsburgischen und preußisch-deutschen Macht. Die Wurzeln der politischen Gegenwart liegen in jenen drei Jahrhunderten; so bilden Rantes

Unterjuchungen die vornehmste Grundlage für das Verständnis der weingeschichtlichen Vorgänge, die sich heute um uns abspielen. Bis jetzt sind die ersten fünf Bände der neuen Textausgabe erschienen, in denen „die deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation“ behandelt ist. Die weiteren fünf Bände (Bd. 6–8: Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten, Bd. 9: Geschichte Wallensteins, Bd. 10: Kleinere Schriften) werden im Laufe des nächsten Jahres folgen. E. Sch.

Geschichte der Befreiungskriege 1813 und 1814. Von Heinrich Ullmann. Bei R. Oldenbourg, München und Berlin. 1. Band, 477 S. 8,50 M.

Das Wert ist der Ertrag langjähriger Arbeit an dem gewaltigen Stoff. Es bietet nicht Quellen-Zusammenstellungen, sondern will die Ereignisse in einheitlichem Fortgang darstellen; dabei steht die Betrachtung des Psychologischen und Politischen im Vordergrund, nicht die Beurteilung der Kämpfe vom militärisch-strategischen Standpunkt. Man wird auf das treffliche Buch in ruhigeren Zeiten zurückkommen müssen. Der vorliegende Band reicht bis zum August 1813. Hoffentlich wird der für Anfang 1915 angekündigte zweite Band auch ein Register enthalten.

Friedliche Kriegsbilder. Unter der Ueberschrift „Aus eiserner Zeit“ bietet der Verlag Franz Schneider acht Kriegsbilder an, von denen aber kein einziges ein Schlachtenbild ist. Die Maler Brendel, Popp, Hartig und Plontke sind von dem Gedanken ausgegangen, daß der jetzige moderne Massenkrieg in seinen Schlachten und Belagerungen nicht malbar ist, da ja bei den größten Schlachten fast nur Erdbäusen und Geschichtswolken wahrgenommen werden. Schlachtenbilder, sowie vor reichlich 40 Jahren Anton von Werner und Bleibtreu sie malten, würden heute der Technik des Krieges nicht mehr entsprechen. Der Krieg als Ganzes entzieht sich der sichtbaren Darstellbarkeit; dafür aber bietet er einzelne Momente zu Haus und im Felde, die recht wohl künstlerisch festgehalten werden können. Die Art, wie Brendel unter der Ueberschrift „Es braut ein Ruf wie Donnerhall“ den Auszug der kommenden Jugend halb symbolisch und halb wirklich darstellt, erinnert jeden an manchen derartigen Zug, den wir von August bis jetzt gesehen haben, und von denen viele nicht heimkehren werden. Ebenso ergreifend ist Brendels Bild „Stilles Heldentum“ mit der Arbeit der Frauen, während die Männer ins Feld gehen. Die Bäuerin hat es immer noch gut, wenn ihr zwei so kräftige Pferde gelassen werden wie in diesem Falle. Sehr gern auch haben wir die Poppischen Darstellungen gesehen; „Der Ostpreußen Dank an ihren Befreier“: Majurische Seen, Hindenburg als Retter, dankende Bevölkerung, und „Die Sieger von Antwerpen“: General v. Beseler und große deutsche Mörser. Ein weiteres Bild von Popp führt an die Maas, wo wir eine Reiterpatrouille oberhalb des Fluggeländes in charakteristischer und dabei sehr malerischer Weise vor uns sehen. Ob sein Bild „Weihnachten in Feindesland“ genau dem entsprechen wird, was draußen in den Schützengräben gefeiert werden wird, das mögen die heimkehrenden Soldaten entscheiden, wenn sie es daheim an der Wand der Familienstube finden, wo den Kindern gezeigt wird: So feiert der Vater in Frankreich. Während wir die Bilder von Brendel und Popp so warm empfehlen, wie wir es schon bei früheren Gelegenheiten anderen ihrer Bilder gegenüber haben tun können und wir auch das Bild von Hans Hartig „Die Emden“ als einen vielleicht etwas theatralischen, aber sonst guten Versuch der Darstellung des deutschen Heldenschiffes anerkennen, sind wir nicht ganz ebenso mit Plontkes „Gebot vor der Schlacht“ einverstanden. So hat man ungefähr vor den Schlachten Gustav Adolfs in Reih und Glied knien gebetet. Dieses aber nun auf Soldaten mit deutscher Feldausrüstung zu übertragen und dabei den feindlichen Schrapnell eine ganz un-militärische Angriffsfläche zu bieten, sollte nicht versucht werden. Das sagen wir noch ganz abgesehen von der eigenartigen künstlerischen Durchführung, über die auch noch ein Wort zu reden wäre. Im ganzen hat der Verlag Franz Schneider durch diese neuen Erscheinungen seine bisherigen Kunstblätter in guter und kriegsentsprechender Weise vermehrt. Die Ausstattung und Herstellung ist dieselbe wie bei den früheren Bildern und braucht darum nicht besonders hervorgehoben zu werden. Verkaufspreis bis Weihnachten pro Bild 2,50 M., das Weitere findet man auf der Anzeigenseite.

Deutsche Heerführer im Weltkriege 1914. Originalsteinzeichnungen von Fritz Verich. Bildgröße 43 : 30, Blattgröße 75 : 50 cm. Kunstverlag Weise & Co., Berlin W. 62, Maassenstraße 30. Je 2 M., gerahmt 6 M.

Gute Bilder, besonders die vom Kaiser und Prinz Ruprecht. Außer diesen liegen vor: Kronprinz, Moltke, Hindenburg, Altd.

Kaiserbild. Photographie, in Farbendruck. 30 : 22 cm Bildgröße. Verlag F. Brudmann A.-G., München NW. 3 M.

Weihnachtsgruß an unsere Krieger. Von H. R. Rittelmeyer u. a. 8. Kriegsflugblatt von „Christentum und Gegenwart.“ Frei vom Verfasser zu beziehen.

Deutsche Soldatenlieder, ausgewählt von Heinrich Scherrer, mit Klavierbegleitung von Theodor Salzmann. Leipzig, Friedrich Hofmeister.

Eine Geschichte des deutschen Heerwesens in Volksliedern, von den Untstücken an über die Zeiten der Zwangsverbürgung zum Volksheer — allerdings nicht nach diesem Gesichtspunkt geordnet. 260 Bilder, unter denen man neben all den guten Bekannten auch neue Freunde finden kann. Dazwischen auch gute Soldatenbilder von J. A. Eiler.

Erzählungen.

Der alte Berns. Roman aus der Franzosenzeit. Von Hans Bongardt. Fritz Ehardt, Leipzig. 325 S., geb. 3 M.

Diese dritte Erzählung des niederrheinischen Volkschriftstellers wird in seiner Heimat schon fleißig gelesen. Sie ist ein Jahrhundertbuch, in dem geschichtliche Familienerinnerungen, Archäologische und Naturbeobachtungen verwoben wurden. Sie hat zwei Haupthelden, den alten Berns und den großen Napoleon. Bei der packenden Schilderung des russischen Feldzuges fehlt Berns sogar. Seine Söhne müssen vermitteln, damit wir auch hier den Kaiser begleiten, in seiner graufigen Größe bewundern können. Die knappe, schlichte, lebendige Erzählung zeigt alle Vorzüge Bongardts: liebevolle, feinsinnige Natur- und Volkschilderung, ein warmes Herz für sein Volk, besonders für den Bauernstand, zumal den der niederrheinischen Ebene, ein gutes Auge für richtiges Maß. Zumal dem gewaltigen und gewalttätigen Napoleon wird der Erzähler in einer Weise gerecht, wie es gerade dem niederrheinischen Bauern eigen ist. — Für den Weihnachtslied, für Volks- und Schulbüchereien zu empfehlen.

Krieg und Frieden, Erinnerungen aus dem Leben einer Offiziersfrau, herausgegeben von Ada Freifrau von Liliencron, geb. Freiin von Brangel. Mit einem Bildnis. Geh. 5,50 M., geb. 6,50 M. Verlag R. Eysenschmidt, Berlin NW. 7.

Eine Soldatentochter und Soldatenfrau schildert hier ihr bewegtes und inhaltsreiches Leben, ihr Leiden und Schaffen in Krieg und Frieden. Dabei läßt sie die großen Ereignisse der deutschen Geschichte von den Befreiungskriegen bis zum Hereroausstand an dem Leser vorbeiziehen und erzählt von den Feldern und Kämpfen von 1848, 1864, 1866, 1870, wie sie sich in ihrer Seele spiegeln. Mit viel Liebe ist die prächtige Gestalt des alten Brangel gezeichnet und vor allem auch des Grafen Kirchbach, des Siegers von Wörth. Diese Lebenserinnerungen finden sicher den Weg zu den Herzen; denn es sind Zeugnisse eines echten deutschen Frauengemütes, eines reinen und festen Sinnes, eines tatkräftigen unermüdbaren Schaffens, einer hohen sittlichen Weltanschauung und einer tiefen, leidervollen Frömmigkeit.

Jenn Raß, der Roman eines Erlösten. Von Patty Weber. (Verlag: Rütten & Loening, Frankfurt a. M., geb. 4 M., geb. 5 M.)
Meine 5 Klosterjahre. Von Heinrich Siemer. (Verlag: Alfred Janßen, Hamburg und Berlin.

Zwei Bücher von „entlaufenen Priestern“! Jenn Raß, die Geschichte eines kräftigen Bauernjungen, der durch den Vater und die Mutter in die Priesterlaufbahn gedrängt wird und erst ganz allmählich merkt, daß er für die Kutte nicht paßt. Ein kräftiger, hausbadener, fürs Praktische begabter Bursche, der alles versteht, nur das Mystische nicht! Ob er am Ende seines Weges wirklich ein „Erlöster“ ist, kann sehr bezweifelt werden. Jenn Raß ist gut geschrieben und wird gewiß von jedem Leser mit Spannung zu Ende gelesen werden. Das läßt sich von dem Siemerschen Buche nicht ohne Einschränkung sagen. Es ist das Werk eines an seinen früheren, viel zu flüchtig erfaßten Idealen irre gewordenen, unstillen Geistes, der es nicht übernehmen darf, wenn der Leser seinen Schilderungen nicht mit blindem Vertrauen folgt. Der Haß ist ein scharfes Glas; aber allzu scharfe Augengläser verhelfen nicht zum richtigen Schauen.

Quittung

Kriegs-, Lazarett- und Auslands-„Hilfen“: Vereinsabend-Sammlung des F. B. M. 3 M., G. in B. 85 Pf., Sch. in Schw. G. 5 M., Fr. B. in G. 3 M., L. in G. 50 Pf., B. in D. 3,50 M., R. in F. 3,50 M., L. in G. 5 M., Lehrerschaft der Westfäl. Sch. in B. 3,50 M., G. in D. 2 M., Prof. S. in B. 2 M., Frau S. in B. 3 M., Dr. G. in D. 6 M., L. in B. 2 M., R. in G. 2 M., R. in F. 3,10 M., St. in G. 1 M., S. in R. 85 Pf., St. in A. 50 Pf.

Kriegs- und Heimatchronik an Heeres- und Lazarett-Adressen: B. in G. 2 M., B. in D. 100 M., Sch. in P. 50 Pf., R. in D. 1 M., G. R. in P. 5 M., Frau R. in D. 1 M., Dr. E. in B. 4 M., B. in G. 50 Pf.

Für Elßah-Rothringen: Dr. A. E. in G. 25 M., R. T. in R. 6,50 M., S. u. Fr. B. in R. 25 M., Fr. Dr. R. R. in R. 4 M., Sch. in R. 10 M.

Für Ostpreußen: Dr. A. E. in G. 25 M., S. u. Fr. R. in R. 25 M., R. R. in G. 10 M., L. B. u. F. S. in G. 15,05 M., Sch. in R. 10 M.

Für Galizien: Sch. in R. 10 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe“ in Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

Der auf dem Umschlag angekündigte Aufsatz von Rohrbach mußte infolge von Postverzögerungen ausfallen. Die Redaktion.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Raumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Weihnachtsgeschenke

M. Maurenbrecher / Untersuchungen über die weltgeschichtlichen Zusammenhänge des Christentums in 2 Bb. Bb. 1: Von Nazareth nach Golgatha. Bb. 2: Von Jerusalem nach Rom. Jeder Bb. kart. M. 4,—, geb. M. 5,—.

Georg Rüseler / Die gläserne Wand
Legenden und kleine Geschichten. Gebunden . M. 1,20.

Franz Hermig / Wunder der Welt
Historischer Roman aus der Zeit Kaiser Ottos III. Broschiert M. 1,80, gebunden M. 2,40.

Adolf Saager / Von der Natur zur Kunst
Ein Wegweiser zu künstlerischem Verständnis, Genuß und Geschmack. Broschiert M. 1,80, gebunden M. 2,40.

Fritz Philippi / Auf der Insel Zuchthausgeschichten. Broschiert M. 1,80, gebunden . . M. 2,40.

F. L. Fischer / Arbeiterschicksale mit einem Vorwort von Fr. Raumann. Kart. M. 1,—, geb. M. 1,50

Fortisdruck (Buchverl. d. Hilfe) G. m. b. H., Berlin-Schöneberg

VERMISCHTES

Suche wegen Einberufung unseres Hauslehrers für meine Kinder (Knabe 9 $\frac{3}{4}$, Mädchen 10 $\frac{3}{4}$) geprüften

Hauslehrer oder Lehrerin

mit besten franz. Sprachkenntnissen zum 1. oder 15. Januar. Erwünscht Musil. Angebote an

Frau Marie Dohrn,
Gut Hödendorf i. Pommern.

Junge Dame im 20. Lebensjahre mit Reife für Unterprima wünscht in eine Redaktion oder entsprechende andere Stellung einzutreten. Neigung für Volkswirtschaft. Angebote unter I. D. 20 an die Expedition dieser Zeitung erbeten.

Ein gebildetes junges Mädchen,

längere Zeit in Verlag und auf sozialem Gebiet tätig, perfekt in Stenographie und Schreibmaschine, mit besten Zeugnissen, sucht Stelle als

Privatsekretärin

oder in kaufmännischem od. sozialem Betrieb. Off. unt. G. M. 30 a. d. Red. d. H.

Die Hilfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Montag.
.....
Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lühm 5506,
Postfachkonto: Amt Berlin 8683
Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.
.....
Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen loiten: die 4 mm breite Nonpareilzeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reflamzeile 1,50 M.
Einfache Beilagen: Tausend 12 M.
.....

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern jugelant. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen
.....

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

An unsere Leser! — Friedrich Naumann: Kriegschronik. — Dr. Gertrud Bäumer: Heimatchronik. — Friedrich Naumann: Weihnachten 1914. — Landtagsabg. Pfarrer Dietrich Graue: Weihnachten, das Heimatfest des deutschen Volkes. — Dr. Sigismund Gargas: Russisches Spiel in Polen. — Reichstagsabgeordneter Georg Gothein: Die Höchstpreise für Getreide nicht einmal Mindestpreise. — Dr. Gerhard Albrecht: Laon. — Dr. Gertrud Bäumer: Unsere liebe Frau. Kurt Arnold Findeisen: Erzgebirgers Christnacht im Schützengraben. (Gedicht.) — Margarete Sachsse: Weltmeerfang. (Gedicht.) — D. Gottfried Traub: Weihnachtsgeheim. — Soziale Bewegung. — Wüchertisch — Kriegsliteratur.

An unsere Leser!

Das alte Jahr geht zu Ende, und wir bitten Euch in gewohnter Weise, im neuen Jahre uns treu zu bleiben. Wer die „Hilfe“ durch die Post bezieht, muß seine Bestellung erneuern. Ist es nötig, daß wir deshalb viele Worte machen? Es ist in den vergangenen Monaten eine besondere Freude für uns gewesen, daß die „Hilfe“ so viel an Soldaten und Lazarette versendet werden konnte. Wir danken allen denen, die uns dazu geholfen haben. Auch fernerhin verschicken wir Hilfsnummern oder Monatshefte der Kriegs- und Heimatchronik gern und gratis an jede genaue Adresse, die uns zugeht.

Auch aus unserem Kreise sind einzelne bereits in den Tod hineingefunken, andere verwundet. Wir ehren ihre Opfer und danken ihnen und nehmen uns vor, ihre Arbeit mitzubeforgen.

Alle großen Volksfragen werden nach Möglichkeit von der „Hilfe“ besprochen. Wir wollen mit offenen Augen durch eine große Zeit gehen.

Es grüßt die Leser

Schriftleitung u. Verlag der „Hilfe“.

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 15. Dezember.

In Thun in der Schweiz stirbt der langjährige Leiter der „Frankfurter Zeitung“ Direktor Curti, ein Mann, der zum gegenseitigen Verständnis des deutschen und Schweizer Volkes in langer Arbeit außerordentlich viel beigetragen hat, und der in beiden Ländern ein treuer Vorkämpfer bürgerlicher Rechte gewesen ist.

Der älteste Sohn des Reichskanzlers ist mit ziemlich schwerer Verwundung in russische Gefangenschaft geraten. So geht es den Söhnen aus allen Schichten des Volkes.

Am Nachmittag kommt die traurige, aber kaum mehr sehr überraschende Nachricht, daß auch Belgrad von den Oesterreichern geräumt ist. Dieser absolute Mißerfolg unserer Bundesgenossen auf dem Kampfplatze, auf welchem zu allererst und sofort

Erfolge nötig gewesen wären, ist die peinlichste Erfahrung, die wir bisher in diesem Kriege gemacht haben. Ohe Oesterreich sein Ultimatum an Serbien stellte, mußte es einen fertigen Plan seiner Ueberwindung in der Tasche haben.

Mittwoch, 16. Dezember.

Die große Schlacht in Polen rückt von Süden und Norden weiter vorwärts. Das ganze innere Polen mit seiner russischen militärischen Füllung soll immer schärfer umklammert werden, bis die große Armee die Möglichkeit der Verjorgung verliert. Das österreichisch-deutsche Vordringen im Süden hat schon die fast völlige Entlastung Krakaus von feindlicher Bedrohung herbeigeführt und hat Jaslo erreicht; dabei sind im ganzen 31 000 Russen gefangen worden. Gleichzeitig berichtet das deutsche Armeekommando, daß in Nordpolen mehrere starke Stützpunkte besetzt und dabei 3000 Gefangene genommen wurden. Die Stimmung, mit der in Petersburg über diese Dinge berichtet wird, ist eine ziemlich gedrückte, und wenn man aus den Mienen der Gegner lesen darf, so sind die deutsch-österreichischen Aussichten nicht schlecht. Natürlich weiß niemand im voraus, ob es sich um eine große Entscheidungsschlacht handelt oder um eine Kette kleinerer Erfolge und Verschiebungen.

Im Westen hat bei Neuport ein erneuter Angriff zu Wasser und zu Lande stattgefunden, ohne eine Veränderung der Lage herbeizuführen. Da es viel Nebel über dem Kanal gibt, muß der belgische Strand gegen unerwartete englische Angriffe stark bewacht werden.

Leider ist es einem englischen Unterseeboot geglückt, trotz fünf-facher Minensperre durch die Dardanellen bis an den Anfang des Marmarameeres einzufahren, dort ein altes türkisches Kasernenschiff in den Grund zu bohren und umverkehrt wieder zur englischen Flotte zurückzulehren. Die große Beweglichkeit der Unterseeboote, die an anderen Stellen zu unserem Vorteil dient, kann sich hier leicht zu einer merkbaren Erschwerung gestalten.

Donnerstag, 17. Dezember.

Damit in der weiten Welt der Seeleute auch noch von etwas anderem geredet werden soll als von der Vernichtung der deutschen Kreuzerflotte bei den Falklandinseln, benutzten einzelne deutsche Kreuzer gestern morgen den auf der Nordsee liegenden Nebel, um die besetzten Plätze Hartlepool, Whitby und Scarborough zu beschießen. Damit wiederholte sich ein Vorgang, den wir schon einmal bei der Beschießung von Dartmouth im November gehabt haben. Auch wenn der rein militärische Erfolg derartiger Angriffe nicht sehr groß ist, so zerstören sie doch die Legende von der Unangreifbarkeit der großbritannischen Insel.

In Aegypten ist das englische Protektorat offiziell angekündigt worden, und der von den Engländern eingesetzte Nachfolger des vertriebenen Khediven erhielt den Namen Sultan. Die Haltung der Eingeborenen gegenüber diesen Vorgängen soll durchaus gleichmütig sein. Ueber die Vorgänge am Suezkanal wird beiderseits Schweigen bewahrt.

Die wichtigste Nachricht nicht nur des heutigen Tages, sondern vielleicht des ganzen bisherigen Krieges ist der nun endgültig eingetretene Zusammenbruch des russischen Angriffs in Polen. „Die feindlichen Armeen sind in ganz Polen nach hart-

nädigen und erbitterten Frontalkämpfen zum Rückzuge gezwungen worden. Der Feind wird überall verfolgt. Bei den gestrigen und vorgestrigen Kämpfen in Nordpolen brachte die Tapferkeit westpreussischer und heftischer Regimente die Entscheidung. Die Früchte dieser Entscheidung lassen sich zurzeit noch nicht übersehen. Das ist das Ende der großen Bedrohung im Osten. Wenn wir unter dem Eindruck dieser erhebenden Nachricht uns des bisherigen Verlaufes unseres östlichen Krieges erinnern, so begann er mit der überraschenden Tatsache, daß die Mobilmachung der Russen viel vollkommener und viel weiter gefördert war, als man in Deutschland für möglich angenommen hatte. Durch diese, wohl schon im Mai dieses Jahres begonnene russische Mobilmachung war der Gedankengang des deutschen Kriegsplanes, zuerst die Franzosen zu schlagen und dann der inzwischen fertig gewordenen russischen Armee entgegenzugehen, von vornherein nicht durchführbar. Durch den russischen Vormarsch entstand die Notwendigkeit, schon im Anfang des September bedeutende Truppenteile vom westlichen auf den östlichen Kriegsschauplatz zu werfen. Die militärischen Veröffentlichungen, welche nach dem Krieg zu erwarten sind, werden uns zeigen, ob und in wie hohem Grade der plötzliche Abbruch des deutschen Vordringens in Frankreich mit der Notwendigkeit der Schließung der Ostgrenze zusammenhing. Wir haben etwa vom 10. September an bis jetzt den ausgesprochenen Verteidigungskrieg nach zwei Fronten gleichzeitig zu führen gehabt. Auch die große Hindenburgische Schlacht von Tannenberg war ein Glied dieser Verteidigung. Jetzt scheint es, als ob an dieser einen wichtigen Stelle im Mittelpunkt der östlichen Kämpfe die Verteidigung in Angriff überginge. Die nächsten Tage werden zeigen, welche direkten militärischen Folgen der Sieg in Polen hat. Er wird aber weit über Polen hinaus verstanden werden als der entscheidende Anfang zur Abrechnung zwischen Deutschland und Rußland.

Freitag, 18. Dezember.

Bei der Beschießung der englischen besetzten Küstenorte wurden die deutschen Kreuzer von englischen Torpedobootzerstörern belästigt und konnten zwei von ihnen versenken, einen dritten beschädigen. Es ist auffällig, daß sich die Engländer über Angriffe auf ungeschützte Plätze aufregen, während sie doch selbst mit Vergnügen erzählen, wie tapfer von diesen Plätzen aus geschossen worden ist.

Die deutschen Angriffe auf Neuport dauern fort; der Kampf steht günstig. Einzelkämpfe an verschiedenen Stellen der langen Linie endigten mit deutschen Erfolgen: 1950 Gefangene.

Vom östlichen Kriegsschauplatz wird heute nichts weiter berichtet als das vielsagende Wort: „In Polen folgen unsere Truppen weiter dem weichen Feinde.“

Sonabend, 19. Dezember.

In Malmö begegnen sich heute die drei Könige von Schweden, Norwegen und Dänemark. Es ist das erstemal, daß der schwedische und der norwegische König sich gegenseitig ins Angesicht schauen. Die drei skandinavischen Herrscher sind begleitet von ihren Ministern und haben offensichtlich die Absicht, durch Gemeinsamkeit ihre völkerrechtlichen Ansprüche an Seeschifffahrt und Küstenschutz besser zu sichern. Vom deutschen Standpunkt aus ist diese Zusammenkunft durchaus zu begrüßen; denn wir können gar nichts anderes wünschen, als daß in der Ostsee und ihren Zufahrtsstraßen die bisherige Neutralität streng aufrechterhalten wird.

In Südafrika hat die Erhebung der Buren durch den Tod des jetzigen Oberkommandierenden Meyers und durch die Gefangennahme des alten hochangesehenen Dewet bedeutenden Schaden erlitten. Ein letztes Wort darüber, ob die Buren sich nicht doch bei Gelegenheit des Weltkrieges von der englischen Herrschaft befreien, läßt sich zur Stunde wohl überhaupt noch nicht sprechen.

Beim Einmarsch der Franzosen und Engländer nach Kamerun haben die eingeborenen Dualas die Gelegenheit benutzt, die Europäerstadt zu plündern, so daß die Franzosen gleich damit beginnen mußten, einige von diesen Regern an die Bäume aufzuhängen.

Ueber den Umfang der russischen Niederlage in Polen und Galizien besteht noch Unklarheit, und zwar einfach deshalb, weil die Dinge noch im Fluß sind und ein Endergebnis noch nicht vorliegt. Der österreichische Bericht spricht zunächst im allgemeinen davon, daß die geschlagenen russischen Hauptkräfte aus der ganzen über 400 Kilometer breiten Schlachtfront heraus, von Krosno in Galizien bis zur Mündung der Dnaja nördlich von Lwow, verfolgt werden. Die Tatsache selbst, daß das ganze russische Heer ins Wanken gekommen ist, steht fest; insbesondere wird im österreichischen Bericht hervorgehoben, daß der Feind im nördlichen Karpatenvorlande, zwischen Krosno und Zallichyn, aus seinen Stellungen geworfen wurde. Am unteren Dnajeß kämpfen die Deutschen und Österreicher mit russischen Nachhut. In Polen wurden die Orte Petrikau und Przemyśl von österreichischer Infanterie gestürmt. Auch machte die Besetzung von Przemyśl einen erfolgreichen Ausfall. Zu allen diesen österreichischen Einzelnachrichten fügt der deutsche Tagesbericht nur den Satz zu: „In Polen wurde die Verfolgung fortgesetzt.“ Es mag keine kleine Mühe sein, jetzt bei nachtalem Winterwetter in diesem schlechtversorgten Lande hinter einem fliehenden Feinde einherzudringen. Offiziell ist die Niederlage von der russischen Heeresleitung noch nicht zugegeben; es finden sich im Bericht des russischen Generalstabs die üblichen Wendungen vom Umstellen bestimmter Armeen. An einer Stelle, und zwar bei Sanok-Lisko in Galizien, berichten die Russen ihrerseits von einem militärischen Erfolge.

Sonntag, 20. Dezember.

Auf Grund der englischen Erklärung, daß Ägypten in englischen Besitz übergegangen ist, meldet sich der bisherige Khedive Abbas Hilmi mit einer Proklamation an seine lieben Kinder, die Ägypter und Sudanesen, in der er ihnen unter der Oberhoheit des türkischen Sultans die Wiederherstellung der Verhältnisse vor 1882 ankündigt. Dabei verspricht er eine freie Verfassung und weitgehende Straffreiheit für frühere Vergehen. Gleichzeitig werden in Italien Stimmen laut, daß Italien den endgültigen Übergang der ägyptischen Macht an die Engländer sich nicht gefallen lassen dürfe, da England im Mitteländischen Meere ein Eindringling sei. Wie viel diese italienischen Stimmungsaussäuerungen zu bedeuten haben, wird zum Teil davon abhängen, welche Haltung zwischen Engländern und Türken die zahlreichen in Ägypten anässigen Italiener einzunehmen gedenken. Es ist nicht unmöglich, daß im Gegensatz gegen die englische Herrschaft in Alexandria und Port Said eine gewisse türkisch-italienische Freundschaft sich anbahnt, ein Ziel, das der deutschen Politik sehr erwünscht sein muß. Eine Hauptbedingung dafür ist, daß die im Hinterlande von Tripolis wohnenden mohammedanischen Stämme der Senußi und ihrer Anhänger sich nicht gegen die Italiener, sondern nur gegen die englisch-ägyptische Armee wenden. Wenn man Gerüchten glauben darf, so haben die Senußi bei der Dasei Siwa und weiter östlich einen Sieg über englisch-indische Truppen gewonnen. Ein ähnliches Gerücht meldet von dem Anmarsch zahlreicher Sudanesen gegen Chartum. Um diesen einst schwer errungenen Platz zu sichern, soll von englischer Seite über Suakim und über die Zifflah-Inseln eine Einfuhr weiterer indischer Truppen veranstaltet sein. Jedoch seien die Indier zur Meuterei übergegangen und hätten von einem englischen Kriegsschiff beschossen werden müssen. Alles das kann natürlich bis heute noch nicht als feststehende Kriegsgeschichte angesehen werden. Immerhin aber gehört es zur Charakteristik der mohammedanischen Welt, daß derartige Meldungen vorhanden sind. Die eingeborene Bevölkerung in Ägypten selbst ist offenbar ruhig und macht in ihrem müden und waffenlosen Zustande bisher den Engländern keine Schwierigkeit. Was den Anmarsch der türkischen zwei Armeen anlangt, so gilt als sicher, daß sie von Gaza und Maan aus unter Erbauung von Feldbahnen durch die Wüste langsam, aber ungehindert nach dem Kanal vordringen. Ihre Ankunft am Kanal wird für Mitte Januar in Aussicht gestellt. Ein englischer Angriff auf den Hafen Akaba wurde zurückgeschlagen.

Ueber die Zusammenkunft der drei skandinavischen Könige in Malmö schreibt „Stockholms Tidningen“: Es sind Stunden voll schweren Ernstes, in denen seit Jahrhunderten zum

erstenmal der Norden sich eint. Lange Zeit sind die skandinavischen Länder jedes für sich gegangen, aber jetzt wollen sie noch einmal zusammengehen und wieder gemeinsam ihre Stimme hören lassen, nicht um im Sturm, der da draußen jagt, einzugreifen, aber um frei heraus zu sagen, daß man ihren Willen respektieren muß und daß sie in Frieden ihrer ideellen und wirtschaftlichen Kultur nachgehen wollen.

Aus dem österreichischen und deutschen Bericht über die Schlacht in Polen ergibt sich, daß die russische Armee noch den Versuch macht, in einer etwas weiter östlich gelegenen Linie, die etwa vom Dunajek entlang der Wida und über die Pilica bis zur Rawka bei Skerniewice reicht, sich nochmals in festen Stellungen zu halten. Schon die Zurückdrängung der Russen bis in diese Linie ist ein bedeutender Erfolg. Deutsche aber und Österreicher bemühen sich, den Russen in diesen ihren neuen Stellungen keine Behaglichkeit zu gönnen. Das große russische Heer soll möglichst ostwärts an die Weichsel gedrängt werden.

In Flandern und Nordfrankreich sind große Veränderungen nicht vorgekommen. Der deutsche Angriff auf Neuport hat sein Ziel noch nicht erreicht, ebensowenig ist aber den Gegnern trotz großer Verluste ein wesentlicher Fortschritt gelungen. Ein deutscher Schützengraben südöstlich Bethune wurde verloren.

Montag, 21. Dezember.

Durch den österreichischen Bericht wird noch stärker als bisher ausgesprochen, daß die große russische Armee zwar im Zurückweichen ist, aber noch nicht in der Auflösung. Von Krosus bis zum unteren Dunajek wird angestrengt gekämpft. Die Russen haben sich von neuem in ganz Galizien zum Widerstande gesammelt. Besonders hervorgehoben wird, daß in Russisch-Polen von den Österreichern große Marschleistungen vollbracht wurden.

In Deutsch-Südwestafrika hat am 16. Dezember in der Nähe von Lüderigsbucht ein Gefecht stattgefunden, welches mit dem Rückzug der Engländer endete.

Aus Rom und Paris kommt die Mitteilung, daß der bisherige Abgeordnete des Deutschen Reichstags, Dr. Weill, Vertreter von Metz, Mitglied der sozialdemokratischen Partei, am 5. August als Freiwilliger in die französische Armee eingetreten sei. Der „Vorwärts“ hat bisher keine eigene Mitteilung erhalten und bezweifelt bis auf weiteres die Richtigkeit der Nachricht. Weill war sehr gewandt, und sie würden ihm nicht zugetraut haben, daß er den Ehrendienst eines deutschen Reichstagsabgeordneten übernahm, wenn er nicht treu bei der damit übernommenen Pflicht bleiben wollte.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 15. Dezember.

Die Straßen haben ihr übliches Vorweihnachtsgepräge. Sogar die kleinen Buden mit den Blechjachen, mit Lichtern, Lametta und künstlichen kleinen Weihnachtsbäumen haben sich hoffnungsvoll an den alten Stellen angesiedelt und finden Zuspruch, trotzdem sie sichtlich an Beleuchtungsmöglichkeiten verloren haben.

Die Wünsche nach durchgreifender Versorgungsregelung werden immer zahlreicher und entschiedener. Die großen Angestellten- und Arbeiterverbände haben eine Reichszentrale für Konsumenteninteressen begründet, die im ganzen etwa 6 Millionen Mitglieder vertritt und die dreifache Aufgabe hat, den Preiswucher zu bekämpfen, die Konsumenten über ihre Pflichten hinsichtlich des Verbrauchs aufzuklären und bei Maßnahmen der Regierung die Interessen der Verbraucher zu vertreten.

Die Handelskammer von Stuttgart wünscht durchgreifende Regelung durch Reichsgesetz. Sie äußert sich folgendermaßen: „Ein tatsächlicher durchgreifender Erfolg auf dem wichtigsten Gebiete der Konsumregelung ist unserer Auffassung nach nur denkbar, wenn von einer Zentralstelle im Reich aus eine planmäßige, auf die ganze Versorgungszeit bis zur nächsten Ernte berechnete und die einzelnen

Gebiete des Reichs im Verhältnis zum sonstigen jeweiligen Bedarf versorgende Verteilung der noch an unentbehrlichen Nahrungsmitteln vorhandenen Vorräte vorgenommen wird, wobei selbstverständlich diese Zentralstelle durch sonstige geeignete Maßnahmen, soweit erforderlich, für eine Streckung dieser Vorräte durch zweckmäßige Heranziehung sonstiger Nahrungsmittel zu sorgen hätte. Zu diesem Zwecke erscheint es uns unerlässlich, daß sich das Reich in den Besitz aller vorhandenen Getreide- und Mehlvorräte unverzüglich setzt und damit das unbedingt nötige volle Verfügungsrecht und zugleich die Möglichkeit straffer Durchführung der erforderlichen Preispolitik erhält.“

Wir haben hier stets dieselbe Forderung vertreten. Es zeigt sich immer deutlicher: Halbe und lückenhafte Maßnahmen wirken eher schädlich; wenn reguliert wird, dann durchgreifend und über alle Instanzen hinweg.

Mittwoch, 16. Dezember.

Eine Versammlung der Gesellschaft für soziale Reform erörterte gestern Abend die Fürsorge für die Kriegsinvaliden. Schon vorher hatte das Rote Kreuz eine Besprechung der Frage in einem interessierten Kreise veranlaßt, mit dem Ergebnis, daß das Reichsversicherungsamt wahrscheinlich der Mittelpunkt der Invalidenfürsorge werden wird. Es zeigte sich auch in dieser Besprechung, wie unfinger noch alle Faktoren sind, mit denen die Invalidenfürsorge zu rechnen haben wird: die Zahlen, um die es sich handeln wird, können selbstverständlich nur geschätzt werden, und diese Schätzungen gehen enorm weit auseinander. Ebenso aber läßt sich auch über ihre Verwendungsmöglichkeiten, zumal in der Industrie, heute kaum etwas sagen. Das einzige, was als Notwendigkeit feststeht, ist: 1. sorgfältigste Handhabung des Heilverfahrens mit dem Ziel der Wiederherstellung der Erwerbsfähigkeit; 2. eine langfristige Festsetzung der Rente, damit der Mann für einen neuen Anpassungsversuch Zeit und innere Ruhe hat; 3. ein Netz von Beratungsstellen über das ganze Reich, die eine wirtschaftlich, sozial, ärztlich sachverständige Fürsorge für den einzelnen ausüben können; 4. Kurse an städtischen und staatlichen Fachschulen, in denen der beschränkt erwerbsfähige Invaliden Anleitung und eventuell orthopädische Erleichterung für eine Berufsausübung finden kann. Es wurde in der Erörterung auch der Gedanke vertreten, daß der Staat als solcher der berufene Arbeitgeber aller Kriegsinvaliden sei und die Pflicht habe, sie in seinem Dienst bzw. bei seinen Lieferungen unterzubringen. Obwohl vom Verein für soziale Kolonisation vertrat den Plan von Invalidensiedlungen auf dem Lande. Dafür werden aber viele Invaliden selbst nicht zu haben sein.

Von allenthalben wird die Umgehung der Höchstpreisvorschriften für Getreide durch Aufgelber, Vergütungen für Säckeleihen n. v. bestätigt. Außerdem wirkt die Aussicht auf Steigen der Preise von Monat zu Monat selbstverständlich auf Zurückhalten der Vorräte. Die Verteilung der Vorräte auf Handel und Mühlen einerseits, auf den Landwirt andererseits, zeigt deshalb jetzt ein ganz anderes Bild als sonst um diese Jahreszeit. Die Mühlen stocken, und der Markt ist leer; bei den Landwirten häufen sich die Vorräte.

Donnerstag, 17. Dezember.

Mittags bei der Eröffnung einer Ausstellung des Roten Kreuzes für Verwundetenfürsorge wurde schon die Nachricht von einem großen Siege Hindenburgs verkündet. Als wir aus der Feier kamen, hießte das Reichstagsgebäude die Fahnen. Nicht lange, so kamen sie auch sonst in den Straßen zum Vorschein, besonders leuchtend und farbig in der rieselnden Gräue eines nassen Dezembertages.

Gestern Abend hatten wir eine Versammlung der Köchinnen im Plenarsaal des Abgeordnetenhauses. Saal und Tribünen bis auf den letzten Platz voll, wohl 1500 Zuhörerinnen. Helene Lange sprach zu ihnen von den volkswirtschaftlichen Tatsachen der Volksernährung, und Frau Hedwig Pehl von den praktischen Küchenfragen. Sie sollten begreifen, daß Sparsamkeit mit Lebensmitteln heute nicht persönlicher Geiz der Herrschaften — der nächstliegende Köchinnenstandpunkt! — sondern nationale Pflicht sei, und daß sie dabei helfen müßten. Das scheint denn auch Eindruck ge-

macht zu haben. Uebrigens machen auch unsere Frauenvereine in anderen Städten dasselbe, Hamburg zum Beispiel. Wir haben zahlreiche Merkblätter, Kriegskochbücher und wirtschaftliche Küchenkalendern verteilt. Ein schönes einbringliches buntes Plakat, das hat die Ueberschrift „Krieg und Küche“ und heißt: Eßt Kriegsbrot. Kocht die Kartoffeln in der Schale. Kauft keinen Kuchen. Seid klug, spart Fett. Kocht mit Kochliste. Kocht mit Kriegskochbuch. Helft den Krieg gewinnen. Diese ganze Arbeit unter den Hausfrauen zündet ganz über Erwarten. — Die Brotförderverfügung des Oberkommandos in Berlin für die Gastwirtschaften soll (verbunden mit der Sperrung des Wadens nach 2 Uhr mittags) eine Brotverbrauchsminde rung von 20 bis 30 Prozent gebracht haben.

Freitag, 18. Dezember.

Mietseinerungsämter sind nun auch durch eine Bundesratsverfügung den Bundesregierungen empfohlen. Dabei werden die Forderungen des Schutzverbandes der Grundbesitzer abgelehnt, als ein zu starker Anspruch an die Leistungsfähigkeit der Gemeinden. In Berlin funktionieren die Einigungsämter ganz gut. Allerdings haben unsere Helferinnen mit den Vorverhandlungen mit den Wirten eine Riesearbeit, da sich keiner der sonst mitarbeitenden Ehrenbeamten gern zu dieser Aufgabe bereit findet.

In der Kriegsfürsorge sieht man nach und nach allerlei sozialpsychologisch interessante Erscheinungen. Bei den Wehrmannsfrauen z. B. sehr viel Tüchtigkeit und Tapferkeit, aber doch auch bei manchen ein gewisses Sichgehenlassen, das mit dem Aufhören der festen Hausordnung bei Abwesenheit des Mannes zusammenhängt. Sie kommen morgens nicht aus dem Bett, kochen kein Mittagessen, lassen die Wohnung verwahrlosen. Andere wieder können mit Geld nicht selbständig umgehen, weil sie nie über größere Summen allein zu verfügen hatten. Wenn sie ihre Kriegsunterstützung bekommen, laufen sie sich erst einmal irgend etwas Unnötiges, was sie sich schon lange gewünscht haben, und nachher kommen sie dann nicht aus.

Sonnabend, 19. Dezember.

Die Zahl der unterstützten Kriegerfamilien ist in Berlin auf 74 000 gestiegen, die Ausgaben im November auf 3,6 Mill. M.

Schön ist diesmal die Stimmung über Hindenburgs Sieg. Stillere und verhaltener als bei dem Jubel der Sommermonate, aber um so erhobener und dankbarer.

Das Aufgebot des Landsturms macht sich durch weitere Lücken auf dem Arbeitsmarkt, durch starke Erhöhung der Kriegsunterstützungen und regeren Besuch unserer Beratungsstellen fühlbar. Die Frauen sind aber weit ruhiger als die der zuerst Eingezogenen. Wenn sie auch alle jetzt eine deutlichere Vorstellung von den Schrecken des Krieges haben, so beängstigt sie doch nicht mehr in dem Grade die Ungewissheit ihres Schicksals.

Aus einer Textilstadt der Provinz kommt die Bitte, Arbeiterinnen dorthin zu entsenden. Der Frauenverein wird ihre Unterbringung übernehmen. Es scheint fast, als schüge die Arbeitslosigkeit nun doch in immer größerem Umfang in ihr Gegenteil um.

Seit der sehr populären Köchinnenversammlung am Mittwoch kommen Hunderte von Briefen mit Anfragen nach hauswirtschaftlichen Verhaltensmaßregeln — aus Berlin und von außerhalb.

Sonntag, 20. Dezember.

Der letzte Sonntag vor Weihnachten sieht in Berlin genau so aus wie jedes Jahr. Abgesehen von den geschmacklosen, aber vollstümlichen Darstellungen aus dem Soldatenleben in den Schaufenstern der Warenhäuser (angesehen derer neuerlich jemand sagte, er verstehe jetzt erst ganz den Sinn des Gebotes „Du sollst dir kein Bildnis noch irgend ein Gleichnis machen“) — abgesehen von all den furchtbaren Kriegsattracten, sieht alles genau so aus wie sonst. Auch derselbe Eifer des Einlaufens, der sonst wohl das Kopfschütteln vollstetig gestimmter Menschen hervorgerufen hat. Und die Weihnachtsnotwendigkeiten bis zu dem ausländischen Wintergrün — Entalypus z. B. — sind alle vorhanden. Nur die der englischen Weihnachtslitte entlehnte Mistel sieht man nicht.

Naumann / Weihnachten 1914

Liebes, gutes Weihnachtsfest, du älteste und traueste unserer Freuden, du Zauber des Glüdes, du heiliger Tag aller Güte, ach, mache dich auf und steige draußen herum in den düsteren Gängen des Kriegsgefildes, besuche unsere Soldaten, gehe zu ihnen in die Lazarette, lege ein Stück von deinen kleinen Wonnen auf das Dedbett aller Zerbrochenen und laß deinen silbernen Glanz auch bei den Gefangenen weilen, die im Auslande fern von der Heimat eingeschlossen liegen! Stehe auf, liebes heiliges Weihnachtsfest, tröste auch hier zu Hause die Verlassenen, grüße die Wittven und ihre Kinder in den schwarzen Kleidern, rede mit ihnen lind und heilend, bis auch in ihnen aus verlorener Tiefe heraus es sich leise in die Höhe ringt: O du selige, o du fröhliche, gnadenbringende Weihnachtszeit! —

Es scheint, als könnte Weihnachten dieses Mal nicht gefeiert werden, aber es ist nötiger als jemals, weil es mehr betrübte Seelen gibt als sonst. Ueberall sitzen einige davon, sind tapfer und brav und halten den Kopf oben, aber schwer wird es ihnen doch. Sie machen sich selbst hart, um nicht weich zu werden, verschlucken ihr Weinen und bändigen ihr Seufzen, aber es ist in dem allen notwendigerweise etwas Erzwungenes und Starres. Der Krieg liegt auf den Gesichtern. Da soll etwas Himmelsmelodie erklingen, keine leichte Alltagsströmerei, sondern ein weites, schönes Echo von dem unaussprechlichen Geheimnis: also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab. Das soll aus der Urheimat der Seelen bis zur einzelnen kleinen Kämpferseele gelangen, damit sie noch etwas anderes hört als nur Krieg, Sieg und Verlust.

Viele Menschen glauben die einzelnen Worte der Weihnachtsgeschichte nicht mehr und sind jetzt im Kriege noch weniger als sonst geneigt, sich auf lange Untersuchungen darüber einzulassen, aber so viel ahnen sie doch, daß es in der Weihnachtsverkündigung nicht bloß Worte gibt, sondern verborgen in ihnen ein unaussprechliches Geheimnis von der Liebe, die vom Ursprung alles Seins her zu allem Lebendigen hindurchstrahlt, von dem Wunder, daß im verborgenen Innern der Welt eine Heimat besteht, von der wir stammen und zu der wir wandern. Wie wir das alles richtig aussprechen sollen, wissen wir nicht und werden es nie wissen, aber gerade weil wir nur stammeln und lassen können, so ist uns auch die Rede der Hirten lieb und der Sang der Engel, denn selbst Maria und alles ihr heiliges Gefolge haben auch nur gebrochen geredet, als sie jauchzten: meine Seele erhebe den Herrn!

Weihnachten ist genau das Gegenteil des Krieges, kein großmächtiges Wollen, sondern heilige Gelassenheit, kein Drängen und Treiben, sondern Abwarten und Erleben, kein Zwingen, sondern ein Rufen und Rufen, kein Massenbetrieb, sondern köstliche Einzelpflege, als feiest du das einzige Wesen auf der Welt, und für dich sei heute der Heiland geboren. Alle Gesichtspunkte des Krieges verstummen in der Weihnacht, da gibt's keine Vergeltung, Rache, Strafe, Bedrohung, kein Töten und kein Vertreiben. Aus Wolken und Ueberlieferungen steigt eine andere Welt hernieder, in der auch der Erdrückte glücklich sein kann und der Kraftlose getröstet. Der Frieden Gottes, der höher ist als alle Vernunft, legt sich über Herz und Sinne: ach, daß mein Sinn ein Abgrund wär' und meine Seel' ein weites Meer, daß ich dich könnte fassen! Und gerade weil Weihnachten so ganz und gar das Gegenteil vom Kriege ist, deshalb brauchen wir es jetzt im Dezember 1914, um nicht ganz feilsch starr zu werden im unendlichen Kampfe.

Das linde Evangelium von Weihnachten ist nicht das Menschheitsbrot für alle Tage. Dazu ist es zu fein und überirdisch. Für gewöhnlich brauchen wir das harte Roggenbrot der Geselligkeit, des Zwanges und der Angst. Auch die Völker untereinander leben davon, daß sie sich scheuen und gegenseitig ihre Waffen fürchten. Der Kampf ums Dasein schafft seine eigenen Regeln, und wer sie mißachtet, geht dadurch zugrunde. Alle Christentumsauslegung, die diesen Untergrund der Menschheitsgeschichte verkennet, ist oberflächlich und dünn. Aber ebenso wahr ist das andere, daß mit Kampf ums Dasein nicht alle Seelenfragen gelöst sind. Es gibt einen Menschheitsglauben, der über dem Streite ist. Diesen trägt das liebe, heilige Weihnachtsfest in seinen Armen, und von ihm gibt es Stücken und Brocken an alle, die danach begehren. Sicherlich sind viele Seelen in diesen Tagen sehr hungrig nach solchem Engelsbrot. Man will gern alles tun, was der Kampf fordert, will opfern und leisten, will seine Seele einspannen lassen in alle hohen Notwendigkeiten, aber irgendwo muß ein Winkel sein, in dem Maria und Josef sitzen und das Kind in der Krippe und alles andere, was den Frieden bedeutet.

Gehe, liebes Weihnachtsfest, hinaus an die Straßengräben hinter den Armeen, zu den halbverfallenen Nestern, in denen nur noch einige erschrockene alte Mütterchen wohnen, da man ihnen am wenigsten etwas tut, gehe und versuche es, barmherzig zu sein im Krieg! Du bist von altersher das Fest der helfenden Lindigkeit. Jetzt ist so unendlich vieler Anlaß zum Helfen, mehr als je. Gehe, sammle Gaben und gib sie weiter, lege auch etwas Licht zur Gabe! Keiner kann allen helfen, aber jeder kann etwas tun. Heute ist der Tag, an dem deine Mutter ihre milde Hand zu öffnen pflegte, heute sei du ihr gleich!

Weihnachten! Jetzt lebt der Krieg, er will auch noch weiter leben, denn noch ist er nicht durchgefochten. Im gegenwärtigen Zeitpunkt von Friedensversuchen zu reden, würde völlig verfehlt sein. Die, welche uns in diese Nöte stießen, sollen recht fühlen, was sie angerichtet haben! Wir feiern das Friedensfest mitten im Krieg nicht, um schwach zu werden, sondern im Gegenteil, um dann desto länger wieder stark bleiben zu können. Es wird in diesen Stunden Lebenswärme gesammelt für viele kalte Kriegsnächte. Wer aus unseren Weihnachtsliedern eine Art Bitte um Nachsicht heraus hören möchte, hat keine Ahnung vom deutschen Gemüt, bei dem die Zartheit und die Zähigkeit zusammengehören. Dieselbe Hand, die heute abend die Weihnachtskerze vorsichtig an den Rand des Grabens aufstellt, damit sie dort traulich glimme, schießt morgen den Feind, sobald er sich zeigt. Ob das systematisch richtig zusammenpaßt, ist dabei gleichgültig, denn in diesem wunderbaren Jahre leben wir nur praktisch. Wir erleben alles tiefer, eindringlicher, den Kampf und die Ruhe, den Alltag und die heilige Weihnacht.

Und übers Jahr? Ja, dann soll es, so Gott will, ein anderes Weihnachten geben, ein Weihnachten der Heimgekehrten, der Wiedergeborenen, der Väter, die ihre Kinder in den Armen haben. Auf dieses Weihnachten freuen wir uns schon heute. Dann wollen wir rufen: Ehre sei Gott in der Höhe!

Dietrich Graue / Weihnachten, das Heimatfest des deutschen Volkes

Als in den unvergeßlichen Augusttagen unsere Feldgrauen hinaus zogen, haben sie immer und immer wieder gesungen, und es war der Schlag ihres Herzens:

... Die Vöglein im Walde,
die sangen ja so wunder — wunderschön;
in der Heimat, in der Heimat,
da gibt's ein Wiederseh'n!

Dies Lied hat sie überallhin begleitet. Auf gewaltigen Märschen belebte es todmüde Menschen; es wird gesummt im Schützengraben und auf dem Borpostenschiff, zieht leise durchs Gemüt des Horchpostens vor der Front und des Generals hinter seinen Karten. Viele freilich, die so fröhlich mit einstimmten, sind schon still, ganz still geworden. Für die Heimat gestorben, schlummern sie tief; in Flandern liegen sie oder in Polen, an der Grenze des Vaterlandes oder weit von hier auf dem Meeresgrund. Umsonst gestorben? Für Menschen gestorben, die ihre Heimat weniger lieben, als sie? Und nun ist es inzwischen Weihnachtszeit geworden. In die Kriegsnot hinein bringt die alte Botschaft: Friede auf Erden! Wir hatten schon gefürchtet, wir würden das dies Jahr als ehrliche Menschen nicht hören mögen. Aber ganz das Gegenteil ist eingetreten. Ein fast schon verblaßtes Bibelwort ist wieder lebendige Sehnsucht und fester Wille geworden; als heiliger Naturlaut der Seele ist es in uns aufgewacht. Weihnachten ist ja das Heimatfest des deutschen Volkes. Für die Heimat und ihren Frieden kämpfen an der Grenze unsere Helden. Uns aber, die wir zurückbleiben mußten, und unserer Friedlichkeit ist inzwischen anvertraut, wodurch unser Land zur lieben Heimat wird. Gerade Weihnachten.

Weihnachten hat merkwürdig wenig mit der Dogmatik der Theologen zu tun. Ehe es noch Theologen in Deutschland gab, war unser Fest schon da, und viele der uns vertrauten Gebräuche gehen in die graue Urzeit unseres Volkes zurück. Schon damals war es am häuslichen Herd so warm und gemütlich; sogar ebensolchen Kuchen gab es, von der Mutter gebacken. Um so heimlicher und heimatlicher mag das gewesen sein, weil draußen auf der Flur und in den Lüften Wodan und die anderen Götter und Geister noch ihr unheimlich Wesen trieben in den zwölf Nächten der Wintersonnentwende. Ganz tot sind sie noch immer nicht, die alten Naturgötter. In abgelegenen dunklen Winkeln haufen sie jetzt verschüchtert, und es gibt noch einige Menschen, die mit ihnen auf vertrautem Fuße stehen. Nur zuweilen, wenn der neue Glaube nachzulassen scheint, wagen sie sich heraus und donnern an die Kirchentüren und stören den Gottesdienst. Dann können sie einem in ihrer Ohnmacht leid tun; aber Götter, die uns leid tun, sind entthront. Ein Stärkerer kam über sie, stärker nicht nur deshalb, weil er alle bisher verstreute Göttermacht und Herrlichkeit in sich vereinigte, sondern weil er viel kinder und wärmer war und sich viel besser auf die Seele verstand, als die vorigen Götter. Das tut den Herzen wohl, darum hat er auch mehr Gewalt über sie. Man mag getrost die Frage aufwerfen, ob nur der deutsche Geist der zu ihm eingewanderten christlichen Weltreligion zu Dank verpflichtet ist, oder ob nicht vielleicht umgekehrt das Christentum der Seele unseres Volkes sehr viel Dank schuldet. Denn ohne Zweifel ist ein gut Teil des heutigen Christentums, soweit die schwere Kriegserfahrung es als echt erwiesen hat, deutschen Ursprungs; wir sind das Volk der Mystik und Reformation, der Dichter und Denker, des Gewissens und der Ordnung. Genug, daß die fruchtbare

Vermählung des christlichen mit dem deutschen Geiste auch die Temperatur unseres Weihnachtsfestes gesteigert und seine Erlebnisse verfeinert hat. Das soll uns der Christbaum lehren. Früher stand er draußen vor der Tür, wie etwa heutzutage bei einer ländlichen Hochzeit. Aber es kam die Zeit, da man das nicht mehr ertrug. Ob ihn die Kinder zuerst hereingeholt haben, oder ob die Eltern ihr junges Volk damit überraschen wollten, wer will das sagen? Jedemfalls steht er jetzt überall im Zimmer.

O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie grün sind deine Blätter!

Aus dem deutschen Walde ist er zu uns gekommen, nicht nur ein Sinnbild von Licht, Liebe, Leben, sondern recht anschaulich als wirkliches Stück der Heimat. Wo mag er nur her sein? Aus Schlesien oder Thüringen, vom Harz oder Schwarzwald? Auf diesen Zweigen haben richtige Vögelchen gesessen!

Die Vögelchen im Walde,
Die sangen ja so wunder — wunderschön!

Da kommen uns Deutschen stille, tiefe Ehrfurchtsgefühle. In uns steckt noch die gesunde Grundlage der alten Naturreligion. Aber sie ist über sich hinausgewachsen. Unterm Weihnachtsbaum regen sich in unserer Brust viele gute Geister, die nicht nur die Natur in uns geweckt, sondern unsere geistige Geschichte uns geschenkt hat. Die führt auch bei Goethe über Jesus, und nie ist unser Inneres mehr von Liebe bestimmt, nie sind unsere Gedanken reiner und uneigennütziger, als in diesen wahrhaft heiligen Tagen.

Man hat unserem jetzt lebenden Geschlecht oft vorgeworfen, daß es vor lauter Geldverdienen und Genießen die Pflege des Gemütes verabsäumt habe und oberflächlich geworden sei. Wie sehr dies Urteil selbst oberflächlich war, wissen wir seit den stolzen Tagen zu Beginn des Krieges. Aber wir hätten's schon vorher am Weihnachtsfeste merken können, wenn wir nur ein wenig besser Obacht gegeben hätten. Denn wie es einst verfeinert wurde durch den Einzug christlicher Wärme, so wiederum hat es an Bedeutung und Innigkeit zugenommen gerade durch die Notwendigkeiten der modernen Entwicklung und den Einfluß des modernen Geistes. Weihnachten ist uns in Deutschland schon immer ein Familienfest gewesen. Aber das war es früher, weil auf der angestammten Scholle und in Familien zu wohnen der selbstverständliche Zusammenhang unseres gemeinsamen Lebens war. In der Geschichte unseres Volkes kam aber der Augenblick, da wirtschaftliche Zwänge zur Freizügigkeit führten, weil die industrielle Entwicklung einschickte. Eine riesenhafte soziale Umschichtung des Volkskörpers erfolgte. Das Familienleben wurde viel schwieriger, denn die Erwerbsmöglichkeiten konnten sich nicht nach den Familien richten, sondern die Väter und Frauen, Söhne und Töchter, mußten sich den Erwerbsmöglichkeiten anpassen. Unser Volk ist stark und der moderne Geist zart und elastisch genug gewesen, diese Gefahr zu bannen. Und das geschah nicht zum wenigsten durch das Weihnachtsfest: Aus einem hergebrachten Familienfest ist der bewußte Wille geworden, an diesem Tage des Jahres sich ganz als Familie zu fühlen. Viele Briefe und Pakete dienen diesem Willen. Ueber alle Abgesplitterten, Vertriebenen und einsam Sitzenden kommt eine große Sehnsucht nach der Heimat, und wer es irgend kann, fährt nach Haus. Auf den Bahnhöfen und in den Zügen drängen sie sich. Ob Christ oder Jude, evangelisch oder katholisch, altgläubig oder freisinnig — das spielt kaum noch hinein! Wer immer vom Geiste unseres Volkes erfasst wurde, will sein

Weihnachten haben, so warm und innig es nur immer geht. Familie an Familie wollen wir sitzen, Zelle an Zelle des atmenden und wachsenden Volkskörpers. Erinnerungen wollen wir pflegen, unserer Kinder wollen wir froh sein, und längst verklärte Menschen erwachen unter dem Hauch unserer alten Liebe. Gerade das feinste seelische Leben eines Volkes beruht auf Familientraditionen und ihrer lebendigen Fortführung. Wenn einmal die Kulturgeschichte unseres Zeitalters den Lebenserinnerungen und Familiendokumenten entnommen werden wird, dann wird sich enthüllen, zu welcher Bedeutung gerade neuerdings unser Fest emporstieg. Es ist zur Brücke geworden, auf der unentbehrliche Werte und edelste Güter von den Eltern auf die Kinder, von den Ahnen auf die Nachkommen übergehen. Unsere Aesthetiker haben über die vielen Niedlichkeiten geklagt, durch die der alte einfache Weihnachtsbaum neuerdings überladen und verhäßlicht sei. Als Aesthetiker haben sie recht, und hoffentlich bringen sie durch. Aber in dem fast kindlichen Eifer, unser Fest und seinen Baum immer mehr zu schmücken, liegt viel wachsende Innigkeit ausgesprochen, und ihrer dürfen wir froh sein. Mehr denn je ist Weihnachten das Heimatfest des deutschen Volkes geworden.

Und nun erst dies Jahr, wo so viele fehlen! Der Vater im Felde, die Söhne, die Brüder, der Geliebte! Wie werden wir sie vermissen! Noch nie zuvor sahen wir so klar, was uns Heimat und Familie wert sind, und viele gute Vorsätze werden heuer gefaßt. Wo vor dem Kriege Unfriede und Unzufriedenheit das Zusammenleben störten — es gab ja auch solche Häuser —, soll nun nach der Rückkehr vieles besser werden.

In der Heimat, in der Heimat,
Da gib't es ein Wiederseh'n!

Das wird sehr selig sein, und dann Friede auf Erden, unzerstörbares Glück! Mit solchen Hoffnungen feiern wir in Deutschland diesmal Weihnachten — stiller und einfacher als sonst, schon um der vielen willen, die schwer trauern müssen; aber wir feiern.

Und ebenso draußen in Feindesland unsere lieben braven Krieger, vom jüngsten Freiwilligen bis zum ältesten Landsturmmann, Soldaten und Offiziere. Wo sie wohl Heiligabend sein werden? Wird der Feind ihnen Ruhe lassen? Ob unsre Pakete angekommen sind? Nun, auch sie werden unter allen Umständen versuchen, ihre Weihnachtsfeier durchzuführen. Man wird Äpfel oder Lebkuchen essen oder sonst etwas Weihnachtliches, das teure Erinnerungen weckt. Und Lichter anzünden. Vielleicht wird es kein richtiger Baum sein, sondern nur eine kleine heimliche Kerze irgendwo im Schützengraben, im Erdloch vor Sturm und Regen geborgen. Dort wird der gute Junge sitzen, das Gewehr im Arm, und in das Licht hineinträumen! Im Scheine dieses Lichtes kommt zu ihm die Heimat. Alle kommen, die er liebt. Er vertraut ihnen. Während er hier Wache hält und bald wieder kämpfen wird, werden sie zu Hause alles pflegen und doppelt heilig halten, was die Heimat so schön macht.

Weihnachten sind wir wieder zu Hause! — das riefen uns unsere Soldaten noch zu, ehe sie abmarschierten. So schnell, wie sie in ihrem vertwegenen Mute dachten, ist es nicht gegangen. Aber wir haben keinen Anlaß, verzagt zu sein. Ein Volk, das sich solch ein Fest geschaffen hat, kann nicht untergehen. Solange es Deutsche gibt, werden sie nicht von Weihnachten lassen. In aller Zukunft wird Weihnachten ein Jungbrunnen deutscher Volkskraft bleiben. Ganz feine, verschwiegene Gemütsbewegungen, im Schoße der Familien still keimend und blühend, sind weltbewegende Gewalten. Sie

vermögen es, in schwerer Zeit sich zu wandeln und in Selbentugenden unzugänglich. Innerlichkeit und Innigkeit haben unser Volk nicht verweichlicht, sondern für Sturm und Wetter stark gemacht. Selige Weihnachtszeit! Will's Gott, wird es übers Jahr auch heißen: Fröhliche Weihnachten!

Sigismund Gargas / Russisches Spiel in Polen

Bekanntlich hat der russische Oberbefehlshaber am Anfang des Krieges ein Manifest herausgegeben, worin er den Polen volle Autonomie versprach. Unter den Fittichen Rußlands sollte sich Polen von nun an frei entwickeln in Glauben, Sprache und Verwaltung.

Dieses Manifest spielte in dem bisherigen Kriegsverlauf eine außerordentlich große Rolle; die englische und französische Presse hob einmütig die Großmütigkeit des Zaren hervor und konnte sich nicht genug tun in Versicherungen, jetzt werde eine neue Ära in den polnisch-russischen Beziehungen eintreten. Die Vergangenheit sei vergessen, nun beginne ein neues Leben.

Auch in Russisch-Polen blieb das Manifest nicht ohne Wirkung. Zwar waren die Versicherungen des Pariser „Matin“, das polnische Volk sei wegen dieses großmütigen Versprechens des Zaren in helle Begeisterung geraten, wohl stark, sehr stark übertrieben, und die Mehrheit des polnischen Volkes verhielt sich so ziemlich skeptisch dem neuen Streusand gegenüber, hatte es doch in lebhafter Erinnerung die ungeheueren materiellen und moralischen Qualen, die es von der Zarenknote gar oft erleben mußte, und wußte es doch nur zu gut, daß niemand anders wie der Zar selbst es war, der den Wiener Vertrag vom Jahre 1815 zertrümmerte, womit ein besonderer polnischer Staat (das „Königreich Polen“) unter der Herrschaft des Kaisers von Rußland geschaffen wurde, als eine Art erblicher Personalunion. Man erinnerte sich denn auch ganz gut des Umstandes, daß Rußland es gewesen, das bei Ausbruch des russisch-japanischen Krieges den Polen eine ganze Reihe von nationalen Konzessionen gewährte, die aber fast alle nach dem Kriege wieder eingezogen wurden.

Trotzdem gab es Leute, die meinten, der große Weltkrieg habe doch die russische Regierung zur Besinnung gebracht und ihr sinnfällig bewiesen, wie große politische Gefahren für Rußland aus einem feindlichen Polen entstehen, und wie wichtig es für Rußland sei, eben die Polen zuvörderst zufriedenzustellen.

Der Traum, den man da träumte, war nicht lang. Rußland ist es selbst, das die Polen aus dem Traum aufrüttelt. Am 1. Juli 1914, also genau einen Monat vor Kriegsausbruch, wurde ein Gesetz erlassen, wonach die Vorträge der allgemeinen Geschichte und Geographie, in Privatschulen wie auch in Kursen, die unter Verwaltung des Unterrichtsministeriums in Russisch-Polen stehen, in polnischer Sprache gehalten werden können. Ueber die Nationalität der Lehrer besagt das Gesetz nichts, woraus die Polen die logische Folgerung zogen, daß diesbezüglich keinerlei Beschränkung bestehe, daß also diesen Unterricht auch Polen führen könnten.

Diese Ansicht wurde jedoch von den Unterrichtsbehörden des Warschauer Unterrichtsprengels nicht geteilt. Der Warschauer Unterrichtskurator hatte Zweifel, ob Polen den Unterricht in der allgemeinen Geschichte und Geographie in polnischer Sprache führen könnten und erbat Weisungen seitens des Unterrichtsministeriums.

Das Unterrichtsministerium zögerte mit der Antwort und erteilte sie erst am 16. September. Die Antwort wurde vom Warschauer Unterrichtskurator erst am 5. November publiziert, nachdem Rußland den größten Teil Galiziens bereits besetzt hielt, die Sympathie der Polen daher an militärischem Wert viel eingebüßt hatte.

Die am 5. November publizierte Verordnung des Warschauer Unterrichtskurators trägt das Datum des 16. Oktober 1914, Zl. 29019, und enthält Bestimmungen, die den Verfügungen des Gesetzes vom 1. Juli 1914 schnurstracks entgegengekehrt sind. Es bestimmt nämlich, daß, obwohl das genannte Gesetz keinerlei Bestimmungen über die Nationalität der Lehrer enthält, unter keinen Umständen Personen polnischer Abkunft Lehrer dieser Gegen-

stände sein können, und daß infolge des Mangels an diesbezüglichen Bestimmungen das Gesetz vom 1. Juli 1914 als eine *lex imperfecta* zu betrachten sei, auch fernerhin das allerhöchst genehmigte Gutachten des Staatsrates vom 24. Mai 1908 in Kraft verbleibe, wonach dieser Unterricht obligatorisch in russischer Sprache zu geschehen habe und die diesbezüglichen Unterrichtsstunden durch Personen polnischer Abkunft nicht abgehalten werden dürfen.

Daß eine derartige Beweisführung ein juristischer Trugschluß ist, ist offensichtlich.

Aber abgesehen von der juristischen Unhaltbarkeit einer solchen Interpretation, ist diese Verfügung besonders interessant vom politischen Standpunkt, weil sie zeigt, wie trügerisch die Hoffnungen auf jedwede Umwandlung der politischen Natur des Zarenreiches gewesen sind. Kaum glauben die Russen Sieger zu sein, und die kurz vor dem Krieg (also wohl auch aus Anlaß des Krieges) gemachten Konzessionen werden durch die ausführende Verwaltungsbehörde in ihr Gegenteil verdreht.

Das ist eben der Gang der russischen Geschichte. In Petersburg tut man sich manchmal großmütig, aber das Volk spürt leider gar nichts von der zaristischen Großmut.

Nachschrift. Wie wir erfahren, ist am 22. November, also zu der Zeit, als die russische Front ins Wanken geriet, der hier besprochene Erlass des Warschauer Unterrichtskurators vom Unterrichtsminister aufgehoben worden; die polnische Sprache wurde für den Unterricht der allgemeinen (nicht-russischen) Geschichte in Privatschulen zugelassen. An dem prinzipiellen Charakter der russischen Polenpolitik ändert das wohl wenig; ihre Bankelmütigkeit erfährt dadurch nur eine Bestätigung.

Georg Gothein, M. d. R. / Die Höchstpreise für Getreide nicht einmal Mindestpreise

Als sich der Bundesrat endlich entschloß, Höchstpreise für Getreide festzusetzen, waren sie bereits so gestiegen, daß sie sehr hoch normiert werden mußten. Man gab sich der Hoffnung hin, daß die wirklich bezahlten Preise selbst an den sogenannten Hauptorten unter den Höchstpreisen und daß sie an den Nebenorten um Fracht und Spesen nach dem nächstgelegenen Hauptort und um den Betrag eines angemessenen Gewinns für den Handel niedriger sein würden als am Hauptort. Das geht klar aus der Ausführungsanweisung der preussischen Minister für Handel, Landwirtschaft und Inneres hervor.

Der Wille war gut, aber das Vollbringen war schwach.

Die Landwirte halten vielfach mit dem Verkauf zurück, und sie verkaufen, wenigstens hier im Osten, selbst an den Nebenorten bestenfalls nur zu den Höchstpreisen des Hauptorts. Käufer am letzteren sind nur Personen, die nicht weiterverkaufen — Proviantämter, Stadtverwaltungen von Festungen, die die Verpflegung ihrer Bevölkerung für den Fall der Einschließung sicherstellen müssen, und — Mühlen. Die letzteren müssen kaufen, denn sie haben Mehllieferungen zu erfüllen; sie können aber auch den Höchstpreis am Nebenort zuzüglich Fracht und Spesen anlegen, denn Verkäufer sind sie nur für Mehl, wofür Höchstpreise nicht festgelegt sind. Der Müller ist außerdem in der Lage, beim Getreidekauf den Höchstpreis zu umgehen, indem er dem Getreide-Verkäufer gleichzeitig die Kleie verkauft, was er nur zu dem exorbitant niedrigen Preise von 13 M. pro 100 kg darf, während dieser im freien Verkehr 16 M. und darüber beträgt. Der Getreidehandel kann sich eigentlich nur dann beteiligen, wenn er das Getreide zum Höchstpreis am Nebenort kauft und es von der Mühle in Lohn vermahlen läßt; er hält sich dann wie der

Müller am höheren Preis des Mehls schadlos und außerdem an dem für Mele, denn nur die Mühle, nicht der Händler ist an den 13 Mark Preis dafür gebunden.

Bei all diesen Wegen ist das Ergebnis eine wesentliche Vertenerung des Mehls und des Brotes, das heißt, der Konsument, den man mit den Höchstpreisen schützen wollte, wird überteuert. Der Getreidehöchstpreis steht nur auf dem Papier, aber er ist nicht effektiv, ja, in vielen Fällen ist er nicht einmal für die Nebenorte ein Höchstpreis.

Das ist nämlich dann der Fall, wenn — worauf ich öfter schon hingewiesen habe — das Getreide nicht am Nebenort selbst, sondern nach einem Haupt- oder Nebenort eines Bezirks als Abnahmeort verkauft wird, der einen höheren Höchstpreis hat. Im Bezirk Posen ist letzterer für Roggen 210, für Weizen 250 M., im Bezirk Dresden um je 15 M. für die Tonne höher. Gehört Bentschen zu ersterem, Guben zu letzterem, so kann, wenn in Dresden großer Mangel an Ware ist, diese aus Bentschen zum Dresdener Höchstpreis nach Guben als Abnahmeort verkauft werden; von dort aus hat der Dresdener Müller, der den Weizen bezieht, noch die ganze Fracht bis Dresden draufzulegen. Allerdings hat in den letzten Tagen eine Auskunft des preussischen Handelsministers das als unzulässig bezeichnet, aber es finden sich doch noch Wege, die zu diesem Ziel führen.

Einer derselben ist eine hohe Verkaufsprovision für den das Geschäft vermittelnden Händler; ein anderer ein hohes Sackgeld oder Sackleihgeld, wobei mit Leichtigkeit ein Preisaufschlag von 10 M. für die Tonne erzielt werden kann. Auch die Bestimmung, daß Getreide, das das ohnehin sehr niedrig angesetzte Hektolitergewicht von 70 kg für Roggen, von 75 kg für Weizen überschreitet und wo für jedes Kilo mehr 1,50 M. für die Tonne aufzuschlagen ist, hat zu ungerechtfertigten Preisaufschlägen geführt. Der Verkäufer erklärt: Mein Roggen wiegt 74 kg, du mußt mir also 6 M. über Höchstpreis geben. Ich leiste aber für dieses Gewicht nicht Gewähr, und du Käufer verzichtest auf Nachprüfung und auf das Recht der Beanstandung. Ganz besonders wird dieses Verfahren bei Gerste geübt, wo die Höchstpreisverordnung für alle Gerste unter 68 kg Hektolitergewicht als Futtergerste den im Verhältnis zu den Preisen für Brotgetreide und Futtermitteln unverhältnismäßig niedrigen Einheitspreis von 205 und 210 M. festgesetzt hat. Bei dem Mangel an Futtermitteln wird kein Landwirt Gerste zu diesem Preis verkaufen; auch wenn sie in Wirklichkeit nur 66 kg wiegt, wird sie nur als 68 kg überschreitende — ohne Gewähr für Gewicht — verkauft, und für diese besteht keine Preisgrenze. Aus Brauerkreisen hat man deshalb schon den Vorschlag gemacht, auch für Braugerste Höchstpreise einzuführen und den Gerstenverbrauch der Brauereien zu kontingentieren.

Nach der oben zitierten Ausführungsanweisung der zuständigen Minister sollen die Regierungspräsidenten für die Nebenorte niedrigere Höchstpreise festsetzen, „wenn sich herausstellt, daß die Besitzer von Getreide den Anspruch erheben, daß ihnen der volle Höchstpreis des Hauptortes ohne Rücksicht auf die Lage des Ortes, an dem sich das Getreide befindet, zukommen müsse“.

Trotzdem das der Fall ist, trauen sich weder Müller noch Händler, noch Proviantamt, noch Stadtverwaltungen von Festungen (z. B. in Breslau oder Posen), die Regierungspräsidenten um die Festsetzung niedrigerer Höchstpreise für die Nebenorte ihres Bezirks anzugehen. Sie sagen sich: Dann bekommen wir überhaupt kein Getreide hierher, sondern wird alles nach den Bezirken mit höheren Höchstpreisen ver-

kauft. Ja, der Mangel an Ware bringt sie eher dazu, zu bitten: Setzt hier im Osten die Höchstpreise höher an, damit nicht alles nach dem Westen geht!

Zweifelloß würde die einseitige Festsetzung niedrigerer Höchstpreise für die Nebenorte der östlichen Hauptorte — Gleiwitz, Breslau, Posen, Stettin, Bromberg, Danzig, Königsberg — den Abzug des Getreides nach dem Westen befördern. Ein solcher ist ja bei dessen dichter Bevölkerung bis zu einem gewissen Grade notwendig, aber er darf nicht zu einer Entblößung des Ostens führen. Die westlichen Mühlen, die früher ihren Bedarf größtenteils aus dem Ausland deckten, sind jetzt freilich in einer höchst schwierigen Lage.

Für das Zurückhalten des Getreides durch die Besitzer wird als Grund angegeben, daß sie in diesem Jahr infolge des Mangels an Arbeitskräften und Gespannen mit der Ernte der Hackfrüchte wie mit der Herbstbestellung stark im Rückstand seien und daher später als sonst zum Dreschen kämen. Das ist zweifellos richtig; aber auch solche Besitzer, die ausgedroschenes Getreide liegen haben, halten zurück und verkaufen ab ihrer Versandstation nicht unter Höchstpreis. Es ist auch aus den oben dargelegten Gründen nicht anzunehmen, daß in den nächsten Monaten eine Minderung eintritt.

Nach der Ausführungsanweisung sind die Besitzer des Getreides ganz allgemein verpflichtet, es der zuständigen Behörde auf ihre Aufforderung zu überlassen, soweit es nicht zur Fortführung der Wirtschaft erforderlich ist. Zuständig zur Aufforderung wie zur Festsetzung des Uebnahmepreises sind die Regierungspräsidenten. Aber „das Verfahren ist nur dann einzuleiten, wenn das öffentliche Interesse es erfordert“. Die Minister haben sich vorbehalten, in einer späteren Verfügung mitzuteilen, wann ein solches als vorliegend anzusehen ist. Vorläufig nur, wenn die Heeresverwaltung den Antrag auf Ueberlassung stellt; das hat sie aber selbst dann nicht getan, wo sie über Höchstpreis gekauft hat.

Das öffentliche Interesse war es, das die Festsetzung von Höchstpreisen für Getreide, das die Bundesratsverordnung darüber erfordert hat. Stellt sich nun heraus, daß die erstrebte Wirkung damit nicht eintritt, so verlangt das öffentliche Interesse gebieterisch, daß das als notwendig erkannte Ziel auf anderem Wege erreicht wird. Die sogenannten Höchstpreise sind bereits so hoch, daß sie die der schlimmsten Misserntejahre erheblich übersteigen. Der höchste Durchschnittsroggenpreis dieses Jahrhunderts war der des III. Quartals 1907 mit 201,50 M., jetzt ist der sog. Höchstpreis auf 220 M. festgesetzt, und im Durchschnitt des II. Quartals 1915 soll er 235 M. betragen. Den höchsten Weizenpreis hatte Berlin im III. Quartal 1909 mit 238,7 M., jetzt ist der sog. Höchstpreis 260 M. und soll im Durchschnitt des II. Quartals 1915 auf 275 M. steigen! Vom Januar ab erhöht sich nämlich der Höchstpreis am 1. und 15. jedes Monats um 1,50 M. pro Tonne, d. h. in 6 Monaten um 18 M.! Ein gewisser „Report“ ist wegen Eintrocknens des Getreides, Mäuseschadens, Lagerkosten und Zinsen zweifellos nötig, aber er ist zu hoch begriffen und reizt daher zur Zurückhaltung des Getreides an. Bei Hafer, an dem die Militärverwaltung besonders interessiert ist, will man daher die ganze Reportbestimmung streichen, was auch wieder eine Ungerechtigkeit sein würde.

Zweifelloß geben schon die Höchstpreise genügenden Anreiz zur sparsamsten Verwendung von Brotgetreide, die an sich durchaus geboten erscheint, es ist aber ebenso zweifellos ein öffentliches Interesse, daß sie an den Hauptorten nicht

noch überschritten werden. Die Voraussetzungen für den Fall der zwangsweisen Erwerbung des Getreides von den Besitzern wäre also gegeben.

Fraglich ist aber, ob man mit der gelegentlichen zwangsweisen Erwerbung des einen oder anderen Postens auskommen würde. Ich fürchte nein. Es dürfte das leicht zu schnellen Verkäufen, die ja auch für spätere Termine erfolgen können, führen. Die Festsetzung von Höchstpreisen für Mehl ist aber einerseits bei den sehr verschiedenen Qualitäten schwierig, andererseits müßte sie für die einzelnen Gegenden noch abweichender gestaltet werden als bei Getreide, schließlich ist sie durch das mißglückte Experiment der Getreidehöchstpreise noch komplizierter geworden. Es ist mehr als zweifelhaft, ob auf diesem Wege eine wirkliche Abhilfe gebracht werden kann.

Bereits der frühere Reichstagsabgeordnete Dr. Heim hat die Forderung erhoben, daß das Reich während der Kriegszeit die gesamte Verwaltung und Verwertung der Getreide-, Mehl- und Futtermittelvorräte in seine Hand nehme. Die gleiche Forderung ist vor einigen Wochen unter Führung des Münchener Staatsrechtslehrers Brentano von einer Reihe namhafter Volkswirte und Sozialpolitiker erhoben worden. Darunter von Männern, die sonst eines weitgehenden Staatssozialismus nicht verdächtig erscheinen. Man soll freilich die außerordentlichen Schwierigkeiten einer solchen Aufgabe nicht unterschätzen. Sie ist nicht von der Bureaucratie der Reichsämter und Staatsverwaltungen allein zu lösen; es wird dazu der intensiven Mitarbeit der Männer des praktischen Lebens aus Landwirtschaft, Getreidehandel, Müllerei und Genossenschaften, schließlich auch der Männer der Wissenschaft bedürfen, um sie einigermaßen einwandfrei zu lösen. Aber nachdem die Festsetzung von Höchstpreisen diese Lösung bisher nicht gebracht hat und aller Voraussicht nach auch nicht mehr bringen wird, dürfte kaum etwas anderes übrigbleiben, als diesen gewiß recht dornenvollen und keineswegs leicht gangbaren Weg zu beschreiten. Aber außerordentliche Zeiten erfordern außerordentliche Maßnahmen. Und das richtige Haushalten mit den vorhandenen Nahrungsmitteln ist in dieser schweren Zeit eine zu eminent wichtige Aufgabe, als daß man sich aus theoretischem, prinzipiellem Bedenken und Schulmeinungen dagegen sträuben dürfte. Mir wäre ein anderer Weg auch weit lieber, wenn ich die Sicherheit hätte, daß er zum Ziele führe. Aber einstweilen sehe ich keinen anderen, und deshalb meine ich, daß er so rasch und so ernsthaft wie möglich auf seine Gangbarkeit geprüft werden muß.

Der Mißerfolg der Höchstpreisverordnung ist auf die Knappheit an Ware durch Abschneidung der Einfuhr zurückzuführen. Sollten die Vereinigten Staaten von Amerika sich endlich die völkerrechtswidrige Behandlung von Getreide- und Futtermittelsendungen selbst nach neutralen Häfen als Kriegskonterbande nicht länger gefallen lassen und darauf bestehen, daß diese nur, wenn sie nach blockierten deutschen Häfen gehen und nachweislich für die Regierungen Deutschlands und Oesterreich-Ungarns bestimmt sind, als Konterbande gelten dürfen, so würde sich allerdings die Uebernahme der vorhandenen Getreide-, Mehl- und Futtermittelvorräte in Reichsverwaltung erübrigen. Zurzeit läßt sich aber noch nicht hoffen, daß die Herren Wilson und Bryan die Energie zu dieser Wahrung ihrer Interessen aufbringen.

Gerhard Albrecht / Laon

Aus einem Feldpostbrief eines Mittlämpfers der Westarmee.

Laon, auf steilem Berge aufgebaut und hinabreichend in zwei Täler, gekrönt von der viertürmigen Kathedrale, die, sieht man die Stadt von unten, etwa vom Bahnhof aus, wie ein Bergwart das Land beherrsicht, Laon, für mich in diesen Tagen der Inbegriff aller Kultur und alles Friedens!

Ich kann das, was ich innerlich erlebte, nicht wiedergeben, als ich, abends vorher noch in schwerem Feuer im Schützengraben, nach behaglich verbrachter Nacht in D. . . bei den Verzten unseres Regiments, an einem dunklen nebligen Morgen wie im tiefsten Frieden über die Gefilde wanderte, wo unsere jetzigen Kämpfe vor noch kaum drei Wochen ihren Anfang genommen hatten. Verlassene Bunkplätze, zerhobene Schöße und vertretene Ausrüstungsstücke waren die wenigen Anzeichen des Krieges auf einer friedlichen Morgenwanderung. Mein Weggenosse, ein junger, mir hier zum Freunde gewordener Assistenzarzt, mit dem ich in der Stadt eine Brille und Arzneimittel besorgen wollte, und ich plauderten fröhlich, wenn auch ernst gestimmt durch den überwältigenden Eindruck dieses Friedens mitten im Kriege, durch das ungewohnte, beglückende Gefühl, für Stunden außerhalb alles Trubels allein mit einem guten Kameraden in vertraulichem Gespräch dahinzumwandern, für Stunden nicht als das für sich allein unbedeutende Rädchen in der großen Maschinerie der Kriegsoperation zu arbeiten, sondern sich auf sich selbst und die Dinge zu besinnen, die ringsherum in unaussprechlicher Schnelle und unheimlicher Wucht geschehen. Wie selten kommt man doch dazu, der Frage nachzugehen, was graufames, unmenschliches, unwürdiges Mittel der Krieg im Weltstreite der Völker ist; man weiß, auch gegen alle Ueberzeugung von der Möglichkeit und Denkbareit tauglicherer Mittel, man weiß zu gut, wie sehr wir doch die Sklaven der Jahrtausende sind, die den Krieg schufen und entwickelten. Unsere Kultur muß also noch zu roh sein, um die besseren Mittel zu erfinden und auszubilden, und so lange ist es wirklich für den einzelnen die höchste Moral, als Soldat seine Pflicht zu tun und so selten wie möglich Gedanken, die hierüber in denkendem Idealismus hinausgehen, aufkommen zu lassen. Und wie selten kommt einem zum Bewußtsein, wie widernatürlich und aller dem Menschen-gegeschlechte gegebenen Schöpfungsnatur zum Hohne es ist, daß sich Mensch und Mensch gegenüberliegt und nur das eine will, den anderen zu vernichten, ja, daß durch die Jahrtausende hindurch diese Kampfesart nicht nur erhalten, sondern zu einer bewundernswürdigen Kunst, zu einem Triumphe der Wissenschaft, Technik und der Organisation ausgebildet wurde. Und wieder: solange aber diese Kampfesart die Billigung der Welt hat, gibt es keine höhere Moral für uns kleine Menschenkinder, als unsere Pflicht als Soldaten zu tun mit Einsetzen des Letzten und Besten, das unser ist. — Da steht Gedanke gegen Gedanken: es ist gottlos, es ist traurig und menschenunwürdig; und doch ist all das unsere höchste Moral. Die Menschheit kann nicht fertig sein, solange das Bewußtsein der nächsten Pflichterfüllung so furchtbar der letzten Ueberzeugung einer höherstehenden Moral widerstreitet.

Friedlich und schön lag das Tal unter unserem Wege, der uns über A nach Laon führte. Wir kamen in A gerade in das langsame Erwachen der wenigen hier nötigen Soldaten hinein und noch zur rechten Zeit, um uns von zwei Musiketieren den prachtvollen früh gefochten Morgenlaffee reichen zu lassen. Im Städtchen fanden wir den Führer der Bagage unseres Regiments, der uns nicht nur noch einmal freundlichst mit lange ungekammten Lederbissen bewirtete, sondern auch sogleich einen Wagen anspannen ließ, der uns den Tag über zur Verfügung stehen sollte. So fuhren wir bald in bester Stimmung über Land, längst jedem Gedanken an Krieg und Kriegsjammer entrückt; war es doch seit Beendigung des ersten Teiles des Krieges so zu sagen deutsche Provinz, deren Boden uns heute trug.

Alle die Empfindungen und Eindrücke, die uns mächtig bestürmt hatten, als uns der unvermittelte Wechsel von Krieg und Frieden zum Bewußtsein gekommen war, verdoppelten sich, als wir Laon be-

treten hatten. Zwar herrschte hier das regste militärische Treiben. Aber friedlich war doch alles, was wir hier sahen und sahen. Noch einmal: sonst Tage und Nächte im Schützengraben, auf gefährlichen Patrouillen, im feindlichen Feuer; noch gestern abend nur durch glücklichen Zufall der vernichtenden Wirkung von Granaten und Schrapnells entronnen, und heute in einem immerhin anständigen Hotel an der Table d'hôte bei Wein, Champagner und gutem Essen. Dann auf dem Wege durch die Stadt, um, ganz wie im Frieden, Einkäufe zu machen. Hierbei freilich zeigte sich wieder das schmerzvolle Antlitz des Krieges; die Bevölkerung ist eben die des mit Wassergewalt niedergeworfenen Landes; die Vorräte an fast allen Dingen, die man braucht und sucht, sind längst erschöpft; die Nahrungsmittel sind knapp, und das wenige, das übrig, ist den Offizieren der hohen Stäbe vorbehalten. Bettelnde Kinderhände strecken sich dem fremden Soldaten entgegen, vergrämte Frauen schleichen blaß und kränklich durch die Straßen, nur hier und da treffen wir noch stolze, vom Jammer des Krieges ungebrochene Blicke, meist dem Auge alternder Männer entwandt, die mit ihrer letzten Kraft den Glauben an den Sieg des Volkes zu bewahren scheinen. Aber dennoch, das ungestörte Schlenkern durch die von deutschen Soldaten wimmelnde Stadt ist gegen alles, was hinter uns liegt, unendlich friedenvoll! Auch daran, daß deutsche Jungen, Pfadfinder und Jugendwehrlente, hier und da zwischen den Soldaten auftauchen, wahrscheinlich zu Botendiensten und dergl. in Feindesland gesandt, sieht man nur die friedliche Seite — deutsche Jungen, da wir sonst doch nur deutsche Soldaten um uns sahen, mitten in Feindesland deutsche Jungen, wie man sie noch vor kurzem auf deutschem Boden sah. Und daneben die braven Landsturmlente in ihren lederen Mützen mit dem großen Kreuze daran, zum Teil Männer längst über das 45. Lebensjahr hinaus, die Weib und Kind und ihren Beruf daheim ließen, um für das Vaterland zu streiten und, wenn nötig, zu bleiben — hier in der friedlichen Stadt empfand man nur den hohen Opfermut, den Idealismus und Heroismus, der heute das ganze Volk beseelt; es verstummte dabei jeder Gedanke an Not und Tod; diese Männer verstärkten in uns nur das Gefühl des wunderbaren Friedens. Und noch mehr natürlich die ersten deutschen Frauen, die ich seit zwei Monaten sah! Diese ernstesten, gesunden, frischen, klaren Gesichter, die strahlenden Augen, die von dem Bewußtsein ihres hilfsbereiten Wirkens laut und eindringlich Zeugnis gaben, werden mir unvergänglich bleiben. Und endlich in Feindesland der stille Garten oben auf der Höhe bei den Zigaretten, in dem sorgliche Hände die frischen Gräber schmückten; das machte nicht traurig, es machte unsagbar froh, so kann nur schönster Friede für die Toten sorgen. Schmerzvoll kam mir die Erinnerung an jenen Morgen, als wir bei Döflinger die ersten Toten in einen gestürzten Schützengraben schleppten und sieben Tote in einem Grabe bestatteten; das war der Krieg; hier oben aber ruhen die Toten in Frieden!

Hier war bei allem noch ein Schatten des Krieges; er zerrann in nichts vor der Gewalt der Kunst, die uns umgab, als wir in den Bannkreis der alten herrlichen Kathedrale traten. Wie traurig kam uns hier der Gegensatz, der uns überall, wo wir Stätten menschlicher Arbeit von einst und jetzt auf unserem Marsche durch französische Gebiete berührten, in die Augen gefallen war, zwischen alt- und neufranzösischer Kultur zum Bewußtsein! Die alten Dörfer der Picardie und Champagne zeugen von großer, selbstbewußter Zeit, die neuen schmugig, dürrig, verlottert. Häßliche Straßen, verkommene Menschen, lichterliche Häuser dicht neben der alten Kirche Laons, dazwischen, leider allzu dicht eingeseilt zwischen den prägnanten Bauten, die herrliche Kathedrale, ein Prachtstück des Landes der Gotik. Wir traten fast zagend ein, wir rauhen Kriegsmänner mit unseren schon einigermaßen mitgenommenen Monturen, die selbst von den frisch angekommenen Soldaten etwas verächtlich angesehen wurden. Doch alles das schweigt, sobald sich das schwere Tor der Kirche hinter uns geschlossen hat; ist es die Heiligkeit des Ortes, ist es die Weihe der Kunst, die alle Gedanken auslöscht? Wir stehen unter dem Banne des gewaltigen Wertes, das uns umgibt, und wissen nicht mehr, daß wir aus der Kampffront kommen. Ich sah noch gewaltigere Schöpfungen der Gotik, ich stand vor den unergänglichsten Werken der Kunst, und doch kannte ich bis jetzt nicht die Unmittelbarkeit

ihrer Sprache, deren ich erst hier, vor der Kathedrale von Laon inne wurde. Für das Ernsteste und Tiefste, das die Kunst birgt, macht die ernste Zeit so empfänglich, wie es vorher kein Stadium und keine Liebe zur Kunst vermochte; ich empfand jetzt erst, was man entbehrt, wonach die Seele dürstet, was uns der Krieg zerstört. Es war nicht die herrliche Helligkeit der leicht aufstrebenden Gotik, die uns im Innern der Kathedrale entzündete, nicht die wundervolle Gliederung des ganzen Baues, nicht die wechselvolle Schönheit der Türme, von denen jeder den anderen an Formenreichtum und Leichtigkeit des Emporwachsens zu übertreffen scheint, und war auch nicht die Ueberfülle reichsten und schönsten Schmuckes, was diesen gewaltigen Eindruck schuf: es quoll wie einzige Dankbarkeit aus meinem Herzen, daß neben jener Welt von Widerspruch und Widersinn, von Härte und Jammer, von Unmenschlichkeit und Würdelosigkeit, die uns im Felde umgab, noch diese andere von Schönheit und Ernst und innerlicher Gewalt lebt, es war die Gewißheit, daß hier ein Stück von den Zielen und Zwecken der Menschheit zur Wirklichkeit geworden war und immer wirklich bleiben mußte.

Nur ein Tag war uns vergönnt, das Feld des Kampfes mit den Stätten der Kultur zu vertauschen; so mußten wir uns mit schnellen und flüchtigen Eindrücken begnügen. Und da war es wieder der Krieg, der auch hier seine alles betäubende und über-tönende Sprache rebele. Wir hatten Gelegenheit, wenigstens einen kurzen Blick in die imposante Organisation des Krieges, wie sie sich auf dem Bahnhof von Laon abwickelte, zu werfen. Hier endeten die riesigen Transporte von immer nur Soldaten, von Proviant und Waffen, von Munition und allen Dingen, die im Felde nötig. Hier wurden Verwundete ein- und ausgeladen und vom Felde in die Zigarette Laons und von diesen in die Heimat geführt. Hier arbeitete die deutsche Feldpost, deutsches Eisenbahnmateriale, deutsche Züge, deutsche Eisenbahnbeamten, alles, alles im Dienste der einen großen Sache, des Krieges. In den Schlachten erweist sich die Fähigkeit des Führers, der Opfermut und die Tüchtigkeit des einzelnen Mannes, die Güte des Materials und der Stand der Kriegstechnik, hier aber auf dem Bahnhofe in Laon pulst das imposante Leben, das die riesengroße Organisation des modernen Krieges ausstrahlt. Wir hatten nicht Zeit, dieses wichtige Treiben länger und eingehend zu beobachten. Die Stunde des Abschiedes von diesem eindrucksvollen Stück Kultur, das wir mitten im Kriege erleben durften, war gekommen. Nur zu schnell führte uns unser Wäglein aus der Stadt des Friedens zurück in das rauhe Kriegsgelände, und als die Nacht kam, schlug das erste Dröhnen der Kanonen wieder an unser Ohr. Doch wo die Pflicht fürs Vaterland auch unser Opfer heißen, wohin uns auch der unerbittliche Weg des Krieges führen mag, uns bleibt unvergessen das, was uns dieser Tag gab, die Gewißheit, daß die Kultur über die Grausamkeit, der Friede über den Krieg siegen wird.

Gertrud Bäumer / Unsere liebe Frau

Es ist ein seltsamer Gedanke — voll schmerzlichen Widersinns und zugleich voll rätselhafter Tröstlichkeit und verschwiegener Größe —, daß am Weihnachtstage Millionen Menschen über Not und Blut, über Tod und Feindschaft hinweg ihre Herzen zu den gleichen ewigen Wahrheiten erheben. In Notre Dame de Paris und in St. Paul's erklingen von heiliger Stelle die gleichen Worte wie in deutschen Dorfkirchen oder im Stephans-Dom von Wien, und aus den Lagern und Gräben diesseits und jenseits ziehen die Gedanken zu denselben heiligen und geliebten Bildern. Die gleiche Welt teuerster Erinnerung an gemeinsame ferne Kindheit der Völker öffnet sich über den kämpfenden Heeren und ergießt über sie ihren ewig gleichen, traulich frommen Glanz. Und in ihrem schneidenden Widerspruch, aber zugleich in ihrer tiefen Verbundenheit mit den Schmerzen und Schicksalen, die wir Menschen in diesen Monaten erleben, gewinnen die Gestalten der heiligen

Legende in diesem Jahr eine eigene ergreifende Bedeutsamkeit. Wir spüren es tiefer, wie alle heißesten Gefühle, alle innersten Erfahrungen, wie Sehnsucht und Hoffnung der Jahrhunderte sich an diese Gestalten geheftet, an ihnen gebildet, sie geschmückt und verklärt haben.

Bei keiner ist dies Mitschaffen aus allem Menschlichen heraus in zarteren und rührenderen Spuren erkennbar als bei Maria, der gebenedeiten und schmerzreichen Gottesmutter. Und wenn wir uns heute aus dem Wissen und Mittragen tausendfachen Frauenleids in jene goldene Welt der Gnade und Seligkeit durch den Tod versenken, wächst um ihr liebliches Haupt ein besonderer wehmütig-stolzer Glanz.

Als die Mutter des Heilands zum ersten Male den zarten Fuß auf den rauhen Boden des frühmittelalterlichen Deutschland setzte, erschien sie dem frischen stolzen Sinn jungen Germanentums als die glänzende Himmelskönigin. Sowohl im „Heliand“, wie in Otfrieds Krist, ist sie „adelgebürtig“, der Frauen schönste, „allero Wibio wilitigost“ — aller Weiber schmuckste. In der entzückenden Beschreibung Otfrieds von der Verkündigung geht der Engel über Sonnenpfad, Sternensstraße und Wolfenweg in die Pfalz zu der edlen Frau, deren Vorfahren alle Mann für Mann Könige waren, und die er den Psalter singend (sie konnte ihn bis zu Ende!) mit teurem Worn kostbaren Tuches Werk wirkend antraf. Er sprach ehrfürchtig zu ihr, wie man zu Frauen soll, und wie insbesondere der Bote zu der Mutter seines Herrn zu sprechen hat.

Die Glorie der Maria als der herrlichsten, begnadetsten Frau, der Himmelskönigin, überstrahlt im frühen Mittelalter durchaus das Bild der schmerzhaften Mutter. Auch die Zisterzienser, die im 12. Jahrhundert sich der Marienverehrung mit neuer besonderer Glut ergaben und sie dem Volke predigten, weihten ihre Kirchen meist ihrer *S i m m e l f a h r t* und richteten ihre Gebete an die gekrönte Gottesmutter. Erst die Franziskaner, deren zartere Frömmigkeit aus der Vertiefung in Christi Leiden quoll, wurden die eigentlichen Verkünder der schmerzreichen Mutter. Und während die Zisterzienser der zeptertragenden Patronin mit ihrer himmelhohen Krone ihr Salve Regina zuzungen, war es ein Franziskaner — Jacopone de Benediktis, den der Schmerz um den Tod der eigenen Gattin in den Orden geführt hatte — der mit dem unvergänglichen Stabat mater dolorosa den Abgrund ihres Mutterleids ermaß. Gerade der Text des Stabat mater zeigt aber auch, um wieviel leidenschaftlicher fromme Seelen ihren Schmerz fühlten, nachdem die Andacht vieler Jahrhunderte ihre Glorie immer majestätischer hatte erstrahlen lassen. Daß es die Gebenedeite, die adelige strahlende Herrin ist, die dies erdulden muß, das läßt in allen „Marienklagen“ ihr Leid bitterer, mitleiderregender, empörender erscheinen. Eine deutsche Uebersetzung des Stabat mater aus dem 14. Jahrhundert verweilt erschüttert auf diesem Gegenstand.

Maria stund in swinden Emerezen
 Bey dem Kreutz und maint von Herzen,
 Da ir werder Sun an hienng.
 Ir gedelte ezarte Edele
 Ser betruebt in Jamers Luele
 Scharff ein Ineydunz Swert durchgieng.

Immer aber, ob als Himmelskönigin oder als Mutter der sieben Schwerter, in der Vorstellung der Mönche wie in der liebevollen Verehrung des Volkes ist sie die Fürbitterin und Mittlerin.

Merkwürdig eigentlich, wie diese Vorstellung glaubhaft werden konnte! Die Bibel erzählt nichts von den Erfolgen der fürbittenden Maria — im Gegenteil, sie läßt jedes Eindringen

der Mutter in die göttliche Sendung des Sohnes hart und unerbittlich scheitern. Aber das Volksgefühl schuf sich ihr Bild auch ohne Stütze an der Ueberlieferung. (Man wird sagen, die Kirche schuf es, aber auch sie schöpfte aus den tiefen Gründen volkstümlichen Empfindens, und ihr Dogma wäre nicht religiös lebendig geworden, wenn es nicht das eigene Gefühl des Gläubigen innig berührt hätte.) Das Volksgefühl verstand die erhabene Strenge nicht, mit der sich der göttliche Heil von der irdischen Mutter löst. Mächtiger als alle geistigen Lehren von der Gottmenschheit ist das lebendige Nachfühlen des menschlichen Verhältnisses von Mutter und Sohn. Und je inniger sich die Phantasie mit den heiligen Gestalten beschäftigte, um so mehr gestaltete sie diese Beziehung nach eigenem Gemütsbedürfnis.

Die Gottesmutter blieb dem Menschlichen näher. Nochte die Kirche sie aller Naturgebundenheit noch so weit entrücken, — in dem Wort „Mutter“ bleibt nun einmal etwas Menschlich-Frauliches, Irdisch-Warmes, eine natürliche Macht, die sich nicht beiseite schieben läßt. Alle Majestät, die um die mater gloriosa, die Königin der Herrlichkeit erstrahlte, nahm ihr nichts von ihrer Zugänglichkeit, schuf keine Entfernung zwischen ihr und den armen belasteten Menschenkindern, sondern erhöhte nur die Zuvorsicht und das Vertrauen in ihre Macht als Mittlerin.

„Marja, Kristes Mutter,
 Swes du gerst, daz tuoter.
 Wit in, Fromme reine,
 Umb die Kristnheit gemeine.“

Swes du gerst, daz tuoter! In ungezählten Marienliedern wird diese zwiefache Hoffnung ausgesprochen: daß der Sohn der Mutter nichts abschlagen kann, und daß sie dem armen Sünder holder sein werde als die übrigen Mächte des Himmels. In zahllosen zarten Legenden wird sie beschrieben, wie sie lächelnd aus der ach, so einschüchternden Erhabenheit des heiligen Zirkels heraustritt und dem geplagten Erdensohn eine von den ewigen Gesetzen nicht vorgesehene besondere kleine Erleichterung spendet. Wenn die Mönche von Clairvaux, der schweren Arbeit ungewohnt, unter der heißen Sonne mühselig die Ernte einbrachten, schritt Maria durch ihre Reihen, grüßte und tröstete die fleißigen Männer. Den Kriegsmann, der ins Kloster ging, wegen „schlaffer Sinne“ aber von der „pfäffischen Kunst“ nicht mehr zu begreifen vermochte als die beiden Worte: „Ave Maria“, brachte sie zu Ehren, indem sie aus seinem Grabe eine Lilie mit dieser Inschrift sprießen ließ. Eines anderen unbrauchbaren und nichtsnußigen Klerikers, dessen einziges Verdienst in seiner Liebe zu unserer lieben Frau bestand, den sein neu geweihter Bischof wegen Untüchtigkeit vom Amt und Brot jagte, nahm sie sich tatkräftig an, indem sie dem Gestrengen in der Nacht erschien, ihn mit seinem eigenen Hirtenstabe schlagen ließ und zu ihm sprach: „Warum hast du meinem Kaplan, der mir täglich diente, das Einkommen der Kirche genommen, das du ihm nicht verlichen hast?“ Sie half auch dem frommen Ritter Herrn Walter von Birbach im Turnier, unbeschadet der Tatsache, daß es eine Todsünde ist, in den Zweikampf zu ziehen.

Am schönsten tritt ihre mütterliche Milde hervor in den vielen Schutzmantellegenden und -bildern.

„Maria, brei' den Mantel aus,
 Mach' uns ein' Schirm und Schild daraus.
 Laß uns darunter sicher stehn,
 Bis alle Feind' vorübergehn.“

Dein Mantel ist so schön und weit,
Bedeckt die ganze Christenheit,
Bedeckt die ganze weite Welt,
Ist aller Zuflucht und Begeht."

Das Bild hat einen besonderen, in altdeutscher Sitte wurzelnden Sinn. Das „Mantelkind“ ist das vor der Ehe geborene Kind, das die Mutter bei der Trauung unter den Mantel nimmt und dadurch anerkennt. Der Mantel der Gottesmutter ist der Trost aller derer, die mit Zaghaftigkeit daran denken, wie sie in den Himmel kommen und unter den dort versammelten unbekannten Respektspersonen aller Zeiten gar nicht wissen werden, wohin. Dann wird Maria ihren Mantel aufstun, und siehe, darunter wird man alle wiederfinden, mit denen man auf Erden vereint war. Ihrem mütterlichen Schutze wird so viel vertraut, daß man sich vor Gott selbst bei ihr bergen kann. Ein sogenanntes „Bestbild“ aus einem Regensburger Heilsspiegel zeigt Maria, die mit einer schützenden und zugleich verteidigenden Gebärde den Mantel über einem ganzen Nest voll erschreckter Menschenkinder ausspannt, auf die Gott aus den Wolken seine Pfeile schießt.

Es ist ihre Mütterlichkeit, kraft deren sie Barmherzigkeit fordert und erlangt. Der Sünder spricht zu ihr: „Erweise dich als Mutter“ — sie wendet sich an den Sohn, deutet auf ihre Brüste und sagt: „Der du an meiner Brust dich nährtest, erbarme dich dieses Mannes.“ Christus zeigt dann dem Vater sein Kreuz und seine Wunden: „Auf meine Wunden schau, o Vater.“ Und den Schluß dieser „Treppe des Heils“ bildet das Wort der Gnade: „Ich habe dich erhört.“

Ihre höchste beschwörende Gewalt erreicht aber diese Fürsprache der Mütterlichkeit erst da, wo sie aus dem Schmerz um den Sohn begründet wird.

Die Verehrung der Mutter mit den sieben Schwertern ist die höchste Erinnerung, die der Marienglaube gefunden hat. Diese Erinnerung geschah nicht auf dem Wege der theologischen Gedankenbildung, sie kam aus der Glut des menschlichen Gefühls, das die Schmerzen der Mutter inbrünstig nachlebte. Es war ein schöner, inniger Ausdruck dieses Gefühls, daß die deutsche Kunst in ihren Darstellungen der „seligen Jungfrau vom Mitleid“ den Reichenamen des Sohnes der Mutter in den Schoß legte. Wie dadurch die Gestalt der Maria rein äußerlich größer und kraftvoller wurde, so wuchs ihre seelische Würde, nicht die göttlich abstrakte, sondern die menschlich-mütterliche. In den „Marienklagen“ ergießt sich in ungebrochener irdischer Blutwärme das Mutterleid:

Dine Wunden tuont mir we,
Dannoch klage ich michels me,
Daz du herzeliebe trut
Wider mich niht maht werden int.

Dwe, Kint, du Wengel sind
Dir so gar erblickten,
Al diu kraft, al diu macht
Ist dir so gar entwichen. —

Dine Not, diu noetet mich,
Din Bluoet, daz roetet mich,
Din Tot, der toetet mich."

Vor dieser schmerzhaften Mutter, die alle Frauen auffordert, mit ihr zu klagen, betet der Gläubige:

„Maria, durch dieneß Kindeß Bluth
Deß Schmerzen dir durch dien Herze wüth
Alse ein tieffe Wagede Bluet
Mache mir Ifrowe mein Ende gut.

Maria durch dieneß Kindeß Tod,
Daz vor dir hieng mit Blute roth,
Hilf mir, daz ich der Engeln Broth
Mit Awen (Neue) emphae in Todeß Roth."

Sie ist dem Sünder barmherzig, weil sie, wie niemand sonst schmerz erfahren ist, und weil sie wie niemand sonst die Kostbarkeit des Lebens gefühlt hat, das für die Sünder dahingegen ist. Und sie hat die Macht der Fürbitte, weil Gott die nicht abweisen kann, die so unaussprechlich um einen anderen gelitten hat. Möchte die dogmatische Begründung ihrer Macht anders sein, möchten die Kirchenlehrer ihr Ehren erküßeln, wie die daß das von ihr geborene Fleisch und Blut dasselbe sei, wie das im heiligen Sakrament gegenwärtige, das Volk verehrte und liebte sie, weil sie eine Mutter war, der um ihren Sohn das Schwert durch die Seele ging.

Ihr Frauentum und ihr Muttergeschick ist das Gefäß, in das die erfinderische Liebe der Gläubigen immer neue Schätze hineinlegt. Alle Lieblichkeit und Anmut der Madonna im Rosenhag, alle Glorie der „Maria in der Sonne“, und alle herzbewegende Traurigkeit der Mutter unter dem Kreuz.

Kurt Arnold Zindeisen / Erzgebirgers Christnacht im Schützengraben

Kanonengrollen, Frost und Glanz von Sternen. —

Ihm ist so drangvoll weihnachtlich:

Nun ziehn in seiner Heimat mit Laternen

Die Grubenleute, und verzückten Chores

Lobfingen sie das alte Quem pastores —

Und: Tochter Zion, schmücke dich. —

Nun schau in jedem Hause holzgeschnit

Von Bord und Bank die innigen Figuren,

Die Weihnachtsgötter aus Legendenfluren,

Auf welche schon die Ahnen schwuren

Und die das Enkelvolk wie einen Schatz besitzt:

Die Obersteiger, Knappen, Zimmerlinge,

So Kerzen würdevoll in Händen halten,

Erzengel mit gestäubter Falterflügel,

So Flämmlein flechten, Kränze, Reifen, Ringe

Von Flämmlein. Und die Lichtgestalten

Der heiligen Familie; vor dem Kind

Die Hirten und die Weisen, Lämmlein, Ros und Rind.

Und Räucherkerzen glühn, und in der Ecke

Wird sanft der Drehturm hingespült,

Von Flammenatem angewühlt,

Daß seine Schatten wimmeln an der Decke.

Und schließlich wirft sich Gledenton ins Feld,

Vor dem der letzte kahle Zweifel birzt,

Und wieder wird das fromme Märchen wahr:

Er heißet Wunderbar,

Kraft, Kraft, Held

Und Ewig-Vater, Friedesfürst

Der Mann im Schützengraben bohrt in Fernen
Den Blick und lächelt wund und lächelt bitter:
Scheintwerfer, Brände, Glanz von fremden Sternen
Um ihn in Feindschaft, Hunger, Kälte, Splitter
Vosshaften Erzes, Haß und Menschenmord.
Von jener süßen Sage nicht ein armes Wort.

Und doch: In dunkles Elend kam das Kind,
Das Lichtumlodte, auch in jenen Tagen,
Lächelte müd und lohnte lind:
Selig, die mühevoll und beladen sind,
Selig, die Leid tragen!

Aus Not der Völker wuchs das Heil.
Selig die Wege, streng und keil!
Selig auch dieses fluchgepflügte Feld,
Darüber Haß verkrampfte Hände hält:
Ein strahlend Weihnachtswunder sproßt daraus der Welt

Und sich: Im todumbangten Schützengraben
Reigt plötzlich sich zu ihm ein göttlich Angesicht;
Marie und Josef, Hirten, Flügelknaben,
Bergleute hinterdrein und Licht, Licht, Licht.
Das ganze Füllhorn Heiligabendwonne
Der Wälderheimat, welche ihn gebat,
Besichert sich ihm, Planeten, Monde, Sonnen
Umkreisen ihn und Glocken klingen klar.

Er fühlt nicht Krieg mehr, Hunger und Gedürst,
Inbrünstig singt er langhin über blutiges Feld:
Er heißet Rat, Kraft, Geld —
Rat, Kraft, Geld —
Und Ewig-Vater, Friedefürst —

Margarete Sachse / Weltmeerlied

Orgelbrausen und Chorgesang,
aber dazwischen raunt es bang
wie von Stimmen,
die verschwimmen und überfließen.

Jugendwo branden Wogen her,
sie stürmen laut und stöhnen schwer:
„Edle Beute
hat sich heute das Meer erkoren.“

Kämpfte so stolz und starb so hart,
vielhundert Augen sind erstarrt —
und wir sollen
diese grossenden Augen schließen.“

— Die Orgel schweigt. Der Chor verklingt.
Nur eine einsame Geige singt:
„Euch ist heute —
Euch ist heute der Heiland geboren!“

Gottfried Traub / Weihnachtsgeschenk

Stille Nacht, heilige Nacht . . .

Jedermann fragt: Was soll man denn diesmal schenken?
Ich weiß heute eins: Zeit! Haben wir füreinander ein
wenig Zeit übrig. Kaufen wir uns nicht mit Geschenken los.
Was helfen die Spielsachen, wenn du nicht mit deinen Kindern
spielst? Was sollen die Bücher, wenn du dich nicht neben dein
Weib setzt und mit ihr drin blätterst? Was soll der Baum,
wenn du keine Zeit hast, einer Kerze zuzuschauen, wie lange ihr
Lichtchen um ihr Leben kämpft, und wie riesenhoch der Baum
in der Stube wächst, wenn nur ein oder zwei Lichter in ihm
flackern. Das scheint Zeitverderb. Aber in solchen Pausen
gewinnt das Herz Ruhe und der Puls seinen sicheren Schlag.
Laßt es friedlich um uns sein, diesen Abend, daß die Unruhe uns
nicht verschlinge! Die Nacht ist stiller als der Tag. Sie hat
mehr Zeit. Stille Nacht, heilige Nacht!

Länger als ein Vierteljahr haben wir uns von der Zeit
hin und her werfen lassen. Das war gut. Glücklich, wer keinen
Tag versäumte, um sich die Wunderbarkeit des Erlebten zu
verdeutlichen. Diese Zeit sollte wirklich uns besitzen, nicht wir
sie. Sie muß unseres Denkens Ziel, unseres Fühlens Herz,
unseres Handelns Mittelpunkt sein. Wir haben unbeschreib-
liche Kräfte nötig, um uns von ihr nicht erdrücken zu lassen.
Undenkbares wurde beinahe selbstverständlich, Träume zur
Wahrheit, Wahrheiten zu Träumen. Die Zeit rastete mit uns
und stand oft still bis zur Herzensbangigkeit, hunderttausend
Dinge füllen sie und alles dreht sich doch um dasselbe. Unaus-
sprechlich sind ihre Anforderungen an Leib und Seele. Darum
freuen wir uns dieser Pause. Es soll Weihnachten sein. Von
jeher stand da die Zeit ein wenig still. In den Weihnächten
soll man Dinge sehen können, die sonst unerkennbar sind: ein
Spalt öffnet sich in der Jahre Lauf, daß man einen Augenblick
Ewigkeit sehen kann. Millionen Herzen horchen so heute in die
Nacht hinaus nach Lebendigem und Totem, nach Schicksals-
stimme und Zukunftslosung. Nie ist Weihnachten vom deut-
schen Volk so andächtig gefeiert worden. Darum stehe einen
Augenblick still und habe Zeit. Es sind der Einsamen mehr
als sonst. Die sollst du grüßen. Auch im eigenen Haus lief
man treppauf, treppab, aber voll von tausend Eindrücken, oft
aneinander vorbei; halte die Deinen fest. Es ist nicht gut, daß
der Mensch allein sei. Habt Zeit füreinander und denkt, daß
gerade der eigenste Besitz immer wieder neuertworben werden
muß. Wir hatten uns an die Sicherheit unseres Vaterlandes
so sehr gewöhnt, daß wir heute erst merken, wieviel uns dieser
teure Besitz kostet. Wir haben im Haus teure Schätze und haben
uns oft auch an sie so gewöhnt, daß wir nicht mehr um sie
werben, um sie immer neuzugewinnen. Der Weihnachtsg-
laube heißt: Gott hat Zeit für die Menschen. Sie sind ihm
kostbar. Er wirft auch in diesen Kriegswihnachten sein Hand-
werkzeug nicht weg, als wäre ihm sein Spiel und Sinn ver-
dorben. Er hat Zeit, bis sein Menschengeschlecht reif geworden
ist, göttlich zu sein und göttlich zu handeln. Darum nehmen
auch wir uns Zeit, um in unserem Kreis über die Zeit hin-
aus zu wachsen und ein ewig Licht zu schauen, dessen Strahl
jedem Menschenherzen wohl tut.

Und der Weihnachtsglaube lebt heute auf den Schlachtfel-
dern. Sein tiefster Sinn ist der, daß neue Schöpfung nur dann
kommt, wenn man sich selber gibt, opfert. Daß heute jenes
Helden Bahn begann, der sich für die Freunde hingab, daß
einer kam, der nichts schenkte, als sich selbst, daß gerade das
Göttliche darin besteht, mit sich selbst zu zählen und sonst mit
nichts, das ist das ergreifende Erlebnis, dessen Sinn uns heute

viel klarer wird, wenn wir unserer Toten denken. Ich meine, wir müßten diesmal Weihnachten weit besser begreifen als früher.

Denn es war einstens Ernst, als Mutter und Kind im Stalle froren, auch auf fremdem Boden, und als dann dieses Kind, zum Mann gereift, in einer Welt voll Haß und Reid nur darum starb, weil es die Wahrheit wollte. So ist auch heute Weihnachten Ernst. Es frieren viele, draußen im Feld unter klarem Sternenhimmel, aber auch zu Haus in warmer Stube weiß ich viele frierende Herzen von Müttern, Frauen, Bräuten, Vätern. Ihr Jammer ist groß, ihr Herzeleid so echt. Wir sind alle hineingestellt in eine Welt voll Haß und Reid um uns, und der Volksleib blutet aus tausend Wunden. Unbarmherzig wäre der, der das nicht sehen wollte, und feige, wer das nicht sehen kann. Nur aus tiefstem Ernst quillt bleibende Freude, und sie heißt heute etwa so: Zerdenke dich nicht, wie du Weihnachten und Krieg zusammenreimen kannst; sie stehen heute nebeneinander und verkünden laut, daß Ewigkeit größer ist als Zeit, daß aber alle Ewigkeit sich nur in denen offenbart, die ihrer Zeit sich voll zum Opfer gebracht haben. Stille Nacht, heilige Nacht!

Soziale Bewegung

Kriegswohlfahrtspflege des Reichs. Der Bundesrat hat über die Verwendung der durch den letzten Nachtragsetat ausgeworfenen 200 Millionen Mark für Kriegswohlfahrt folgende Beschlüsse gefaßt: Die Gewährung von Beihilfen beginnt vom 1. Januar nächsten Jahres ab. Die mit Beihilfen zu unterstützenden Gemeinden dürfen der Kriegswohlfahrtspflege nicht den Charakter der Armenpflege beilegen. Grundsätzlich soll einer Gemeinde nicht mehr als ein Drittel ihres Gesamtanwandes für die Kriegswohlfahrtspflege bewilligt werden; höhere Beihilfen bedürfen der Genehmigung des Bundesrats. Maßgebend für die Gewährung ist die Leistungsfähigkeit der Gemeinde und die Höhe ihrer Leistungen auf dem Gebiete der Kriegswohlfahrtspflege. Dabei bleiben die Aufwendungen für die gewöhnliche Armenpflege außer Betracht. — Für die Familienunterstützungen der in den Dienst eingetretenen Mannschaften nach dem Gesetz vom 28. Februar 1888 (4. August 1914) können den Gemeinden Beihilfen nur gewährt werden, soweit die Unterstützungen die gesetzlichen Mindestsätze übersteigen. Wenn neben den Zuschlägen zu den gesetzlichen Mindestsätzen und neben der Wochenhilfe nach der Bundesratsverordnung vom 3. d. M. von einer Gemeinde noch weitere Unterstützungen an Wöchnerinnen gewährt werden, so rechnen sie nicht als Maßnahmen der Kriegswohlfahrtspflege. — Soweit die Kriegswohlfahrtspflege in der Form der Erwerbslosenfürsorge erfolgt, sind für die Gewährung von Beihilfen folgende Bestimmungen zu erfüllen: Die Regelung der Voraussetzungen, der Höhe und der Art der Fürsorge ist dem Ermessen der Gemeindebehörde überlassen; an Stelle von Geldunterstützungen kann auch die Gewährung von Lebensmitteln, Mietunterstützung usw. treten. Die Fürsorge darf nur an arbeitsfähige und arbeitswillige Ortsbewohner, die durch den Krieg erwerbslos und unterstützungsbedürftig geworden sind, gewährt werden. Erwerbslosen, die sich weigern, geeignete Arbeit zu übernehmen, darf eine Fürsorge nicht bewilligt werden. Es soll aber für die Beurteilung der Bedürftigkeit ein kleinerer Besitz, wie Spargroschen und eine Wohnungseinrichtung, nicht in Betracht gezogen werden. Unterstützungen, die der Erwerbslose auf Grund eigener oder fremder Vorsorge bezieht, sowie Rentenbezüge dürfen auf die von der Gemeinde zu gewährende Beihilfe höchstens zur Hälfte angerechnet werden. — Alle Anträge von Gemeinden und Gemeindeverbänden auf Gewährung von Beihilfen sind an die Landeszentralbehörden zu richten.

Eine zeitgemäße Organisation. Gegenüber den starken, öffentlich anerkannten Verbänden der Produzenten und Händler, die ihren Einfluß bei den Heeres- und bürgerlichen Behörden wirksam geltend zu machen imstande sind, fehlte es bisher an einer Zusammenfassung der Konsumentenkräfte. Und doch waren es gerade die Konsumentenmassen, die den empfindlichen Druck der Kriegsteuerung und der mannigfachen begründeten und unbegründeten Preistreibern der Nahrungsmittel in erster Linie auszuhalten hatten. Sie waren auch vielfach die Objekte der Kriegsgesetze und der behördlichen Verordnungen anlässlich des Krieges, ohne daß sie eine einflussreiche, machtvolle Vertretung ihrer Interessen besaßen, die vor den Neu-

regelungen gutachtlich vernommen hätte werden können. So lag die Gründung einer großen Konsumentenorganisation sozusagen in der Luft, und es gelang verhältnismäßig leicht, sie in diesen Tagen ins Leben zu rufen. Unter dem Sammelnamen **Kriegsaus-**schuß für Konsumenteninteressen haben sich die Gewerkschaften und Arbeitervereine aller Richtungen, die großen Verbände der Konsumentenvereine und die meisten Privatangelegenheitsverbände, die größten Beamtenorganisationen zusammengetan. Es gehören dem Ausschuss außerdem auch das Büro für Sozialpolitik, der Deutsche Verein für Armenpflege und Wohltätigkeit, der Deutsche Käuferbund und der Bund Deutscher Frauenvereine an. Schon heute stehen hinter der Bewegung Verbände mit über 6 Millionen Mitgliedern, die mit ihren Angehörigen mindestens 15 Millionen Konsumenten darstellen. Als nächste Aufgabe hat sich der Ausschuss gesetzt: Eine Sammel- und Auskunftsstelle für alle Fragen der Volksernährung und des Massenbedarfs zu errichten, die Konsumenten aufzuklären und zu einem vernünftigen Verbrauch aller Vorräte zu veranlassen, den Behörden, Parlamenten und der Öffentlichkeit gegenüber als sachverständige Vertretung der Konsumenten tätig zu sein und gegen ungerechtfertigte Preistreibern sowie gegen Kriegswucher in jeder Form aufzutreten. Man ersieht schon aus dem Namen und der Zwecksetzung der neuen Organisation, daß sie nur für die Kriegsdauer geschlossen ist und an Bekämpfung anderer berechtigter Volksinteressen nicht denkt. Mit ihrer riesenhaften Mitgliederzahl bedeutet sie eine sehr wirkungsvolle Vertretung der deutschen Konsumenten.

Sozialdemokratische Anerkennung militärischer Sozialpolitik.

General v. Bissing, der Korpskommandeur des 7. Armeekorps in Münster, ist bekanntlich zum Generalgouverneur von Belgien berufen worden. Die „Bergische Arbeiterstimme“ widmete ihm bei seinem Scheiden aus dem bisherigen Wirkungskreis freundliche Abschiedsworte, in denen sein Wirken für die Wohlfahrt der arbeitenden Bevölkerung wie folgt anerkannt wird: „Wie für militärische Interessen, so trat der General auch für Arbeiterinteressen ein. Er bemühte sich um die Desjnung der Betriebe, wandte sich gegen Lohn- und Gehaltskürzungen, trat für ausreichende Unterstützung der Notleidenden ein, kämpfte gegen Preistreibern, kurz, er bemühte sich, die Leiden des Krieges zu mildern. Wir sehen den General, der uns früher für Todfeinde des Vaterlandes hielt, scheiden und sprechen ihm unsere Achtung aus.“ General v. Bissing ist bekanntlich im Jahre 1910 in Verbindung mit einem damals veröffentlichten Scheimerlaß weientlich anders in Arbeiterkreisen beurteilt worden.

Sozialer Arbeitgeberfinn. Die Einwirkung des Krieges auf die Angestelltenversicherung zeigen folgende Zahlen: Während in den ersten sechs Monaten 1914 gegenüber demselben Zeitraum des Vorjahres eine nicht unerhebliche Steigerung der Einnahmen aus laufenden Beiträgen stattgefunden hatte — von 67 auf 73 Millionen Mark, d. i. 8,8 Prozent — sind in den ersten drei Monaten seit Kriegsausbruch die Einnahmen zurückgegangen. Die betrugen in den drei Kriegsmontaten 29 Millionen gegen 34 Millionen in denselben Monaten des Vorjahres, das sind durchschnittlich 1,7 Millionen Mark weniger. Im Vergleich mit den Beitragseinnahmen der drei vorhergehenden Monate dieses Jahres stellt sich die Einnahme des Monats durchschnittlich um 2,5 Millionen niedriger. Berechnet man nach den Nachweisen über die Ergebnisse des Heeres-Ergänzungsgeschäfts die Zahl der zur Fahne einberufenen Angestellten und danach den Beitragsausfall, der eingetreten wäre, wenn infolge der Kriegereignisse alle versicherungspflichtigen Angestellten, soweit sie zur Fahne einberufen wurden, von den Arbeitgebern entlassen worden wären, so würde sich ein Ausfall von 5,3 Millionen ergeben. Da er sich jedoch tatsächlich im Monatsdurchschnitt nur auf 2,5 Millionen Mark beläuft, so ist damit gewiß ein glänzendes Zeugnis für das soziale Empfinden weiter Arbeitgeberkreise gegeben.

Bravo! Eine einsichtsvolle Buchdruckerfrau hat in Breslau die ihr angewiesene Unterstützung aus der Buchdruckerkasse dankend abgelehnt. Das Ablehnungsschreiben gehört auch zu den Zeugnissen dieser Zeit, von denen man mit Hochachtung sprechen kann. Es lautet: „Auf Wunsch meines Mannes überlebe ich mit herzlichem Dank an den Verband die mir gütigst gewährte einmalige Unterstützung zurück. Nach genauer Prüfung unserer Verhältnisse sind wir zu der Ueberzeugung gelangt, daß es unter Umständen bedürftigere Kollegen gibt, und wäre es daher ein Unrecht, wenn diese hierdurch gekürzt wären.“

Das Jahrbuch des Zentralverbandes Deutscher Konsumvereine ist erschienen. (Hamburg, Verlagsgesellschaft Deutscher Konsumvereine, 2 Bände 10 M.) Neben den ständig wiederkehrenden Rubriken, in denen über den Stand der Konsumgenossenschaftsbewegung, die wirtschaftlichen Kämpfe und die Besteuerung berichtet wird, wird diesmal allerhand Material beigebracht zur Frage des Warenbezuges der Konsumgenossenschaften von landwirtschaftlichen Verwertungsgenossenschaften. Der zweite Band bringt die Berichte aus den einzelnen Revisionsverbänden.

Büchertisch

Burschen heraus! Von August Sperl. E. S. Bedischer Verlag, München. Geb. 6.— M.

Der Apotheker von Klein-Weltmil. Von Ernst Zahn. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. Geb. 4.— M., geb. 5.— M.

Die Herrlichkeit des Chriatus Ropp und andere Erzählungen. Von Karl Friedrich Wiegand. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. Geb. 4.— M., geb. 5.— M.

Das Buch der Kaiser. Von Hans Ludwig Rosegger. Verlag E. Seifert, Köhrig und Leipzig.

Wer Zahn als Erzähler gern hat, möge auch dieses Buch lesen und darüber nachdenken. Man kann Zahn schätzen, auch ohne mit der Fingergelbkeimung Zahns Werke „den Büchern Gottfried Kellers, Konrad Ferdinand Meyers und H. Roseggers an die Seite zu stellen“. Es bleibe dahingestellt, ob „der junge Rosegger“, wie Hans Ludwig Rosegger von seinem Verleger bürdlich wohlwollend eingeführt wird, sich in ähnlicher Weise jemand an die Seite gestellt sehen möchte; jedenfalls verdient er erwähnt zu werden unter denen, die noch etwas werden können, wenn sie von den Meistern lernen. Wiegand ist schon ein fertiger Künstler der Erzählung; seine technische Reife wird hier und da — wie in der Vorzerzählung Chriatus Ropp — durch einen fast kellerischen Humor verklärt. Wohlthuend berühren mag bei den genannten Autoren wie auch in dem Roman von Sperl „Burschen heraus!“ vor allem das Zurücktreten des erotischen Motivs, dessen sprichwörtliche Mittelpunktstellung in der Literatur ebenso langweilig und abstoßend wirkt, wie es falsch ist, sie vom wirklichen Leben zu behaupten. Wir greifen also diese Bücher aus der Masse heraus für solche Leser, die gern einmal ihre Phantasie auf einer Wiese spazieren führen, wo nicht Blindensuch gespielt wird und sich überhaupt niemand kriegt. Im übrigen darf gewiß nicht der strengste Maßstab angelegt werden — Keller und Konrad Ferdinand Meyer tritt man so leicht nicht an die Seite. E. Sch.

Restroys Werke. Auswahl in zwei Teilen. Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart.

Restroy habe das Wiener Volksstück verborgen, so wird bekümmert, und dann kommt der Vergleich mit Raimund. Vergleiche man lieber nicht. Restroy und Raimund haben nicht allzuviel, was miteinander verglichen werden könnte. Halte man sich doch lieber daran: Restroy war freilich ein derber, blasser Possendichter, der aber aus seiner Zeit herausgemachener war. Der Vormärz und was nachher kam, ohne viel besser zu sein, verlangte förmlich nach einem Restroy. Er zertrümmte alle die Popanz, die eine übertriebene Sittlichkeitsmeierei als verehrungswürdig hingestellt hatte, von ihren Thronen herab und gab sie in ihrer Väterlichkeit dem allgemeinen Lachen preis. Mit scharfem Auge unterschied er zwischen eblem Drange nach Freiheit und Freiheitsbuselei, schlachtete er alles ab, was eine überkommene Moral als hoch und bedeutend ansah. Er lachte, ließ lachen, aber er gehörte nicht dem Geschlecht der nur gutmütigen Humoristen an, sondern jenem, welches diabolisch zerlegt und doch eigentlich nicht teuflisch zu nennen ist, denn dieses Zerlegen schafft neue Werte, wirkt also befruchtend. Zu allen Zeiten gab's eigentlich solche Restroys, und sie haben, von ihren Zeitgenossen oft bitter verurteilt, nicht am wenigsten beigetragen, ein neues Zeitbild zu formen, Alles, Ueberlebtes vernichtend, durch geschicktes Aufzeigen von Gegensätzen neue Bahnenweisend. Stärker als der Donner des Politikers wirkt oft der Hohn der Satire. Wurde der innerste Restroy zu seiner Zeit nicht überall verstanden; ein edles Paar: Polizei und Zensur sah in ihm seinen Todesfeind. Und es wußte warum. Man würde aber Restroy eng begrenzen, wollte man in ihm nur den Mögler an den Zeitbegebenheiten sehen. Daß dieser blassige Possendichter weit mehr war, ein Weiser, das erkannte allerdings bald und ganz erst eine spätere Zeit. Ich mußte weit ausholen, wollte ich ein umfassendes Charakterbild Restroys geben. Keiner der gewöhnlichen Lokalpossendichter überlebt seine Zeit, mag aber auch vieles, was jener Wiener Dichter geschaffen hat, heute seine Schlagkraft verloren haben, mit vielen seiner Werke ist Restroy in die Unsterblichkeit eingezogen. Seit der Feler seines fünfzigsten Todestages ist er eigentlich erst recht wieder lebendig geworden.

Der vorliegende Band, der eine knappe Auswahl aus Restroys Werken enthält, ist eine wertvolle literarische Gabe, die unsern Dank verdient. In einem hübsch ausgestatteten Einbande bringt sie, was von Restroys Werken heute noch lebendig ist, und enthält nebst eingehender Würdigung des Dichters dessen Bildnis.

Karl Wilhelm Fritsch.

Das Heilandleben in deutscher Bilderkunst. Herausgegeben vom Kunstwart. München, Georg D. W. Callweh. Fünf Hefte: 1. Des Heilands Verkündigung und Geburt (1,50 M.). 2. Jesu Kindheit und Maria (2,25 M.). 3. Der lehrende und heilende Christus (2 M.). 4. Der Leidensweg Christi (2 M.). 5. Tod und Verkündigung Christi (2,25 M.). Dazu eine Vorzugsausgabe auf grauem Karton. Preis 8, 4,50, 4, 4, 4,50 M.

Wer die Hefte zuerst flüchtig durchblättert, fühlt sich seltsam hin und her geworfen zwischen alten und neuen Meistern, zwischen

Dürer und Gebhardt, Membrandt und Thoma. Aber je mehr man zusieht desto mehr wächst alles zur Einheit zusammen; es ist wie ein Gang durch den Wald, in dem Nichte mit Buche und Eiche wechselt, Unterholz mit Hochstämmen, und in diesem Wechsel haben wir den deutschen Wald, wie wir ihn lieben. Das Leben des Heilandes, wie den iche Meiter es geichen haben, zieht an uns vorüber; und wie sich Bild an Bild reiht entsteht stark und klar ein Eindruck von dem, wofür sie draußen kämpfen und leiden, von innerster, deutscher Art, von deutscher Kunst. Im Evangelium lagen immer die tiefsten Wurzeln ihrer Kraft, in der Darstellung der heiligen Geschichten erreicht sie die schönsten Höhen. Was der Kunstwart davon bietet, ist natürlich nichts Vollständiges; aber mit den schönen Heften, die den Anfang einer „Deutschen Hausbilderei“ bilden sollen, erreicht er recht wohl seine Absicht: uns einen Hauschatz deutscher Andacht zu schenken. Daß es sich um ausgezeichnete Wiedergaben bei billigem Preis handelt, braucht man beim Kunstwart kaum besonders zu erwähnen. Ich kann mir eine schönere Gabe für Weihnacht in ernstester Zeit kaum denken. Rüdiger.

Kriegsliteratur

Spezialkarte für den Kriegsschauplatz in Polen. Herausgegeben von Prof. Kettler. 1: 600 000. Größe 109 : 78 cm. Carl Flemming, A.-G., Berlin W. 50. 1 M.

Eine ganz vortreffliche Karte zu billigem Preis. Man hat immer mehr das Bedürfnis nach genaueren Karten; die vorliegende erfüllt es für Ostpreußen und das russische Polen im engeren Sinn. Daß keine Höhenlagen angegeben sind, stört auf diesem Gebiet nicht, wo die Lyja Gora das einzige in Betracht kommende Bergland ist. Die Gouvernementsgrenzen treten auf Kosten der Flußläufe, die nicht genügend erkennbar sind, zu stark hervor.

England und die französisch-belgischen Kanalläfen. Herausgegeben von Prof. Kettler. 1: 1 500 000. Mit zwei Nebenkarten. Plan von London und Spezialplan des Kanals. Flemming, Berlin. 1 M.

Das Wertvollste an der Karte ist die zweite Nebenkarte, die im Maßstab 1: 500 000 den Kanal zwischen Eastbourne—Margate und Boulogne—Ostende, sowie die Themsemündung bis London darstellt mit genauester Angabe der Tiefenverhältnisse. Auch die Hauptkarte ist wohl ungefähr das, was geleistet werden kann, wenn man einmal das große Gebiet von Dundee bis Nancy auf einer Karte beisammen haben will. Dagegen ist nicht genügend wegen des zu geringen Maßstabs:

England und die Nordsee. 1: 2 500 000. Leipzig, Brodhäus. 50 Pf.

Flottentabellen der feindlichen und der neutralen Seemächte. Von Dr. Felix Feldmann. Oldenburg i. Gr., Gerhard Stalling. 80 Pf.

Die Tabellen wären viel nützlicher, wenn auch die deutschen und österreichisch-ungarischen Seeträfte aufgeführt wären. Die im Nautikus 1914 enthaltenen Angaben hätten ganz gewiß abgedruckt werden dürfen.

Deutsch-Österreichische Feldpost. Die amtlich bestätigten Ereignisse seit Ausbruch des Krieges nach der Zeitfolge geordnet. Wöchentlich ein Heft. Einzelnummer 5 Pf., monatlich 20, vierteljährlich 87 Pf. Allgemeine Zeitung, Leipzig, Johannisgasse 8.

Die kleinen Hefte enthalten die amtlichen deutschen, österreichischen und türkischen Berichte, dazu einzelne Gedichte und dergleichen in Feldbriefformat.

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Von J. v. Pflugk-Hartung. 1. Band: Der westliche Kriegsschauplatz. E. S. Mittler & Sohn, Berlin. 200 S. 3 M.

Nach einer Einleitung über Ursachen und Wesen des Weltkrieges folgt eine Chronik in drei parallelen Linien: Daheim, Der belgische Feldzug, Der Feldzug gegen Frankreich und England. Stimmungsbilder aus der Feder des Herausgebers, Feldbriefe und Berichte von Zeitungsberichterstattern wechseln miteinander ab.

Die Vorgeschichte und der Ausbruch des Krieges von 1914. Von Dr. Karl Strupp. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Völkerrecht. J. U. Kerns Verlag (Max Müller), Breslau.

Urkunden aus deutschen, englischen, russischen Quellen mit Kommentar.

Russische Expansionspolitik 1774—1914. Von Dr. Franz Dudaßlieg.

Als mir das Buch für die „Hilfe“ zu Besprechung zugeht, dachte ich, daß es kein zeitgemäßerer geben könnte, als das vorliegende. Nach der Lektüre aber muß ich bekennen, daß es zu den selten unzeitgemäßen gehört. Der Verfasser schildert mit großem Fleiß den russisch-englischen Gegensatz in den letzten 150 Jahren. In der Einleitung nennt er sogar England „den Kämpfer für Europas Freiheit, das heißt vor russischer Uebermacht“. Bei dieser stillen Gelehrtenarbeit aber überläßt er, daß die englische Politik in-

zusammen völlig neue Bahnen eingeschlagen hat. Nicht die wirkliche russische Gefahr ist für Englands politische Richtung bestimmend gewesen, sondern die eingebilddete deutsche. Das Ueberwiegen dieser Veränderung der politischen Konstellation ist wohl darauf zurückzuführen, daß die Anfänge des Buches vor mehreren Jahren entstanden sein dürften, andererseits aber der Verfasser die russische Sprache nicht zu verstehen scheint. Seine zahlreichen Zitate, die aus den Literaturen aller Völker und Länder stammen, geben nämlich nur dann russische Quellen an, wo eine Uebersetzung vorliegt.

Trotzdem aber behält das Buch Interesse. Der russisch-englische Gegensatz muß über kurz oder lang wieder hervortreten; dann aber könnte das Quadslingische Werk wieder „modern“ werden, wäre die Darstellung der deutsch-türkischen Politik nicht völlig verfehlt. Der Verfasser nämlich schreibt auf Seite 96, daß auch Deutschland für eine Teilung der asiatischen Türkei wäre, wobei es auf die Gebiete am Euphrat spekuliert. Hier steht man vor einem Rätsel. Denn es erscheint schier unmöglich, daß einem Gelehrten die große politische und kulturelle Arbeit Deutschlands an der Erstarkung der asiatischen Türkei unbekannt geblieben sein könnte.

Agel Schmidt.

Der Krieg und die polnischen Juden in ihrem Verhältnis zu Deutschland. Von Felix Perles. Bei Gräfe & Unger, Königsberg. 50 Pf.

Der Sieg Deutschlands die Hoffnung der russisch-polnischen Juden. Enttäglich verfolgt und verelendet, haben sie immer an ihrer Zusammengehörigkeit mit deutscher Kultur festgehalten.

Ein Ueberblick der Geschichte der Ukraina. Von Mychajlo Hruschewskij, Professor der Geschichte an der Universität in Lemberg. Verlag des Bundes zur Befreiung der Ukraina, Wien VIII, Josefstädter Straße 79.

Kurzer Abriss zur ersten Orientierung über das ukrainische Volk (Ruthenen, Kleinrussen), das, bisher von Russen und Polen bedrückt, jetzt auf Befreiung hofft.

Japan und Deutschland. Ihre kulturellen und politischen Beziehungen und die japanische Gefahr für China, Amerika und Europa. Vortrag von Prof. Riegelsberger. Heidelberg, bei Carl Winter. 50 Pf.

Das Militärvolk Japan, das auf geistigem Gebiet nichts Eigenes leistet, hat sich möglichst lange von den „Fremden“ abgeschlossen. Es eignet sich europäische Kultur nur an, um seine Macht mit ihrer Hilfe auszudehnen und die Europäer mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. China und Amerika sind die Nächstebedrohten, aber auch England wird die Geister, die es rief, nicht so leicht wieder loswerden.

Kriegsaufsätze. Von Houston Stewart Chamberlain. Bei F. Brudmann A.-G., München. 95 S. 1 M.

Der Verfasser der weitverbreiteten „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ hat in einer Broschüre sechs Aufsätze vereinigt, die in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften von ihm veröffentlicht worden waren. Nur ein Abschnitt, „Deutschland“, war bisher ungedruckt. Diese Sammlung kann freudig begrüßt werden. Schon deshalb, weil sie mitten unter der Flut der Verleumdungen und Gerabseuerungen, denen unser Volk und unsere Kultur fortwährend ausgesetzt war, schlimmer als einem prasselnden Granatfeuer, eine Würdigung des deutschen Wesens enthält, an der vielleicht nur das eine ausgesetzt werden kann, daß sie auf einen zu hohen Ton gestimmt ist. Wir wollen ihn aber uns gern gefallen lassen in der Voraussetzung, daß der Verfasser uns ein Ideal gezeichnet hat, dem wir mit allen Kräften nachstreben müssen. Das bekannte Wort, daß an dem deutschen Wesen die Welt genesen soll, nehmen wir auf mit dem Bewußtsein, wieviel unser Volk noch an sich zu arbeiten hat, ehe es die heilende und führende Rolle zu übernehmen vermag. Und noch ein anderes sei hervorgehoben. Daß ein Engländer so tief in die Grundwurzeln unseres Volkstums eindringen konnte, wie es in der vorliegenden Broschüre geschieht, wiegt tausend Schmähungen auf, die von der Küste jenseits des Kanals her uns zugefügt wurden. In dem Haß gegen die gewissenlosen Urheber des schrecklichen Weltkriegs soll doch die Dankbarkeit nicht untergehen, die wir gegen die Besten des Inselvolkes hegen. Es wäre eine Verblenkung sondergleichen, wenn der gesunde Haß, der jetzt durch unser Volk geht, nicht haltmachen wollte vor Erscheinungen, die weit über die Masse hinausragend von hoher Warte aus Herz und Nieren der Völker prüfen und ihre Stimme warnend und mahnend erheben. H. St. Chamberlain gehört zu diesen Erscheinungen. Wie anregend er auf weite Schichten unseres Volkes mit seinen Schriften gewirkt hat, ist bekannt genug. Deshalb hat er ein Recht, in seinen „Kriegsaufsätzen“ gehört zu werden, die ihn, den Engländer, wieder als einen Meister der deutschen Sprache zeigen, so daß man behaupten möchte, wer unsere Sprache so zu gebrauchen versteht, ist kein Ausländer mehr, sondern einer der unsrigen. Und wie herrlich weiß er auch über die deutsche Sprache zu reden. (Seite 24 bis 36.) Besonders Interesse dürfte ferner das Kapitel „England“ (Seite 44–68) erregen: Wie ein Engländer sein Volk beurteilt. Wenn ich mir denken könnte, daß jemals ein Deutscher so über sein Volk schreiben mußte, wie es Chamberlain in seinen Kriegsaufsätzen aus innerster Ueberzeugung zu tun sich gedrungen fühlt, dann würde ich nur das eine wünschen, es möchte unser Volk so bald wie möglich

vom Erdboden verschwinden, weil es nicht würdig wäre, diese Erde zu bewohnen. Chamberlain gibt einen Querschnitt durch die Entwicklung des englischen Charakters bis zu seiner jetzigen Entartung, der ein neues Licht auf die englische Geschichte wirft und auch Aufschluß über eine Erscheinung zu geben vermag, die manchem bisher als ein Rätsel erschienen ist. Nicht wenige von uns Deutschen konnten sich trefflicher englischer Freunde rühmen, von denen jeder für sich eine in sich gefasste, vornehm denkende Persönlichkeit darstellte. Man sollte nun annehmen, daß die Summierung des Reichtums an solchen Persönlichkeiten zu einer starken moralischen Kraftquelle im politischen Leben führen mußte. Aber das Gegenteil ist der Fall, wie der große Krieg der Gegenwart bezeugt. Wie ist dies möglich? Die Erklärung kann nur darin erblickt werden, daß auch bei dem hochgebildeten Engländer im Hintergrund das Vorurteil unbewegbar lauert, daß England, zur Weltherrschaft berufen, keinen Mitbewerber neben sich dulden dürfe. England das auserwählte Volk; der Engländer die höchste Spezies des Menschentums; was er tut, das ist recht. Es ist kein Zufall, daß Bentham's Jagen. Ethik auf englischem Boden erwuchs und zur Blüte kam. Diese Hinweise mögen genügen. Ich kann nur das eine wünschen, daß die Schrift auch im neutralen und im feindlichen Ausland eifrig gelesen würde. Sie wird auch zur Antwort dienen auf die Frage: Warum sind wir Deutsche in der Welt so unbeliebt. Ein Grund hierfür liegt jedenfalls in der traurigen Unkenntnis der deutschen Geschichte und des deutschen Volkes, die man selbst bei Hochstehenden im Ausland sehr häufig antrifft. Die Chamberlainsche Broschüre kann auch in dieser Beziehung segensreich wirken. W. Klein (Jena).

Der Kampf. Neue Gedichte zum Heiligen Krieg. 4. Heft der Tat-Bücher für Feldpost. Jena, Diederichs. Feldausgabe 60 Pf., gebundene Ausgaben auf stärkerem Papier 1,20 und 2 M.

Der deutsche Krieg in Dichtungen. Herausgegeben von Walter Eggert-Winberg. München, C. S. Bed. 199 S. 2,50 M.

Eine schöne Sammlung in Buchform. Es ist uns nicht möglich, den Wert der verschiedenen Sammlungen gegeneinander abzuwägen. Schon jetzt sind ihrer eine ganze Anzahl erschienen, wohl auch noch neue zu erwarten, dabei kann jeder Geschmack auf seine Rechnung kommen; nur benutze man die reiche Auswahl auch wirklich und lasse sich von seinem Buchhändler mehrere Sammlungen zur Ansicht vorlegen.

Bitte für die Grenzländer

„Nachdem durch den erhöhten Grenzschutz und durch die Verpflanzung von Zehntausenden von Flüchtlingen nach dem Westen die dringendste persönliche Not unserer Provinz gestillt ist, wozu auch die unermeßlichen Spenden an uns beigetragen haben, bitten wir erneut nur noch um gute, brauchbare Kinderkleidung und um bares Geld zur Herstellung solcher. Wir stehen vor der Aufgabe, weitere 600 Kinder zerkürter Orte einkleiden zu lassen. Wer hilft uns? Deutsche Friedensgesellschaft, Ortsgruppe Königsberg, Schüringstraße 19.“

Zugleich wird allen denen herzlich gedankt, die schon geholfen haben; einzeln zu quittieren, ist den überlasteten Königsbergern nicht möglich.

Wir sind überzeugt, daß Weihnachten für viele ein Anlaß sein wird, den Ostpreußen und den Elßern zu helfen; wir bitten auch, daran zu denken, daß Zehntausende von deutschen Bauern in Galizien Haß und Gut verloren haben. Der Verlag der Hilfe wird gern Gaben nach allen drei Richtungen vermitteln.

Quittung

Kriegs- und Heimatfront an Feld- und Lazarettadressen. R. in D. 2 M., Pfr. L. in B. 1 M., Fr. Dr. R. in A. 1 M., Pfr. Ph. in B. 3 M., Dr. B. in B. 1,20 M., St. zur See B. 5 M., Pfr. C. in A. 2 M., B. in A. 2 M., A. in B. 3 M., F. in B. 5 M., M. in B. 5 M., R. in D. 2 M., D. in J. 1 M., O. in D. 80 Pf., Dr. C. in G. 5 M.

Soldaten-, Lazarett- und Auslands-„Hilfen“. Fortsch. Wpt., C. 10 M., Frau J. in A. 3 M., Dr. St. in St. 3 M., Sch. in C. 4,10 M., St. in A. 5 M., Frau J. B. in C. 10 M., Th. in B. 5 M., Frau R. in A. 1,20 M., S. in B. 2 M., Fel. C. in Gr. J. 4,50 M., D. in J. 1 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe“ in Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Raumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Die Hilfe erscheint Donnerstag.
Schluß der Redaktion Freitag.
Einzeljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark, beim Briefträger und am Zeitungskahler der Postämter 2,62 Mark, beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lügow 1506,
Postfachkonto: Amt Berlin 6683.
Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Anzeigen token: die 4 1/2 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Kleinzeile 1,50 M.
Einfache Beilagen: Latend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern jugelant. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Aannahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Dr. Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Bismarck und unsere Weltpolitik. — **Hj. Dr. Paul Rohrbach:** Die Schule des Willens. — **Abgeordneter Guido Gündisch:** Die Idee Oesterreich-Ungarns. — **Hans Grimm:** Aus Südafrika. — **Prof. Dr. Paul Schubring:** Ein Gespräch über England. — **Julius Bab:** Friedrich Nietzsche und die deutsche Gegenwart. — **D. Gottfried Traub:** Den Einsamen. — **Soziale Bewegung.** — **Kriegsliteratur.**

Naumann / Kriegschronik

Montag, 21. Dezember.

Die Gefahr der Uebertragung der Cholera durch russische Gefangene scheint mit der kälteren Jahreszeit erloschen zu sein. Bei einzelnen Kriegsgefangenen im Lager bei Kottbus zeigte sich Fleckfieber. Die nötigen Maßregeln sind getroffen.

Großadmiral v. Tirpitz hat den Vertreter der nordamerikanischen „United Press“ empfangen und sich vor allem über das große Unrecht ausgesprochen, daß die Engländer begehen, indem sie die farbigen Rassen in die Kämpfe der Weißen hineinziehen. „Deutschland wird niemals die weiße Rasse aufgeben.“ Das „Hineinziehen der Japaner in den Krieg ist Hochverrat an der weißen Rasse, und unerklärlich bleibt die augenscheinliche Gleichgültigkeit Amerikas gegenüber den Fortschritten Japans im Stillen Ozean. Deutschland wird nie daran denken, die Monroe-Doktrin anzutasten und sich in amerikanische Verhältnisse einzumischen. „Wir erwarten von euch Amerikanern nichts weiter, als daß ihr uns genau so gerecht (fair) behandelt wie die anderen.“ Darüber, welche Rolle die großen Kriegsschiffe im Kampfe noch spielen können, lehnt Tirpitz ein bestimmtes Urteil ab, erwartet aber noch Großes von den Unterseebooten. „Wirksamer als eine Invasion Englands mit Zeppelinluftschiffen ist ein Unterseebootkrieg gegen englische Handelschiffe.“

Die deutsche Heeresleitung veröffentlicht einen bei einem gefallenen französischen Offizier gefundenen Heeresbefehl des General Joffre vom 17. Dezember, in welchem angekündigt wird, daß nach drei Monaten der Verteidigung die Stunde des Angriffs geschlagen habe. „Nachdem wir die deutschen Kräfte in Schach gehalten haben, handelt es sich darum, sie zu brechen und unser Land endgültig von den Eindringlingen zu befreien.“ Auf Grund dieses Armeebefehls zeigt sich an der ganzen langen Linie eine große Regsamkeit der Franzosen, ohne daß bisher merkbare französische Erfolge zu verzeichnen wären. Auch der letzte Tag hat über 500 französische und englische Gefangene in deutsche Hände gebracht.

Dienstag, 22. Dezember.

England sendet einen eigenen besonderen Gesandten zum Papst; weil der Dreiverband keine ganz geordneten diplomatischen

Beziehungen zum Heiligen Stuhle besitzt, da die Republik Frankreich ihren Frieden mit der katholischen Kirche noch nicht gefunden hat und da der russische Vertreter nicht viel Einfluß bei der Kurie findet. Es scheint, daß der Papst, der sich bisher leider ohne Erfolg für Unterbrechung der Kriegshandlungen während der Weihnachtsfeiertage bemüht hat, auch in Zukunft eine ausgleichende Tätigkeit zu übernehmen gedenkt, indem er sich um das Schicksal der Internierten und Gefangenen bemüht.

Der Eintritt des sozialdemokratischen Abgeordneten Weiss ins französische Heer ist als Tatsache anzunehmen. Ein süddeutsches Blatt seiner Partei bezeichnet sein Verhalten richtig als Schustererei.

Die französischen Kammern haben sich versammelt und werden in Einmütigkeit die Fortsetzung des Krieges beschließen. General Joffre hat trotz lebhafter Anstrengungen keine Siegesaussichten auf der langen Linie bieten können, denn alle Tagesberichte über einen genommenen Graben hier und einen verlorenen Stützpunkt dort ändern an der Gesamtlage nichts. Die Franzosen müssen sich daran gewöhnen, daß sie nach ihrem einen kühnen und erfolgreichen Gegenstoß im Anfang September und nach der Fortsetzung ihrer Umgehungsversuche bis nach Flandern, nun festliegen und daß ihnen auch von Rußland aus keine Entlastung mehr kommt. Sie müssen sehen, daß die Deutschen den Zweifrontenkrieg aushalten. Das will noch nicht ganz in ihre Köpfe hinein, aber sie werden ja noch Zeit haben, es zu lernen. Es soll ein Antrag gestellt werden, einen Nationalfeiertag zu Ehren der Jungfrau von Orleans einzurichten. Das wäre sicherlich der Stimmung weiterer Kreise entsprechend, nur stört leider die geschichtliche Erinnerung, daß es gerade die Engländer waren, die die Jungfrau verbrannten.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz scheinen die Russen im Süden, in Galizien am unteren Dunajec und an der Nida sich mit neuer Festigkeit aufgestellt zu haben, während sie im Norden an der Bzura und Rawka nur mit Mühe den deutschen Angriffen standhalten.

Mittwoch, 23. Dezember.

Die Zeitschrift „Die Eiche“, welche sich von ihrer Gründung an um ein gutes Verhältnis zwischen Deutschland und England besonders bemüht hat, bietet ihren Lesern eine Uebersetzung des englischen Weißbuchs über den Kriegsbeginn und bemerkt dazu: „Die von Sir Edward Grey auf Befehl Seiner Majestät den beiden Häusern des Parlaments vorgelegte Korrespondenz der britischen Regierung enthält Fälschungen.“ Es handelt sich darum, ob Deutschland bereits am 30. Juli tatsächlich den Krieg begonnen hat, wie es in einem fälschlich aus Paris datierten Schriftstück behauptet wird. Deutschland soll künstlich zum Angreifer gemacht werden.

Die österreichisch-ungarische Flotte hat an der dalmatinischen Küste ein französisches Unterseeboot zum Sinken gebracht und am Eingange des Adriatischen Meeres in der Straße von Otranto ein neues französisches Dreadnoughtschiff mit zwei Schiffs getroffen. Das weitere Schicksal des getroffenen Schiffes konnte nicht festgestellt werden.

In der französischen Kammer ist die Rede des Ministerpräsidenten Viviani mit größtem Beifall aufgenommen worden. Frankreich will die Waffen erst niederlegen, wenn das verletzete Recht gerächt, die gewaltsam geraubten Provinzen für immer an das französische Vaterland geschmiebt und das helden-

müßige Belgien wieder in seine Unabhängigkeit eingesetzt ist. Der preussische Militarismus muß gebrochen werden, damit auf der Grundlage der Gerechtigkeit ein neugeborenes Europa sich aufbauen kann. Dabei verschweigt Viviani nicht, daß es lange dauern kann, bis dieses Ziel erreicht ist, aber in der Tat, er und seine Hörer glauben offenbar an die Erreichbarkeit. Das ist die Nachwirkung der französischen Siege an der Marne vom 4. bis 10. September. Frankreich richtet sich daran auf, daß es dieses Mal mehr Widerstandskraft beweist als 1870 und rechnet dieses teils dem „unvergleichlichen Führer“ Joffre zu und teils dem Wirken der Demokratie. Auch wir werden zugestehen, daß die Franzosen alles tun, was sie können bis an die Grenze ihrer Kraft. Ist die Grenze erreicht, dann wird dieselbe Kammer nochmals anders zu reden haben.

Seit dem 20. Dezember fielen in Nordfrankreich und Belgien 750 Farbige und Engländer als Gefangene in deutsche Hände.

Der deutsche Bericht sagt: „In Ost- und Westpreußen blieb die Lage unverändert“. Uns gefällt daran das Wort „in“ nicht. In Westpreußen??

Die Kämpfe um den Bzura- und Rawka-Abchnitt in Polen dauern fort.

Donnerstag, 24. Dezember.

Die Wiener „Reichspost“ bringt Mitteilungen über eine seit Jahren eingeführte geschäftliche Gemeinlichkeit der Londoner „Times“ mit dem Petersburger Blatt „Nowoje Wremja“. Es besteht eine stark finanzierte Times-Nowoje-Wremja-Gesellschaft. Man erfährt immer mehr, wie allseitig der Weltkrieg von den Engländern vorbereitet wurde. Englisches Geld machte russische Meinung.

In Italien nehmen offenbar die Kriegsvorbereitungen zu, ohne daß ihr Ziel bis heute ganz erkennbar wäre. Die Presse ist strenger als bisher angehalten, nichts über militärische Bewegungen zu Wasser und zu Lande zu bringen. Es werden mit einer gewissen Absichtlichkeit die Beziehungen zu Rumänien gepflegt. Die rumänische Regierung soll entschlossen sein, unter keinen Umständen während des Winters den Feldzug zu eröffnen, weil ihre Truppen für Winterfälle nicht versorgt seien. Eine rumänische Anleihe wird in Amerika unterzubringen gesucht, damit nicht schon durch die Anleihe eine politische Abhängigkeit entsteht.

An der französisch-belgischen Linie war auch gestern erhöhte Beweglichkeit. Man weiß nicht, ob die Franzosen und Engländer eine Art Weihnachtsruhe halten wollen oder nicht.

Von Soldau-Neidenburg her sind die Deutschen nach zeitweiliger Zurückdrängung von neuem vorgegangen und haben das verlorene Mlawka wiedererobert. Dabei sind über 1000 Gefangene gemacht. An der Bzura und Rawka in Polen fanden in undurchsichtigem Wetter heftige Bajonettkämpfe statt, bei denen viele Russen vernichtet wurden. Gleichzeitig Kämpfe am rechten Ufer der Piliza südöstlich von Tomaszow. Von der Schwierigkeit dieser östlichen Kämpfe machen wir uns nur schwer eine richtige Vorstellung. Die Verwundeten von dort bringen die Unkultur des Landes an ihrem eigenen Leibe mit. Man schämt sich zu Hause seines Weihnachtsbaumes und seines reinlichen Bettes, wenn man unserer treuen Kämpfer gedenkt.

Freitag, 25. Dezember.

Alle Zeitungen bringen Weihnachtsartikel über Frieden auf Erden. Der „Vorwärts“ druckt das ganze Weihnachtsevangelium aus dem 2. Kapitel des Lukas ab. Die Friedenssehnsucht ist der Hauptinhalt des heiligen Festes geworden, aber freilich wollen wir einen gesicherten Frieden haben, auf den wir uns verlassen können, kein bloßes Friedensgerede. Für einen solchen Frieden kämpfen unsere Truppen. Neben dem Weihnachtsevangelium enthält der „Vorwärts“ einen interessanten Zeitartikel darüber, ob der Krieg einen allgemeinen Zusammenbruch der marxistischen Theorie gebracht habe. Einige Hauptstücke der internationalen sozialistischen Verkündigung sind zweifellos in diesen Monaten zu Boden gefallen;

der internationale Sozialismus ist nicht die Grundform der nächsten Menschheitsperiode, vielmehr scheinen größere kapitalistische Interessenverbände der Völker hervorzustehen, denen sich die Taktik der Arbeiterbewegung anpassen muß. Schließlich werde sich aber aus allen kapitalistischen Staatsentwicklungen doch ein Fortschritt der proletarischen Menge ergeben. Das Wesentliche daran ist das Anerkennung, daß die Zeit der großen Wirtschaftsverbände kommt: Amerika, englisches Reich, Rußland und Mitteleuropa. Für das letztere haben wir zu arbeiten.

Es wird entschieden in Abrede gestellt, daß Japan Truppen nach Europa senden werde.

Die französische Kammer hat einstimmig die geforderten Kredite genehmigt. Die Völker stehen sich mit einer früher nie gekannten Zusammengeschlossenheit gegenüber. Man muß zugeben, daß die französische Republik die gewöhnlichen Schwächen des republikanischen Systems jetzt im Kriege außerordentlich gut überwindet.

Das österreichische Hauptquartier macht bekannt, daß vom 11. bis 20. Dezember im ganzen 43 000 Russen gefangen genommen wurden. Im Innern der Monarchie befinden sich 200 000 kriegsgefangene Feinde.

Sonntag, 26. Dezember.

Ein ruhiger zweiter Feiertag ohne Zeitungen. Wie es den Soldaten geht, wissen wir nicht. Die Bekannten sagen: man feiert wie sonst, aber es klingt anders! Abends eine Veranstaltung zugunsten der blinden Kinder und überhaupt der Blinden. Der Krieg wird auch ihre Zahl vermehren. Alte Schützlinge dürfen aber wegen neuer Aufgaben nicht vergessen werden. Schöne österreichische Musik, bei der Mohrbach jagte: wenn sie doch so Krieg führen wollten!

Am Abend Bericht eines aus der Türkei heimkehrenden Freundes: es geht nach westeuropäischen Begriffen etwas langsam, aber es geht gut. Schwierigkeit des Eisenbahntransports nach der Türkei. Die bisherigen Nachrichten über Besetzung von El Arisch und El Kantara am Suezkanal sind richtig, beziehen sich aber nur auf Beduinentruppen; der Abmarsch der Armee erfolgt erst jetzt.

Sonntag, 27. Dezember.

Am ersten heiligen Weihnachtsfeiertag haben also die lieben Engländer versucht, auf Cuxhaven einen Angriff zu machen, es ist aber nicht viel mehr als ein Luftgefecht dabei herausgekommen, weil nebliges Wetter die weiteren Kämpfe verhinderte.

Unter den Angriffen und Gegenangriffen, die es da und dort an der langen Linie gegeben hat, ist am wesentlichsten die Abwehr eines englischen Sturmes bei Festubert in der Nähe von La Bassée. 19 Offiziere und 819 „Farbige und Engländer“ wurden gefangen genommen. Auf dem Kampffeld ließ der Feind über 3000 Tote. Eine von den Engländern zur Bestattung der Toten erbetene Waffenruhe wurde bewilligt. Die deutschen Verluste sind verhältnismäßig gering.

Auf dem polnischen Kriegsschauplatz hat es begreiflicherweise keine Weihnachtsruhe gegeben, weil ja die Russen einen anderen Kalender haben. Man macht sich folgendes Bild: an den Grenzen von Ostpreußen bis nach Westpreußen hin wird dauernd mit wechselndem Erfolg, aber ohne große Veränderungen gekämpft. Zuletzt waren die Russen wieder einmal bei Löben, wurden aber zurückgeschlagen. An der Bzura schreiten unsere Angriffe langsam fort. Von russischer Flucht wird jetzt nicht mehr geredet. Stärker sind die deutschen Erfolge in der Mitte auf dem rechten Ufer der Piliza südöstlich von Tomaszow. Weiter südlich, heißt es im deutschen Bericht, ist die Lage unverändert. Aus dem österreichischen Bericht ergibt sich sogar, daß die Russen von der unteren Rida und dem Dunajec aus wieder etwas Raum gewinnen. Um die Karpathenpässe wird nach wie vor gestritten. Bei dieser Gesamtlage ist kein Anlaß zur Kleinmütigkeit, denn es ist schon eine ungeheure Leistung, das russische Heer bis in diese Linie zurückgedrängt zu haben, aber jeder weitere Schritt will jauer erkämpft sein. Unsere Soldaten an der Ostgrenze müssen in einem armen und schon aus-

gejagten und halbverwüsteten Lande den Krieg bei wachsender Kälte führen. Heute knirscht bei uns der dünne Schnee unter den Füßen. Wie mag es an der Bzura sein?

Aus Konstantinopel wird ein ernsthafter türkischer Sieg über die Russen bei Oltu und Id südlich von Batum gemeldet. Die ganze Umgegend von Batum soll im Rußland sein. Die türkischen Truppen werden über Trapezunt durch Schiffe versorgt. Im Süden von Mesopotamien sind die Engländer bis über Basra vorgeedrungen.

Montag, 28. Dezember.

In Kamerun haben die Franzosen in einem Gefecht drei Offiziere und 44 Mann verloren.

„Sozialdemokraten verschiedener Länder“ berufen auf den 17. und 18. Januar 1915 eine internationale Friedenskonferenz nach Kopenhagen, bei der Presse und Publikum ausgeschlossen sind. Im Anschluß an die Konferenz wird eine öffentliche Demonstrationsversammlung für den Frieden abgehalten werden. So viel wir sehen, sind die Sozialdemokraten der neutralen Staaten die Träger dieses Gedankens. Die große sozialdemokratische Internationale ist zurzeit nicht vorhanden.

Der Papst sendete einen apostolischen Delegierten, Bischof Tosci, an den Sultan nach Konstantinopel und übernahm damit ohne Frankreichs herkömmliche Vermittlung den Schutz der katholischen Christen im türkischen Reiche. Voraussichtlich wird eine türkische Gesandtschaft beim Heiligen Stuhle errichtet werden. Das ist der erste bedeutendere politische Akt des Papstes im Krieg, eine katholische Antwort auf die Religionslosigkeit der französischen Republik.

Das türkische Hauptquartier bestreitet die russische Behauptung, daß das Schiff „Damidie“ schwer verletzt sei, und erklärt, daß das russische Linienschiff „Rostislaw“ stark beschädigt und zwei russische Minenleger in den Grund gebohrt wurden.

Auf beiden Kriegsfrenten sind nur kleine Vorkommnisse zu melden. Am auffälligsten ist, daß schon seit Tagen die Lebendigkeit der Franzosen im Oberelsaß zuzunehmen scheint.

Dienstag, 29. Dezember.

Von allen Seiten her kommen Berichte über die Weihnachtsfeiern im Felde. An einigen Stellen war rücksichtsloser Kampf, an anderen aber blieb die Möglichkeit traulicher Nachahmung heimischer Feiern. Die Fülle der hinausgeschickten Gaben ist so, daß manche Truppenteile „vierzehn Tage herrlich leben“ können.

Die japanische Kammer hat mit großer Mehrheit eine Militärvorlage der Regierung abgelehnt und ist aufgelöst worden. Das gibt mindestens zwei Monate Pause, bis das Verhandeln über japanische Truppenbewegungen wieder anfangen kann.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Montag, 21. Dezember.

Es ist sehr erfreulich, wie allgemein und lebhaft der Wunsch der Hausfrauen ist, sich in ihrem Verbrauch kriegsmäßig einzurichten. Sie fragen scharenweis nach Anleitungen und Ratschlägen. Sie zu geben, ist freilich immer noch gar nicht leicht. Außer den paar klaren Grundforderungen über Weißbrot, Fett usw. ist alles unsicher und zweifelhaft. Man weiß zu wenig Gewisses über die vorhandenen Vorräte und hört, zumal über Kolonialwaren, die widersprechendsten Urteile. Vielleicht wird die Zentrale für Konsumenteninteressen etwas mehr darüber feststellen können.

Im Osten herrscht großer Mangel an Arbeitskräften. Das stellvertretende Generalkommando des 6. Armeekorps in Posen teilt in der Presse mit, daß Montecure, Maschinisten, Motorpflugführer, Schmiede, Stellmacher, landwirtschaftliche Arbeitskräfte jeder Art und beinahe alle Arten von Handwerkern fehlen. Merkwürdigerweise fordert das Generalkommando die Gejuchten auf, sich direkt

in Posen „unter Angabe näherer Familienverhältnisse“ zu melden. Gibt es keine Arbeitsnachweise? Und haben wir nicht die Reichszentrale der Arbeitsnachweise, die den Austausch der Arbeitskräfte vermitteln soll?

Als einer von vielen Akademikern ist der Althistoriker der Kieler Universität Professor Subhaus mit 51 Jahren vor dem Feinde gefallen. Bei der kurzen Lebensbeschreibung, die in den Zeitungen stand, denkt man: Welch ein typisch deutsches Gelehrtenleben! Oberlehrerjohn aus einer pommerischen Kleinstadt, zehn Jahre Gymnasiallehrer — zähe wissenschaftliche Arbeit neben der pädagogischen, bis er sich habilitieren kann. Als Stipendiat des Archäologischen Instituts ein Jahr Griechenland. Arbeiten über Epikur, Philodemus, Plautus und Menander. Auf der Höhe seiner geistigen Kraft und Leistung unbelümmert vor den Feind und in den Heldentod.

Dienstag, 22. Dezember.

Das Verschwinden des sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten für Meß Dr. Weill findet seine Aufklärung in einer Zuschrift des Dr. Weill an den „Figaro“, in der er sagt, daß er seit dem 5. August der französischen Armee angehöre. Eine seltsame Begriffsverwirrung in dieser im romanisierenden Pathos gehaltenen Erklärung, die den ungeheuerlichen Schritt vom deutschen Reichstagsabgeordneten zum französischen Kriegsfreiwilligen rechtfertigen soll. (Er hat sogar vergessen, sein Mandat niederzulegen!) Der antimilitaristische Sozialist, der im Namen der Internationale und des Völkerfriedens freiwillig im Heer der Feinde des Landes in den Krieg zieht, das er als Reichstagsabgeordneter vertritt — mehr innere Widersprüche lassen sich wohl kaum in einem Schritt zusammenfassen.

Das Oberkommando der Marlen hat für Silvester strenge Bestimmungen erlassen. Off-Uhr-Schluß aller Theater, Tanzverbot, Ein-Uhr-Schluß aller Lokale, Verbot aller Reden und Vorträge. Man könnte betrübt sein, daß solche Bestimmungen notwendig sind, um den großstädtischen Silvesterunfug zu verhindern; aber es ist wohl richtiger, es nicht darauf ankommen zu lassen, ob die üblichen Rowdyzüge der Silvesternacht aus Mangel an Beteiligung von selbst unterbleiben werden.

Man sieht doch mit einigem Bestreben den Weihnachtsgedanken in Straßen und Läden, und wundert sich, mit welcher inneren Behäbigkeit die Leute ihre Einkäufe machen. Es ist fast schmerzhaft, daß die Fähigkeit, das was draußen geschieht, mitzuerleben, doch bei vielen nicht stark genug ist, um sie dem Gewohnheitsmäßigen zu entheben. Das Leben daheim nimmt sie auf die breiten trägen Pluten seiner Alltagsgenüsse, und sie lassen sich treiben, ohne daß die ferne blutigernte, ungeheure Wirklichkeit ihnen so nahe kommt, um ihnen das unmöglich zu machen.

Eine Amerikanerin, die in diesen Tagen von England hier nach Berlin kam, sagte aber doch ganz erstaunt: „Hier in Deutschland nehmt ihr den Krieg so ernst, — in England denkt man gar nicht soviel daran.“ Sie hatte sich noch nicht recht vorgestellt, daß bei uns aus jeder Familie irgend jemand draußen ist.

Mittwoch, 23. Dezember.

Die sozialdemokratische Parteileitung hat die in Aussicht gestellte Erklärung zu dem Fall Weill abgegeben, d. h. ihm ohne Umschweife bescheinigt, daß er sich „durch diese aufs schärfste zu verurteilende Handlung selbstverständlich außerhalb der sozialdemokratischen Partei Deutschlands und der Reichstagsfraktion gestellt habe“.

Eine Weihnachtsfeier in einem Lazarett. Die Soldaten selbst stellten „lebende Bilder“. Unter der Ueberschrift „Weihnachten im Felde“ ein Bimal mit dem gefühlvollen Mittelstück eines blonden segnenden Weihnachtsengels, den ein barloser Jüngling mit sehr viel Ständhaftigkeit darstellte. Schwieriger war schon in einem Wille der heiligen Nacht die Marja, die mit riesigen Fäusten ihr winziges Kindlein umklammerte. Wie jung und knabenhaft erscheinen einem diese Burtschen, von denen so unjagbar viel gefordert wird!

Donnerstag, 24. Dezember.

Draußen gibt es keine Weihnachtsruhe. Es wird weiter gekämpft in Flandern und Polen und Frankreich. Und auch daheim gibt es keine Festruhe: gerade heute gehen Landsturmlente hinaus.

Ein Trupp eingekleideter älterer Männer zieht durch die beschneite Straße — Frauen mit Kindern auf dem Arm und an der Hand geben ihnen das Geleit zum Bahnhof. Helme und Monturen mit Tannenzweigen geschmückt, Zweigen vom heimatischen Weihnachtsbaum. Die Vorübergehenden jubeln ihnen nicht zu, wie einst den jungen Scharen, die mit den bunten Sommerblumen im Knopfloch durch die sonnigen Straßen marschierten. Aber alle ziehen den Hut, und viele gehen ein Stück mit, kaufen noch schnell im Vorübergehen Zigarren und verteilen.

Unter den wehenden Schneeflocken diese härtigen Männer mit ihrem Tannenzweig — das ist ein unvergeßliches Bild vom Weihnachtsabend 1914.

Freitag, 25. Dezember.

Es laucht ein zweites Heer auf den Straßen auf: das sind die Jungen in den feldgrauen Monturen, die sie zu Weihnachten bekommen haben. Einzige Männlein, die noch gar keine richtigen zwei Beine haben, stecken schon in grauen Höschen und stolpern glückselig über den funtelnagelneuen Säbel. An allen Straßenecken knallen die Gewehre, dröhnen die Trommeln, laufen neuformierte Bataillone dem friedlichen Bürger zwischen die Beine.

Briefe und Grüße von allen Fronten, von der Angerapp, aus dem Elsaß und von Reims. Wenn die Arbeit hier zu Hause ein wenig aufhört, lebt man eigentlich ganz und gar mit draußen. Nichts ist so stark wie diese Bilder, die immer mit einem gehen.

Sonnabend, 26. Dezember.

Eine seltsame Leere: ohne Zeitungen. Man kommt ja doch nicht von der Welt da draußen los.

Eine Bahnfahrt zu einem Weihnachtsbesuch. Jeder zweite Mensch im Zuge ist ein Soldat. Auf allen Stationen wird Weihnachten gefeiert. In den für die durchreisenden Truppen eingerichteten Erfrischungskationen brennen Weihnachtsbäume, und jeder Uniformierte, dessen die den Zug entlang rennenden Helferrinnen habhaft werden können, bekommt irgend ein zierliches grünes Beuteltchen mit nahrhaftem Inhalt eingehändigt. In den Soldatenabteilen sieht es aus wie bei einem großen Zirkus. Sie sitzen schmunzelnd unter ihren Schätzen und essen unglaubliche Sachen durcheinander.

Daneben viele ernste Kriegsbilder. Eine Frau, die ein Telegramm in das Lazarett von Jüterburg ruft, eine andere in Witwen- trauer mit drei kleinen Soldatenbuben, ein Vater, der vom Tode seines Sohnes in einem westlichen Lazarett kommt. Der ganze Zug, Abteil für Abteil, ist irgendwie vom Krieg erfüllt.

Sonntag, 27. Dezember.

Die Zeitungen bringen die aufgesammelten Nachrichten von zwei Tagen. Das gibt einen volleren Eindruck von Vorwärtskommen, als die übliche Tagesdosis. 3000 Tote bei den Engländern nach dem Kampf bei Festubert! Man versucht, sich das vorzustellen, und erschrickt vor der Furchtbarkeit dieser Todesziffern.

Zufällig kam mir gerade heute ein englischer Bericht über jene Friedenskonferenz in Konstanz in die Hände, zu der sich — lang vorbereitet — noch am 1. und 2. August Vertreter der Kirchen aller Länder vereinigten, und die am 5. August, dem Tage der englischen Kriegserklärung, von den übriggebliebenen Mitgliedern in London zu Ende geführt wurde. Unwillkürlich fällt einem bei diesen durch die Wirklichkeit unrettbar entwerteten Besprechungen das Geisterchor aus dem „Faust“ ein: Weh! weh! Du hast sie zerstört, die schöne Welt mit mächtiger Faust; sie stürzt, sie zerfällt! Ein Halbgott hat sie zer schlagen! Wir tragen die Trümmer ins Nichts hinüber, und klagen über die verlorene Schöne.“ Einer der englischen Delegierten, der den Mitgliedern Mut zusprach, sagte, wie eben noch die Vögel bei dem niedergehenden Gewitter verstummt, dann aber wieder laut geworden seien, so würde nach dem Sturm des Krieges die Völschaft

des Friedens wieder süß und klar hörbar werden. — Nun ja, aber das eine ist eben ein naturgewaltiges Gewitter, und das andere — singende Vögel!

Montag, 28. Dezember.

Bei der Abfassung eines Berichtes über unsere Kriegsfürsorgearbeit kommt einem zum Bewußtsein, daß dies alles schon fünf lange Monate dauert! Wirklich keine Kleinigkeit für unsere Helferrinnen, durch fünf Monate tagaus tagein ihre Bureaustunden an den Beratungsstellen abzusitzen, tagaus, tagein Hunderte von Notleidenden, einen nach dem anderen, zu beraten und zu versorgen. Die Summe dieser Arbeit ist wahrlich nicht niedrig, und ihre Anforderungen an körperliche und seelische Spannkraft diesem täglichen unaufhörlichen Andrang der Not gegenüber sind nicht gering!

Naumann / Bismarck und unsere Weltpolitik

Als ums Jahr 1890 das Wort „Weltpolitik“ aufkam, wurde der Unterschied der bismarckischen und der nachbismarckischen Zeit nur erst dunkel geahnt. Die neue Geschichtsidee enthüllte sich erst allmählich. Im Anfang erschien die Weltpolitik nur als Zusatz oder Zuwachs zur preußisch-deutschen Nationalpolitik von 1870, wurde auch vielfach von denselben Kreisen getragen und verbreitet, die schon vorher den deutschen Militärstaat vertraten. Erst langsam merkte man, daß in der Idee der Weltpolitik einige Bestandteile enthalten waren, die durchaus nicht zu den Traditionen von 1870 paßten. Um es kurz zu sagen, so war die Politik bis 1890 scharf national im Sinne der Ausschließung fremder Elemente, während in dem Gedanken der Weltpolitik etwas Internationales enthalten ist, das sich in dem Maße zeigen muß, als die neue Idee ihrer Verwirklichung sich nähert.

Das Gleichbleibende, der Kern in der deutschen Entwicklung der letzten Menschenalter ist die deutsche Macht. Sie wurde zunächst im Gegensatz gegen fremde Beeinflussungen auf eigene Füße gestellt. Das war der Inhalt der nationalen Periode. Nachdem sie aber einmal festen Boden unter den Füßen hatte, streckte sie sich über die Nationalitätsgrenzen aus und wollte sich nicht nur verteidigen, sondern auch an der Weltherrschaft teilnehmen. Das ist der Schritt, den Bismarck im Grunde nicht tun mochte. Er hat zwar, weil er der Hersteller der nationalen Macht war, die Grundlagen für die Weltpolitik gelegt, hat auch die Anfänge der deutschen Kolonialpolitik ins Werk gesetzt, aber er war „ein europäischer Mensch“, das soll heißen: er lehnte die neue überseeische Ausdehnungspolitik noch von sich ab, so gut es ging. Auch die Mitregierung über nichtdeutsche Volksteile in Europa schob er so weit wie möglich von sich und verkündete gegenüber den Polen und anderen Grenzwohnern den germanisierenden, verdeutschenden Nationalstaat. Dabei aber konnte er nicht hindern, daß sein Bündnis mit Oesterreich-Ungarn sich von selbst zu einer Schutzmacht für zahlreiche nichtdeutsche Bevölkerungsteile gestaltete und daß die Ausdehnung Oesterreichs auf die Balkanhalbinsel von ihm ermöglicht wurde. Man kann darum die deutsche Weltpolitik als den nach seinem Tode weiterwachsenden Geist Bismarcks ansehen, man kann aber auch darstellen, wie entfernt sie vom wirklichen historischen Bismarck ist. Weltpolitik ist sozusagen ein beständiger Disput mit dem Alten von Warzin.

Alle bismarckische Kunst war darauf gerichtet, den heutigen Weltkrieg nicht über uns kommen zu lassen, und zwar nicht

bloß wegen seiner Gefährlichkeit, sondern vor allem auch, weil er im Falle des Sieges nichts mit dem Ergebnis hätte anfangen können. Alles das, was heute von hoffnungsfrohen deutschen Nationalpolitikern als Ertrag des Krieges gewünscht wird, paßt nicht in Bismarcks Gedankensystem. Das wird leicht mit einer gewissen Absichtlichkeit verschleiert, aber es scheint uns besser, die Unterschiede deutlich auszusprechen, damit wir jetzigen Deutschen wissen, was wir zu tun im Begriffe sind. Wir sind bereit, zwei Schritte über den bismarckischen Nationalstaat hinaus zu tun, einen Schritt in den überseeischen Gebieten und einen in Europa.

Niemand von uns kann zwar heute wissen, in welchem Zustande wir nach dem Krieg unsere bisherigen Kolonien wiederfinden und welche Verluste oder Gewinne in Afrika das Ergebnis unserer europäischen Schlachten sein werden, aber soviel ist fast allgemein anerkannt, daß im günstigen Falle ein deutsches Zentralafrika angestrebt werden wird. Der Staatssekretär des Kolonialamts soll schon recht annehmbare Vorschläge dafür in seiner Mappe haben. Ob sich diese Wünsche verwirklichen, ist eine spätere Frage, heute beschäftigt uns nur die Tatsache, daß solche Wünsche aus der Idee der Weltpolitik herausgewachsen sind. Sie sind etwas ganz anderes, als was Bismarck noch 1884 in die Worte zusammenfaßte: Wir denken nicht daran, eine Anzahl von oberen und unteren Beamten in die Kolonien zu schicken, Garnisonen anzulegen, Kasernen, Häfen und Forts zu bauen; unsere Absicht ist nicht, Provinzen zu gründen! Wer die verschiedenen Äußerungen Bismarcks zur Kolonialfrage aufsuchen will, findet sie in der „Geschichte der deutschen Kolonialpolitik“ von Dr. A. Zimmermann (Berlin 1914 bei Mittler u. Sohn). Bismarck wollte zwar die Franzosen veranlassen, sich arbeitsreiche überseeische Gebiete zu erwerben, fühlte aber noch nicht den Drang, das größere Deutschland auf nicht-europäischem Boden zur dauernden Staatseinrichtung werden zu lassen. Er machte einen Unterschied zwischen den Kolonisationsmächten England, Rußland und Frankreich einerseits und Deutschland andererseits. Das hing mit den Industrie- und Handelsverhältnissen jener damaligen Periode zusammen. Auch der Schöpfer des Deutschen Reiches konnte nicht vorausschauend, wie große Kräfte in Deutschland im Entstehen waren. Er sah nur, welche Veränderungen im Charakter eines Nationalstaates es mit sich bringt, wenn er die Aufgaben der Landesväterlichkeit über große Bevölkerungen anderer Rasse übernimmt, und welche Erhöhung der Reibungsfläche es ist, wenn der Tanjanilasee oder die Diamantenküste von Südwest in Europa verteidigt werden müssen.

Ähnlich aber steht die Sache gegenüber den Slaven, Rumänen, Bulgaren und Türken. Bismarck trennte Oesterreich-Ungarn vom preußisch-deutschen Reiche und trieb „kleindeutsche Politik“, um rein deutsche Politik haben zu können. An Stelle einer Doppelherrschaft (Dualismus) setzte er zwei durch lösbare Verträge verbundene selbständige Monarchien. Das war die Haupttat seines Lebens, der Inhalt seiner schwersten Kämpfe und höchsten Kunst. Und gerade dieses Hauptstück Bismarckschen Schaffens wird jetzt in Frage gestellt. Es ist kein Geheimnis, daß im Falle eines günstigen Ausgangs des Krieges an einen mitteleuropäischen Staatenverband gedacht wird. Rußland soll Westgebiete verlieren; damit wird die Zahl der anschlusslosen politisch gefährlichen Elemente vermehrt, solange es nicht gelingt, den überstaatlichen Verband aufzurichten, dessen zwei Hauptmächte das Deutsche Reich und die österreichisch-ungarische

Monarchie sind. Ohne diesen Zusammenschluß vermehrt ein glücklicher Krieg die europäischen Schwierigkeiten und bringt vor allem Oesterreich-Ungarn in eine schwankendere Lage, weil jeder freie Polen-, Rumänen-, Serbenstaat an Oesterreichs Grenzen den Zerfall seiner Teile nur steigert, falls nicht eine neue, ganz Mitteleuropa umfassende Staatsgewalt entsteht. Alle Nachbarn Rußlands von der Dnieper an bis zur Türkei sind darauf angewiesen, entweder in Rußlands Arme zurückzufallen oder sich gegenseitig zu stützen. Das aber bedeutet ein Aufgeben des kleindeutschen Gedankenganges, ein Aufsteigen vorbismarckischer großdeutscher Ideale. Der Vertrag, den Bismarck im September 1879 mit dem Grafen Andrassy zu Schönbrunn unterzeichnete, war der Anfang zum jetzigen Weltkrieg und damit voraussichtlich zu einer Veränderung des Bismarckschen Bildes von Europa. Auch hier folgen wir dem Drange der vorhandenen Kräfte. Indem wir siegen (was zu hoffen ist), verändern wir unser politisches Wesen. Das Deutschland hinter 1915 wird nicht mehr das Reich von 1871 bis 1914 sein.

Der Krieg mit Frankreich ist die Folge des Friedens von 1871, bei dem sich Frankreich nicht beruhigte. Der Krieg mit Rußland ist die Folge des Schutzvertrages mit Oesterreich vom Jahre 1879. Der Krieg mit England ist die Folge der Kolonial- und Flottenpolitik von 1884 und 1890. Wenn man sich ein Deutsches Reich denkt, das sich um Oesterreich-Ungarn nicht kümmert und das nur auf Grund englischer Stationen Handel treibt, wenn man sich ein solches bescheidenes und zurückgezogenes Deutsches Reich denkt, so ist denkbar, daß ihm der ungeheure allseitige Krieg erspart blieb. Es kann auch scheinen, als sei ein solches Kleindeutschland bismarckisch gedacht, aber der Schein trügt. Bismarck mußte im Jahre 1866 andere Ziele haben als er heute haben würde. Nicht die sind seine rechten Nachfolger, die sich an die zeitgeschichtliche Form und Begrenzung seines Werkes halten, sondern die, welche seinen schaffenden Geist in neuen Verhältnissen zu bewahren trachten.

Das ganze 19. Jahrhundert stand unter dem Einfluß der europäischen Nationalitätsfragen. Inzwischen aber zeigt sich, daß mit der einfachen Formel der Selbstregierung aller Stämme oder Nationen die verwickelte Menschenvelt nicht in Ordnung gebracht werden kann. Es gibt viele Nationalitäten, die gar nicht imstande sind, eine Souveränität zu tragen, weil sie ziffernmäßig zu schwach oder zu gering veranlagt sind. Nur wenige Nationen können im Großbetriebzeitalter noch wirklich souverän sein und auch diese suchen Verbandsanschluß und Gegenseitigkeitsversicherung. Alles gruppiert sich, organisiert sich. Das ist Weltpolitik: Die Einordnung in die entstehende Internationalität. Das Deutsche Volk will in diesem Vorgange nicht beiseite geschoben werden. Es will die Regelung der Menschheitsorganisation zu Wasser und zu Lande nicht dem Syndikat der älteren Kolonisatoren überlassen, will nicht zwischen Romanen und Slaven isoliert und zerdrückt werden, darum muß es sich wehren, darum sendet es seine Söhne in die Schlacht, nichts fürchtend, alles opfernd. In diesem Sinne treibt unser Volk eine nachbismarckische Politik auf bismarckischer Grundlage.

Paul Rohrbach / Die Schule des Willens.

Wenn unsere Leser diese Nummer in der Hand halten, wird der Krieg genau fünf Monate gedauert haben. Noch einen Monat und zehn Tage weiter, dann werden die 190 Tage erfüllt sein, die 1870/71 von der Kriegserklärung bis zum Waffenstillstand vergingen. In allem, so zeigt es sich jetzt, verhält sich jenes erste Ringen um die Entschcheidung des neuen Deutschlands zu unserem Krieg nur wie das Vorspiel zum eigentlichen Drama, und von Monat zu Monat ist es deutlicher geworden, daß der schließliche Ausgang nicht nur von der Ueberlegenheit der Waffen, sondern noch mehr von der Stärke des Volkswillens hängen und drängen abhängen wird. Diese aber ist von der Größe der moralischen Reserven abhängig, über die ein jedes der streitenden Völker verfügt.

Man kann sagen: das Unertwartete in diesem Kriege, wodurch die militärischen Vorausberechnungen zum großen Teil umgeworfen sind, war die frühe Kriegsbereitschaft Rußlands, durch die es uns nicht möglich wurde, unsere Hauptkräfte auf dem westlichen Kriegsschauplatz so lange beieinander zu behalten, bis die französische Streitmacht entscheidend geschlagen war. Rußland aber war nicht deshalb kriegsfertig, weil es imstande gewesen wäre, schneller zu mobilisieren, als unser Generalstab annahm, sondern weil es verstanden hatte, den Beginn und die Fortschritte seiner Mobilmachung etwa ein Vierteljahr vor uns geheimzuhalten. Wenn man will, so ist freilich auch das eine Leistung! Aussagen russischer Gefangener aus den ersten großen Schlachten in Ostpreußen und Galizien haben übereinstimmend bekundet, daß die Truppenteile, denen die Leute angehörten — sibirische Regimenter — schon Anfang Juni in mobilem Zustande von der russisch-sibirischen Grenze westwärts in Bewegung gesetzt wurden. Das bedeutet, daß in Sibirien selbst die tatsächliche Mobilmachungsorder schon eine Reihe von Wochen vorher ergangen sein muß, und entsprechend in den östlichen Militärbezirken des europäischen Rußlands.

Es ist schwer zu sagen, was wir hätten tun sollen, wenn uns schon vor der Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand klar gewesen wäre, daß Rußland den Krieg für den Sommer 1914 vorbereitete. Gleichviel aber, was wir darauf für eine Antwort suchen — die geglückte Verheimlichung der russischen Kriegsvorbereitungen macht die Kraftprobe für uns schwer und wird sie uns auch weiterhin schwerer machen, als es menschlicher Voraussicht nach sonst der Fall gewesen wäre. Gerade darum aber möchte ich heute in der Öffentlichkeit das Bekenntnis wiederholen, das ich schon mehr als ein Jahr vor dem Kriege in vertrautem Kreise abgelegt habe: Es gab mehr als ein Zeichen beginnenden Niederganges unter uns, das uns die Frage nahelegte, ob nicht der Krieg das einzig wirksame, schneidende und brennende Heilmittel zu unserer nationalen Gesundung sein würde. Das Sinken der Vermehrungsrate, die Feigheit vor dem Kinde, die sich von sehr vielen unserer sogenannten Gebildeten und Besitzenden als moralische Pest nach unten ausbreitete, die zunehmende Streberhaftigkeit, die Scheu vor der Verantwortung, die Unbildung, die sich unter der Scheuklappenherrschaft des Spezialistentums bis in die wissenschaftlichen Kreise hinauf entwickelte, Klassenhochmut und die Dohheit nationalistischer Kraftprogenie haben die Sehenden unter uns oft erschrecken lassen, wenn wir das Sollen und Haben deutscher Zukunft abwogen. So machte ich im Sommer 1913 unmittelbar vor meiner Abreise nach Neu-Kamerun und Angola einer unserer großen kulturpolitischen Zeitschriften, die einen Beitrag von mir wünschte, den Vorschlag, über den Krieg als den Erzieher zu

schreiben, den wir vielleicht brauchten. Die Redaktion lehnte mit etwas erschreckter Gebärde ab und wählte ein anderes Thema: Wie England uns erzog. Dies Stück bildet jetzt die Einleitung zu einem kleinen Heft mit fünfzehn Aufsätzen über den kommenden und den gegenwärtigen Krieg, die ich aus der „Hilfe“, dem „Größeren Deutschland“ und den „Preussischen Jahrbüchern“ gesammelt und bei Engelhorn in Stuttgart habe erscheinen lassen, unter dem Titel „Zum Weltvolf hindurch“. Der Leser wird darin auch meine „Hilfe“-Artikel aus den Monaten August bis September finden — was ich deshalb bemerke, weil seinerzeit öfters an die Redaktion und an mich die Frage gerichtet wurde, ob jene Aufsätze gesammelt erscheinen würden.

Wer sich die Mühe gibt, die einzelnen Stücke in dem Heft zu durchblättern, wird bemerken, daß ich immer von neuem, und zwar viel mehr als auf die militärische Seite unserer Kriegführung, auf die großen Forderungen aufmerksam gemacht habe, die dieser Krieg an die sittliche Opferbereitschaft unseres Volkes und an die Organisation des Sieges in der Heimat stellt. Die erste läßt sich bisher gut an, wiewohl noch nichts über ihren Fortgang entschieden ist. Was die zweite angeht, so ist zu sagen, daß wir bisher noch nicht viel mehr als redlichen Willen samt dem Allernotwendigsten an Maßnahmen erlebt haben, und daß auch das Notwendige und schließlich Versäugte meistens spät, zögernd, unvollständig und nicht mit genügender Voraussicht schädlicher Nebenwirkungen erfolgt ist. Schlimmstenfalls werden wir uns auch weiterhin so abzufinden haben. Wer billig denkt, wird zugeben müssen, daß es sich um eine ungeheuer schwierige Sache handelt, der nur ein ganz großer Wille, eine überragende Entschlossenheit und Einsicht dadurch bekommen können, daß sie alles, was in Deutschland an organisatorischer Fähigkeit für die innere Kriegshilfe vorhanden ist, zusammenrufen, befragen, ordnen und zu gemeinschaftlichem Wirken bringen. In diesem Zusammenhang möchte ich auf eine wichtige Schrift hinweisen, die der Rektor der Berliner Handelshochschule Paul Etkbacher herausgegeben hat; sie heißt: „Die deutsche Volksernährung und der englische Nahrungensplan“ und ist gemeinschaftlich von sechzehn Verfassern bearbeitet, die durch ihre Stellung an deutschen Hochschulen und Behörden und ihr anerkanntes öffentliches Ansehen insgesamt eine sehr starke Autorität darstellen. Sie legen dem deutschen Volke und seiner Regierung einen bis ins einzelne durchgearbeiteten Plan vor, wie unser Nahrungsbedarf mit den vorhandenen Mitteln gedeckt werden kann — unter der stillschweigenden, aber unerläßlichen Voraussetzung, daß die leitenden Behörden für die Ausführung der gemachten Vorschläge sorgen. Darauf allein kommt es an, denn selbst wenn wir die unmögliche Annahme machen wollten, daß die 68 Millionen großer und kleiner, bewußter und unbewußter, törichter und kluger Einzelwillen in Deutschland durch Rede und Schrift alle miteinander auf dasselbe Ziel hingelenkt werden könnten, so würden sie doch kein gemeinsames Organ für ihr Handeln finden; so wenig wie den Millionen unserer Soldaten im Felde ihre Tapferkeit und Hingabe etwas zum Siege hilfe, wenn kein Generalstab da wäre.

Wir sehen also, daß der Krieg für uns schwerer und länger wird, als die meisten von uns am Anfang und in den ersten Monaten geglaubt haben — und bei unseren Gegnern deuten trotz der großen Verluste, die auch sie erlitten haben, und trotz der schweren Enttäuschung, die ihnen der bisherige Verlauf des Krieges gebracht hat, noch wenig Zeichen darauf hin, daß sie den Wunsch nach Friedensverhandlungen hegen. Der Zar, heißt es, sei bereit gewesen, als er bei seinem letzten Besuch den Zustand seiner Armee sah, Frieden zu schließen,

aber der eigentliche Kriegsherr Rußlands, der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, habe das verweigert. Anders als im japanischen Kriege, ist jetzt ein harter und fester Wille in Rußland am Ruder. Bei den Franzosen weiß die regierende Clique, die Frankreich in den Krieg gestürzt hat, ebenfalls, daß sie um Kopf und Kragen spielt, und ein bedeutender Feldherr, der beste, den Frankreich seit Napoleon I. gehabt hat, führt das Heer. Was englische Fähigkeit ist, wissen wir oder sollten wir wissen. Ich erinnere nur daran, wie während des Krieges gegen Napoleon, als die Kontinentalsperre dem Handel Englands schwere Wunden schlug, die Staatsschuld zu unerhörter Höhe stieg und die „City“-Kaufleute von London das Ministerium baten, Frieden zu schließen, der leitende Staatsmann sie abwies: es gibt keinen Frieden, außer dem, der die englischen Interessen sichert! Die englischen Interessen verlangten, daß Frankreich nicht Herr der Nordseeküste zwischen Dünkirchen und Borkum, geschweige denn bis Hamburg, bleiben dürfe, und erst, als dies Ziel erreicht war, machte England Frieden. Es wird sich auch jetzt nicht leicht geben.

Bergegenwärtigen wir uns einmal, was alles dem Dreiverband in seiner Rechnung uns gegenüber fehlgeschlagen ist. Der erste Fehlschlag war, daß der durch die Serben ausgeführte Wuch an dem österreichisch-ungarischen Thronfolger nicht die erhoffte Folge hatte, und die habsburgische Monarchie zusammenfiel. Der zweite war, daß Deutschland sich so einig zeigte, wie noch nie. Wir müssen bedenken, daß die Ideen von der inneren Uneinigkeit Deutschlands, von der Eifersucht der außerpreussischen Gliedstaaten des Reichs, von der Staatsfeindlichkeit der Sozialdemokratie und von der Macht der inneren Opposition gegen den „Militarismus“, in Frankreich und namentlich in England an den maßgebenden Stellen wirklich geglaubt wurden, und daß man mit ihnen als mit festen Aktivposten im Kriege mit Deutschland rechnete. Erst schwer und zögernd hat man sich drüben überzeugt, daß nichts, gar nichts davon eintrat, worauf die Hoffnungen sich gerichtet hatten. Der dritte Fehlschlag war die Rechnung auf unsere vermeintliche finanzpolitische Schwäche. Statt dessen haben die Gegner die Zeichnung der Viereinhalb-Milliarden-Anleihe aus nationalen Ersparnissen und jetzt die Herabsetzung des Reichsbankdiskonts erlebt. Die schwerste Enttäuschung, deren Tragweite auf den englisch-französischen Willen zum Kriege am stärksten einwirken muß, ist endlich das Versagen der russischen Angriffsmacht. Trotzdem ist drüben an all den Stellen, auf deren Entscheidung es zunächst noch allein ankommt, nichts von Friedensstimmung spürbar. Alles, was darüber geredet und geschrieben worden ist, entbehrt der tatsächlichen Unterlagen.

Wie denken unsere Feinde? Sie kalkulieren, daß wir im Westen, namentlich nach den letzten Erfahrungen, Zurückweisung aller englisch-französischen Angriffe, wenn auch stark genug zur Abwehr, so doch kaum stark genug zum entscheidenden Vordringen sind: mit den gegenwärtigen Kräften sei keine Entscheidung zu erzielen, weder herüber, noch hinüber. Im Osten lautet ihre Rechnung, wie wir wissen, etwa so: die Deutschen haben die Russen zurückgedrängt und ihnen starke Verluste beigebracht. Vermutlich kann also die russische Walze sich so bald nicht wieder in Bewegung setzen — aber auch die Deutschen sind stark mitgenommen. Sie haben wiederholt zur Vernichtungsschlacht angefeuert, aber den Plan nicht bis zu Ende führen können. Auch die Erfolge der Oesterreicher waren nirgends so stark, daß sie die Widerstandskraft der russischen Heere zerbrachen. Jetzt oder demnächst werden die Deutschen und Oesterreicher sich einige Wochen Zeit nehmen müssen, um sich zu erholen. Der Kampf steht also, auf beiden Fronten. Unterdeffen wirkt in Deutschland die Zeit für uns. Schon

baden die Deutschen Kartoffeln in ihr Brot und schlagen sich ums Petroleum. Zwar ist leider immer noch nicht viel von Teuerung und Not zu merken, zwar spinnen, weben, gießen und hämmern die deutschen Fabriken noch immer, aber jetzt kann es doch nicht mehr lange dauern, bis die Teuerung der Lebensmittel und der Mangel an Rohstoffen zu wirken anfangen. Die Deutschen müssen mürbe werden, wenn sie andauernd vom Welthandel abgeschlossen bleiben und — vielleicht wird ihr Bundesgenosse Oesterreich noch eher mürbe als sie. Dann . . . dann bringen wir es zu einem Frieden, der vielleicht nicht alles schafft, was wir ursprünglich gehofft haben, uns aber doch genügend Vorteile über Deutschland sichert!

Was wir aus England hören, nicht gefällige, sondern wahrheitsgetreue Berichte, das bestätigt die immer noch vorhandene Siegeszuversicht der öffentlichen Meinung. Das ist kein entscheidendes Argument, aber es ist immerhin gut, wenn wir uns vorstellen: der Durchschnittsengländer ist heute noch ebenso überzeugt, daß die Verbündeten siegen werden, wie wir vom Gegenteil. Im Kriege kann immer etwas Unerwartetes geschehen, nur darf man nicht mit dem Unerwarteten im voraus die Passivseite des Gegners belasten. Alles in allem genommen: für die nächste Zeit ist keine Wendung wahrscheinlich, die uns einen entscheidenden Gewinn bringt. Die Posten, die voraussichtlich eines Tages stark zu unseren Gunsten ins Gewicht fallen werden, brauchen alle Zeit, um zur Wirkung zu kommen. Als einen der sichersten betrachte ich nach wie vor innere Unruhen in Rußland. Vor einem Jahrzehnt, während des japanischen Krieges, vergingen elf Monate vom Kriegsausbruch bis zu den Studentenstreiks und Arbeiterdemonstrationen in Moskau, mit denen die revolutionäre Bewegung sich leise zu regen begann. Dann breitete sie sich im Laufe eines halben Jahres langsam aus, und erst im Spätherbst 1905 war die Regierung durch den großen Verkehrsstreik so eingeschüchtert, daß sie das Oktobermanifest erließ. Wir haben also gar keinen Grund, schon jetzt oder im Verlaufe des Winters ungeduldig zu werden, wenn sich in Rußland nichts zu regen scheint.

Weniger lange wird voraussichtlich die Entscheidung in Ägypten auf sich warten lassen. Ägypten bedeutet für England viel, aber es bedeutet noch nicht Indien, und auf den indischen Aufstand ist kaum zu rechnen, bevor das große Beispiel der Niederlage Englands in Ägypten da ist und der Suezkanal gesperrt. Dann könnte es Zeit für die Afghanen sein, sich in Bewegung zu setzen und vor allen Dingen den indischen Mohammedanern Waffen zu bringen. Allmählich kann alsdann der Druck von der Peripherie her im Zentrum wirksam werden. Er wird wirksam werden, dessen können wir sicher sein. Bis dahin aber werden wir eine sehr scharfe Schule durchzumachen haben — eben die Schule, die uns not tat. Bis dahin werden diejenigen von uns, die sich den entschlossenen Willen bewahren, manchem Zweifler und Zager noch zurufen müssen: nichts aufgeben, durchhalten! Den Frieden, den wir brauchen, den sichern wir uns nicht eher, als bis die Feinde merken, daß ihnen der Atem doch eher ausgeht und die Arme zum Halten der Waffen eher matt werden, als uns. Bisher geht es uns zu Hause so gut, daß es uns ein gut Stück schlechter gehen könnte, ohne daß wir darum schon zu seufzen bräuchten. Wir zögern nicht zu bekennen: es soll nur ruhig auch im Innern hart und härter hergehen, damit Spreu und Weizen sich sondern. Hätten wir diesen Krieg nicht bekommen — wer weiß, ob nicht bald mehr Spreu als Weizen unter uns zu finden gewesen wäre!

Guido Gündisch / Die Idee Oesterreich-Ungarns

Unter den Büchern, die, vor dem Kriege geschrieben, durch ihn erhöhte Bedeutung erhalten haben, nimmt die verbreitete Schrift Dr. Paul Rohrbach's „Der deutsche Gedanke in der Welt“ einen vornehmen Platz ein. Mit scharfem Blick und politisch-kluger Darstellung wird in ihr ausgeführt, welche wichtige Zukunftsaufgabe der deutschen Nation bei der Ausbreitung der Zivilisation auf der Erde harre. Der Deutsche sei wirtschaftlich und kulturell berufen, eine Weltnation zu werden, wie es die Engländer seit langem sind. Hierbei entwickelt Rohrbach keine Eroberungspläne, sondern sucht nur den Nachweis zu liefern, daß die nationale Idee des Deutschthums innerlich verdorren muß, wenn sie nach außen nicht die erwünschte Entwicklung erlangen kann.

Was mich beim Lesen dieses Werkes besonders gepackt hat, ist die selbstverständliche Art und Weise, mit der der Verfasser die auswärtigen Fragen nur im organischen Zusammenhang der inneren Politik und Struktur zu lösen versucht. Ich glaube, daß eine der sehr wertvollen Erfahrungen der letzten Monate eben diese ist, daß die inneren und äußeren Angelegenheiten nicht voneinander losgelöst betrachtet werden können, daß die gegenseitige Beeinflussung stärker ist, als es die Diplomaten einerseits, die Politiker andererseits geglaubt haben, daß es sich eigentlich bloß um die zwei, nach außen und nach dem Innern gerichteten Seiten ein und derselben menschlichen Tätigkeit, der Förderung des Gemeinwohls, handelt.

Wenn wir diese Einsicht vor Augen halten, so ist es nicht schwer, von der völkerveröhnenden Idee der österreichisch-ungarischen Monarchie ausgehend, den Gedanken, die Mission zu finden, die wir im Donauraum im gegenwärtigen Weltkriege zu verkörpern haben. Es reicht nicht aus, wenn einfach gesagt wird, daß wir gegenüber den Nachbarvölkern die höhere Kultur darstellen, obwohl es sachlich stimmt. Die Kundgebung russischer Gelehrten, die vor kurzem durch die Blätter ging, nach der diese wirklich nicht beneidenswerten Wortführer des Zarismus nicht hinter ihren französischen und englischen Verbündeten zurückbleiben wollen, sondern auch von germanischem Vandalismus und Barbarismus floskeln, kann nur als eine Erscheinung der Kriegshysterie aufgefaßt werden. Aber im Kriege hat oft ein jüngerer und dadurch ungebildeteres Volk das ältere besiegt, und niemand wird die Sieger der mittelalterlichen Germanen über Rom vom Standpunkt der Menschheit bedauern dürfen. Wir müßten unsere Erwägungen anderswoher ableiten. Durch das Streiten der Donaumonarchie mit Rußland wird in erster Reihe die Balkanfrage angepaßt. Es wird Blut vergossen, es kämpfen Millionenheere mit beispielloser Hartnäckigkeit seit Monaten miteinander, denn die Geschichte will wissen, ob die zwischen Deutschen und Russen wohnenden kleineren, aber doch bedeutenden Nationen der katholischen Nordslawen, der Südslawen, Ungarn und Rumänen unter moskowitischer Despotie oder mindestens moskowitischem Einfluß, oder aber als freie und glückliche Völker einer für sie allein passenden, sich an Mitteleuropa anschmiegen- den kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Organisation weiterleben sollen.

Die Organisationsform unserer Monarchie erscheint als kompliziert und ist doch leicht kurz zu bezeichnen: Einheitlichkeit nach außen und weitgehendste nationale Selbstständigkeit im Innern mit besonderer Berücksichtigung des geschichtlich gewordenen ungarischen Staatsrechtes.

Der 1867er Ausgleich hat das Problem gelöst, wie die selbstständige Staatlichkeit Ungarns mit der Gemeinsamkeit der Großmachstellung versöhnt werden kann. Diese Gemeinsamkeit kam niemals offener zur Geltung, als jetzt, da das gemeinsame Heer und die beiden Landwehren infolge der Herausforderung Serbiens zu den Waffen greifen mußten, also deswegen, weil Bosnien und die Herzegowina ebenso wie ungarisches Staatsgebiet angegriffen werden sollten.

Bei aller Anerkennung der Unterschiede Cis- und Transleithaniens (die auch in einer besonderen österreichischen und besonderen ungarischen Staatsidee zum Ausdruck kommen), die nicht nur staatsrechtliche, sondern auch kulturelle und wirtschaftliche sind, kann doch ein leitender Gedanke bei der gefunden werden. Heute gibt es zwar noch in Ungarn Parteien, die dies ablehnen, und wer weiß, ob es später nicht auch in Oesterreich „Unabhängigkeitsparteien“ geben wird, jedoch der Ausspruch Franz Deak's, daß in Ungarn die Verhältnisse allen Nationalitäten liebgemacht werden sollen, ist doch nur eine der Ausdrucksweisen für die gemeinsame Idee Oesterreich-Ungarns, die Eigenart aller seiner Nationen und Völker bei Anlehnung an die mitteleuropäische Kulturgemeinschaft in denkbar vollem Maße zu garantieren.

Die in verantwortlicher Stellung befindlichen Staatsmänner haben die Pflicht, die Forderungen des Tages zu erfüllen und können nicht recht Zukunftsmusik machen. Wir, die wir im ungeheuerlichen Zusammenstoß das fernliegende Ziel suchen dürfen, können es aussprechen, daß an der südöstlichen Front das Programm um weitere Geltung ringt, das die Grundlage Oesterreich-Ungarns ist. Es ist übertrieben zu behaupten, es handle sich um Sein oder Nichtsein. Die bisherige Existenz der Doppelmonarchie ist durch die unbedingte Treue der Deutschen und Magyaren, der meisten nichtrussischen Nordslawen und Südslawen sowie Rumänen gesichert. Es handelt sich vielmehr um die Konsolidierung und Ausbreitung des österreichisch-ungarischen Gedankens in Mittel- und Osteuropa.

Dies kann meiner Ueberzeugung nach nur gelingen im engsten Anschluß an einen mitteleuropäischen Staatenbund.

Hans Grimm / Aus Südafrika

In Südafrika liegt ein Toter, den in der eigenen Heimat niemand öffentlich zu betrauern wagt. Nicht weil ihm Anhänger fehlen. Sondern weil die ganze Organisation des Staates, alle Mittel der Kundgebung und Ueberredung, der Zufuhr und des Zwanges sich in der Hand der Gegner befinden. Totspieler, wie er, hat es auch in Südafrika immer gegeben und wird es immer geben. Ganz selten in dem Lande der Möglichkeit, des Goldes, der Diamanten und des pfiffigen Eigennutzes ist einer, der, um vor sich selbst ein anständiger Mann bleiben zu können, ein großes Eintreten und eine glänzende Stellung von sich wirft, samt allen Möglichkeiten, die sie zur Befriedigung des Ehrgeizes bot. Selten sind solche Opferer schließlich überall. —

Wo Tag für Tag Gute und Tüchtige unseres Volkes, Männer starker Leistungen und großer Aufgaben, fast unbemerkt zu dem Zuge der wesenlosen Schatten treten, soll man die deutsche Bereitschaft, fremden Helden aufzuspüren und ihnen ein freundliches Wort nachzurufen, ganz vorsichtig zeigen. Aber der Mann, der da im fernen Transvaal beim Durchtreiben eines Flusses aus dem Sattel geschossen wurde und ertraut, war unserer Sache kein Fremder. Ja, mir will es scheinen, als sei in einigem Abstände nach dem

Falle Tjinglaas, nach dem schwarzen Tage bei den Falkland-Inseln, der Tod des General Beyers zusammen mit der Gefangennahme des alten Dewet unter unsere eigenen Schicksalschläge in diesem Kriege zu rechnen. Denn, das ist sicher, indem Beyers, der bisherige Oberbefehlshaber der Landesverteidigung der südafrikanischen Union sein hohes Amt niederlegte und die Waffen aufnahm, um für sein Gewissen und mit Dewet für die alte Bauernfreiheit zu kämpfen, wurden die beiden zugleich lebendige Augenforts des einsamen sinnlos bedrängten deutschen Landes Südwestafrika. Der Fall von Augenforts bedeutet, gottlob, durchaus nicht den Fall einer Festung, doch verspricht er härtere und schwerere Zeiten für die Angegriffenen, die uns doppelt lieb sind, weil wir ihnen auf geradem Wege im Augenblick nicht helfen können.

Wir erinnern uns, wie sich alles ereignete. Vor zwei Jahren richtete sich die südafrikanische Union eine Landesverteidigungsarmee bei allgemeiner Dienstpflicht der weißen Bürger ein. England sollte hierdurch die Gelegenheit gegeben werden, seine Besatzungstruppen aus dem Lande zu ziehen. Im südafrikanischen Parlamente wurde bei der Lesung des Aktes teils ernsthaft, teils spaßhaft von Rednern der englisch-afrikanischen Minderheit und der burenischen Mehrheit Deutschland als die gefährliche Macht bezeichnet, gegen die man gerüstet sein müsse. Im Grunde war die Einrichtung nur als zur Stärkung eines gemeinsamen südafrikanischen Nationalgefühles und zur weiteren Ausschaltung des englischen Faktors hinführend ausgedacht. An die Spitze der Landesverteidigung wurde als Höchstkommmandierender General C. J. Beyers berufen. Im Burenkriege war er, ein junger Mann, Generalkommandant-assistent für den Bezirk Waterberg in Transvaal gewesen, einer von den wenigen, die Tüchtiges leisteten, von sich selbst schwiegen und zu eigenwillig blieben, um wehrkränkende Freunde zu gewinnen. Bei der letzten Volksversammlung der Republiken in Vereeniging vom 15. bis 31. Mai 1902, als den Vertretern der einzelnen Kommandos und des Landes die englischen Friedensbedingungen vorgelegt wurden, und sie sich entscheiden sollten für die Bedingungen oder für die Fortsetzung des Kampfes oder für eine bedingungslose Uebergabe, wurde Beyers zum Vorsitzenden erhoben. Er selbst sprach nur einmal, wie gemünzt auf sein eigenes Schicksal. Später wird davon die Rede sein. 64 Mann stimmten für den Frieden. Wohl 15 von ihnen nur, um eine letzte Spaltung vor dem Untergange zu vermeiden. Zu den sechs Mann, die allen Vorstellungen gegenüber unzugänglich blieben und mit finsterner Gesichte die Fortführung der Kriege verlangten, gehörte Beyers. Vielleicht wurde Botha neben Beyers militärischer Tüchtigkeit durch die Erinnerung an seine schwere Versöhnlichkeit bewogen, gerade ihm die militärische Stelle anzubieten. An der Neuordnung der Dinge sollten die spröden Nichtvergessenden interessiert werden. Beyers nahm aus völligen Gründen an. Er bereiste Europa, um die militärischen Verhältnisse zu studieren. Man gedachte sich an den Einrichtungen der Schweiz ein Muster zu nehmen. Damals betonten englisch-afrikanische Zeitungen, die Anwesenheit des Deutschen Kaisers bei den Schweizer Manövern mache für Beyers die Teilnahme natürlich unmöglich. Aber stillschweigend hingefahren ist er wohl doch.

Als der europäische Krieg begann, erzählten „Reuter“-Depeschen unbekannter Herkunft sehr eifertig von Grenzüberbrechungen der deutschen Schutztruppe in Südafrika, von einem deutschen Marsche auf Kimberley und dergleichen. Bei uns selbst wurde das durchsichtige Kabelgewäsch töricht nachgedruckt. In Südafrika ließ der Oberkommandierende Beyers auf Grund der Nachrichten seiner Grenzposten sofort die Versuche der Stimmungsmache widersprechen. Da eines Tages erkannte der Ministerpräsident Botha die südafrikanische Volksmehrheit durch die Mitteilung, er habe der heimischen englischen Regierung zugesagt, er werde gewisse wichtige Punkte der deutschen Nachbarcolonie durch die südafrikanischen Verteidigungstruppen besetzen lassen. Da das Gesetz nur eine Verwendung dieser Truppen zu Landesverteidigungszwecken, nicht zu einem Angriffskriege zuließ, mußte die Genehmigung des südafrikanischen Parlamentes eingeholt werden. Bisher hatte es in Südafrika als sicher gegolten, daß die Union im Falle eines europäischen Krieges Englands Neutralität bewahren werde. Was

Botha zu seinem schwer verständlichen Schritte veranlaßte, und zu dem durch die Umstände niederträchtigsten Schritte dieses Krieges, wissen wir nicht. Welche Einflüsse und Lügen in die starre südafrikanische Abgeschlossenheit zu ihm hereingelassen wurden, werden wir nie erfahren. Botha war kein Deutschenhaßer und war mit Geld sicher nicht zu kaufen. Aber das offizielle Deutschland liebte er nicht. Die Abweisung Krügers und das spätere Gerücht, daß zur Zeit des Burenkrieges Frankreich und Rußland zu einem Kriege gegen England bereit gewesen seien, den aber Deutschland verhinderte; daß von Deutschland die Pläne zur endlichen Niederwerfung der Buren nach England gesandt worden wären, waren Etachel in seiner Seele. Hauptsächlich spielten ihm wohl Ehrgeiz und Dünkel den Streich. Er hielt sich für die einzige Persönlichkeit, die die Union mit ihrer burenischen Mehrheit und ihrer anmaßenden und durch die Beziehungen zu London starken englischen Minderheit richtig regieren könnte. Aber seine Mehrheit im Lande war verlorengegangen. Im Parlamente fand er sie oft nur noch durch die Unterstützung der englischen Opposition. Bei den nächsten Wahlen war sein politischer Tod sicher. Da konnte sich ihm eine einigende Unternehmung als Notwendigkeit für das Land vorpiegeln, während es doch nur eine verzweifelte Hilfe zur Erhaltung der persönlichen Macht war. Und endlich: An die Möglichkeit eines deutschen Sieges dachte er nie.

Mit Hilfe der Opposition ging sein Vorschlag im Parlamente, im Parlamente, daß die Stimmenverhältnisse des Landes seit zwei Jahren nicht mehr anzeigte, durch. Ein Recht zur Verwendung der Verteidigungstruppe wurde damit kaum geschaffen, aber die Regierung bekam Zwangsmittel in die Hand.

Nach diesem so unerschaffenen wie dummen Parlamentsbeschlusse verheßter Menschen legte Beyers sein Amt nieder. Noch war man nicht so weit, alle Nachrichten von und nach Europa voller Angst aufzuhalten, und auf dem Wege über Holland gelangte in die ganze deutsche Presse der schöne Brief Beyers, mit dem er seinen schweren Schritt vor dem Kriegsminister Smuts begründete. Anfang und Schluß seien hier wiederholt:

„Sie wissen, daß ich Ihnen und General Botha im Laufe des August mündlich gesagt habe, daß die Entsendung von Kommandos nach Deutsch-Südwestafrika mit der Bestimmung, Landgebiet zu erobern, nicht meine Billigung hätte. Ich war damals bereits im Begriff zurückzutreten, doch da ich hörte, daß das Parlament einberufen werden sollte, beschloß ich zu warten!

Zu meiner großen Verwunderung gab das Parlament dem Beschlusse der Regierung seine Billigung, Deutsch-Südwestafrika zu erobern, ohne irgendwelche Herausforderung von deutscher Seite gegenüber der Union. Die Regierung mußte wissen, daß der größte Teil der holländisch sprechenden Bevölkerung eine Ueberschreitung der Grenze unsererseits entschieden verwarf, und daß zwei Konferenzen der Kommandanten, die kurz zuvor in Pretoria stattfanden, den deutlichen Beweis dafür lieferten. Ich schlug der Regierung vor, durch einen Appell an das Volk, ohne von Zwang Gebrauch zu machen, ein anderes Resultat zu erzielen.

Ich übernahm den Oberbefehl unter unserem Landesverteidigungsgesetz, das bestimmt, daß unsere Streitmacht bloß gebraucht werden kann zur Verteidigung der Union, und nach meiner bescheidenen Meinung ist das jetzt nicht der Fall. Das Verteidigungsrecht steht uns nicht zu, um den Feind über der Grenze anzugreifen und so den Krieg zu entzünden. Aber würde der Feind in unser Land eindringen, dann wird es unsere Pflicht sein, ihn zurückzutreiben und ihn auf seinem eigenen Gebiete zu verfolgen.

General Botha hat in seiner Rede es mit der Hilfe zu tun, die uns von den Belgiern und den Franzosen nach dem südafrikanischen Kriege geliehen worden ist. Dieser Beistand ist durch uns und unser ganzes Volk sehr hoch bewertet worden, aber wir dürfen nicht vergessen, daß auch die Deutschen sich nach Kräften bemüht haben und uns stets wohlgesinnt gewesen sind. Warum sollen wir sie uns zu Feinden machen? Wie die Umstände jetzt sind, sehe ich keinen Grund dafür, eine angreifende Haltung einzunehmen, und da ich mein Land und mein Volk innig liebe, muß ich entschieden dagegen Verwahrung einlegen, die Verteidigungsmacht der Union über die

Grenze gehen zu lassen. Wer kann sagen, wann das Feuer, das durch die Regierung entzündet ist, erloschen sein wird?

Aus den obengenannten Gründen fühle ich mich verpflichtet, meine Stellung als Generalkommandant niederzulegen. Das ist der einzige Weg, den mir meine Pflicht, meine Ueberzeugung und meine Ehre unserem Volke gegenüber vorschreibt. Ich habe stets danach gestrebt, meine Pflicht zu tun, nach meiner innersten Ueberzeugung, und es schmerzt mich tief, daß es so endigen muß."

Nach diesem Briefe entwickelten sich die Dinge schnell. Maritz an der deutschen Grenze verweigerte der Botharegierung den Gehorsam. Der hitzköpfige Dewet, schon lange ein Anhänger Herzogs und ein erbitterter Gegner Bothas, griff zum Gewehr, zunächst um die innere Politik zu korrigieren. Und auf einmal war Beyers, der bisherige Höchstkommmandierende, selbst ein Rebell, der gegen seine Truppen foht, und dessen Truppen gegen ihn kämpften. Dewets tolles Wagnis in einem Lande, wo außer der englischen Minderheit nur noch die Bothasfreunde Zeitungen besaßen, nicht die wirkliche Mehrheit unter Herzog, wohin also auch nur englische Siegesnachrichten kamen, bis — bis sogar „Daily Mail“ und „Morning Post“ und „Times“ von Botha ganz aufgehalten wurden, weil sie nicht mehr genug logen, — Dewets Wagnis wird verständlich, wenn man sich jene zwei Sätze ins Gedächtnis ruft, die er bei der Friedensversammlung von Vereeniging 1902 am meisten wiederholte, als er selbst keinen Frieden wollte. Er sagte: „Ich erinnere an unsere Unkenntnis der Zustände in Europa. Was wir wissen, wissen wir allein aus den Zeitungen vor uns, das sind Jingo-blätter. Wenn England nicht viel vor uns verbergen wollte, warum hält es so sorgfältig alle europäischen Zeitungen von uns fern,“ und er sagte: „Welche Aussichten hatte man denn am Anfang des Krieges, wenn man nicht eine Glaubenssache daraus machte. Der Krieg ist mit eine Glaubenssache, und Tatsachen kommen nur dann für mich in Frage, wenn ich sie aus dem Wege räumen muß.“ Und so mag er auch dieses mal geglaubt haben, die sehr starken Tatsachen aus dem Wege räumen zu können.

Beyers hat sicher die Ausichtslosigkeit dieses ersten frühen, unvorbereiteten Ansturms erkannt. Hier ist die oben erwähnte Rede, die er als Vorsitzender der Friedensversammlung im Jahre 1902 hielt, als die Unterwerfung der Republiken beschlossen wurde:

„Wenn ich eine Antwort zu geben habe auf die Frage, ob ich meinem Verstande oder meinem Gewissen folgen muß, kann ich nur sagen: dem Gewissen. Komme ich um, während ich dem Verstande folgte, werde ich in der Eterbestunde das Gefühl der Untreue gewiß nicht los. Aber muß ich fort, weil es um das Gewissen ging, so will ich ruhig sterben. Wir fallen zuweilen die Märtyrer ein. Dann spüre ich, für uns ist der Märtyrergeist Buchweisheit geworden. Die Märtyrer starben. Es schien im Augenblick ihres Todes, als ob alles verloren sei, aber nachher zeigte sich, welches Heil aus ihrem Tode geboren wurde. Die Wahrheit, von der sie so überzeugt waren, daß sie ihr Leben für sie gaben, die begann zu leben. Wie geht es doch uns jetzt? Wir meinen, daß unsere Sache gerecht sei, aber vor dem Tode haben wir Furcht. Man redet da, ja, es ginge doch um Fortbestehen oder Untergang der ganzen Bevölkerung. Damit haben wir gar nichts zu tun. Das ist Gottes Sache. Er wird sorgen, daß das Recht siegt. Wir müssen sorgen, daß wir beim Rechte stehen, und wenn es das Leben kostet.... Ich bin der Belehrung immer offen, aber ich bin noch nicht überzeugt worden, daß wir den Krieg beenden müssen.... Unsere Schwierigkeiten sind nicht unüberwindlich. Ueber den Mangel an Pferden und Munition und über die Ernährungsorgen sind wir schon weggekommen. Einen Weg, unsere Frauen zu retten, werden wir selbst finden. Freilich, da ist ein Etwas, das mich tief bekümmert: das ist der Geist, der bei uns die Menschen jetzt beiseht. Gegen die Seele kann man nichts ausrichten. Und in den Seelen der Bürger ist ein Geist, der sie antreibt, zum Feinde überzugehen...."

Jetzt ist der, der dies sprach, viel mehr von seinen Landsleuten geliebt als etwa von Engländern, zu seinem Märtyrertode gekommen. Wie im Burenkriege die auf Seiten des Feindes kämpfenden Buren recht eigentlich den Untergang der Republiken befürworteten, ist die neue aktive Freiheitsbewegung von Buren, die sich für sehr verständlich hielten, scheinbar im Keime erstickt worden.

Aber in der neuesten Rundgebung Bothas ist die Lage doch nicht richtig dargestellt. Es gab in Südafrika nicht nur ein paar Unruhstifter, die glücklich beseitigt sind. O nein. Vielmehr hat der Berichtskatter der „Daily Mail“ recht: Unter der Polizei, im Senat, unter den Richtern, unter den Offizieren, unter allen Beamten und in jedem Weiler gibt es Aufständische. Viel mehr innerliche Rebellen sind im Lande als Bothasfreunde. Aber sie hören nur wenig voneinander. Sie können keine Patrone kaufen ohne Wissen der Regierung. Sie erfahren nur das von Europa, was die Regierung herbeikläßt. Und — die Unterbeamten der staatlichen Organisation sind in der überwiegenden Mehrzahl Engländer. Der Aufstand in Südafrika ist nicht tot. Aufklammen wird er genau an dem Tage wieder, an dem sich vor aller Welt der Sieg Deutschlands über England nicht mehr verheimlichen läßt. Heute sehen die Buren bedenklich ihre neuen staatlichen Häuser an, und die Älteren erzählen, daß sie schon in den Krügerzeiten einmal sicher meinten, die deutsche Trumpfstarte in der Hand zu halten, die dann plötzlich eine Null zeigte, als sie in der Not auf den Tisch fallen sollte. Und wenn Botha alles so sicher wählte...!? Botha, Präsident der Republik Südafrika? Wie wird dir, Botha?

Aber so hat eben Beyers nie gerechnet, er war einer von den unklugen Menschen, die nur anständig und nicht nützlich zu denken trachten.

Ich lamm von der bitteren südafrikanischen Sache und dem vornehmen Toten mich nicht wegwenden ohne ein bitteres Wort. Als die britischen Südafrikaner nach Lüderiksbucht kamen, wurde in Lüderiksbucht (wenn die Kabel nicht den Namen fälschen) der südafrikanische Miliz-Oberstleutnant Müller Kommandant. Müller war vorher, seit den Diamantfunden, britischer und südafrikanischer Verufskonsul in Lüderiksbucht gewesen und war als solcher wohl aufgenommen worden. Unter Müllers Kommando wurde Lüderiksbucht geplündert, die Frauen und Kinder nach Pietermaritzburg, Natal, in Gefangenschaft fortgeführt. Müller ist der Sohn eines deutschen Missionars und späteren deutschen Pfarrers im Kaplande und der Sohn einer deutschen Mutter. Er übernahm das Kommando freiwillig. An der Lüderiksbuchter Raubfahrt nahmen nur Freiwillige teil.

Paul Schubring / Ein Gespräch über England

A.: Du kannst sagen, was du willst; ich habe lange drüben gelebt, habe viele prächtige Menschen, ja nahe Freunde gefunden und habe mich dort äußerst wohl gefühlt, weil die Menschen zuverlässig, taktvoll, zurückhaltend, dabei überraschend gastfrei waren; weil sie ferner jede Ansicht respektierten und eine Großzügigkeit in der Gesamtauffassung der Verhältnisse und der Welt verrieten, der gegenüber mir Deutschland immer wie Wiedermeyer vorkam.

B.: Das alles glaube ich dir ohne weiteres, zumal ich ähnliche Erfahrungen gemacht habe. Aber erkläre mir eins: wie kommt es, daß man mit englischen Leuten so selten in ein intimeres Gespräch kommt? Die Rede bleibt immer im Konventionellen befangen, und man scheut sich, eine vorstoßende Frage zu tun, die allzu leicht als unedelikat empfunden und beurteilt wird.

A.: Gerade diese Zurückhaltung gefällt mir; wir Deutschen haufieren zu viel mit unserer Weltanschauung und belästigen den anderen mit Räten, bei denen wir selbst schwer durchfinden. Wie kommst du überhaupt dazu, anderen deine Rüsse zu knaden zu geben?

B.: Einfach deshalb, weil bei solchem Rüsselknaden erst der Kern zum Vorschein kommt und es keinen Sinn hat, Freundschaft und Gemeinschaft zu suchen, wenn man nicht auch prinzipielle Gewissensfragen bereben will. Damit soll der Zartheit der Zurückhaltung nicht gewehrt sein.

Meine Ueberzeugung ist, daß der Engländer des Durchschnitts eine „Ueberzeugung“ im deutschen Sinn überhaupt nicht hat, er hat nur eine Meinung, und zwar ist dies die Meinung seiner Klubfreunde, die Meinung seiner Familie, der Kirche, der Tradition und Konvention. Das sind Dinge, die für das Gefüge des einheitlichen Staatslebens sehr wertvoll sein können; innerhalb solcher Grenzen entwickelt sich aber nie der freie und selbständige Mensch, sondern nur das *zoon politikon*.

A.: Gewiß; aber die Eigenbrödelei des Deutschen hat etwas Zuchtloses, Krankhaftes. In Deutschland baut jeder sein Haus auf eigene Weise; daraus entstehen unsere fürchterlichen modernen Straßen. Die englischen Vorstadthäuser sind, einzeln betrachtet, auch scheußlich; aber zusammengekommen ergeben sie einen geordneten Rhythmus. Jeder wohnt dabei in seinem Häuschen, hat seinen Garten und kann von seinem house als seinem „castle“ sprechen.

B.: Gewiß, da liegen Vorzüge, und ich leugne nicht, daß London als Weltstadt erzogener ist wie Berlin als Weltstadt. Das kommt einfach daher, weil es älter ist, ein Vorzug, der sich von Jahr zu Jahr verbräutet. Aber gerade dies uniforme, unpersönliche Wohnen in den kleinen Vorstadthäusern erschien mir immer als Bestätigung jener geistigen Dumpfheit, Schläffheit und Verblödung, in der ich die Masse dort drüben erlebt habe. Der Kaufmann war von 9—6 von dem Office beansprucht, kam heim, zog sich um und erholte sich dann im Kreis der Familie von den Strapazen des Bureaus. Da verlangte er Ruhe, Behagen, Zustimmung. Dann ging's an die Journale oder in den Klub, es wurde politisiert und debattiert in jener unfruchtbar halbblödsinnigen Art, die wir in Deutschland Kannegießern nennen. Die einzige Unterbrechung dieses ewigen Gleichmaßes brachte der Sport und das Reisen. Bei solch einem Leben kann sich manche Anlage entwickeln, Solidität, Klarheit, Dispositionsgabe, Wahrhaftigkeit, Ritterlichkeit — aber ein wirklich lebendiger Mensch braucht andere Nahrung, andere Widerstände, Wechsel im Gleichmaß und stärkere Diskussionen.

A.: Ja, mir fiel immer wieder auf, welch geringe Rolle die Kunst im Leben des Engländer spielt. Er liebt Haendel und hat seinen Cottagestil; aber schon bei Bach versagt er, und die Tategalerie mit der nationalen englischen Kunst ist doch einfach rührend. Nun, da muß man sich eben bescheiden und zugeben: Kunst liegt dem Engländer nicht.

B.: Lieber Freund, das gibt's nicht. Kunst ist das Licht der Seele und das Brot der Hungernden. Es bedarf dazu gar nicht einer besonderen Begabung, sondern nur der allgemeinen Wachheit und Bereitschaft, um Geordnetes und Gereinigtes vom Ungeordneten und vom Getrübten zu unterscheiden. Es ist im Grunde daselbe Gefühl wie Religion, das alte Aufen nach der Ewigkeit, in deren Zonen wir den Sinn der Zeitlichkeit besser begreifen. Wer dafür nicht zu haben ist, der gehört zu den Dumpsen und kommt im Ringen um die Zukunft nicht ernsthaft in Betracht.

A.: Aber du hast doch selbst immer die Museen in England so gerühmt und das Kensington-Museum über die entsprechenden Museen in Paris und Berlin gestellt. Denke ferner an all die Privatsammlungen, die sich dir aufgetan haben, und aus denen du mit immer neuem Entzücken herauskamst!

B.: All dies bestätige ich auch heute mit vollster Ueberzeugung. Nur habe ich meine eigenen Gedanken darüber, warum der Engländer sammelt. Du erinnerst dich der vielen verschiedenen Säulen an der Marcusfassade in Venedig. Sie sind im ganzen Mittelmeer zusammengeraubt worden,

jede Säule bedeutet einen venezianischen Sieg, und das Ganze ist ein monumentaler Machtkatalog. Erschien mir auch das riesige Magazin des Kensington-Museums immer wie ein Depot von Beutezügen. Das Sammeln der Engländer ist eine Machttempfindung. Damit soll die Freude des einzelnen Besitzers an seiner schönen Madonna nicht geleugnet werden. Aber wo findest du es wieder, daß — wie im Kensington-Museum — unter jedem Relief, jedem Teppich der Preis steht?

A.: Schilt das nicht, das wirkt auf den kleinen Mann. Vielleicht hast du recht; aber das Resultat ist glänzend, England hat mehr Rembrandts als Holland, und die Bilder wirken in den Schlössern und Museen auf stille Art. Hätten wir nur auch schon vor Bode angefangen zu sammeln! Wir kamen, als das Beste schon weggegeben war, und haben nun zu oft das Nachsehen.

B.: Gehabt! Ja, wir sind die Jüngeren, die Jungen. Deshalb gehört nicht ihnen, sondern uns die Zukunft. Ich spreche nicht von der Verlogenheit der englischen Politik, die du ja ohne weiteres zugibst, nicht von dem Unterschied zwischen der Regierung und dem einzelnen Engländer. Dem typischen Engländer werfe ich vor, daß er keine blühende Seele mehr hat, daß er sich die Erregung spart aus Makrobiotik, daß er alles das umgeht, was ihn innerlich engagiert und seine konventionelle Lebenshaltung aus dem Gleichgewicht bringen könnte.

A.: Eins wirst du aber sicher zugeben müssen: Die Kinderliebe des Engländer und seinen Respekt vor der Frau. Da könnten wir Deutschen wahrhaftig manches lernen.

B.: Ja und nein. Jedes Volk hat seine Kinderliebe; die entspringt der Gesamtdisposition der Völkerindividuen. Lernen können wir in puncto Frau von den Engländern das Formale. Er schreit in der Tat seine Frau nicht an. Aber das ist bei uns doch schließlich nicht so böß gemeint, und die Form macht noch nicht selig. Wir war gerade das Verhältnis der Geschlechter jenseits des Kanals immer überaus peinlich. Denn nirgends sprach sich die Konvention so stark aus wie darin. Auch war es mir rätselhaft, mit welcher Scheu natürliche und schöne Dinge umgangen wurden, die irgendwie, wenn auch entfernt, mit dem Geschlechtlichen zusammenhingen. Die Mutter sprach nie davon, wenn ihre Tochter ein kleines Kind erwartete. Solche Kengstlichkeit scheint mir krankhaft; mehr sage ich heute nicht. Es gehört auch zu dem Mangel an Frische und gesundem Blut, wenn da gefadelt wird. Nun aber frage ich dich eines: ist die englische Frau der Kamerad ihres Mannes?

A.: Das kann sie selten sein, da der Mann seine Geschäftsforgen daheim nicht austragen will. Dies deutsche Kameradschaftsideal ist überhaupt nicht durchführbar, und die klugen Engländer haben längst der Frau ihre eigene Domäne zugestanden.

B.: Auch das nenne ich Verzicht im schlimmsten Sinn. Wir Deutschen wenigstens bedauern uns für eine Ehe nach dem Grundsatz schieblich — friedlich. Auch da ist ein großer Unterschied in der Temperaturfrage hier und dort. Wir wollen lieber große Schwierigkeiten tragen als den Grundcharakter unserer deutschen Ehegemeinschaft ändern, die in vielen Jahrhunderten sich als lebensvoll, segensvoll und beglückend bewährt hat. Sehe ich recht, so läuft schließlich alles auf das Recht der Instinkte und des Spontanen heraus. Dies hat der Engländer aus „Lebensklugheit“ so stark beschnitten, daß er dabei ein gestufter Stumpf geworden ist.

Solch ein Nest der freien Vegetation setzt aber keine frischen Triebe mehr an.

A.: So bleibt mir nur ein Gebiet, auf dem du Englands Vorprung nicht leugnen wirst. Der englische Bürger führt ein freieres Leben als der deutsche. Der Beamte ist dort nicht in erster Linie Vorgesetzter, sondern Kollege und Kamerad. Bürokratie gibt es in allen entwickelten Ländern; aber die Polizeigesetze werden stiller gehandhabt. Stelle dir den deutschen Polizisten und den englischen Policeman vor, und du hast den ganzen Unterschied.

B.: Ja, darin hast du recht, und darin müssen wir durchaus umlernen und reifen. Aber auch das sind Jugendsünden und berühren nicht das Wesen. Bessere Erziehung des einzelnen und der Gesamtheit, weniger Rechthaberei und Pöbigkeit, mehr Brüderlichkeit und Respekt vor dem anderen! Dann wird die Welt uns auch vielleicht weniger hassen. In erschreckender Weise hat dieser Krieg gezeigt, daß eigentlich niemand in der Welt uns leiden kann. Unser Wesen ist den älteren Nationen nicht nur ein ewiger Vorwurf, sondern auch ungenießbar. Das Sichinzuchthaben genossenst du auf der britischen Insel, und deshalb fühltest du dich so wohl.

A.: So finden wir uns in dem Wünsche, England nicht nur zu demütigen und zu bestrafen, sondern auch zu beschämen, indem wir von ihm auf den Punkten lernen, wo es älter und reifer ist. Nur unter dieser Voraussetzung werden wir in der Welt neue Freunde finden. Tüchtigkeit, Fleiß, Organisation, Zähigkeit — das alles sind Kräfte, die auch der Feind uns zuspricht. Aber wir müssen dahin streben, daß wir uns dem Ausländer nicht nur unentbehrlich, sondern auch liebenswert machen.

B.: Gewiß haben wir darin viel nachzuholen. Aber das sind Tugenden, die wir nicht in England allein zu Hause finden. In viel reicheren Maße habe ich diese feine Lebensart in Frankreich gefunden, auch in Holland und in Italien. Merkwürdig ist nur, daß diese Lebenskunst sich so selten mit dem Wesen dieser Menschen verbindet. Mögen andere Völker die Fragen der Verkehrsluftigkeit und die ihres inneren Seins getrennt halten, wir Deutschen können das nicht. Wir empfanden eine Doppelrechnung als unerträglichen Zwiespalt. Der deutschen Art ist dieser Zustand fremd. Ich kann ihn auch nicht als den der höheren Reife anerkennen. Denn man kommt auf diese Weise leicht ins Balancieren und verliert das Gefühl dafür, was bloße Form und was Notwendigkeit und Wesen ist.

A.: Dies letztere ist nicht meine Ansicht. Verhaltene Temperatur ist wertvoller als die triebhafte. Aber das sind Fragen, die nicht zu der Stunde passen, die Mars regiert. Gott helfe uns, daß gegen England das gelinge, was geschehen muß, um die unerträgliche Feindschaft, Heuchelei und Verlogenheit der britischen Politik zu schwächen und zu strafen. Ob es unserer Generation gelingen wird, wieder einen *modus vivendi* zu schaffen, bezweifle ich. Du, der du die Engländer nie leiden konntest, verlierst wenig; ich verliere sehr viel.

Julius Bab / Friedrich Nietzsche und die deutsche Gegenwart

Eines der biblischen Gebote, denen ein unvergänglicher tiefer Sinn für alles kulturelle Leben innewohnt, ist jenes, das verbietet, den Namen Gottes zu mißbrauchen. Wir sollen die Idee des Höchsten und des allen Gemeinsten

nicht in Dinge ziehen, die nur unser enge und sehr privates Interesse berühren. Wir sollen aber auch zu sehr praktischem und vergänglichem Zweck nicht die Namen derer beschwören, die uns im Laufe der Kulturgeschichte als die Statthalter Gottes gelten müssen, der großen Menschen, die eine erhabene Leidenschaft dem Kern der Natur irgendwie näher brachte als uns gewöhnliche Sterbliche. Von allen großen Namen der deutschen Kulturgeschichte ist aber von jeher keiner so mißbraucht, so unnützlich im Munde geführt worden, wie der Name Friedrich Nietzsche.

Es ist erst wenige Monate her, daß dieser philosophische Dichter — in seiner problematischen Größe, in seiner fragwürdigen Weisheit, in seiner verzweifelten Leidenschaft eine tiefe Erschütterung für einzelne wenige — die schlechte Mode zahlreicher Bohémiens, die es sich bequem machen wollten, und das rote Tuch des offiziellen Deutschland war, das von einem etwas trockenen Pflichtbegriff lebte. Schlechtweg das rote Tuch — und daß die preussischen Beamten den erklärtesten Gegner von Kirche und Staat nicht lieben konnten, war ganz in der Ordnung. Immerhin kann man nicht einmal sagen, daß sich ihre Feindschaft in vornehmen Formen bewegt hätte: es war geradezu eine feste Gewohnheit geworden, daß in jedem besseren Mordprozeß in Deutschland der Untersuchungsrichter den Angeklagten voll schneidiger Verachtung fragte: „Er habe wohl Nietzsche gelesen?“ Noch im April des Jahres 1914 bei jenem widerlichen Elberfelder Skandalprozeß, der den Abgrund eines durch und durch faul gewordenen Philisteriums aufstaut, wurde vom Herrn Richter wieder der Name des Dichterphilosophen bemüht, der nichts so sehr verachtet hat, als die Menschen des „erbärmlichen Behagens“. — — — Genau genommen, zeigten die Gerichte genau dieselbe Verständnislosigkeit für den wahren Nietzsche wie die Kaffeehäuser: daß die Rede Zarathustras die Regeln der alten Pflichtenlehre beseitigt hatte, das galt ihnen als das Signal allgemeiner Pflichtlosigkeit und verantwortungsloser Willkür; daß sie an die Stelle der alten eine neuere, weit strengere und schwerere Pflichtenlehre gesetzt hatte, davon ahnten sie beide nichts.

Aber seit vier Monaten erleben wir plötzlich einen ganz anderen, vollkommen entgegengesetzten Mißbrauch des Namens Nietzsche: Plötzlich ertönt sein Name überall bei Freund und Feind als der des verantwortlichen Repräsentanten für die deutsche Gegenwart! Die Feinde Deutschlands schreiben es überall, daß unser schrecklicher, mörderischer, barbarischer, vernichtenswerter Militarismus nichts sei als die Konsequenz der Nietzsche'schen Lehre. Und in Deutschland erheben sich plötzlich zahlreiche Stimmen, und nicht nur aus dem Lager der bisherigen Nietzsche-Berehrer, die mit umgekehrter Betonung versichern, daß alle Stärke, alle Kraft und Größe, die Deutschland im gegenwärtigen Moment bewähre, Folgen Nietzsche'schen Einflusses seien! In einer großen Tageszeitung stand über die deutschen Heere in einem Nietzsche-Hymnus folgendes zu lesen: „Alle diese Millionen Menschen von deutschem Schrot und Korn sind großgezogen mit geistigem Brot, das Nietzsche'schen Gedanken und Nietzsche'scher Optik fruchtbare Gärung verdankt.“ — Das ist nun, soweit es sich um die Vergangenheit und einfach historische Tatsachen handelt, ein ganz grotesker Unsinn. Selbst dann, wenn man den Einfluß so indirekt und allgemein wie möglich versteht! Nietzsche war bis vor fünfzehn Jahren der Prophet einer kleinen, allgemein verlästerten und verspotteten Sekte. Dann war er zehn Jahre lang eine verständnislos und schlechtgetragene Mode der höheren Bourgeoisie. Eine Mode,

die im letzten Jahrzehnt bereits im Schwinden war. Abgesehen davon, hat er allerdings auf eine ganze Anzahl bedeutender Einzelgeister eine große Wirkung getan — eine Wirkung, die allerdings vielfach nur in Aufrüttelung zum Widerspruch bestand. Mithin diesen Beeinfluften aber ist Nietzsche'sche Anregung bis heute kaum irgendwo über den Kreis des (im geistigen Sinne) höheren Bürgertums hinausgegangen. Was die deutsche Armee betrifft, so hat bei den Jungen, die vor Langemarck und Dixmuiden stürmten, vielleicht einer oder der andere die Fortwirkung eines Nietzsche'schen Wortes im Blute gehabt. Es waren ja die Berliner, zum großen Teil akademischen, Freiwilligen-Regimenter. Aber selbst hier sind Arndt und Fichte und sogar Körner und Schiller an dem moralischen Effekt sicherlich noch weit mehr beteiligt als Nietzsche. Was nun aber unsere „bairischen Löwen“, die mit aufgetrenkelten Ärmeln und griffeltem Messer zum Angriff gingen, und so vieles andere unschätzbare Menschenmaterial unserer Armee anbetrifft, so ist es ein einigermaßen grotesker Gedanke, zu glauben, daß diese Leute sich Kampfesfreude und Mut aus dem „Zarathustra“ geholt haben. Und der andere, der geistig dirigierende Faktor des Heeres, die deutschen Generale — es ist gewiß nicht ganz ausgeschlossen, daß der eine oder der andere von ihnen mal eine Seite Nietzsche gelesen hat — aber daß auch nur einer von ihnen in seiner zu Thron und Altar gewendeten Haltung vom Geiste des „Antichrist“ bestimmt sei, ist denn doch hochgradig unwahrscheinlich. An der Leistungsfähigkeit der deutschen Armee ist Nietzsche vollkommen unschuldig. Und mit demselben Recht würden sich unsere Diplomaten dagegen verwahren, daß Nietzsche den Geist der deutschen Politik je bestimmt hat.

Damit ist aber freilich die Frage nach dem Recht, Nietzsche zum geistigen Bannerherrn des deutschen Volkes in dieser Stunde auszurufen, noch durchaus nicht erledigt. Es könnte ja sein, daß er bisher allerdings nicht der Führer des deutschen Volkes gewesen ist, daß er es aber in der jetzigen Situation werden kann und muß. Und eben das wird von vielen Seiten leidenschaftlich behauptet. Wir wollen einmal zusehen: mit einer großen breiten demokratischen Organisation nach außen und innen führt der Staat Deutschland heute den größten Krieg der Weltgeschichte. Ein Mann, der in dieser Situation zum geistigen Führer ausgerufen wird, muß ein positives, ein ermutigendes, ein trostreiches Verhältnis zu all den Begriffen haben, aus denen dieser Satz gebaut ist.

Zunächst, so zitiert man jetzt allgemein, hat ja Nietzsche den „Krieg“ gepriesen. Dies ist, wenn man es als eine Apotheose des Berufsoldaten und des Militarismus versteht, nicht vernünftiger, als die Behauptung, daß Nietzsche den Raubmörder oder die Balleteuse als Gipfel der Menschheit gepriesen habe. Er hat mit dem Lob der „blonden Bestie“ nicht aufgefördert, vierfüßig in die Höhlen zurückzutreiben und er hat mit dem Lob des Tanzens gar nicht, oder besser: nur sehr nebenbei, nur sehr unter anderm auf Dalcrozeschen Unterricht gezielt. Man muß schon einem Dichter das Recht zum Bild, zum Gleichnis lassen, und es ist einfach perfide, ihn wörtlich zu nehmen! Uebrigens aber hat Nietzsche ganz wörtlich gesagt, daß er den Tanz nicht nur mit Füßen, sondern mit den Begriffen, den Worten und der Feder meint. Und so schätzt er allerdings den Mut, die Kühnheit, die Ausdauer des Kriegers — aber nicht um der Praxis des Waffenhandwerks willen: „Wenn Ihr nicht Heilige der Erkenntnis sein könnt, so sollt Ihr doch deren Kriegs-

männer sein! — Deren! — das ist der Kern seiner Predigt von den Kriegersleuten, und was für eine Art Krieg und Feind er meint, hat er auch sonst höchst unzweideutig gesagt: „Der schlimmste Feind wirst Du Dir selbst sein.“

Unmittelbar hinter dem Kapitel von den Kriegersleuten steht aber die große Predigt wider den „neuen Gözen“. Wer aber ist der neue Göze, gegen den Zarathustra, der von der Menschheit nichts als den Uebermenschen, die Vergöttlichung der höheren Individuen im Geiste der freien Erkenntnis, des reinen Lebensgefühls, verlangt, — wer ist der Göze, den Zarathustra verdammt, weil er die Kräfte der Menschen von diesen ziehe ins Banale, Ungeistige, Alltägliche ablockt? Es ist der Staat! Es ist mehr als ein Wortspiel, wenn Nietzsche das Vaterland hinter dem Kinderland zurücksetzt: nicht das historisch Gegenwärtige, das geistig Zukünftige interessiert ihn; wie am Krieger, so schätzt er am Staatsmann, der Größe zeigt, wohl seine Art, aber nie seinen Beruf. Er hat freilich auf die Frage, ob es heute in Deutschland große Dichter und Denker gäbe, in schmerzlicher Ironie ausgerufen: „Ja, Bismarck!“ Aber in der Vorrede zu seinem letzten Werk heißt es grimmig deutlich: „Man muß geübt sein, auf Bergen zu leben, das erbärmliche Geschwätz von Politik und Völker-Selbstsucht unter sich zu sehen.“ Mir scheint, das ist nicht der Führer der Nation in einem großen Staatskriege! Seinem rein seelischen „Willen zur Macht“ lag der imperialistische Machtwille eines Staates ganz fern!

Noch minder aber wäre Nietzsche zu befreunden mit dem demokratischen und dem sozialistischen Stil, den unseres Volkes Leben in diesen Tagen notgedrungen zeigt mit dem großen gleichmäßigen Aufgebot der Masse, der allgemeinen Verbrüderung, die tatsächlich mit die tiefste Kraftquelle der deutschen Gegenwart ist. Am Emporkommen der Masse hat Nietzsche nie ein Interesse gehabt — im Gegenteil. Er war nicht einmal Darwinist, der eine höhere Rasse durch Ueberleben der Stärksten wollte. Er wollte überhaupt keine neue Rasse, nichts Soziales: er hatte kein entwicklungsgeschichtliches Interesse. Er lehrte ja die „Wiederkunft des ewig Gleichen“, um die Erzeugung des Uebermenschen, den Aufstieg des einzelnen ins Freie, Göttliche, als den von jedem Individuum zu erstrebenden Selbstzweck der Schöpfung, frei von jeder historisch-politischen Rücksicht, wirken zu lassen. „Der Gesichtspunkt der Verteilung des Glückes ist nicht wesentlich, wenn es sich um die Erzeugung einer neuen Kultur handelt.“ Das ist der antidemokratische Grundsatz in seiner reinsten Form. Und wenn unter den Regierenden Deutschlands mancher vielleicht noch heute diese Ansicht im Innersten teilt (es ist eine große Ansicht, die man bekämpfen, aber keineswegs verlästern kann!), so ist doch nicht zu bestreiten, daß die gegenwärtige Situation in Deutschland ganz gegen diese Ansicht spricht. Deutschland existiert augenblicklich durch ein Volksheer; ein Volksheer aber wird immer nur für einen Glückszustand, an dem alle Teile interessiert sind, nicht für eine nur in wenigen einzelnen verwirklichte Kultur kämpfen. Nietzsche freilich war konsequent genug, auch Gegner dieses Volksheeres zu sein: „Der größte Nachteil der jetzt so verherrlichten Volksheere besteht in der Vergendung der Menschen von höchster Zivilisation.“ Eine vollkommen richtige Folgerung für den, dem die einzelnen wenigen Vollkommenen alles, die Millionen Mittelmäßiger nichts sind.

Aber schließlich und hauptsächlich ist es auch nicht möglich, Nietzsche als deutschen Patrioten in Anspruch zu nehmen. Es wäre dabei freilich unrecht, nur an die überreizten Neuße-

rungen seiner letzten Zeit, da ihn die Verkennung im Vaterlande verbitterte, zu denken. Immerhin ist es für einen Deutschen einigermaßen schwer, gerecht und verständnisvoll Worte anzuhören, wie sie am Schlusse des „Antichrist“ (keinahe die letzten Worte des Nietzsche'schen Werkes!) zu lesen sind: „Es sind meine Feinde, ich bekenne es, diese Deutschen, ich verachte in ihnen jede Art von Begriffs- und Wertunsauberkeit, von Feigheit vor jedem rechtschaffenen Ja und Nein.“ Diese fürchterliche Ungerechtigkeit ist allerdings eine, aber doch nicht die Meinung Nietzsche's. Noch kurz vorher, in der „Götterdämmerung“, rühmt er dem neuen Deutschland „ein großes Quantum vererbter und angeschulter Tüchtigkeit“ nach; und wenn er es auch kulturell nicht sonderlich hoch einschätzt, so findet er doch in ihm „männlichere Tugenden, als sonst ein Land Europas aufweisen kann“. Die wahre Meinung Nietzsche's über Deutschland ist durch ein Abwägen einzelner Zitate natürlich nicht festzustellen. Aus dem ganzen Gang seiner Entwicklung aber spricht, daß seine ursprünglich vorhandene, natürliche Liebe zum deutschen Menschen immer stärker von einem Mißtrauen gegen die mystische, dem ungeschiedenen Grund der Dinge zugeneigte Art der großen Deutschen beeinträchtigt wurde, und daß die Vorliebe für die reinen, klaren, scharfen, begriffshellen Formen des romanischen Wesens ihn immer mehr nach dem Süden zog, in dem er auch den letzten Teil seiner Lebenszeit verbrachte.

Diese leidenschaftliche Hinwendung zur klaren romanischen Form ist vielleicht im Kern dieser großen problematischen Natur nur eine Notwehr. Denn tatsächlich greift ja Nietzsche, der aus der Romantik kam und, um „der Erde treu“ zu sein, die Romantik abschwor, doch mit seiner Uebermenschen- und seiner Wiederkunftslehre über alles Reale hinweg und wieder ins Romantisch-Phantastische hinaus. Er steht deshalb letztlich schlecht zu den Wirklichkeiten dieser sozialen Welt, die er nicht nur in ihrer gegenwärtigen Unvollkommenheit, sondern überhaupt verachtet. Man kann deshalb den Mann, der weder das Heer, noch den Staat, noch das Volk, noch im besonderen Deutschland als Volk gewollt hat, unmöglich zum Repräsentanten der deutschen Gegenwart machen. An allem, was Deutschland heute im Bösen oder im Guten tut, ist Nietzsche ganz unschuldig; und zu dem, was es morgen im einzelnen tun wird und muß, kann ihm nicht Nietzsche Berater sein. Aber freilich können wir auch von ihm haben, was man immer von jedem großen Herzen, von jeder erhabenen, in die Tiefe spürenden Leidenschaft haben kann.

Vor allem ist es die Ehrfurcht vor der Kraft, die ja ein Hauptmotiv Nietzsche'schen Denkens war, und die wir heute beim offenbaren Bankrott alles intellektualistischen und ästhetischen Einzelwesens mehr als je haben müssen, um nicht am Leben zu verzagen. Hier hat Nietzsche Liebe für das Gleichnis vom Kriege freilich doch einen tieferen Bezug zur Gegenwart. Denn welcher Krieg es nun auch immer sein mag, Krieg ist das, was allem Philistertum, allem erbärmlichen Behagen am entscheidendsten den Garauß macht. In diesem Sinne hat er „nicht Friede überhaupt, sondern Krieg“ gelehrt; und in diesem Sinne darf man auch daran erinnern, daß es (wie ein Brief an die Schwester bezeugt) die Erschütterungen des 70er Krieges waren, die seinem Dichtergeist zuerst das große Stichwort vom „Willen zur Macht“, einer von Nietzsche freilich sehr geistig verstandenen Macht, eingaben.

Wenn denn aber Kampf und Gegnerschaft für jeden, der ein wahrhaft lebendiges, ein überpersönliches Leben,

ein Leben der Hingabe und des Enthusiasmus führt, kein Unglück und kein Unrecht, sondern ein großes, notwendiges Schicksal sind, so folgt daraus das Gebot der Feindesachtung. Und gerade hier ist ein Punkt, wo wir in Zeiten, in denen das Gebot der Feindes-Liebe notwendig versagen muß, viel von Zarathustra zu lernen haben, der da geboten hat, „Feind sollt Ihr sagen, aber nicht Bösewicht!“ Und so heißt es in der Predigt an die Kriegerleute: „Ihr dürft nur Feinde haben, die zu hassen sind, aber nicht Feinde zu verachten. Ihr müßt stolz auf euren Feind sein, dann sind noch die Erfolge eures Feindes eure Erfolge...!“ Hier gerade liegt eine Lehre, angesichts derer man wohl wünschen könnte, daß Nietzsche heute viel mehr der Lehrer des deutschen Volkes wäre, als er es tatsächlich ist. Die häßliche Moralisterei, mit der heute noch groß und klein in Deutschland die Feinde als verächtlich, gemein, schurkenhaft hinstellt, sie verkleinert in Wahrheit die Würde der deutschen Schicksalsstunde. Dumm und empörend wäre es, müßte ein großes Volk um zufälliger Schlechtigkeit einzelner willen sein Blut verspritzen; aber erhaben und tragisch ist es, wenn wir notgedrungen und doch mit freiem Entschluß das gute Recht unseres Willens zum Leben und zur Macht mit dem nicht minder guten Recht der anderen messen.

Der Sinn für das Tragische, der ist es — ein wenig ästhetisch und doch durchaus richtig gesprochen — den man überhaupt immer und heute von Nietzsche lernen kann und soll. Mit einer Untersuchung über die Tragödie hat Nietzsche sein Lebenswerk begonnen, und mit einer Apotheose des Tragischen — welches nie das Traurige, sondern das geliebte Gesetz der Notwendigkeit ist — endet all sein Denken. Dadurch, daß er den Kampf, das ringende Gegeneinander, den „Krieg“ wieder als den Vater aller Dinge verherrlichte, dadurch, daß er die Menschheit nicht auf ein bestimmtes zu erreichendes Ziel der Glückseligkeit, sondern auf die Schönheit des Ringens und Trachtens selber verwies, dadurch, daß er nicht irgendein genossenes Erlebnis, sondern das kämpfende Leben selbst zum Sinn des Daseins machte, dadurch gerade hat ja Nietzsche den Pessimismus Schopenhauers überwunden und die Bejahung der Erde erreicht! Als den Tiefkundigen der Tragödie können wir ihn angesichts dieses großen Welttrauerspiels wahrlich brauchen.

So wenig wie Friedrich Nietzsche für die bisherige Entwicklung des deutschen Staatslebens irgendwie verantwortlich ist, so wenig kann er in allem und im einzelnen als Rechtfertiger der deutschen Gegenwart herbeigerufen werden. Viel zu eigenwillig und abseits ist er in seinem ganzen Wesen, als daß er als Führer einer großen Volksbewegung auch nur zu denken wäre. Es sollte die Sache eines jeden einzelnen sein, von der Grundleidenschaft dieses großen Gewalttamen sich Wind in die Segel zu holen — jeder für seine Fahrt. Wer anders und bequemer auf ihn schwören will, dem soll man Zarathustras Mahnung entgegenhalten: „Ich bin ein Geländer am Strom, fasse mich, wer mich fassen kann; Eure Arüde aber bin ich nicht.“

Gottfried Traub / Den Einsamen

Die mit Tränen säen,
werden mit Freuden ernten.
Psalm 126.

Wer zählt heute die Einsamen am Jahrabend? Sie stehen draußen im Wasser bei Öpern und hinten in den Karpathen zu Tausenden beieinander und erleben doch alle heute abend ihre einsame Stunde. Sie sind zu Hause in Dorf und Stadt, lassen ihr Licht ein wenig länger brennen als sonst, fast als hofften sie auf etwas Unmögliches, auch sie zählen zu Tausenden und aber Tausenden heute abend und sind doch sehr einsam. Alles lebt heute miteinander wie selten; alles stirbt, von einem Grab gedeckt, wie noch nie; aber die Einsamkeit schleicht durch die Gassen und öffnet Tür und Tor, um sich breit zu machen. Ich möchte so gern keine allgemeinen Gesichtspunkte aufstellen, heute abend wenigstens nicht, wo heilige Stille über das Land zieht. Auch vom großen Geschick und dem unermesslichen Inhalt des scheidenden Jahres will ich jetzt nicht reden. Das hört ihr alles an, ich weiß es. Ihr hört auch zu, nicht nur geduldig, sondern willig. Ihr wißt genau, was es heute gilt: auf deutschem Grund und Boden in deutscher Art unbehelligt weiter zu wirken oder — zu verderben. Ihr bejaht aus vollem Herzensgrund das Opfer, das gebracht werden muß. Auch das eigene Opfer ist euch nichts Fremdes. Warum soll man aus der Reihe treten? Nein, nein, ihr denkt ganz ruhig über diese Dinge, so wie ihr schon duzendmal es gehört und ihr es euch selbst vorgesagt habt. Ein gewisser Stolz regt sich gar, daß ihr auch das Größte weggegeben habt; ihr denkt mit Recht im stillen: „was wollt ihr andern reden, die ihr keinen Mann verlor und keinen Sohn vermißt — wer weiß wo? Seid doch stille!“ Und ihr seid würdig in eurem Schmerz, ihr Einsamen. Ich weiß das. Aber davon möchte ich heute abend bewußt nicht reden.

Sondern heute soll euer Herz sich ganz öffnen, euer eigenstes. Nicht das „patriotische“ Herz will ich schlagen hören, heute abend nicht. Ihr Einsamen habt selbst ein Recht auf diese letzten heiligen Stunden des scheidenden Jahres, das euch schied vom teuersten Gut. Da soll eure Seele voll strömen dürfen, eure eigenste Seele. Jenseits des gemeinsamen Guts, das unser aller Krone ist, des Volks, des Vaterlands, steht noch ihr selbst. Ihr kanntet ihn; ihr wußtet, wie gut er war. Ihr hattet ihn lieb. Seine Schwächen und Fehler waren euch so vertraut, wie seine Kräfte. Keiner hat das Bild so sicher, wie der, der es in Liebe geboren oder in Liebe umworden hat. Zu solchen Stunden persönlichsten Gedankens weitet sich der Horizont des Jahrabends für euch Einsame. Ein paar gekritzelte Buchstaben, ein Brief, ein Blumenstock, den er pflegte, ein Lieblingsschriftsteller, in dem er las, dort sein Stuhl, seine Pfeife, seine Zeitung, seine Mitgliedskarten, seine Ehrenzeichen — was breitet sich das heute abend vor dir aus: wie eine liebe Gegend, die dir erzählt von Wetter und Sonnenschein. „Und so wollte er es haben“ — „wenn ich so handele, würde er sich freuen“ — „wenn ich das lasse, was würde er mich heute loben; er würde sagen: ich hätte dir das gar nicht zugetraut, daß du das fertig bringst, du Tapfere“, und in dem Augenblick steht er ja neben dir genau so, wie einst die Jünger ihren toten Meister, Christus lebendig sahen. Er ist ein Stück von dir geworden, und du sprichst doch mit ihm als einem Zweiten; er lebt in deinem Blut, und du richtest dich doch nach ihm, wie nach dem Größeren, das dir vorangeht. Er ist da und wird immer da sein. Gefüllt ist deine Einsamkeit. Das ist kein Traum, das ist die hohe Wirk-

lichkeit, die des Geistes, der in seiner Unvergänglichkeit zu dir gekommen ist, um bei dir zu bleiben.

Da schlägt's die zwölfte Stunde. Neujahr hebt an. Noch einmal ist es dir, als ob der Sargbedel schwer herabfalle mit dem alten Jahr. Ach, sie hatten ja keinen Sarg mehr nötig. Sie brauchten nichts, als den Mantel und der Erde braune Scholle. Den Elementen gehört dein Liebster an. In ihnen lebt er als Keim und Saat. Sei du nur bereit zu ernten! Dazu bist du da. Zu nichts anderem. Drum holen wir Ernte heim fürs Eigene, für das Volk, für unser liebes, liebes großes deutsches Vaterland. Gott hat es gesegnet mit reicher Totenschar zur Auferstehung. Laßt uns auferstehen! Hell und stark soll uns 1915 finden, daß wir langsam und behutsam, aber entschlossen und mit freier Hand ernten und unseren Toten zurufen: „Wir verstanden euch! Wir stehen in gleicher Reihe. Haben wir unsere Pflicht getan, dann kommen wir auch!“ Aber — das Vaterland bleibt . :

Soziale Bewegung

Fürsorge für Kriegsinvaliden. Es ist ein erfreuliches Zeichen nationaler, aber auch sozialer Gesamtstimmung in Deutschland, daß jetzt bereits die Sorge für die Zukunft der Schwerverwundeten lebhaft und ernst einsetzt. Dabei wird von allen Seiten einmütig betont, daß diesmal die Hilfe sich nicht in knappen, allzu knappen Renten erschöpfen dürfe, wie nach 1870, sondern, daß entsprechend der fortgeschrittenen sozialen Gesinnung umfassender und tiefergreifender geholfen werden müsse. In einer Berliner Versammlung der Gesellschaft für Soziale Reform hat Dr. S. Kraus vom Frankfurter Institut für Gemeinwohl sachverständige Vorschläge gemacht. Er bezeichnete es als notwendig, daß neben das selbstverständliche Heilverfahren und die erforderliche Rentengewährung eine geordnete Arbeitsbeschaffung für die durch Unfall Erwerbsbeschränkten tritt, und zwar aus medizinischen, volkswirtschaftlichen und ethischen Rücksichten: dem körperlichen und seelischen Zustande des Unfallverletzten angepaßte Tätigkeit ist ein starker Heilfaktor; auch kann es volkswirtschaftlich nicht verantwortet werden, wenn Hunderttausende von Arbeitskräften brachliegen, und ein Mensch, dem die Berufsarbeit genommen wird, büßt meist seinen Lebensinhalt ein und verliert damit seinen für den Kampf ums Dasein notwendigen Dukt; auch gibt es für die Familie keinen bedeutlicheren Einfluß als die Arbeitslosigkeit des Familienoberhauptes. Die Untersuchungen, die Dr. Kraus über die Lebens- und Erwerbschicksale einer großen Zahl Unfallschwerverletzter angestellt hat, haben nun weiter ergeben, daß von den Verletzten, die infolge des Unfalls sozial deklassiert werden, ein erheblicher Teil zweifellos vor dem völligen Zusammenbruch hätte bewahrt werden können, wenn ihnen passende Arbeit verschafft worden wäre. Allerdings darf es sich hierbei nicht um irgendwelche schematische Arbeitsvermittlung handeln, vielmehr muß jeder einzelne Fall besonders behandelt werden, eben nach ganz bestimmten großen Gesichtspunkten. Dazu ist eine einheitliche Organisation der Arbeitsfürsorge notwendig, die sich auf örtlichen Auskunfts- und Beratungsstellen aufbaut. Diese Stellen haben sich zunächst nach Abschluß des Heilverfahrens über die noch vorhandenen Fähigkeiten und Fertigkeiten des Invaliden Kenntnis zu verschaffen und auf Grund solcher Kenntnis die Unterbringung in geeigneten Arbeitsstellen der Landwirtschaft, des Gewerbes, des Handels und der öffentlichen Verwaltung zu betreiben. Als Voraussetzung für ein erfolgreiches Wirken muß jedoch gefordert werden die Bedingung des Anpassungswillens des Erwerbsbeschränkten, und hierfür sind wieder folgende Vorbedingungen unerlässlich: gründliches Heilverfahren, die Festlegung einer Schonzeit, innerhalb welcher die nach Abschluß des Heilverfahrens festgesetzte Rente nicht herabgesetzt werden darf, um die Konzentration des beschränkt Erwerbsfähigen auf seine wirtschaftliche Neuanpassung nicht durch Rentenkämpfe zu hemmen und geistige Bildungsarbeit, die Charakter und Intelligenz des beschränkt Erwerbsfähigen unmittelbar zu stärken sucht nach dem Grundsatz, daß körperliche Verluste durch geistige Gewinne möglichst ausgleichend werden sollten. Schließlich ist auch Familienfürsorge notwendig, die dem beschränkt Erwerbsfähigen die Sorge um das Schicksal seiner Familie erleichtert, indem sie der Ehefrau mit Rat aller Art beisteht, ihr etwa notwendige Erwerbsarbeit zugänglich macht, die Kinder erforderlichenfalls in Fürsorgeeinrichtungen unterbringt u. dgl. — Wer soll nun diese ungeheure Arbeit leisten. Erfreulicherweise hat das Zentral-Komitee vom Roten Kreuz beschloffen, keine Einrichtungen zur umfassenden Hilfe für die Kriegsinvaliden zu verwerten, und zu diesem Zweck eine neue, besondere Abteilung gebildet.

Ihre Aufgabe wird u. a. auch sein, darauf hinzuwirken, daß die den Kriegsinvaliden noch verbliebene Arbeitsfähigkeit möglichst ausgiebige Verwertung findet. Es ist eine zunächst für Preußen bestimmte Organisation geplant, die bald auch im übrigen Reich in Kraft treten kann. In ihr sollen die Organisationen des Roten Kreuzes und, wenn möglich, auch anderer auf diesem Gebiete schon tätiger Vereinigungen mit großen wirtschaftlichen Verbänden, den Arbeitgebern und Arbeitnehmern, beispielsweise den Berufsgenossenschaften und Gewerkschaften, vor allem auch mit den Arbeitsnachweisen zu einem umfassenden einheitlichen Hilfskörper zusammengefaßt werden. An die Spitze der neuen Abteilung des Zentral-Komitees ist dessen Mitglied der Präsident des Reichsversicherungsamts Wirklicher Geheimrat Oberregierungsrat Dr. Kaufmann berufen worden, dessen vielseitige amtliche und außeramtliche Beziehungen zu den verschiedenen Stellen hier in Betracht kommenden Verbänden eine erfolgreiche Leitung gewährleisten. Präsident Dr. Kaufmann hat bereits die vorbereitenden Maßnahmen zur Bildung der neuen Organisation in die Hand genommen.

Die internationale Arbeiter солидарität wird durch den Weltkrieg auf harte Proben gestellt. Deutlicher als je in Friedenszeiten zeigt sich, daß die meisten ausländischen Organisationen den Gedanken internationaler Hilfsbereitschaft weniger ernst nehmen als die deutschen Arbeiter, die bekanntlich ein wesentlicher Bestandteil der „deutschen Barbaren“ sind. Den neuesten Vorgang auf diesem Gebiete schildert der „Vorwärts“ mit folgenden Worten: Die belgischen Gewerkschaften und Genossenschaften sind am Ende ihrer Mittel angelangt. Unter den Hunderttausenden von Einwohnern Belgiens, welche jetzt unterstützt werden müssen, um überhaupt leben zu können, befinden sich zahlreiche Gewerkschafts- und Genossenschaftsmitglieder. Nach und nach haben die Organisationen alle ihnen zur Verfügung stehenden Mittel zu deren Unterstützung aufgebraucht. Die Brüsseler Buchdrucker z. B. konnten nur durch die Hilfe eines Gönners, der ihnen 40 000 M. auf ihre Wertpapiere vorstreckte, eine Zeitlang ihre Mitglieder über Wasser halten. Jetzt aber ist die Not überall sehr groß. Die Gewerkschaften haben schon vor Monaten einen dringenden Aufruf um Hilfe an die englischen Organisationen gerichtet. Neuerdings haben sie auch zwei besondere Vertreter der Landeszentrale nach England geschickt, welche unter den Auspizien des Parlamentarischen Komitees des Gewerkschaftskongresses in England herumreisen, um diese Hilfsaktion zu fördern. Bisher aber ist das Ergebnis nicht allzu erfreulich. Rund 50 000 M. sind in drei Monaten von den englischen Gewerkschaften zusammengebracht worden zur Unterstützung der belgischen Bruderorganisationen. Davon stammen 18 000 M. von der großen Bergarbeiterorganisation, welche nicht weniger als 2 Millionen Mark für den als Prince-of-Wales-Fonds bekannten Kriegs- bzw. nationalen Unterstützungsfonds stiftete. Weitere 12 000 M. wurden durch den Sekretär der Textilarbeiter übermittelt, aber auch darunter befanden sich 5000 M. aus dem Internationalen Streikfonds der Textilarbeiter, welchen derselbe Sekretär verwaltet. Dabei haben die Gewerkschaften der Bergarbeiter und Textilarbeiter in England über 1 Million Mitglieder! Auch die englischen Genossenschaften beteiligen sich an einer solchen Hilfsaktion. Die internationale Zentralstelle der Genossenschaften, welche sich seit einiger Zeit in London befindet, hat beschlossen, einen Aufruf zur Unterstützung der Belgier an alle Länder, mit Ausnahme von Deutschland und Oesterreich, zu richten. Ein gleicher Aufruf geht an die gewerkschaftlichen Landeszentralen aller Länder von Seiten des holländischen Gewerkschaftsbundes. Die englische Presse bringt die unzutreffende Nachricht, daß auch dieser Aufruf an die Deutschen und Oesterreicher nicht gesandt werden soll. Aber der „Vorwärts“ hofft, daß auch die Arbeiter dieser Länder hinter der Opferwilligkeit ihrer englischen und französischen Klassengenossen nicht zurückbleiben werden.

Kriegsliteratur

England und wir, von Dr. Jacob Nieker, Vorf. des Danjabundes. Bei E. Ditzel in Leipzig. 1 M.

Englands Schwäche und Deutschlands Stärke, von Dr. H. Loich, Direktor des kgl. stat. Landesamtes. Stuttgart, Verlagsanstalt. 50 Pf.

Beide Schriften von erfahrenen Wirtschaftspolitikern haben etwa denselben Hord und ergänzen sich gegenseitig. Es handelt sich um die Ansichten des englischen Wirtschaftskrieges gegen Deutschland. England schädigt sich selbst, indem es uns vom Weltverkehr abschließt, und möglicherweise können wir das Wirtschaftsringen länger aushalten als England, weil unsere Wirtschaft nicht so sehr von Handelsbewegungen und Handelsvorteilen abhängig ist wie die englische. Beide Verfasser gehörten schon in Friedenszeiten zu denen, die bei liberaler Gesamtansicht eine vermehrte Beachtung der landwirtschaftlichen Inlandsproduktion forderten. Nieker zeigt besonders auf Grund der Mitteilungen des englischen *Times* Economy, an wie vielen Stellen das finanzielle und industrielle System der englischen Wirtschaft in Mitleidenhaft gezogen wurde, wobei

wir nur an einer Stelle eine Anmerkung machen möchten, nämlich bei Vergleich der beiderseitigen Arbeitslosigkeit. Ein höherer Prozentsatz von Arbeitslosigkeit in England bedeutet noch nicht einen höheren Grad von Gewerbestörung, weil viel weniger englische Arbeiter zur Truppe gegangen sind und darum das Angebot von Händen größer ist. Sehr eindringlich kritisiert Nieker den Satz, daß Deutschlands Verlust Englands Gewinn sei, indem er vom Werte des Gesamtumsatzes für alle Beteiligten redet und von den wachsenden Ansprüchen Nordamerikas. Loich berührt ähnliche Gesichtspunkte, führt aber besonders aus, wieviel stärker wie Deutschen auf unserem eigenen Boden sitzen als die Engländer: „Wenn für Deutschland der ganze Außenhandel wegfiel, so würde vom deutschen Nationaleinkommen im ganzen etwa 15–20 v. H. wegfallen.“ Aber auch dieser Fall ist gar nicht konstruierbar, da allein Oesterreich-Ungarn, Schweiz, Belgien, Niederlande und Dänemark zusammen etwa 18 v. H. der deutschen Einfuhr liefern und 31 v. H. der deutschen Ausfuhr aufnehmen. Rechnet man Italien, Rumänien, Bulgarien, Schweden und Norwegen hinzu, so bleibt 25 v. H. der Einfuhr und 40 v. H. der Ausfuhr. Selbstverständlich treten während des Krieges auch in diesen Beziehungen Störungen ein, aber von Abschließung kann gar nicht die Rede sein. Englands Außenhandel beruht zum Teil auf der Zahlungsfähigkeit seiner Schuldner, und diese ist durch den Krieg sehr in Unsicherheit geraten. Auslandsgebiete, die wie Ausland vom Verkehr abgeschlossen sind oder wie Südamerika an Mitteleuropa nichts verkaufen können, können deshalb auch ihre pflichtgemäßen Tribute an England nicht liefern. Beide Schriften bieten einen wohlbegründeten deutschen Optimismus.

Quittung

Kriegs- und Heimatchronik. J. in G. 3 M., D. in B. 1 M., Fr. P. in D. 80 Pf., Dr. v. G. in G. 3,05 M., Prof. P. in B. 1 M., Sup. R. in G. 40 M., G. in G. 35 Pf., J. in G. 3 M., B. in B. 3 M., A. in Leub. 1 M., M. in G. 3 M., B. in B. 60 Pf., L. in G. 2 M., D. im Felde 1 M., St. in G. 2 M., Frau H. R.-D. in G. 50 M., R. in G. 1 M.

Auslands-, Lazarett- und Soldatenhilfen. St. in B. 2 M., Frau C. in G. 6 M., Frau Sch. in G. 3,50 M., Dr. R. in B. 5,30 M., Frau B. in B. 15 M., Fr. B. in St. 6 M.

Für Elßaß-Lothringen. G. in R. 10 M., L. in M. 5 M., Dr. med. Grunssendorf in Jerusalem 25 M., mehrere Lehrer in Gera 10 M., A. G. in F. 10 M., Fr. M. R. in G. 3 M.

Für Ostpreußen. G. in R. 10 M., Dr. med. Grunssendorf in Jerusalem 25 M.

„Hilfe“. J. in P. 6 M., T. in G. 3 M., L. in G. 2,50 M., M. in P. 2 M., R. in Fr. 10 M., Frau R. in M. 3 M., F. in R. 2,63 M., B. in St. 3 M.

Allen Gebern herzlichsten Dank.

Verlag der „Hilfe“ in Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

Z. in Breslau: Dank für Brief, den ich 23. 12. erhalten habe! Inzwischen steht glücklicherweise einiges besser. Gruß! R.

Nach Marburg (Lahn). Wenn wollen wir „Chronik“ und „Hilfe“ an Stabsarzt R. kostenlos senden, wenn Sie uns auch Ihren Namen und Adresse mitteilen. Das ist (auch wegen etwaiger Rückfragen) nötig.

Nach Breslau, Hertens, Westf. und Rinkenitz. Es sind Postanweisungen zu je 3 M. für das nächste Vierteljahr ohne Absendernamen hier eingegangen. Es wäre sehr erwünscht, daß die Besteller sich melden, da sonst leider Verpätungen in der Zusendung der „Hilfe“ unvermeidlich sind.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Kaumann; Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Preussischer Beamten-Verein zu Hannover, Lebensversicherungsverein auf Gegenseitigkeit für Beamte, Rechtsanwälte, Ärzte, Geistliche, Lehrer, Ingenieure und Privatangestellte.

Im Jahre 1914 wurden bis Ende November in allen Abteilungen des Vereins 3779 Versicherungen über 21 301 109 M. Kapital und 22 190 M. jährlicher Rente beantragt. Gesamter Versicherungsbestand Ende November 1914: 100 303 Versicherungen über 448 235 460 M. Kapital und 1 326 803 M. jährlicher Rente. Die seit Bestehen des Vereins bis Ende November 1914 geleisteten Zahlungen aus Versicherungsverträgen ergaben rund 119 100 000 M. Die den Mitgliedern seit Errichtung des Vereins zugewiesenen Jahresdividenden und gezahlten Schlussdividenden beliefen sich auf rund 43 467 840 M. Der Vermögensbestand betrug Ende November 1914 rund 175 600 000 M. Der Ueberschuß im Jahre 1913 belief sich auf 5 787 611 M.

Die **Ebene Lebensreformer in Dranienburg** sind wegen ihrer naturgemäßen guten Oberzeugnisse bekannt. Die Wissenschaft gibt ihnen heute recht, wenn sie behaupten, daß man einen Teil des Lebensbedarfes durch Fruchtums ersetzen kann. In der gegenwärtigen Zeit gewinnen derartige Ergebnisse langjähriger Versuche für die Ernährung des Volkes höchste Bedeutung. Daß man in den Ebeuren Fruchtums einen Ersatz für den Alltagsbedarf gefunden hat, ist eine weitere Erfruchtigung dieser Handvoll Menschen, die vor 20 Jahren auf fahler Scholle begonnen und die heute ein blühendes Eden bewirtschaften.

L

